

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + Refrain from automated querying Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + Keep it legal Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + Beibehaltung von Google-Markenelementen Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.



Ősterreichische Rundschau

fjerausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



Band I

November 1904 – Jänner 1905

1905

Derlag von Carl Konegen, Wien

AP 30 .03 v.1



cont. Stelent 1-21-48 61400 251.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Sette	Seite
Antropp, Theodor 549	Krejći, S. D 697
Becher, Ernst	Cammasch, hofrat Professor Dr. Beinrich
Beer, Dr. Rudolf 358	10, 337, 653
Benedict, Professor M 390	Linsbauer, Dr. Karl 650
Benedift, Dr. Edmund 102, 218	Loeiche, Professor Dr. Georg 699
Berger, Dr. Alfred Freiherr von. 52, 413, 599	Cown, Dr. Wilhelm 213
Birt, Professor Alfred 78, 588	Madenski, Dr. Stanislaus Ritter von,
Blei, Dr. Franz 393, 438, 497	Minister a. D
Chlumecty, Leopold Freiherr von 516	Masarnt, Professor Dr. Th. G 592
David, Dr. 3. 3. 258, 316, 375, 424, 478, 578	Menzel, Professor Dr. Adolf 295
Dreger, Dr. M	Mijdler, Professor Dr. E 222, 497
Eder, Hofrat Dr. 3. M 47	Mitis, O. S. von
Eisler, Dr. Rudolf 696	Mitteis, Professor Dr. Ludwig 125
Selder, Dr. Kajetan Freiherr von 27, 87,	Morold, Mag
150, 206, 252, 306, 370, 418, 472, 523	Mündl, Dr. Richard 541
Solnesics, Josef 233	nagl, prof. Dr. 3. W 302
Sournier, Professor Dr. August 140	Ohorn, Anton 636, 677
Frankfurter, Kustos Dr. S 274	Peter, Johann 499
Franto, Dr. Iwan 269	Plener, Ernst von 341
Friedjung, Dr. heinrich 453	Probizer, Dr. Guido von 670
6 Ιοίίη, Dr. Karl 55, 442, 655	Riesz, Helene 282
Gnad, Hofrat Dr. Ernst 544	Rittersfeld, Hugo Ritter von 696
Gunther, S. St 116, 498	Rofegger, Dr. Peter 449
haberfeld, Dr. hugo 440, 701	Saar, Serdinand von 39, 93
haberlandt, Dr. M 436	Salus, Dr. Hugo 165
hadwiger, Dr. A	Shautal, Dr. Ricard 594
herrnritt, Professor Dr. Rudolf von 645	Schiller, Friedrich 272
hirschfeld, Dr. Robert 107, 535	Soonbach, hofrat Professor Dr. Anton E. 18
hod, Dr. Stephan 431, 548	Schrötter, Hofrat Professor Dr. Leopold von 562
Jodl, Professor Dr. Friedrich 386	Saufter-Bonnot, hofrat Dr. Mar 264
John, Alois 272, 495	Sieger, Professor Dr. Robert 659
Kachnit, Prof. Dr. Josef 273, 340	Stoessel, Dr. Otto
Kablec, Dr. Karl	Strobl, Dr. Karl hans 227, 496
Kaindl, Professor Dr. R. S 595	Sueh, Eduard
Kareis, Hofrat Josef 459	Sujan, Dr. Camillo D 698
Klaar, Prof. Dr. Alfred 706	Capenthal, Dr. Max von 488
Komorzynski, Dr. Egon von 383	Ubell, Dr. Hermann 691
Kojá, Dr. Wilhelm 195	Wachter, Franz
Krafft, Professor Dr. Guido 160	Weist, Dr. Ernst Franz 485

Seite	Sette
Werner, Prof. Dr. Richard Maria 327	H. K
Wieser, Prof. Dr. Friedrich Freiherr von 65	H. S
173, 285, 397, 503, 603	J. Sch - n
Wiesner, Hofrat Prof. Dr. Julius 240	552, 658
Wilbrandt, Adolf 528, 572	-m
Winternig, Prof. Dr. M 621 Wirth, Dr. A 543	
wiriq, Dr. A	-ma
*	M. N-r
	-nk
†	-0
A	Oswald
A. S	-pp
-a	Quidam 60
	_
-a 273, 390, 391, 441	r. h
Dr. Bd	
E. R	-s
-er	
G. S	-v 54, 59, 229, 230, 338, 499, 599, 657
O. Sch	W
h. h 172, 231	W. B
Ar	tifel.
	• • •
Fortbildung außerhalb der Schule. Don	Anregungen zur Frage der Verwaltungs-
Eduard Sueß 1	reform in Österreich. Von Hofrat Dottor
Warum brauchen wir ein neues Strafgeset?	Max Schuster-Bonnot 264
Von Dr. Heinrich Cammasch 10	Ein österreichischer Staatsphilosoph des
Rojeggers Leben Jeju. Von Anton E. Schön-	
Rojeggers Leven Jeju. Don Rinton C. Sujon.	XVIII. Jahrhunderts. Don Professor
bach	XVIII. Jahrhunderts. Don Professor Dr. Adolf Menzel 295
Баф	Dr. Adolf Menzel 295
bach	Dr. Adolf Menzel
bach	Dr. Adolf Menzel
bach	Dr. Adolf Menzel
Dad	Dr. Adolf Menzel
Bad	Dr. Adolf Menzel
Dad	Dr. Adolf Menzel
Dad	Dr. Adolf Menzel
Bad	Dr. Adolf Menzel
Bad	Dr. Adolf Menzel
Bad	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Ferdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der k. k. hof- und Staatsdruderei. Don hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpenbahnen Osterreichs. Dom hochschulprosessor, dipl. Ing. Alfred Birt 78 Jum Sall hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigteit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti 121 Die rechtschistorische Staatsprüfung. Don Professor Dr. Ludwig Mitteis 125 Neue Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses. Don Professor Dr. August	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Ferdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der k. k. hof- und Staatsdruderei. Don hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom hochschulprofessor, dipl. Ing. Alfred Birt 78 Jum Sall hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigseit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Ferdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der k. k. hof- und Staatsdruderei. Don hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom hochschulprofessor, dipl. Ing. Alfred Birt 78 Jum Sall hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigseit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Ferdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der k. k. hof- und Staatsdruderei. Don hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom hochschulprosesson, die Nathensen Start 78 Zum Fall hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigseit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti	Dr. Adolf Menzel
Bad	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Ferdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der k. k. hof- und Staatsdruderei. Don hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom hochschulprosesson, die Nathensen Start 78 Zum Fall hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigseit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Ferdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der k. k. Hof- und Staatsdruckei. Don Hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom Hochschulprosesson, die Ralfred Birt 78 Zum Fall Hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigsteit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Selder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Serdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der t. t. hof- und Staatsderuckei. Don hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirkschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom hochschulprosesson, dipl. Ing. Alfred Birt 78 Jum Sall hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigseit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti . 121 Die rechtshistorische Staatsprüfung. Don Professor Dr. Ludwig Mitteis . 125 Neue Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses. Don Professor Dr. August Sournier . 140 Wilhelm Raabe und Österreich. Don Dr. Wilhelm Rabe und Österreich. Don Dr. Wilhelm Kosch . 195 Die neueste Erweiterung Wiens. Don Dottor Wilhelm Löwn . 213 Jum Wiener Kunsterziehungsproblem. Don Josef Solnesics . 233 Die Entwicklung der Pssanzenphysiologie.	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Selder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Serdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der t. t. hof- und Staatsdruckei. Don Hofrat Dr. J. M. Eder 47 Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom Hochschulprofessor, dipl. Ing. Alfred Birt 78 Jum Sall Hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigsteit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti 121 Die rechtshistorische Staatsprüfung. Don Professor Dr. Ludwig Mitteis 125 Neue Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses. Don Professor Dr. August Sournier 140 Wilhelm Raabe und Österreich. Don Dr. Wilhelm Kosch 195 Die neueste Erweiterung Wiens. Don Dottor Wilhelm Kömp 213 Jum Wiener Kunsterziehungsproblem. Don Josef Solnesics 233 Die Entwicklung der Pflanzenphhsiologie.	Dr. Adolf Menzel
Meine Jugendzeit. Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Selder 27, 87, 151, 206, 262, 306, 370, 418, 472, 523 Sappho. Novelle von Serdinand v. Saar 39, 93 Die Säcularfeier der t. t. hof- und Staatsderuckei. Don hofrat Dr. J. M. Eder . 47 Die wirkschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpendahnen Österreichs. Dom hochschulprosesson, dipl. Ing. Alfred Birt 78 Jum Sall hervan. Don Edmund Beneditt 102 Die nationale Freizügigseit. Don Dottor Stanislaus Ritter v. Madensti . 121 Die rechtshistorische Staatsprüfung. Don Professor Dr. Ludwig Mitteis . 125 Neue Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses. Don Professor Dr. August Sournier . 140 Wilhelm Raabe und Österreich. Don Dr. Wilhelm Rabe und Österreich. Don Dr. Wilhelm Kosch . 195 Die neueste Erweiterung Wiens. Don Dottor Wilhelm Löwn . 213 Jum Wiener Kunsterziehungsproblem. Don Josef Solnesics . 233 Die Entwicklung der Pssanzenphysiologie.	Dr. Adolf Menzel

Schie Schiffahrtsfragen in Österreich. Von Ernst Becher	Die Frau in der Völkerkunde. Von Prosfessor Dr. M. Winternitz
Chro	onit.
Theater. Von Alfred Freiherrn v. Berger . 52 Musik. Von Dr. Robert Hirschseld	Volkstunde in Österreich. Von Dr. M. Haberlandt
Bespred	hungen.
A. Cufdin v. Ebengreuth: Allgemeine Münzstunst und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Besprochen von E. Mischler	O. Homberg und S. Jousselin: Le Cheva- lier d'Eon. Besprochen von Franz Blei . 497 Osterreichisches statistisches Handbuch für die im Reichsrate vertretenen Königreiche
hans Grasbergers Ausgewählte Werke. I. Band. Novellen aus Italien und der Heimat. Besprochen von Professor Dottor Richard Maria Werner	und Länder. Herausgegeben von der ftatiftischen Zentralkommission. Besprochen von Ernst Mischer 497 Durch Sibirien nach der Südsee. Don Dr. Erich Pistor. Besprochen von Dottor
von Randas. Besprochen von Dr. Karl Kadlec	A. Wirth
Morig v. Schwind: Die Hochzeit des Sigaro. 30 Lichtbruckafeln nach den Original- zeichnungen. Besprochen von Hugo Haber- feld	fprocen von M. N-r
Ein österreichisches Novellenbuch. Besprochen von H. S	hugo Ganz: Dor der Katastrophe. Besprochen von Th. G. Masaryt
heinrich Mann: Floten und Dolche. Be- fprocen von Karl hans Strobl 496	

Sette	Seite
dem zweiten Kaiserreich 1851 – 1859.	Francesco Petrarca: Sonette und Kanzonen.
Besprochen von Hugo R. v. Rittersfeld . 696 Julius Teper: Roman von der treuen	Besprochen von Camillo V. Susan 698 S. E. Köhler-Haussen: Triumph der Liebe.
Freundschaft der Ritter Amis und Amil.	Besprochen von Camillo D. Susan 698
Besprochen von S. V. Krejčí 697	Delptomen our Cumas of Julian 030
zojposijen son 3. st snajen i tra i tra i r	
107.1 1921	44-17
Kleine Mi	meuungen.
Derbotene Legenden . , 54	Professor Stellwag als Leser 390
Das technologische Gewerbemuseum 54	Ein neues Studentenheim in Prag 390
Das Privilegium von Camerino 112	Zeitschriftenschau 391
Die submarine Kabeltelegraphie 113	Die meteorologische Höhenstation auf dem
Die t. u. t. Konjularatademie 114	Donnersberge
Die Gesamtausgabe von Stifters Werten . 114	Jehn Jahre Verein für österreichische Volks-
Naturalismus auf der Bühne 115 Sür die afrikanischen Missionen 115	tunde
Das Institut für österreichische Geschichts-	in Spalato 442
foriquing 164	Alt-Wiener Jimmerpflanzen 498
Bibliothekarenkonferenz 165	Eine Benachteiligung bes öfterreichischen
Gesellschaft für neuere Geschichte Osterreichs 224	Derlagsbuchhandels 499
Die Milieutheorie in der Volkswirtschafts-	Jur Geschichte der Drehbühne 548
lehre	C'Octroi
Die Buchhandlungen Osterreichs 226	Wo fand die Schlacht bei Morgarten statt? 549
Die rechtshistorische Staatsprüfung226 Zeitschriftenschau226	Die Ausgestaltung der montanistischen Hoch- ichulen Österreichs 593
Die Literatur in den Cabaftrafilen 272	Kinderbücher 594
Jur Ethnographie des Egerlandes 272	Zeitschriftenschau 594
Österreichische Universitätsgesetze 273	Dr. Richard Schuster + , 652
Die firchliche Kunftgeschichte in der tschechischen	Emily de Caszowsta + 653
Citeratur	Zeitschriftenschau aus Tirol 653
Ethijche Gejellschaft	Der Berein der tichecifchen Belletriften
Aus Alk-Wien	"Maj"554 Die Geselschaft für die Geschichte des Pro-
Dolfsbibliothefen	testantismus in Österreich 699
Stadtmusitanten	Ein großer arcaologischer Sund in Agnpten 700
Die österreichische Post in der Curtei 389	
Çonil	Ieton.
Jenu	*CtV1t.
Grillparzers Wohnungen. Don Karl Glossp 55	Alt-Wiener Krippenspiele. Don Karl Gloss 442
herbst. Wiener Stigge. Don S. St. Gunther 116	Die "Sitweile". Ein Winterbild aus dem
Prag-Alter Judenfriedhof. Don Dr. Hugo	Böhmerwald. Von Johann Peter 499
Salus	Wortwig und Bühnenwig. Von Cheodor Antropp
Erinnerungen an Theodor Mommsen. Don	Czernowig in der Butowina. Don Professor
Kustos Dr. S. Frankfurter 274	Dr. R. S. Kainol 595
Aus dem Wiener Westen. Don Dr. Otto	Kajetan v. Selber. Don Karl Gloffq 655
Stoeff1	Die Plastik-Ausstellung der Sezession. Don
Eugène Sue. Von Dr. Franz Blei 392	Dr. Hugo Haberfeld 701
Von der	r Woche.
	•
21.—29. Oftober	Shiller=Rummel (Quidam) 60 Burgtheater (—m.) 60
Apollinar R. v. Jaworsti (-v-) 59	Deutsches Volkstheater (-lz-) 61
Ein "neues" Blatt 59	Raimunds-Cheater (—tr—) 61
# =	, , , , , , , , , , , , , , , , , , , ,

Sette	Sette
Intimes Cheater (—lz—) 61	Der Handelsvertrag mit Deutschland (-v-) 337
Wiener Konzertverein (r. h.) 62	Deutsches Volkstheater (-lz-) 338
Dollelts Vortrag in der Grillparzer-Gesell-	Raimund-Theater (-tr-) 339
ίφαft (E. R.) 63	Literarische Matinee (-pp.) 340
30. Oftober bis 5. November 117	Robert und Bertrand (W.) 340
Ofterreichisch-ungarische Kolonialgesellschaft	Olmüger Gefellicaft der Kunftfreunde (Pro-
(-nk-)	fessor Dr. Josef Kachnik 340
Intimes Cheater (—tr—)	410. Dezember 393
Philharmonisches Konzert (r. h.) 120	Die politische Lage (A)
Das "teure" Wien 120	Ein Richard Wagner - Theater in Wien
6.—12. November	(-tr-)
Die politische Lage	Deutsches Volkstheater (-lz-) 396
Die neuen handelsverträge (A.) 169	1117. Dezember 444
Kultur- und Reflamepolitif (Oswald) 169	Die politische Lage (A) 445
Burgtheater (-m.) 170	Abolf von Sonnenthal (-lz-) 446
Deutsches Volkstheater (-lz-) 170	Raimund-Theater (-tr-) 447
Raimund-Theater (-tr-) 170	Die Musik der Cebenden (r. h.) 448
Französische Gastspiele (-tr-) 171	Die Grillparzer-Gesellschaft (M. M.) 448
Sezession (h. h.) 172	1822. Dezember
Künstlerhaus (h. h.) 172	Theater an der Wien (M. M.) 502
1319. November 229	2531. Dezember 551
Neue Gesegesvorlagen (-v-) 229	Die politische Lage (A)
Die zweite Haager Konferenz (-v-) 230	Josefstädtertheater (-lz-) 552
Hofoperntheater (r. h.) 230	17. Janner
Deutsches Volkstheater (-lz-)231	Die politische Lage (-nk-) 598
Dier Einakter (-lz-)	Konstituierung der Ortsgemeinden Nieder-
hagenbund (h. h.) 231	österreichs (-v-)
Ein Vortrag Hardens (-er.) 231	Die Mittel der sozialdemotratischen Partei
Die Idee der allgemeinen Bildung im	(-v-) 599
Altertum (*) 232	Don Carlos (Alfred Freih. von Berger) 599
Anforgeverein (†) 232	Gastspiel Ferdinand Bonn (-tr-) 602
2026. November 278	812. Janner 656
Die politische Cage 279	Das Verhältnis der Nationalitäten in
Puppen (helene Riesz) 282	Böhmen (-v-)
Burgtheater (-m.) 283	Deutsches Volkstheater (-lz-) 658
Die Vereinigung ichaffender Confuntter in	1421. Janner 703
Wien (r. h.)	Der Grillparger-Preis (-s-) 703
Der Schleier der Maja (G. S.) 284	Der Kobold (r. h.) 704
27. November bis 3. Dezember 335	Gastspiele (-tr-)
Derbesserung des Schutzes der Chre (Cammasch) 337	Das gerettete Venedig (Alfred Klaar) 706

Fortbildung außerhalb der Schule.

Don Eduard Sueg.

I.

Im Januar 1825 erschien Lord Broughams berühmte Schrift über Volkserziehung. Das Ziel müsse sein, schrieb er, allen Mitmenschen jenen Grad von Veredlung zuzuführen, zu dem ihr Verstand und ihre Moral sie empfänglich machen. Insbesondere wendete er sich an die Wohlhabenden. "Irgend einer von diesen, wenn auch durch Geschmack oder Gewohnheit dem Gewühl der öffentlichen Angelegensheiten oder den alltäglichen Streitigkeiten der Welt abgeneigt, mag in aller Ruhe und Unschuld sich der edelsten Befriedigung erfreuen, welche der anspruchsvollste Mensch genießen kann; er vermag durch seine alleinigen Anstrengungen den Charakter und den Wohlstand einer ganzen Generation zu beeinstussen und auf diese Art einen Einfluß zu gewinnen, um den ihn in bezug auf die räumliche Ausdehnung sogar der gemeine Ehrgeiz beneiden mag."

Das war, als die Dampfmaschine begann, ihren Einfluß auf die Industrie zu üben. Eine große Bewegung ging durch das Cand, populäre Mechanics Institutes, zahlreiche Ceseksubs wurden gegründet und wissenschaftliche Vorträge wurden versanstaltet.

Jur selben Zeit lebte in Paris ein fränklicher Mann, der sich mit mineralogischen Untersuchungen beschäftigte. Er war im Jahre 1765 in Frankreich geboren und auf den falschen Namen James Lewis Macie getauft worden. Sein Dater war hugh Smithson, Herzog von Northumberland, genannt Perch, und seine Mutter war eine Hungersord und den Herzogen von Somerset verwandt. Nach dem Tode seiner Eltern verlangte er vom Parlamente und erhielt er das Recht, sich nach seinem Dater Smithson zu nennen, aber er empfand es sein Leben lang, daß ihm schweres Unrecht bei dem Eintritte in die Welt widerfahren sei. "Das beste Blut Englands," schrieb er einmal, "fließt in meinen Adern; von Seite des Vaters bin ich ein Northumberland, von Seite der Mutter bin ich Königen verwandt, aber das kümmert mich wenig. Mein Name soll fortleben im Gedächtnisse der Menschen, wenn die Titel der Northumberlands und Perchs längst erloschen und vergessen sein werden."

Im Jahre 1826, während die von Brougham angefachte Bewegung hohe Wellen schlug, verfaßte Smithson sein Testament. Sein Vermögen, über 3 Millionen Kronen, für jene Zeit eine außerordentlich hohe Summe, sollte nach dem etwaigen

tinderlosen Tode seines Neffen den Vereinigten Staaten zufallen, zur Gründung eines Institutes "für Vermehrung und Verbreitung der Kenntnisse unter den Menschen".

Man war in Amerika erstaunt darüber, daß er die Vereinigten Staaten bedacht hat. Seine Gesinnung war nichts weniger als eine republikanische und er besaß keinerlei auch nur briefliche Verbindung jenseits des Ozeans. Ein unbeglaubigtes Gerücht sagt, Smithson habe zuerst an Österreich gedacht, Fürst Metternich habe jedoch das Legat abgelehnt, und, hierüber gekränkt, habe Smithson es der Republik zugewendet. Ich kenne keine Bestätigung dieses Gerüchtes, aber es ist bezeichnend für die damaligen Anschauungen, daß selbst im Senate der Vereinigten Staaten die Meinung ausgesprochen worden ist, die Regierung dürse ein derartiges Geschenk von einem Fremden nicht annehmen.

Im Jahre 1846, als das Cegat fällig wurde, schritt man an die Bildung der Smithsonian Institution«, und wer die geistigen Bewegungen unserer Zeit verfolgt, muß Amerika um den Besitz dieser vielseitig und überaus segensreich wirkenden Anstalt beneiden. Eine ihrer vielen Aufgaben ist die jährliche Versendung eines reich illustrierten Berichtes über neue Erfahrungen in vielen Tausenden von Exemplaren. In den entsernten Sarms ist dieser unentgeltlich gebotene, mit dem Bildnis Smithsons geschmückte Band ein gar lieber Gast. Gerne liest man von den Wundern der Telegraphie ohne Draht, vom Ausbruch des Mont Pelé, oder betrachtet man das Bild des Mannes, der um den Eissel-Turm fliegt, oder die Skelette sossieler Riesentiere, die in der Prärie ausgegraben wurden. Da ist Stoff für das Abendgespräch und zugleich ein Saden, der mit der Welt verbindet.

II.

Diel zu wenig werden die Derdienste der Manner anerkannt, die in Osterreich noch während der Frangosenkriege und unmittelbar nach diesen, einem großen Teile Europas voran, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen den technischen Unterricht ins Ceben riefen. Diel zu selten nennt man Prechtl und seinen auf sozialem Gebiete weit vorausdenken Nachfolger Adam Burg. Auch hier ahnte man den Umschwung, ben die Dampfmaschine bringen würde, und schon por Cord Brougham erwachten hier den seinigen ähnliche Gedanken. Andreas Baumgartner, ein Bauernsohn aus bem süblichen Böhmen, wurde im Jahre 1817, 24 Jahre alt, als Professor Der Physik an die unvollkommene Universität oder, wie man damals sagte, an das k. k. Enzeum zu Olmütz geschickt. Kaum hatte er die Lehrkanzel angetreten, als er um die Erlaubnis bat, vor einem größeren Kreise gemeinfagliche Vorträge über Mechanik zu halten. Nach einigem Zögern bewilligte die Studienhoftommission dieses neuartige Ansuchen, unter der Bedingung, "daß Petent bei einer fünftigen Kompetens um eine andere Stelle sich dieser Vorträge nicht als eines Verdienstes prävalieren werde". Im Jahre 1823 gab er seine "Mechanit in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe" heraus, die, ein damals taum erhörtes Ereignis, acht Auflagen erlebte. Im selben

Jahre wurde er als Professor der Physik an die Wiener Universität berufen. Hier setze er seine populären Vorlesungen fort, und in späteren Jahren nahm sie seine Schwager, A. v. Ettingshausen, auf.

Dann fam 1848.

Im Herbste 1855 versammelten sich in Wien einige junge Natursorscher, nicht mit der Absicht, andere zu belehren, sondern um sich selbst gegenseitig Mitteilung zu machen von den Fortschritten auf dem Teilgebiete jedes einzelnen. Als aber W. Haidinger ihnen den Vortragssaal der Geologischen Reichsanstalt auf der Landstraße zur Verfügung gestellt hatte und die Sache bekannt wurde, strömten hunderte herbei und der Raum wurde viel zu enge.

Eines Abends ragte aus den Juhörern eine stramme, hohe Persönlichkeit auf mit schneeweißem haupte; das war A. v. Ettingshausen, und am nächsten Morgen wurden die Leiter der Vorträge zu dem Präsidenten der Akademie, Baumgartner, beschieden. Er hatte seither viel erlebt, in den schwersten Kriegszeiten war er an der Spize des Sinanzministeriums gestanden und jetzt erwachten in ihm die alten Olmützer Erinnerungen. Den Vorträgen wurde ein größerer Saal im Gebäude der Akademie geöffnet; Baumgartner selbst wurde ein ständiger Juhörer. So entstand der Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, damals auch kurz der Montags-, später der Mittwochsperein genannt, der wenige Wochen nach seiner Gründung nahezu 500 zahlende Mitzglieder umfaßte. Die Eröffnungssitzung fand im Mai 1861 im alten Saale des Musikspereines (Tuchlauben, heute Mattoni-hof) statt. Leider war Prof. Josef Grailich, Adjunkt am Mineralienkabinette, die Seele des Unternehmens, ein glänzendes Talent, zwei Jahre früher, nur 31 Jahre alt, gestorben.

hier ist zu bemerken, daß gerade dieser kurze Zeitraum vom herbst 1855 bis zum Frühjahr 1861 durch zwei der bedeutendsten Criumphe der Forschung bezeichnet ist. In dieser Zeit haben Kirchhoff und Bunsen durch die Spekkralanalnse das Firmament genähert und hat Darwins Buch über die Entstehung der Arten allen Zweigen der biologischen Studien eine neue Richtung gegeben. Das alles hatte in diesem Kreise seine Echo gefunden, und als der Derein gesichert war und seine Ceiter Baumgartner aufsuchten, um für alle Förderung zu danken, da wurde der alte herr weich und langte von der Wand über seinem Schreibtisch ein eingerahmtes Schriftstück herab. Es war ein Zeugnis über die Entlassung seines Vaters aus fürstlicher Leibe eigenschaft. "Ja," sagte er, "mein Vater hat mit der Scheibtruhe gearbeitet; ihr Glücklichen wißt nicht, was harte Zeiten sind," und auf die Bemerkung, daß er es doch so weit gebracht habe, nahm er Abschied mit den Worten: "Cebt wohl, aber glaubt ja nicht, wenn's einen hinaufträgt, daß er darum schon der Glücklichere ist."

Auch das war eine populäre Vorlesung in ihrer Art.

Der Verein besteht noch heute und er wird unterschätzt. Mancher der Vortragenden von damals steht heute, im Alter, umgeben von schwer errungenem wissenschaftlichem Ansehen, noch treu in seinen Diensten. An seiner Spitze steht ein Protektor, dessen Namen jeder in wahrer Verehrung nennt, Erzherzog Rainer. Nicht weniger als 44 Bändchen

von Vorträgen sind erschienen, und könnte man diese etwas reicher illustrieren und jährlich in Causenden von Exemplaren verschenken, so wäre hiemit ein guter weiterer Schritt zur Volksbelehrung getan. Dann und wann erlebte man die Befriedigung, daß einer der Wiener Vorträge in dem Smithsonian Report sich wiedersand.

III.

Das verbesserte Schulwesen, die vermehrte Zeitungslektüre und das öffentliche Ceben, die technischen Sortschritte, der nach jeder Richtung erleichterte Verkehr und vor allem der lobenswerte Ehrgeiz, bei verbesserter Lebenshaltung sich geistig und im Umgange einer höheren gesellschaftlichen Stufe gleichzustellen, haben bei uns das Bildungsbedürfnis außerordentlich gesteigert. Die neue und schwierige Frage drängt sich in den Vordergrund, auf welchem Wege dieses Bildungsbedürfnis der außerhalb des festgegliederten Spstems der Schulen stehenden Menge zu ihrem eigenen und zum allgemeinen Wohle am besten zu befriedigen sei.

Nicht um einzelne auserwählte Kreise handelt es sich, sondern um die Millionen.

Da steht vor den farbigen und lärmenden Herrlichkeiten unseres Wurstelpraters der bosnische Infanterist. Seine Augen glänzen; der Mund steht breit lachend offen; er schiebt den Ses aus der Stirne. Und rings die Hunderte von fröhlichen, gut gekleideten Menschen. In Ilidže hat er auch etwas Ähnliches gesehen, aber so prächtig schön hat er sich die Welt doch nicht vorgestellt.

Das ist auch Erweiterung der Anschauungen; das ist auch Massenunterricht, aber unnahbar bleibt der Analphabet jeder Methode und jedem der Hilfsmittel der Fortbildung, über die unsere Schulen oder unsere Volksbildungsvereine verfügen.

Sast unnahbar bleibt vorläusig auch noch immer eine breite Zone der ländlichen Bevölkerung, und wo die erste Berührung versucht werden könnte, möchte sie wohl durch billige und reich illustrierte belehrende Schriften, etwa nach Art der Pfennigmagazine und Kalender in der ersten hälfte des vorigen Jahrhunderts, doch selbstverständlich tiefer stehend als die Vorträge des Mittwochsvereines, möglich sein, dann etwa durch Unterhaltungsschriften nach der Art von Ischoffes "Goldmacherdorf", die sich zum Vorlesen eignen. Mir sehlt ein voller Einblich, aber es möchte mir wohl scheinen, als ob dieser sehr wichtige Zweig der Citeratur sich nicht in gleicher Weise entwickelt hätte wie andere Zweige, und die Rosegger sind selten.

So verengt sich gar sehr der Kreis der Tätigkeit, bis wir anlangen an jener Schichte, die den vollen Unterricht der Volksschule genossen hat, vor allem an dem industriellen Arbeiter, bei dem das Bildungsbedürfnis am lebhaftesten sich äußert.

Welche padagogische Methode ist nun einzuschlagen?

Juerst muß der hörer völlig herausgehoben werden aus dem Geleis seiner Alltäglichteit. Das Bild der Werkstätte oder auch des Bureaus, die Brotsorge, häuslicher Kummer, das alles muß von ihm genommen sein. Das ist bei seiner Empfänglickeit nicht schwer. Schon dem ersten Laute schwebt sein entlastetes Gemüt freudig entgegen. Je faßlicher und unmittelbarer dieser erste Laut, um so besser. Das ist der hohe Wert der Konzerte und der Deklamationen, die unsere Volksbildungsvereine veranstalten. Freilich sagt man, das sei nur Erholung, aber soll nicht hier Erholung der erste Schritt sein? Der beurteilt falsch den sittigenden Einsluß der Kunst, der einen Vortrag der Frau Wilbrandt-Baudius im XVI. oder des Herrn Lewinsky im XX. Bezirke nicht höher einzuschätzen weiß als einen Vortrag dieser Künstler in einem Konzertsaale der Inneren Stadt. Jede solche Darbietung der gleichsam einen tiesen Atemzug der Menge hervor; der glühende Beifall sagt es.

Ähnlichen entlastenden Jauber vermag vor einer solchen hörerschaft ein warmer Sprecher mit jedem, dem unerschöpflichen Schaße der Wissenschaft entnommenen Stoffe zu vollbringen, mag es eine Darstellung der Oberfläche des Mondes oder des Kampses um die Leiche des Patrollus sein, oder ein Experiment mit gefrorener Luft, oder eine Erzählung, wie Napoleons Kontinentalsperre zur Erfindung des Rübenzuckers führte, oder eine Schilderung der Ausdauer unserer arktischen Reisenden. Der Stunde der Entlastung des Gedankenkreises folgt ein Nachtönen, das, je nach dem Empfangenen, zum mindesten eine wohltuende Erfrischung und seelische Kräftigung bringt, in der Regel aber von weiterem, außerhalb der persönlichen Interessen sich bewegendem Nachdenken erfüllt ist.

Diese Herausheben aus dem Alltäglichen ist aber die Hauptsache. Darum betrachtet der Engländer das Geschwornengericht als die wahre Vorschule des politischen Lebens, weil es den redlichen Volksrichter zwingt, sich von seinem Privatoder Parteiinteresse zu trennen und in sich selbst die Unbefangenheit zu suchen.

Nun treten wir dem hörer näher. Er sei ein Sabritsarbeiter, ein tüchtiger Vertreter dieses Standes, im mittleren Lebensalter. Er bringt weniger Schulkenntnisse mit als ein Gymnasiast, aber ein gefülltes Maß an Lebensersahrung. Er kritissiert viel schärfer, läßt das Gehörte viel tieser in sein Gedächtnis sinken, weil es ihm ganz neu und weil er sich freiwillig zur Aufnahme geboten, und er wälzt es länger in seinem Geiste. Dieser Umstände bewußt zu sein, ist die Pflicht und zugleich die Befriedigung des gewissenhaften Vortragenden.

IV.

Die Bewegung für Volksbildung ist bei uns etwa denselben Weg gegangen wie in England. Zuerst kamen Privatvereine; diese trennten ihre Tätigkeit in Vorträge und in Bibliothekswesen. Dann traten die Hochschulen in die Bewegung ein. Hier wie dort wurden alle religiösen und alle aktuellen politischen und sozialen Fragen grundsählich ausgeschlossen. Dasselbe gilt, wenigstens im allgemeinen, auch für Deutschland. In Frankreich ist der Gang der Dinge ein verschiedener gewesen. Vor einigen Jahrzehnten sind wohlmeinende Redner aufgetreten, welche durch ihr begeistertes Wort die

Spannungen in der französischen Gesellschaft zu mildern hofften. Aus den Reden dieser Apostel des sozialen Friedens, welche die ökonomischen Tagesfragen unmittelbar aufzusuchen nicht Anstand nahmen, ist dann eine Strömung hervorgegangen, die nicht ohne wohltätige Wirkung war, die aber nicht den neutralen Charakter der englischen Bestrebungen an sich trug.

Freie Vereinigungen sind, abgesehen von dem Mittwochsvereine, bei uns zumeist zwischen 1880 und 1890 ins Leben getreten. Zuerst erschien der Niederösterreichische Dolksbildungsverein in Krems, der heute 12.000 Mitglieder zählt, dann der Wiener Volksbildungsverein. Der letztere schuf in Wien 14 Volksbibliotheken, neben diesen der Zentral-Bibliotheksverein noch 16, und im abgelaufenen Jahre haben diese Büchereien nicht weniger als 3 Millionen Bücher verliehen. Dazu kamen die Bildungsvereine der Arbeiter, die Koch- und haushaltungsschulen, Volksheim, Urania und ähnliche Einrichtungen. Die Bestrebungen breiteten sich über das Reich aus; auf dem diesjährigen Delegiertentage waren 16 derartige Verbindungen mit 61.000 Mitgliedern vertreten.

Die Berichte des Wiener Volksbildungsvereines lassen nicht in allen Punkten einen günstigen Eindruck zurück. Die Schuld liegt weder an dem Vorstande noch an dem Vortragenden, noch an den Lesern und hörern. Seine sehr start benühten Bibliotheken sind troß einer Erhöhung der Lesegebühren finanziell recht passiv. Seine Vorlesungen, heute zumeist 2—3stündige Kurse, haben noch 1897/98 73.000 hörer und 1903/04 nur 48.000 hörer gezählt, infolge der Verweigerung von Lokalen, die früher von der Gemeinde und anderen öffentlichen Körperschaften zur Verfügung gestellt waren. Die Jahresbeiträge der Mitglieder sind, vielleicht infolge desselben Umstandes, um ein geringes gegen das Vorjahr zurückgeblieben. Und doch waren die Vorträge so trefslich, daß ein Wiener Bürger, herr Dautwiß, der mehrere derselben gehört hatte, durch sie veranlaßt wurde, dem Vereine sein Vermögen in der höhe von 160.000 Kronen zu testieren.

Mit großem Eifer entwidelt sich das Volksheim, dessen Aufgabe es ist, einen Zentralpunkt für Lehrmittel, dann einen etwas vorgeschritteneren Unterricht, dabei auch ein physikalisches und ein chemisches Laboratorium zu schaffen. Durch die Freigebigkeit von Freunden ist das Volksheim in der Lage, an die Errichtung eines eigenen Hauses zu schreiten.

Die Dorträge unserer Hochschulen gedeihen. Sie genießen staatliche Subventionen. Die früheren Dersuche von Baumgartner und Ettingshausen wurden bereits erwähnt; in den Siedzigerjahren unternahm Brühl an der Wiener Universität gemeinfaßliche Dorträge über Anatomie. Im Jahre 1877 durchbrach England die alten Schranken und führte durch die »University Extension« die weitesten Kreise der Bevölkerung vor die Cehrkräfte der Hochschulen. Die erste Universität des Kontinentes, die nachsolgte, war Wien im Jahre 1887. Wo immer Hochschulen in diese erfreuliche Bewegung eingetreten sind, bemerkt man das Streben, an die Stelle der Einzelvorlesungen mehrstündige Kurse zu setzen, wohl auch Kurse über verwandte Gegenstände zu Kursringen zu vereinigen. Die Universität Condon, deren Tätigkeit bereits 27 Jahre

dauert, ist in dieser Richtung am weitesten vorgeschritten. Während Wien, Berlin, die deutsche Universität in Prag und andere 6stündige Kurse ziemlich allgemein als die Regel sesthalten, geht London nicht selten auf 25 Stunden, verlangt wohl auch schriftliche Arbeiten, gibt dem hörer einen Syllabus, der die Schlagworte der einzelnen Dorlesungen enthält, und bietet auch Universitätszeugnisse und Preise. Im laufenden Jahre versucht London sogar eine mehrjährige Kette von Kursringen unter dem Namen »Humanities« einzurichten, deren Grundlage Geschichte ist, in Verbindung mit einer Art von philosophischer Propädeutik, auch englischer Literatur, handelsegeschichte und anderem.

Kurz gesagt, die Hochschulen zielen weniger auf Anregung als auf sustematischen Unterricht und die Universität, welche am längsten in dieser Richtung tätig ist, geht darin am weitesten.

Diese Kurse sind gewiß eine gute Einrichtung. Sie sind bei uns gut besucht; ein Teil der hörer pflegt abzufallen, aber der Rest ist voll Eiser und Dankbarkeit. Mit Freude wird man 3. B. lesen, daß im vorigen Sommer der 6stündige Kurs des Prof. Spitaler (Prag) in Aussig über allgemeine Erdkunde von 824 hörern besucht war, wobei die Gewerkschaftssekretariate der Arbeiter den Vertrieb der Karten übernommen hatten, daß der Kurs des Prof. Lampa (Wien) in Troppau über Elektrizitätslehre 692 hörer erreichte, daß von den 364 hörern des Kurses des Dr. Abel (Wien) in Gmünd über Erdgeschichte 334 Arbeiter waren, u. s. w. Es wird auch zuzugestehen sein, daß selbst 6 Stunden gar wenig sind für den Unterricht in einem der genannten Gegenstände.

Im Angesichte dieser günstigen Ergebnisse darf man sich aber doch nicht verhehlen, daß jede weitere Vermehrung der Stunden in den kleinen Orten ein beträchtliches Erschwernis, in den größeren ein hinüberrücken zum Mittelstande und zur Lehrerschaft zur Solge hätte. Gewiß ist die Sortbildung der Lehrerschaft sehr wünschenswert, aber sie ist eine andere Aufgabe und verlangt eine andere Methode. Wer sich ihr widmet, stellt sich in das zweite Treffen, denn sein Wirken kommt hauptsächlich der nächsten Generation zu gute, während hier die Aufgabe für die Millionen von heute gestellt ist.

Darum ist es ein Irrtum, zu glauben, daß die einmaligen Vorlesungen, die Pioneer-Lectures«, wie sie mit einem leichten Hauche von Herabsetung genannt worden sind, durch Kurse völlig könnten ersett werden. Die Pionierarbeit, die mannigsaltige Anregung und Erweiterung des Gesichtskreises, bleiben bei uns im Gegenteile noch für lange Zeit die Hauptsache. Und man sage nicht, daß durch sie Halbwissen verbreitet wird. Halbwissen, das ist überhaupt ein gar sonderbares Wort, eines von jenen, an denen die Schimmelpilze eines rücktändigen Hochmutes haften. Wie jämmerlich lückenhaft ist das Wissen der Weisesten unter den Menschen! Unbegrenzt ist das Gebiet der Sorschung, das Wissen läßt sich nicht halbieren, und wenn das Leben des Menschen die zweisache Zahl an Jahren umfassen würde, so würde der einzelne einen verhältnismäßig noch geringeren Teil der Kenntnisse zu erfassen imstande sein, denn die Sortschritte selbst würden eben dadurch um weit mehr als das Zweisache sich steigern. Satt

und befriedigt kann nur der werden, dem der Begriff von Bildung sich erschöpft in der Ölung der gesellschaftlichen Sormen.

Der Einzelvortrag stellt bei der Ungleichartigkeit der Vorbildung der hörer einen größeren Anspruch an die Sähigkeiten des Vortragenden. Daß aber die Schwierig-keiten zu überwinden sind, lehrt schlagend der Mittwochsverein.

Es hat Zeiten gegeben, in denen ein populärer Vortrag eines jungen Privatbozenten als ein Verstoß gegen akademische Sitte, als ein Akt vorlauter persönlicher
Reklame angesehen wurde. In Wien hat Baumgartners Autorität über diese Klippe
hinweggeholsen. Heute noch gibt es aber talentvolle junge Gelehrte, die Anstand nehmen,
einen eigenen Einzelvortrag an einer andern Stelle zum zweiten Male zu sprechen.
Eher möchten sie ganz auf das geistige Eigentum zu gunsten fremder Personen
verzichten, als sich selbst wiederholen. Sie betrachten das als ein Plagiat an sich
selbst, als das Eingeständnis geistiger Armut. Solche falsche Scham schädigt. Wo
echte Begeisterung vorhanden ist, sindet sie für dieselbe Sache immer neue und immer
passende. Man muß sich eben nicht als ein Autor, sondern ganz als ein
Lehrer des Volkes sühlen. Bei Kursen fallen diese Bedenken ohnehin weg. Die
Universität London kündigt geradezu Listen von Vortragenden und von Kursen an,
die um einen siren Preis bestellt werden können, und zwar eine erste Liste und
dazu eine billigere Supplementärliste.*

Unsere Provinzialmuseen, die zahlreichen Mittelschulen und Bürgerschulen haben sich noch lange nicht in entsprechender Weise an diesen Bestrebungen beteiligt.

٧.

Die Vorbedingungen für solche Tätigkeit und die Bedürfnisse sind in den verschiedenen Cändern sehr verschieden; insbesondere sollte man in der Verfolgung des Beispieles der Universität Condon sich gewisse Grenzen setzen.

Im Monate Juli d. J. hat die Universität Bonn sich diesen Bestrebungen angeschlossen und der Kurator dieser Universität, Exzellenz v. Rottenburg, hat bei dieser Gelegenheit eine überaus anregende Rede über die politische und wirtschaftsliche Bedeutung der Volksbildung gehalten. Dabei wurde erwähnt, wie viel leichter England innere Krisen überwand, die ganz Europa erschütterten; die friedliche Ausgestaltung sozialer Fragen wurde angeführt und an des französischen Ministers Durun Bericht über die verständige Haltung der Volksmassen in England während der Baumwollennot erinnert. Wenige Wochen später hat der Bischof von Hereford in der Britischen Natursorschersammlung das dortige Erziehungswesen und die Folgen seiner vielzührigen Vernachlässigung beleuchtet. Er hob den segensreichen

* Auf der ersten Liste ein Ring von 2 Kursen zu je 12 Dorträgen samt besonderen Unterrichtsstunden und Spllabus £ 77.10 = 1857 K; ein Kurs von 10 Dorträgen u. s. w. £ 32.10 = 779 K; ferner 3 Pioneer-Lectures von 3 Dortragenden je nach dem Namen, im Minimum £ 15.-360 K.

Einfluß Wilh. v. Humboldts seit dem Jahre 1808 hervor und im Gegensatze zu Rottenburg wurde Deutschland den Engländern als ein Vorbild geschildert.

Beide Redner waren im Rechte.

Als im Jahre 1825 Lord Broughams Aufruf erschien, gab es in England längst ein freies, von großen Ideen durchströmtes, von glänzenden Rednern belebtes, von Daterlandsliebe durchglühtes Parlament und ein gesundes politisches Leben, wobei eine zu jeder Zeit aktive äußere Politik den öffentlichen Geist zu einigen und von so mancher Schattenseite des inneren Staatslebens erfolgreich abzulenken wußte. An sich schon ist die Denkungsweise eines seesahrenden Dolkes von der eines binnen-ländischen Dolkes von Grund aus verschieden. Die Verbesserungen in der Lebenshaltung des englischen Arbeiters wurden in der hauptsache in einer Phase unerhörten Ausschaft und die ökonomischen Anschauungen, in denen das Volk heranwuchs, werden am besten durch einen Vorfall versinnlicht, der sich 1869 in Bradsord zutrug. Dort hatte sich eine gewerbliche Vereinigung gebildet, die auf Erhöhung der Preise ihrer Erzeugnisse abzielte; sie wurde von ihrem Sekretär betrogen; sie klagte. Das Gericht sprach den Betrüger frei, weil diese Vereinigung auf hemmung des Verkehres (restraint of trade), folglich auf ein ungesetzliches Ziel gerichtet sein und daher keinen Anspruch auf den Schutz der Gesetze habe.

Auf der anderen Seite haben es die ererbte Abneigung des Engländers gegen jede Erweiterung staatlichen Einflusses, dann die ziemlich planlose Tätigkeit konturrierender konfessioneller Körperschaften, ferner die Meinung, daß schematisierte öffentliche Schulen "dehumanisieren", das ist, daß in ihnen die starke Individualität des einzelnen verlorengehe, und eine Reihe anderer Umstände dahin gebracht, daß noch heute der Elementarunterricht (der herr Bischof sagt "in absurder Weise") mit dem 12. Lebensjahre endet, daß ein einigermaßen ausreichender Stab von geprüften Lehrern und für ganze Kategorien von Schulen auch jede staatliche Aufsicht sehlt und daß bis zum Eintritte in die Mittelschule der Unterricht durch Privatlehrer weithin der herrschende ist. So fällt der englischen University Extension eine hauptausgabe in der herandildung von Privatlehrern zu; so erklärt sich die Länge einzelner Kurse und der Versuch der »Humanities«. Gewisse Zeugnisse der University Extension entheben sogar von der staatlichen Lehramtsprüfung in dem betreffenden Sache.

In Österreich sieht man nach beiden Richtungen das Gegenteil.

Wir haben keine überseeische Politik, keine einigende Ablenkung des öffentlichen Geistes gegen außen; unser parlamentarisches Leben ist jung und in abnormer Entwicklung. Die wohlhabendsten Teile des Reiches liegen am tiefsten gegen die Mitte des Kontinentes. Nur ein geringer Teil der Bevölkerung hat je das Rauschen des Weltmeeres gehört. Dazu kommen die hohen Jölle und mannigsacher »restraint of trade« mit allen leicht vorauszusehenden Solgen.

Auf der anderen Seite hat Österreich seit 1866 trotz mancher Hemmung im Elementar-Schulwesen erstaunliche Fortschritte erzielt. In den meisten Kronländern wurde ein tüchtiger, ausreichender Lehrerstand herangebildet. In betreff der Mittels

schulen, insbesondere Cateinschulen, muß sogar eine Überfüllung des Reiches eingestanden werden, hervorgerusen durch nationale und durch örtliche Eifersucht, auch durch das bedauerliche allgemeine Hinstreben nach einem besoldeten Amte, in dem sich wieder die Entsernung von der Meeresküste und die geringe Anregung des Unternehmungsgeistes spiegeln.

So ist denn auch die Aufgabe der Fortbildung des Volkes hier verschieden von der Aufgabe in England. Unsere Verpflichtung, sie zu fördern, ergibt sich aus den herrslichen Worten, mit denen der vielerfahrene und weitblidende Kurator der Bonner Universität, einst einer der vertrautesten Mitarbeiter des Fürsten Bismard, die Notwendigkeit ausspricht, fortan die Volksmengen nicht durch mechanische, das ist polizeisliche Maßregeln, sondern durch geistige Aufklärung zu leiten.

"Jede Nation," sagte Graf Ołuma im Parlamente zu Totio vor dem Ausbruche des jehigen Krieges, "mag ihre Regierungsform welche immer sein, wird gedeihen, solange sie sich mit dem großen Strome der menschlichen Gedankenarbeit fortbewegt; der Versuch, diesen Strom zu hemmen oder gegen ihn zu schwimmen, bringt Verderben über die Nation. Es gibt keine Ausnahme von dieser Regel." Aber nicht die Regierung, nicht auserwählte Kreise allein sollen von diesem Strome getragen sein, sondern ein möglichst großer Teil der Menge.

Das Ansehen unserer Hochschulen hat durch ihre Beteiligung nicht gelitten, sondern ist gesteigert worden. Das Schwergewicht der Arbeit liegt aber bei uns in den freien Dereinen, in dem weiten Ausstreuen des guten Samens. Österreich hat Grund, den Männern, die selbstlos ihre Zeit, ihre geistige Kraft und materiellen Mittel dieser Aufgabe gewidmet haben, sehr dankbar zu sein. Mögen sie, namentlich bei den Gemeindevertretungen, nicht nur da und dort, sondern allenthalben die Unterstützung finden, die sie in so hohem Maße verdienen.

Warum brauchen wir ein neues Strafgeset?

Don Professor Beinrich Cammaid.

Mit Ausnahme der Steuergesetzebung erfreut sich wohl kein Zweig legislativer Tätigkeit so allgemeiner Unbeliebtheit als die Strafgesetzebung. Don der Kindheit und Schulzeit an ist uns die Strafe in verhaßter Erinnerung und sie wird uns aufs neue verhaßt, wenn wir später, etwa unseren Kindern gegenüber oder in irgend einem Verhältnisse disziplinarer Aberordnung, von ihr Gebrauch machen müssen. Dieser allgemeinen Abneigung gegenüber ist es notwendig, aber auch daran zu erinnern, daß die Strafe eine der Grundlagen der menschlichen Gesellschaft ist, welche anders als durch Macht und Zwang nicht zusammengehalten werden kann. Je größer die Zahl dersenigen wird, welche nicht durch Religion, Moral und Sitte

von der Schädigung anderer abgehalten werden, welche nur in der zurcht vor den für sie selbst nachteiligen zolgen ihres Verhaltens die Schranke ihrer handlungen erkennen, um so notwendiger wird die Strafe als Schukwehr der Gesellschaft. Bei jenen Verbrechen, welche, wie Beleidigungen und andere, die Persönlichkeit unmittelbar und in ihren idealen Gütern und Interessen angreisen, ist es die Strafe, die berufen ist, dem Verletzten eine Sühne für das ihm zugefügte Übel zu gewähren. Von einem idealen Standpunkte betrachtet, soll sie selbst für den von ihr Betroffenen, der sie ja zunächst als ein Übel, als ein Ceiden empfindet, eine Wohltat sein, indem sie ihn für die Zukunft über seine Neigung zum Bösen erhebt.

An der Richtigkeit der einem Strafgesetz zu grunde gelegten Anschauungen sind daher alle interessiert. Denn jeder, der Mächtige wie der Schwache, kann durch Derbrechen verletzt werden und jeder ist fortwährend der Gefahr ausgesetzt, durch Handlungen wie Diebstahl, Beschimpfung, Fahrlässigkeitsdelikte u. s. w., geschädigt zu werden, welche möglichst zu verhindern zu den Aufgaben des Strafgesetzes gehört. Und anderseits ist niemand, auch nicht der Vollkommenste unter uns, dagegen geseit, daß er einmal, etwa im Affekt, eine Handlung beginge, die das Gesetz, wenn auch vielleicht nur in misverständlicher Auffassung seiner Aufgabe, mit Strafe bedroht hat. Grundsalsch ist daher die Meinung, daß an der guten oder schlechten Beschaffenheit eines Strafgesetzes nur die Verbrecher interessiert seien. Das gute Gesetz ist vielmehr eine Schutzwehr, das schlechte eine Gesahr für alle. Damit das Gesetz aber diese Aufgabe erfüllen könne, muß es den tatsächlichen Verhältnissen, den Anschauungen und Empfindungen jenes Volkes, für das es gelten soll, entsprechen und mit dessen materieller und ideeller Entwicklung Schritt halten.

Einleuchtend ist es daher wohl, daß unser Strafgesetzbuch, dessen Grundlagen troth einer 1852 erfolgten, nur die Oberfläche desselben streisenden Revision in das Jahr 1803 oder sogar 1796 zurückreichen, der Gegenwart nicht genügen kann. Seit Jahrzehnten ist daher die Neugestaltung unseres Strafrechtes Gegenstand der Erörterung in Ministerialbureaus und Parlamentskommissionen; darüber hinaus aber ist das Bewußtsein ihrer Notwendigkeit nicht weit gedrungen. Iwed dieser Zeilen ist es nun, auch in weiteren Kreisen die Aberzeugung hervorzurusen, daß das Strafrecht nicht ein Spezialrecht für Verbrecher und solche, die es werden wollen, sei, sondern ein Rechtsgebiet, das alle in ihrem Tun und Leiden berührt, und deshalb allen zuzurusen: res tua agitur; es handelt sich hiebei auch um deine Angelegenheiten!

Junächst wird das allgemeine Interesse durch die richtige, den sittlichen Anschauungen und den zu lösenden praktischen Aufgaben entsprechende Wahl der Strasmittel berührt. Eine mehr theoretische und grundsätsliche als praktische Bedeutung kommt hiebei der Frage der Todesstrase zu. Dor etwa 40 oder 50 Jahren galt dieses Strasmittel schon ziemlich allgemein als auf den Aussterbeetat gesetzt. Der hinweis auf die immer tieser empfundenen Greuel der noch immer fortdauernden Kriege, in denen nicht einzelne, verabscheuungswürdige Individuen, sondern die Blüte der Mannheit hingeopfert wird, die jeden bedrohende Gesahr des anarchistischen

Massemordes, die Cheorie von der Vererblichteit der Charakterdispositionen und der darauf gebaute verwegene Gedanke einer Selektion der Menscheit auch durch das Mittel der Codesstrase haben dazu beigetragen, daß gegenwärtig die Scheu vor Beibehaltung dieses äußersten Strafmittels wesentlich verringert ist. Jedenfalls aber bedarf ihr gegenwärtiges Anwendungsgebiet einer sehr bedeutenden Einschränkung, wie dies schon die Catsache beweist, daß auch jetzt nur etwa acht vom hundert der gefällten Codesurteile vollstreckt werden.

In prattischer Beziehung unendlich bedeutsamer ist die Reform der Freiheitsstrafe. hinsichtlich dieser wird zunächst gefordert werden mussen, daß die Art ihres Dollzuges zum allermindesten die Gefahr ausschließe, daß der häftling die Strafanstalt moralisch verdorbener verlasse, als er sie betreten hatte. Serner wird man verlangen müssen, daß die Art des Strafvollzuges der moralischen Schuld des Sträflings möglichst angepakt werde. In beiden Richtungen läkt unser geltendes Recht viel zu wünschen übrig. In der Regel werden Freiheitsstrafen in Gemeinschaftshaft voll-30gen, so daß eine größere Anzahl von häftlingen des Tages in demselben Arbeitsraum, des Nachts in demselben Schlafraum vereinigt ist. Die nach jeder Richtung hin moralisch verderblichen Wirtungen dieses Spstems sind allgemein anerkannt. Während andere Staaten längst zum Snstem der Einzelhaft übergegangen sind, ist ein ziemlich unpraktisch angelegter Anlauf, den auch unsere Gesetzgebung 1872 in dieser Richtung unternommen hatte, ohne wesentliche Erfolge geblieben. Der erste Schritt der Reform wird also die praktische Durchführung der Einzelhaft für alle nicht gang turzen und auch nicht sehr langen Strafen (etwa für Freiheitsstrafen von mehr als drei Cagen und weniger als drei Jahren) sein mussen. Die zweite Sorderung muß dahin gehen, daß die Strafe nicht bloß nach dem friminalistischen Begriff, unter welchen die Cat des Verurteilten fällt, sondern auch nach allgemeineren Gesichtspunkten, nach dem Charakter dieser Cat und ihres Cäters in moralischer Beziehung bestimmt werbe. Können doch zwei Straftaten, welche nach den bisherigen strafrechtlichen Normen als gleichartige erscheinen, nach Vorleben und Charakter ihres Täters und nach den Umständen des besonderen Salles sehr verschieden sein. Dieser Verschiedenheit muß auch bei Wahl der Strafart und bei Ausmaß der Strafe Rechnung getragen werden. Der Cater muß anders bestraft werden, wenn er icon porher wiederholt gleichartige Derbrechen begangen hatte, ober wenn er gar aus der Verübung solcher Verbrechen ein Gewerbe macht, wenn er seine Cat aus besonders niederträchtigen Motiven begangen oder mit besonderer Roheit oder Schamlosigkeit verübt hat, als wenn er sie nur in schwerer Notlage, infolge von Derführung durch andere, infolge schwerer Propotation oder wegen einer sich besonders verlodend ihm darbietenden Gelegenheit begangen hat.

Iwar berücksichtigt diese Momente auch das geltende Gesetz, aber nicht immer in ausreichender Weise. Insbesondere haben dieselben heute zwar Einfluß auf das Strafmaß, aber nicht ebenso auf die Strafart. Wieviel Arten der Freiheitsstrafe zu unterscheiden seien, ist ein legislativ sehr schwieriges Problem. Dom ethischen

Gesichtspunkte aus möchte man vielleicht eine größere Zahl von Unterscheidungen wünschen; doch würde die praktische Durchführung einer vielfältigen Unterscheidung unübersteigliche Schwierigkeiten bieten. Drei Arten durften genugen, wenigstens unter der Voraussehung, daß die Strafen grundsählich in Einzelhaft verbüßt werden. Diele strafbare handlungen bekunden ihrer Art nach eine sittliche Depravation ihres Täters, welche es notwendig macht, durch Unterwerfung desselben unter eine strenge Disziplin und staatlich geordnete Arbeitspflicht auf seine Gewöhnung an eine andere als seine bisherige Lebensweise, auf seine "burgerliche" Besserung hinzuwirken, wie man dieselbe im Unterschiede von der mit den äußerlichen Mitteln des Staates nicht zu erzwingenden innerlichen moralischen Besserung nennt. Bei anderen bingegen, wie insbesondere bei Straftaten aus Sabrlälligfeit, bei rein politischen Delitten, bei Caten, die in hochgradigem, moralisch begründetem Affette begangen wurden, ware jeder Dersuch einer erziehlichen Einwirkung auf den Straffälligen unbegründet, überfluffig und eine unnötige Qualerei. In diesen Fallen hat sich also die Strafe, wenn eine Gelbstrafe nicht genügt, auf einfache Freiheitsentziehung ohne disziplinare Zutaten zu beschränken. In wieder anderen Sällen ist die Hauptaufgabe der Freiheitsstrafe die Sicherung der Gesellschaft gegen neue Missetaten des Verbrechers. Daraus ergibt sich die Unterscheidung der drei Strafarten: des Gefängnisses, das gewissermaßen für die Normalfälle bestimmt ist, der haft oder Einschließung für die leichteren und des Zuchthauses für die schwersten Sälle. Manche Delittsarten werden nur mit haft, andere nur mit Zuchthaus bedroht werden können, in der großen Mehrzahl der Sälle aber wird dem Richter zum Zwede richtiger, individualilierender Behandlung des einzelnen Salles ein Wahlrecht zwischen verschiedenen Strafarten eingeräumt werden muffen, so daß das Gefet dieselben alternativ mit Geldstrafe oder haft — mit Geldstrafe, haft oder Gefängnis — mit haft oder Gefängnis mit Gefängnis oder Zuchthaus, in einzelnen fällen (insbesondere bei den schwersten politischen Delitten) sogar auch mit haft, Gefängnis oder Zuchthaus bedroht. Nur durch solch elektive Strafdrohungen wird der Richter in stand gesetzt, die Schwere der Cat nach allen ihren objektiven und subjektiven Momenten gerecht zu würdigen, in jenen Sällen, in denen dies notwendig ist, die erforderliche Strenge walten gu lassen, in anderen, in denen die Individualität desjenigen, dem gleichwohl die Strafe nicht pöllig erspart werden kann, dies wünschenswert erscheinen läkt, alle begründete Milde zu üben.

Auch was das Strafmaß betrifft, sind die Bestimmungen unseres geltenden Rechtes unangemessen. Die Strafmaße des geltenden Rechtes stammen fast ausnahmslos aus dem Jahre 1803, aus einer Zeit, in der das allgemeine Empfinden härtere Strafen ertrug als heute. Sie sind daher um vieles zu streng. Daneben aber hat die Gesetzebung dem Richter ein sehr weitgehendes "außerordentliches" Milderungsrecht anheimgegeben und die Voraussetzungen der Anwendung desselben so unbestimmt geregelt, daß nun weit mehr als die hälfte aller Urteile unter Anwendung dieses außerordentlichen Milderungsrechtes gefällt wird, wodurch die

Strasbemessung nicht selten unter das Mindestmaß des für die Gesellschaft erforderlichen Schutzes herabgeht. So wurde aus der Strenge und härte des Gesetzes eine
oft übertriebene Milde der Praxis und eine große Ungleichmäßigkeit der Strasbemessung in verschiedenen Gerichtssprengeln. Die Korrektur wird in sehr bedeutender herabsetzung der allermeisten höchstmaße der Strasen unter gleichzeitiger Sestsetzung von nach unten nicht zu überschreitenden Mindestmaßen derselben bestehen
müssen. In Sällen 3. B., in denen heute der Richter im äußersten Salle auf fünf Jahre,
im günstigsten Salle auf 24 Stunden Kerker erkennen kann, wird die Strasdrohung
der Zukunft vielleicht auf eine Woche bis ein Jahr Gefängnis lauten, wodurch
gleichmäßig sowohl übertriebene härte gegen den Verbrecher als eine allzu laze
handhabung des für die Gesellschaft erforderlichen Schutzes vermieden würde.

Don gang besonderer Bedeutung für eine möglichst vollkommene Erreichung jener Zwede, welche das Strafrecht überhaupt verfolgen kann, ist die richtige Behandlung jugendlicher Delinquenten. Während eine Umwandlung des Charafters bes erwachsenen Menschen wenigstens mit jenen verhaltnismäßig plumpen Mitteln, über welche das staatliche Strafrecht den Tausenden von Verbrechern gegenüber verfügt, taum möglich ist, ist dieselbe nach den anderwärts, insbesondere in England, gemachten Erfahrungen in bezug auf jugendliche Abeltäter durchaus nicht ausgeschlossen. Gerade in bezug auf deren Behandlung aber ist unser Gesetz besonders mangelhaft und rudftandig. Don dem Tage ab, an welchem der Menfc das 14. Lebensjahr überschritten hat, stellt ihn unser geltendes Strafgesetz grundsätzlich bem Erwachsenen gleich. Dieselbe Derantwortlichkeit soll ihn treffen, dieselbe Strafart, dasselbe Strafmaß soll auf ihn zur Anwendung tommen; regelmäßig wird er in derselben Strafanstalt verwahrt wie der eingealterte Verbrecher und in derlelben Weise behandelt wie dieser. Anderseits werden Unmündige, die das 14. Cebensjahr noch nicht überschritten haben, staatlich entweder gar nicht oder nur unzureichend bestraft; ob sie nach Berbuftung einer turzen Freiheitsstrafe, bei der sie allerdings von Erwachsenen abgesondert gehalten werden mussen, in eine Besserungsanstalt versetzt werden können, hängt davon ab, ob das betreffende Kronland, in dem sie abgeurteilt wurden, eine Besserungsanstalt besitzt und ob sie in derselben Aufnahme finden können, was nicht überall und immer der fall ist.

Die Aufgabe der Reform ist in dieser Beziehung offenbar die, dem noch bildsamen jungen Menschen, der meist nicht bloß aus eigener Schuld auf Abwege geraten ist, die eigentliche Strafe so viel als möglich zu ersparen und ihn im Wege staatlich überwachter Erziehung unter günstigere Bedingungen der moralischen Entwicklung zu bringen als diejenigen, unter welchen er bisher auswuchs. In schwereren Fällen wird hiezu die Abgabe in eine staatliche Besserungsanstalt notwendig sein, in leichteren werden auch andere Mittel genügen. Daß bei der heutigen Art des Zusammenlebens in den großen Städten, bei der Unmöglichkeit, in der viele Eltern sich besinden, ihre Kinder zu überwachen und anzuleiten, die Zahl der von Jugendslichen verübten Straftaten fortwährend zunimmt, ist begreislich; durch rechtzeitiges,

zielbewußtes Eingreifen der Staatsgewalt aber könnte jährlich eine stattliche Anzahl von Existenzen vor völligem sittlichem Verkommen gerettet und die Gesellschaft gegen eine ebenso große Zahl werdender Prosessionsverbrecher geschützt werden. Es ist eine psichologisch begreisliche und auch statistisch belegte Tatsache, daß der Rückfall insbesondere bei denzenigen Verbrechern besonders häusig ist, die noch in sehr jungen Jahren die Laufbahn des Verbrechens betreten haben. Es ist aber ebenso begreislich und durch die Ersahrung anderer Länder bewiesen, daß jugendliche Delinquenten durch entsprechende Iwangserziehung häusig gebessert werden können. Auf keinem Gebiete verspricht daher die Reform der Strafgesetzgebung so große Ersolge als auf diesem.

Eines viel intensiveren Schutzes, als ihr derzeit zu teil wird, bedarf die Gesellschaft ferner auch gegen solche Individuen, die wegen Geistestrankheit nicht verurteilt und bestraft werden können. Heute kommt es nicht selten vor, daß solche Individuen nach sehr kurzer Zeit aus der Irrenanstalt, in die sie abgegeben wurden, als "geheilt" entlassen werden, dennoch aber in allernächster Zeit ein neues Versbrechen verüben. Dem kann nur abgeholfen werden, wenn eigene Verbrecherirrenanstalten errichtet werden und wenn die Entlassung aus denselben nur mit Zustimmung jenes Strafgerichtes erfolgen darf, auf dessen Spruch hin die Ablieferung stattfand.

Gründlichster Reform bedarf die Materie der sogenannten "Ehrenfolgen" strafgerichtlicher Verurteilungen. Heute ist mit jeder Verurteilung wegen eines "Verbrechens" im technischen Sinne des Wortes die Konsequenz des Verlustes einer Anzahl bürgerlicher Ehrenrechte verbunden, welcher die Strafzeit um eine gewisse Anzahl von Jahren überdauert. Der Kreis der "Verbrechen" ist aber so weit gezogen, daß diese "Ehrenfolgen" auch Personen treffen, die nichts eigentlich Ehrenzühriges verübt haben, z. B. die Täter eines rein politischen Verbrechens. Ebensogehen die Bestimmungen des geltenden Rechtes über die Verhängung von Polizeizaussicht, über Ausweisung von Ausländern und "Abschaffung" von Inländern zweisellos über das Maß des Erforderlichen weit hinaus und sind dieselben als unbegründete und oft zweckwidrige Eingriffe in die staatsbürgerliche Freiheit erheblich einzuschränken.

Hinsichtlich der Geldstrafe ist das Hauptaugenmerk der Reform darauf zu richten, daß in jenen Fällen, in welchen das Gesetz und das Gericht die Geldstrafe für eine genügende Sühne der betreffenden Tat erachtet und deshalb von der Derhängung einer Freiheitsstrafe abgesehen haben, die Geldstrafe auch wirklich zur Dollstreckung gelange und nicht in Ermangelung der Zahlungsfähigkeit des Derurteilten doch nachträglich in eine Arreststrafe umgewandelt werde. Eine richtigere Bemessung der Geldstrafe und die Zulassung ratenweiser Abstattung derselben werden in dieser Richtung Abhilfe zu gewähren suchen.

Was die einzelnen strafbaren handlungen betrifft, so wird zunächst der Umsfang eines künftigen Strafgesetzes dadurch verringert werden müssen, daß zahlreiche

Sälle rein polizeilichen Ungehorsams, die heute im zweiten Teil unseres Strafgesetzbuches behandelt werden, den Gerichten entzogen und der Aburteilung durch Verwaltungsbehörden, vor welche sie ursprünglich auch gehörten und denen sie erst 1862 abgenommen worden sind, wiedergegeben werden. Es würde dadurch zahlereichen Personen, die sich einer Kontravention gegen die Vorschriften der Gewerbepolizei, Sanitätspolizei, Verkehrspolizei u. dgl. schuldig gemacht haben, der Makel gerichtlicher Abstrafung erspart und es würde dadurch die Tätigkeit der Bezirksgerichte zum Vorteile wichtigerer Angelegenheiten, denen sie dann mehr Zeit und Sorgfalt entgegenbringen könnten, entlastet.

Selbstwerständlicherweise wird ein neues Strafgesetzbuch der seit 1803 und 1852 von Grund aus geänderten Stellung des Staatsbürgers gegenüber der Staatsgewalt Rechnung tragen und die politischen Delikte im weitesten Sinne des Wortes ganz anders behandeln müssen als das gegenwärtige Gesetz. Eliminierung mancher, möglichste Präzisierung aller Tatbestände, Milderung der Strafen werden in dieser Materie das Ziel sein. Anderseits wird man aber auch auf diesem Gebiete nicht vergessen dürsen, daß die Staatsgewalt berufen ist, alle Staatsbürger zu schützen und ihre Interessen zu schwächung der Staatsgewalt auch Schwächung dieses, allen zukommenden Schutzanspruches bedeuten würde. Aus diesem Grunde wird man auch kaum auf die Aufstellung von Strafbrohungen gegen jene Bestrebungen verzichten können, welche darauf gerichtet sind, jede staatsliche und gesellschaftliche Ordnung zu vernichten, wenn auch diese Strafdrohungen nicht so staaten der nordamerikanischen Union erlassen worden sind.

Infolge der Änderung des gesamten Verkehrslebens sind heute manche Verbrechen, wie etwa der Raub, für die Gesellschaft im ganzen nicht mehr so gefährlich als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, während andere, Betrug, Urtundenfälschung, Warenfälschung, verschiedene Formen des Wuchers und sonstiger Ausbeutung sowie des Mißbrauches der wirtschaftlichen Macht, Erpressung und Nötigung, Vertrauensmißbrauch, Verletzung von Berufs- und Betriebsgeheimnissen, Lebensmittelfälschung, eine viel größere Verbreitung und Gefährlichseit erlangt haben. Zum Schutze namentlich der wirtschaftlich Schwachen wird hier manche neue Strafzbrohung geschaffen, manche bestehende verschäft werden müssen. Aber auch sonst hat die Änderung der Verkehrsverhältnisse Änderungen der Strafgesetzgebung zur notwendigen Folge. Wie selten z. B. kommt es heute noch vor, daß jemand Bargeld in einem versiegelten Päcken zur Ausbewahrung übergibt. Die Änderung des Depotgeschäftes wird daher notwendig auch eine Änderung der strafrechtlichen Begriffe von Unterschlagung und Veruntreuung zur Folge haben.

Im allgemeinen besteht wohl die Meinung, daß die Begriffe der "gemeinen" Derbrechen überaus einfache seien. Der juristische Laie stellt sich daher die Schwierigzeit ihrer legislativen Konstruktion ganz unrichtig vor. Was scheint einfacher als die Begriffe Mord und Diebstahl? Und doch! Soll jede vorsähliche Tötung eines anderen Mord beifen und mit dem Code bestraft werden? Oder blok die mit Aberlegung beschlossene? Oder etwa die mit Aberlegung ausgeführte? Auch die Cotung desjenigen, der den ihn Totenden durch eine schwere Krantung, allenfalls durch Derführung seiner Frau oder Cochter, gereigt hatte? Auch die Cotung der einwilligenden Geliebten? Auch die des sechsjährigen Kindes durch die in schwerster Not verzweifelnde und mit ihm sich ins Wasser stürzende Mutter? Auch die des unheilbaren, entsetzlich leidenden Kranken? Und soll Diebstahl jede rechtswidrige Wegnahme einer fremden Sache aus dem Besitze eines anderen sein oder blok die in Gewinnsucht erfolgende Wegnahme? Soll auch der Student "Dieb" heißen, der seiner Canzerin rechtswidrig wider ihren oder ihrer Mutter Willen eine Schleife wegnimmt oder dem Angehörigen einer feindlichen Derbindung dessen Couleurmute vom Kopfe reißt, oder der Knecht, der dem geizigen Bauern gegen dessen Auftrag heu aus der Scheune wegnimmt, um es den Kühen eben dieses Bauern zu verfüttern? Soll als Dieb bestraft werden, wer ein Zündhölzchen, einen Zahnstocher, eine einzelne Blume einem anderen rechtswidrig wegnimmt? Wer eine Sache wegnimmt, blok um sie vorübergehend zu gebrauchen und dann zurückzustellen? Soll auch der Wilderer als Dieb bestraft werden? Ahnliche Fragen lassen sich bei jeder Derbrechensgattung aufwerfen. Soll wegen Sachbeschädigung bestraft werden, wer aus einer Zeitung, die er im Kaffeehause lieft, eine ihn interessierende Ankundigung berausschneidet, oder wegen Beschimpfung derjenige, der einen Menschen, der ihn soeben betrogen hat, einen Gauner oder Schwindler nennt? Wie soll der Gesetzgeber solche Fragen lofen? Früher galt wohl die juristisch-logische Konsequenz als das Kriterium eines guten Strafgesetes; heute ist man so ziemlich darüber einig, daß die Abereinstimmung des Gesetzes mit den sittlichen Werturteilen des Volkes das Makgebende sei. Diel trug zu dieser Erkenntnis die Einsicht in die gegenseitige Derschlingung und Durchdringung der individuellen Interessen bei, so daß Pflichten, die früher blok unter einem individuell-ethischen Gesichtspunkte erschienen, nun auch als soziale Pflichten erkannt werden, deren Erfüllung dann eben auch unter Strafsanktion gestellt werden kann. So 3. B. die Sürsorgepflicht des Samilienvaters für feine Angehörigen, so daß strafbar wird, wer durch Liederlichkeit sich außer stand fest, diefer Pflicht nachzukommen. Nur ein Geset, welches von dem lebendigen moralischen Bewuftsein des Voltes getragen wird und welches insbesondere die Erregung moralischer Konflitte in der Brust der ihm Unterworfenen aufs sorgfältigfte vermeidet — wie solche entstehen mussen, wenn 3. B. die Mutter strafbar wird, wenn sie ihren desertierten Sohn aufnimmt, oder wenn die Rechte des Notstandes auf den Sall des Selbstschutzes beschränkt sind —, nur ein solches Gesetz hat wahre Lebens- und Wirtungstraft. Ein solches Gesetz allein vermag die Strafe, die an sich nichts ist als Abel und Leiden, zu dem zu erheben, was sie sein soll, zu einer sozialen Wohltat für alle.

Roseggers Leben Jesu.

Don Anton E. Schonbach.

Der Tijchlergeselle Konrad Serleitner aus Steiermart, dem seine Eltern früh weggestorben waren, ist auf der Wanderschaft nach hamburg gelangt, dort in einen Derein von Anarchisten eingetreten und durch das Cos dazu bestimmt worden, den Reichstanzler zu ermorden. Das hat er ausgeführt, der Kanzler stirbt an der empfangenen Wunde. Der Mörder wird jum Tode verurteilt, weil jedoch sein Derteidiger ein Gnadengesuch eingereicht hat, sieht er eine Frist von etlichen Wochen por sich und füllt diese Zeit damit aus, daß er das Leben Jesu beschreibt, zumal lein geistlicher Ratgeber ihm die Cektüre der Evangelien verweigert hatte. An der fertigen Schrift jedoch hat der Franziskaner seine Freude, er will sie veröffentlichen und sinnt nur nach über einen passenden Titel. Er findet ihn als "Srohe Botschaft eines armen Sünders"; eben, als er das jedoch dem Konrad Ferleitner ankündigen will, bricht dieser bereits völlig erschöpfte Mann gusammen und stirbt; daß er schliefelich doch hätte gehentt werden sollen, hat ein glückliches Schickal ihm erspart, er ist begnadigt worden. Das Buch aber, welches der Mörder in den Schreden seiner letten Gefängniswochen niedergeschrieben hat, halten wir in händen, denn der Franziskaner hat es wirklich zum Druck gegeben, kein Geringerer als Peter Rosegger hat sich darum angenommen und legt es den deutschen Lesern als Ganzes por. nachdem es bereits stückweise im "heimgarten" und im "Thürmer" erschienen war.*

Jedesfalls ist das ein ganz seltsames Werk. Seit frühen Zeiten des Christentums gab es eine "Evangelienharmonie", das heißt, eine fortlaufende Erzählung von Jesu Ceben, zusammengesett wie ein Mosait aus den Berichten der vier Evangelien und so eingerichtet, daß alle Ereignisse, von denen die Evangelisten sprechen, aufgenommen sind, jedes aber nur einmal vorkommt und, wo es angeht, nach den Worten sämtlicher vorhandener Sassungen dargestellt wird. Etwas von dieser Art, wie es durch das Mittelalter her geübt wurde und herauf bis in die Neuzeit für den Schulbedarf gepflegt wird, muß Konrad Serleitner im Sinne gehabt haben, als er sein Buch zusammenschrieb. Den Grundstod der Catsachen bilden die Evangelien selbst, im ganzen werden die Vorgänge und Reden auch nach der überlieferten Ordnung vorgetragen. Nicht ohne Verschiebungen: der Seelturm wird zweimal berichtet, auf der Heimreise der heiligen Samilie von Ägypten und dann an rechter Stelle auf dem Galiläischen Meere; der zwölfjährige Jesus im Cempel spricht Worte aus der Zeit des späteren Lehramtes; die Begegnung mit der Samariterin am Brunnen wird in die Jugendzeit des Heilands verlegt — kleinere Umstellungen finden sich noch häufig. Don den apokryphen Evangelien, die seit der christlichen Urzeit in das Gedächtnis des Volkes und seine Dichtung eingegangen sind, nimmt Serleitner nichts auf und das ist schade, denn damit entfallen gar liebliche und anmutige Züge, insbesondere

^{* &}quot;I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders" von Peter Rosegger. Leipzig, Staadmann, 1905.

aus der Kindheit Jesu. Aber auch die an der Geschichte Jesu unaushörlich arbeitende Volksüberlieserung selbst hat dem Erzähler leider nur weniges dargeboten: etwas Erinnerung an die Weihnachtsspiele der Hirten und die weiße Lilie, die aus dem Stabe Joses aussprießt, das wird wohl alles dieser Art sein. Dagegen mag er aus den Episteln des Gottesdienstes, wie er in seiner Jugend sie kennen gelernt hatte, sich mancherlei Sprüche der Apostel gemerkt haben, und es ist sehr hübsch, wie er sie in seine Erzählung verwebt und von den Urhebern aus ihren Briefen selbst lebendig sprechen läßt.

Diesem Stoff gegenüber hat der Bearbeiter im großen und gangen eine so würdige haltung gewahrt, daß es fast verwunderlich scheint für einen Mörder, der aus der Schule der Anarchisten kommt, und es durchaus glaublich wird, wenn der Gerichtspräsident bei seinem Besuch im Kerter ihn nur für einen Verführten erklärt, der jest von seinem Wahne gerettet sei. Die Stimmung der namenlosen Todesangst, aus der heraus der Derurteilte zur Seder greift, um sich die Krämpfe seines herzens das trostvolle Gedächtnis seines Heilands fortzuschreiben, diese drückt sich in der Darstellung taum aus, erst zum Schluß tritt sie hervor. Vielmehr trägt sich die Erzählung mit einer gewissen Ruhe vor, weilt gerne beim Gegenwärtigen, beim Beschreiben von Zeit und Ort, von Wetter und Candschaft, und ergebt sich auch bei den Wechselreden in behaglicher Breite. Ja, gerleitner muß an seiner Geschichte Jesu doch gelegentlich mit Vergnügen und mit Fröhlichkeit über ihr Gedeihen gearbeitet haben, denn es laufen ihm nicht gar selten Späfichen unter und er meidet es durchaus nicht, einer Situation, die nur gang ungefähr sich dazu eignet, eine lustige Seite abzugewinnen. So ist es denn wohl begreiflich, wenn der arme Sünder allmählich daran vergift, daß es hauptsächlich sein eigener Erlöser und heiland sein soll, dessen Ceben er beschreibt, wenn er seine Cehrpersönlichkeit zu erfassen trachtet, die so weit über das Maß der Menschen hinausreicht und, wiederum erst gegen Ende, lebhafter des erbarmenden Richters Jesu gewärtig wird. Der Crost lag für den Schreiber jedesfalls mehr in der gesamten Erscheinung Jesu, wie er sie sich vor Augen stellt, und nicht in ihrem Sühnewerk, der Erlösung, das vor allem ihm selber zu gute kommen soll. Serleitners Jesu ist der göttliche Cehrer der Menscheit, der dem bosen Willen und der Dummheit seines Volkes zum Opfer fällt — wie ein verunglüdter Sozialistenführer — nicht aber der Sohn Gottes, der die Sünden der Welt auf sich nimmt und sich treuzigen läft, um die Menschen zu entsühnen.

Wunderlich, was Serleitner für eine Scheu vor dem Worte "Kreuz", vor der "Kreuzigung" hat! Er nennt den Vorgang beständig "Pfählen", was ja immer eine andere und fast noch grausamere Art von hinrichtung bezeichnet, aber nicht die Weise von Christi Tod. Dielleicht hängt das überhaupt mit den Sonderbarkeiten zusammen, an denen die Sprache des Schreibenden so reich ist. Er findet gar oft für ein reines Empfinden auch einen schlichten treffenden Ausdruck (das alte, gute Wort "Andild" rettet sich in seine Schrift), aber gleich daneben drängen sich ihm moderne, ganz nichtige Schlagworte und Phrasen in die Seder, aus denen hervorgeht, daß die Schule der Sozialisten und Anarchisten seinem Wesen die bestimmtesten

Spuren aufgeprägt hat. Sein Pilatus rebet von dem Prozest Jesu, als von "einem politischen Sall", wie wenn er ein Bezirkshauptmann unserer Tage ware. Am unerfreulichsten wirkt es, daß diese "glänzenden Allgemeinheiten", diese abpolierten Wendungen der Tagespolitit, nicht in größeren Sätzen, in zusammenhängender Rede sich darbieten, die etwa aus einer Versammlung in einem roten Wirtshause nach-Aange, sondern dak sie gang unversehens innerhalb einer ruhigen Darstellung durchbrechen, im bojen Abstich zu ihrer Umgebung — den Ceser reifen sie oftmals aus allen Illusionen. Ich meine, es war hohe Zeit, daß die Verschwörer den Revolver ihrem Genossen Serleitner in die hand drückten, denn dieser hätte doch als Sozialpolititer teine sonderliche Karriere gemacht! Das Mitleid, das sich gerne für ihn einstellte, wird gemindert, wenn man sieht, daß er bisweilen mit seiner Redeweise zum Trivialen abirrt, daß er gar oft in der Auffassung der evangelischen Dorgänge und der herrenworte weit unter ihrer einfachen höhe zurudbleibt, ja sogar manchesmal einen widerwärtigen Zug moderner Sinnlichkeit in die Erzählung einträgt. Gleich darauf erfreuen wieder ziemliche Streden schlichten Erzählens, Momente reiner Rührung und echter, tiefer Ergriffenheit.

Ein eigentümlicher Kauz, dieser Delinquent Konrad Serleitner!

* * *

Es steht zu befürchten, daß viele Leser und Kritiker die Rahmenerzählung, in welche Rosegger das "Leben Jesu" hineingestellt hat, nur für einen sehr geschickten Kunstgriff halten werden, durch den der Dichter die Berantwortung für vermeintliche und wirkliche Schäden und Mängel seines Wertes auf den vorgeschobenen Derfasser abladt. Eine solche Ansicht schiene mir durchaus unzutreffend. 3war hat gewiß Rosegger in dem hauptteil seines Buches dem Autor Ferleitner mehr Zugeständnisse gemacht, als ich für richtig halte, 3. B. in der Derstümmelung und Miftbildung biblischer Namen — aber das entspricht doch auch einer sonst bekannten Schrulle des Dichters — und hat dadurch jener falichen Anschauung Vorschub geleistet. Allein, gewiß aus anderer Absicht. Rosegger hat als Erzähler mit Darstellungen aus dem Lebenstreise der kleinen Candleute begonnen, er hat auch in seinen reifsten und gelungensten Werken am liebsten in diesem Bereiche verweilt und, indem er sich gern in die Lage der Armen und Elenden versett, mag es ihm vorgekommen sein, als ob der Heiland der Evangelien sich am besten und wirksamsten schildern lieke, wie er eben von den Armen und Elenden aus gesehen wird. Die Reichen beburfen seiner viel weniger, meint Rosegger, ber nun freilich auch gegen die Reichen nachsichtig geworden ist; läft er sie doch alle ins himmelreich kommen, wie "das Kamelhaar durch ein Nadelöhr" — der heiland macht es ihnen schwieriger, nach ihm ging eher ein "Strid" durch das Nadelöhr, allerdings nicht ein "Kamel", wie eine törichte Aberlieferung aussagt, die schon Paul de Lagarde berichtigt hat.

Ich glaube, mit vollem Überlegen hat Rosegger seine "Frohe Botschaft" wirklich von einem "armen Sünder" ausgehen lassen: wen konnte das Evangelium stärker und dauernder beglüden? — Ich vermute noch ein anderes. Die Rahmenerzählung beschreibt den Schauplat der Begebenheiten, ihre Umstände und ihren Ablauf, mit so widersprechenden Merkmalen, daß sich kein deutliches Bild gewinnen läßt. Rosegger hat das so gewollt und darum den deutschen Reichstanzler von einem Manne aus den österreichischen Alpen ermorden, den Derbrecher dann in ein Gefängnis stecken lassen, dessen brummiger Wärter steirisch redet, und von einem Gerichtspräsidenten in aller Biederfeit besuchen lassen, der Serleitner darüber auftlärt, daß man "Unrecht nicht durch Unrecht aus der Welt schaffen kann". Meinem Ermessen nach hat der Dichter seines Zwedes halber den Schaden nicht gescheut, den dieses Berfahren der Erzählung bringen muß: die Leser von heute sind durch die Poesie von gestern und vorgestern an so scharfe Bilder der Wirklichkeit gewöhnt, daß sie überall ein höheres Maß sinnenfälliger Wahrheit verlangen. Rosegger hat sich dessen geweigert, weil er seine Geschichte auf eine höhere Zinne retten wollte, über die Gegenwart und ihre Parteien hinweg. Auch darin hat er, wie mich dünkt, das sachförderliche Maß zuweilen überschritten, gewiß in einem nicht unwesentlichen Puntte: der Frangistaner, den der Berurteilte rufen läft, schlägt dessen Bitte um ein "Evangelienbuch" ab, und zwar mit folgender Rede: "Aber mit diesem Buche ist es eine eigene Sache. Unter zehn Cesern kann's kaum einer verstehen. Und der eine versteht's auch nicht. Es ist ein zu tiefsinniges, ich möchte sagen, ein zu göttliches Buch; wie es heift, mit sieben Siegeln verschlossen. Daber muß es erklärt werden von Sachleuten (! — dieses Rufzeichen ist von mir). Einzelnes daraus wollte ich gelegentlich ja gerne mit Ihnen durchnehmen, einstweilen gebe ich Ihnen etwas anderes zur Erbauung, aus dem Sie Trost und Frieden schöpfen können." Spricht's, geht ab und schickt dem armen Sunder einen haufen alter Gebetbucher. — Nun, ich weiß nicht, ob es heute einen Franziskaner gibt, der seine Pflicht gegen einen Derurteilten angesichts des bräuenden Codes so auffaft und diesem Menschen, der ja doch teine Propaganda für falsche Bibeltritit mehr treiben tann, das "Evangelienbuch" (auch ein katholisches Schulbuch) verweigert, dessen er in seiner Not begehrt. Das jedoch weiß ich gang gewiß, daß dieser Frangistaner nicht derfelbe ist, der ein paar hundert Seiten später, als er das Schriftwert des Delinquenten gelesen hat, diesem die hand aufs haupt legt und sagt: "Das Wichtigste ist der lebendige Glaube und der lebendige Jesus. Und das ist da. So vom Herzen fromm ist das empfunden, ich wollte dir das Satrament darauf reichen. Ja, Konrad, du bist schon gerettet." Denn jener erste Franziskaner hatte beim Cesen von Serleitners "Ceben Jesu" sicherlich schon einen Vorschmad von dem Stant der siedigen Hölle gemerkt, in welche der arme Verfasser wegen seiner Evangelienkonstruktion auch ohne Anarchismus und Attentat demnächst hätte fahren mussen.

Das scheint mir ein offenliegender Mißgriff. Und doch folgt unmittelbar darauf die, wie ich's empfinde, schönste Stelle des ganzen Buches. Daß der Ausruf des wiederkehrenden Franziskaners: "Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!", worunter er den gefundenen Citel für Ferleitners Buch versteht, von diesem völlig erschöpften,

aber durch den letzten Spaziergang im Grünen mit neuer Hoffnung erfüllten Mann für die Ankündigung der Gnade gehalten wird, er vermag aber diese Freude nicht mehr zu ertragen, sie tötet ihn und das erspart ihm die Hinrichtung — das ist der Meistergriff eines echten Dichters, daran erkenne ich unseren Rosegger!

* * *

Warum hat Rosegger dieses Buch geschrieben? Es kann nicht meine Aufgabe fein, vermessen in seine heimlichkeit zu dringen und ihm die Erlebnisse abzufragen, die ihn zu dem neuen Wert veranlaßten. Das braucht es aber auch gar nicht, denn Rofeggers innere Entwicklung ist offen vor aller Welt in seinen Schöpfungen ausgebreitet. Rosegger ist als Autor allzeit der offenherzigfte aller Menschen gewesen. Er schöpfte stets seine Bücher aus seinem eigenen Ceben und hat über dieses immer mit seltener Rüchaltlosigkeit seinem Publikum Bericht erstattet. Das darf nun freilich nicht so verstanden werden, als ob alles, was er aus den vier Wänden seines Hauses, von sich, von seiner Ehe, seinen Kindern, der Lesewelt erzählt, sich buchstäblich mit der Wahrheit deden müßte: Rosegger ist eben ein Künstler, der äußere Erlebnisse und innere Dorgange stilisiert und gemäß seinem Kunstvermögen umbildet, bevor er sie, für den Druck gerüstet, unter die Ceute schickt. Aber die Hauptlinien seines Lebensganges hat er unverworren por seinen Lesern aufgedeckt. Wir wissen, daß ein lehrhafter Jug von allem Beginn an in seinem Wesen stedt und allertiefft mit seiner Eigenschaft als Dichter verquickt ist. Er hat nicht immer lehrhafte Bücher geschrieben — Gott sei Dank! — sondern auch ganz unbefangen das Leben um seiner selbst willen gepact und mit seiner Kunst ausgewertet. Aber in gar viele seiner Werke, Romane und Erzählungen, hat die Cehrhaftigkeit sich eingenistet und in vielen sitt sie tiefer und macht sich breiter, als für ihre tunftlerische Wirtung gut ist. Dieses Cehrwesen hat sich im Caufe der Zeit bei ihm stärter und stärter entfaltet, er hat augenscheinlich Stunden, in denen ihm der Beruf des Volkserziehers höher und wichtiger vorkommt als der des Dichters. Dielleicht stellt dieses stets gewaltigere Auftommen der Lehrhaftigkeit bei ihm nur die eine Seite seiner Entwicklung dar, der auf der anderen ein Nachlassen der poetischen Spanntraft, des schöpferischen Dermogens, entspricht. Das ware nicht verwunderlich: Rosegger hat den Zenit des Lebens überschritten, er ist in die Sechzig getreten, und wenngleich ihm heute eine Ruftigkeit und Produktivität eigen ist, die bestaunt werden darf und lange Dauer verspricht, so bleibt es doch richtig, daß er gut vierzig Jahre hin arbeitet, gestaltet und schreibt. — Walther von der Vogelweide rühmte sich eines solchen weiten Mages für die Kraft seiner Enrik, deren toltbare Relte wir heute auf 125 Ottapleiten Drudes zwischen den Singern halten.

Gleichviel, ob meine Aufstellung zutrifft ober nicht — zuweilen ruht die Energie des Dichters nur aus und faßt sich dann zu neuen, starten Schöpfungen zusammen — gewiß ist, daß Rosegger seit einigen Jahren seinen Hausgast, die Poesie, ausquartiert hat und nur zu einzelnen Besuchen zuläßt. Seine Bücher, wie sie jährlich

im Spätherbst als willkommene Spenden von einem zum anderen reisen, sättigen sich zunehmend mit Erfahrung und Weisheit, die er den Menschen nüglich machen will. Und weil er, gewiß mit Recht, die Religion für eine der wichtigsten Angelegenheiten der Welt ansieht — sie war ibm das alle Zeit — so befakt er sich auch darstellend immer eingehender mit religiösen Dingen und Fragen. Sein "Himmelreich" von 1903 ist der Vorbote des "Cebens Jesu" von 1904. — Das ist ja an sich tein wunderbares Vortommnis auf dem Lebensweg eines reifen Mannes. Auch wen die Religion nicht als treue hüterin von Kindesbeinen an geleitet und selbst in dem Gefümmel der großen Welt nicht mehr verläßt, der wird doch jedesfalls, sofern er überhaupt ein ernsthafter Mensch ist, einmal in gehaltenen Stunden der Selbstschau das Bedürfnis haben, sich mit der Religion auseinanderzusetzen und ein dauerndes Derhältnis zu ihr zu gewinnen trachten, mag das im einzelnen Salle auch recht verschieden beschaffen sein. Diesen Abschnitt des Cebens hat nun Rosegger durchmessen, und weil er nicht blog Dichter, sondern zugleich Schriftsteller ist, wünscht er die Weise, wie bei ihm die Klarstellung sich vollzog, auch allen anderen zugänglich zu machen, damit sie von seinen Erfahrungen nuten könnten, was ihnen daraus dienlich wäre.

So, stelle ich mir vor, ist Rosegger dazu gelangt, sein "Leben Jesu" zu fcreiben. Eigentlich, icheint es feine Anficht, tonnte jeder Menich ein "Ceben Jesu" schreiben, wie es aus seinem Dasein in Verbindung mit den überlieferten Catsachen sich gestalten mag; es geschieht nur nicht, weil die wenigsten dazu die Gabe besigen. "Solches ist auch" — schreibt Rosegger, nicht Serleitner — "das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menschen gerade der ist, den derselbe Menich braucht. In den Evangelien lesen wir, daß Jesus zu verschiedenen Zetten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, gerade jedem seinen Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe und des Vertrauens ist, dann ist es der rechte." Noch um etliches später briidt Rosegger — es ist wieder er, obgleich diesmal auf Serleitners Blättern den Kern seines Buches in den Sätzen aus: "Also ist in Jesus der stolze Mut der bottgemeinschaft, daß er jedem gibt, der mit ihm geht. Nun aber möchte ich gerne lagen: Wo Jesus am göttlichsten ist, bort ist er am menschlichsten. Im frohen Derzicht auf Weltgier, Weltgut und Weltsorge befreit er sich von jener Cast, unter der die meisten Menschen ungludlich werden. In der Gottgemeinschaft ist er ein einfältiges Kind und weiser Lebenstünstler zugleich. Alle Angst vor Zufälligkeiten, Gefahren, Derlust und Sturz ist dahin. Alles geht nach seinem Willen, weil es der Wille Gottes ist, und er genieft das Ceben mit Unbefangenheit und reinem Sinn. Ist das nicht die natürlichste Menschlichkeit? Und kommt man nicht gerade mit dieser lebensfrohen Menschlichkeit der Göttlichkeit nahe?"

In solchen Worten ruht der Schlüssel des Buches und das Prinzip der Gestaltung, die Rosegger den evangelischen Berichten verliehen hat. Diese bieten ihm zu viel und zu wenig. Zu viel, darum läst er jene Wundererzählungen der Evan-

gelien weg, die er nicht irgendwie andeuten oder so ausdeuten kann, daß sie ihr Wunderbares einbüßen. Die Wunder der Speisungen bleiben 3. B. fort. Beim Wegschaffen des Wundersamen ist Rosegger gar nicht zaghaft, er verfährt mit einer Energie und Interpretationsgabe, um die ihn die Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts noch in ihren Gräbern beneiden könnten. Wenn zu Kana Wasser in Wein gewandelt wurde, so erklärt sich das einfach daraus, weil die betrunkenen Hochzeitsgäste Wasser von Wein nicht mehr zu unterscheiden wuften. Lazarus war scheintot! — ach, du lieber Gott! — als Jesus ihn auf die Schulter klopfte und erwedte. Die heilwunder erklären sich aus den modernen Mitteln der Suggestion, hppnose, und wie diese Miratel unserer Medizin alle heißen. Wo die Evangelien Gott unmittelbar mit Jesus in Bezug setzen, bei der Taufe im Jordan, bei der Der-Aärung auf dem Berge Cabor, da ist es die Begeisterung, welche die Anwesenden zu einer Dision erhebt. Nur dem sterbenden Christus beläft Rosegger die Aberzeugung, daß bott ihm das martervolle Ende befohlen habe, und drudt sich dabei ehrfürchtig zur Seite. Auferstehung und himmelfahrt bleiben in einem mystischen Nebel: haben die Jünger den Herrn wirklich gesehen oder war es eine Halluzination ihres Glaubens, darüber gewährt uns Rosegger keine Klarheit.

Auch die Reden und Gleichnisse Jesu nimmt der Erzähler nicht hin, ohne von dem Seinen hinzuzutun oder von dem Aberlieferten wegzunehmen. Im allgemeinen scheint Rosegger den Parabeln und Gleichnissen nicht eben gewogen zu sein, sie schrumpfen bei ihm meistens start zusammen, obwohl gerade sie, wie die kirchliche Cradition aller Zeiten und Bekenntnisse erweist, der kräftigsten Ausmalung fähig und wert sind. Oft nimmt er den Herrenworten ihre Schärfe und macht sie bequemer sür die heutige Gesellschaft, nach ihm sagt Jesus in der Bergpredigt: "Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte in guter Laune ihm auch die linke hin. Vielleicht bricht das seinen Grimm." Im Vaterunser soll es heißen: "Bitte um Verzeihung deiner Schuld und nimm dir vor, auch deinem Beleidiger zu verzeihen."

Rosegger hat aber auch den Bestand der evangelischen Aberlieferung um ein bedeutendes erweitert. Dor allem füllt er die Lücken aus. Bekanntlich wissen die Evangelien nur von Christi Geburt und ihren wunderbaren Umständen zu berichten, dann gedenken sie des jungen Jesus im Tempel und lassen ihn sofort ins Lehramt treten, in die kurze Frist dis zum Kreuzestode drängt sich dann zusammen, was sie von seinem Wirken erzählen. Das genügt Rosegger nicht. Er will erfahren, woher Jesus sein weites Wissen hat, und weil er ihn nicht für den selbständigen Stifter einer neuen Religion hält — eigentlich gehört ihm unterscheidend nur der Satz: "Tuet Gutes denen, die euch hassen!" — so läßt er ihn (wie Moses und Joseph beim König von Ägnpten) im Palaste des Pharao, dann bei einem buddhistischen Greise verweilen und sich dort mit den "großen Gedanken" erfüllen, "die in der Wüste wohnen". Rosegger verfährt dabei weit bescheidener und geschickter als jener Russe, der vor einiger Zeit die Menschen durch einen Bericht über Jesu Aufsener Russe, der vor einiger Zeit die Menschen durch einen Bericht über Jesu Aufsener Russe, der vor einiger Zeit die Menschen durch einen Bericht über Jesu Aufsener

enthalt vor seinem Cehramte bei den Buddhisten Indiens überraschte, leider jedoch nachmals des Schwindels überführt wurde. Mit sichtlicher Liebe spinnt er seine Ersindung aus, wodurch er die Geschicke der Räuber Barrabas und des guten Schächers Dismas (sehr wohl berechnet auch des reichen Simon von Kyrene, des nachmaligen Kreuzträgers) mit dem Leben Jesu verknüpft, den Beduinenkönig Barrabas schiebt er bei der Dersuchung in der Wüste statt Satans unter, läßt ihn dann aber auch gekreuzigt und nicht für Jesus freigegeben werden. Pilatus war nach ihm ein erbärmlicher Seigling, der sich durch allerlei Grobheiten als ein aktiver Antisemit der Straße legitimiert.

Genug der Anführungen! Die bisherigen werden genügen, um nachzuweisen, daß dieser Jesus wirklich der Jesus Roseggers, nicht aber der Heiland der Evangelien ist.

Gewiß steht ein gutes Stüd von dem, was Rosegger berichtet, auch in den Evangelien, selten so, wie er es erzählt, sondern eben durch das Medium der Persönlichkeit des Dichters gebrochen. Das erhellt am allerbesten aus den ganz modernen Zutaten der Auffassung. Roseggers Jesus hat rötliches haar (später nußbraun), dunkelblaue Augen, der Dichter hat also die verrückte Vermutung aus dem schwahhaften Buche des geistreichen Dielwissers Chamberlain aufgenommen, der nur einen arischen, womöglich germanischen Christus für die gebildete Gegenwart annehmbar findet. Und Rosegger, der so hübsch dem Weisen aus dem Morgenslande die wegleitenden Sterne in einer Gruppe erscheinen läßt, welche die Buchstaden 1. N. R. I. bildet, deutet dieselben Lettern wie ein Spätscholastiker um zu "Jesu Nähe rettet ihn", oder gar zu der Grabschrift: "Im Nirwana ruh' ich" — welch entsetzich falscher Con!

Rosegger hat aber auch gar vieles sehr hübsch, bisweilen wirklich schön erganzt und ausgelegt. Besonders weiß er das Derhältnis des Heilands zu seiner Mutter rührend zu erzählen, und die Szene des Abschiedes zwischen beiden vor Jesu Einzug in Jerusalem erhebt sich zu wahrhaft ergreifender Wirtung. Gewiß hat er die groke Aufgabe seines Buches, sobald er sie ergriff, für eine ernste und bedeutsame. gehalten und er hat vollen Anspruch darauf, daß sein Werk ernst und achtungsvoll behandelt werde. Selbst dort, wo seine Darstellung nicht gang zu der Würde des Gegenstandes stimmt, wo er, der oft sich über das Publikum erhebt, sich zu weit herniederläft. Und da komme ich darauf, zu sagen, daß er mit seinem Ser--leitner, den er zwischen sich und sein Buch stellte, doch einen unrichtigen Griff getan hat. Ist der Jesus des Buches der Ferleitners oder der Roseggers? Er tann einer - von beiden sein, aber nicht beider zugleich, denn der heiland muß für den Tischlergefellen, den der Anarchismus zum Mörder gemacht hat, notwendigerweise ein anderer sein als für den schwerbelesenen, vielgebildeten Dichter Rosegger, der in der Reife seiner Jahre den Deutschen sagen will, wie er sich die Gründung des Chriftentums porftellt.

Fragt mich jemand: "Was denkst du über den mutmaklichen Erfolg des Werkes?", so muß ich dem gurwitzigen antworten: Ich weiß es nicht. Prophezeien ist ein übles Geschäft. Rosegger steht nach Gebühr und Recht in hohem Ansehen, nach einem Buch über das Leben Jesu von ihm werden Causende und Abertausende von Lesern begierig greifen. Ob sie daraus den Crost und die Erbauung schöpfen werden, die der Dichter ihnen spenden will? Auch das weiß ich nicht zu sagen. Nur dies darf ich für mich behaupten und für niemand anders: Das Buch, welches ich erwartete, als ich erfuhr, Rosegger habe sich an dieses gewaltigste aller Probleme gewagt, dieses Buch liegt nicht vor mir. Schon durch seinen Serleitner hat sich Rosegger den Weg zu einem reinen, schlichten Erzähler versperrt, über dem ein hauch des Göttlichen aus den Evangelien schwebt. Die Erzählung von der Chebrecherin bei Johannes im achten Kapitel kann ich nie ohne Cränen lesen, wenn meine Beschäftigung mich zu ihr führt, in Roseggers Darstellung wirkt sie nicht auf mich, trog kluger Zutaten. Das Gespräch Jesu mit der Samariterin, das Rosegger in die Jünglingszeit des heilands verlegt, könnte er mir verleiden, wofern das überhaupt möglich wäre. Nach wie por habe ich berzliche Derehrung für den Dichter und Menschen Rosegger, aber dieses Buch werde ich schwerlich noch einmal lesen.

* *

Wenn Rosegger das "Leben Jesu" nicht geschrieben hat — die Buchhändler schreien es als "Roman" aus und fobern damit die Masse — das er schreiben wollte und das man von ihm erhoffen durfte, so mag er sich trösten: er weilt damit in guter Gesellschaft. Wie viele tuchtige Manner haben sich an dieser Aufgabe schon versucht und haben sie nicht zu lösen vermocht! Don Ludolf, dem Karthäuser, an bis herauf zu David Strauß, der die Wunden der jammervollen Menschheit mit Beethoven und Mozart, mit Goethes Enrit und den Stanzen Rafaels heilen wollte, und bis zu den protestantischen Theologen, die da wissen, was Christus am Kreuze dachte — welche schwer übersehbare Menge von Anläufen und Wagnissen! Ist dieses Problem überhaupt lösbar? Reicht nur die Kraft unserer Sprache dazu hin, mit der Tradition der evangelischen Rede in Mitbewerb zu treten? Im Bereiche der Weltliteratur kenne ich — vielleicht wissen andere es besser — aus neuer Zeit nur die Strophen der Erzengel aus dem Prolog im himmel in Goethes Sauft und etwa vereinzelte Derse aus den Dramen des heute schon zur Seite gerückten Lord Byron, die sich ungefähr in ihrer erhabenen Wucht noch können in geziemendem Abstand nach den Evangelien hören lassen — sonst nichts.

Denn in diesen Evangelien wohnt und lebt eine Macht über die Gemüter der Menschen, die von der Kunst nur umschrieben, aber nicht einfach wiedergegeben werden kann. In magnis voluisse sat est: das Große gewollt zu haben, ist genug, das wird sich auch Rosegaer sagen dürfen.

Denn an dem Nachthimmel, der sich über die Menschen wölbt, steht mit Sternenschrift die Heilsbotschaft der Welt aufgezeichnet, in hellem, scharfem Glanz, demanthart, unendlich fern. Steigt einst die Sonne der ewigen Wahrheit am Horizont empor, dann wird die Menscheit wissen, was diese Bücher umschließen. Cher nicht — wer aber wird dann lesen, wer deuten?

Denn: der himmel ist das Cesebuch Gottes, sagt Bruder Berthold von Regensburg.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Selber.*

Kinderjahre (1814-1820).

Ich bin am 19. September 1814 im Hause Nr. 568 Karlsgasse, Wieden (gegenwärtig Orient.-Nr. 6 **), geboren, wo meine Eltern eine kleine Wohnung des dritten Stockwerkes innehatten.

Mein Vater Matthias Georg Felder, geboren zu Wien 27. Juni 1780, war der zweitälteste Sohn des bürgerlichen Schuhmachermeisters Josef Felder. Dieser, gebürtig aus Siggen in Schwaben, kam, nachdem er laut Lehrbriefes freigesprochen worden, nach Wien, um hier in Arbeit zu treten.

Einer wegen ihres Anlasses wie des Inhaltes denkwürdigen Resolution der Kaiserin Maria Theresia vom 18. April 1772 verdankt meine Samilie ihre Gründung in Wien. Es war ein bürgerliches Schuhmachergewerbe in einer Dorstadt in Erledigung gekommen und die Waise Elisabeth Kornutsch bei der Kaiserin bittlich eingeschritten, es dem Gesellen Josef Selder zu verleihen, weil er sie dann heiraten werde. Maria Theresia forderte sofort von der niederösterreichischen Regierung Bericht, der am 17. April vorgelegt wurde, worauf die Kaiserin noch am selben Tage resolvierte, "daß in diesem besonderen Salle, aus ganz besonderen Gnaden dem Josef Selder, jedoch gegen Ehelichung der Elisabeth Kornutsch, das hiesige Bürger- und Vorstadts-Schustermeisterrecht erteilt werden solle". Meine Großeltern ehelichten sich am 23. Juni 1772 und hatten eine zahlreiche Samilie.***

- * Felders Aufzeichnungen über seine Kinder- und Studienjahre, deren Veröffentlichung wir der Güte seines Schwiegerschnes, herrn hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Johann Frank, zu danken haben, sind in biographischer wie in kultureller hinsicht von großem Interesse und ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte des vormärzlichen Wien. Wir werden in einem Epilog zu diesem Abschnitt der Felderschen Selbstbiographie Gelegenheit haben, den weiteren Cebenslauf dieses Wiener Bürgermeisters (1868–1878), dessen Name auch in der Geschichte der Wissenschaften mit Ehren genannt wird, zu schilbern.
- ** Dieses und das nebenstehende haus (Orient.-Ur. 4) waren die ersten, die auf dem alten aufgelassenen Karlsfriedhofe erbaut wurden. Mein Vater zeigte mir einstmals beim Vorübergehen die drei letten Senster des dritten Stodwerkes links mit den Worten: "hier bist du geboren."
- *** Sie etablierten sich Wieden, Große Neugasse Nr. 559 (Orient.-Nr. 8). Das Gewölbe hatten sie um die Ede in der Weintraubengasse, die jest Moßgasse heißt.

Der Großwater starb 66 Jahre alt am 23. April 1802, die Großmutter Elisabeth am 5. September 1811, gleichfalls 66 Jahre alt, im Bürgerversorgungshause. Dier Kinder starben in ihren Jugendjahren, vier überlebten sie: drei Söhne und eine Tochter. Der älteste, Anton, war auch Schuhmacher. Ich sah ihn nur einmal, am Tage nach dem Tode meines Vaters. Der jüngere Bruder meines Vaters war gleichfalls Schuhmacher, stand mit meinem Vater im besten Verkehr, geriet aber durch häusliches Unglück in Dürstigkeit, ungeachtet er sehr tätig und wirtschaftlich war. Die Schwester Franziska war auch an einen Schuhmacher namens holl verehelicht und wie ihr Gatte ein wahres Musterbild der Ordnung, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

Wie es kam, daß mein Dater der einzige aus der Samilie war, der höhere Schulbildung genok, darüber tann ich blok Bermutungen aufstellen. Indessen weiß ich aus den Studienzeugnissen, die mir nach seinem Tode zur hand kamen, mit vollster Bestimmtheit, daß er ein ausgezeichneter Student war und die Universitätslaufbahn einschlich zweier juridischer Jahrgange absolvierte. Somit war Cernbegierde, Sleiß und Befähigung jedenfalls ein Grund. Ich glaube wiederholt gehört zu haben, daß die Möglichkeit hauptfächlich durch die Unterstützung eines Landsmannes und Anverwandten namens Dominit Lufmann gegeben worden sei, ben ich mit meinem Dater wiederholt in hegendorf und auch später nach bem Tode meines Vaters als kaiserlichen Schlofperwalter im höchten Greisenalter besucht habe. Gleichwie mein Großvater, aus einer Bauernfamilie entstammend, in der Heimat teinen entsprechenden Erwerb gefunden, war auch Lufmann, Tischler von Profession, nach Wien gewandert und hatte in hehendorf das Glück, vom Kaiser Franz, der sich dort mit Cischlerarbeit die Zeit vertrieb, zu Vorarbeiten verwendet zu werden. Der Kaiser machte ihn zum Jimmerwärter, tatsächlich Schlofperwalter, in welcher Stelle er ein gutes Auskommen genoß. Mein Dater hatte stets dankbare Derehrung für den alten Luftmann und für dessen Kinder, insbesondere für den um 13 Jahre als er jüngeren Sohn Josef Lufmann, der mich später als Domherr und Pfarrer Am hof traute, aber schon drei Jahre darnach, 1844, im 51. Lebensjahre starb, während sein Vater noch am Leben sich befand.

Es muß eine Wendung in der ursprünglich beabsichtigten Lausdahn meines Daters eingetreten sein, daß er plözslich seine juridischen Studien nach zwei Jahrgängen sisterte und 1804 als Diurnist beim niederösterreichischen Landrechte eintrat. Laut der in meiner Verwahrung befindlichen drei Originalanstellungsdekrete ward ihm am 27. August 1806 mit einem Gehalt von 500 fl. (Bantozettel) in Anerkennung seiner bisherigen sehr guten und fleißigen Verwendung als Diurnist die sechzehnte Kanzsistenstelle verliehen. Iwei Jahre darauf, am 24. September 1808, ward er Einreichungsprotosolssist mit 600 fl. Gehalt und am 10. September 1814 Registrant mit dem Gehalte von 800 fl. W. W. "in Rücksicht seiner mit lobenswürdigem Eiser geleisteten Dienste". Im Jahre 1816 war er, wie ich aus einem anderen Dotumente ersehe, bereits Einreichungsprotosolslist mit dem Direktorstitel und einem Gehalte

von 1000 fl. Konventionsmünze, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb.

In tiefer Rührung durchblättere ich die Einschreibbücher, die mein Dater über Einnahmen und Ausgaben mit staunenswerter Genausgkeit führte und die ein getreues Bild seines Tuns und Cassens geben. Ich besitze sie in ununterbrochener Solge vom Jahre 1805 bis Ende 1809, dann von 1810 bis Ende 1819, dann sein letztes über den Kuraufenthalt in Pyrawarth. Bis zum Jahre 1813 sind selbst die kleinsten Ausgaben barin verzeichnet, von der Verehelichung ab allmonatliche Summarien aus besonders geführten Küchen- und Einschreibbüchern. In einem dieser Einschreibbücher verzeichnete mein Vater unter 20. September 1814 Ausgaben bei der Caufe Kajetans 4 fl. W. W. und etliche Kreuzer. Man sagt nicht mit Unrecht, daß man die Befähigung und den Charatter eines Mannes nach seiner Bibliothet beurteilen tonne. Kaum hatte mein Dater 1805 seine Großjährigkeit erreicht und wenige Gulden zu seiner Verfügung, als er schon im selben Jahre sich auf Sonnenfels' "Grundsätze der Sinanz", auf Schütz' "Weltgeschichte" und auf 3eillers "Portrait" substribierte; dann folgte Sügers "Adeliges Richteramt", Adelungs "Deutsches Wörterbuch" und ein "Lehrbuch über Kirchenrecht". 1807 Cafontaine, 1808 Schüt, "Erdfunde" in fortlaufender Pranumeration. Neben Spieft "Petermannchen" taufte er Gustermanns "Rechtspraris" und »Dictionnaire des deux nations« und nahm Pränumeration auf die historische Bibliothek. 1809 ließ er sich einen Bücherkasten machen für 75 fl., erwarb Gellert, Blumauers Schriften, Schillers und Goethes Werte, Schmidls "Geschichte der Deutschen". Rasps "Naturrecht", Rousseaus "Neue Heloise", Nikolais "Gedichte" und Kozebues "Indianer in England". 1811 folgten Wielands und Weißens Werte. Diese Aufschreibungen beweisen, daß die größten Ausgaben meines Vaters bis zu seiner Derheiratung Bücher waren, juristische praktischen Inhaltes und deutscher Klassiker. Don allen ist nur auf mich gekommen: Abelungs "Großes deutsches Wörterbuch", bas »Dictionnaire des deux nations«, Buchhol3' "Dentwürdigkeiten aus der fran-36ficen Revolution", Schellers "Cateinisch-beutsches Wörterbuch" und mehrere Bande der Geistingerichen Ausgabe lateinischer Klassiffer, auf welche er sich, wie ich weiß, in den letteren Jahren pränumerierte.

Mein Dater beziffert in kleinsten Details von wenigen Kreuzern die Anfänge seiner Ökonomie: Kostgeld 5 fl. Bankozettel an seine Mutter, kleine Unterstützungsbeiträge und Darlehen an sie und an seine Geschwister und auch an Freunde. Daneben kommt aber auch die ihm stets treu gebliebene Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit zum Ausdrucke. Die Ausgaben für Wäsche und Kleidung, namentlich für Beschuhung, mehrten sich, wenn auch nur sehr allmählich und in bescheidenem Maße. Es scheint damals eine besondere Ausmerksamkeit für letztere verwendet worden zu sein. Bänder- und Schnallenschuhe, ungarische Cschischmen und englische Kappenstiesel, d. i. seine, kurze Wadenstiesel mit umgeschlagenem farbigem Bocker, meist gelb oder lichtbraun. Onkel Joses sagte unt, daß mein

Dater viel auf diese gehalten habe und er sie ihm mit möglichster Eleganz anfertigen mußte.

Mein Dater war, wie seine Aufzeichnungen beweisen, auch teineswegs ein "Hinterdemosensitzer". Ich sinde in den Büchern nicht selten Cheaterauslagen, gewiß nicht auf dem Nobelparterre, denn sie bezissern sich meist nur mit Kreuzern. Auch Beträge für eine Redoute, einen Sperl-Ball, einen Ball in der Mehlgrube 2 fl. (1808). Für ein Anstellungslätizel und Seuerwert (Ottober), Slugspettatel (wahrscheinlich Degens verunglückter Flugversuch im Prater, November). Abermals Ballauslagen (1809) mit 25 fl., vielleicht im Apollosaal, woselbst das Entree allein diese Summe in Bantozettel gekostet haben soll. Dann ein Namenstagsest für die Schwester, eine Katharinen-Unterhaltung für die Mutter, ein Mariahilfer-Kirchtag und Schönbrunner-Unterhaltung (1808), ferner zwei Reisen, die eine nach Maria-Caferl (September 1807) mit 33 fl. 18 fr. und eine Kremser Reise (1810) mit 33 fl. Gewiß die zwei einzigen Reisen, die mein Dater im Ceben gemacht. Auch Spielverluste sind verzeichnet am Weihnachtsabend 1809 mit 13 fl. 18 fr.

Mein Dater schreibt im April 1809: Goldenen Ring mit einer Raute gekauft, 30 fl., und im April 1813: ein haaruhrband mit Gold beschlagen lassen und eine Walze von Karniol gekauft, 53 fl. Beide kannte ich genau. Er trug sie bis an sein Lebensende. Das haargeflecht war von meiner Mutter und offenbar ein Geschenk derselben an ihren Bräutigam. Beide Pretiosen gingen für uns verloren, obgleich sie in gerichtliche Verwahrung gebracht wurden.

Und trot dieser Schmuckanschaffung und Voluptuarausgaben weist dennoch die monatliche Bilanz mehrere Jahre hindurch stets ein Ersparnis aus.

* *

Mein mütterlicher Großvater Anton Irza war zur Zeit der Geburt meiner Mutter Antonie Irza bereits Inspector der großen Crauttmansdorfsichen Herrschaft Cessonitz in Mähren, woselbst sie im Schlosse am 8. Juni 1788 geboren wurde. Noch sehr jung war sie nach Wien in das damals angesehene Haus des Hofagenten v. Keßler auf der Candstraße Nr. 307 zur Vollendung ihrer Erziehung und Ausbildung gebracht worden und wurde daselbst Gespielin und Freundin seiner zwei Töchter. *

Oft erzählte mir die alte Dienstmagd, unter deren Aussicht ich selbst lange Zeit gestellt war, wie sehr meine Großeltern in Gunst und Vertrauen des Gutsherrn Johann Nep. Grafen Crauttmansdorff, welcher 1789 die Herrschaft Cessoni geerbt hatte, gestanden und wie gerne er sich, wenn er dahin kam, bei ihnen aushielt.

* Die ältere Tochter, Kajetana, vermählte sich später mit dem reichen Privatier Ritter von Suttner; sie ward die Mutter meines nachmaligen Kollegen im Candtage, Karl Freiherrn von Suttner. Die jüngere, Barbara, verehelichte hoffmann, wurde die Mutter des Reichsfinanzministers und Theaterintendanten Leopold Freiherrn v. hoffmann. Kajetana v. Suttner war meine Taufpatin und gab mir auch meinen Namen.

Im hause Kester lernten sich meine Eltern kennen. Die Wahl meiner Mutter scheint jedoch nicht von den Ihrigen gebilligt worden zu sein, weil sie die Abstammung von einer Schuhmachersamilie und wahrscheinlich auch die geringe amtliche Stellung des Vaters für ihre Tochter nicht passend hielten. Ich glaube dies wiederholt während meiner Kindheit aus Äußerungen meiner mütterlichen Anverwandten entnommen zu haben. Auch spricht dafür der Umstand, daß die Verehelichung meiner Eltern erst am 28. Ottober 1813, nach erreichter Großjährigkeit meiner Mutter, stattsand, ohne daß mein Vater seit 1808 in eine höhere Rang- oder Gehaltsstuse vorgerückt wäre.

Meine Eltern konnten in meinem Geburtshause, Karlsgasse 568, nicht viel länger als zwei Jahre gewohnt haben, benn mein jungerer Bruder Eduard, an den mein Erinnerungsvermögen nicht zurudreicht, war schon in ihrer späteren Wohnung, Landstraße, Ungargasse (Zinshaus des Priestertrankeninstitutes) am 10. Juni 1816 geboren. Er war, wie ich von meiner Mutter hörte, sehr franklich, hatte gekrummten Rüden und starb auch schon am 6. Sebruar 1818. Meine Grokmutter, die in demselben hause wohnte, sprach sehr schlecht Deutsch, weil sie nur Böhmisch zu reden gewohnt war. Otonomische Hauswirtschaft war ihr Element. Ich sehe sie noch vor mir. den Kopf wegen Rheumatismus in ein grokes Kopftuch gebunden, wie sie mit eigens dazu angeschafften Sedermessern in grünen Schalen aus Holzspänen Kerzendochte schnitt, sie mit Baumwolle umwand, Unschlitt sott und dann in Modeln, die in Wasserschaffen stedten, für den Hausbedarf die Kerzen goß. Allwinterlich wurde ein halbes Mastschwein getauft, das fleisch in die Rauchfänge gehängt und geselcht sowie auch der Speck, Sett zerlassen, die Griefen, wir nannten sie "Krammeln", geschmorrt und als Cederbissen für uns bewahrt, Bratwürste gemacht, Ceber- und Blutwürste gesotten, so daß den ganzen Winter diesfalls gesorgt war. Noch getreuer und lebendiger zeichnet mir mein Gedächtnis das Bild meiner guten Mutter, wie sie fast alltäglich in bescheidener Hausfrauentoilette, das Körbchen am Arme, auf den Martt ging, um das für den kleinen hausbedarf Nötige, was nicht die Magd beim Bäder ober fleischhauer zu besorgen hatte, heimzubringen.

Bis ins kleinste Detail stellt sich mir der Bestand unserer Wohnung dar. Durch eine enge Küche, sast gänzlich von einem Mantelherd eingenommen, in ein zweisenstriges Immer, in dessen Mitte ein eiserner sparherdartiger Osen stand, der zugleich zum Kochen wie zur Beheizung aller Räumlichkeiten diente. Das war das Samiliengemach den Tag über, möbliert mit einem Drehtisch (heutzutage modern als Spieltisch), mit einem einsachen Sosa, einigen Sesselleln und zwei Schubladenkasten, Aussass und Wandschrank. Links das Schlaszimmer mit Bücher- und Schreibkasten des Vaters, rundem Tisch, tapeziertem Sosa und ebensolchen Sesseln. Rechts ein Kabinett, im Winter abgeschossen und Vorratskammer für Viktualien. Da hatte die Mutter immer am sogenannten "Schanzl" (Donaukanal) ein oder die andere Butte oberösterreichischer Äpfel gekauft (Haslinger hießen die beliebtesten), auch sogenannte "Maschansker", wovon für mich täglich ein oder zwei Stück am eisernen Osen gebraten wurden, so daß die Immer nicht selten von Äpfelgeruch erfüllt

waren, der die eingesperrte Luft desinfizierte. Zwischen den Senstern hingen auf gespanntem Spagat Zwetschlen und Weintrauben und darunter lagen die schönen Winterbirnen und Äpfel.

Eine Katastrophe dürfte die am weitesten zurückreichende Grenze meines Erinnerungsvermögens bilden. Sie hatte meinen Eltern großen Schreck verursacht und hätte mir bald das Leben gekostet. In der Küche stand ein Geschirrkasten, worin auch das Porzellan meiner Mutter ausbewahrt war. Der untere Teil hatte eine niedrige Tür, die gerade so hoch war, daß ich den oberen Rand des Slügels mit den händen erreichte. Während meine Eltern noch bei Tische saßen, war ich in die Küche geschlichen und schautelte mich, unbemerkt von der Magd, die eben das Eßzeug reinigte, an dem beweglichen Türssügel. Da stürzte der Kasten mit dem in Scherben zerstiebenden Inhalt in entsesslichem Getöse über mich, und ich lag unter der Wucht desselben begraben.

Die Mutter wurde ohnmächtig, der Vater und die Magd zogen mich aus den Trümmern hervor, doch ich war wie durch ein Wunder völlig unverletzt geblieben. Noch lange danach pflegte ich jeder offenen Türe aus dem Wege zu gehen. Nur ein paar der Mutter als Andenken wertvolle Porzellans konnten zusammengekittet werden.

In der Wohnung der Großmutter gab es alle Sonntag nachmittags zur Erheiterung ihrer tranten Lieblingstochter Unterhaltung, häufig auch Canztränzchen, wozu bie Freunde meines Ontels und junge Madchen ber Bekanntschaft geladen waren. Ich war selbstverständlich auch dabei, da den muntern Buben alle gern zu haben schienen. Das waren teine Soireen, jours fixes ober Tangtränzchen von heute. Es ging dabei ungemein einfach zu. Die Mädchen erschienen in Ceinwandhauskleidern, höchstens ein oder das andere Bändchen als Zutat und die jungen Herren in ihren gewöhnlichen Röden und Hosen mit einziger Ausnahme des nachmaligen Dr. Wanbratich, der, um den üblen Eindruck seines blatternarbigen Gesichtes abzuschwächen, stets in modernster Stugertoilette, im engen Frad, in Tritothosen, Schuh und Strümpfen sich sehen lieft. Ich stand besonders in seinem Wohlwollen und schautelte auf seinen Beinen, wenn er vom Cange frei blieb, was nicht selten der Sall war, weil er wegen seines hupfens und Springens von den Mädchen gefürchtet wurde. hatte er wohl damals eine Ahnung, daß der mutwillige Bube etwa zwanzig Jahre darauf in seiner Advokatenkanzlei als Galopin, Praktikant und Konzipient von ihm werde gepeinigt werden?

Auch die beiden Brüder Krumhar waren da, Radda, zwei angehende Magistratsbeamte: der freundliche Lemoser und der phlegmatische Lierzer, der im stande war, inmitten lebhafter Unterhaltung sich schlafen zu legen, und ein gewisser Stoiber, der sich selbst für einen Adonis hielt und, da er einiges Vermögen hatte, auch für unwiderstehlich.

Wenn alles ermüdet war, kam es zum Pfänder- und Blindekuh-Spielen, "Detter, leih mir die Scher" und zu andern damals üblichen harmlosen Zeitvertreiben.

Die Bewirtung, der Einfachheit der Sestanlage ganz angemessen, bestand aus einer Schale Kaffee für die Damen, einem Glas Bier für die Herren, einem Paar Selchwürsteln mit Kren, Butterschnitten und, wenn es hoch ging, auch etwas aufgeschnittenem Sleische. Im Sasching gab's noch ein Gläschen Punsch und ein paar Krapfen, welche die Großmutter meisterhaft zu backen verstand.

In der elterlichen Wohnung ging es viel stiller her, höchstens ein- oder zweimal im Jahre lud mein Vater einen oder den andern seiner Freunde und Amtsgenossen zu Tische. Die Mahlzeit war höchst einfach, die hervorragenoste Rolle spielte ein Indian (Truthahn). An Sonn- und Seiertagen während der schönen Zeit machten wir gewöhnlich einen Spaziergang, zu bessen Beendigung der Dater manchmal zu meiner großen Freude einzutehren pflegte, gewöhnlich in das in unserer Nähe gelegene, später Neulingsche Brauhaus mit seinem großen Garten. Waren wir vorbeigegangen, ohne daß der Dater in das Gartentor einbog, so war ich bis zu Tränen betrübt, geschah es, so schlug mein herz vor Freude hoch empor. Und doch gab es da keine andere Luft, als auf einer ungehobelten Bant an einem Gartentisch, abgeschlossen von gestukten Gesträuchen, zu siken, eine Bantelmusit zu boren, ein Studchen Kase oder Salami von einem "Salamini" mit einer Schnitte Hausbrot zu bekommen und einen Schluck Bier zu kosten, das man heutzutage für einen Absud aus einem Dürrträutlerladen halten würde. Die verschiedenen Sorten Bier: Banrisch, Englisch, Gemischt, Märzen, Lager standen damals in offenen "Pitschen" in der Schankbude im Sonnenschein und mein Dater hatte wie andere Herren ein Stück Muskatnuß samt kleinem Reibeisen in der Westentasche, um den Nettar zu wurzen. Zigarren waren durchaus nicht zu sehen, sie bildeten den unerhörtesten Luxusartikel. Auch Professionsraucher aus den allerprimitivsten Pfeisen waren nur selten. Das größte Vergnügen hatten wir Kinder, in dem sogenannten Cabyrinth des Gartens, das aus einigen verzweigten Irrgangen bestand, uns herumzutummeln und eines dem andern nachzujagen, ohne es zu erwischen. Mein Vater hatte einst, um mir Freude zu machen, einen großen Papierdrachen fabriziert und einige Pfund Spagat, auf eine große Spule gewickelt, bazu gekauft. Stolz wie ein Kaiser von China, der zur Reise in die andere Welt von einem Drachen abgeholt wird, wanderte ich, das Ungetüm, das größer war als ich, am Rüden, mit meinem Vater auf die große Glaciswiese zwischen Karolinenund Stubentor, die damals die Arena aller Drachenbändiger war. Um diese, einen Reifen im halbzirkel, mit einem Querstod und einem entsprechend langen Schweif versehene gespitzte Papiermaschine in die Höhe zu bringen, gehörte nicht nur Kunst der Anfertigung derselben, sondern auch die geschickteste Benugung der Luftströmungen, und in der Cat konnte man allabendlich Dugende von derlei Papierkolossen hoch über die Türme der Stadt schweben sehen. Zum Sesthalten reichten auch nicht mehr Knabenhande aus, sondern mußten Mannertrafte wirten.

All ein, o Schmerz, unser Drache wollte sich durchaus nicht erheben, sondern stürzte widerwillig stets mit dem Kopf zur Erde, bis er endlich barst. Derstimmt brachten wir ihn in Setzen nach hause.

An Wochentagen mußte ich mit dem Onkel ausgehen, dem aus Gesundheitsrücksichten "Komotion" ärztlich anbefohlen war.* Es staken ihm damals zu sehr
seine Studien im Kopf und er wählte, um nicht gestört zu werden, nur einsame
Spaziergänge, das mit Roßkastanien bepflanzte Kanasufer längs dem Dietrichsteinischen Garten, durch dessen Gitter prächtige Rosenbüsche zu sehen waren
(heute längst verbaut), zum Linienwall hinan und denselben entlang, den
St. Marzer Friedhof in Sicht zur Linie und am Kanasufer wieder zurück. Man
war da sicher, nur selten einer Menschensele zu begegnen. Manchmal wanderten
wir auch in den sehr einsamen Botanischen Garten und in das noch mehr verlassene
Belvedere.

An den langen Winterabenden, wenn es keine Spaziergänge gab, ging es in unserer Samilienstube beim eisernen Ofen gang stille ber. Die Mutter mit der Magd saften am Cische und nähten, strickten oder spulten Zwirn, nachdem durch Seuerstein und Stahl Junken erzeugt, von glimmendem Zunder ein Schwefelfaden und mit diesem die von der Grokmutter gegossene Unschlitterze angezündet war. Kam dann der Dater nach Hause, wurde noch eine und die andere häusliche Angelegenheit besprochen, worauf wir uns zur Ruhe begaben. Abendmahl tannten wir gar nicht, vielleicht war es nur eine Suppe oder ein Stüd Brot, das weiß ich aber bestimmt, daß kein Tisch gedeckt wurde. Klar erinnere ich mich, daß die Mutter vom Dater eines Abends gefränkt wurde und ich unverschuldet die Ursache gewesen. Das Tuch war zu jener Zeit von solcher Qualität, daß aus einem Mantel des Urgroßvaters noch für den Urentel ein ganzer Anzug gemacht werden konnte. So lieferte ein alter überrod meines Vaters mir einen Mantel. Die Mutter hatte mit dem Schneider verhandelt und dieser brachte über Bestellung der Mutter für mich einen Mantel mit vielen überschlagenen Keinen Krägen, wie sie damals modern waren, wofür er 12 fl. W. W. Macherlohn forderte. Der Dater machte darüber Dorwürfe, die die Mutter, weil sie den Liebling betrafen, bis zu Tränen verletzten. Die damaligen herrenmoden kosteten ihr große Mühe, da der Vater viel auf Nettigkeit hielt. Cäglich ein weißes Halstuch und Kragen und am Hemd gefaltete Jabots, zu deren Herstellung eine eigene Walzmaschine verwendet wurde.

* Sehr lebhaft schweben mir eine Menge Bilder aus dem Alt-Wien meiner Jugend vor. So die Ruinen des alten Burgtors, ungefähr an der Stelle der heutigen Ringstraße beim Kaisergarten. hier war durch einige Zeit auf Riesengestänge eine ungeheuere Leinwand aufgespannt, auf welche das Modell des neuen Burgtores gemalt war. Ebenso sehe ich an der Stelle des Kriminalgebäudes die Schießstätte mit ihren hohen Kugelfängen und dem Labyrinth von gräberähnlichen Salniterhausen. Solche befanden sich auch vor der Karlstirche und in der Nähe des heutigen Polytechnitums und die weit verzweigten Gänge derselben gaben gefährlichem Gesindel willsommenen Ausenthalt. Es wird mir an heißen Tagen tühl, wenn ich mich in das Innere des hohen Gewölbes des alten Stubentors versehe, in welchem man, von der Glacissonne niedergebrannt, frisch aufatmete. Da gab es in der Kasematte eine kleine Trafit mit einem Tabaktürken, einen dustigen Mohnbeugelladen und daneben eine riesige hand aufgemalt mit einem Jündhölzchen, welches, aus dem Asbestsslächen gezogen, in heller Flamme steht.

Um unsere Wohnung herum in der Ungargasse, wie überhaupt auf der Candstraße, ging es zu jener Zeit ungemein gemütlich zu. Sie bildete den Durchzug aus Ungarn nach der Stadt. Pflafterungen fannte man damals höchjtens an den Häufern, nicht aber am Sahrwege. Dahin wurden ein- oder zweimal des Jahres roher ungeschlegelter Donauschotter, darunter Stüde so groß wie ein Kindstopf, geleert. Um den Staub fümmerte sich niemand. An Diehmarktstagen trieben alle Sleischauer Wiens durch die Ungargasse ühre Ochsen, die nicht selten scheu und auf der Straße von hunden und fleischerknechten geheht wurden. Ich erinnere mich, daß einmal ein solch toll gewordener Ochse bis ins erste Stockwert eines Hauses in der Sterngalle gelangte. Saft täglich durchzogen unsere Strafe enorm boch und breit beladene fuhrwerte mit walachischer Schafwolle, bespannt mit mindestens einem Dukend Pferden, mit einem Vor- und Nachreiter, die den Crain mittels endlosem Peitschengeknalle lenkten. Nicht weit gegenüber von unserem hause befand sich ein ausgedehntes Wollmagazin, dessen Cor über den ersten Stod hinauf ausgebrochen werden mußte, um den Wagenungeheuern die Einfahrt möglich zu machen. Lavendelweiber in ganz eigener Gesangsweise und Hausierer in schweren, mit Zwirnpäcken vollgestopften Röden, vorne mit einer mit Nadeln, Scheren und kleinen Zwirnund Bandgattungen besteckten Crommel und einer Elle am Knopfe, von Zeit zu Zeit in lang gezogener Cerze "Bandel, Zwirn" rufend, zeigten in der Ungargasse unfehlbar die Mittagsstunde an.

Dom Stiegengange zu unserer Wohnung sahen wir in den Garten des Priestertrankeninstitutes. Dort bemerke ich oft einen alten herrn in einem altväterischen Rode, Kniehojen, Strümpfen und Schnallenschuhen, ein Scheitelfäppchen am Kopfe, Beete graben, Blumen pflegen und begießen. Ich sah ihn wiederholt in diesem Priestertrankenhause, wohin ich oft kam, weil mein Vater von dem Institutsvorsteher Deperto in Administrationsangelegenheiten zu Rate gezogen wurde. Obgleich ich mich vor dem riesigen Kruzifize, das an der Stiege angebracht war, fürchtete, mußte ich boch Schriften hin und her tragen, wobei ich nicht selten dem alten herrn in den Weg kam, der dann mit mir auf das freundlichste plauderte. Ich hörte ihn Pater Deschl nennen und über ihn mir Unverständliches und Geheimnisvolles. Er war der unglückliche Pater Chomas Peschl, der, von Jugend erzentrisch, als Kooperator in Braunau den von den Franzosen wegen einer flugschrift gegen Napoleon zum Code verurteilten Buchhändler Palm zu seinem lekten Gange vorbereiten mußte und dadurch geistestrant wurde. Er bildete sich ein, die Mission erhalten zu haben, die Juden zu bekehren. Don Sanatikern aufgereizt, hatte fich eine Bauernsette gebildet, die sich Peschlianer nannten und Greueltaten, ja Morde begingen, an welchen der harmlose Peschl völlig unschuldig war. Nichtsdestoweniger wurde er eingesperrt und, nachdem die Strafverhandlung gegen ihn kein Resultat ergab, in das Wiener Krankenhaus gebracht, als Keher und Sektierer interdiziert, endlich aber über Votum des humanen Erzbischofs Sirmian als ungefährlicher Geistes**fra**nker behandelt. Er war in der Cat auch völlig unschädlich, nur durfte vor ihm

bas Wort "Jude" nicht ausgesprochen werden. So war seine Lage, als ich ihn kennen lernte, und so lebhaft schwebt mir sein spmpathisches Bild vor, daß ich es zeichnen könnte und auch wirklich für meine Porträtsammlung (wenig gelungen) zeichnen ließ. Man hat ihm auch das Messelesen erlaubt, jedoch nur für sich, was er als Beseidigung seiner Ehre zurückwies. Er starb nach Jahren ruhig, ohne von seiner sigen Idee im Leben geheilt worden zu sein.

Mein Dater hatte zur Erholung einen mehrwöchentlichen Urlaub erhalten und nahm Landaufenthalt in Aggersdorf. Es war das erstemal, daß ich einen solchen genoff, und unverlöschlich leben in mir die Eindrücke desselben. Es muß im Jahre 1819 gewesen sein, denn Bruder Karl, geboren 1818, war noch am Arm des Kindermädchens und die Schwester, geboren 1820, war noch nicht am Leben. In Akgersdorf besaff ein energischer Mann, Eschenlohr, der meinen Dater aus geschäftlichen Beziehungen tannte, ein großes haus mit weitem hofraum, in welchem sich ein netter Blumengarten befand. Eschenlohr betrieb darin eine chemische Sabrit und richtete einen Teil seines hauses zu einer Badeanstalt ein, nachdem er, wie es damals Mode war, eine Mineralquelle in seinem Brunnen entdeckt zu haben glaubte. Mein Dater burfte wohl ber erste Kurgast gewesen sein. Wie tummelte ich mich selig in dem Gärtchen herum, fing mit den Händen von den blühenden Steinnelken Weiftlinge in Massen und bewunderte zum ersten Male farbige Schmetterlinge, die auf einem harzausschwitzenden Baumstamme alltäglich saffen. Das war der erste Keim meiner nachmaligen Liebhaberei. Aber auch die Mutter hatte schwere Not mit mir, wenn ich mit dem jüngeren Sohne Eschenlohrs aus dem außerhalb des Ortes gelegenen Küchengarten häufig ganz durchnäft gurudtam, nachdem ich in den unmittelbar por dem Eingang gur Bewässerung befindlichen Wassertumpel gefallen war. In Sicht standen da links eine lange Reihe von hohen Säulenpappeln, zum Schlosse Erlaa gehörig, und in gerader Linie der dreibudlige Berg, an dessen Suft das alte Perchtoldsdorf (vulgo Petersborf) liegt, dessen große, alte Kirche immer Gegenstand meiner Chrerbietung war.

An einem schönen Abend (den 12. Juni, vor dem Namenstag meiner Mutter) machten die Eltern einen Spaziergang längs der Getreidefelder gegen Erlaa. Die Ähren standen hoch und wogten hin und her in milder, leicht bewegter Luft. Ich pflückte Kornblumen, die es am Rain in Massen gab, und hatte bereits einen großen Strauß zusammengebracht, als wir bei einbrechender Dunkelheit den Rückweg antraten. Wie war ich aber überrascht, als schon die Gassenfront unseres hauses mit Kerzen am Senster beleuchtet, im inneren hofraum aber geradezu ein Lichtmeer erglänzte. Garten und Badhaus waren illuminiert und aus den Dasen der beiden Torpfeiler brannten hochauf Spiritusssammen. Als wir in die Nähe der Grotte des Gartenhauses kamen, ertönte eine schmelzende Musik von Diolin, Slöte und Zither, die Eschenlohr mit seinen beiden Söhnen spielte.*

^{*} Der uns gegenüber fo freundliche Cidenlohr befand fich, wie ich fpater horte, in großer felbitverfculbeter Geldverlegenheit. Er foll früher ein großer Verschwender gewesen fein, unter anderm

Meine Mutter war zu Tränen gerührt und schloß mich in ihre Arme, als ich ihr mein improvisiertes Bukett aus Kornblumen überreichte. Das war die schönste Familienseier, die ich im elterlichen hause erlebte und die ich umsoweniger jemals vergessen werde, als sie auch die letzte war. Denn schon wenige Jahre darauf atmete meine qute Mutter nicht mehr.

* *

Mein Dater pflegte mit seiner Samilie alljährlich nur zwei Candausflüge zu machen. Der eine ging nach Baden. Dort war der Bruder meines Grofpaters, der ursprünglich Roch gewesen, ansässig. Zuerst als Pächter des großen Gasthauses daselbst "zum goldenen Hirschen" und, als er bei dem großen Brande der Stadt mit seiner habe verunglückte, als Pächter der Traiterie im Stadtparke und im Sauerhofe. Der Sonntag, an welchem die Badner Sahrt stattfand, war ein großer Freudentag für mich. Abends zuvor wurde vom Dater ein Siaker gemietet, und als ich andern Morgens nach schlafloser Nacht blauen himmel erblickte, nahm der Jubel kein Ende. War doch die Sahrt so selten und deshalb um so schöner und interessanter. Binaus durch die Magleinsdorfer Linie, den Wienerberg gur "Spinnerin am Kreu3" hinan, an dessen Suft die geister- und sagenhafte "Teufelsmühle", in der einst Räuber hausten und in deren Nähe noch in der Zeit Koffer an den Reisewägen abgeschnitten wurden, nach der ersten Poststation Neudorf, in dessen großem Einkehrwirtshaus alle Kutscher ihre Pferde wässerten, während die durchgeschüttelten Sahrgafte mitten unter den Wagen ein Frühstud von delikaten, damals weit und breit berühmten Bratwürsten einnahmen. Dann ging es den malerischen Gebirgszug von Möbling, den Husarentempel in Sicht und Gumpoldskirchen entlang um die Ede eines vorspringenden hügels, auf dessen halber höhe sich weithin ein großes Wirtschaftsgebäude bemerkbar machte. Jenseits desselben, in der Ebene, Pfaffstätten und dann das alte Schloß Ceesdorf, und nun öffnete sich das Selsental von Baden mit dem stattlichen Kirchturme und dem Kalvarienberg zur Rechten . Unser Gang war zuerst zum Großonkel Zrza, der im Kochkostüme mit seiner überaus tätigen Frau und der gangen Samilie in der Kuche beschäftigt war und den wir nicht aufhalten durften. Denn zu der brillanten Zeit Badens gab es da allsonntäglich hunderte von Wienern, die ungeduldig auf Speise und Crank harrten. Es waren da nicht nur die Traiteurlotale vollgefüllt, sondern auch vor dem Parte und

einmal sogar in dem großen Sabritshose im Hochsommer eine Schlittage veranstaltet haben, wozu hunderte von Zentnern Salz ausgestreut worden sind. Als ich in Mitte der Siedzigerjahre aus Anlaß einer amtlichen Kommission bei Erlaa durch Atgersdorf suhr, sah ich das Haus noch ziemslich in seinem früheren Zustande. Ein Entel Eschenlohrs (vom jüngeren Sohn desselben, der mich immer in den Küchengarten mitnahm) war zur Zeit, als ich als Candmarschall sungierte, Candesbeamter, zurückgesett durch die Unordnungen des Mauteinnehmers von Erlaa, welchen er hätte überwachen sollen. Es freute mich, daß ich in der Cage war, die ungerechtsertigte Strenge seiner Behandlung zu mildern und die Zurückverschung in seine frühere Rangstuss zu erwirken.

bem Sauerhofe große Zelte aufgestellt. Diele hunderte von hühnern verloren an einem solchen Tage ihr Leben. Dann besuchten wir die Großtante Wagnerin in der Allandgasse, deren viel jüngerer Gatte ein sogenannter "Basler", eine Art Causendfünstler war, der sich selbst ein Klavier angefertigt hatte, auf welchem er spielte. Mich interessierte aber insbesondere ein kleiner, von selbst im Kreise herumlaufender Wagen, eine seiner Erfindungen, auf welche er am meisten stolz war. Mittags speisten wir in einem Zelte am Parke, selbstverständlich auch Bachühner, und mir schienen die schattigen Alleen, die hie und da einen Sonnenblick durchscheinen ließen, geradezu ein fremdartiges Paradies, wozu es hauptsächlich der große chinesische Kiost mit seinen wunderlich ausgesägten, grün und rot angestrichenen Wänden und seinem geschweiften Dache gestaltete. hier war auch Cafelmusik. Nachmittags wurde zur Jause ins helenental, in die sogenannte Krainerhütte gefahren und endlich der Rudweg angetreten. Sur mich hatte Baben stets den höchsten romantischen Reig. Ein anderer Candausflug fand in der Regel zur Zeit der Weinlese nach Sievering statt. Dort gab es einen hauer namens Bachmaier, welchem mein Vater aus Geldverlegenheit geholfen hatte. Er lud uns dafür immer auf das eindringlichste ein. 3ch erinnere mich, daß er einmal tam und formlich bat, mein Dater mochte mich mitnehmen, weil er einen Baum portrefflicher, roter, großer Kirschen habe, die er nicht eher abnehmen wolle. Ich wurde auf diesen Baum placiert, und während mein Vater mit ihm in Geschäften verhandelte, hatte ich eine solche Menge didhäutiger Krammeltirschen im Magen, daß ich in heftigfter Kolik zu Bett gebracht werden mußte. Bei der Weinlese ging es wohl allerdings weniger gefährlich zu, aber das Quantum wäre doch immer eine ansehnliche Craubenkur gewesen. übrigens brachte Bachmaier nach der Weinlese jedesmal einige Körbe ausgesuchter Trauben und eine flasche frisch gepreßten Most, der bei uns Kindern vorkommenden Salles die Stelle des "Wiener Crankls" mit und ohne Leibschneiden vertrat. Das mehrmalige Zusehen der Manipulation des Weinpressens, wo in erster Instang die nadten Suge der hauerfamilie der Presse vorarbeiten mußten, hatten mir allen Geschmad an diesem Nettar verdorben.

Obgleich ich zur Zeit der Geburt meines Bruders Karl am 11. Oktober 1818 schon 4 Jahre alt war, kann ich mich auf die erste Zeit seines Inslebentretens ebensowenig erinnern als an meinen nachgefolgten Bruder Eduard, der am 13. Juni 1816 geboren wurde und am 6. Februar 1818 starb. Aber mit vollster Klarheit behalte ich im Gedächtnis die Geburtsnacht meiner Schwestern (15. Juni 1820). Ich schlief in einem Gitterbette im Schlaszimmer meiner Eltern, als ich plöglich am Arme meines Daters erwachte, der mich ins andere Zimmer trug und mit Betten zudeckte. Es wurde die Türe geschlossen, ich hörte Personen durch das Zimmer gehen, saut reden und Ausruse, und als ich später wieder ins Zimmer kam, sagen bereits zwei kleine Würmchen in häubchen und eingewickelt in einem kleinen Bett neben meiner Mutter, die noch sehr blaß aussah und mich kaum beschwicktigen konnte. Es waren meine Zwillingsschwestern zur Welt gekommen. Ich

ließ es mir nicht nehmen, meinen pappendedelnen Cschako aufzusehen, den hölzernen Säbel umzuhängen und bei der Mutter und den jüngsten Schwestern, die der Storch zu bringen so freundlich war, Schildwache zu stehen. Ich hielt auch Parade bei der Caufe. Die jüngere Schwester Marie starb jedoch schon wenige Wochen danach am 4. Juli 1820.

Mit meinem sechsten Jahre erhielt ich den ersten Lehrer und es trat nun für den Knaben eine bedeutungsvolle Lebensepoche ein — die der Schule. Leider verlor ich schon bei Beginn derselben beide Eltern und ward völlig verwaift.

(Sortfetung folgt.)

Sappho.

Novelle von Serbinand v. Saar.

I.

Eines Tages hatte ich ihn wieder in seiner einsamen Behausung aufgesucht. Wir sprachen wie gewöhnlich über das, was uns beiden am nächsten lag: über Literatur. Dabei kamen wir auch auf die schrankenlose Erotik, die sich im modernen Frauenschrifttum kundgibt.

"Ja," sagte er mit leichtem Lächeln, "die Erscheinung ist verwunderlich. Ich halte sie auch keineswegs für ein wesentliches Substrat der Frauenemanzipation, die ja mit ihren ernsten Iielen gerade in jener hinsicht Beruhigung und Ablentung anstrebt. Ich glaube vielmehr, daß derlei ekstatische Ausbrüche, derlei stürmische Angriffe auf eine veraltete Moral, die das Weib am vollen "Sichausleben" hindert, größtenteils von unglücklichen Geschöpfen herrühren, die — wie ja auch so viele Männer — vom anderen Geschschete nicht begehrt werden. Und zwar aus rein physiologischen und ästhetischen Gründen. Die meisten Vorkämpferinnen der freien Liebe würden, wenn selbst die letzte sittliche hemmung verschwunden wäre, nur die traurige Erfahrung machen, daß sie nach wie vor zur Entbehrung verurteilt seien. Es ist begreissich, daß sich die persönliche Eitelkeit gegen eine solche Annahme sträubt, und es wäre wirklich zu viel verlangt, daß die Frauen hierüber jemals zu deutlicher Einsicht gelangen sollten, wenn auch zuweilen in dieser oder jener eine Ahnung des wirklichen Sachverhaltes ausdämmern mag. Mir selbst wenigstens ist nur ein Weib begegnet, das sich über Ursache und Wirtung klar geworden."

"Und wer war dieses Weib?"

"Auch eine Dichterin."

Er trat an einen kleinen Schrank, in dem er seine Papiere verwahrte, und entnahm ihm ein ziemlich umfangreiches Paket, dessen Aufschrift er mir wies. Sie lautete: Documenta feminina.

"Alte Liebesbriefe?" fragte ich.

"Sind auch dabei — aber nur sehr wenige an mich selhst gerichtet. Im einzelnen wie im ganzen jedoch sind es höchst charakteristische Kundgebungen, die ich im Cause der Jahre aufgesammelt. Sür einen Erforscher der weiblichen Psiche können sie von Wert sein. Auch kulturhistorisch sind sie nicht uninteressant. Denn sie umfassen mehr als ein halbes Jahrhundert und stammen aus allen Schichten der Gesellschaft. So weisen sie auch alle Bildungsgrade auf — von naiven und unorthographischen Ergüssen rücktändiger Gretchen die zu geistvollen Emanationen des auf der höhe des heutigen Cebens angelangten Weibes."

Er öffnete das Patet und 30g nach turzem Suchen zwischen mehr und minder vergilbten Schriftstüden einige eng beschriebene Blätter hervor, auf die er eine Zeitlang in schweigenden Gedanken niederblicke. Dann sagte er: "Dieser Brief ist vielleicht der persönlich inhaltsvollste von allen, die Sie hier sehen. Er ist an mich gerichtet. Die Dichterin, von der ich sprach, hat ihn mir geschrieben, denn ich habe in ihrem Dasein eine kurze, aber bedeutungsvolle Rolle gespielt. Da sie schon längst nicht mehr atmet und mit dem Wenigen, das sie hervorgebracht, verschollen und vergessen ist, so kann ich Ihnen das Erlebnis mitteilen, das jetzt mit allen Einzelheiten in der Erinnerung vor mir auftaucht."

* *

Es war vor ungefähr 25 Jahren. Ich hatte schon damals angefangen, aus der Mode zu kommen. In meinem Schaffen war ein Stillstand eingetreten, und die allgemeine Ausmerksamkeit wandte sich neuen, glänzenderen Erscheinungen zu. Dennoch verkehrte ich noch in der großen Welt, da sich einmal angeknüpfte Beziehungen nicht so leicht abbrechen lassen.

So fand ich mich auch bei einer Soiree ein, die noch nach Schluß der Saison in einem prachtliebenden plutotratischen Hause stattsand. Gleich bei meinem Eintritt tam der Hausherr, der mit seiner Gattin zum Empfang der Gäste nahe der Türe stand, auf mich zu. "Sie können mir eine große Gefälligkeit erweisen," sagte er, mich vertraulich unter dem Arm fassend. "Es ist heute eine junge Dame hier, die verwaiste Tochter eines höheren Beamten, mit dem einst mein Vater in näherer Verbindung gestanden. Sie versucht sich als Schriftstellerin, und meine Frau, die sich sür sie interessiert, bestand darauf, daß sie eingeladen werde. Ich dachte, sie würde sich entschuldigen lassen, denn sie lebt, ganz zurückgezogen, in bescheidensten Verhältnissen. Nun ist sie aber doch gekommen und dürste sich unter den vielen ihr unbekannten Menschen ziemlich vereinsamt fühlen. Da wäre es denn sehr edel von Ihnen, wenn Sie sich ihrer ein bischen annehmen wollten. Möglicherweise ist Ihnen auch ihr Name nicht mehr ganz unbekannt, da sie doch schon einiges veröffentslicht hat."

Es zeigte sich nun, daß ich wirklich eine Novelle in Erinnerung hatte, die in einer Cageszeitung erschienen und mir durch sehr lebendige Milieuschilderung angenehm aufgefallen war. Sie spielte irgendwo auf einem adeligen Gute und war

offenbar unter dem Einflusse Turgénjews entstanden, der damals viel gelesen wurde. Auch hatte ich in einem poetischen Jahrbuche von derselben Verfasserin zwei Gedichte gefunden, die eine ungewöhnlich tiefe Empfindung bekundeten.

Obgleich ich der persönlichen Bekanntschaft mit Autoren beiderlei Geschlechtes immer gern aus dem Wege ging, so konnte ich jetzt doch nicht umhin, dem Haussherrn meine Bereitwilligkeit auszusprechen.

"Schön. Da werde ich Sie gleich vorstellen," sagte er und lenkte mich durch den bereits stark gefüllten Saal in ein Nebengemach, wo sich sizende und stehende Gruppen von Herren und Damen befanden. In der Ecke eines kleinen Sosas war eine weißgekleidete Frauengestalt zu erblicken, die eine rote Kamelie im schlicht gescheitelten blonden haar trug. Sie befand sich im Gespräch mit einem noch sehr jungen Manne, einem nahen Anverwandten des hauses, der neben ihr in einem Fauteuil saß. Es war die Dichterin, und ihr Nachbar erhob sich sosort wie erlöst, als jetzt die Vorstellung erfolgte. Ich nahm seinen Platz ein und sagte der Dame einiges Verbindliche über ihre mir bekannten Leistungen.

Sie errötete bis unter die Stirnhaare. "Sie kennen also meine Versuche?" sagte sie mit vibrierender, etwas klangloser Stimme.

"Gewiß. Und ich tann nur wiederholen, daß fie mir fehr gefallen haben."

"Wirklich?" erwiderte sie unsicher. "Ich selbst halte sehr wenig davon."

"Das ist ja ein gutes Zeichen."

"Meinen Sie? Es beweist doch nur Mangel an Selbstvertrauen. Und das ist immer notwendig, wenn man etwas hervorbringen will."

"Nun allerdings. Aber sehr oft haben gerade talentlose Ceute das größte Selbstvertrauen."

"Das ist wahr. Die meisten Menschen überschätzen — oder belügen sich. Ich habe gelernt, gegen mich aufrichtig zu sein. Und da glaub' ich mir sagen zu müssen, daß meine Begabung nicht ausreicht. Ich kann nichts erfinden. Nur ganz persönsliche Eindrücke regen mich an."

"Das wäre ja das Richtige," warf ich ein.

"Aber auch da gestaltet sich mir alles nur sehr langsam. Ich ringe mit dem Ausdruck — das Schreiben macht mir viel Mühe —"

"Croften Sie sich. Es ist manchem großen Schriftsteller so ergangen."

"Ich weiß. Und doch, wenn ich sehe, wie leicht und sicher andere Frauen Buch um Buch fertig bringen, da verzweifle ich. Es fehlt mir zwar nicht an Plänen und Entwürfen, aber ausführen kann ich sie nicht. Ich finde nicht die nötige innere Ruhe und Sammlung. Mein ganzes Leben —." Sie brach ab und blickte vor sich hin.

Wie sie so dasaß, etwa dreißigjährig, schmächtig und schmalschulterig, mit dem länglichen Gesicht und der stark entwickelten Nase, war sie keineswegs eine reizende Erscheinung. Aber sie hatte schöne, grünlich schimmernde Augen, und die Nase wies im Profil eine edle Linie. Zudem lag etwas Rührendes in der ganzen dürftigen

Gestalt, und mit einer Art von Wehmut betrachtete ich ihr unmodisches Kleid, die sichtlich nur gemachte Blume in ihrem haar und den alten, gebrechlichen Elfenbeinfächer, den sie in der hand hielt.

Ein Diener trat heran und servierte Tee. Sie nahm eine Tasse und ein paar kleine Süfigkeiten.

Während sie den Tee schlürfte, erklangen im Saale die Tone eines Pianos. "Mein Gott! Musik!" rief sie erschrocken aus und setzte die Tasse weg. "Wenn nur nichts von Wagner gespielt wird!"

"Warum?" fragte ich. "Lieben Sie Wagner nicht?"

"O ja. Seine Musik hat große Gewalt über mich. Aber sie regt auch meine Nerven fürchterlich auf." Sie bewegte sich unruhig auf dem Sofa.

Inzwischen nahm drinnen das Constud seinen Sortgang.

"Es ist nicht von Wagner," sagte ich. "Ich glaube, eine Sonate von Brahms."

"Nein, Wagner ist es nicht," erwiderte sie aufatmend. "Ob Brahms, kann ich nicht sagen. Ich habe so wenig von ihm gehört. Aberhaupt bin ich eigentlich ganz unmusikalisch."

Der Sonate folgten einige Lieder, von weiblicher Stimme gesungen.

Wir hörten schweigend zu. Mittlerweile aber waren viele Personen, die mit uns im Immer gewesen, in den Saal getreten, so daß wir uns jetzt fast allein befanden.

"Wollen wir uns nicht auch ein wenig die Gesellschaft ansehen?" fragte ich. "O ja," sagte sie und erhob sich, "Ich habe Sie ohnehin schon zu lange aufgehalten."

"Keineswegs. Es war mir ein Vergnügen, an Ihrer Seite verweilen zu können. Da wir aber schon einmal hier sind, so dürsen wir uns nicht allzusehr auf die Sonderlinge hinausspielen."

Wir gingen also in den Saal, wo es jetzt, da die Musik beendet war, bunt und glänzend durcheinander wogte. Zwischen den prachtvollen Roben und funkelnden Geschmeiden der Damen nahm sich die Dichterin in ihrem ärmlichen Putz seltsam genug aus. Sie wurde auch von allen Seiten ziemlich befremdet angesehen; man wußte offendar nicht, was man aus ihr machen sollte. Endlich trat die Hausfrau an sie heran, die nun angelegentlich mit ihr sprach und sie dann einer Gruppe älterer Damen vorstellte. Auch ich fand nähere Bekannte, die mich in Anspruch nahmen, und so verlor ich sie aus den Augen. Nach einer Weile erblickte ich sie wieder. Sie schien mich gesucht zu haben und kam jetzt auf mich zu.

"Ah, da sind Sie!" sagte sie. "Ich will mich nur von Ihnen verabschieden."
"Sie wollen fort?"

"Es ist schon spät, und ich habe einen weiten Weg nach hause."

"Sie werden doch nicht allein gehen?"

"Gewiß. Das bin ich gewohnt. Aber so nach Mitternacht wäre es mir doch nicht angenehm."

"Mit Ihrer Erlaubnis wurde ich mich Ihnen sehr gern anschließen."

"Das kann ich nicht zugeben. Sie hatten wahrscheinlich vor, bis zu Ende zu bleiben."

"Keineswegs. Ich hatte die Absicht, mich noch vor dem Souper zu entfernen, das sich hier immer sehr in die Länge zieht. Wissen Sie was? Nehmen wir ein paar Bissen beim Büfett und dann gehen wir."

Sie war es zufrieden, und wir suchten das Büfettzimmer auf, das ganz leer war, da die Stunde des Soupers doch schon heranrückte. An einem kleinen Tischchen nahmen wir Platz, und ich ließ durch einen noch anwesenden Diener Sandwickes und kalten Aufschnitt herbeibringen. Auch zwei Gläser Médoc, davon eine Slasche entforkt bereitstand.

Unser Mahl war rasch beendet. In der Garderobe, die sich unten im Destibül befand, nahm meine Begleiterin ein leichtes dunkelblaues Mäntelchen um und hüllte den blonden Scheitel in ein weißes Schleiertuch.

"Wo wohnen Sie?" fragte ich vor dem Core des Palais, wo immer Mietwagen zur Verfügung waren.

"Auf der Wieden — weit draußen, in der Nähe des Belvederes."

"Gestatten Sie, daß ich einen Wagen nehme?"

"Ach nein. Wenn es Ihnen nicht zu entlegen ist, so gehen wir lieber. Die Nacht ist so schon."

Sie war es wirklich: eine echte, mondbeglänzte Mainacht. Im Helldunkel der Anlagen längs der Ringstraße stand alles in Blüte. Kastanien, Flieder, Goldregen. Schimmernde Sarben, wehende Düfte.

Ich hatte ihr den Arm geboten und wir schritten nebeneinander hin.

"Nun, wie haben Sie es heute abend gefunden," fragte ich.

"Gefunden? Mein Gott, ich hatte ja nichts erwartet. Dielmehr bin ich wieder so recht zur Aberzeugung gelangt, daß ich in solch eine Gesellschaft nicht passe. Ich wollte eigentlich auch gar nicht hingehen und entschloß mich nur dazu, um die hausfrau, die sich meiner annimmt, nicht zu verletzen. Trotzem würde ich es jetzt sehr bereuen, wenn ich nicht so unverhofft Ihnen begegnet wäre."

"Auch ich hatte diese Begegnung nicht vermutet und freue mich darüber. Hoffentlich sett sich unsere Bekanntschaft fort."

"Sollten Sie das wirklich wünschen?" fragte sie, indem sie die Augen forschend zu mir aufschlug.

"Gewiß. Ich glaube, wir find beide einsame Menschen, die vielleicht bestimmt waren, sich aneinanderzuschließen."

Ihr Arm zitterte leicht unter dem meinen.

"Sie sind also einsam?" sagte sie nach einer Pause. "Ich hätte eher das Gegenteil vermutet."

"Man macht sich von anderen oft ganz unrichtige Vorstellungen. Vielleicht irr' ich mich auch in Ihnen."

"In jener hinsicht gewiß nicht."

Es trat wieder ein Schweigen ein. Die weitgedehnte Straße lag in nächtlicher Ruhe da. Die Crambahn klingelte nicht mehr; nur wenige Wagen, nur wenige Menschen kamen an uns vorüber.

Plöglich war in einiger Entfernung vor uns ein junges Paar zu bemerken, das aus einer Seitengasse eingebogen sein mußte. Zwei hohe, schlanke Gestalten, die sich im Gehen zärtlich aneinanderschmiegten und jetzt einen Augenblick still-hielten, um sich flüchtig zu küssen.

"Sehen Sie dort?" sagte ich. "Iwei Glückliche!"

"Ia," erwiderte sie. "Aber wer weiß, auf wie lange."

"Nun, jedem Glück ist schließlich eine Zeitgrenze gesetzt. Wenn man es nur einmal wirklich genossen hat."

"Ich habe es nie genossen."

"Nie?"

"Nein. Denn ich bin niemals geliebt worden. Das heißt —" Sie unterbrach sich.

Ich erwiderte nichts. Aber eine eigentümliche Empfindung überkam mich. Auch ich war ja eigentlich niemals geliebt worden. Alle meine bisherigen Beziehungen zu den Frauen waren halbe geblieben, hatten mir mehr Qual als Glück gebracht. Wenn ich nun hier das weibliche Herz, die weibliche Seele gefunden hätte, nach der ich mich immer gesehnt...

Ich blidte auf ihr Antlitz nieder, das vom hellen Mondlicht verklärt wurde. "Und wenn ich Sie lieben wurde?" sagte ich, ihren Arm sanft an mich drückend.

Ich fühlte jetzt, wie sie im Innersten erbebte. "Sie würden mich nicht lieben," erwiderte sie und wandte das haupt ab.

Wir waren inzwischen auf dem Schwarzenbergplatz angekommen und lenkten der heugasse zu, an deren oberem Ende sie wohnte.

"Also, wann seh' ich Sie wieder?" fragte ich, als wir uns dem Hause näherten.

Sie tämpste offenbar mit sich selbst; es schien, als wolle sie sagen: niemals! Dann aber plözlich mit vor Erregung zitternder Stimme: "Wann Sie wollen! Bei mir kann ich Sie nicht empfangen, denn ich wohne sehr eingeschränkt bei Bekannten zur Miete. Aber drüben im Belvedere können wir zusammentreffen. In dem kleinen Nebengarten, wo der Pavillon steht. Sie wissen doch? Dort ist es in den Mittagsstunden ganz einsam."

"Also morgen — oder eigentlich heute, bald nach zwölf."

"Ja," sagte sie und zog die Klingel. Dann reichte sie mir die Hand, die ich festhielt.

Wir hörten tommen. "Gute Nacht!" sagte ich.

"Gute Nacht!" erwiderte sie mit gedämpfter Stimme und einem letzten Drucke der hand. Das Cor wurde geöffnet und hinter ihr geschlossen.

Als ich jest allein war und dem Stadtteil zuschritt, in dem ich wohnte, übertamen mich allmählich drückende Gedanken. Etwas wie Reue beschlich mich. hatte ich mich da nicht zu einer vorschnellen Erklärung hinreißen lassen? Zu einer Erklärung, die ich kaum vor mir selber, noch weniger aber dem Weibe gegenüber verantworten konnte, dem ich sie getan. Würd' ich es wirklich lieben können? Bis jest hatte mich bei den Frauen immer nur die Schönheit angezogen und gesesset. Und die Dichterin war nicht schön. Aber in ihrem ganzen Wesen lag etwas, das mich rührte, das mich ergriff. Und sie hatte ja schöne Augen und, wie ich mich im Büsettzimmer, wo sie die handschuhe abgestreift hatte, überzeugen konnte, auch schöne hände. Und noch edlere, höhere Reize waren ihr zu eigen. Sie besaß Geist, Tiese der Empfindung — und war, das sühlte ich, inniger hingebung fähig. Dieses Bewußtsein hob wieder meine gesunkene Zuversicht. Als ich zu Bett gegangen war, kamen mir zwei Verse in den Sinn, die ich einmal irgendwo, ich glaube in einem Album, gesunden hatte:

"Größer als die Sehnsucht, selbst zu lieben, Ist die Sehnsucht, sich geliebt zu seh'n!"

II.

Dennoch war meine Stimmung keine ganz freie, als ich mich gegen Mittag auf den Weg nach dem Belvedere machte, und mit einer gewissen Befangenheit trat ich in den bezeichneten Garten, wo die Dichterin bereits in sichtlicher Erwartung nahe beim Pavillon auf einer Bank saft. Diese Befangenheit schwand aber, als sie sich jett erhob und mir zur Begrüftung entgegenschritt. Denn sie sah, mit bescheidenen Mitteln herausgeputt, ganz anmutig aus. Sie trug ein hellgraues Kleid mit weißer Garnierung, und ein blaubebändertes Strohhütchen ließ ihr ganz gut zu den blonden haaren und dem von innerer Erregung rosig gefärbten Antlitz. Ich hatte mich jedoch kaum neben ihr niedergelassen, als auch schon mein scharfes und verwöhntes Auge Einzelheiten an ihr wahrnahm, die meinen Schönheitssinn aufs empfindlichste verletzten. Ich bemerkte vor allem leicht verkrüppelte abstehende Ohren, die gestern irgendwie verdedt gewesen sein mochten; ich bemerkte ein haarloses Genid, ein Mangel, der mich bei Frauen seit jeber höchst unangenehm berührt hatte. Ich nahm trodene, gewissermaßen verlechzte Lippen wahr, die fahle Jähne sehen ließen, und selbst die schönen Augen wurden mir dadurch verleidet, daß der blonde Brauenwuchs darüber sehr spärlich und mit Kohle nachgedunkelt war. Aberhaupt trat jett im vollen Cageslicht das forperlich Unzulängliche der ganzen weiblichen Erscheinung immer deutlicher hervor. Natürlich trachtete ich, all diese Eindrück in mir zu überwinden. Jedenfalls wollte ich sie nicht merken lassen und versuchte einen herzlich intimen Con anzuschlagen. Aber ich war so aus der Sassung gebracht, daß ich eigentlich gar nicht mehr wußte, was ich sagen sollte. In meiner Verwirrung fragte ich die Dichterin, wie sie geschlafen habe, kam wieder auf den gestrigen Abend, kam wieder auf ihre Arbeiten zurüd — kurz, ich sprach von allem möglichen, nur von dem nicht, was sie erwartet haben mochte, erwartet haben mußte. Diese Enttäuschung drückte sich auch in ihrem Gesicht aus, das immer ernster, immer farbloser wurde. Sie gab, mit starren Augen vor sich hindlickend, sehr einstliche Antworten, so daß unsere Unterhaltung schon in ein peinliches Stocken geriet.

Mittlerweile aber war eine alte Frau in dem Garten erschienen, in dem wir bis jetzt allein gewesen, und hatte sich ganz nahe bei uns auf eine Bank nieders gelassen. Sie zog aus ihrem Tragbeutel Strickzeug hervor und begann emsig mit den Nadeln zu hantieren, wobei sie uns jedoch, nach Art unseiner Leute, mit rücksichter Neugierde im Auge behielt.

"Das ist unerträglich!" sagte endlich die Dichterin, indem sie rasch aufstande "Gehen wir doch lieber hinunter in das Kastanienrondell, dort ist es auch schattiger."

"Ober vielleicht in die Gemäldegalerie?" warf ich ein. "Es ist, glaube ich, heute Eintrittstag."

"Auch das, wenn Sie wollen," erwiderte sie gereizt.

Wir traten also hinaus und bewegten uns schweigend den Stufen zu, die zum Schlosse hinanführen. Gleich bei unserem Eintritt war zu bemerken, daß die Galerie nur wenig besucht war. Auf den kühlen Marmorfliesen des Vorsaales angelangt, blickten wir unschlüssig nach rechts und nach links.

"Gehen wir zu den Italienern?" fragte ich, da ich wahrnahm, daß diese Abteilung einigermaßen von Menschen belebt war.

"Ach, sehen wir uns die Niederlander an," erwiderte sie. "Es scheint, daß dort weniger Leute sind."

Wir bogen also nach links ein und es zeigte sich, daß wir die einzigen in der weiten Jimmerflucht waren.

Jerstreuter sind die herrlichen Bilder wohl noch nie betrachtet worden als jetzt von uns. Ich blieb endlich, um ihn näher ins Auge zu fassen, vor einem Rembrandt stehen; sie aber ging gleich voraus in den Rubenssaal und ließ sich auf den rotsamtenen Puff nieder, der in der Mitte stand. Nach einer Weile folgte ich ihr, und während ich jetzt neben ihr saß, ließ ich die Blicke über die Gestalten des großen Plämen schweifen, die uns geheimnisvoll umschwiegen.

"Eigentümlich," sagte ich. "In meiner Jugend haben diese Bilder viel mächtiger auf mich gewirkt. Damals erschien mir Rubens als der größte Maler, den es je gegeben, wie ich denn überhaupt die Niederländer, ihres kräftigen Realismus wegen, den Italienern vorzog. Im Laufe der Jahre bin ich freilich davon zurückgekommen."

"Ach ja," sagte sie wie abwesend und legte dabei ihre hand auf die meine. Ich fühlte bei dieser Berührung gar nichts, aber ich konnte jetzt doch nicht umhin, mit einem leisen Drücken ihrer hand zu erwidern. Kaum war dies gesichehen, als sie mir auch schon mit geschlossenen Augen halb an die Brust sant, das Antlitz an meiner Schulter bergend.

Ich war nahe daran, eine abwehrende Bewegung zu machen. Aber was blieb mir in dieser Situation übrig, als stillzuhalten? Ihre hingebende Wallung in irgend einer Weise zu erwidern, war mir jedoch unmöglich.

So verharrten wir einige Augenblicke. Plötzlich schnellte sie empor und eilte hinaus. Ich ihr nach.

"Wohin wollen Sie?" rief ich.

Sie war schon im ersten Zimmer angelangt. Dort wandte sie sich um und machte eine heftig abwinkende Gebärde. "Nein! Nein! Folgen Sie mir nicht! Leben Sie wohl!" Dabei rannte sie fast an einen dicken Herrn an, der eben, einen roten Bädeker in der Hand, eingetreten war und ihr jetzt sehr verwundert nachblickte. In großer Verlegenheit schritt ich an ihm vorüber und konnte draußen im Vorsaal noch gewahren, wie sie fluchtartig die Treppe hinabeilte.

Sollte ich sie nicht doch noch einzuholen trachten? Ich wollte es auch. Aber schon auf der Treppe hielt ich an. Nein! Wozu? An eine Wiederannäherung war ja nach diesem Vorfall nicht mehr zu denken. Und so war es vielleicht ein Glück zu nennen, daß der Bruch so rasch stattgefunden hatte. Sie konnte ja noch keine tiesere Neigung zu mir gefaßt haben. Nur ein unbezwinglicher Ausbruch leidenschaftlichen Temperaments war es gewesen, der sie mir an die Brust sinken ließ. Aber wie beschämt mußte sie sich jetzt fühlen! Wie gedemütigt! Und nur durch meine Schuld! Ich machte mir die bittersten Vorwürse und sann hin und her, wie ich alles einigermaßen wieder gutmachen könnte. Sollte ich ihr eine schriftliche Selbstanklage zukommen lassen? Aber hieße das nicht, den Stachel nur noch tieser drücken?

In dieser qualenden Gedankenunrast verbrachte ich den Rest des Tages auf meinem Zimmer. Spät abends aber wurde mir durch einen Dienstmann der Brief eingehändigt, den ich Ihnen jetzt vorlesen will. (Schluß folgt.)

Die Säkularfeier der k. k. Hof= und Staatsdruckerei in Wien.

Don hofrat Dr. 3. M. Eber, Direttor der f. t. Graphischen Cehr. und Dersuchsanstalt in Wien.

Eines der ehrwürdigsten und berühmtesten der graphischen Kunst gewidmeten Staatsinstitute begeht demnächst die Feier des hundertjährigen Bestandes.

Die österreichische Staatsverwaltung, welche schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts den Buchdruck für Staatstreditpapiere, Regierungszirkulare 2c. vielsach in Anspruch nahm und verschiedene Buchdruckereien beschäftigte, beschloß damals die herstellung der wichtigsten Druckarbeiten des Staates an einer Stelle unter Staatsaufsicht zu vereinigen und folgte somit dem bewährten Vorbilde anderer Staaten, welche bereits mit der Errichtung solcher Druckanstalten vorangegangen waren.

Mit Allerhöchster Entschließung des Kaisers Franz I. vom 18. September 1804 wurden diese Dorschläge der Regierung genehmigt und zunächst ein Kontrakt mit dem bewährten Buchdruder Degen in Wien abgeschlossen und ihm für die Druderei Raume

in dem alten aufgelassenen Franziskanerkloster in der Singerstraße, welches dem Ärar gehörte, zur Verfügung gestellt. Degen hatte in einer geheimen Abteilung staatliche Wertpapiere, in einer öffentlichen Abteilung gewöhnliche Buchdruckarbeiten zu liefern und beschäftigte anfänglich 19, später 30 Pressen und über 100 Arbeitspersonen.

Bald jedoch wirkten die Franzosenkriege auch auf diese junge Unternehmen sehr störend ein und es mußte die geheime Abteilung der Staatsdruckerei, in welcher die Staatskreditpapiere gedruckt wurden, vorübergehend nach Pest, dann nach Großwardein (1809) verlegt werden.

Im Jahre 1814 wurde die mittlerweile nach Wien zurückgefehrte Degensche Druckerei ganz in die Regie des Ärars übernommen und erhielt den offiziellen Citel: K. u. t. hofund Staatsärarialdruckerei, zu deren Direktor Degen ernannt wurde, welcher mit solchem Erfolge das Institut leitete, daß er geadelt und zum Regierungsrat ernannt wurde.

Nach dem Tode Degens (1827) wurde der Beamte der Bant-Hofbuchhaltung und spätere Direktionsadjunkt Wohlfahrt mit der Direktion betraut. Er faßte die Staatsbruckerei hauptsächlich als ein Geschäfts- und Erwerbsunternehmen auf; er hob wohl anfänglich das finanzielle Erträgnis, aber bekundete derartigen Mangel an technischem Derständnis, daß die Qualität der von der Staatsdruckerei gelieferten Druckarbeiten bald unter das Niveau der von privaten Buchdruckereien sank, wodurch nicht nur das Ansehen der Anstalt geschädigt wurde, sondern naturgemäß auch ein solcher Rückgang der Austräge eintrat, daß im Jahre 1840 ein Drittel des Arbeitspersonales entlassen werden mußte und auf die Jahl 45 beschränkt wurde. Man erkannte, daß es so nicht mehr fortgehen könne, und Direktor Wohlfahrt wurde 1840 pensioniert.

Sein Nachfolger war Alois Auer, geboren zu Wels 1813, welcher schon im Alter von 11 Jahren bei einem Buchdrucker in seiner Daterstadt in die Cehre ging und dort 11 Jahre als Seher und Korrektor arbeitete; nebenbei beschäftigte er sich mit dem Sprachstudium mit solchem Erfolge, daß er im Jahre 1837 in Linz als Lehrer der italienischen Sprache an dem k. k. Lyzeum angestellt wurde.

Die Dereinigung fachtechnischer typographischen Kenntnisse mit linguistischem Wissen bedeutenden Umfanges erweckte in dem geistig überaus regsamen Mann den Plan zur Begründung eines grammatischen Universalspletemes und zur Errichtung eines typographischen linguistischen Institutes.

Er besuchte im Jahre 1839 die bedeutendsten typographischen Anstalten des Auslandes und begeisterte sich für die Idee, aus der Hof- und Staatsdruckerei ein hervorragendes polygraphisches Institut und eine Musteranstalt für Buchdruckarbeiten zu machen.

Es war eine besonders glückliche Wahl, als die österreichische Regierung Alois Auer als Nachfolger Wohlfahrts an die Spike der Hof- und Staatsdruckerei berief.

Alois Auer reformierte den Betrieb der Hof- und Staatsdruckerei mit unermüdlicher Ausdauer, bekundete reiche Sachkenntnisse, rief eine eigene Stempelschneiderei ins Ceben, führte die eben erfundene Galvanoplastik ein, schuf ein logisch durchgeführtes typometrisches System und stellte die ganze maschinelle Pressenirichtung auf neue Basis.

Schon nach wenigen Jahren hatte er aus der rückltändig gebliebenen Staatsdruckerei die erste und größte typographische Anstalt der Monarchie gemacht. Als im Jahre 1845 im Polytechnischen Institute in Wien die dritte allgemeine österreichische Gewerbeausstellung eröffnet wurde, konnte die Staatsdruckerei eine reiche Kollektion tadelloser

Arbeiten des Buchdruckes sowie der Galvanoplastik- und Stereotypieverfahren zur Austellung bringen.

Auer tultivierte auch in größtem Maße den Druck fremdsprachlicher Werke und, als er den ungestörten Betrieb in all diesen Zweigen des Buchdruckes und der Galvanoplastik geregelt hatte, schritt er mit gleichem Eifer an die Verwirklichung seines Ideals, die Anstalt in den Dienst der Kunst und der Wissenschaft zu stellen.

Bald wurde die Hof- und Staatsdruckeret die Pflegestätte aller möglichen graphischen Druckverfahren; Auer erweiterte die lithographische Abteilung durch Einführung des Farbendruckes, zog auch die damals noch in den Kinderschuhen stedende Photographischeran und kultivierte die von Kobell erfundene Galvanographie, bei welcher auf einer Kupferplatte mit einer Art verschieden die aufgetragener Tusche mäßige Bildreliefs erzielt wurden, die er dann galvanoplastisch absormte und dadurch Tiefdruckplatten gewann, die man nach Art der Schabblätter in der Kupferdruckpresse druckte.

Von großer Cragweite war der von Auer 1852 erfundene Naturselbstdruck. Hiebei wurde ein Naturobjett, 3. B. eine Pflanze, mittels hydraulischer Pressen unter gewaltigem Drucke in Bleiplatten abgesormt, von welchen Auer einen galvanischen Abklatsch ansertigte und danach, ähnlich wie von Kupferstichplatten, Abdrücke herstellte, welche in wundervoller Weise alle Feinheiten des Originales erkennen ließen.

Die von Auer herausgegebene polygraphische Zeitschrift "Saust", 1854—1858 sowie die Schrift "Der polygraphische Apparat" oder "Die verschiedenen Kunstfächer der k. k. hof- und Staatsdruckerei in Wien", enthalten höchst wertvolle Proben der vielseitigen und hervorragenden Leistungen der hof- und Staatsdruckerei aus jener Zeit.

Auer war nicht nur selbst als Erfinder tätig, sondern förderte auch die Bestrebungen anderer Erfinder; so arbeitete in der Hof- und Staatsdruckerei Paul Pretsch, welcher sich mit photographischen Dersuchen besaßte und Kenntnis von der im Jahre 1853 von Sox Talbot publizierten Entdeckung der Lichtempfindlichkeit der Gemische von Leim (Gelatine) und Kaliumbichromat besaß. Talbot hatte beobachtet, daß dieses Gemisch im Lichte die Aufquellbarkeit im kalten Wasser verliert, während die nicht besichteten Stellen im Wasser zu einem deutlichen Relief anschwolsen.

Pretsch, welcher in der Staatsdruckerei die Methode der galvanoplastischen Absormung zur Herstellung von Auerschen Naturselbstdrucken kennen gelernt hatte, saßte nun die Idee, die photographischen Ceimreliefs galvanoplastisch abzusormen und erfand dabei die sogenannte Photogalvanographie, bei welcher sich Kupserdruckplatten für Halbtonund Strichmanier herstellen ließen.

Auer förderte diese Arbeiten Pretsch' in jeglicher Weise und setzte ihn dadurch in die Cage, ein englisches Patent zu nehmen (1854); Pretsch reiste nach Condon, da er England für den geeignetsten Ort zur Derwertung seiner Ersindung hielt, dort gründete er eine Gesellschaft zur Ausnützung seiner Ersindung, welche in der Tat sehr schöne Photogalvanographien erzeugte und in den Kunsthandel brachte; jedoch war das Dersahren umständlich und brauchte viel Mithilse durch Kupserstecher. Dazu kam, daß man Pretsch in Condon nicht allzuviel Entgegenkommen zeigte, so daß er nach üblen Ersahrungen 1863 wieder an die hof- und Staatsdruckerei zurückehrte, obschon er selbst seine Photogesvanographie nicht weiter kultivierte und nur mehr als Buchdruckforrektor sich betätigen konnte und wollte.

Die Erfindung der Photogalvanographie war für die Entwicklung der modernen Reproduktionsversahren von größter Bedeutung. Diese Methode hat sich wohl nicht in ihrer ursprünglichen Sorm erhalten, sondern wurde durch die galvanische Absormung eines auf Kupserdrucklatten übertragenen photographischen Pigmentbildes ersett. Mittels dieser letzteren Methode stellte man am militär-geographischen Institute in Wien in den Sechzigerjahren die ersten Generalstabskarten her und auch das berühmte Kunstinstitut Goupil in Paris gründete seinen prächtigen photographischen Kupserdruck durch mehr als ein Jahrzehnt auf ein verbessertes photogalvanographisches Versahren, welches erst in den Achtzigerjahren durch das von K. M. Klič erfundene heliographische Ätzversahren verdrängt wurde.

Es würde zu weit führen, alle die mannigfachen graphischen Arbeiten der Staatsdruckerei unter Auers Direktion anzuführen. Sie errangen die höchste Anerkennung der Mitwelt bei der Condoner Weltausstellung 1851, in Paris 1855 und bei allen ähnlichen Deranstaltungen, an welchen das österreichische Staatsinstitut sich hervorragend beteiligte.

Mittlerweile war der Kunstverlag der Staatsdruderei ein bedeutender geworden. Publifationen in Buchform, naturgeschichtliche und fünstlerische Werke, Ginzelblätter wurden in großer Jahl hergestellt; vielleicht war Auers sanguinischer Eifer zu groß und er überschätte die Aufnahmsfähigkeit der für graphische Kunstprodukte sich interessierenden Kreise des Publitums, die damals gewiß noch sehr klein waren; nicht alle seine Erperimente konnten daher in ertragsfähige Unternehmungen umgesetzt werden und so kam es, daß die finanziellen Ergebnisse der Staatsdruckerei sanken. Dies gab zu Konflikten mit bem Sinangministerium Anlag, welche Auer selbst in einer Schrift schilberte. Der Betrieb wurde eingeschränkt, die Kunstabteilung aufgelassen. Dann trat Auer 1866 als Direktor ber Staatsdruderei zurud und an seine Stelle tam ber bamalige Direktor ber "Wiener Zeitung" Dr. A. Bed. Er brachte zuerst Ordnung in die etwas missich gewordene Administration der Staatsdruderei, erwies sich als neuer Organisator des Betriebes und erweate allmählich die aufgelassene Kunstabteilung zu neuem Ceben, da sie für die Herstellung ber Staatstreditbriefe unentbehrlich war. Dabei war er als erster barauf bedacht, die soziale Stellung der Arbeiterschaft zu regeln ; er gründete eine Krantentasse, sorgte für die Altersversorgung der Arbeiter und war unermüdlich in der Durchführung von Wohlfahrtseinrichtungen. Bed selbst war als Sachmann nicht unmittelbar tätig, unter ihm wurde taum eine wesentliche Erfindung an der Staatsbruckerei gemacht, doch hatte er einen richtigen Blid für wirklich gute Neuerungen und wählte mit Umsicht seine technischen Berater. Unter ihm wurde 1888 die erste Rotationsschnellpresse aufgestellt und eine Jahl porzüglicher typographischen Ceistungen (z. B. das großartige Saulmanniche "Buch der Schrift") tennzeichnen sein Regime. Das alte Gebäude im ehemaligen Franzistanerklofter war mittlerweile zu eng geworden und ein Neubau wurde am Rennweg durchgeführt. Nach der Übersiedlung in den neuerrichteten Prachtbau, im Jahre 1891, konnte Direktor Bed, als ber Kaiser am 24. Juni 1892 bie Staatsdruckerei besuchte, auf die völlig moderne Einrichtung hinweisen, und dem Monarchen ein Personal von 1400 Köpfen bei der Arbeit porstellen.

1892 trat der ehemalige Abteilungsvorstand des k. k. militär-geographischen Institutes Oberstleutnant Volkmer, welcher schon zu hofrat Becks Zeiten als Vizedirektor berufen worden war, nunmehr als Direktor der Staatsdruckerei an die Spike des Institutes. Er

brachte neue Methoden der heliogravüre und Galvanographie von dem militär-geographischen Institut an die Staatsdruckerei, paßte sie dem dortigen Betriebe an und gab manche Neuerungen im Vereine mit Vizedirektor Fritz bekannt. Der ganze Betrieb hatte seither nicht bloß an Umfang zugenommen, er war überhaupt infolge der Fortschritte der Graphik, wie nicht minder der Maschinentechnik ein anderer geworden. Es machte vielleicht nunmehr noch größere Schwierigkeit als früher, mit allen Errungenschaften auf der höhe der Neuzeit zu bleiben, um so mehr als allmählich ein nicht gerade förderliches System einer Inzucht aller Kräfte im internen Betriebe der Anstalt platzgegriffen hatte. Der Tod riß 1901 hofrat Volkmer plöglich aus seiner verdienstvollen Tätigkeit.

An seine Stelle trat der jetige Direktor hofrat Ganglbauer, ein vortresselicher Derwaltungsbeamter, der mehrere Jahre das Referat der hof- und Staatsdruckerei als Ministerialrat im Finanzministerium und die Ceitung des Aussichtenstes in der Kreditabteilung der Anstalt mit Umsicht geführt und die Betriebsverhältnisse genau kennen gelernt hatte. Schon in der kurzen Zeit seiner Amtsführung zeigte er, gestützt auf den vom Ministerium neuernannten Sachverständigenbeirat, großes sachliches Derständnis und dementsprechend erfolgte eine tatkräftige Förderung der kunstlerisch graphischen Ceistungen, sowohl der typographischen als der eigentlichen Kunstabteilung.

Die hof- und Staatsdruckerei kann nunmehr auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurücklicken; sie ist eines der großartigsten und vornehmsten graphischen Institute der Welt geworden und erhält jett 4 Rotationsmaschinen, 103 Buchdruck- und 53 den Flachdruckversahren dienende Schnellpressen mit zusammen 250 hilfsmaschinen und 165 Elektromotoren im Betriebe und beschäftigt ungefähr 2000 Personen. Oft werden ungewöhnlich große Anforderungen an die typographische Abteilung gestellt, wenn über Nacht Sitzungsprotokolle des Reichsrates, Beschlüsse der Ministerratssitzungen, Gesehentwürse u. dgl. zu liesern sind. Welch reges Leben aber auch an der modernen Kunstabteilung herrscht, kann jeder ermessen, der die in der Staatsdruckerei gedruckte Zeitschrift "Kunst und Kunsthandwerk", die "Graphischen Künste" 20., serner die prächtigen Chromolithographien des Wandtaselwerkes, die in Kombinationen von Lichtdruck, Chromolithographie hergestellten Reproduktionen der Gemälde von Alt, Charlemont, Wiesinger-Florian, Kasparides u. a. betrachtet.

Stolz kann Österreich auf die ehrenvolle Tätigkeit der hof- und Staatsdruckerei hinweisen.

Eine unter der Presse besindliche Denkschrift über die Geschichte der Hof- und Staatsdruckerei wird die Entwicklung dieser Anstalt in administrativer Richtung sowie als Buchdruckerei und als Pslegestätte graphischer Künste schildern. Die erste Abteilung des Werkes ist vom Sinanzministerium versaßt, der zweite Teil von A. W. Unger, Prosessor an der k. t. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, und der dritte Teil von Doktor Dernjač, Kustos an der Akademie der bildenden Künste.

Durch die Ausstattung ist diese Denkschrift ein Prachtwerk geworden, ein glänzendes Zeugnis der gegenwärtigen hohen Leistungsfähigkeit der Hof- und Staatsdruckerei und ein Denkmal der unermüdlichen und fruchtbringenden Arbeit eines ruhmreichen österreichischen Staatsinstitutes.

Chronif.

Theater.

Keinem gerechten Beurteiler wird es einfallen, den ehrlich verdienten Ruhm Heinrich Caubes zu verkleinern. Aber man tritt der Bebeutung Caubes nicht zu nahe durch nachdrudliche Seststellung der Catsache, daß er es in vieler Beziehung leichter hatte als ein heutiger Burgtheaterdirektor. Was er zu leiften hatte, war in erster Reihe, ein neues, jugendliches Künstlerensemble zu schaffen, das fabig war, nach bem Absterben der bei Caubes Berufung noch ruftigen alten Garde den alten Ruhm des Burgtheaters in ungemindertem Glange den tommenden Zeiten zu überliefern. Dag ihm fein Wert so herrlich gelang, das verdantte Caube neben feinem ficheren Blid und feiner pabagogiichen Kraft doch dem Umstand, daß Wien damals noch das Bentrum der deutschen Theaterwelt war. Dem Burgtheater anzugehören, war zu Caubes Zeiten das Lebensziel jedes wo immer in deutschen Canden fich entwidelnden schauspielerischen Calents, und die erfolgreiche Aufführung eines Studes im Burgtheater bedeutete jedem Schriftfteller die entscheidende Anerkennung seines Wertes. Damals wurden in Wien die Werte geprägt, die für gang Deutschland Geltung hatten. Unter diefen Derhältnissen fonnte der Burgtheaterdirettor barauf gahlen, daß ihm jedes burgtheaterfähige Talent von felbst ins Garn fliegen musse. Was Maurice in hamburg an Calenten aufspürte und erzog, das fiel früher oder später dem Burgtheater in den Schof.

Heute ist dies anders, so anders, daß jedem Osterreicher das Herz dabei bluten muß. Das Sentrum der deutschen Theaterwelt ist heute Berlin. Wer an dieser beschämenden Tatsache zweiselt, der frage einen beliedigen Theateragenten, der sich mit dem Vertried dramatischer Werse beschäftigt, ob ein Wiener oder ein Berliner Erfolg für die Provinz maßgedend ist. Er wird hören, daß ein Stüd nicht etwa nur von reichsdeutschen, sondern oft auch von österreichischen Provinzbühnen erst dann zur Aufsührung erworben wird, wenn es an einem Berliner Theater, das nicht einmal eines der allerersten zu sein braucht, Erfolg gehabt hat.

Am draftifcheften aber erhellt die Catfache, daß Wien heute in Theaterdingen nicht mehr führt, sondern geführt wird, also zu Berlin in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis fteht, wie die Proving gur hauptstadt, daraus, daß die wenigen bramatischen Autoren, die wir besitzen, die Uraufführungen ihrer Werke oft nicht in ihrer heimat, sondern in Berlin statt-finden lassen. Artur Schniglers Einatterzyklus "Lebendige Stunden" erblidte nicht im Burgtheater, wohin er gehörte, das Buhnenlicht, sondern im Deutschen Theater, und die zwar nicht erfolgreichsten, aber an geistigem Reig ergiebigften bramatifden Schöpfungen des abgelaufenen Spieljahres, hermann Bahrs "Meister" und hofmannsthals "Elettra", wurden in Berlin zum erstenmal gespielt. Ja, es tommt sogar por, daß das Wiener Publitum wichtige, sensationelle Novitäten, die auf der geringsten reichsdeutschen Bubne und felbft auf öfterreichischen Provingbuhnen ichon längit gegeben find, erft durch die Sommergaftspiele von Berliner Buhnen überhaupt tennen lernt. So geschehen mit Dreners "Probefandidaten" und mit Bahrs vorhin erwähntem "Meifter".

Es sei genug an diesen Beispielen, die ohne Mühe beliebig vermehrt werden konnten, um die Wahrheit meiner Behauptung zu erharten. Daß dies ein unwürdiger, für jeden Ofterreicher unerträglicher Zustand ist, brauche ich nicht erst gu fagen. Muß es fo fein? Kein deutsches Cand ift so fruchtbar an icauspielerischen Calenten als die öfterreichische Erde; in feinem deutschen Dolksstamm pulfiert das Theaterblut jo warm und lebendig als im öfterreichischen; fo fehr sich die Zeiten geandert haben, verdient das Wiener Publitum noch immer das Cob, das ihm Grillparger und Caube gespendet haben; mit dem Burgtheater, auch dem heutigen, tann es noch immer feine Berliner Bubne im Ernft aufnehmen . . . und boch hat Wien die Sührung an Berlin verloren. Warum? 3ch widerftebe ber Versuchung, den Kompler von Ursachen gu entwirren, der dies verschuldet hat. Wurde boch eine erschöpfende Antwort auf diese grage ein gutes Stud Wiener Theatergeschichte und Wiener Soziologie in sich schließen muffen. . . .

Bu den charafteristischen Mertmalen der dramatischen Produttion, die das abgelaufene Spieljahr gezeitigt hat, gehört die beinahe vollige Unfruchtbarfeit auf dem Gebiet des feineren, der eigentlichen Literatur gugehörigen Cuftfpiels. Diefes Derfiegen der Cuftfpielproduttion wird für die Theater nachgerade eine Kalamitat. Der Glüdliche, dem heute ein geiftreiches und wirksames Lustspiel gelänge, wurde ein Dermögen damit erwerben. Da selbst die Aussicht auf flingenden Ertrag, für welche moderne Autoren fo fehr empfänglich gu fein pflegen, das deutsche Lustspiel nicht aus seinem Codesichlaf zu weden vermag, muß die Ursache, welche die Lustspielproduktion hemmt, faft unüberwindlich fein. Möge sich die frobe Kunde bestätigen, daß Artur Schnigler ein Luftpiel fcreibt. Kein anderer deutscher Dichter ift fo berufen wie er, den goldenen Saden, der ben handen des greisen Bauernfeld entglitt, wieder aufzunehmen und im modernen Sinne fortzuspinnen. Don allen deutschen Custspielbichtern war Bauernfeld, deffen Schwächen nicht verhehlt werden tonnen, doch der einzige, deffen Komodien eine wirkliche Gesellschaft heiter widerspiegelten und nicht in der fittiven Kommerzienratwelt spielten. Dielleicht findet er in Schnitgler feinen Nachfolger. Der Einafter "Literatur" läßt es hoffen. Der Wiener Boben ift ja überfruchtbar an Custspielfiguren und stoffen. Der deutsche Norden hat das schwerblutige modern-realistische Drama geschaffen. Dielleicht gelingt es einem Ofterreicher, bem Theater jene heiterfeit, ohne die es nicht leben tann, gurudguerobern.

Das abgelaufene Spieljahr scheint die Diagnose, daß der orthodore Naturalismus strifter Observang ausgelebt hat, zu bestätigen. Gerhart hauptmanns "Roje Bernd" hat es zu einem durchichlagenden und nachhaltigen Erfolg, wie "Suhrmann Benichel" ihn errang, nicht bringen tonnen. Im allgemeinen hat der Naturalismus insofern gunstig gewirft, als das durch ihn erzogene Publitum von den Gestalten der Buhne tiefere Naturwahrheit verlangt, als in früheren Beiten. hoble Puppen ohne Seele und Ceben, wie fie noch das Publitum der Siebzigerjahre sich gefallen ließ, wurde heute tein Menich mehr ernitnehmen. Aber durch die berechtigten Anforderungen, welche das Publitum an ein Buhnenwert ftellt, von dem es fich gefangennehmen laffen foll, hat das Publitum auch den Naturalismus erzogen. Mehr und mehr tehren seine begabteften Dertreter, die früher ihren Stol3 darein fetten, den Jufchauern einen möglichft formlofen, aber blutig mahren Segen Wirklichfeit hinzuwerfen, zur regelrechten, traditionellen Cheaterform zurud. Max halbes Schauspiel "Der Strom", das, wenigstens im Deutschen Reich, einen der größten Erfolge des vorigen Spieljahres bedeutet, ist ein Cheaterstüd im alten, guten Sinne des Wortes mit spannender handlung und wuchtigen Aktschlüssen. Ja, es macht dem Effekt so große Zugeständnisse, daß ein boshafter Kritiker sagen durfte: "Wenn der "Strom" von Philippi wäre, wäre er ein schlechtes Stüd."

Überhaupt hat sich in den letzen Jahren ein Dramentypus heraus entwickt, der als Kreuzungsprodukt zwischen dem realistischen Milieudrama und dem im Philistersinn bühnenwirksamen Theaterstüd alten Schlages bezeichnet werden kann. Dielleicht war die Cantieme die Dermittlerin. Hartlebens "Rosenmontag" war, wenn ich nicht irre, das erste Exemplar dieser Gattung, die vom Realismus das Element des "Milieus" und vom alten Theaterstüd die pannende, Rührseligkeit und heiterkit verschmelzende Handlung entlehnt. Das klassische Wert dieser Richtung ist "Altsheidelberg". In der verslossenen Saison war sie durch das Militärstüd "Der Zapfenstreich" glänzend vertreten.

Unvertennbar hat sich im vorigen Spieljahr das Interesse an alteren beutschen Dichtern neu belebt. Insbesondere erfuhr hebbels Tragodie "herodes und Mariamne", die bekanntlich bei der erften Aufführung im Burgtheater vor mehr als fünfzig Jahren ichmählich durchfiel, eine glanzende Auferstehung. Einige Buhnen, welche die Aufführung diefer herben und fproben Dichtung als literarisches Experiment zweifelnd wagten, wurden durch einen unverhofften Kaffenerfolg für ihren Mut belohnt. Das neu erwachende Derständnis Bebbels durfte teilweise dem Studium und Kultus seines Geistespermandten Ibsen guguschreiben fein. Der fremde Genius lehrte das Publitum den deutschen Dichter fassen und mürdigen.

Ein großes, epochemachendes Ereignis hat fich im abgelaufenen Jahre auf ber deutschen Bühne nicht zugetragen. Weber ift ein neuer Dichter erschienen, der in einer gewaltigen Schöpfung ben Zeitgenoffen ungefannte Welten der Poesie aufschloß, noch ist dem Geift eines der langit befannten und berühmten Dichter ein Wert entsprungen, das ber literarischen Physiognomie feines Urhebers einen neuen wesentlichen Jug hingugufügen vermocht hatte. Im gangen war es ein unergiebiges Jahr, eine Periode des überdruffes am Bisherigen und des taftenden Suchens nach noch unverbrauchten dramatifden Reigmitteln, eine obe 3mifdenzeit, in der man Stude zu schreiben sucht, die moglichft viel Geld einbringen. Der Gott, der auf dem Giebel des modernen Theaters thronen sollte, ift gegenwärtig nicht Dionnsos, noch weniger Apollo, fondern Mertur.

Alfred Freiherr von Berger.

Kleine Mitteilungen.

Derbotene Legenden. 3m Jahre 1804 erschienen bei Dog in Berlin Kosegartens Legenden, die der Dichter dem öfterreichischen Kaiferpaare gewidmet hatte, ohne vorher die Bewilligung hiezu nachgesucht zu haben. Das Gutachten der Wiener theologifchen Benforen Bohm und Dannemeier über diefes Wert eines protestantischen Geistlichen mar die Urfache, baf ber Kaifer die Widmung energisch ablehnte und die Derbreitung des Werfes in Ofterreich unterfagte. Bohm erflarte, daß Kofegartens Legenden bei vernünftigen Chriften Anftog und Argernis erregen, den Schwachsinnigen aber verleiten tonnten, sich dem Aberglauben gu ergeben, Traumereien nachzuhängen und in gefährliche Schwarmerei zu verfallen. Die Zueignung fei daher ein zweideutiger Beweis von Ehrenbezeugung. Dannemeier tabelte, daß der Dichter Disionen und die außerordentlichsten Wunder portrage, die er aus fehr trüben Quellen gefcopft habe . . . In einem Briefe vom 26. Ottober 1804 an ben hoffetretar und Schriftfteller Rener brudte Kosegarten sein Befremben über die Nachricht aus, daß fein Wert eine fo üble Aufnahme in Ofterreich gefunden habe. "Endlich" - fdrieb er - "tann weder ich noch mein Buch verschulden, daß die Wiener Theologen letteres als ein aberglaubifches Buch verurteilt haben, daß fie gugleich mit diesem Urteil auch die Quellen verurteilt haben, aus benen ich schöpfte und die gleichwohl laut des Betenntniffes ihrer Kirche eben ihnen beilig fein muffen, nämlich die lauterften und würdigften Kirchenvater, namentlich hieronnmus, Augustinus, Chrysostomus und Johannes Damascenus, ferner die vitae patrum und das calendarium romanum, ferner die Legendarien, die noch heutzutage in der gangen tatholischen Chriftenheit öffentlich benutt werden, namentlich die goldene Legende und die vitas de los Santos des P. Ribadenenro, von welchen ich die neueste 1790 gu Barcelona unter Empfehlung der hl. Inquisition erschienene Ausgabe in drei Soliobanden, hauptfächlich für die späteren Cegenden benutt habe. In Wahrheit, ich beforge fehr, daß die Derurteiler meines Wertes fich nicht die Zeit genommen, in den Geist des Gangen hineinzubringen, so auch nicht einmal die Dorrede zu beherzigen, widrigenfalls fie unmöglich für Ironie gehalten haben wurden, was fehr ernftlich von mir gemeint war. Ohne eben alle Dogmen der romifchen Kirche gu unterichreiben, bege ich gleichwohl die höchfte Ehrerbietung für die wahre Katholigität und fonnte wünschen, daß manche ihrer Grundsage, 3. B. Dietat für bas Altertum, die religiose Derehrung ber Beroen bes Ur-Christentums, die Würdigung strenger afgetischer Tugenden u. a., auch in unsere Kirche übergegangen wären. Diese Gesinnungen habe ich in der Dorrede des Buches sowohl als in der Juschrift freimütig bekannt und hätte mir unmöglich können träumen lassen, daß ich eben ihrethalben von den dortigen Gottesgelehrten verurteilt werden würde. Wie soll zumalen eine Annäherung der verschiedenen Konfessionen bewirft werden, wenn man von dort aus dieselben Schritte zurückmacht, die von unserer Seite ihnen entgegen geschehen". Im gleichen Sinne schried Kosegarten auch an den hoftanzler Ugarte, ohne jedoch eine Aushebung des Verbotes zu erzielen.

Das Tecnologifche Gewerbemufeum. Auf Wilhelm Erners Antrag beichloß der Nieberofterreichische Gewerbeverein 1874 eine Detition an den handelsminister, welche die Errichtung eines "Ofterreichischen Gewerbemuseums" forderte, "bem in bezug auf die technische Entwidlung der Gewerbe jene Mission zufiele, wie sie das Mujeum für Kunft und Industrie mit so ausgezeichnetem Erfolge in bezug auf die fünstlerische Veredlung verfolgt." Das Ministerium ließ hierauf ein Organisationsstatut für ein solches Institut ausarbeiten, ber Budgetausichuß verweigerte aber die notigen Mittel. Auf Erners Anregung errichtete nun der Gewerbeverein felbst ein technologisches Gewerbemuseum, beffen erfte Settion (für holgindustrie) por 25 Jahren am 26. Ottober 1879 eröffnet wurde. Aus bescheidenen Anfangen entwidelte fie fich in einem Dierteljahrhundert gu einer Anstalt, die heute noch unter der Ceitung ihres Schöpfers stehend, fast alle Gebiete ber Industrie umfaft und als erfolgreiche Unterrichtsftatte weit über die Grengen Ofterreichs bekannt und geschätt ift. Bu ihrem Jubilaum hat Erner eine interessante Dentschrift berausgegeben, ein würdiges Dentmal feiner eigenen Arbeit, aber auch der Cattraft und Opferwilligfeit des Gewerbevereines. Seit vielen Jahren fcon wird diefe Anftalt von der Regierung geforbert und subventioniert. Wünfchenswert und wichtig ware aber ihre Derstaatlichung, die Erner nachbrudlichft befürwortet und bie auch grundfätlich bereits geplant ift.

Literarischer Derein in Wien. Der geschäftsführende Ausschuß des unter dem Protestorate des Unterrichtsministers Dr. Wilhelm Ritter von Hartel stehenden literarischen Dereines ist fürzlich zusammengetreten, um das Arbeitsprogramm für die nächste Zeit sestzusehen. Noch im Cause dieses Monates sollen die Charatterististen Grillparzers durch die Zeitgenossen erscheinen, denen die Gespräche des Dichters solgen werden. Beide Publikationen hat Universitätsprosesson Dr. August Sauer übernommen, der hierüber in der heurigen

Generalisezimundung einen ieffelnden Peetrog hick, den die Sulpieer mit großem Beifall lohnten. Es lind ferner eine Sammlung der gerfmenten Auflitge Bunernfelles, eine alusgade der Werke von Midjard Ent und von Jojef Sdreupoogd lowie eine Sammlung der patriotifden Sprif aus dem Johre 1809 in alusfidet genommen. Aufgerbem hat der gefühlitsführende Ausfidag ein Komitee gewählt, das mit der Organifierung des Sherntererdios betraut

murde. Men Sieremarkrumden ik durch den Einstein in diesen Verrin Gelegenheit gebesen, merswelle Veröffentlichungen zu erwerben, die sagungsgemist im Ruchhandel nicht erstjederen. Der Juhresbeitrug für ordentliche Mitglieder ift mit 20 K sestgesiege, einmeldungen nehmen der Schagmeister des Vereines, haf und Gerichtsudworlet Dr. Edmund Meistel, L. Multnerstrufte 7, und die Kedustrian der "Giverreichijehen Kundichau" entgegen.

Seuilleton.

Grillparzers Wohnungen.

Alls ich Mirzlich Grillparzers Tagebücher wieder las, siel mir solgende Stelle aus, die er im Ottober 1832 schried: "Nach Innen zu beginnt es sich auszuheitern. Ich sange an, wieder poetisch densen zu können. . . Die Wohnungsveründerung hat dem Durchbruch tüchtig nachgeholsen, und ich dense, dieses erprobte hausmittel in ähnlichen Lagen öster zu gebrauchen." Er schried dies zu einer Zeit, da der gesellschaftliche Dersehr für ihn keinen Reiz mehr hatte und er sich am glüdlichsten in der Einsamkeit fühlte.

Die Abende murben gumeift gu hause verbracht, indes die literarischen Zeitgenoffen in irgend einer gemutlichen Wirtsstube ber Inneren Stadt fich zusammenfanden, um Tagesfragen gu besprechen, die nicht immer allzuweisen Derfügungen der hoben Regierung zu befritteln, mitunter tuchtig barüber zu schimpfen, nicht felten aber auch, um durch tolle Spaffe die trube Stimmung gu erstiden, die ein strenger Benfurerlaß wenige Stunden guvor erregt hatte. Auch Grillparzer ist in früherer Zeit dem Scherz nicht abgeneigt gewesen, wohl aber der ungebundenen Beiterteit und dem burichitofen Behaben, das nicht felten die Grengen der Anftandigfeit überichritt. 3m Gegensage gu dem 3nnifchen Caftelli, dem es auf ein Sotlein mehr ober weniger nicht antam, dem stetig rasonierenden Bauernfeld, deffen Raditalismus im Dormarg oft die gestrengen herren gwang, beide Augen gugubruden, verpuppte fich Grillparger allmahlich in feine ftille Studierftube, die ihm weit mehr Genusse bot, als die laute heiterkeit einer übermütigen Tafelrunde. So ist denn - wie er uns felbst ergablt - fein Beim nicht ohne Einfluß auf fein poetisches Schaffen gewesen, und es verlohnt fich daher, den Stätten nachzuforichen, wo der uniterbliche Dichter lebte und wirfte.

Die meisten sind dem Großstadtbedürfnis längst zum Opfer gefallen, wie so manch anderes aus der Zeit, wo noch Wall und Mauern

die Studt umgaben, in deren engen Straffen und Caffen altersgraue Gaufer un vergangene Cage gemahnten. Auch Grillpargers Geburts. haus zählte zu den ältesten Gebäuden der Inneren Stadt. Es lag am Bauernmartte, in den früheften Seiten Mungerftrafte genannt, wie es bereits in einer Urfunde aus dem Jahre 1302 beißt. Als dann im Jahre 1842 den Lundleuten gestattet wurde, bafelbst Kufe, Schmulz, Eier und Gefingel zu vertaufen, gab ihr ber Dolfsmund die Bezeichnung nach den handlern, die bier ibre Waren feilhoten. So murben auch andere Strafen und Gaffen nach jenen Gewerben genannt, die dort ihren Sig hatten, wie jene der Bogner, Nagler, Riemer, ber Cuchanbler, bie ibre Waren unter Cauben ober Hogengangen feilboten.

Das haus "zur goldenen Waug" am Bauerne markt, im Zeitenlaufe "zum goldenen Wagen" genannt, erscheint bereits in den früheren Grundbüchern verzeichnet, die eine stattliche Jahl von Vessigern ausweisen, lamen von Geschlechtern, die längst ausgestorben, wie die der Waldner, Gwaltshofer, aber auch solche, die noch heute genannt werden, wie jene der Samilie Kirchhammer, die vom 16. Jahrhundert an die in die Zeit des Dreißigsährigen Krieges daselbst hauste. Im beit des Abschunderts kames in den Besit des alten Bürgergeschiechtes Koster, dies es nach vielen Jahren Eigentum des kunstsinnigen Grafen Moriz von Dietrichstein wurde.

In dem rudwärtigen Teil dieses thauses, der in das Kramergäßchen, ein enges, schmutiges Sackgäßchen, mündete, lag die Wohnung des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Wenzi Grillparzer, der sich 1789 mit Marie Anna Sonnleithner, der zweitältesten Tochter des Abwokaten Christoph Sonnleithner, vermält hatte. In seiner Biographie beschreibt Sranz Grillparzer ausführlich die Wohnung, in der er geboren wurde und schlibert den düsteren Eindruck, den sie auf das Gemüt des Kindes geübt hatte.

Wie freute er fich mit feinen Brübern an ben einzelnen Lichtftreifen, die in langen Sommer.

tagen zur Mittagszeit des Daters Arbeitsstube durchzogen, denn in ihr Gelaß, in das nur spärliches Licht vom Hof her durch eine Reihe von Glassenstern siel, war nie ein Sonnenstrahl gedrungen. Wie ängstlich schritten sie dagegen an dem nächst der Küche gelegenen Holzgewölbe vorbei, das sich die kindliche Phantasie mit Räubern, Sigeunern und Gespenstern bevölkert dachte. Sonachhaltig war der Eindruck dieser düsteren Räume auf Grillparzer, daß er sich in späteren Jahren beim Lesen eines Romanes, das Haus, wo der Held geboren, immer dunkel und finster vorstellte.

Weit freundlicher war das neue Heim im haufe Mr. 12 in der Grunangergaffe, wo einst das Kloster zu St. Nicola stand, das Kaiser Josef 1782 aufgehoben hatte. Sünf 3immer allesamt mit seidenen Möbeln und Tapeten ausgestattet, berechtigten zu der Meinung, daß ihr Besiger ein wohlhabender Mann fei, ber fich den Lugus einer hubich ausgestatteten Wohnung gestatten könne. Bisher war ber Abvotat Grillparger vom Glud begünftigt gewesen; sein lauterer Charafter, seine strenge Rechtlichkeit sicherten ihm eine Klientel, die aber geringer murde, als der bisher gefunde Mann ploglich zu franteln begann und feinen Gefcaften nicht mehr die volle Aufmertfamteit widmen konnte. Als er am 10. November 1809 für immer die Augen fcolog, fand fich außer rudftandigen Expensenforderungen nur eine geringe habe vor, die nicht hinreichte, die Samilie por Not zu bewahren.

Es tamen nun forgenvolle Tage für die Mutter und den ältesten Sohn, der durch Stundengeben zu dem armlichen haushalt fein Scherflein beitrug, zumal durch bas Sinanzpatent des Jahres 1811 die geringe Penfion der Mutter auf die Bagatelle von 90 fl. herabgemindert wurde. So reichten benn die geringen Einfünfte taum bin, die Samilie por Bunger zu bewahren. Um die Mutter, bie ingwischen eine fleine Wohnung in bem Wilczefichen hause in der herrengaffe gefunden hatte, fraftiger gu unterftugen, hatte ber aufopfernde Sohn in Mahren bei dem Grafen Seilern eine Erzieherstelle angenommen, indes die schwer geprüfte Frau in dem hause dieses Kavaliers, in ber hinteren Schentenftrage, ein Stubchen mietete. Dort wohnte auch Grillparger, als er in den öffentlichen Dienst trat. Bald darauf 30g er mit seiner Mutter in das im sogenannten "Elend" gelegene haus "zum golbenen Glodel" im Tiefen Graben. Wie armlich fah es in diefer Wohnung aus! Don dem Rohrlehnsessel aus der Kanglei des Daters fehlte das Siggeflecht, an deffen Stelle ein quer darüber gelegtes Brett gu feben war. Damals ein Beichen ber tiefften Armut, murbe diefes Möbelftud beute gu ben toftbarften Wiener Seltenheiten gahlen, denn auf diesem Stuhle faß Grillparger, als er die "Ahnfrau" fdrieb die seinen Dichterruhm begrundete. hatte ibm damals der Corbeer bereits geblüht, fo war die Not trogdem nicht geringer geworden und ichlieflich waren Mutter und Sohn ohne Obdach gewesen, batte ihnen nicht eine mitleidige Cante des Dichters in ihrer Wohnung im Schottenhof Unterstand gegeben. "Wir haben uns gu ihr gezogen" - fcrieb damals Mutter Grillparzer an ihren Sohn Kamillo - "weil man uns aufgesagt hat und wir tein Quartier vor ichrod. licher Teuerung gefunden ... Der Frang hat wohl por fenn Trauerspiel 5 hundert Gulden bekommen, aber da waren wir der Nirten ein paar hundert Gulden ichuldig, die fie uns vergangenes Jahr geliehen hat, denn der Frang war 4 Monath elend frant, dann hat er sich von hemmden angefangt equibiren muffen, et tonnte fich zwei Jahre icon nichts mehr ichaffen. wei fenn Geld blog auf Jing, Bolg und Hoft aufgegangen..." Eine andere Cante, die ebenfalls im Schottenhofe wohnte, überließ dem jungen Dichter ein Simmer gur Nachtrube, Die er in seinem Afnl nicht finden tonnte, wegen ber qualenden hige aus einer Badftube im unteren Geschoft. In diesem Simmer fctieb Grillparger feine "Sappho", die ihm nicht nut Ruhm, sondern auch die Mittel brachte, sich und die Mutter von den drudenoften Sorgen gu befreien. Einen Teil der Einfünfte erlegte er damals als Mietzins für eine Wohnung im zweiten Stod des hauses C.=Nr. 436 (O.=Nr. 1) am Jubenplag, Ede ber Jordangaffe, wohin er mit feiner Mutter im Berbft 1818 überfiedelte. Das ftille Glud, das ihm dort lächelte, währte aber nicht lange, benn mitten in ber freude befferer Tage traf ihn der schwerfte Schidfalsichlag durch ben Tod der Mutter, die sich im Wahnsinn erhangt

"Was ich empfand," schrieb Grillparzer. "tonnte nur berjenige beurteilen, ber bas, ich möchte fagen Ionllische unseres Zusammenlebens, gefehen hatte. Seit ich nach dem Derfiegen ihret eigenen hilfsquellen allein die Bedürfnife bes hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte feinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen gu haben, ber nicht der ihrige gewesen mare." So ist ihm benn auch in diese Wohnung, in der die Trilogie "Das goldene Dlies" entstand, der Kummer gefolgt, und als er fie mit einem fleinen Simmer in der Ballgaffe (K.-Mr. 4) vertaufchte, mußte er auch von manchem hausrat icheiben, ber ibn täglich an seine Jugendzeit erinnerte.

Im Genmüllerschen hause in der Ballgasse, auf der Grundsläche des ehemaligen himmelpfortklosters erbaut, wohnte Grillparzer bis Mitte 1826, worauf er in die Spiegels

gasse, in das hans K.-Ilr. 1097 überfiedelte, wo er bis 3mm Beginn des Jahres 1831 verblieb. Nach einem turgen Aufenthalte im Bürgeripitalbaufe, an deffen Stelle fic längst präcktige Wohnpaläste erhoben, 309 der inzwifden zum Archivdirettor ernannte Dichter in die Raubenfteingaffe (Mr. 6). Er war 3n diefer Zeit mehr Beamter als Dichter. "Wie lange ist es, daß ich nichts zu Papier gebracht habe" — heift es in seinem Cagebuche - "Ich wollte neulich eine Bemerkung niederschreiben und erschrat, da ich die Cinte in meinem Schreibzeug eingetrodnet fand." Einige Tage danach notiert er, er habe nun durch ein halbes Jahr wie vergeffen, daß er derfelbe fei, der einst Miene machte, sich unter die ersten Dichter feiner Seit gu ftellen. Ein neuer Wobnungswechsel im herbst des Jahres 1832 hatte eine erfreuliche Wendung der Gemutsftimmung und die wiedertehrende Arbeitstraft des Dichters gur Solge. Das haus, wo Grillparger ein behagliches heim fand, besteht noch heute und trägt bie Nummer 11 in der Bräunerstrafe. Es ift unter Kaifer Josef auf dem Boden des alten Königsklosters erbaut worden, das Kaifer Marimilians II. Tochter Elifabeth, die Gemahlin des Königs Karl IX. von Frantreich, 1581 gestiftet hatte. Der gegenwärtige Besiger biefer haufer ift ber Prafident ber Grillparger. Gefellicaft, Martgraf Alexander Pallavicini, ein warmer Derehrer des Dichters. Kurg nachdem Grillparzer feine neue Wohnung bezogen, ichrieb er in fein Cagebuch: "Mein Zuftand beffert fich etwas. Die Gefundheit zwar noch immer ichlecht,. . aber nach innen zu beginnt es sich aufzuheitern. . . 36 habe , hero und Ceander' wieder vorgenommen und will seben, was sich tun läßt." Und einige Tage fpater, am 27. Ottober 1802: "Die letten brei Tage gehören zu den gludlicheren, Ruhe und Sammlung, fo lange fremdlinge in meinem Gemute, febren gurud. Ich habe meine Revision von "Bero und Ceander' fortgesett." Die Paufe wurde mit Mufit ausgefüllt. Klavier, Gefang und Gitarre belebten die fonft ftillen Raume feines Schlafgemaches, über beffen Kalte er in ben Tagebuchern wiederholt flagte. Sie trieb ihn nach dreifährigem Aufenthalte aus der ihm fonst liebgewordenen Wohnung, die er 1835 verließ, um in die Jakobergasse (K.=Nr. 807) zur Mutter des späteren Staatsministers Anton Ritter von Schmerling gu giehen, wo er über zwei Jahre verblieb. hierauf machte er fich in bem an der Ede ber Seilerstätte und ber himmelpfortgaffe gelegenen hause seghaft, wo er am 15. Janner 1841 feinen 50. Geburtstag erlebte, der den Wienern den Namen Griliparger wieder in Erinnerung brachte. Als er drei Jaher fpater die Stufen gu feiner neuen Wohnung im haufe Ilr. 12 Grünangergasse hinanschritt, mag ihm so manche Jugenderinnerung ausgetaucht sein, vor allem die bewegten Cage des Jahres 1809, als er mit seinen Studiengenossen zur Derteidigung der Stadt ausgezogen war und am Morgen nach erfolgter Kapitulation ihn die Mutter unter Crünen bat, nach hause zu tommen, um den bestümmerten Dater zu beruhigen, den bald darauf, nach Abschluß des Presburger Friedens, der Cod von dem Gram über das unglückliche Schickslabes Daterlandes erlöste.

Don echtem Patriotismus wie einst der Dater durchglüht, schrieb in diesem hause 1848 Franz Grillparzer jenes berühmte Gedicht an Radezth, das der Seldherr den wahren und begeisterten Ausdruck eines warmen Vaterlandsfreundes nannte, "eingegeben durch den schmerzlichen Anblick unseres einst so mächtigen und glücklichen, nur durch eigene Schuld so tief gebeugten Osterreichs".

Aus diefer, wie er felbst fagt, "findifchen" Liebe zum Daterlande erflatt fic auch fein paffives Derhalten im Sturmjahre 1848. Noch mehr gurudgezogen, beschränfte sich nun fein Dertchr faft ausschlieflich auf die Besuche bei den Schweftern Grohlich, deren Reffe Wilhelm Bogner, ein frifcher, munterer Buriche, dem Dichter manch heitere Stunde bot. Der Cod, ber in diesem Jahre bem Jungling ein Biel fente, hatte auch Grillparger ichmerglichft berührt und in ihm den Entichluß gereift, hausgenoffe der Schwestern frohlich zu werben. Am 27. April 1849 bezog Grillparzer die vormals von Betti Srohlich bewohnten Raume der im vierten Stodwerte des Baufes Mr. 21 in der Spiegelgasse gelegenen Wohnung der Schwestern Gröhlich, wo er nach fast breiundzwanzigjährigem Aufenthalt am 21. Janner 1872 entichlummerte. So ftill gumeift feine Studierftube, die ihm zugleich Schlaf. raum war, fo ift diefes Bemach boch auch wiederholt Beuge gewesen, wie fehr fich das neue Ofterreich bestrebte, den Dichter die Unbill vergangener Zeiten vergeffen gu machen. Bier überreichten am 3. Mai 1850 Schwarzenberg und fieß den Chrenbecher der Armee, den gegenmartig das Beeresmuseum behütet, hier begrufte ihn der Wiener Burgermeifter als Ehrenburger, bier murden ihm gum 80. Geburtstage raufchende Opationen bereitet und von hier aus geleitete den toten Dichter eine taufendtopfige Menge gur Stätte ewigen Friedens. Pietatvoll hatte Katharina Sröhlich ben gesamten Nachlag bes Dichters feiner Daterftadt gewidmet, in deren Mufeum auch ber jungeren Generation Gelegenheit geboten ift gu feben, wie ichlicht und einfach bie lette Wohnung des nach Schiller und Goethe größten beutichen Dichters mar.

Karl Gloffn.

Von der Woche.

Oftober 21. Eröffnung des Studentenheims der Hochschule für Bodenkultur in Wien.

— Der niederösterreichische Gewerbeverein und das Gremium der Wiener Kaufmannschaft nehmen gegen den niederösterreichischen Landtag Stellung.

— Polizeirat Eduard Rohacek (geb. 1851) in Wien †.

22. Inauguration des neuen Rektors Hofrat Professor Dr. Ludwig von Tetmajer an der Technischen Hochschule in Wien. — Enthüllung des Siebenbrunnens in Wien. — Schluß des schlessischen Candtages.

23. Arbeiterdemonstration auf der Ringstraße in Wien.

24. Seier des 60. Geburtstages des Bürgermeisters von Wien Dr. Karl Lueger. — Inauguration des neuen Restors Professor Dr. Hermann R. v. Schullern zu Schrattenhosen an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. — Apollinar R. v. Jaworski (geb. 1825) in Lemberg †. — Entscheidung des Reichsgerichtes gegen die Errichtung tscheichschulen in Wien. — Arbeiterversammlungen gegen die Schulnovelle.

25. Settionschef SML. Morit R. v. Brunner (geb. 1838) in Wien †. — Generalbebatte über die Schulgesete im niederösterreichischen Candtag. — Abgeordneter Bürgermeister Doelkl zum Chrenbürger von St. Polten ernannt.

26. Sünfundzwanzigjähriges Jubiläum des Cechnologischen Gewerbemuseums in Wien. — Der niederösterreichische Landtag nimmt die neuen Schulgesetze an. — Protestwersammlung der deutschen Volkspartei in Innsbruck gegen die Errichtung einer italienischen Rechtsfakultät.

27. Das Reichsgericht erklärt sich für unzuständig, die Gültigkeit von gehörig kundgemachten kaiserlichen Derordnungen auf Grund
des § 14 des Staatsgrundgesetes zu überprüsen.

— Peter Krühner, Glonom in Cobosits (deutschradikal), wird zum Reichsratsabgeordneten für
den Candgemeindenwahlbezirk Böhmisch-Ceipa
gewählt. — Enthüllung des Graddenkmals für
Marie Geistinger in Wien. — Erste Aufführung
von Otto Erich hartlebens "Im grünen Baum
zur Nachtigall" im Burgtheater.

28. Die "Wiener Zeitung" publiziert die aus Gödöllö vom 26. Oktober datierten kaiserlichen handschreiben, durch welche die bisherigen Minister Dr. Eugen Ritter Böhm von Bawert und Dr. Karl Freiherr von Giovanelli ihres Amtes enthoben, der Direktor des Postsparkassentigenamtes Sektionsrat Dr. Mansuet Kosel zum Sinanzminister, der Universitätsprofessor hofrat Dr. Anton Ritter von Randa zum Minister und Graf Ferdinand Buquon zum Acerbauminister ernannt werden. — §3M. Anton Freiherr

Mollinary von Monte Pastello (geb. 1820) in Albale bei Como †. – Der mährische Candtag nimmt die Gemeindewahlordnung für Brünn an.

29. Eröffnung der erften Beilftatte für Cupustrante in Wien. - Der niederöfterreichische Candtag beschlieft die Einführung einer Candesumlage von 1 Krone 70 hellern auf den hettoliter Bier. - Unter dem Dorfit des handelsministers findet in Wien die Zuerkennung ber Preise für das Kanalschiffshebewert durch eine internationale Jury statt, bei welcher der erste Preis von 100.000 Kronen einer Bereinigung von fünf inländischen Maschinenfabriten gufallt. -Der oberöfterreichische Candtag fpricht einstimmig fein Bedauern aus über das Dorgeben der Regierung bezüglich der Anerkennung der an der Agramer Universität abgelegten Prüfungen und der Einführung der flavischen Darallelflassen in Troppau und Teschen sowie über die Derordnung des Kriegsministeriums über die Anwendung der ungarischen Sprache bei den Militarbehörden.

. . .

Die politische Lage. In der letten Zeit drangen verschiedene Gerüchte in die Öffentlichkeit, daß die Regierung mit den Vertrauensmännern der Cschechen in Verhandlungen getreten sei, die darauf hinzielten, die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses wieder herzustellen. Als vorläusiges Resultat dieser Verhandlungen ist die eben erfolgte teilweise Rekonstruktion des Ministeriums zu betrachten. Aber die nun voraussichtliche Wendung in der inneren Politik wird uns von unterrichteter Seite geschrieben:

Wie es tam? Wer es verftehen will, muß die Dinge nicht logisch, sondern psinchologisch, nicht mit der Brille des Eintagspolitifers, sondern entwidlungsgeschichtlich betrachten. Crog manderlei Abweichungen ber politischen Magnetnadel lag der Politit der letten fünf Jahre ein bestimmter Plan zugrunde. Wahrend manche glauben mochten, die Regierung wolle nichts anderes, als sich auf das Saulbett des § 14 hinstreden und ben Reichsrat in ben zeitlichen Ruhestand verfegen, ichwebte dem Ceiter der Politit beständig ein Biel por: burch festes, ruhiges Beharren einer in fich einigen Staatsverwaltung auf dem Boden der Verfasjung allmahlich die politische Garung gu beschwichtigen. Gleichwie die moderne Serumtherapie darauf beruht, der Krantheit durch ihr felbst entstammende Gifte herr zu werden - similia similibus curantur - fo tann ber öfterreichische Staatstorper nur giftfest gemacht werden durch eine ahnliche Methode. Darum wurde die Einberufung des

miden Candlages — von allen zünftigen und unzümftigen Politilern widerraten — bener zweimal verfügt. Richt als ob die Regierung en der Gostruition am Prager Sünftirchenplat Gefellen gefunden hatte - eine ernite pflicht. bewußte Regierung zieht es gewiß vor, ob-Arnitionsfreie Euft zu atmen - aber fie benütte die gewiß nicht von ihr geschaffene Sachlage, um die Parteien zu einer vernünftigeren Auffaffung zu befehren. Man überzeugte fic allmahlich, daß der Rat, die bisherige Partie gufammenguwerfen und eine neue gu beginnen, nicht von einer nach ministerieller Allmacht ftrebenden Regierung ausgehe, sondern pon einer folden, die im Parlamente und mit bem Parlamente regieren will. In der Cat steht ja auch das Schauspiel, daß eine Regierung fich das Parlament erfampfen und erstreiten muß, ohne Beispiel in ber Geschichte ba.

Das allgemeine Interesse wendet sich nun der Frage zu, ob das Ende des Siebenjährigen Krieges in Ofterreich bevorftehe und ob es gelingen werde, an Stelle der Obstruttion die Marichroute des gesunden Menschenverftandes einzuhalten. Ohne der Gegenseite das geringste nationale Opfer zuzumuten, hat die Regierung der Obstruttion durch die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand die Brude gebaut, auf der fich der Abergang gu einer anderen Cattit vollziehen tann. Es besteht tein öffentlicher und tein geheimer Patt und die Greiheit der Entichliegung wird nicht durch die Blaffe politischer hintergedanten angefrantelt; aber die Stimmung und der Wille find beffer geworden und das läft immerhin die hoffnung zu, daß es wieder Frühling werde in Osterreich. Was geplant wird, ist eine parlamentarische Kompromikpolitit. schon darum die einzig mögliche, weil das ganze Derfassungsspftem nichts anderes ist als eine Reihe von Konzessionen, die man sich gegenseitig macht. Naturlich muß eine neutrale Regierung, die über den Parteien steht, vielfach unter der Erwartung der Parteien bleiben, aber das hindert doch nicht, daß diese eine Teilung ber Macht ber allgemeinen Ohnmacht und dem Walten des § 14 porziehen. Schließlich liegt es ja auch im jedes einzelnen Abgeordneten, Intereile es wirklich zu fein und es nicht bloß zu heißen. Unter diefen Zeichen wird die fünftige Reichsratssession anheben. Dermittelnde Tatigfeit ber Regierung, Schonung der berechtigten nationalen Gefühle und aufrichtiges Bestreben, den Schutt einer langjährigen, tampferfüllten überlieferung aus dem Wege zu raumen und fo die Strafe freizulegen für die wichtigften wirtichaftlich en Arbeiten und für eine moberne Gefeg. gebung auf dem Gebiete des Strafrechtes,

des wirtschaftlichen Associationswesens, der Presse und der Resorm der Derwaltung. Das dürsten wohl die nächsten Ziele der Regierung sein und es will uns scheinen, daß diese allen Dösseru Operreichs gemeinsam sind.

Apollinar R. v. Jaworsti. greife Sührer der Polen, Apollinar Ritter von Jaworsti, ift am 24. Ottober in Cemberg plöglich gestorben. Mit ibm scheidet eine ber martanteften Gestalten aus unserem Parlament. 1825 geboren, trat er nach dem Besuche der Universitäten Cemberg und Wien vorerst in ben Staatsbienft und widmete fich erft fpater bem politischen Leben. 1870 wurde er vom Bloczower Großgrundbesige in den galizischen Candtag gewählt, der ihn dann in den Reichsrat entsendete. Seit der Einführung der diretten Wahlen vertrat Jaworsti auch im Abgeordneten. haus ununterbrochen den Sloczower Großgrund. besit. Nach dem Code Grocholstis zum Obmann des Polentlubs gewählt, verftand er es wie fein Vorganger und Cehrer, die Klubdifgiplin ftreng aufrecht zu erhalten und einer Partei durch eine zielbewußte Politit ibre bedeutende Macht im Parlament zu verichaffen. Nach der Demission Caaffes murde Jaworsti in bas Kabinett Windischgrag als Minister für Galigien berufen und bebielt auch mahrend der Ara Kielmansegg dieses Amt. 1896 trat er dann neuerlich an die Spige des Polenklubs. Jaworsti war ein gewiegter Parlamentarier, ein außerft fluger, ftets nur mit gegebenen Derhaltniffen rechnender Polititer. Durch und burd Dole, mar er infofern Ofterreicher, als er nie großpolnische Bestrebungen unterftutte. Als Ofterreicher freilich wußte er in erfter Linie die Intereffen des tonfervativen galigischen Abels zu ichugen, die ihm identisch ichienen mit dem Wohle feines Candes und ber polniichen Nation. Unbeirrt verfolgte er feine Biele und nur eine Macht mar ftart genug, ibn von einmal gefaßten Beichluffen abzubringen. Ehrlich lonal und ber Dynastie treu ergeben, war er immer bereit, fich ben Wünfchen ber Krone gu fügen. Mit beinahe findlicher Derehrung umgaben ihn feine Freunde und Anhanger, benen er sich wiederum als strenger, aber jovialer Datriarch gab. ---v---

Ein "neues" Blatt. Das von Karl Eugen Wolf im Jahre 1890 als Wochenblatt gegründete, später in ein Tagblatt umgewandelte Organ der deutschnationalen Partei in Wien, die "Ostdeutsche Rundschau", hatte vor ungefähr Jahresfrist, bald nach dem Austritt Wolfs, den Titel

"Deutsches Tagblatt" angenommen. Am 23. Oftober hat dieses Blatt zu erscheinen aufgehört und zwei Tage später ist an seine Stelle das nur mehr einmal täglich ausgegebene, äußerlich sast unveränderte "Neue Deutsche Tagblatt" getreten. Es macht sich zur Aufgabe, "die Gegensätz, die zwischen den deutschnationalen Parteien und ihren Angehörigen in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung bestehen, zu überbrücken oder doch zu mildern, sozusagen der Kristallisationspunkt zu sein, um den sich der Kern einer zielbewußten, tatkräftigen und weitausschauenden deutschnationalen Politik bilden kann".

• • •

Wir erleben einen Schiller-Rummel. Daß das Publitum in den pruntvoll ausgeftatteten Tell läuft, ift damit nicht gemeint. Auch Uniterbliche brauchen Dorfpann, follen fie giehen. Aber ber Gifer, mit bem Schiller aus diesem Anlag wieder einmal von allen benen "entdedt" wurde, die sich so lange bemuht, ihn gu überfeben, ift niedlich und beachtensmert. Ahnliches hat sich hier schon einmal begeben: nach Don Carlos, als der geniale König Philipp Mitterwurgers bei fehr ungureichenden Gegenspielern allen Anteil auf sich 30g, so daß Schillers Wert einfach umgetrempelt ward. Diesmal ist die Sache allgemeiner; man merkt Jubilaums-Eifer und Jubilaums-Studien, als hatte manch einer feine Kenntniffe der nahenden Sefte halber aufgefrischt und frame nun fein Wiffen und feine neu erworbene Begeifterung vorzeitig und nicht gang an der gehörigen Stelle aus. Denn man darf doch nicht gut annehmen, daß die in der Tat gewaltige Theatralit des Apfelicuffes ober von Befilers Tod einen Teil unferer Kritif überrumpelt und ums Urteil gebracht hat? Der Tell ift nun einmal fein gutes Stud mit feiner ftodenben und immer aufs neue angesponnenen Exposition, mit feinem überfluffigen Schlufatt, und Goethes gern angeführtes Cob des erften Aufzuges ein Stud für fich und tein schlechtes! - hat benn boch ein Geschmädlein, das nachdenflich ftimmen tonnte. Der alte herr hatte manchmal ben Schalt im Naden, und fein Kunftverftand war sicherlich wach, als er die Tellsage für fünftige, epische Behandlung in Betracht 30g. Die Schweizer mogen den Tell obenan halten ; sie haben Interesse, ja Interessen daran und es ift am Ende hubid, daß der deutiche Stamm von ausgesprochenster Sonderart sich im weiten Reich Schillerischer Dichtung, darüber die Sonne wahrhaftig niemals untergeben wird, fein eigenes Kantonden abgestedt bat. Seine Bedeutung perleugnet fich nirgends; aber aufzeigen läßt fie fich gerad am Tell nicht sonderlich, der immer wieder nach der Oper ichielt und Stimmung

mit Behelfen erzwingen will, die gang außerhalb der Dichtung felber liegen. Das muß gefagt werden, weil der gange Jubel, der biesmal erhoben wird, die grundlichen Untersuchungen, ob Schiller die Hunstmittel der modernen Buhnentechnit vertrage, recht überfluffig und ichal und gemacht ericheinen. Man weiß ja, Profelnten find immer am eifrigften im Bekenntnis des neuen Glaubens. Aber fie versehen sich gerne und bringen ihre Konfession an der unrechten Stelle und so laut vor, daß sie den wirklich Andachtigen stort und beirrt. Es ift Lippenwert, eingelernt und das Berg weiß gar wenig bavon. Der aber feiner Religion gewiß ift, ber wartet gern, bis ihn ihre Weihe wieder einmal berührt; der weiß, daß der nie geglaubt hat, der nicht zweifelte und fich nicht mit feinen Zweifeln fo ober fo auseinandergesett. Das muß wohl gesagt fein. Ein Schiller-Rummel ift bas überflüssigfte und unsinnigfte Ding von der Welt und hat mit Schiller-Derehrung und mit Schiller-Seier, die man sich gern so großartig wie möglich bereitet wünscht, so wenig zu tun wie beispielsweise Johannes Parricida mit Wilhelm Tell.

Quidam.

Burgtheater. Ein Studentenftud von Otto Erich hartleben "Im grünen Baum gur Nachtigall" hat bei der Uraufführung wenig Glud gehabt. Die beiben erften Atte wurden nicht unfreundlich aufgenommen, nach bem letten Aufzug wurde der perfonlich ericheinende Derfasser höchst ungaftlich verabichiedet. So überfluffig das heftige Bifchen der Enttaufchten war, noch überfluffiger war hartlebens gahme, lahme Derspottung des Bier- und Chrentomments deutscher Studenten. Wer in Scherg ober Ernft mit ihnen anbinden will, darf nicht vergeffen, bag und wie die Großen der Nation sie behandelt haben : Goethe nicht nur in der Jeche luftiger Gefellen in Auerbachs Keller, Bismard von feinen Gottinger Slegeljahren bis zu seinem 80. Geburtstag, an bem er vom beideibenen Balton feines griedrichsruber Candhauses eine jedem hörer unauslöschlich sich einprägende Ansprache an die vielen Taufend Abgefandten aller deutschen Korps und Burichenichaften richtete. Ein Jufall hatte ben Schreiber diefer Zeilen dagumal in den Kreis ber Jufchauer geführt : mein Einbrud mar noch mächtiger als 23 Jahre vorher beim Aufzug der Delegierten aller deutschen hochschulen gur Eröffnungsfeier der Universität Strafburg. Wer nach folden und anderen Erfahrungen und Dormännern.nach Immermanns Jornworten gegen die übergriffe der "Teutonia", nach Caube und Beine, nach Scheffel und Frentag, grig Reuter und Difcher im Stammbuch ber beutichen Couleurstudenten fich verewigen will, follte boch Eigentümlicheres, Ernfihafteres und Caunigeres zu zeigen haben, als die Biermenfuren, Biergerichte und Biermimiten "im grunen Baum zur Nachtigall". Und wer heute nach Kußmaul und Karl Dogt und Frang Klein über Duellzwang mitreben will, muß lebenstreuer malen, als hartleben in der grotest faritierten Ehrengerichts = Szene des zweiten und ber ichlantweg unmöglichen, vom Dublitum mit Recht gurudgewiesenen, operettenhaften Kontraft-Szene des dritten Aftes. Der humorift hat alle Dorrechte, so lange er, nach dem herrlichen Widmungsgedicht der "Seftungstid" Seigen von den Difteln pfludt. Echtes Studentenleben braucht und verdient echte Parodiften und Satirifer. Allein hartlebens Urbilder find ficherlich nicht, nach der Zeitangabe feines Studes, aus der Gegenwart geholt, in folder Übertreibung stammen sie vermutlich aus gar feiner Wirflichfeit. Jedenfalls find grofch und Brander und Siebel moderner, als irgend eine ber Gestalten "im grunen Baum gur Nachtigall". hartlebens Komodie stellte benn auch - wenn man vom zensurierten, duellwütigen Paftor Teglaff absieht, den Rompler gut charatterisierte - ben Schauspielern teine dankenswerteren Aufgaben.

Deutiches Dolfstheater Osfar Blumenthal tommt mit seinem letten Stud geschichtlich. Der bofen Benfur und benen, die immer munteln, versucht er mit schlecht verhülltem Schmungeln aufzubinden, fein Drama fei eine fastilische Angelegenheit und wolle "Analogien aufzeigen, nicht wiederholen, sondern nur anklingen" lassen. Man braucht fein Selig Philippi gu fein, um zu wissen, was man von derlei Dorwort-Entfouldigungen zu halten bat. Alfo: herr Blumenthal langte auch einmal nach dem Dornentranz des hohen Dramas. Er wird es hoffentlich gur Sreude famtlicher Samilientheater nie wieder tun. Dichter des "hans hudebein" febre gurud in das "Weiße Rögl"! In fpiegburgerlichfter, trivialfter Art wurde mit dem "Coten Cowen" einer der herrlichften, größten Konflitte der neueren Geschichte gu einer Capperei. "Junge Cattraft, alte Einsicht" ist das Ceitmotiv. Die Dittion platichert in ben berüchtigten "formvollendeten" Derfen. Es find die "Klingenden Pfeile", die Blumenthal zum Behagen des Bildungspobels gegen die bohere, ringende Kunft abichnellte. König und Kangler werden in Blumenthals hand gu Bilberbogenfiguren. Gelungen ift dem Autor eine höflingsfigur, die man formlich als Selbstportrat empfindet, wenn man fieht, wie herr Blumenthal angftlich bemuht ift im Juteilen von Cob und Begeisterung für Kaiser und Kanzler. Diese diplomatische Swiespältigkeit verschäft die Einfalt des Stüdes zu Gesinnungswiderlickeit. Einstweilen dankt der Deutsche, von Oskar Blumenthal die nationale Bismard-Tragödie zu erhalten. Der "tote Cöwe" bleibt immerdar auch eiserner Kanzler, wie der lebende Blumenthal ein papierner Banalmajor. — Die Darstellung war die reine gesprochene Opernaufführung; man deklamierte sich gegenseitig in Grund und Boden. Eine fühlende Brust, ein Temperament war allein nur herr höfer.

Raimund. Theater. Heinrich Schrott'enbachs neues Dolfsitud "Gottes leugner" ift mehr Roman, denn Drama. Es umspannt einen Zeitraum von über gehn Jahren und es macht in seiner epischen Komposition den Eindrud, als mare die dramatische Grundidee, daß innere und außere Not die Unglaubigen wieder beten lehrt und fie gu jenem Glauben gurudführt, den fie nach ihrem Erfenntnisvermögen brauchen, um sich mit ihrem Erdenlos abzufinden, erft hinterher um des wirts famen Titels willen aufgepfropft worden. Auch Rudfichten auf das Rollenbedürfnis der hauptbarfteller des Raimund-Theaters icheinen das verworrene und gerfahrene Stud ungunftig beeinflußt zu haben. So zerfällt es benn in eine lose Reihe effettvoller Szenen, die, von feiner dramatischen Notwendigfeit dittiert, entweder fich felbst gum 3mede haben ober ausschlieflich bem Schauspieler dienen. Den größten Geminn davon zogen herr Popp, der fein Gemiffen mit einem Mord belaften mußte, um zwei Afte lang von der Angst por dem Jenseits gepeinigt ju werden, dann herr Millmann, dem eine bantbare Sabricius-Szene (Begegnung des unschuldig Derurteilten mit seiner vom Mörder adoptierten Cochter) in den Schoß gefallen ift, weil herr Thaller fich bei ber Rollenwahl irrte, und nicht gulett grau Niefe, die wieder Belegenheit erhielt, mit den unfehlbaren Mitteln ihrer fünstlerischen Eigenart die Cachmusteln und Cranensade der Buhörerschaft zu bearbeiten. Ihre von Att ju Att fich widersprechende Rolle verriet am deutlichsten das theatralische Utilis tätsverfahren Schrottenbachs. So war wohl die Aufmunterung durch den Raimund-Preis nicht gu verfteben. -- tr --

Intimes Theater. Arno holz und Johannes Schlaf setten den Naturalismus an die Stelle des heroischen und bürgerlichen Epigonenstüdes, das schliehlich nur mehr verzopften Ästhetikern und Philistern behagte. Es ist nun sehr "Deutsches Tagblatt" angenommen. Am 23. Oftober hat dieses Blatt zu erscheinen aufgehört und zwei Tage später ist an seine Stelle das nur mehr einmal täglich ausgegebene, äußerlich sast unveränderte "Neue Deutsche Tagblatt" getreten. Es macht sich zur Aufgabe, "die Gegensäte, die zwischen den deutschnationalen Parteien und ihren Angehörigen in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung bestehen, zu überbrücken oder doch zu mildern, sozusagen der Kristallisationspunkt zu sein, um den sich der Kern einer zielbewußten, tatkrästigen und weitausschauenden deutschnationalen Politik bilden kann".

* . *

Wir erleben einen Schiller.Rummel. Daß das Publitum in den pruntvoll ausgestatteten Tell läuft, ist damit nicht gemeint. Auch Uniterbliche brauchen Dorfpann, follen fie giehen. Aber der Eifer, mit dem Schiller aus biefem Anlag wieder einmal von allen benen "entbedt" murbe, die fich fo lange bemuht, ihn ju übersehen, ift niedlich und beachtenswert. Ahnliches hat sich hier schon einmal begeben: nach Don Carlos, als ber geniale Konig Philipp Mitterwurgers bei fehr ungureichenden Gegenspielern allen Anteil auf sich 30g, so daß Schillers Wert einfach umgetrempelt ward. Diesmal ift die Sache allgemeiner; man mertt Jubilaums. Eifer und Jubilaums-Studien, als hatte manch einer feine Kenntniffe der nahenden Sefte halber aufgefrischt und frame nun fein Wiffen und seine neu erworbene Begeisterung porzeitig und nicht gang an der geborigen Stelle aus. Denn man darf doch nicht gut annehmen, daß die in der Tat gewaltige Theatralit des Apfelicuffes oder von Geflers Tod einen Teil unferer Kritif überrumpelt und ums Urteil gebracht hat? Der Tell ift nun einmal fein gutes Stud mit feiner ftodenben und immer aufs neue angesponnenen Exposition, mit feinem überflüffigen Schlufatt, und Goethes gern angeführtes Cob des erften Aufzuges ein Stud für fich und fein ichlechtes! - hat benn boch ein Geschmädlein, bas nachbentlich stimmen fonnte. Der alte herr hatte manchmal ben Schalt im Naden, und fein Kunftverftand war sicherlich wach, als er die Tellsage für fünftige, epische Behandlung in Betracht 30g. Die Schweizer mogen den Tell obenan halten; fie haben Interesse, ja Interessen baran und es ift am Ende hubid, daß der deutiche Stamm von ausgesprochenster Sonderart sich im weiten Reich Schillerischer Dichtung, darüber die Sonne wahrhaftig niemals untergehen wird, sein eigenes Kantonchen abgestedt hat. Seine Bebeutung verleugnet fich nirgends; aber aufzeigen läßt fie fich gerad am Cell nicht sonderlich, der immer wieder nach der Oper schielt und Stimmung mit Behelfen erzwingen will, die gang außerhalb der Dichtung felber liegen. Das muß gefagt werden, weil der gange Jubel, der biesmal erhoben wird, die grundlichen Untersuchungen, ob Schiller die Kunstmittel der modernen Bühnentechnit vertrage, recht überfluffig und ichal und gemacht ericheinen. Man weiß ja, Profelpten find immer am eifrigften im Befenntnis des neuen Glaubens. Aber fie verseben sich gerne und bringen ihre Konfession an der unrechten Stelle und so laut vor, daß sie ben wirklich Andachtigen ftort und beirrt. Es ist Lippenwerf, eingelernt und bas her3 weiß gar wenig bavon. Der aber seiner Religion gewiß ift, ber wartet gern, bis ihn ihre Weihe wieder einmal berührt; der weiß, daß der nie geglaubt hat, der nicht zweifelte und fich nicht mit feinen 3weifeln fo ober fo auseinandergesett. Das muß wohl gesagt fein. Ein Schiller-Rummel ift das überfluffigfte und unfinnigfte Ding von der Welt und hat mit Schiller-Derehrung und mit Schiller-Seier, die man sich gern so großartig wie möglich bereitet municht, fo wenig zu tun wie beispielsweise Johannes Parricida mit Wilhelm Tell.

Quidam.

Burgtheater. Ein Studentenftud von Otto Erich hartleben "Im grünen Baum gur Nachtigall" hat bei der Uraufführung wenig Glud gehabt. Die beiben erften Atte wurden nicht unfreundlich aufgenommen, nach bem letten Aufzug murde ber perfonlich ericheinende Derfasser hochst ungaftlich verabichiedet. So überflüssig das heftige Bifchen ber Enttäuschten war, noch überflüssiger war hartlebens gahme, lahme Derspottung des Bier- und Chrentomments deutscher Studenten. Wer in Scherg oder Ernst mit ihnen anbinden will, darf nicht vergeffen, daß und wie die Großen der Nation fie behandelt haben : Goethe nicht nur in der Jeche luftiger Gefellen in Auerbachs Keller, Bismard von feinen Göttinger Slegeljahren bis zu seinem 80. Geburtstag, an dem er vom beideidenen Balton feines friedrichsruher Candhauses eine jedem horer unausloidlich fich einpragende Ansprache an die vielen Taufend Abgefandten aller deutschen Korps und Burichenichaften richtete. Ein Jufall hatte ben Schreiber diefer Zeilen bagumal in den Kreis ber Jufchauer geführt : mein Eindrud mar noch mächtiger als 23 Jahre vorher beim Aufzug ber Delegierten aller beutichen Bochichulen gur Eröffnungsfeier ber Universität Strafburg. Wer nach folden und anderen Erfahrungen und Dormännern, nach Immermanns Jornworten gegen die Ubergriffe der "Teutonia", nach Laube und heine. nach Scheffel und Grentag, frit Reuter und Difcher im Stammbuch der deutschen Couleurstudenten sich

verewigen will, follte boch Eigentümlicheres, Ernfihafteres und Caunigeres zu zeigen haben, als die Biermenfuren, Biergerichte und Biermimiten "im grunen Baum gur Nachtigall". Und wer heute nach Kufmaul und Karl Dogt und Frang Klein über Duellzwang mitreben will, muß lebenstreuer malen, als hartleben in ber grotest farifierten Chrengerichts - Szene bes zweiten und der schlantweg unmöglichen, vom Dublitum mit Recht gurudgewiesenen, operettenhaften Kontrast-Szene des dritten Attes. Der humorift hat alle Dorrechte, so lange er, nach bem herrlichen Widmungsgedicht der "Seftungstid" Seigen von den Difteln pfludt. Echtes Studentenleben braucht und verdient echte Darodiften und Satirifer. Allein hartlebens Urbilder find ficherlich nicht, nach ber Zeitangabe feines Studes, aus der Gegenwart geholt, in folder Übertreibung stammen sie vermutlich aus gar teiner Wirklichkeit. Jedenfalls find Frosch und Brander und Siebel moderner, als irgend eine ber Geftalten "im grunen Baum gur Nachtigall". hartlebens Komodie stellte benn auch - wenn man pom zensurierten, duellwütigen Dastor Teglaff abfieht, ben Rompler gut charatterisierte - ben Schauspielern teine bantenswerteren Aufgaben.

Deutides Dolfstheater Osfar Blumenthal tommt mit feinem legten Stud geschichtlich. Der bofen Jenfur und benen, die immer munkeln, versucht er mit ichlecht verhülltem Schmungeln aufzubinden, sein Drama sei eine tastilische Angelegenheit und wolle "Analogien aufzeigen, nicht wiederholen, fondern nur anklingen" laffen. Man braucht fein Selig Philippi gu fein, um zu wissen, was man von derlei Dorwort-Entfouldigungen zu halten hat. Alfo: herr Blumenthal langte auch einmal nach bem Dornenfrang des hohen Dramas. Er wird es hoffentlich gur Sreude fämtlicher Samilientheater nie wieder tun. Dichter des "hans hudebein" tehre gurud in das "Weiße Rogl"! In fpiegburgerlichfter, trivialfter Art wurde mit dem "Coten Comen" einer der herrlichften, größten Konflitte der neueren Geschichte zu einer Capperei. "Junge Tattraft, alte Einsicht" ist das Leitmotiv. Die Dittion platichert in ben berüchtigten "formvollendeten" Derfen. Es find die "Klingenden Pfeile", die Blumenthal zum Behagen des Bildungspobels gegen die höhere, ringende Kunst abichnellte. Konig und Kangler werden in Blumenthals hand zu Bilderbogenfiguren. Gelungen ift dem Autor eine höflingsfigur, die man formlich als Selbstportrat empfindet, wenn man fieht, wie herr Blumenthal angitlich bemuht ift im Juteilen von Cob und Begeisterung für Kaiser und Kanzler. Diese diplomatische Swiespältigkeit verschäft die Einfalt des Stüdes zu Gesinnungswiderlickeit. Einstweilen dankt der Deutsche, von Oskar Blumenthal die nationale Bismard-Aragödie zu erhalten. Der "tote Cöwe" bleibt immerdar auch eiserner Kanzler, wie der lebende Blumenthal ein papierner Banalmajor. — Die Darstellung war die reine gesprochene Opernaufführung; man deklamierte sich gegenseitig in Grund und Boden. Eine fühlende Brust, ein Temperament war allein nur herr höfer.

Raimund. Theater. heinrich Schrotneues Dolfsstüd "Gottesleugner" ift mehr Roman, denn Drama. Es umspannt einen Zeitraum von über gehn Jahren und es macht in feiner epischen Komposition ben Eindrud, als mare die bramatifche Grundidee, daß innere und außere Not die Unglaubigen wieder beten lehrt und sie gu jenem Glauben gurudführt, den fie nach ihrem Ertenntnispermogen brauchen, um fich mit ihrem Erdenlos abzufinden, erft hinterher um des wirtfamen Titels willen aufgepfropft worden. Auch Rudfichten auf das Rollenbedurfnis der hauptdarfteller des Raimund-Theaters icheinen das verworrene und gerfahrene Stud ungunftig beeinflußt zu haben. So zerfällt es benn in eine lofe Reihe effektvoller Szenen, die, von feiner dramatischen Notwendigfeit diftiert, entweder fich felbft gum 3mede haben ober ausschließlich bem Schauspieler bienen. Den größten Gewinn davon gogen herr Popp, der fein Gemiffen mit einem Mord belaften mußte, um zwei Atte lang von der Angst vor dem Jenseits gepeinigt ju werden, bann herr Millmann, bem eine dankbare Sabricius-Szene (Begegnung des unfouldig Derurteilten mit feiner vom Morder adoptierten Cochter) in den Schoß gefallen ift, weil herr Thaller fich bei der Rollenwahl irrte, und nicht zulett Frau Niese, die wieder Belegenheit erhielt, mit den unfehlbaren Mitteln ihrer fünstlerischen Eigenart die Cachmuskeln und Tranenfade der Buhörerichaft gu bearbeiten. Ihre von Att ju Att fich widersprechende Rolle verriet am deutlichsten das theatralische Utilitätsverfahren Schrottenbachs. So war wohl die Aufmunterung durch den Raimund-Preis nicht zu verstehen. - tr -

Intimes Cheater. Arno holz und Johannes Schlaf setzen den Naturalismus an die Stelle des heroischen und bürgerlichen Epigonenstüdes, das schließlich nur mehr verzopften Ästhetikern und Philistern behagte. Es ist nun sehr bezeichnend für den Zeitgeschmad, gerade Holz und Schlaf, diese zwei verschworenen Seinde jeglicher Sormel, fehr raich und bald historische Rubrit und Klaffe erhalten und für die lebendige Buhne verschwinden zu sehen. Als sich das literarische Apostelpaar trennte, war der "tonsequente" Naturalismus porüber und nun entwidelte sich in dem femininen Teil, in Schlaf, eine dichterische Derfonlichkeit, wie sie in ihrer pfnchifchen Seinheit einzig ift. Ein Drama feines hypertrophen seelischen Naturalismus ist das Schauspiel "Der Bann". Wesen, denen das Leben ein Traum ift, und die in einer Art hnpnose handeln, an der Reigbarteit der Mimose und der Jartheit der Qualle leiden, die dabinvegetieren wie fünstlich erwarmte tropische Creib. hauspflanzen und dabei von einer zehnfach fensitiveren Cebenssehnsucht erfüllt sind, als jene "draußen", folche Wesen leben in Schlafs Drama. Diese junge Frau Ottilie, an einen gealterten, im Alltag des Cebens bosartig, ja grausam gewordenen Mann perheiratet, bann ber junge, sorglose, frohe Maler und die vertrodnete, zum Casttier abgestumpfte hausdienerin, sie sind nicht Schicfale im alteren Sinne, sondern elementare Ericheinungen an Menschennaturen. Wenn die Frau ein Kanden, Seide und die Sonne liebt, Regentage und das Muffige ihrer Wohnung fürchtet, fo find dies differengierte Ausdrucksmittel. Und wenn schlieglich der Chemann das Weib freigibt, ihr die Wahl läßt: Jugend zur Jugend oder sein mürrisches Alter, sie aber freudig in seinem "Bann" bleibt, bricht damit Schlafs Bekenntnis vom großen Einklang in der Natur hervor. Man lernt ihn ganz verstehen aus einem wundervollen Effan* über Walt Whitmann, durch ben Schlaf nach überwindung feines und holzens einseitigen, materialistischen Naturalismus einer monistischen Weltanschauung und einer "neuen, aus den modernen Wissenschaften geborenen religiöfen Empfindung" zugeführt murde. Das kleine Individuum Ottilie fühlt, daß es ist, lebt und alle Daseinsbedingungen in der größeren Individualität ihres Mannes findet. Das ist in einem gewissen Sinne die feinste Stimme der Natur; "Religiosität" nennen dies Whitmann und Schlaf. Sie tonnen hadel für sich eintreten laffen, der die Naturmiffenschaft der Poesie nähert, wie umgekehrt Schlaf das Poetische aus der Natur holt. — Aber die Darstellung durch das "Intime Theater" ist nur zu sagen, daß es sich an die qualende Nervenspannung des Studes hielt, statt geistige Befreiung ausströmen zu lassen.

. Sammlung: "Die Dichtung". Schufter & Coeffler.

Wiener Kongertverein. Diefer Verein bat seine Catiafeit wieder begonnen und in dem erften Mittwochtongert feine Getreuen versammelt. Rajch ist das Orchester des Vereines erstartt. Dor wenigen Jahren hat eine Gesellschaft von Musitfreunden, ich meine nicht die "Gesellschaft ber Musikfreunde", die man mit Anführungszeichen perfieht, den Kongertverein begrundet, geräuschlos, selbstlos, wie es der Charafter pornehmer Wiener Bürger bedingt. Das Vertrauen gu den Mannern und gur Sache haben die Schichten der Bevölkerung, welchen in Wien gu den unübertrefflichen Philharmonitern, die "göttlich belehrt" um die höchften Gipfel freisen, ein zweites Sinfonie-Orchefter gegeben werden follte, in lebhafter, machsender Teilnahme gezeigt. Gerechtfertigt wurde das Dertrauen durch emfige Arbeit, stetige Ausgestaltung des jungen Orchefters, durch weitherzige, von teinerlei Darteirudficht beengte Programme. Die flassischen Sinfoniter, die neueren, wie insbesondere Brudner und Brahms, die Jungeren und Jungften haben im Konzertverein, der jährlich nahezu zwanzig Sinfonietongerte veranstaltet und in popularen Konzerten allwöchentlich zwei Nachmittage der ernsten Meisterfunst und der edlen volkstumlichen Musit widmet, ein wohleingerichtetes Beim gefunden. Tropbem die Musikstadt Wien sich nicht fähig erweist, ein großes Sinfonieorchefter auch mahrend ber Sommermonate bauernd gu beschäftigen, bietet der Kongertverein seinen treff. lichen Musitern boch ichon gangjahrige Dertrage, und auf gesicherter Grundlage wurde bereits eine Dersorgungsanstalt für die Orchestermitglieder errichtet. Das hat nicht allein die innere Organisation, sondern vornehmlich der enge, treue Anichluß ber Dereinsmitglieder erwirft. Die fünftlerischen Sicherungen sind ein Derdienst Serdinand Comes. Die berühmten herren hoftapellmeister und reisenden D-Jugdirigenten bebienen fich gut eingespielter Meisterorchefter, die alles in sich haben und den Ceiter zumeist nur als Deforation, als Aufput ober für einen angenehmen Wechselvertehr ber "Auffassungen" benötigen. Bei ber Anfunft werden auf bem Bahnhofe mit den ausgezeichneten Musikern rafch einige Muancen besprochen, später genügt ein Blid, ein heben des fleinen fingers, um dem virtuofen, ichmiegfamen Orchefter einen neuen Willen aufzuprägen. Don der erziehlichen Arbeit Lowes, der fein Orchefter aus den bescheidenften Anfängen zum Range einer hochachtbaren Körperichaft erft heranbilden mußte, haben die wenigften einen Begriff. Allem Außerlichen fremd, hat Serdinand Come seine geläuterte afthetische Empfindung niemals einem Effett, einer Absonberlichteit, ber Willfur geopfert. Er fteht auf der Linie hans Richter und Mottl. Mag ihm der Wille oder die Bereitschaft für die hochsten

Efftafen und Spannungen des Gemüts abgehen, fo ift ihm boch musitalische Natürlichkeit, ein nie irrendes Stilgefühl eigen, ebenso der fünstlerische und rein menschliche Vorzug, sich derart in ein Meisterwert zu versenten, daß feine perfonlichen Strebungen pordringen und feine Mertzeichen oder wertfremde Atzente der Selbitbetonung gegeben werden. Aus diefen Tugenden flog die Aufführung der "Eroica", die das Mittwochkongert des Kongertvereins und damit die Saifon erhebend eröffnete. Die Durcharbeitung war flar, einheitlich, ebenmäßig in den Abergangen und Steigerungen und besonders gludlich in der Disposition der so frei gestalteten Sormen des letten Sages. An die Sinfonie folog fic eine Gedachtnisfeier für Anton Dvorat, in drei Ceilen : Erfte flavifche Rhapsodie, Opus 45, die sechste Legende, Cis-Moll, aus Opus 59 und die Buffiten-Ouverture, Opus 67. Das ist also der Dvorat ber erften Periode, der in die halme ichießt, appig, aus dem faftreichen Grunde feiner Beimat. Pietat für die fünftlerische Person tut nicht immer den Werten gut. Man wird im Todesjahre des tichecifchen Meisters haftig die Probe auf Unfterblichkeit machen. Aber folche Aufhaufung feiner Werte ift von Übel. Der fdmule, schwellende Wiesenduft zusammengedrängter Dvoraficher Volksmotive betäubt ben hörer. Dvorat, der Sohn des Voltes, erfinnt Chemen, die als Volksmusit anmuten. Man weiß nie: Gab er fie dem Dolte ober hat das Dolt fie ihm gegeben? Wir tennen eine Rhythmit des Schumann oder Brahms oder eines anderen - die Pulfe des Dvorat sind immer herzschlag feines Voltes. Dvorat als Mufiter ift auch in einer dramatifchen Ouverture nicht gleichsam dramatischer held, fondern immer epifcher Reprafentant der Nation; im musitalischen Dolksbewuftsein und Dolksgefühl geht seine Persönlichkeit unter. Das ist fehr wertvoll für die Nation, aber nicht so günstig für die freie afthetifche Aufnahme und Derbreitung feiner Werte. Smetana hatte mehr von allgemeiner Kultur. Begegnet uns ein Chema Dvorats, so glaubt man immer gleich die Umarmung der gangen Candsmannschaft gu spuren. Das ist bedrudend. Dvorat wird nie wie die großen Geifter der Kunft von Weltweh erfaßt ober vom Weltenjubel erfüllt. Man fieht nur die Tranen, das Leid feiner Leute oder man vernimmt ihren Polfaschritt, ihr Jauchgen. Dazu die wunderleichte, fpielende Beherrschung alles Cechnischen, aller Kombinationen der Stimmen und des Klanges, fo daß der hörer weniger zu ftrenger Mitarbeit des Geiftes als gu optimiftischem Genießen an endlofer, reichbefetter Tafel geladen wird. In der Kammermufit loft fich Dvorats Phantafie am liebften von nationalen Urgefühlen und musitalischen Dolksgebräuchen. Seine Kammerwerke hebt er über die Schranken der Heimatsempfindung, und die blühende Erfindung, die erstaunliche Gestaltungskraft waltet frei. Die Cis-Moll-Legende ist dem Kammerstil nahe. Die Hörerschaft des Konzerwereins hätte, klangmüde gemacht, eine sparsamere Erinnerung an den hingang des geschätzten Meisters vorgezogen. Die Pietät wollte es anders, aber die zarte, poetische Legende allein hätte uns vielleicht mehr gesagt als Rhapsodie und Ouverture zu erzählen vermochten.

Dolfelts Dortrag in der Grillparger-Gefellicaft.

Der Leipziger Philosophieprofessor Dottor Johannes Doltelt, als Ertenntnistheoretiter und Afthetiter rühmlich befannt, hielt greitag den 28. Ottober in der Grillparger-Gesellschaft einen fesselnden Dortrag über "Grillparger als Dichter des Komischen", nachdem er "Grillparzer als Dichter des Tragischen" bereits 1888 in einem für die richtige Würdigung des Poeten nicht als Nach-Klaffiter, fondern als Dor-Moderner epochemachenden Buch in icarferes Licht gestellt batte. Die fatirifden und epigrammatifden Gedichte beiseite lassend, wendete Dolkelt den komischen Einflechtungen in den Tragödien zuvörderst sein Augenmert zu und fand reiche Ausbeute. Dabei wurde der Begriff des Komischen, den der Sprachgebrauch gern auf das Derbtomische beidrantt, in umfassenderer Bedeutung verwendet.

In Grillpargers erften großen Dramen waltet fast nur hoher Ernst, Spannung auf das Erhabene hin; Wucht und Schauer des Tragischen beherrichen den Dichter noch, der erft "Konig Ottotar" ab die Uberlegenheit erlangt, die nach schwierigeren, verwidelteren, selteneren Wirfungen strebt. Das Bedürfnis nach tuhnen Sonthesen ist bei ihm stärker als bei Cessing, Schiller, Goethe. Das objettiv Komische, das den Gestalten unwillfürlich anhaftet, interessiert ihn weniger. Dahin gehört heros Dater, aber auch die drei Wladiten, die grob und unbeholfen dem feinen Ratfelfpiel Libuffas gegenüberfteben, bann Isaat, Rabels Dater, beffen hagliche Charafterguge felbst im Grausen des Schlußattes tomisch wirten, vor allem haman. Grillparger hat diese biblische Gestalt geistreich umgeformt, fein haman zeigt geriebene Schlauheit, bie gebrechlich tut, eingebildete Aberlegenheit, hinter der törichte Eitelkeit und kurzsichtige Selbstgefälligfeit stehen, dabei trägt er seine ffrupellos niedrigen Erwägungen mit zierlicher Seinschmederei vor. Das subjettiv Komische, das mit freiem Bewußtsein erzeugt wird, bringt mit Erzherzog Mar einige heitere Lichter in die schweren, grauen, drohenden Wolfenmassen des "Bruderzwist". Ganz anders als Verbindung frecher Collfühnheit mit feiger hinterlift ftelft sich Zawisch dar, zu höhnendem Spott und wagend-tedem Liebesspiel geneigt. Als freier, edler humorift, sprühend individuell, bildet Naukleros den wirksamsten Kontrast zum trübfinnig in fich verschloffenen Ceander. Nicht blok einzelne tomische Gestalten, auch luftspielartige Derwidlungen fügt Grillparger in den tragifchen Gang ein, so in die hochbewegte, weltgeschichtliche handlung des "Ottofar", das verwegene, verbrecherische Liebesspiel zwischen Jawisch und Kuniaunde. Ein Anhauch von Schalfhaftigfeit, ein Anflug von Lächeln liegt über der schicksalsvoll tiefen hochromantischen Liebe von Primislaus und Libussa. Noch fühner magt Grillparger es, tragischen hauptpersonen in ihrem Wesenstern Buge von Komit und humor beigumischen, ein in der Weltliteratur feltener Dorgang. Bantban wird tragifch durch feine geradlinige Rechtlichfeit in einer wilden, leibenschaftlichen, gewissenlosen Umgebung. Objettiv tomifch ist dabei feine greifenhafte Redseligfeit und die wunderliche Mischung peinlicher Bedachtsamfeit mit harmlosem Doltern. Subjettiv tomifch wirten die Spuren von humor, mit denen der treue Diener gespannte Situationen milbert. Gerade durch bie Derbindung von Komit und Tragit wird Bantban fo rührend und so entschieden individuell. Die phantastische Tollheit, die närrischen Caunen, das gligernde Gauteln Rabels berauschen den König. Die subjettive Komit der Judin von Coledo erzeugt ben tragischen Gang des Dramas. Dies "albern spielend, torichtweise Kind" erhalt durch fein naiv-totettes, unecht-echtes Wesen eine reizvoll eigenartige, ungewöhnliche garbung. "Weh bem, der lügt" geht nicht einfach in Komit auf, tiefernfter Gehalt und gedantenreicher hintergrund find mit Corbeiten, Abenteuerlichkeiten und Sprüngen des humors phantafievoll verbunden. Das Stud zeigt die Abstufungen der Komit im flotten humor Ceons, ber ichalthaften Anmut Edritas, der heiteren Beurteilung des verwöhnten Atalus, der berben Komit Kattwalds und der tierischen Komit Galomirs. Es ergibt sich ein Jusammenklang durch herbe Dissonangen. Die von Publitum und Kritit am meiften getadelten Geftalten und Stude Grillpargers sind gang besondere Meisterleiftungen. Ceon ist ein Mensch von allergesundester Art, von spaßhafter Kedheit, voll Schlauheit und Cuft bei bligender Caune, zugleich von warmer Verehrung für alles Große, die fein sittliches Wachstum von trügerischem, wörtlidem Wahrheitsagen zu innerlicher ftrenger Wahrhaftigkeit ermöglicht. Sein humor entfpringt einer sinnenden Cebensanschauung; Sehnsucht nach matellos großen Menschen gibt ihm einen weihevollen Con. In dem hochgestimmten Ausgang, wie ihn nicht viele Cuftspiele zeigen, löst ber lächelnde humor bes Dichters, der das allzu Menschliche nur allzu gut tennt, die Komit des Geschehens ab; in biefer "buntverworrenen Welt" muß ichlieflich boch das Streben nach Wahrhaftigfeit genügen. bahin ermäßigt der Bifchof feine Sorberung.

In der Enrit Grillparzers herrscht weit mehr als im Drama das Ernste, Schwerblütige, Gedankentiefe, ichmerglich Wühlende vor. Die bittere Satire und bas spitige Epigramm lassen nur in wenigen Gedichten beiter fpielender Caune Raum. Schalthaften grohfinn atmet "Allgegenwart". Mit der Regitation dieser an Kathi Sröhlich gerichteten Derse schloß Doltelt seinen ideenreichen Dortrag. Sollen fritische Bebenten gu Wort tommen, fo mare es gu bebauern, daß zwei Gestalten unerwähnt blieben: ber Neger Janga, bei bem fich nachweisen ließe, wie er in den Craumfgenen freie, fubjettive Komit nicht vermiffen lagt, in der Wachfgene gum Schlug objettiv tomifch wird, bann der rührend-tomische arme Spielmann in feiner Unbehilflichfeit bem Ceben gegenüber wie in feiner ungludlichen Liebe gur Mufit. hoffentlich bringt die Drudlegung des Vortrages im nachsten Grillparger-Jahrbuch diese und andere Ergangungen, gu denen die Beit ber freien, tunstpollen Rede wohl nicht hinreichte. Als Ofterreicher von warmer Liebe für den Dichter erfüllt, ist Volkelt in das Welen Grillpargers und feiner Schöpfungen fo tief eingedrungen wie taum ein anderer. Das Eigenartige, Kuhne, Neuschöpferische ber vollmenschlichen Dichtungen Grillpargers hat diefer afthetische Interpret guerft und am wirtsamften dem allgemeinen Derftandnis nabegerudt.

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Don Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wiefer.

I.

Der Parlamentarismus in England und in Deutschland.

Professor Camprecht, der vielgeseierte Leipziger Geschichtslehrer, hat in der Osternummer der "Neuen Freien Presse" vor zwei Jahren einen Artikel über den "Derfall des Parlamentarismus" veröffentlicht, der nirgends mit größerer Aufmerklamkeit gelesen zu werden verdient als bei uns. Camprecht vermeidet zwar jede besondere Nuhanwendung auf die ihm fremden österreichischen Derhältnisse, der Artikel ist überhaupt in jener höhe geschrieben, in welcher der Geschichtsschreiber, die Einzelheiten zusammenfassend, sich als Soziologe versucht, der es unternimmt, das allgemeinste Wesen der geschichtlichen Erscheinungen bloßzulegen, aber wenn die Ausführungen Camprechts richtig wären, so hätten sie in allererster Linie für Österreich Bedeutung, dessen Parlament unter allen Parlamenten der großen Staaten am wenigsten Lebenskraft besitzt.

Der Verfall des Parlamentarismus, sagt Camprecht, sei mindestens für das tontinentale Europa seit zwei Jahrzehnten eine offentundige Sache, aber er bestehe auch in England, auch dort herrsche mehr als je wieder die Regierung, und hinter der Regierung tauche immer bestimmter schon wieder die Macht der Krone auf. Die wüsten Szenen, die sich nachgerade in allen Parlamenten abgespielt haben, seien teineswegs als veranlassende Momente des Verfalles zu betrachten, wohl aber leien sie Symptome eines schon weit fortgeschrittenen Rückganges, Anzeichen fliehenden Cebens. Indem Camprecht sodann darauf ausgeht, dem Parlamentarismus seine geschichtliche Stellung anzuweisen, kommt er zu einer Auffassung, die sich von der allgemein üblichen weit entfernt, welche den Parlamentarismus für eine moderne Scopfung nimmt. "Der Parlamentarismus ist teine moderne Erscheinung. Er bildet ben Schluß und letzten Scheitelpunkt einer seit dem XVI. Jahrhundert verlaufenden, in der zweiten hälfte des XIX. Jahrhunderts abnehmenden Entwicklung . . . Die moderne Kultur in allen ihren Zweigen, unsere Dichtung und unsere Kunst, unsere Wissenschaft und unsere Technit, totet ihn, denn sie ift ihm intommensurabel. Er bedarf mahrlich teiner besonderen Cotengraber; und stellen sie sich ein, so machen

Öfterr. Rundichau I, 2.

sie die lächerliche Figur der Aberstüssigen." Die Erben stünden schon vor der Tür, für das Deutsche Reich hießen sie Katholizismus, Sozial- und Wirtschaftsverbände der Großunternehmer, Gewerkschaften des vierten Standes, Bund der Landwirte, um nur die wichtigsten zu nennen, und sie seien schon jetzt ebenso start, wenn nicht teilweise stärter, als Zentrum, liberale Partei, Sozialdemokratie und Konservative. Freilich, wie sie diese Parteien ablösen und in welchen Formen geregelter Teilnahme am öffentlichen Leben, wer wisse es? Wir seien in einem Abergangszustand, der nicht so bald verschwinden werde. "Der Parlamentarismus alten Schlages wird also noch lange sterben — aber das gewöhnliche Schicksal von lebendig Totgesagten erleben und wieder gesund werden, das wird er voraussichtlich nicht."

So weit sich Camprechts Auffassung der Geschichte des Parlamentarismus von der üblichen entfernt, so trifft er mit seinen Schlußergebnissen doch so recht in die Stimmung, die heute in Österreich herrscht. Wenn er sagt, es sei das innere Unglück des Parlamentarismus, daß er zwar "reich an Vergangenheit", aber nicht "zutunftsreich" sei, so werden sehr viele Ceser zwar dem nicht folgen, was er in vornehm gelehrter Weise über die Vergangenheit sagt, aber um so bereitwilliger dem beistimmen, was praktisch für die Zukunft herauskommt — nur ist zu sürchten, daß sie ihm eine andere Deutung geben, als sie Camprecht doch hat. Sein Aufsak, am Ostertage veröffentlicht, ist mit in der Absicht geschrieben, nach dem sliehenden Winter des Parlamentarismus, wenn auch in weiter Serne und in ganz unbestimmbaren Formen, einen neuen Frühling anzukündigen. Bei uns werden viele dabei sein, den Parlamentarismus alten Schlages einzusargen, die nicht daran denken, in welchen Formen immer, wenigstens für das Reich, einen neuen zu schaffen.

Freunde und Gegner der Derfassung spielen heute mit dem Gedanken ihrer Abschaffung, ganz öffentlich, und mehr noch, wenn man unter sich ist. Es ist ganz leicht zu verstehen, warum es so ist. Wir haben die Verfassung nicht ganz ohne Kampf erworden, aber wir haben sie nicht geschichtlich bei uns selber ausgebildet, sondern nach fremdem Muster ziemlich rasch fertig nachgebildet erhalten und haben daher jene härteste Arbeit erspart, die die ersten Pfadsinder zu leisten hatten. Diese aber ist es, die den Sinn eines Volkes mit jeder Saser seiner Grundgesetze verbindet und durch die erst die Freiheit als kostbarer Besitz gefühlt wird. Man trennt sich leichter von dem, was man leichter erworden hat, oder glaubt es doch wenigstens so: "Der herr hat die Verfassung gegeben, der herr kann sie wieder nehmen", der Gedanke liegt bei uns nicht allzu ferne. Fragen wir uns einmal ernsthaft, was wäre heute schon aus unserer Verfassung geworden, wenn sie nicht an jene Ungarns angelehnt wäre und durch die ungestüme Krast mitverteidigt würde, mit der die Ungarn ihre Volksrechte zu schützen wissen!

Wie heute so viele, denen das Schickal des Daterlandes am Herzen liegt, habe auch ich mir die Frage nach der Zukunft unserer Verfassung oft und oft vorgelegt, und ich mache kein Hehl daraus, daß ich gar häufig von einer Stimmung äußerster Verfassungsmüdigkeit oder Verdrossenheit erfast wurde, wie sie jetzt so verbreitet

ist — bis ich mir sagte, daß man zu einem sesteren Urteil doch nur gelangen könnte, wenn man sich aus der Stimmung des Augenblides zu reihen vermöge, die man von den Erregungen des Augenblides — und die Ermüdung ist nur der Schatten der Erregung — niemals freihalten wird, bis ich mir sagte, daß es notwendig sei, um zu einem sesteren Urteil über die Zukunst der österreichsischen Dersassung zu gelangen, mit ruhigerem geschicklichem Blid ihre Dergangenheit zu überschauen. Wir sehen zwar auch die Dergangenheit nie unbesangen an, aber an gewissen sesten. Ergebnissen, deren Richtung nicht zu verkennen ist, hebt sie sich doch klarer von dem dunkeln Untergrunde unserer Leidenschaften als die Gegenwart, in der wir aufgehen, und ihre Prüfung vermag das Auge für das Kommende doch einigermaßen zu schärfen. Auf diese Weise ist die solgende Arbeit entstanden, in der der Versuch gemacht ist, den Fragen unserer politischen Zukunst dadurch näherzustommen, daß die Geschichte unseres Versassungsledens untersucht und an der von England und Deutschland gemessen wird.

Was ich zu sagen habe, tann ich in aller Kürze am besten dadurch zusammenfassen, daß ich meine Auffassung der Lamprechts gegenüberstelle. Sür Lamprecht ist der Verfall des Parlamentarismus eine länger vorbereitete allgemeine Erscheinung, ich glaube, daß das, was da und dort "seit zwei Iahrzehnten" hervorgetreten ist, teinen allgemeinen Schluß zulasse, und daß wir uns am wenigsten für die Dinge in Österreich auf weltgeschichtliche Notwendigseiten ausreden dürsen; für Lamprecht ist der Verfall des Parlamentarismus eine Alterserscheinung, ich glaube, daß der Parlamentarismus anderwärts die Last seiner Iahre noch recht gut zu tragen vermöge, und daß unser öffentliches Leben in Österreich im Gegenteile zu jung ist. Wir straucheln in den Salten der weiten Gewänder einer modernen Verfassung, in denen zu gehen wir noch nicht recht gelernt haben. Es sind Kindertrankseiten, die wir durchzumachen haben, und das wäre in diesen besorgten Tagen wohl ein nicht geringer Trost, wenngleich die Ersahrung lehrt, daß schwächliche Konstitutionen auch an Kindertrankseiten zugrunde gehen können.

Unsere Väter und Großväter, da sie von ihren Sürsten Verfassungen forderten, fragten sich nicht weiter, ob das Vost hiefür reif sei; sie hätten eine solche Frage gar nicht verstanden. Nichts schien ihnen einsacher als das parlamentarische Wesen, das sich in England so glatt vollzog, zu uns herüberzuverpflanzen: das Vost wählt seine besten Männer aus, und die besten Männer führen die Regierung.

Ich erinnere mich immer noch lebhaft eines Gespräches aus meiner Jugendzeit, das auf mich den tiessten Eindruck gemacht und mir den ersten Stoff zu politischem Nachdenken gegeben hat. Es war in der Zeit, als man in Österreich eben daran zu zweiseln begann, ob man wirklich durchaus die besten Männer zu Volksvertretern auserlesen hätte, und der steptische alte Herr, mit dem ich das Gespräch hatte, suchte mir begreislich zu machen, daß es geradezu ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß die große Masse bei ihren Instinkten sich mit freiem Willen den Würdigsten unterwersen werde. Ich vermochte ihn damals theoretisch nicht zu widerlegen, ich konnte

nur auf die Erfahrung hinweisen, die uns zeigt, daß doch auch gute Wahlen gemacht werden. Seither glaube ich die verwickelte Psichologie der Volkswahl etwas besser verstehen gelernt zu haben. Ich habe meine Anschauungen hierüber bei einer anderen Gelegenheit veröffentlicht und werde in den folgenden Zeilen ab und zu den Gegenstand wieder zu streifen haben; an dieser Stelle möchte ich mir mit einigen knappen Worten genügen lassen.

Es ist richtig, die Masse, rein auf sich selbst gestellt, wird aus ihren Tiefen niemals die Besten an die Spike stellen, es müssen schon Gute und Bessere vorher in die höhe gekommen sein, die die Masse respektiert, und damit es so weit komme, braucht es meist langer Zeit und harter Schule in bitterer Ersahrung. Das Parlament ist der höchste krönende Ausbau der Selbstregierung, der einen ausgedehnten Unterbau der Selbstverwaltung und der persönlichen Selbstbeherrschung voraussetzt, für welchen nur der Gebrauch der Freiheit die Vorbedingungen schaffen kann. Der Polizeistaat hat seine Bürger daraussen, daß sie möglichst bequem zu regieren waren, und das ist die schlechteste Vorbereitung dazu, sich selbst zu regieren. Mit einer Versassung, die einem unterwürfigen Volke, einem Volke ohne die Instinkte der Freiheit geschenkt wird, hat es gute Wege, ehe sie zu Kraft und Leben kommen kann.

Unsere Heimat, deren politisches Ceben noch so wenig zur Reife gediehen ist. hat den Ruhm eines musikalischen Lebens, das für die Welt die herrlichsten Schöpfungen ber kassischen Periode gezeitigt und das noch in unseren Tagen einige der köstlichsten Nachblüten hervorgebracht hat. Hieran vermag der Österreicher und vermag zumal der Wiener, der mitwirkend und genießend mitten darin steht, zu ermessen, wie es sich in einem gesund pulsierenden öffentlichen Ceben fühlt und was uns im Staatsleben gebricht; denn jede weitverbreitete Kunstübung ist eine Aukerung der Offentlichkeit, ist eine gesellschaftliche Leistung im wahrsten Sinne, so gut wie irgend eine, und trägt ihre wesentlichsten Zuge an sich. Die Begabungen sind unter die Völker sehr verschieden verteilt, gar manche Nation, deren politische Überlegenheit wir rüdhaltlos anerkennen, belächeln wir, wenn wir ihre Unfähigkeit wahrnehmen, tünstlerisch hervorzubringen, ja auch nur tünstlerische Hervorbringungen zu beurteilen. Mit scharfem Auge bemerken wir, daß wenn sie unsere heroen bewundern, sie dies nur nachahmend und ohne echte Leidenschaft tun, und daß es nur falfche Gogen sind, die sie selber auszuwählen verstehen. Wir haben bei uns und in uns dasjenige, was zur Blüte der musikalischen Kunst gang unerläßlich noch darüber hinaus erfordert ist, daß der große Künstler geboren und an seinen Vorbildern in die Höhe gewachsen ist, dasjenige was das Publikum seinerseits hinzugeben muß: auf dem Untergrund volkstümlich verbreiteter Begabung eine Sülle von begierigen, geschulten und durch personliche Ubung urteilsfähig gemachten hörern, mit mannigfacher Dorsorge für den Unterricht in allen Graden, mit zahlreichen kleineren und größeren Derbanden zur Pflege der Musik, alle in lebendigem Zusammenhang unter sich, jeder kleine Kreis von dem beraten, den die Teilnehmer als den Kundigsten herausfühlen, diese Ratgeber wieder von andern geleitet, deren feinerem Kunstgefühl sie sich unterordnen — das Ganze in einer Art Verfassung zusammengehalten, in einer hierarchischen Ordnung zu einem Musiktaat vereinigt. An seiner Spike stehen die aus freier Wahl bezeichneten Besten, die die geläuterte innerste Zustimmung der Kenner bezeichnet, die der allgemeine jubelnde Zuruf der begeisterten Hörerschaft bestätigt hat und die von ihren Thronen aus die schönste Pflicht des Sührers üben, das Volt zu erhöhen, indem sie ihm die dunteln Eindrücke, welche sie selber aus seinem Wunderschaft empfangen haben, in geklärter Meisterschaft zurückgeben. Das gereifte Publitum faßt nicht selten mit einem fast schöpferischen Dermögen auf den ersten Eindruck hin die tuhnsten Neuerungen auf, mit denen es das Genie überrascht, aber wenn es in anderen Sällen auch nicht sogleich folgt, sondern zuerst verwirrt abwehrt, so hat es doch die Sähigkeit in sich, sein Urteil zu verbessern, da man sich beim ersten Eindruck nicht beruhigt, da man alles noch in sich austrägt. das Täuschende später verwirft und das Echte allmählich erkennt und weiterverbreitet. Nur ein tunstfreudiges Volk konnte einen Beethoven begreifen und in seiner Entwicklung verfolgen, in einem Cande des nüchternen Geschäftes, der kühlen Politik. ware sein Genie unerkannt verblüht und verdorrt.

Sür seinen Musikstaat braucht Wien und Österreich nicht erst eine Verfassung 3u schreiben, weil sich die feste Ordnung aller Beziehungen von selbst herstellt — nebenbei gesagt, ohne durch nationale Schranken beirrt zu werden.

Ebendieselben glücklichen Bedingungen besitt England für sein parlamentarisches Ceben. Seine politische Berfassung ist, äußerlich genommen, weit mangelhafter als die unserige, deren wichtigste Grundgesetze, in Paragraphen geordnet, unter einem und demselben Datum sanktioniert, im Reichsgesethblatte sauber abgedruckt beisammen stehen, und nur durch wenige spätere, ebenso sauber abgedruckte Gesetze ergānzt sind. Dafür besitzt das englische Volk von Natur und durch die Schulung ber Iahrhunderte — und freilich nun auch begünstigt durch glückliche äußere Umktande, die es sich durch die Arbeit der Jahrhunderte gesichert hat — dafür besitzt das englische Volt die Sähigkeit, die sich aus dem Reichsgesethlatte nicht erlernen laft, von seiner Verfassung einen guten Gebrauch zu machen, aus seinen politisch erfahrensten Männern durch die Urwahlen ein gutes Parlament und durch die Haltung der Parteien im Parlament eine fräftige Regierung zu bilden. Nicht jeder Engländer ist ein geborener Staatsmann, aber das Volt hat politischen Instinkt, es erzeugt eine reiche Zahl von politischen Arbeitern und Denkern aller Grade, und von der Masse hinauf durch die Reihen der Unterführer und Sührer bis zu den bochsten Leitern und wieder zurück geht jene Verbindung, durch welche allein gesellschaftliche Ceistungen zustande kommen: die Bedürfnisse und Kräfte der Masse werden von den Ceitern erkannt, vorausgesehen, gesichtet, gehoben — die Nation antwortet, indem sie den leitenden Staatsmännern ihr Dertrauen schenkt, und die Derbindung ift so enge, daß sie die stärtsten Proben aushält. Wie sich in den Ursprungsländern der musikalischen Entwicklung aus dem Volksgesang die höheren Kunstformen der Mujit entwidelt haben, die wieder voltstümlich geworden sind, so dort aus den politischen Instinkten der Nation eine tiefsinnige und tatkräftige Staatskunst, die auf die weitesten Ziele gestellt ist und der die Nation vertrauend Solge leistet.

Sieht man genauer zu, so wird man finden, daß das englische politische und das englische gesellschaftliche Leben enge verbrüdert sind. Aus denselben Klassen, die dieses beherrschen, werden auch die staatlichen Repräsentanten des Volkes gewählt. Der grundbesigende Adel hat hier und dort entscheidenden Einfluß. Don der leitenden Stellung, die er früher durch sein ständisches Recht hatte, hat er tatsächlich einen ansehnlichen Teil auch heute noch erhalten, den er fraft seines Ansehens und seiner erfolgreichen öffentlichen Wirksamkeit durch das Vertrauen seiner Mitburger in den Wahlen immer wieder bestätigt empfängt, freilich so, daß an seine Seite Vertreter aller der Kreise hinzugetreten sind, die seither sonst noch gesellschaftliche Geltung erworben haben. Die tiefgebenden politischen Gegenfate, die sich auf dem Kontinente finden, sind in England zum Teil niemals so start hervorgetommen, teils sind sie geschichtlich bereits überwunden, teils sind sie wenigstens gemildert. Es gibt keinen Militarismus und daher keinen Kampf gegen ihn; die Armee, längst nicht im Bürgerfrieg verwendet und auch nicht mehr zu unfruchtbaren Kriegen gegen den Kontinent berufen, ist ein produktives Werkzeug zur Ausbreitung der Macht des Mutterlandes in den Kolonien. Die Kirche ist nicht nur volkstümlich, sondern versammelt auch die Gebildeten in ihren Gotteshäusern. Selbstverständlich, daß es nicht an schweren politischen Kämpfen fehlt, aber in der Liebe zum Reich, in dem eifersüchtigen Streben nach Behauptung seiner Macht, wie in der hochhaltung von burgerlicher Freiheit und Kultur sind alle großen Parteien einig; die Iren, in äußerster Opposition, sind nur eine geringe Minderzahl, die Arbeiter sind nicht eigentlich als politische Partei organisiert. Die politischen Parteien sind der hauptsache nach in den bekannten beiden großen Gruppen gusammengefakt, deren eine immer an der Regierung ist, deren andere sich dann in der Opposition befindet, aber stets regierungsfähig bleibt. Es ist nicht gang leicht, die beiden Parteien zu charakterisieren. Sur den Sestländer verschwinden ihre Unterschiede fast gang, sie vertreten beide gewisse Schattierungen des englischen Lebens, gewisse Seiten des englischen Nationalcharakters, wie ihre Sührer in beiden Cagern, Gladstone oder Salisburn, Vollblutengländer sind. Mit unseren Rechts- und Linksparteien haben sie doch nur wenig gemeinsam, die einen ließen sich nicht als "Dunkelmänner", die anderen nicht als "Judenliberale" bezeichnen. Bebe Partei sucht die politischen Calente des Candes in ihren Dienst zu giehen und sorgt für ihren Nachwuchs. Sie organisiert die Wahlen und leitet ihre Anhänger, wie in den einzelnen Fragen der Politik, so insbesondere auch bei diesem entscheidenden Anlasse. Das Wahlrecht des Bürgers hat seine hauptbedeutung dadurch, daß er awischen den Bewerbern zu entscheiden bat, die ihm die beiden Parteien empfehlen, und daß er dadurch den Ausschlag gibt, welche Partei an die Regierung zu kommen, welche in die Opposition zu treten habe.

Ich wollte mit diesen Worten der Bewunderung für englische Einrichtungen, die jest etwas aus der Mode gekommen ist, nicht das Wort reden. Meine

Absicht war zunächst nur die, das Bild der dortigen tatsächlichen Derhältnisse zusammenzufassen, um das der kontinentalen davon abzuheben.

Auf dem Kontinent haben sich die Dinge gang anders entwickelt. Alle Kontinentalftaaten sind als Militärstaaten groß geworden, die sich in endlosem Ringen aus inneren Zwisten gebildet und gegeneinander gemessen haben. Die Samilien, die die langfte Reihe siegreicher Kleinfürsten gestellt haben, haben die großen Surftenthrone bestiegen, und sie haben sie zu behaupten vermocht, wenn sie außerdem den Beruf zur inneren Verwaltung besachen. Der Militärstaat wurde nach und nach Beamtenstaat, die Sürstenmacht erhielt im Beamtenkörper einen zweiten Unterbau. Der Regierung und ihrem Kreise, dem hofe, dem Adel, der herrschenden Kirche stand das beherrschte "Volt" gegenüber. Durch diesen Gegensatz ist das Schicksal des Parlamentarismus auf dem Kontinent entschieden worden; es ist nach mancherlei, nicht selten revolutionären Schwantungen, in den einzelnen Staaten danach bestimmt worden, wie eben die Kräfte zwischen Regierung und Dolt verteilt waren. In Frankreich, wo man den Grundsatz der Volkssouveränität ausgebildet und am eifersüchtigften gewahrt hat, hat der parlamentarische Gedanke über die konstitutionelle Monarchie hinüber zur Republit geführt, in anderen Ländern, wo man sich an den englischen Typus halten wollte, ift er dadurch, daß Volt und Adel nicht, wie in England, verbunden waren, umgewandelt und in eine mehr demokratische Richtung gedrängt worden. Wiederum anderwärts hat die Regierung ihr überliefertes übergewicht besser zu behaupten vermocht und der konstitutionelle Gedanke wurde darauf beschränkt, daß ihr und ihrem Übergewicht ein volkstümliches Gegengewicht im Parlamente geboten werden sollte, start genug, um einen gewissen Ausgleich zu schaffen; das Parlament sollte die Regierung nicht bilden, es sollte sie nur kontrollieren und ibr eine politsfeindliche Richtung unmöglich machen. Sich in dieler Weile den Derhältnissen anpassend, hat der Gedanke des Parlamentarismus die kontinentalen Monarcien von Westen nach Osten bis zu den Grenzen des russischen Reiches durchzogen, an dessen Pforten er heute Einlaß sucht.

Es liegt nicht in meinem Plane, genauer den mannigfachen Wandlungen nachsugehen, die der Parlamentarismus in den einzelnen kontinentalen Staaten erfuhr. Sür die Iwede meiner Darstellung genügt es, wenn ich in Kürze die Gestaltung beschreibe, die er im Deutschen Reiche und vorher in Preußen erhalten hat, da der Maßstab für die Verhältnisse Österreichs zunächst wohl in Deutschland gesucht werden muß, mit dem es durch uralte geschichtliche Gemeinschaft und die Stammesverwandtschaft eines großen Teiles seiner Einwohnerschaft auf das engste versbunden ist.

In Deutschland hatte die Revolution von 1848 dem parlamentarischen Gedanken eine stark demokratische Richtung gegeben. Nicht nur die Republikaner, auch
die monarchisch gesinnten Demokraten forderten für das Parlament das Recht wie
in England, die Regierung zu bestimmen. Das demokratische Prinzip wurde
theoretisch selbst nach Niederwerfung der Revolution noch weiter versochten und

ist endgültig erst durch das machtvolle Auftreten Bismards zur Seite geschoben worden. Bismarck stellte der doktrinären liberalen Anschauung über die Quellen ber Staatsmacht seine realpolitische gegenüber, und der Erfolg, dieses einzige Beweismittel aller Politit, gab ihm Recht. Als er das Problem der Reichseinigung gelöst hatte, hatte er das Dolf überzeugt. Er ging noch weiter, auf das Ursprungsgebiet des Liberalismus, auf die wirtschaftliche Politik. Nachdem er das Reich begründet hatte, begann er Polkswirtschre zu studieren, und da er fand, "daß die Cehrbücher zwar gang plausibel zu lesen, aber zu nichts zu brauchen seien", machte er seine eigene Wirtschaftspolitit, er warf die Freihandler über den haufen und gab durch seine Schutzollgesetigebung, durch die Sozialgesetigebung und die Kolonialpolitit die Richtungen, in der sich die Kräfte des neuen Reiches entwickeln konnten. Auch hierin fand er weithin im Volke Zustimmung. So hat er den Streit über die Abgrenzung der Sphären von Regierung und Parlament durch die zwingende Gewalt des Erfolges zugunsten der ersteren entschieden und konnte den Criumph erleben, die tatsächlich gewonnene Entscheidung durch den berühmten Erlaß Kaifer Wilhelms auch theoretisch gegen Verdunklung zu schützen.

Wenn wir uns nun fragen, welches die letten Gründe sind, warum in Deutschland, mit all seiner Kultur, mit seinem gebildeten Volk, mit seinen Dichtern und Denkern, der Parlamentarismus doch nicht so weit gedieben ist als in England? 3ch glaube, die Antwort ist gang richtig durch die bekannte Sormel gegeben, Deutschland sei für den Parlamentarismus noch nicht so reif gewesen. In Deutschland waren noch geschichtliche Aufgaben zu lösen, die in England icon Jahrhunderte vorher gelöst worden waren und die ihrem Wesen nach außerhalb der natürlichen Sphäre des Parlamentes liegen. Dor allem war das Reich erst zu einigen; Völker einigen sich nicht von selbst, sie mussen fast immer durch Gewalt geeinigt werden, und die parlamentarischen Volksvertretungen sind daher nicht das berufene Organ zur Einigung. Die Mittel der Gewalt zu gebrauchen. Blut und Eisen, ist alte fürstliche Prarogative, im Selde wie im Rate der hohen Politit tann nur ein herr entscheiben. Dann war das neue Reich aus der schwächlichen, schablonenhaften Wirtschaftspolitik der Mittel- und Kleinstaaterei in die große, neuartige eines jungen Weltstaates zu leiten, dazu bedurfte es wiederum einer starken hand.

Dor allem aber müssen wir die geschichtlich überlieferte außerordentliche Macht des preußischen Königtums in Rechnung stellen. Die Macht der geschichtlichen Aberlieferung gehört zu jenen übergroßen gesellschaftlichen Kräften, für die den meisten Menschen die rechte Schätzung mangelt, weil sie den Sehler begehen, auf die Geseimnisse des Massenlebens einsach aus den Catsachen des Einzellebens zu schließen, die ihnen vertraut sind. Um die Macht der Massengewohnheit richtig anzuschlagen, muß man erwägen, wie sehr die Macht, die die Gewohnheit schon über den einzelnen hat, dadurch erhöht werden muß, daß jeder einzelne in seinem personlichen Beharren durch den allgemeinen Beharrungszustand bestärft wird; wenn er

felber schon geneigt ware, nachzugeben, so wird er sich doch noch immer gebunden fühlen, solange er weiß, daß die anderen noch nicht nachgegeben haben, die sich alle ebenso gebunden fühlen, weil jeder sich immer durch die ganze Masse der übrigen überwältigt glaubt. Oder mathematisch ausgedrückt, die Massengewohnheit ift nicht ein bloßes Dielfaches der Einzelgewohnheit, sie ist ihre Potenz, deren Exponent mit der Größe der Masse steigen muß. Ehe man über die Macht des Hergebrachten in einem großen Staate hinwegkommen könnte, müßte erft die wechselseitige Verständigung der Millionen über die Abschaffung des Alten und wohl auch noch über die Einführung irgend eines Neuen vollzogen sein, jede Verftändigung unter Millionen aber ist ein gesellschaftliches Wunder, so groß, daß es überhaupt nicht gelingen kann, wo nicht die Macht der Zeit mit im Bunde ist, **durc**h welche, ähnlich wie bei den wunderbaren großen Schöpfungen der Natur, ganz allmählich unmerkliche Anfänge durch unmerkliche Sortschritte ins Riesenhafte wachsen. Alles Neue, selbst das Beste braucht daher seine Zeit, um zu den Millionen durchzudringen, es braucht um so längere Zeit, als das herrschende Alte immer auch die Herrschaft über die Bahnen der öffentlichen Mitteilung hat, an deren Ertämpfung sich die Kraft des Neuen oft schon erschöpft. Ein paar Grübler mögen lich unter sich und mit ein paar Dukend oder ein paar hundert Anhängern leicht Aber eine einheitliche Weltsprache einigen, aber ihre Mühe ist umsonst, solange ihnen die Kraft fehlt, die Welt zu bekehren, die in ihren tausend Sprachen weiterpricht, so wie sie an allen Orten die Kinder von ihren Müttern erlernen. Ebenso Abernimmt jede neue Generation von den Datern in den Bahnen der täglichen Anschauung die Vorstellung des geschichtlichen Staates und der öffentlichen Einrichtungen. Darum vererben sich die geschichtlichen Individualitäten der Völker selbst in ihren erworbenen Eigenschaften durch eine Art geistiger Zeugung, die Söhne und Entel der Preußen, die im Cande aufwachsen, werden in ihrem Staatsgefühl wiederum Preugen; neue Dorftellungen über die öffentlichen Dinge verbreiten sich nur, wenn neue Verhältnisse oder neue Volksschichten aufkommen, die mit den alten durch die tägliche Abung nicht mehr so fest verbunden sind. Durch die Geschichte Preußens und die Regententugenden des hauses hohenzollern hat sich die patriarcha**lifche** Königsidee dem Volte tief eingelebt, wogegen in England die Überlieferung des Königtums von Gottes Gnaden ein Jahrhundert lang durch die allzu menschlichen Ereignisse erschüttert wurde, die von dem Tode der jungfräulichen Königin Elisabeth bis zur Berufung des Hauses Hannover die regelmäkige Chronfolge unterbrachen. Auch in Preußen tam eine neue Zeit, in der sich die patriarchalische Königsidee überlebt hatte, welche sich nur noch mit den Interessen der kleinen privilegierten Gesellschaft ungestört verband; die auftommende neue bürgerliche **Gefellschaf**t war ihr langsam entfremdet worden, weil sie von ihren bürgerlichen Interessen aus in zahlreiche Reibungen mit den überlieferten Richtungen des Staates geriet, ohne ihren Wünschen nach Abhilfe Ausdruck geben zu können oder durch einen Anteil an der Staatsmacht entschädigt zu werden. Wenn auch immer noch

durch tausend Sasern mit dem alten Staate zusammenhängend, konnte sie sich an seinem Grundgedanken nicht genügen lassen, mit dem sich ihre täglichen Erfahrungen nicht mehr aut verbanden. Mit jenem Teile ihres Bewuftseins, der unter der Schwelle der öffentlichen Aussprache blieb, immer noch altpreukisch, gab sich die Mehrzahl des Bürgertums in ihrer öffentlichen Meinung einer neuen demokratischen oder selbst republikanischen Staatsidee hin, die ihr, nach der gereizten Stimmung der Zeit, theoretisch besser zusagte. Bismard hat sie mit der führenden Stellung des Königtums wieder versöhnt, er hat ihr bewiesen, daß dieses immer noch über die Mittel der großen politischen Erfolge verfüge, daß die vom König eingesetzte Regierung immer noch ihr Geschäft in überlegener Weise verstehe, daß die volkstümliche Einmischung in die hohe Politik, mehr durch Wunsch und Neigung als durch sichere Sachtenntnis bestimmt, fast überall die Spuren des Dilettantismus an sich trage, und por allem hat er ihr bewiesen, daß sie bei all ihrer Ungufriedenheit dem Königtume ergebener war als sie es selber wußte. Dabei hielt er immer daran fest, daß vom grünen Cische allein nimmermehr regiert werden könne, und daß dem Volke der Anteil am Regiment, zu dem es berufen ist, rein erhalten bleiben musse. Auf dieser Grundlage wurde das Neue und das Alte versöhnt und im Rahmen der Verfassung lebte die geschichtliche Königsidee in frischer Stärke wieder auf. Als wirklich unversöhnter Rest ist fast nur die sozialdemokratische Arbeiterpartei zurückgeblieben, mit einer eigenen neuen Welt von Interessen und Ideen, über deren Verbindung mit der herrschenden Anschauung erst die Zutunft die Entscheidung bringen wird.

In einem Staate wie Preußen ist das Volk in Wahrheit nicht nur durch die "Dolksvertretung", sondern auch noch durch das Königtum und die von diesem beauftragte Regierung vertreten. Jede dieser beiden Vertretungen hat ihre besondere Aufgabe, so daß ihr Zusammenwirken Luden auszufüllen und einseitige Abertreibungen zu verhüten vermag. Don den beiden Vollmachten ist die des Königs weitaus stärker als die der gewählten Vertreter — samt der ihnen beigegebenen ersten Kammer, die man bei einer Darstellung, welche nur die realen Werte schildern will, ohneweiters vernachlässigen kann. Die Vollmacht des Königs ist sachlich uneingeschränft, sie lautet auf das ganze Gebiet der Staatsaufgaben, die des Parlaments geht nur auf einen bestimmten Ausschnitt. Dem König fällt die Vertretung im Sinne der Repräsentation ganz allein zu, unter der Kontrolle des Parlaments übt er die Vollzugsgewalt aus, die Ceitung der geschichtlich fest gewordenen Einrichtungen; in die gesetgebende Gewalt, die Beschluftassung über das neu zu Schaffende teilt er sich mit dem Parlament. An der theoretisch schwer zu bestimmenden Grenze, wo die königlichen Gerechtsame mit denen des Parlamentes ineinanderfließen, behält der König tatfächlich überall die Oberhand; die entscheidende Machtprobe zeigt sich darin, daß das Parlament ihm seine Minister nicht aufzuzwingen permag, sondern daß er sie frei von dort nimmt, wo er sie findet. hiedurch gewinnt er die entscheidende Mithilfe der großen Calente, des Genies, benn nur er vermag ihnen den Raum zu schaffen, auf dem sie ihre Kraft gebrauchen können — was wäre Wilhelm gewesen, falls Bismard auf der Seite des Parlamentes den geschichtlich vorbereiteten Boden für seine Arbeit gefunden hätte? Durch seine Minister hat der preußische König die Sührung des Parlamentes, durch seine Minister beherrscht er den gewaltigen Beamtenkörper, der Oberbefehl über die Armee ist ohnedies sein einspruchsloses Vorrecht. Kein Zweisel, bei der Bildung des Staatswillens wirkt sein von seinen Ratgebern unterstützter Wille am stärksen!

Es könnte nicht so sein, wenn nicht die Kraft, aus der sein königliches Recht fließt, bei weitem die stärkste wäre. Das preußische Königtum hat den Titel der geschichtlichen Auslese für sich, die volle Probe des Erfolges von Jahrhunderten, die ererbte Anerkennung des ganzen Volkes, die schon durch die bloße Massensgewohnheit eine solche Macht geworden ist, daß der geschichtliche Ursprung der königlichen Vollmacht gar nicht weiter in Frage kommt. Was bedeutet gegenüber einer solchen überwältigenden Äußerung des Volkswillens der Titel, den der einzelne Abgeordnete für sich geltend machen kann, die Wahl durch die Wähler eines Bezirkes oder eigentlich bloß durch die Mehrheit der abstimmenden Wähler des Bezirkes? Was bedeutet dagegen selbst der Titel, auf den sich das ganze Abgeordnetenhaus zusammen berufen kann, die Wahl durch das Volk, das sich in seinen so und so vielen widersprechenden Parteien selber widerspricht?

Die Wahl als solche ist überhaupt gar nicht jener klare Ausdruck des Volkswillens, als den wir sie aufzufassen pflegen. Die Wahl, die ein politisch ungeschultes Volk vollzieht, geschieht auf bloße Erwartungen hin, die man sich von Bewerbern macht, welche man noch gar nicht an der Arbeit sehen konnte, auf bloße Versprechungen hin, die diese geben, und die aus der Stimmung des Augenblicks gegeben und beurteilt werden. Es ist darum auch ganz passend, daß die Vollmacht, welche durch die Wahl gegeben wird, zeitlich sehr nahe beschränkt ist, aus einen Sessionsabschnitt von verhältnismäßig kurzer Dauer. Das Vertrauen zum Gewählten kann nicht unter allen Umständen so groß sein, um ihn für lange oder gar für immer in sein Amt einzusehen, das Vertrauen des Volkes zu sich selber, daß die Stimmung, in der es gewählt hat, beständig andauern werde, wird nicht groß genug sein. Ein Königtum wie das preußische ist auf zuverlässigerer geschichtlicher Grundlage errichtet, und seine Vollmacht ist daher zeitlich unbeschränkt; nur lange fortgesetzer Mißbrauch könnte das angesammelte Kapital des Vertrauens vergeuden, das durch Ins und Jinsezzins fast ins Unberechenbare angewachsen ist.

Wenn ein politisch gereiftes Volk wählt, so ist seine Wahl nicht mehr bloße Wahl, sondern sie wird eben auch durch geschichtliche Auslese mitbestimmt, ja hauptsächlich bestimmt, das Volk wählt auf Vorschlag von Parteien, die gleichfalls die Probe der Geschichte für sich haben, und bestätigt in den einzelnen Abgeordneten, die es von Session zu Session wählt, die dauernde Herrschaft der Partei, welche bleibt, während die Mitglieder wechseln. Wahlen glücklich vollziehen, aus denen durch das Medium des Parlamentes endlich die Regierung selber hervorgeht, wird

ein Volk erst gelernt haben, wenn die geschichtlichen Derhältnisse es fügen, daß die Parlamentsparteien die Regierung selber übernehmen mußten, und daß sie volle Zeit hatten, sich an der Regierung zu erproben, so wie dies den großen Parteien in England gegönnt war. Solche Parteien, ob in der Regierung, ob in der Opposition, werden zu herrschenden Mächten von geschichtlicher Geltung, die sogar der Volksfreiheit kaum minder gefährlich werden können als anderswo die Macht des Monarchen, falls sich das Volk nicht durch seine Tüchtigkeit zu verteidigen weiß, die überall sein eigentlicher Schutz bleibt.

In Preußen und ähnlich nun auch in Deutschland sind die Parteien durch die überragende Stellung der Regierung so in den Schatten gestellt, daß sie selbst die Befugnisse, die ihnen verfassungsgemäß zugewiesen sind, nicht voll ausüben. Sie ringen mit der Regierung nicht mehr um die entscheidende Machtstellung, sie haben ben Chraeig aufgegeben, parlamentarische Ministerien zu bilben, sie vernachlässigen ihr Recht der Antragstellung, sie überlassen die hohe Politik im wesentlichen dem Ermessen der Regierung und wenden sich selber mehr den näheren Interessen der einzelnen Volksgruppen zu, die jede von ihnen vertritt, vor allem den wirtschaftlichen Interessen; durch diese werden sie hauptsächlich ausgefüllt, nach ihnen grenzen sie sich hauptsächlich voneinander ab. Auf diese Weise sind die kleinen Parteien von heute, die Fraktionen, entstanden, über welche Bismard so viel zu klagen hatte und die doch nur eben deshalb so klein und so gersplittert sind, weil die Regierung so groß und mächtig gewachsen ist. In den Anfängen des Verfassungslebens — das betrifft mehr das alte Preußen als das Reich — hatten sich zwar große Parteien gebildet, durch bas gemeinsame Interesse des Verfassungstampfes und dann der Entwicklung der Reichseinrichtungen zusammengehalten, aber sobald biefe Bildungen abgeschlossen waren, zerfielen die großen staatsrechtlichen Parteien in die kleineren grattionen, deren jede ihren Brennpunkt in engeren Klasseninteressen hat. Es ist ein Irrtum, hierin ein Zeichen des Verfalles zu sehen, den Anfang vom Ende des Parlamentarismus; viel eher könnte man vom Ende des Anfanges sprechen, die erste Periode klingt aus, in der das Parlament von seinen Rechten einmal Besitz ergriffen hat, und eine zweite folgt nun auf sie, in der es sich sodann mit dem Volke lebensvoller verbindet. Eben jene Bildungen, welche Camprecht für Deutschland als die Totengräber des Parlamentarismus bezeichnet, "Katholizismus, Sogial- und Wirtschaftsverbände der Großunternehmer, Gewerkschaften des vierten Standes, Bund der Candwirte", sie sind es, durch die er sich fester an den Volksboden ansaugt, sie stugen ihn, weil sie ihm die fraftigen Wurzeln geben, die er braucht, um gesund in die hohe zu treiben. Während die ersten staatsrechtlichen Parteien in Deutschland mehr aus theoretischen Anschauungen über den Staat hervorgingen, in denen sich das Volt über sich selber täuschte, sind die neuen Frattionen wurzelechte Parteiungen, durch den sicheren Instinkt nahe vertrauter Interessen geleitet; an ihnen lernt das Volt, auf seine Weise Realpolitit übend, seine verfassungsmäßigen Rechte gebrauchen, weil sie alle zum Wahltampf und zum

gemeinsamen Plane des Parlamentes hindrängen, um sich eine gegen die andere zu messen, eine vor der anderen zu behaupten. Vorläusig freilich noch enge auf sich beschränkt, werden sie sich dereinst in gemeinsamer Arbeit vielleicht zu größeren Körpern zusammensinden. Darüber, wie sich die parlamentarischen Rechte, die die geschriebene Staatsverfassung zusichert, in die Wirklichkeit umsehen, entscheiden die durch kein Machtwort zu ersehenden lebendigen Verfassungen der Parteien, d. h. die Beziehungen, welche sich zwischen den Massen und den Führern je nach ihren Gaben und nach den geschichtlichen Leistungen hergestellt, haben. Eine solche lebendige Verfassung hat unser einheimischer "Musikstaat", eine lebendige, zu voller Kraft erwachsene politische Parteienverfassung hat England; in Deutschland befinden sich die politischen Parteiverfassungen, bei aller Macht des öffentlichen Lebens, doch erst in verheißungsvollen Anfängen.

Die Klärung der Verhältnisse in Deutschland, die durch Bismard bewirkt worden ist, hat das politische Denten überall gereift. Deutlicher als je sehen wir es jest ein, daß die Regierungsform und daß auch die parlamentarische Regierungsform ihren Inhalt immer nur von den tatfächlichen — und das heift denn namentlich von den geschichtlich bedingten — Umständen empfangen kann. Wie der englische Parlamentarismus, so ist das preukisch-deutsche konstitutionelle Fürstentum an seinem Dlake berechtigt und gesund, weil jede von den beiden formen in Abereinstimmung mit den Wirklichkeiten ihres Candes ist. hier eröffnet diese, dort jene den Weg dazu, die vorhandenen Kräfte am wirksamsten auszunüßen und die besten Männer an die Ceitung zu bringen. In England ist der hohe Adel samt der übrigen herrschenden Gesellschaft mit dem Bolte in einem geschichtlichen Bundnisse, für das er die leitenden Männer stellt, das im Parlamente seinen Ausdruck hat, und das, bei aller Chrfurcht vor dem König, tatsächlich über die Geschicke des Candes enticheidet. In Preugen-Deutschland ernennt der gurft von der hohe seiner geschichtlichen Stellung die leitenden Männer und besitzt, von ihnen getragen, die Ubermacht gegenüber dem Parlamente, welches sich nach seinem Kräftegehalt damit bescheiden muß, die Regierung zu kontrollieren.

Welches ist die Regierungsform, die bei uns in Österreich die vorhandenen Kräfte zum vollsten Aktord einigen wird? Welcher Stimme kommt es bei uns zu, den Grundton anzugeben?

Ich glaube, der Schluß liegt nahe, daß sich bei uns eher die deutsche als die englische Form eingebürgert haben sollte. Man möchte doch meinen, daß die Summe der Geltung, die das fräftige Bürgertum in Deutschland erworben hat, die äußerste Grenze bezeichnen sollte, bis zu welcher die Kraft des Parlamentes bei uns zu gelangen vermochte. Es ist aber anders gekommen. Sast aus der Wiege heraus wurde das österreichische Parlament zur Regierung berufen und es hat sie durch die aus ihm gebildeten Ministerien einige Zeit mit so fraftvoller Entschiedenheit geführt, daß es schien, als wäre es ihm vom Schickal gegönnt, ohne Lehrsahre

gleich zur vollen Reife zu wachsen. Indes, der Schein hat getrügt. Was uns zuerst erspart war, ist uns in der Solge voll aufgebürdet worden und hat uns dafür mit um so größerer Schärfe getroffen, etwa wie eine Krankheit, die ein Kind leicht trägt, für den Erwachsenen mitunter weitaus empfindlicher wird. In den Wirren, in denen wir uns heute befinden, holt der österreichische Parlamentarismus seine Lehrjahre nach.

Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpenbahnen Österreichs.

Dom hochiculprofessor bipl. Ing. Alfred Birt in Prag.

Das große Alpengebiet, das die Eisenbahn von Wien nach Triest im Osten und die Eisenbahn von Kufstein nach Ala im Westen begrenzen, und das auf der Bildfläche der Wandfarte eine größte Breite von rund 320 km zwischen Marburg und Bogen erreicht — dieses große Gebiet, das von der Donau bis zur Adria reicht, wird in seiner ganzen Länge von Nord nach Süd von keinem Schienenpfade durchquert. Zwei der bestehenden Alpenbahnen folgen den Cangsfurchen der Ostalpen: die eine zwischen den nördlichen Kalfalpen und den Zentralalpen, die andere an ber Grenzlinie zwischen den Zentralalpen und den südlichen Kalkalpen. Don der nördlichen gurchenlinie streben Zweigbahnen über die Passe und durch die Caler ber nördlichen Kalfalpen zum Donautale und dem jenseits liegenden Bahnneke. Eine direkte Verbindung mit dem Schienenwege der südlichen Längsfurche besteht noch nicht; der massige Stock der Zillertaler Alpen und der Hohen Cauern bildet ein mächtiges hindernis; nur an der östlichen Grenze des Gebirgszuges, am Auslauf ber Niederen Tauern geht von St. Michael aus, also von der östlich gelegenen Querlinie über die Alpen, ein Schienenpfad zur nördlichen Alpenfurche und ein zweiter südlich über den niederen Neumarkter Sattel, um sich in zwei Punkten an die Bahn der südlichen Längsfurche anzuschließen. Don dieser Bahn ziehen zwei Linien ins sübliche Alpengebiet; die eine durchquert es an der schmalen Stelle zwischen den Karnischen Alpen und den Karawanken, die andere sucht das Cal der Save auf und eint sich in Laibach mit der großen Alpenguerbahn im Osten. Auch einige Bahnen örtlicher Bedeutung streben mehr oder weniger tief in das Gebirgsmassiv; für den Weltverkehr tommen sie kaum in Betracht.

Wenn man sich dieses Bild unseres Alpenbahnnehes vergegenwärtigt, so ertennt man deutlich die fühlbare Lücke in diesem Nehe und die hervorragende Bebeutung eines Schienenweges, der diese Lücke auszufüllen bestimmt ist, indem er die hauptlinie der nördlichen Längsfurche in kurzester Richtung über jene der südlichen Längsfurche hinweg mit Triest verbindet. Triest ist ja für Österreich das Tor zum Meere, und was der freie und eigene selbständige Weg zum Meere für Österreich bedeutet, das zu betonen oder zu erläutern erscheint mir hier ganz überstüssig. Seit

Jahrzehnten ist man in allen maßgebenden Kreisen bemüht, den Handel Triests im wohlverstandenen örtlichen und staatlichen Interesse zu beleben, und ist man bestrebt, alle jene Grundbedingungen zu schaffen, welche die traftspendenden Wurzeln Triests und seines Seeverkehres bilden.

Zu diesen Grundbedingungen gehört der Bestand eines zweckmäßig angelegten Netes guter Verkehrswege, die von dem Umschlagplate am Meere auslaufen und ihm ein großes Inlandsgebiet erschließen, das in lebhaftem Wechselverkehre mit den überseeischen Ländern steht oder doch alle Voraussehungen für das Emporblühen eines solchen Wechselverkehres bei richtigen wirtschaftlichen und tarifarischen Magnahmen aufweist. Ich betone hier ausdrücklich das Wort "Wechselverkehr", weil in noch höherem Grade als bei dem Candverkehr für den Aufschwung des Derkehres zur See ein tunlicher Ausgleich zwischen den Gutern, die vom Meere tommen, und den Gütern, die aufs Meer hinausstreben, unbedingte Voraussehung ift. Wenn ein Schiff, das mit voller Ladung in den hafen einläuft, wochenlang auf entsprechend lohnende Rückfracht warten muß, so erwächst aus solcher Sachlage naturgemäß eine Verteuerung der Betriebskoften und durch sie eine Verteuerung der Frachtfosten und der zur See geförderten Guter überhaupt — es entsteht eine Unficherheit und Unverläflichkeit in der Lieferung der Waren, die den Verfrächter, der im allgemeinen Wettbewerbe bestehen will, schlieflich zwingen, seiner Ware einen anderen Weg zuzuweisen, der vielleicht an Seefilometern langer ist, aber sich infolge der raschen Abwidelung des Seevertehres billiger und günstiger zeigt.

Solche mißliche Verhältnisse im Wechselverkehre bestehen nun leider seit Jahrsehnten im hafen von Triest. Der amtliche technisch-kommerzielle Bericht über die "zweite Eisenbahnverbindung mit Triest" gibt ein sehr scharf umrissenes, beredtes Bild der berührten Verhältnisse.

Cassen wir den Verkehr nach österreichisch-ungarischen häfen außer Betracht, fassen wir also nur den Außenhandel ins Auge, so ist seit Jahrzehnten der Wert der Einfuhr zur See nach Triest wesentlich größer als der Wert der Ausfuhr; es betrug 3. B.:

im Jahr	e					Wert in Einfuhr	Millionen Kronen der Ausfuhr
1891						308.2	269·2
1892						350.8	262.4
1893						354.4	275.4
1894						346.6	277.0
1895						341.8	248.0
1896						318.8	247·4
1897						340.8	256.6
1898						356.0	273.6
1899						360.2	270.0

Der handelsverkehr Triefts ist also — in seiner Gesamtheit genommen — passiv; im einzelnen betrachtet und nach Verkehrsrelationen aufgelöst, zeigt das Bild

allerdings verschiedene Nuancen. Dor allem erkennt man dann, daß das Schwergewicht des Criester Seehandels in den Mittelmeerländern liegt; hier ist der Handelsverkehr aktiv; der Export übersteigt in den Verbindungen mit Italien, Griechenland und der Türkei den Import aus diesen Ländern. In allen übrigen Relationen importiert Triest mehr Waren als es exportiert, namentlich im Verkehre mit den wichtigen Märkten Ostasiens, Nords und Südamerikas, weiters mit Australien, Osts und Südafrika. Nur einige Beispiele für alles: im Handel mit Nordamerika und Westindien betrug im Jahre 1899 der Wert der Einfuhr 39, der Wert der Aussuhr 4·3 Millionen Kronen; und im Handel mit Südamerika stand im selben Jahre der Einfuhr im Werte von 24·6 eine Aussuhr im Werte von 0·9 Millionen Kronen gegenüber.

Wohl dürfen wir nicht übersehen, daß im allgemeinen die Einfuhr den Auslauf überwiegt; diese Erscheinung zeigt sich im einzelnen wie in der Weltstatistik überhaupt und ihre Ursache liegt unter anderem gewiß in der minder scharfen Kontrolle der Aussuhr gegenüber der Einfuhr, für welch letztere das staatliche Interesse wegen der Zollabgaben weitaus größer ist; aber dies ändert nicht die statistisch und erfahrungsweise feltgestellte Tatsache, daß das Sestland dem Hasen von Triest zu wenig Güter sendet, deren Bestimmung nach überseeischen Gebieten gerichtet ist. Die Entwicklung des Seehandels über Triest erscheint in erster Linie von der Steigerung der Verkehrsbeziehungen mit dem Sestlande abhängig. In dieser hinsicht ist es sehrreich zu tonstatieren, daß der Güterverkehr, der auf Schienenweg und Landstraße von Triest und nach Triest sich bewegt, in den letzten Jahren durchschnittlich 14—15 Millionen Meterzentner betrug, während der Landverkehr hamburgs von 87 Millionen Meterzentner im Jahre 1893 auf 131 Milslionen Meterzentner im Jahre 1898 stieg.

Es liegt mir ferne, Triest mit hamburg in eine Vergleichslinie zu stellen, denn es fehlt hier eigentlich jede Basis zu einem Dergleiche. Wie erfolgreich auch Trieft in industrieller und kommerzieller Beziehung emporgestrebt ist und noch emporstrebt, an die in Industrie und Handel so mächtige, ja geradezu gewaltige Hansastadt, der noch der Vorteil einer vielhundertjährigen Bedeutung als Handelspunkt sugute kommt, reicht Criest 'nicht hinan und wird und kann es niemals hinanreichen. Schon die überaus günstige Lage hamburgs zum hinterlande und an einem schiffbaren Strome, der bis zu seinen Quellen hinauf hochindustrielles und an Naturschähen reiches Gebiet durchzieht, bedingt die bleibende Aberlegenheit hamburgs gegenüber Trieft, das ein dreifaches Band von Gebirgszügen von dem Innern des Sestlandes abschließt. Und nicht minder bedeutungsvoll, wenn auch zum Teile aus der eben erwähnten orographischen Lage der beiden häfen refultierend, ist die zweckmäßige Ausgestaltung der Verkehrsverbindungen hamburgs mit Mitteleuropa im Vergleiche zu den armseligen Verbindungen Triefts zu Cande. Sechs Eisenbahnlinien laufen von hamburg wie von einem Mittelpuntte aus nach allen Richtungen hin und leiten, von Querlinien verbunden, bis weit heraus von

Süddeutschland und Österreich die Güter auf kurzen, bequemen und billigen Wegen 3um Meere. Triest hat nur zwei Zufahrtslinien, die für seinen handel von Bedeutung sind: die Südbahnlinie Wien-Triest und die - teilweise die letztere mitbenutzende — Staatsbahnlinie nach Villach. Der Schwerpuntt des Südbahnverkehres liegt an der Oftgrenze Österreichs, da der ungarische Verkehr infolge der tatkräftigen und zielbewuften Politit Ungarns ausschlieflich Siume zufällt; er liegt im Kustenland, in Krain, Steiermark, Niederösterreich, in Mähren und Schlesien, in Galizien und in der Bukowina. Böhmens Industrie liegt natürlich nur zu einem geringen Teile in dem Anziehungsgebiete der südöstlichen Verkehrsrichtung, die über die Sübbahn nach Triest weist. Die Staatsbahnlinie nach Villach hat für Triest in erster Linie Kärnten, das Küstenland und Krain, soweit es der Südbahn entfremdet blieb, gewonnen; sie hat durch ihre vorwiegend nordwestliche Richtung auch die füblichen Gebiete von Böhmen, ferner Tirol und Vorarlberg in höherem Grade als zuvor an Triest herangezogen; freilich ist der Einfluß des Triester hafens für diese Cander sehr bescheiden. Man ersieht dies aus folgenden statistischen Daten. Im Jahre 1898 betrug der Bahn- und Strakenverkehr in Millionen Meterzentnern nach und von Trieft mit:

Küstenland und Krain	. 3·40	1.86
Kärnten	. 0.50	0.12
Steiermart	. 0.75	0.49
Ober- und Niederöfterreich	. 0.45	1.53
Salzburg, Tirol, Vorarlberg	. 0.06	0.32
Böhmen	. 0∙56	0.52
Mahren und Schlesien	. 1.02	0.26
Galigien und Butowina .	. 0.07	0.17

Die Ergebnisse des Jahres 1899 sind nicht wesentlich andere; so zieht also das Attractionsgebiet des Triester Hafens über Krain, Kärnten und Steiermark bis an die Donau. Böhmen gravitiert nach Hamburg, dem es zu Cande und zu Wasser seine Waren zuführt und von dem es Güter auf gleichem Wege bezieht; für Tirol und Vorarlberg sind Venedig und Genua die Umschlagspläße am Meere.

Der handel Triests muß sich aber auch über die Grenzen Österreichs hinaus erstreden, er muß auch Bapern in sein Bereich ziehen, denn die Situation dieses Gebietes ist eine derartige, daß geeignete Mittel in der Lage sind, für seinen Wechselverkehr mit überseeischen Ländern Triest zum Umschlagsplaße zu erheben. Bapern schiest seine Güter gegenwärtig nach Denedig, Genua und nach hamburg; daß Triest in Betracht kommen könnte, beweist der Umstand, daß doch gewisse Derstehrsmengen, wenn es auch sehr bescheidene sind, ihren Weg über Triest nehmen. Im Jahre 1900 erreichte der gesamte Wechselverkehr mit Bapern, Württemberg und Baden nur 43.000 t, woran Bapern mit 32.000 t beteiligt ist. Dabei ist zu beachten, daß die Wege von Ostbapern, in Taristilometern gemessen, nach Triest und nach Genua gegenwärtig nur wenig verschieden sind, und demnach eine Bahn-

verbindung, die mehr direkt von Triest aus auf Ostbapern zielt als die Verbindung durch das Pustertal und über den Brenner oder über Steiermark und durch das Donautal, sofort eine Verschiebung der Verkehrsrichtung zugunsten unserer hafenstadt an der Adria herbeiführen muß.

Der Anteil Triests an dem Gesamtverkehre der häfen Triest, Denedig, Siume, Genua, Marseille, Bremen und hamburg ist von 1860 bis 1899 nahezu auf die hälfte gesunken — von 11.5 auf 6.0 % — während Siume, Genua und hamburg ihre Konkurrenzkraft geskärkt haben und Denedigs Anteil konstant geblieben ist. Alle Maßnahmen, die innerhalb dieses Zeitraumes getroffen wurden und eine Besserung der Verkehrsverhältnisse in Triest bewerkstelligten, haben mithin eine sortschreichne Entwicklung des Verkehres dieser hafenstadt nicht herbeigeführt und konnten sie auch nicht herbeiführen, weil das wichtigste Moment hiefür in dem Kreise der getroffenen Maßnahmen sehlte: die sachgemäße Ausgestaltung der Kommunikationen zu Cande.

So erweist sich — wo immer wir auch der Frage nahetreten — ein Schienenweg von Triest aus quer über die Ketten der Ostalpen, tunlich geradeaus gegen Norden gerichtet, als ein Verkehrsweg von allergrößter Bedeutung für die Zukunft Triests und durch Triest für den Welthandel Osterreichs überhaupt.

Einen solchen Schienenweg bilden nun, in ihrer Gesamtheit als einzige Linie betrachtet, die Alpenbahnen, die sich gegenwärtig im Baue befinden und deren Dollendung für das nächste und zweitnächste Jahr sicher zu erwarten ist. Die Sestlegung ihrer Hauptrichtung bot manche Schwierigkeiten, die aus der Doppelsinnigkeit der zu lösenden Aufgabe resultierten. Es handelt sich, wie wir gesehen haben, um die Derbindung Triests mit Innerösterreich einerseits und mit Süddeutschland anderseits. Der ersteren wird eine Linie, die mehr gegen Osten geht, die nach Linz strebt, der zweiten eine Linie entsprechen, die sich mehr nach Westen wendet, die nach Salzburg strebt. Den Stamm beider Äste bildet der Schienenstrang über die Karawanken, der zugleich Görz in das Eisenbahnnet Osterreichs vorteilhaft einbezieht.

Der Bahnlinie gegen Osten ist eine seste Grundlage durch die Alpenbahn von Klagenfurt über St. Michael nach Selztal geschaffen; in der Derbindung mit Linz sehlt nur das Glied Selztal—Klaus-Steprling, für das in der Einsattlung am Großen Bosrud ein Übergang über die nördliche Alpenkette gegeben erscheint. Die Linie gegen Salzburg nimmt ihren Ausgangspunkt in Dillach; er ist ihr unabänderlich vorgeschrieben; deshalb verläßt sie den Hauptstamm schon an der Kärntner Grenze und wendet sich gegen Westen nach Villach; von hier aus benützt sie die nordwestlich sührende Strecke der Südbahnlinie Marburg—Franzensseste die Möllbrücken und durchsährt das Massin der Hohen Cauern, um den Anschluß an jene Bahnlinie zu gewinnen, die vom Verkehrswege der nördlichen Längssurche aus die Richtung nach Süddeutschland nimmt.

Die Sestlegung dieser Linienzüge war — wie schon erwähnt — eine überaus schwierige Aufgabe; für die gemeinsame Stammlinie, wie auch für die Älte gegen Norden lagen verschiedene Dorschläge und Entwürfe vor; die Sonderinteressen der einzelnen Länder fügten sich nicht immer vollständig in das Staatsinteresse und suchten Linienführungen zu erringen, die ihnen vorteilhafter schienen; auch technische Meinungen traten in gegenseitige Widersprüche bezüglich der verschiedenen vorgeschlagenen Linien. Sur die Aberschienung der Cauern lagen neun Projette vor; auch für die südliche Stammlinie war die Jahl der Vorschläge keine geringe. Bei der Entscheidung stellte sich die Regierung auf den Standpunkt, daß "die Triester Bahnfrage nur dann einer befriedigenden Löfung zugeführt werden tann, wenn sowohl der Ausbau der Cauernbahn, als auch einer südlichen bis Triest führenden hauptlinie in Aussicht genommen wird, wobei allerdings vom Standpunkte einer zwedmäßigen staatswirtschaftlichen Sparsamteit alle jene Kombinationen, die sich mit dem Baue von Parallelbahnen ober lediglich dem Wettbewerb dienenden Projettslinien befassen, außer Betracht zu bleiben haben, und die ins Auge zu fassenden Neubauten tunlichst auf solche Linien zu beschränken sind, die — indem sie kurzere Verkehrswege aufschließen — sich tatsächlich als bauwürdige Ergänzungen des Bahnnekes darstellen".

In der Begründung des Gesehentwurses über die Herstellung der zweiten Eisenbahwerbindung mit Triest wird unter Anführung von Jahlendaten darauf hingewiesen, daß die tarifarischen Jugeständnisse, welche die Staatsbahnen schon seht dem Triester Verkehre gewährt haben, bereits jene Grenze erreichen, welche den Einheitssähen der Transportpreise durch die Selbstosten gezogen wird. Wenn auch der Staat für gewisse Verkehrsverbindungen auf eine unmittelbare Reineinnahme aus dem Transporte auf den Schienenwegen verzichten tann, weil ihm anderseits hiedurch wirtschaftliche Vorteile erwachsen, so würde es doch unölonomisch und unzulässig sein, dauernd mit Verlust zu fördern. Nun kann aber der Verkehr mit Triest nur durch Verminderung der Frachttarise belebt werden; es muß daher, nachdem die Einheitssähe für die Tarisbildung unabänderlich gegeben erscheinen, eine effektive Distanzverringerung zwischen Triest und den für seinen Verkehr wichtigsten Produktionsund Absahgebieten geschaffen werden. Diese Wegkürzungen treten durch die neuen Alpenbahnen in erwünschter Weise ein. Hierin liegt die wirtschaftliche Bedeutung derselben.

Jur Erläuterung dieser Tatsache wollen wir einige Städte, die als Mittelpunkte größerer Derkehrsgebiete aufgefaßt werden können, in ihren gegenwärtigen und kunftigen Entfernungen von Triest vor Augen sühren und in ihrer Lage zu den wettbewerbenden hafenstädten vergleichen. Die Entfernungen sind in Tariskilometern angegeben; d. h. es sind jene Wegelängen angeführt, die der Berechnung der Tarise zugrunde gelegt werden und die naturgemäß bei Alpenbahnen mit der faktischen Kilometerzahl des Schienenweges nicht übereinstimmen können, weil die Transportsosten, also die Selbstosten des Betriebes auf Steigungen höher sind als auf wagerechter Bahn.

Es beträgt die Entfernung in Cariftilometern:

des Binnenland.	von Hamburg	Genua	Denedig	Siume	Trieft	
plages					jett	fünftig
Innsbruck	978	570	400	539	570	499
Salzburg	914	766	468	455	662	415
Klagenfurt	1167	673	294	253	314	213
Leoben	1079	820	442	406	435	366
Cinz	916	891	657	572	674	540
Wien	970	1007	629	584	589	555
Budweis	797	1017	752	698	769	666
Eger	555	1002	832 .	823	981	783
Zürich	942	514	640	849	880	809
Ulm	754	688	714	750	884	710
München	808	745	572	611	745	571
Nürnberg	633	884	766	778	936	738

Es ist nicht überflüssig, vorstehender Abersicht einige Erläuterungen beizusügen, die uns gestatten, einen tieferen Blick in den Einfluß der neuen Alpenbahnen auf das Attraktionsgediet Triests zu wersen. Die Linie, welche das Gediet Denedigs gegenwärtig von dem Gediete Triests scheidet, geht östlich von Klagenfurt, Selztal und Linz über Budweis nach Norden; sie wird scharf gegen Westen gedrängt werden; Klagenfurt, Dillach, Salzburg, München, Regensburg, Augsburg rücken mit Oberösterreich und Süddöhmen in das Attraktionsgediet von Triest; die Scheidelinie zieht von Denedig geradeaus gegen Rosenheim, dann an der banrisch-österreichischen Grenze hin über Kempten nach Ulm.

Nach Bapern und Böhmen greifen auch Genua und hamburg über. Der Einfluß von Genua wird von Regensburg und Nürnberg, wo er jett zur Geltung tommt, bis gegen Ulm zurudgebrängt, so daß in der Cat das ganze Bayern südlich von Nördlingen, Ingolftadt, Regensburg und Surth tarifarisch nach Triest inkliniert. Diese Linie von Nördlingen nach Surth bildet die Grenze für den Einfluß hamburgs in Subbeutschland; sie erscheint wefentlich nördlicher gerudt, benn sie giebt gegenwärtig über Augsburg, Candshut und Plattling ziemlich nahe heran an München. Weit weniger wirksam erweist sich die Bedeutung der neuen Alpenbahnen für Böhmen; die Grenze zwischen hamburg und Trieft verschiebt sich verhaltnismäßig wenig zugunsten Triefts. Nur Budweis und sein nördlich gelegenes hinterland bis Piset und Cabor ruct der Adria so nahe, daß der Einfluß hamburgs bleibend zurüdgebrängt erscheint und auch Siume außer Betracht kommt; Pilsen verbleibt im Verkehrsgebiete von hamburg, das auch Eger festhält; aber immerhin wäre es vielleicht durch zwedmäßige Magnahmen zur See möglich, wenigstens einen Teil des handels aus dem Pilsener Verkehrsgebiete, namentlich jenen, der nach dem Oriente und nach süblichen Ländern geht, über Trieft zu leiten oder Erzeugnisse dieser Gegenden über Triest nach Pilsen zu lenken. In Mahren und Schlesien durfte der Einfluß der neuen Bahnen taum fühlbar werden, soweit es sich um den Wettbewerb

mit Simme oder hamburg handelt. Der Verkehr aus diesen Ländern an die Adria nimmt seinen Weg über Wien; Wien wird aber künstig mit zwei Armen nach Criest greisen.

hier find dann alle Dorbedingungen zu einem Konturrenztampfe zwischen Staatsbahn und Südbahn gegeben. Es wird taum zu einem folden tommen. Die Geschichte des Eisenbahnwesens spricht gerade auf dem Gebiete der Caristriege eine viel zu laute und warnende Stimme, als daß sie überhört werden könnte. Der zügellose freie Wettbewerb hat zunächst immer noch die Kämpfenden geschädigt und schlieflich doch zu einer Susion geführt, die oft genug das Publikum rücksichtslos ausbeutete. Diel zwedmäßiger wird es sein, wenn der Staat in verständiger Ausnutung der Macht, die ihm sein Schienenweg nach Triest in die Band gibt, bei entsprechender Teilung der Frachtentransporte zwischen Staatsbahn und Sudbahn jene Carife feststellt, die, auf richtiger Basis aufgebaut, einerseits die transportierende Eisenbahn nicht schädigen, anderseits den beimischen Produzenten, die nach Criest gravitieren, und dem handel Triefts die erhofften Vorteile bieten. Freilich muß vor allem baran festgehalten werden, daß auch der Zwed erfüllt werde, den der Bau der neuen Alpenbahnen anstrebt; die Durchführung dieser Aufgabe bis in ihre letten Konsequenzen ist ein Staatsgebot, das nicht preisgegeben werden darf, auch wenn es schließlich doch einen Konturrengtampf tostet.

So erfreulich auch die Ergebnisse sind, wenn wir die wirtschaftliche Bedeutung der neuen Alpenbahnen betrachten — wie es oben geschehen ist — so dürsen wir doch nicht übersehen, daß sie immerhin eine etwas start atademische Särbung haben. Die Tarislänge des Weges zum Meere ist nicht allein maßgebend für die Richtung, welche der Transport zum Meere wirklich erwählt. Da spielen noch andere Umstände mit: die Einrichtungen des Schiffsverkehres, kommerzielle Verbindungen u. s. w. Die hasenstädte, mit denen Triest in Wettbewerb tritt, werden sich bemühen, die ungünstigen Wirkungen der Alpenbahnen auszugleichen. Wir dürsen uns nicht der trügerischen hoffnung hingeben, das Erreichbare nunmehr mit einem Schlage erreichen zu können. Der österreichischen hasenstadt an der Adria steht eine neue Zeit heißen Ringens und Kämpfens bevor; aber in diesem Ringen und Kämpfen bildet die neue Querbahn über die Ostalpen eine Operationsbasis von größter Bedeutung sur den Ersola.

Nicht allein für Triest, auch für das gesamte Gebiet, das die tünftigen Alpenbahnen durchziehen, werden diese von günstigem wirtschaftlichen Einflusse sein. Die hebung und Verwendung der reichen Naturschäße dieser Gegenden, die Ausnuhung der mächtigen Wasserräfte wird in erfolgreiche Bahnen gelenkt werden. Diesen Tausenden wird eine neue Welt voll majestätischer und erhabener Schönheit erschlossen werden. In viele, heute einsame und unwirtliche Täler wird die Losomotive Kultur und Produktion tragen und in mancher Gegend wird sie die darin schlummernde oder erstorbene Schafsenstraft der Bevölkerung wieder erweden, zu deren eigenem Frommen und zum Nutzen der Gesamtheit.

Wie die wirtschaftliche, so erscheint auch die technische Bedeutung der geplanten Alpenbahnen durch ihre Eigenart als Querlinie über den ganzen breiten Streifen der Ostalpen bestimmt. Die Eisenbahn Schwarzach—St. Veit—Criest steigt im Cauerntunnel, der auf 8456 m Cange die Gamstaarlspige hinter Bad Gastein durchführt, auf ihren höchsten Puntt, 1225 m ü. d. M. empor; dann sentt sie sich hinab nach Dillach, 502 m ü. d. M., um nun im weiteren Laufe zunächst die Karawanken, die sie mit einem Tunnel von 7969 m durchbricht, und weiterhin das Kolbagebirge, das sie mit einem Cunnel von 6334 m durchfährt, zu überschreiten; sie steigt dann nieder bis Görz, das sich taum 90 m über die Adria erhebt; bevor sie aber Triest erreicht, muß sie noch das zerrissene, kahle Karstplateau bis zu 315 m höhe ersteigen, von dem sie in großen, langen Windungen endlich zum Meere niederfährt. Das in geologischer, orographischer und hydrographischer Beziehung überaus wechselnde Gebiet, das die 368 km lange Linie von Schwarzach-St. Deit bis Trieft durchzieht, stellt dem Bauingenieur viele wichtige und schwierige Aufgaben: mächtige Schuttmassen sind zu durchschneiben, tief eingeschnittene, geschiebereiche Wildbache zu überschreiten, Rutschlehnen muffen erstiegen, enge, zerriffene Selswände muffen fahrbar gemacht werden; dem Durchbruche der Gebirge bieten die Zusammensetzung und der Aufbau derselben große Schwierigkeiten, namentlich im südlichen Stamme, in den Karawanten, in den Julischen Alpen und im Karstgebiete. Die Wissenschaft und Praxis des Eisenbahnbaues erfährt bedeutsame Sörderung; wir möchten nur auf ben Bau steinerner Bruden großer Spannweiten, auf die Anwendung des elettrischen Bohrbetriebes beim Cunnelbau, auf den Abbau mächtiger Rutschlehnen hinweisen.

Aber auch indirett ist der Bau der Alpenbahnen schon heute nicht ohne Bebeutung für künftige Bauherstellungen in so großem Ausmaße. Die unverhältnismäßig hohen Überschreitungen der veranschlagten Bausumme müssen vielleicht zum überwiegenden Teile jenen zugeschrieben werden, die aus Gründen der Staatspolitit den Abschlüß der Vorarbeiten überhasteten und die Aufstellung der Kostenvoranschläge beeinflußten; aber immerhin weisen sie sehr nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, die Vorstudien über Terrain und Trasse, über Boden- und Wasservehältnisse sie solchem Umfange und in solcher Detaillierung vorzunehmen, daß kostspielige Abänderungen der Brückenprojekte, steure Verlegungen der geplanten Linie u. s. w. nicht während des Baues erforderlich werden.

Nicht minder wichtig als für den Bau, ja vielleicht noch wichtiger, als für diesen, dürste die Bedeutung der neuen Alpenbahnen für den Betrieb werden. Zwei Bahnlinien, deren jede sozusagen in einem einzigen Verlaufe drei Gebirgsketten übersett, die auf rauhen Gebirgspfaden in die Regionen des ewigen Schnees emporsteigen, unwirtsame Täler durchschneiden, Wildbäche und Schuttsegel überseten, fast ein Vrittel ihrer Länge mit 15—25% geneigt sind und 43.000 m unter der Erde hinziehen — zwei solche Schienenpfade werden die Betriebstechnik vor manches schwierige Problem stellen. Nicht das Einfachste wird der Betrieb der langen Scheiteltunnels sein, umsomehr als der Güterverkehr mit seinen langen und langsamen

schweren Zügen voraussichtlich die Hauptsache des Verkehres bilden wird. Man studiert deshalb in den berufenen Kreisen sehr eingehend die Einführung des elektrischen Betriebes; eine Frage, die übrigens auch mit Rücksicht auf das Bestreben nach tunlicher Herabminderung der Selbstosten des Betriebes sehr wichtig erscheint. Die Ausnuhung der Wasserträfte in dem zu erschließenden Alpengebiete könnte zur Erfüllung dieses Bestrebens beitragen. Wie gerechtsertigt dasselbe ist, erhellt wohl aus der Tatsache, daß die Verzinsung des seinerzeit mit 178 Millionen Kronen veranschlagten Bausapitals offiziell mit 2·1°/0 berechnet wurde und daß durch die Aberschreitung dieses Kapitals um nahezu 50°/0 die unmittelbare Rentabilität, die doch füglich nicht aus der Kalkulation ohne weiteres vollständig ausgeschaltet werden kann, noch bedeutend herabgedrückt wird.

Seit länger denn dreißig Jahren steht die Frage der zweiten Schienenverbindung mit Triest in Erörterung. Aus mühevollen und vielseitigen Studien heraus hat sich die Grundlage für das Werk kristallisiert, dessen wirtschaftliche und allgemein technische Bedeutung wir vorstehend in großen Zügen zu kennzeichnen versucht haben. Schon erfüllt ein frisches fröhliches Leben reger Arbeitslust und Schaffensfreude die höhen und Täler unserer Alpen; und ehe das Jahr sich zweimal wendet, wird das große Werk vollendet sein. Hoffentlich sindet es dann auch die Männer, welche es verstehen, die Kräfte, die in ihm schlummern, erfolgreich wachzurusen und zum Segen Osterreichs zu verwerten.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder. (Fortsetzung.)

Shuljahre 1820—1834.

Sechs Jahre alt, kam ich in die erste Klasse oberer Abteilung der Pfarrhauptschule St. Rochus auf der Candstraße, welche in dem an die Kirche angebauten ehemaligen Augustinerkloster untergebracht war. "Hauptschulen" waren damals eine vornehmer gedachte Kategorie von "Elementarschulen", ähnlich den heutigen sogenannten Bürgerschulen, zum Unterschiede von den übrigen, die den wenig empsehlenden Namen "Trivialschulen" führten. Da ich schon früher Privatunterricht erhalten hatte, ersparte ich dadurch die untere Abteilung und den Ehrentitel "A-B-C-Schütze", mit welchem zu jener Zeit die kleinen Träger eines Täselchens mit dem Alphabete bezeichnet wurden. Diese "A-B-C-Tasel" war das gesetzliche erste Lehrmittel, dem ein sogenanntes "Namenbüchel" folgte, das die Syllabierung in verschiedenen Kombinationen, dann Worte, endlich ganze Sätze in deutschen Drucksettern, in deutscher Handschrift, in Antiqua und lateinischer Kursisschrift, endlich in Fraktur und nur sür Titel und Ausschrift üblicher, heute ganz abgekommener gotisch eckger Kanzleischen

schrift enthielt. An die gegenwärtig gesehlich gewordene, mit den Urbegriffen eines Mit- und Selbstlautes in größtem Widerspruch stehende sogenannte "Cautier-", rette Blas-, Jisch- und Pfeismethode, die, abgesehen davon, daß sie auf andere Sprachen gar nicht anwendbar ist, den Kindern die Aussprache, die Syllabierung, ja die Orthographie erschwert und übrigens schon heute ihnen und ihren Eltern zum Gespötte dient, dachte damals nicht einmal der enragierteste pädagogische Narr. Das Namenbüchlein war für alle deutschen Schulen gleich, das Royal spelling book Österreichs, und wir alle lernten daraus schnell und gut aussprechen, buchstdieren und lesen.

Mein erster Lehrer war ein Schulgehilfe (der offizielle Titel des heutigen Unterlehrers) namens Schmidt, ein sehr gutmütiger älterer Mann, der indessen mit seinen großen, rollenden Augen die Jugend im Zaume hielt, wie ein Cierbandiger feine Bestien. Wie ich einem mir erst vor einigen Jahren zugekommenen Protokollauszug der Rochus-Schule entnahm, war ich 1821 Vorzugsschüler. Gegenstände waren: Lesen in deutscher und lateinischer Schrift, Aussprache und die ersten Anfänge der Sprachlehre. In der zweiten Klasse ging es ernstlich ans Schreiben. Die Zahlen kamen dazu und ein kleiner Katechismus. Der Cehrer hieß Zeller, hatte struppige Haare, war ein entsetlicher Cabakschnupfer und schien auch kein Seind des Bacchus zu sein. Knaben und Mädchen waren da noch in abgesonderter Bantreihe beisammen. Sur Ungezogenheiten forperliche Strafen in hülle und Sulle: Schandbant, Herausstehen und Heraustnien, Eingesperrtwerden in der Schule über Mittag, endlich Bagenfeitel und "spanisches Röhrl" in höchster Gradation; den ersteren meist in Gestalt eines Eineals auf die hinzuhaltenden Hände der Mädchen, das lehtere ad posteriora der Knaben und zumeist mit heilsamen Solgen. Dagegen gab es aber auch Lob und Auszeichnung. Fleifzettel, mit der Steigerung "zufrieden", "wohlzufrieden" und "sehr zufrieden", und wenn sich eine bestimmte Anzahl in einer Hand vereinigt fand, tam das Ehrenzeichen, aus einer versilberten oder vergoldeten Medaille bestehend, die der Schüler an einem Bande entweder im Knopfloche oder bei höherem Derdienste um den Hals durch einige Cage allenthalben tragen durfte. Noch heute lebt in mir unverwilcht das (tolze Gefühl, das stolzer nicht die mit der Eisernen Krone gezierte Brust eines jüdischen Ritters oder Barons zu erheben vermag, als ich, mit der Chrenmedaille behangen, mehrere Cage hindurch des Weges vom Hause nach der Schule und von da zurück ging. Ich wähnte, daß mich sogar die Häuser anschauen und bewundern. Es war das ein großes Aneiferungsmittel, wie ich es selbst wiederholt empfunden, und es ist mir geradezu unbegreiflich, wie sich wieder Dadagogen, die sich für die größten Menschenner halten, die es aber, weil sie es nur mit Kindern zu tun haben, am allerwenigsten sind, herausnahmen, das Chrgefühl der Jugend zu erstiden, als wenn die Schule eine demotratische Republik wäre, in der sich der Bessere por dem Schlechteren, wegen Verletzung der allgemeinen Gleichheit, nicht sehen lassen darf. hat man denn doch auf den Schulbänken die Placierung nach der Zahl der Kompositionsfehler beibehalten zu müssen geglaubt.

Im Jahre 1822 traf mich das Unglück, meine gute Mutter zu verlieren; sie verschied an Nervenfieber, wenige Tage nach ihrer Ertrantung, am 9. Mai dieses Jahres. Was mich mein ganzes Leben hindurch schmerzlich begleitete, ist der Gedante. daß ich, wenn auch vollkommen schuldlos, zu ihrem Tode die Grundursache gab. Am Palmsonntag morgens machte ich mit meinem Vater einen Spaziergang; ich hatte ein neues kornblumenblaues Kleid mit Goldknöpfen erhalten, was für diesen Cag zu fühl war. Nachmittags mußte ich zu Bette gebracht werden, da sich heftiges Sieber eingestellt hatte. Wie viele Tage ich so gelegen sein mag, weiß ich nicht, denn ich hatte das Bewußtsein verloren und kam erst zu mir während der ichmerzhaften Operation einer ganzen Reihe von Abszessen. Meine gute Mutter, deren Liebling ich war, hatte mich Tag und Nacht gepflegt und am Tage, an welchem ich als Rekonvaleszent in ein anderes Jimmer gebracht wurde, mußte sie felbst zu Bette gehen. Sie hatte von mir das Nervenfieber geerbt, der damalige Name des heutigen Cyphus. Die Kammer, in der ich lag, war von dem Krankenzimmer meiner Mutter durch ein anderes Gemach getrennt. Da hörte ich eines Nachmittags (es war der 9. Mai) leise meinen Namen rusen; noch nicht fähig, aufrecht zu stehen, troch ich zum Bette der Mutter, sie erhob sich etwas, wandte sich 311 mir, nannte noch einmal mit halberftickter Stimme meinen Namen und sank aufs Kissen zurud. In dem Momente trat die Wärterin ein, brachte mich ins Bett zurud, aber — die Mutter war verschieden. Was weiter geschah, ist nur verworren in meinem Gedächtnis. Ich weiß nur, daß mein sonst so ernster, ruhiger Vater, als er vom Amte kam, wie ein Kind weinte, ja in namenlosem Schmerze mir gewiß unbewuft bittere Dorwürfe machte. Ich weiß, daß ich andern Cags einen Augenblick wie gelähmt allein vor der Leiche mich befand. Die Mutter lag mit ihrem schwarzen Galakleide angetan, die vollen Arme über der Brust gekreuzt, ihr üppig wallendes blondes haar im Naden, mit den sansten Zügen, die sie im Leben hatte, auf dem roben Cotenbrette, wie es damals kirchlicher Gebrauch war. Und ich konnte nicht glauben, daß sie tot und niemals mehr erwachen werde. Sie hatte ihr dreiunddreistigstes Jahr nicht erlebt, war niemals trank gewesen und war der ersten schweren Krankheit nach wenigen Tagen erlegen.

Ihr Bild ist so tief in meiner Seele eingeprägt, daß ich es mir noch heute bis in das kleinste Detail aus lebhafteste vorstelle. Sie glich im großen und ganzen meiner Cochter, nur war sie größer, kräftiger und voller. Das einzige authentische Bild, das ich von ihr besitze, stellt sie als Kind von zwei bis drei Jahren dar. Es ist auf Leinwand in Öl gemalt und stark beschädigt, weil es im hause meiner mütterlichen Großmutter eingerollt, wie alte Leinwand, mir zum Spiel diente. Durch einen wunderbaren Zufall entging es der Vernichtung, kam späel diente. Durch einen wunderbaren Zufall entging es der Vernichtung, kam späel diente. Ich habe davon eine sehr getreue Kopie machen lassen. Auffällig ist die Ähnlichkeit des Gessichtstypus mit dem meines in demselben Alter verstorbenen jüngsten Sohnes hersmann. Das Bild, das ich als Pendant des nach einer wohlgetrossenen Miniatur

gemalten Porträts meines Daters erst in den letzten Jahren mir anschaffte, ist lediglich Reproduktion meines Gedächtnisses, wobei dem Künstler allerdings der Samilienthpus meiner Tochter zum Modell diente. Der Schmuck ist jedoch derselbe, den meine Mutter vor dem Traualtare trug, dessen Original für meine Schwester ausbewahrt wurde, welche ihn meiner Tochter schenkte. Das Brautkleid ist genau nach der Mode der damaligen Zeit. Die mir heiligste Reliquie meiner Mutter trage ich bereits seit 46 Jahren an dem vierten Singer meiner rechten hand — es ist ihr Ehering, der auch der meine ist. Meine unvergestliche Frau trug den meines Daters. Er ist für meinen Enkel ausbewahrt; der meine wird mir vom Singer abgeseilt werden müssen, da der Gelenksknochen ihn überwachsen hat.

Der Tod der Mutter hatte für uns Kinder die traurigsten Solgen. Der Dater, der den ganzen Tag über im Amte beschäftigt war, tonnte uns nur einem Dienstboten besserer Kategorie, einer sogenannten Wirtschafterin oder haushälterin, anvertrauen, und wir wurden in jeder Beziehung vernachlässigt. Dem scheinbaren Stumpflinne folgte alsbald bitterer Schmerz, ich weinte ganze Nächte hindurch und träumte, ich musse dem Grabe scharren. Der hauslehrer, gleichfalls ein Schulgehilfe, namens Reichel, den ich an Stelle des bruftkranten Schmidt erhielt, klagte über meine Zerstreutheit. Mangel an Cernluft und Zeitvertrödlung. Es fehlte ja die Mutter, die mich zum Guten an ihr herz gezogen, die die Sehler im Keime wahrnahm und korrigierte. In der Schule erhielt ich Unaufmerkfamkeitsstrafen, freilich oft aus geringfügigten Anlässen, die dem wahrscheinlich betrunkenen Cehrer Jeller in seinen verglaften Augen für groß galten. Ich erinnere mich, daß ich einmal eine Stelle aus dem biblischen Lesebuche über eine Nacht hundertmal abzuschreiben betam, was auch meinem Vater als Suhne eines schweren Dergehens scheinen mußte und mir auch seinerseits eine Züchtigung zuzog. Doch blieb ich immer noch Dorzugsschüler, insbesondere in der 3. Klasse, die damals aus zwei Jahrgängen, untere und obere Abteilung bestand. Letztere besorgte der eigentliche Schullehrer Mattulick, den man Direktor nannte, ein alter aber porzüglicher Schulmann, durch Gicht an Händen und Süken gekrümmt. Deutsche Sprachlehre war der hauptgegenstand, den er auch mit größtem Eifer bei den Schülern betrieb. Das Schönschreiben war Ressort eines gleichfalls tüchtigen älteren Lehrers, namens Wöß. Katechet war ein älterer, sehr leutseliger Pfarrtooperator, Pater Perger, den ich in seinem hechtgrauen Rock, einer Sarbe, die heute schwerlich ein Geistlicher tragen wird, noch vor mir sehe. Direktor Mattulick sah gerne, wenn seine Schüler die sogenannten "Nachstunden" besuchten, natürlich über das Schulgeld hinaus bezahlt werden mußten. Ganze haufen Kupfer- und Silbergeld und Guldenzettel lagen da am Zahltage auf dem Tische, und wir hatten selbst Freude über die Behaglichteit, mit der der alte Mann mit verkrüppelten Singern die Empfangszettel schrieb. In diesen Nachstunden wurden wir für die stets mit allem Pomp vorgenommenen öffentlichen Semestralprüfungen gedrillt und dressiert. Jeder Knabe konnte genau wissen, worüber er bei der Prüfung

die Sache hatte aber nichtsbestoweniger ihr Gutes, gefragt werde; durch die ewige Wiederholung die Grundelemente, und das sind doch eigentlich nur wenige, unvertilgbar eingeprägt wurden. Mit den damals sogenannten Schulaufsebern, alten Grundbürgern, in deren Kompetenz die externe Aberwachung der Schultinder gelegen war, tam ich in teine Kollision, wenngleich einer derselben, ein Hausberr in der Sterns heute Rochusgasse, der alltäglich früh, wenn ich in die Schule ging, seine enorme Nase mit zahlreichen Jungen, die größte, die ich je in meinem Leben gesehen, zum Senster hinausstreckte, das Objekt meines nicht verhüllbaren Spottes war. In der Schule ging es ziemlich gut, nicht so zu hause. Mein Dater hatte viel Derdruß mit den haushälterinnen, die wiederholt gewechselt wurden. Häufig besuchte uns auch eine Jugenfreundin meiner Mutter, die einige häuser von uns in der Sternaasse wohnte. Sie war etwas älter als meine Mutter und ich hatte sie sehr gerne. Es war daher für mich sehr erfreulich, wenn mich mein Vater im zweiten Jahre nach dem Tode der Mutter öfters abends zum Besuche mitnahm, wo immer Spielzeug und ein frugales Abendessen bereit waren. Ich erinnere mich noch heute, wie ich am Morgen meines Namenstages die Augen aufschlug und Fräulein Marie, so nannte ich sie damals, vor mir sah, mir 3um Angebinde ein blübendes Balfaminftöcken (es ift leitdem meine Lieblingsblume geblieben) mit einer Rolle von Bilderbogen und Cheaterdeforationen brachte. Ich umarmte sie in Seelenfreude und ahnte damals nicht, daß sie in Bälde meine Stiefmutter werden würde. In der Cat war mein Dater vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß er hiedurch nur das Beste seiner Kinder begründe. Und es wäre auch so gewesen, wenn er nicht die Schwiegermutter hatte mitheiraten mussen, das wahre Prototyp einer Schwiegermutter, eine Xanthippe von auken und von innen, versehen mit einer von mir seit frühester Kindheit gefürchteten roten Dumpnase, stets mit Cabat vollgestopft, der sich von Zeit zu Zeit flussig machte und alles braun bemalte, was ihm in den Weg tam, eine Betschwester schlimmster Sorte, die über das Martyrium eines in Öl gesottenen Heiligen Krokodilstränen vergoß, aber selbst niemanden ungequalt ließ. Es war ihr vor allem ein Dorn im Auge, daß mein Dater nicht von Abel sei, somit ihre Tochter eine Mesalliance gemacht habe, daß mein Dater nicht religiös und noch weniger ein guter Katholit sei, weshalb sich ihre Cochter dem Ceufel verschrieben usw. Derlei Vorträge hielt sie meinem Vater und uns während des Mittagstisches und geriet in die Wuth einer Furie, wenn mein Dater sie scheinbar nicht anhörte, sondern rubig die Wiener Zeitung fortlas. Mehrmals kam es aber doch zum Ausbruch, z. B. als er nicht erlaubte, daß ich mit der Dienstmaad um Mitternacht in die Weihnachtsmette gehe, welche damals der Schauplatz größter Standale war und deshalb später verboten wurde. Die alte Heze nannte meinen Vater dafür den Antichrift. **Ein anderm**al wurde an einem Sonntag ein wirres Geschrei in der Nachbar² wohnung laut. die eine Kaufmannswitwe mit ihren Cöchtern und einem ausgearteten Sohne innehatte.

Mein Vater eilte hinüber und es zeigte sich, daß der Sohn volltrunken tobte und die Frauenzimmer sich nicht zu helfen wußten. Mein Dater machte Ordnung, erhielt aber dafür von seiner Schwiegermutter ein sehr unehrenhaftes Prädikat und angezettelten Verdruß mit seiner grau. Die Megare hatte in ihrem Bettasten einen großen blantpolierten, eisernen Nagel, eingewidelt in ein gedrucktes Stud Papier. Ich hatte in ihrer Abwesenheit einige Russe erhalten und der Nagel schien mir sehr passend zum Aufschlagen derselben. Sie kam mit dem Rosenkranz an der hand eben aus der Messe, als ich in dieser vollen Beschäftigung war. Mir den Nagel aus der Hand zu reißen, mich niederzuwerfen, war das Wert des nächsten Augenblicks, und ein berartiger Lärm erschütterte bas Herz, daß mein eben rudgekehrter Vater in großen Schred die Stiege hinaneilte. "Denken Sie sich," schrie sie ihm entgegen, "mit dem Nagel, an dem Christus der Herr gekreuzigt worden ist, hat der gottverlassene Bub' Russe aufgeschlagen", und ein Strom von Sühntränen überfloß die verzerrte Frake. Natürlich konnte mein sonst so ernster Vater das Lachen nicht zurückalten, und nun brach das Ungewitter erst recht über ihn los. Derlei beispielsweise angeführte Szenen gab es leider sehr häufig.

Mittlerweile war ich in das akademische Cymnasium, dessen Professoren damals Diaristen gewesen, eingetreten. Auf Empfehlung eines Amtskollegen meines Vaters erhielt ich einen Rechtshörer aus Ling, namens Kain, zum Korrepetitor, der ein sehr hübscher, auch ordentlicher junger Mann war, aber zur Korrepetition keinen Beruf hatte. Meinem Dater fehlte gänglich die Zeit und mir jedwede Aufficht; ich trieb mich mit andern Knaben herum, statt zu lernen. Und so ging es in der ersten Grammatikalklasse schlecht, recht schlecht. Die Natur hatte mir eine brillante Singstimme verliehen, weshalb ich einem Singmeister, der Wertal hieß, in die Hande tam und gute Cernzeit versingen mußte. Die Parvisten, so hießen damals die ersttalligen Schüler, hatten als Hausarbeit am Semelterschlusse die lateinische Abersetzung eines Abungsbüchels des Piaristen Seipt abzuliefern, was in schön eingebundener Reinschrift zu überreichen war. Aus Sahrlässigkeit meines Korrepetitors wimmelte diese von Sehlern in solcher Menge, daß mein Vater eine gange Nacht zu tun hatte, sie auszuradieren und zu verbessern. Das Resultat war eine tertia ex latino. Mein Vater mochte wohl eingesehen haben, daß nicht Talentlosigkeit baran schuld war und scheute baher bas Opfer nicht, mich in bas bamals sehr qute, aber auch ziemlich kostspielige Institut Kublich (am Hohen Markte, Sinasches Haus, 3. Stod) unterzubringen. Es waren da Zöglinge zweierlei Kategorien, solche, welche in ganzer Derpflegung standen und andere, die zu Hause wohnten, den ganzen Cag jedoch in der Anstalt zubringen mußten und nur Mittagskost und Jause erhielten. Der Institutsinhaber Kublich war ein vortrefflicher Päbagoge und Schulmann, der sich mit den Knaben in allen Klassen beschäftigte und ausgezeichnete Lehrer hielt. Wir waren unserer so viele, daß wir zu Tisch kaum an vier großen Cafeln Plak fanden. Die Cagesordnung war strenge geregelt, außer den Schulgegenständen war noch Französisch, Kalligraphie und Zeichnen. Dor dem Mittagessen ward bei zu-

lässigem Wetter ein halbstündiger Spaziergang gemacht. Die Kost war frugal, aber gut und nur dann und wann der Appetit durch die Gepflogenheit des Direktors Kudlich verdorben, daß er während des Essens unsere Kompositionen revidierte, und wenn sich ein arger Bod herausstellte, er wie toll vom Sessel aufsprang, zu dem unglücklichen Schüken stürzte, ihn beim Rockfragen schüttelte, sich mit der Saust auf die hohe Stirne stieß und ihm in die Ohren schrie: O, Dieh! — Das war ein tüchtiger Merts und zum zweiten Male ichoft man einen solchen Bod nicht wieder. Dagegen strahlte sein Angesicht und benetzte er mit Wohlbehagen den Rotstift an der Junge, wenn er ein großes "Sine" auf das Blatt hinmalte. Auf diese Weise war schon in wenigen Wochen das Können mit dem Wollen ins Gleichgewicht gebracht. Eine besondere Vorliebe hatte ich für Geographie, die damals sehr ungeschickerweise in der ersten Klasse mit dem schwierigsten Teile derselben, nämlich mit dem astronomischen, begann. Da wurden mit Zirkel und Reikzeug Sonnen- und Planetensusteme gezeichnet, Sonnen- und Mondesfinsternisse mit gelben und schwarzen Sarben demonstriert, ebenso der Ciertreis und die Iahreszeiten. Candtarten waren die Glanzpunkte meiner Bibliothek, so scheuklich die Schulkarten von Cranquillo Mollo auch gewesen. Die Schultarten von Artaria tosteten aber zu viel. Auffällig ist es, daß mein jungster, erst sechs Jahre alter Enkel ohne außere Anrequng in dieselbe Ceidenschaft verfällt und heute icon, ohne noch lesen zu können, aus der äußeren Sorm ber Zeichnung jedes Land und den Weltteil, dem es angehört, erkennt. Auch ich hatte zur Zeit keine Ahnung, daß mich einmal für meine Reise und entomologischen Zwecke Geographie bis in die kleinsten Details sehr beschäftigen werde. Wir waren als Privatschüler am Schotten-Gymnasium instribiert und wurden bort monatlich und am Schlusse eines jeden Semesters geprüft und Kassifiziert. Wie meine Zeugnisse ausweisen, war ich von den Tertien zu Eminenz und Ad-eminenz, den damaligen Vorzugs-Massen, avanciert. Den weiten Weg von der Ungargasse bis auf den hohen Markt machte ich früh morgens gewöhnlich mit dem jüngsten Sprößling der damals hochangesehenen Eisenwerksfirma Rosthorn unter Sührung von dessen hofmeister Born*. (Sortfetung folgt.)

Sappho.

Novelle von Serdinand v. Saar.

(Տգննեն)

"Mein heutiges Benehmen wird Ihnen, dem Menschenkundigen, keineswegs rätselhaft erscheinen. Wenn ich es jetzt doch mit diesen Zeilen näher zu erklären und auch des weiteren auseinanderzusetzen suche, so geschieht es vor allem, um Sie möglicher Selbstvorwürfe zu entlasten. Dann aber, weil ich Sie vollständig mit dem Unglück meines Lebens vertraut machen will.

* Born ward Polizeibeamter, später Polizeidirettor in Brunn, endlich Polizeidirettor in Wien, als welcher er ftarb.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich niemals geliebt worden bin. In den Augen der Welt wird dies nicht gerade als besonderes Unglück erscheinen. Wie viele Frauen gibt es, die nicht geliebt werden! Auch sind ihrer nicht wenige, die gar kein Verslangen darnach tragen. Das heißt, nicht in dem Sinne, wie ich es verstehe. Sie wollen gefallen, sich bei anmutigen Flirten unterhalten und sich schließlich angemessen verheiraten. Daß sie dann wünschen und fordern, ihr Mann möge sie gern haben, ihnen die eheliche Treue bewahren, ist selbstwerständlich. Leidenschaftliche Emotionen aber, allzu heißblütige Zärtlichkeiten begehren sie — wenigstens auf die Dauer — nicht, ja, sie werden ihnen sehr oft unangenehm und lästig. Hingegen gibt es weibliche Naturen, die mit einem intensiven, nie sich erschöpfenden Hange zum Manne behaftet sind. Und das sind die Unglücklichen, wenn sie nicht jene Eigenschaften besihen, die im stande sind, die Männer anzuziehen. Das Cos solcher armen Geschöpfe hat Karl Beck mit wenigen Worten ebenso treffend wie ergreisend gekennzeichnet:

"Wenn je das Schickfal fluchen will, So gibt es einem Weib Ein Herz, begehrend tief und still, Doch ohne Reiz den Leib."

Ju diesen Fluchbeladenen gehöre auch ich. Es hat lange gebraucht, bis ich dahin kam, mich zu ihnen zu rechnen. Denn in meiner Jugend galt ich allgemein wenn nicht für schön, so doch für hübsch, und wenn ich in den Spiegel sah, glaubte ich mehr Reize zu besitzen als so manche meiner Altersgenossinen, die ich aufs eifrigste umschwärmt sah. Die schlimmsten Erfahrungen, die bittersten Enttäuschungen waren notwendig, um mich von diesem Wahne zurückzubringen.

Schon als ich noch ein Kind von zehn ober elf Jahren war, hat sich jener unselige hang in mir geregt. Man wird ihn also einen trankhaften nennen können. Aber wer kann dafür, daß ihm krankhafte Triebe innewohnen? Ist man denn vor eine Wahl gestellt? Aber immerhin . . .

Also schon als Kind empfand ich Liebessehnsucht. Und diese Sehnsucht fand auch bald ihren Gegenstand in der Person eines schönen Knaben, der sehr oft zu einer uns verwandten Samilie kam. Er war ein Schukkamerad des Sohnes, der drei Schwestern hatte. Diese Schwestern besaßen nun wieder Freundinnen, und so kam es, daß dort an Sonn- und Feiertagen immer ein großer Kinderkreis versammelt war. Da zeigte sich auch, wie früh bei den Menschen, wenn auch ganz unbewußt und harmlos, die Aggregate der Liebe zutage treten. Die Mädchen rissen seinsen gemeinsamen Spielen sörmlich um den schönen Robert, der es schon verstand, diese unschuldigen Regungen sich zunuße zu machen, indem er sehr oft die Gespielinnen der Reihe nach umhalste und küßte oder sonst ein tolles Wesen mit ihnen trieb. Nur mich übersah oder überging er. Und wenn ich mich schücktern an ihn herandrängte, sah er mich eine Weile an und sagte dann, indem er mir flüchtig die Wange streichelte: "nun ja, du bist ja meine liebe Martha." Ich war darüber tief unglücksich, und wenn ich nach hause kam — ich war das einzige Kind

meiner Eltern — weinte ich por bem Einschlafen still in mein Kopftissen hinein. Diese vorzeitigen Qualen dauerten übrigens nicht lange. Man war in jener Samilie auf das Creiben aufmerkjam geworden und wußte den Knaben fernzuhalten. So beruhigte ich mich wieder, und in den Jahren meiner Entwicklung bewegte lich meine Sehnsucht im Reich der Cräume. Zu dem kam, daß ich schon mit siebzehn Jahren heiraten sollte. Es war jemand in unserem Hause erschienen, der sich bemühte, meine Gunft zu erwerben. Ein junger Görzer, Dottor ber Rechte, der im Bureau meines Daters arbeitete. Dieser hielt viel von ihm, und da er seine Absichten bemerkte, so hatte er umsoweniger dagegen einzuwenden, als der Freier aus angesehener Samilie und auch nicht ohne Vermögen war. Wir verlobten uns. Daß es dem jungen Manne vielleicht nur darum zu tun war, seine bis jetzt noch provisorische Stellung im Ministerium zu festigen und zu fördern, fiel mir nicht ein, obgleich es mir seltsam vorlam, daß er auch jett noch in ben Schranten garter Aufmerklamkeit verblieb und intimere Vertraulichkeiten, wie sie unter Verlobten üblich sind, fast ängstlich vermied. Ja, er wehrte sie sogar ab, wenn ich mich dazu hinreiken lassen wollte. Wie gesagt, das befremdete mich. Aber ich suchte es mit einer strengen Ehrenhaftigkeit in Einklang zu bringen, die es ihm verbot, mir vor der Hochzeit näherzutreten. Diese sollte nun stattfinden. Das Aufgebot war erfolgt, Tag und Stunde der Crauung festgesett. Die Hochzeitsgäste, darunter auch ein Ontel des Bräutigams, dessen Vater durch ein schweres Leiden in Görz zurückgehalten wurde, hatten sich bereits teils bei uns, teils in der Kirche eingefunden — aber der Bräutigam fehlte. Mit Kranz und Schleier stand ich erwartungsvoll da, alles befand sich in größter Spannung, und schon wurde vom Pfarrer, der uns trauen sollte, jemand abgesandt, um nach dem Grunde der Dergogerung zu forschen, als ein in Gorg aufgegebenes Celegramm an den Ontel eintraf: "Heirat unmöglich." Meine Bestürzung, das allgemeine Erstaunen können Sie sich vorstellen. Man vermochte sich diesen plöglichen Rückritt in zwölfter Stunde nicht zu erklären und riet auf eine momentane geistige Störung. Als aber von dem Abtrünnigen ein Brief kam, des kurzen Inhalts: er fahe zwar ein, daß man ihm nie und nimmer verzeihen werde, gebe jedoch die heilige Versicherung, daß er nicht anders habe handeln können, da glaubte man wieder an ein phylisches Gebrechen, das den jungen Mann perhindere, die Che einzugehen. Ich selbst neigte mich dieser Annahme um so lieber zu, als sie eine dunkle Ahnung in mir beschwichtigte, daß sich bei ihm nach und nach eine tiefe körperliche Abneigung gegen mich festgesett habe. Er selbst aber verzichtete nunmehr auch auf seine Stellung in Wien und widmete sich in seiner Vaterstadt der Advokatur.

Bald nach diesem peinlichen Vorfalle starb meine Mutter, die seit langem gekränkelt hatte. Ich bezog nun mit meinem Vater eine andere Wohnung. Sie befand sich am heumarkt. Die Nähe der dortigen Kaserne brachte es mit sich, daß dieser oder jener Offizier auf mich ausmerksam wurde und mir zu Gefallen öfter an dem hause vorüberging. Auch ein Major, schon ein älterer Mann, aber, hoch und schlank gewachsen, wie er war, eine vornehme, interessante Erscheinung. Er gesiel

mir — und ich ließ es ihn merken. So dauerte es nicht lange, daß er mir, als ich eines Cages — es war im Winter — allein nach der Stadt ging, auf der Straße folgte und mich ansprach. Wir trafen uns nun öfter — und schließlich schlug er mir eine Zusammenkunft in seiner Wohnung vor. Nach allem Bisherigen werden Sie nicht zweifeln, daß ich, wenn auch nach längerem Widerstande, darauf einging. Er erwartete mich in abendlicher Dunkelheit und dicht verschleiert wankte ich an seinem Arm zum ersten Stodwert der Kaserne empor. In einem Jimmer, das nur von fladernder Ofenglut unsicher beleuchtet war, nahm er mir rasch hut und Mantel ab und 30g mich mit sich auf ein Sofa. Meiner Sinne nicht mächtig, bestürmt von dem Doppelgefühl der Scham und des Verlangens, schloß ich die Augen und unsere Lippen begegneten sich. Aber schon nach ben ersten Zärtlichkeiten ließ er von mir ab und rudte gur Seite. Eine Weile blieb er siken, dann stand er auf und gundete einen Armleuchter an. "Mein Fräulein," sagte er, mit ernster Miene vor mich bintretend, "ich war im Begriff, ein Verbrechen zu begeben. Ja, so muß ich es nennen, benn aus mehrfachen Gründen hätte ich Sie doch nie und nimmer zu meiner Frau machen können. Mein besseres Selbst hatte sich im letten Augenblick geregt und ich kam zur Besinnung. Derzeihen Sie, daß ich mich von meinem heißen Blute habe hinreißen lassen. Ich bereue es tief."

Ich blieb regungslos und gab keine Antwort. Er aber schritt langsam im Timmer auf und nieder. Endlich sagte er, meinen Mantel aufnehmend: "Ich glaube, es ist Zeit, daß Sie an den heimweg denken." Ohne etwas zu erwidern, erhob ich mich. Er legte mir den Mantel um und reichte mir den hut, den ich mechanisch aufsetze. Den Schleier ließ er selbst herab, dann bot er mir den Arm und führte mich auf die Straße, wo er sich mit einem ehrerbietigen handkusse von mir verabschiedete.

Mit welchen Empfindungen ich nach hause gekommen war, wie ich die Nacht verbracht, davon hab' ich jetzt selbst keine deutliche Vorstellung mehr. Doch am nächsten Tage schrieb ich dem Major einen Brief voll leidenschaftlicher Selbstanklagen, aber auch voll leidenschaftlicher Vorwürfe, die ihn erkennen lassen mußten, wie sehr ich ihn liebe — und daß ich ihm bedingungslos angehören wolle. Es erfolgte keine Antwort. Und als ich hierauf, alles um mich her vergessend, am hellen Tage zu seiner Wohnung hinanschritt, erhielt ich von dem Diener den Bescheid, der herr sei nicht anwesend, er habe sich auf eine Dienstreise begeben. Das war erlogen. Denn schon am nächsten Vormittag sah ich ihn, wie er, an der Spitze seiner Abteilung reitend, von einer Abteilung zurücksehrte.

Wer weiß, was ich, im Tiefsten verwundet, an allen Nerven gereizt, noch würde unternommen haben, wenn mein Dater nicht plötzlich ertrankt und gestorben wäre. Nun stand ich da, gänzlich verwaist und auch der Lebenssorge preisgegeben. Denn er war immer auf seinen Gehalt eingeschränkt gewesen. Die geringen Ersparnisse, die er zurüdgelegt, hatte er, wahrscheinlich aus Sorge für meine Zukunft, zu Spekulationen verwendet, die, wie sich jetzt herausstellte, vollständig mifiglückt waren.

In dieser plöglichen kilsslichen kilsslichen und nur auf eine zu erhoffende geringe Gnadengabe angewiesen, wurde mir, als der Frühling tam, von befreundeter Seite der Dorschlag gemacht, die Stelle einer Erzieherin bei einer adeligen Jamilie in Ungarn anzunehmen. Es würden teine besonderen pädagogischen Kenntnisse und Jähigteiten verlangt; man wünsche nur eine Dame aus gutem hause, die den noch in zartem Alter stehenden Kindern die deutsche Umgangssprache vermittle. Nach turzer Bedentzeit ging ich darauf ein, denn ich fühlte, daß mir eine andere Umgebung, eine andere Lebensluft notwendig sei. Ich brach also nach dem Gute auf, das sich nicht auf einer Pußta, sondern in einer ganz anmutigen Gegend Oberungarns besand. Ich wurde dort in nationaler, das heißt höchst ungezwungener Weise empfangen, noch mehr aber durch den Andlick des Ehepaares überrascht. Denn man konnte sich taum etwas Schöneres vorstellen als die beiden stattlichen, blühenden Gestalten, die sich gewissermaßen um den Vorrang in der Erscheinung stritten.

Auch die Kinder, zwei Mädchen von acht und sechs Jahren, waren reizende Geschöpse. Als wir beim Abendbrot saßen, berührte es mich sehr seltsam, daß mich der Gutsherr, ohne auf die Anwesenheit seiner Frau die geringste Rücksicht zu nehmen, oft sehr eindringsich, ja mit begehrlichen Bliden betrachtete. Am nächsten Tage beim Frühstüd und am Mittagstisch sehte er dieses Benehmen, ohne viel zu sprechen, nur noch auffallender fort, so daß ich ganz verwirrt wurde und nachts keine Rube sinden konnte. Ich hatte die Kinder, die nebenan schließen, zu Bett gebracht, ich aber sag vor innerer Erregung wach in dem meinen. Da sah ich beim sahlen Schein eines Nachtlichtes, wie die Eingangstür meines Immers ausging und ein Mann — der Gutsherr — lautlos hereintrat. Ich stieß einen leichten Schrei aus. "Pst!" sispelte er, den Singer an den Mund legend, "weden Sie die Kinder nicht." Und schon war er an mich herangesommen, hatte mich umfangen und sein heißer Atem umquoll mir Stirn und Wangen. . . .

Ich war wieder allein. Das Nachtlicht erlosch allmählich und der Morgen begann durch die Spalten der Vorhänge zu dämmern. Mit der Empfindung einer erlittenen Gewalttat lag ich da — und dennoch durchschauerte mich ein unsägliches Wonnegefühl. Wie konnte er nur? Im Besitze einer so schonen Frau! Liebte er sie nicht? Oder hätte ich, ohne es zu ahnen und noch weniger zu wollen, den Sieg über sie davongetragen? Mein lang unterdrücktes Selbstgefühl regte die Schwingen und trug mich weit über das Vorgefallene empor. Ich erwog gar nicht, wie sich num alles gestalten würde; und ging fast leichten Sinnes mit den Kindern zum Frühstück hinunter. Er war noch nicht da, nur die Frau. Als er kam, begrüßte er mich kalt und sörmlich. Das befremdete mich nicht sehr, denn ich fand es begreistlich, daß er sich vor den anderen nichts wollte merken lassen. Während des Frühstücks aber suchte mein Blick mehrmals den seinen. Er schien es nicht zu bemerken und sah gleichgültig über mich hinweg. Bei den späteren gemeinsamen Mahlzeiten verhielt er sich ebenso, und als ich einige unverfängliche Worte an ihn richtete, erwiderte er sie kaum. Nun besiel mich eine tiese Seelenangst — und in marternder,

ungewisser Erwartung, mit hochflopfendem Herzen durchwachte ich die Nacht. Aber der Morgen dämmerte wieder durch die Ritzen der Vorhänge — und er war nicht erschienen. Einige Tage vergingen so — ich ertrug es nicht länger. Eines Morgens war ich unter dem Vorwande, etwas vergessen zu haben, in das Frühstuckszimmer zurückgesehrt, wo er, wie gewöhnlich allein geblieben, rauchend die Zeitung las.

Wankend vor innerer Errequng war ich eingetreten.

"Was wünschen Sie?" fragte er, leicht aufblidend.

Ich mußte mich an eine Stuhllehne halten. "Was ich wünsche?" erwiderte ich mit zitternder Stimme. "Sie dürften es sich wohl denken können."

"Ich denke mir gar nichts," sagte er kurz.

Ich hatte mich inzwischen einigermaßen gesaßt, und der Zorn, der in mir bei seinem brutalen Wesen aufstieg, überwand meine zitternde Besangenheit. "Sie sind mir eine Erklärung schuldig," sagte ich.

"Welche Erklärung?"

"Was nun geschehen soll?"

"Was foll benn geschehen?"

"Nun, wenn Sie das nicht wissen —"

"Ich weiß gar nichts. Sie gefallen mir einfach nicht. Sie hätten das schon merken können. Ich ersuche Sie also, mich in Ruhe zu lassen."

Es verschlug mir den Atem. Ich rang nach Worten, konnte sie aber nicht finden. "Das ist zu viel!" stieß ich endlich hervor und brach in Tränen aus.

Er erhob sich mit halbem Leibe. "Keine Szene, wenn ich bitten barf! Sonst sind Sie die längste Zeit hier gewesen."

"Elender!" rief ich aus, wandte mich und ging.

In meinem Zimmer brach ich zusammen. Das Mädchen, das um die Kinder war, mußte mich laben, bis ich mich einigermaßen erholt hatte. Nun aber galt es, meiner Pflicht nachzukommen und mit den Kindern in den Park zu gehen, wo ich ihnen auf einer erhöhten, von alten Linden beschatteten Stelle vorzulesen pflegte. Weiter unten dehnte sich ein großer, mit Wasserpflanzen bedeckter Teich aus. Als wir dort angelangt waren, sagte ich den Mädchen, daß ich starke Kopfschmerzen hätte und sie heute selbst lesen müßten. Als sie sich dazu angeschickt hatten, schritt ich an den Teich hinunter und begann ihn zu umschreiten.

Da hinein! rief es in mir. Da hinein — es bleibt mir nichts anderes übrig nach der unerhörten Schmach, die ich erlitten! Und nicht eigentlich diese war es, was mein Innerstes wie mit Schlangenbissen marterte. Das brutale Wort: "Sie gefallen mir nicht!" hatte wie ein Blit alles Vergangene erhellt: ich war ein Weib, das nicht gefiel, das Abscheu erweckte! Ich erschien mir selbst als ein Zerrbild, als ein häßliches Unding, das vernichtet werden mußte. Also da hinein! Da hinein!

Ein Gärtner ging zufällig vorüber. Ich wußte, daß er etwas Deutsch versstand, und fragte ihn, ob der Teich tief sei. Der Mann bestätigte es, mit der Warnung, ich möchte nur die Kinder in acht nehmen.

Gut, dachte ich bei mir — heute Nacht! Als ich mich aber, während alles im Kastell schlief, heruntergeschlichen hatte, fand ich nicht die Kraft, nicht den Mut, es zu tun. Der Mond stand so mild über den dunkeln Wipfeln; ringsum war tiese, selige Ruhe ausgebreitet. Und ich Unselige sollte jetzt hinein in die schlammige Slut, in die umstrickenden Wasserpslanzen! Ich schauderte. Das Leben in mir sträubte sich gegen den Cod. Nein, ich konnte es nicht! Doch sort von hier — fort ohne Ausschub! Aber wie? Sollte ich entsliehen gleich einer Verbrecherin? Konnte ich einen kaum eingegangenen Vertrag so ohne weiteres brechen? Diese Erwägungen verursachten mir neue Qualen; ich wußte nicht mehr, was ich tun, was ich lassen sollte.

Merkwürdig genug befreite mich am nächsten Morgen die Frau des Gutsherrn — er selbst war beim Frühstück nicht erschienen — aus diesem grausamen Zwiespalt. "Liebes Fräulein," sagte sie mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde, "ich bedaure, Ihnen mitteilen zu muffen, daß wir uns infolge unvorhergesehener Umstände entschlossen haben, eine Reise anzutreten und dann für den Rest des Sommers ein Seebad aufzusuchen. Mitnehmen können wir Sie leider nicht, denn wir werden uns doch ein wenig einzuschränken haben. Ich bitte Sie aber, ein halbjähriges Salar anzunehmen, damit Sie sich ohne Sorge nach einer anderen Stelle umsehen tonnen." Zum Glüd war ich in der Lage, dieses Salär ablehnen zu können, und erwiderte, daß die Eröffnung nur meinem eigenen Wunsche entgegenkäme, da ich in Wien eine wichtige Angelegenheit durchzuführen hätte. So war ich frei und reifte noch am selben Tage ab. Während der langen Eisenbahnfahrt befand ich mich fast die gange Strede allein im Coupé. Wie ich nun so in mich versunken burch die geöffneten Senster in die wechselnde Gegend hinausblidte, durchzuckte mich plötlich der Gedanke, das entsetliche Erlebnis zu einem Roman oder einer Erzählung zu gestalten. Ich hatte immer viel gelesen, aber nie hatte ich den Drang empfunden, mich schriftstellerisch zu versuchen. Nun aber war ich von diesem Drang unwiderstehlich erfaßt worden — und kaum in Wien angelangt, machte ich mich an die Arbeit. Da hatte ich aber gleich das Gefühl, daß ich das Ganze nicht so grell und graß, nicht so roh und unvermittelt hinstellen durfe. Es galt, so schien es mir, seelisch tiefer zu motivieren, feinere übergange zu finden — turz zu idealifieren, por allem die Heldin, die ich ja selbst war. Das versuchte ich auch und nur rein Außerliches behielt ich fast unverändert bei. Dadurch aber bekam die befdichte, die Sie ja tennen, etwas halbes, Verfälschtes, Verlogenes. Sie befriedigte mich daher auch teineswegs, noch weniger aber befreite sie mich. Dennoch sandte ich das Manustript an eine Redaktion, die es mit einer schmeichelhaften Erwiderung annahm und auch gut honorierte. Eine neue Lebensbahn schien mir eröffnet zu sein. Ich betrat sie mit um so froherer Zuversicht, als die Befürchtung möglicher Solgen jener unseligen Nacht geschwunden war. So tam ich denn auch mit einigen literarischen Kreisen in Berührung. Es mangelte da nicht an Männern, die sich für mich interessierten und mir in dieser ober jener Weise nähertreten wollten. Aber schon nach turger Zeit gog sich jeber gurud. Obgleich ich nach all dem Erlebten

in meinem Selbstgefühl schon aufs tiefste erschüttert war, konnte ich doch noch immer nicht fassen, nicht begreifen, daß es mir ganz unmöglich sein sollte, auch nur einen einzigen an mich zu fesseln. Ich wußte und sah ja, daß selbst häßliche, alternde, ja sogar gealterte Frauen Leidenschaften erweckten — warum gerade ich nicht? Ich sing an, den Männern zu grollen, ihnen die Schuld beizumessen — und kam doch immer wieder auf die verzweiselten Worte zurück, die Heinrich v. Kleist seine Penthesilea ausrufen läßt:

"Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt!"

Da — mit einem Male schien auch mir endlich das Glud der Liebe aufleuchten zu wollen. Ich hatte einen jungen Schriftsteller kennen gelernt, der aus einer Provinzstadt gekommen war, um in Wien Boden zu gewinnen. Sein Calent war kein sehr bedeutendes, aber es schien mir echt und aller Beachtung wert. Er fand sie auch, aber man hatte zu dem, was er vorlegte, noch kein rechtes Vertrauen und vertröstete ihn immer auf spätere, stärkere Leiftungen. So konnte er seine Arbeiten nicht verwerten und geriet mehr und mehr in eine höchst prekare Lage. Don mimosenhaft garter Empfindung, wie er war, vertraute er sich niemandem an. Ich aber, mit dem Instinkt des Weibes, erriet seine Sorgen und suchte einige wohlhabende Ceute, die mir bekannt waren, für ihn zu interessieren. Sie händigten mir Geldbeträge ein, die ich ihm überbringen sollte. Er zögerte, sie anzunehmen. Es war rührend, dabei den Kampf zu beobachten, den in seinem Innern Stolz und Armut kämpften. Schlieklich siegte die Armut. In Cränen ausbrechend, umarmte er mich. Dabei kam auch ganz unwillkürlich die Neigung zum Ausbruch, die er, wie ich ahnte, ja wußte, immer für mich empfunden, wenn auch mit der ihm eigenen Schüchternheit sorgfältig verhehlt hatte. Nun aber überließ er sich gang feinen Empfindungen. Die innige, fast feminine Zärtlichkeit, die er mir bewies, versette mich in einen wahren Taumel des Glücks. Dadurch aber wurde das Verhältnis vom Manne zum Weibe fast umgekehrt. Ich wurde die Gebende, er der Empfangende. Schon nach einiger Zeit glaubte ich zu fühlen, daß ihn die Leidenschaftlichkeit meines Wesens bedrücke, beängstige. Ich jedoch zum ersten Male, da ich dies schreibe, erröte ich — betrachtete ihn als mein Geschöpf, mit dem ich nach meinem Willen schalten könne. Und als ich mertte, daß er mehr und mehr erkalte, machte ich ihm heftige Vorwürfe. Er erschraf und tat sich mit erneuten Zärtlichkeiten Gewalt an. Ich erkannte das sofort und wurde nur um so erbitterter. Eines Cages, als ich auch einigen Grund zur Eifersucht zu haben glaubte, geriet ich außer mich und erging mich in häklichen Drohungen. Er war totenfahl geworden. Ich sah, wie es in seiner Brust arbeitete; ich sah, wie er seine Empörung, seinen Jorn niedertampfen wollte. Aber er vermochte es nicht. "Genug!" schrie er. "Cassen Sie mich! Ich will, ich kann Sie nicht mehr sehen!"

Da erhob ich die hand wider ihn.

Mit starren, weitaufgerissenen Augen stand er' da und regte sich nicht. "Schlagen Sie zu! Ich hab' es verdient, weil ich Ihnen noch immer Liebe geheuchelt. Sie waren mir schon längst widerlich geworden."

Das traf. Mein Arm sank herab und ich ging, während er einen langgedehnten Schrei der Befreiung ausstieß . . .

Was soll ich Ihnen noch sagen? Ich war vernichtet. Denn da war ja wieder, hundertsach verstärkt, das entsetzliche Wort gefallen, das mich damals in den Tod treiben wollte. Und wieder dachte ich daran. Aber gerade die Wucht dieses letzten Schlages war es, was mich auch wieder aufrichtete. Sie überzeugte mich, daß mein Schicksal ein unabwendbares sei. Verzichten. Ia, das war es: ich mußte verzichten. Und mit dieser Erkenntnis schien mich eine hehre Krast zu überkommen, die mich über alles weitere Wünschen und Begehren emporhob. Es war ein beseligendes Gesühl. Aber wie alle Gesühle und Stimmungen, die mit unserem innersten Wesen im Widerspruch stehen, hielt es nicht vor. Der Kampf des Willens mit dem Intellett begann in mir. Ich wollte arbeiten, aber wie ich Ihnen sagte, ich konnte meine Gedanken nicht sammeln. Es war ein aufreibender Zustand, ein beständiger Wechsel von dumpfer Resignation und immer wieder auftauchender Sehnsucht...

In dieser Gemütslage befand ich mich, als ich gestern mit Ihnen zusammentraf. Sie waren so lieb mit mir, so herzlich. Nicht bloß, daß Sie der Schriftstellerin anerkennende Worte sagten: ich schien Ihnen auch, während Sie mich — ich nahm es ja wahr — forschend und ausmerksam betrachteten, zu gefallen. Und als wir in der hellen Mondnacht über die Ringstraße schritten und Sie das Derlangen äußerten, unsere Bekanntschaft fortzusehen, da zitterte es in mir wieder wie hoss-nung auf. Er ist nicht mehr jung, dachte ich; er scheint, gleich mir, traurige Erschrungen hinter sich zu haben — vielleicht genüge ich ihm. Dielleicht konnten wir uns wirklich zu einem gegenseitig beglückenden Bunde aneinanderschließen. Aber Sie werden mir das Zeugnis geben, daß ich widerstand — wenigstens widerstehen wollte. Ihre Frage, wann Sie mich wiedersehen würden, zögerte ich zu beantworten. Ich kämpste mit mir selbst — endlich riß es mich hin. Sei es! dachte ich. Die erste Wiederbegegnung soll entscheiden. Sie hat entschieden — und mir zur letzten banernden Gewischeit verholfen. Leben Sie wohl und antworten Sie mir nicht! "

* * *

Er ließ die Blätter sinken, und eine Zeitlang verhielten wir uns schweigend. Endlich sagte er: "Nun, wie finden Sie das? Glaubt man nicht, einen modernen Frauenroman in nuce vor sich zu haben? Nur mit dem Unterschied, daß es sich hier um innerlich wahrste, wenn auch unser Gefühl verlegende Selbstbekenntnisse einer verzweifelnden Seele handelt, während dort alles auf eitle Selbstverherr-lichung des Weibes abgesehen ist, das aus einer hand in die andere geht, weil es den "Rechten" nicht finden kann?"

"Es ist so," erwiderte ich. "Aber was geschah weiter?"

"Sie werden es hören. Begreiflicherweise war ich durch den Brief sehr erschüttert worden. Und auch, trot der ruhigen Sassung des Schlusses, beängstigt. Ich wollte antworten. Doch taum, daß ich zu schreiben begonnen, ließ ich davon ab. Was hätte ich nach all bem noch vorbringen fönnen? Hier war wirflich Schweigen ber Rest. Aber längere Zeit hindurch fürchtete ich, auf eine traurige Notiz zu stoßen, so oft ich eine Zeitung zur Hand nahm. Nach und nach beruhigte ich mich und trat eine Reise an. Nach meiner Rudtehr machte ich einen Besuch in jenem hause, wo ich die Dichterin tennen gelernt, und erkundigte mich nach ihr. Ach, hieß es, die hat ein sehr vorteilhaftes Engagement als Gesellschafterin einer tranten Dame angenommen. Merken Sie wohl: die unheilbar kranke Chegattin, die seit Ibsens Rosmersholm in der Literatur gang und gäbe geworden, begann hier schon eine Rolle 311 spielen. Die besaate kranke Dame war nicht mehr sehr jung und ihr Mann noch nicht sehr alt. Zudem befand sich ein etwa achtzehnjähriger Sohn im Hause. Ich behaupte gar nichts, ich mutmaße nur, daß die "letzte Gewißheit" keine dauernde gewesen. Denn als sich die Dichterin im Cause der Zeit mit der ganzen Samilie an die Riviera begab, hat sie sich von einem Selsen in der Nähe Genuas à la Sappho ins Meer gestürzt. Das heißt, sie wollte sich hineinstürzen. Der Selfen aber, ein sehr beliebter Aussichtspunkt, fällt nicht gang steilrecht ab. Sie traf also auf vorspringende, vielfach gezacte Wandungen und langte mit zer= schmetterten Gliedern und blutender Stirn unten an, wo nur die Strandwellen ihre Süße umspülten. Man brachte auch das Ereignis mit einem Schwindelanfall in Zusammenhang, der die Ärmste, die sich vielleicht zu weit vorgewagt, plötzlich ergriffen hatte. Immerhin möglich. Genug: fie starb am nächsten Cage. Friede ihrer Asche."

Zum Sall Hervan.

Da Ceontine v. Hervan gegen das Urteil des Kreisgerichtes Ceoben, womit sie des Derbrechens der zweisachen She schuldig gesprochen wurde, die Nichtigkeitsbeschwerde ergriffen hat, so muß sich die publizistische Erörterung des Falles in der Besprechung der Beweisergebnisse eine Schranke sehen, und darf die Frage der Schuld nicht voreilig einbeziehen. Die Art aber, wie dieser Prozeß geführt wurde, ist ein so erlesenes Beispiel für den Topus unserer Strafrechtspflege, daß sie mit vollem Ernst behandelt und besprochen werden muß.

Die Anklage war darauf gerichtet, daß die Angeklagte über den Bestand einer Dorehe ihren Gatten getäuscht und vor völlig durchgeführter Scheidung die Ehe mit ihm geschlossen habe, während die Angeklagte behauptete, daß der Bezirkshauptmann v. Hervangewußt habe, daß das Scheidungsverfahren in bezug auf ihre in Deutsch-Afrika geschlossene Dorehe noch nicht völlig abgeschlossen sei und daß in seinem und des Pfarrers

Einnerfrühlus einem Mafjen Derlähnis die folenne Sorm der Cheichstellung gegeben wurde, deren Radifioliung und Einnersten des Scheidungserkenntmisse erfolgen follte. Auf dich Punkte. Bestamb einer Dorese, Erunung oder Derlähnis, Kenntnis des Gatten waren sund Untersachung und Derlähnlung zu richten. Ganz anders jedoch hat sich das Derfastern gefinktet.

Mi einer nicht zu überbietenden Gründlicheit wurde das dielnigde Vorleben der angellagten Fran durchischet, nicht um etwa Beweismittel zur Uberführung wegen Biganie zu liefern, sondern um durch sogenannte Mustrationssalba die Gesangene vor aller Welt zu charalteriseren. Diese ungläntliche Cendenz der österreichöshen Strafrechtspslege, die sie vom Durbild französischer Standalprozesse übernommen hat, ist aber ebenso rechtswärig als tief eingewurzest.

Der Angestagte hat ein Recht daranf, daß er nur in bezug auf die angeschuldigte Cat verurteilt werde, und deshalb hat er auch ein Recht darauf, daß sein Privatleben ebeuso geschout und heilig gehalten werde wie das irgend eines anderen. Dies gilt um so mehr, wenn es sich um sexuelle Dinge handelt, in denen es so leicht ist, den Richter zu machen, so schwer als ein ganz Reiner besunden zu werden.

Dabei gibt es keine ungerechtere, grausamere und oberstäcklichere kirt der Beweissührung, wenn man diesen Namen überhaupt hier anwenden dars, als die Beweissührung durch Illustrationssatten. Denn Entlastungsbeweise werden nicht zugelassen. Will der Angeslagte, den man irgend einer nicht zur Sache gehörigen Schändlichkeit beschuldigt, gegen die Aussage des entlassenen Dienstboten oder des hotelkellners, oder welchen Zeugen immer, einen Gegenbeweis führen, indem er seine Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit des Zeugen unter Beweis stellt oder andere Zeugen ruft, so wird ihm regelmäßig erwidert, daß ja dieser Punkt nicht unter Anklage gestellt sei und ihm damit der Entlastungsbeweis abgeschnitten. Dies bedeutet also, daß in einem solchen Versahren Ehre und Existenz eines jeden, den ein Staatsanwalt anklagt, zerstört werden dars, ohne daß ihm irgend eine Möglichkeit der Verteidigung erlaubt wird. Noch eine andere fürchterliche Seite unseres Strasversahrens ist in diesem Prozesse greller hervorgetreten als sonst, es ist die Sequestration des Angeklagten in qualvoller haft, seine Absperrung von allem Rat, allem Beistand, die vollständig an die Stelle der bis an das Ende des 18. Jahrhunderts angewendeten Cortur getreten ist.

Wir hören da die beliebte Redensart über die viel zu humanen Einrichtungen unserer Gefängnisse; wer auch nur ermessen kann, was die Freiheitsberaubung an sich bedeutet, wird in diesen Chor wohlseiler Gewissensberuhigung nicht einstimmen. Aber darüber hinaus bringen die Gefängnisse in Österreich wie anderswo für ihre Insassen eine Kulle physischer und seelischer Leiden und Gefahren. Was soll man erst dazu sagen, daß der nur Verdächtige in viel schlechteren Gefängnissen gehalten wird als der Verurteilte, so daß abgehärtete Verbrecher, die einen Teil ihres Lebens in den Strafanstalten in Stein oder Göl ersdorf zugebracht haben, alles tun, um nur der hölle der Untersuchungszelle zu entrinnen. Im Jahre 1803 hat das allgemeine Gesehbuch über Verbrechen und schwere Polizeiübertretungen im § 307 ausgesprochen, daß jeder Verhaftete, soviel möglich ist, alseln in einem eigenen Gesängnis verwahrt werden soll, und hundert Jahre später, während sich Bedingungen des physischen Lebens unendlich gebessert haben, pfercht man so viel Untersuchungszesengene, als möglich ist, mit den verschiedensten Lebensgewohnheiten in sanitätswidrige Gesasse.

Warum war es überhaupt notwendig, bei einer Anklage wegen zweifacher Che die Derdächtige in Untersuchungshaft zu setzen? Bestand etwa in einem Falle, wo der Urtundenbeweis und Aussagen der Derführung ganz unerreichbarer Zeugen ausschlaggebend sein mußten, die Kollusionsgefahr, dieses traurigste Überbleibsel des Inquisitionsprozesses in den Strafprozekordnungen? Oder war es für die österreichische Rechtspslege so unendlich gefährlich, wenn sich die Angeklagte durch Flucht der Strafe zu entziehen versucht haben würde, und warum hat das Ceobener Kreisgericht nach der Derurteilung, wobei es selbst die Cäuschung des Gatten als nicht erwiesen annahm und die Cat unter die milbere Beltimmung brachte, die Absicht Lundgegeben, die Angeklagte bis zur Derhandlung über die Nichtigfeitsbeschwerde, also nach dem gewöhnlichen Cauf der Dinge mindestens durch Monate, im Kerker zu lassen. Diese Absicht wurde in der nach den Derhältnissen der Angeklagten und der für sie zu erwartenden hilfeleistung unerschwinglichen Höhe der geforderten Kaution unverkennbar ausgesprochen. Sollte damit die Augeklagte bewogen werden, auf ihr Rechtsmittel zu verzichten, da nach unserem Gesetz die Untersuchungshaft nicht eingerechnet wird, so daß selbst bei gunstigem Erfolg der Beschwerde Frau hervan die Strafe abgesessen haben wurde, während bei ungunstigem Ausgang ihr mindestens die doppelte Dauer der Einsperrung drohte? Wenn es einen gesetzgeberischen Gebanken gibt, für den zu tämpfen es sich verlohnt, so ist es der, nach dem Dorbild Englands, der Dereinigten Staaten, Schwedens, die Darteienöffentlichkeit in die Doruntersuchung einzuführen.

Der Verfasser unserer Strafprozegordnung, Glaser, hat es selbst empfunden, daß es nichts Unorganischeres gebe als die Anfügung einer mündlichen unmittelbaren Derhandlung an ein geheimes inquifitorisches Derfahren, aber er folgte dem Druce der Cradition auf dem europäischen Kontinente. Die Einführung der materiellen Derteidigung in die Voruntersuchung, das heißt Gewährung des Rechtes an den Angeklagten, seinen Beschuldigern sofort in die Augen zu sehen, Zeugenverhören beizuwohnen, Fragen zu stellen, Urkunden zu requirieren und zu prüfen, ist eine Forderung, der man nur dann widerstehen kann, wenn man aus Angst vor dem größeren Derstand des Beschuldigten es vorzieht, die Persönlichkeit eines erst Verdächtigen mit füßen zu treten, als sofort ber Auftlärung von beiden Seiten Tür und Tor zu öffnen. So oft hat man die Jurcht por der Verdunkelung des herganges als einziges Argument gegen die Abschaffung der Kollusionshaft verwendet; und gerade in dieser Sache hätte man in einem parteiöffentlichen Verfahren sofort Klarbeit über den wichtigsten Punkt bekommen. hatte man der Angeklagten ihre Papiere und darunter die Korrespondenz ihres Gatten zur hand gelassen und deren Dorlage gestattet, so mare die schwerste Anklage, daß herr von hervan über den Bestand der Dorehe getäuscht worden sei, nie erhoben worden, vielleicht würde man in Kenntnis dieles Umstandes gar nicht angeklagt haben. Da diese Dorgänge nicht vereinzelt, sondern geradezu typisch sind, muß man nach der Verkettung der Ursachen forschen, die so viele Staatsanwälte und Richter, fast alle Männer von der persönlichen Chrenhaftigfeit der österreichischen Magistratur, zu diesen Erzessen der Strafgewalt drängen. Es ist vor allem das Publitum, die Bevölterung im weitesten Sinne des Wortes, die mitverantwortlich gemacht werden muß. Die Öffentlichteit glaubt förmlich einen Anspruch auf den Justisstandal zu haben. Wann immer ein Unglücklicher vor den Schranken des Gerichtes steht, dessen Sall durch gesellschaftliche Stellung, durch

verlöuliche Cinenicalten intereisant ist, will alles sein herz und seine literen ersorschen. Die Juffamer, die in die Gerichtsfäle strömen und sich nur mit einer etet Erditterung die Beniftung der Opernander verbieten lassen, ebenso wie die Schriftsteller, die Kuntter, Kriminalpindologen und Leser von Schauerromanen, jeder will die Settion des Angeschuldigten bei lebendigem Leibe mitmachen, um für seine Lüsternheit und Neugierde, mandanal and Withbegier Stoff zu gewinnen. Und so verführerisch ist diese Strömung. daß hich Richter, Staatsammälte und Derteidiger nur mit Mühe und selten emporrussen und dem Drud der Sensation entziehen können, obwohl es ihre Aufgabe ist, die öffentliche Meinung auf diesem Gebiete zu führen und durch bewußtes Beberrschen der dunkleren Regungen und festes Begrenzen des Richtigen und Unrichtigen zu läutern. Soben wir doch in Wien erlebt, daß in einem Prozeß wegen Deruntreuung, der so klar und einfach war, daß man in einem Cand, wo sachlich verhandelt wird, wie in Frantreich beim Juditpolizeigericht, wie in England überall, in einer halben Stunde fertig gewesen ware, die Liebesbriefe des Angeklagten und seiner Geliebten vorgelesen und vom Dorsigenden tommentiert wurden. Mitschuldig an der Steigerung der ungesunden Instintte, ebenso wie anderseits verdienstvoll durch Verbreitung von Kenntnissen, ist die stets neuigteitslüsterne Dresse. Bei so vielen Miticuldigen muk freisich die Stimme des rubig nüchternen, das Gute anstrebenden obersten Ceiters der Justiz ungehört verhallen, der in seinem bekannten Erlaß vor dem Hineintragen von Sensationen in den Gerichtssaal warnte.

Wenn man darüber staunt, daß sich Jahrhunderte in Zivil- und Strafsachen in den merkwürdigsten Sormen bewegt haben, daß unter Kaiser Otto dem Großen die Frage der Reprasentation im Erbrechte durch die Enkel in Zweikampsen gebarnischter Gruppen entschieden wurde, daß für die Rechtsfindung alle möglichen Ordale, in erster Linie das Duell entscheidend waren, wenn man im Blobsinn der Herenprozesse ein Phanomen der Massenertrantung der Voltsseele erkennt, so muß man wohl den Schluß ziehen, daß eine für uns, wie ich fürchte, allerdings ferne Zukunft die Sequestration des Verdächtigen und bas geradezu diabolische System der Illustrationsbeweise, womit die Vernichtung der Personlichkeit vor dem Urteil vollzogen wird, zu derselben Gattung der Justizverbrechen zählen wird. Unsere amtliche Statistit weist mit Stols darauf bin, daß die Durchschnittsdauer ber Untersuchungshaft abnehme, aber man hat keinen Grund zum Stolz, wenn man bedenkt, daß jahraus jahrein mehr als die Gälfte der in Untersuchungshaft Gesetten schliehlich nicht verurteilt wird. Es ist ja wohl möglich, daß auch frau v. hervan einen volltommenen Freispruch erringt, dann wird sie auf die nicht im Zweck des Strafgesehes begründete Marter der Derhandlung und auf eine viermonatliche Untersuchungshaft zurüczublicen haben, die nur deshalb nicht ein Jahr gedauert hat, weil das Obergericht in Graz die Kaution herabgesetzt und ein menschenfreundlicher Advokat für die Angeklagte diese Kaution erlegt hat.

Für eine zweifache Che, die weder Rechte des ersten, noch schuldlose Unwissenheit des zweiten Gatten verletzt hat, auch keinen Zweifel über den Samilienstand von Kindern im Gesolge haben konnte, hat das bigotte England des 18. Jahrhunderts die herzogin von Kingston, deren Dorseben kaum minder galant war als das der Angeklagten, nur mit Derslust ihres Namens gestraft. Aber so mancher machte gestend, daß der Bezirkhauptmann durch die Che mit einer Person, die in bezug auf Vermögen und herkunft ihn listiger Weise in Irrtum geführt habe, betrogen worden sei. Und es ist richtig, daß unser Geseh den als

Betrüger bestraft, der einem anderen listigerweise in der Absicht, ihm einen Schaden zuzufügen, irre führt. Da ist es nun merkwürdig, daß ein scheinbar ganz unter die Wortsassung des Paragraphen fallender Tatbestand niemals, auch in diesem Falle nicht, als Betrug versolgt wurde, ohne daß ein geschriebenes Gesetz eine solche Versolgung ausschließen würde. Wenn man näher nachdenkt, so ergibt sich der Grund.

Er liegt darin, daß nach der wenigstens in der Idee respektierten sittlichen Anschauung Rücksichten auf Mitgift und sonstige Vorteile nicht zur Ehe bestimmen dürfen und sollen, daß selbst ein durch die Verheiratung erlittener positiver Schade vor keinem Gericht in irgend einer Form geltend gemacht werden darf. Das Recht behandelt es als gleichgültig, ob in dieser Beziehung Täuschungen vorgenommen wurden, weil der Gatte gar nicht berechtigt ist, einen Vorteil aus der Ehe zu beanspruchen, einen Nachteil als unrechtmäßig abzuwehren.

Es wird gegen jeden Widerspruch vorausgesetzt, daß die Che aus Neigung geschlossen wird, so daß ein anderes Motiv sich in keiner Weise, weder im sittlichen noch im Rechtsleben Geltung verschaffen darf. Wenn es im Salle hervan irgend ein versöhnendes Moment gibt, so liegt es darin, daß beim Gatten der Angeklagten, der — wie es scheint — ihre wahre Lage wohl kannte, sowie auch bei ihr trotz aller Vergehungen, deren sich zweisellos beide schuldig gemacht haben, eine starke Neigung vorhanden war, die sie zusammenführte.

Edmund Beneditt.

Chronif.

Mulit.

Man hebt sich gern aus dem Gewoge des Alltags und sucht einen ruhigen Duntt, die Möglichteit der Besinnung. Antrieb, Triebe, innere Sturme werden beschwichtigt und was uns eben noch in haftiger Bewegung mitgeriffen hat, wird Gegenstand der Betrachtung. Die Kunft von heute haßt dieses Besinnen - daher ihr Widerftand gegen die Afthetit - fie haft bas Betracten; sie tractet weiterzukommen; sie will leben, unaufgehalten leben, leben. Mur nicht benten, nach-benten, nicht meffen, prufen! Die Kunft gibt teinem mehr bas Recht zu richten und auch feinem die Beit gu richten. Der Kunftphilosoph, will er nicht bespottelt werden, hat nur noch zu fagen: Das war; das ift. Er muß fich felbst also aufgeben. Das Schließen und Solgern aus Erfahrungen und Dortommnissen gilt icon als unliebsamer übergriff ber Derstandesfunktionen. Man soll die Dinge in ihrem Sluffe nicht stören. Wir find dahin gelangt, in der Kunft nur noch die Energie der Bewegung, nicht um des Zieles willen, sondern einzig um der Bewegung willen, zu bewundern — ganz wie den Ceuten die Dynamit des modernen Motorfahrzeuges Freude macht, gleichviel ob es lachenden fluren entgegeneilt ober ein haustor einrennt . .

Ist es Starte ober Schwäche ber neuen Künftler, daß sie sich gegen das Betrachten, Ausicauen, Werten, gegen das Aufspüren oder Anwenden afthetischer Grundgesete strauben und bem menfolichen Geifte nur noch geftatten möchten, fich als Registratur fünftlerischer Dorgange zu fühlen? Der Wille gur Philosophie wird auch den Kunstmenschen nie auszutreiben fein, und der hang, zusammenzufassen und zur Idee aufzusteigen, ist unausrottbar. Der einface Chronift ftrebt freilich nicht fo boch; er wird fich damit bescheiden, Catsachen gu sammeln und, wenn das Glud will, ihre Zusammenhänge aufzudeden; er wird nicht den heute nun einmal verbotenen Weg gehen, der zur reinen Anicauung führt, fondern bochftens Anfichten gu entwideln fuchen . . . Ein Jahr Musikpflege in Wien muß ein Bild geben. Es ift die altge-

wohnte Gruppierung: Die hofoper in der Mitte. erhöht; links die "Philharmonischen", rechts die Gesellschaft ber Musikfreunde mit bem "Singverein". Jest ist aber auch der "Wiener Konzertverein" vorgeschoben und bringt Freiheit in die eherne Symmetrie. Die großen Mannergefangvereine, die nun bei jeder gewaltigen Aufführung den gemischten Chorvereinen tapfer zur Seite stehen, sind endlich aus den hintergrunden der Kunft, wo die Liedertafeln errichtet waren, gang in den Dordergrund ernster Musitübung getreten. Rings um diese groken Gruppen die emsigen Quartettvereine mit stets neuen Antommlingen, die Liedfanger und Dirtuofen, wie fie ein Musitforscher jungst sehr hubsch einteilte: mannlichen, weiblichen und nebenfachlichen Gejáleáts.

Die tranke hofoper hatte eines Tages den Gustav Mahler und mit ihm ein Programm erhalten, das die Cebensgeifter wieder aufrüttelte. Mozart wurde aus der Notlage befreit, im Spielplan immer nur bescheibenes, herziges Deilchen zu sein; die Spieloper tam zu Ehren und in würdigen, unverfürzten Wagner-Aufführungen wurde dem Meister gegeben, was des Meifters ift. Drafonifche Magregeln wiesen den Kunftlern und der hörerschaft die ernften Pfade unerbittlich ftrenger Kunft. Die Cheaterphilosophie wird sicher einmal für die Buhne das Gesetz der Erhaltung des Idealismus finden und genau berechnen, wie lange der Idealismus eines Theaterdirettors mahren tann. Guftav Mahlers Idealprogramm ift raich verflogen: Die Mogartbewegung in der hofoper ftodt; Glud ift ausgeschaltet; Marichner ift verfcwunden; viel gutes mit ihm. Die Wagner-Werte, mit wenigen Ausnahmen, find grundlicher Proben und völliger Durcharbeitung bedürftig, und doch merden fie fo häufig porgenommen, daß ein Influs den anderen bedrängt und jedem forgenden Kunftfreund por dem unausbleiblichen Rudichlag bange werden muß.

Die planmäßige Bildung und Kräftigung bes "Ensemble", von dem die Stilfragen abhängig sind, darf man als wichtigste Aufgabe einer Direttion bezeichnen. Die hofoper hatte einst für die Meisterwerke ein verhärtetes, unverrudbares Ensemble, das sich schlieglich nur noch aus "typischen" Darftellern gusammensette. Das war von Ubel, wenn auch Idealtypen, wie fie Scaria, Reichmann, die Ehnn ober die Materna feststellten, gewiß nicht gu verachten waren. Direttor Mahler, der freie und energische Geift, löfte sofort das Ensemble aus feiner Starrheit. Ihm fehlt aber die Stetigkeit und ruhige Kraft, ein Ensemble gleichsam in Schwebe zu halten; er geriet in das andere Ertrem, aufs Berreifen, Berklüften. In die klaffenden Suden werden beständig mittelmäßige und fremde Künftler gezwängt, die in einer flüchtigen Derständigungsprobe meder dem Stil der Aufführung, noch der Natur der anderen Künftler sich anpaffen tonnen, ja nicht einmal Manieren abzuftreifen vermögen, die ihnen von übungsbühnen ober fleinen Cheatern hangen geblieben find. Auch die haustrafte gelangen bei dem rubelosen Wechsel nicht zu der harmonischen Ausgleichung, die der Stil erfordert. Grag, Brunn, Troppau, Maadeburg, Stuttgart gehören jekt zum Ensemble der Wiener hofoper - wie der Alte fagt: "Darumb so bringt ba manger stuel für alle tifc und bent, der billich wol ain icamel wer."

Ceitet Direttor Mahler eine Aufführung, fo bindet er mit genialer Kraft die auseinanderstrebenden Elemente; er suggeriert dem Publitum ein Ensemble, der einen Sangerin eine Art Koloratur, ber anderen eine Art bramatifcher Energie, der dritten eine Art Poefie ober musitalifder Begabung. Doch die iconen Caufdungen zerfallen, wenn er den Cattitod weitergibt. Die "Meistersinger" mogen gum Erempel bienen. Die herrliche Aufführung unter Guftav Mahlers Ceitung, die Cebendigfeit, der leichte, freie Cuftspielton ift noch in frifcher Erinnerung. Cang, lang ift's her. Seitdem hat herr Slegat teine Sortidritte gemacht; er beschräntt die Darftellung aufs Stehen, Geben, Sigen; herr Preuf hat sich immer mehr vom Charafter des David entfernt und in die Operette begeben; fast jede Aufführung bringt einen anderen Bedmesser; bas Erchen ber grau Sorfter-Cauterer ließ einmal das Beste hoffen - da wurde die Künstlerin für lange Zeit zur Seite gestellt; erft heute wieder, nach mancherlei Experimenten, fteht ihr Evchen, wieder in Gunft, und die Sangerin darf die Kunftarbeit von neuem beginnen. Die Prügelfgene und die Dorgange auf ber Seftwiese sind jest von der Musit abgezogen und in Unordnung gebracht. herzerfreuend ift Weidemanns poetischer |hans Sachs... Zu allgemeiner Dermunderung wurde fpater bem weichen Darfteller des hans Sachs der finftere Digarro übergeben. Solche Experimente sind Methode geworden. Muß da nicht der Künstler an fich felbft, das Publitum an dem Künftler irre werden?

Bur Arbeit ging die hofoper in der verfloffenen Saifon auf feltfam verfclungenen Wegen. Dorerst wurde das Orchefter tiefer gelegt. Dertieftes Orchester - das klingt wohl banreuthisch, wenn man davon spricht, aber nicht, wenn man's hört. Da nämlich dem tiefliegenden Orchefter der hofoper die beiden Schallbeden fehlen, so sind die Klange nun nicht wie in Banreuth gebunden, daß fie ineinanderfliegen, fondern vielmehr isoliert und zerstreut. Das Blech waltet por und gibt häufig ein Echo; den Geigen, die, wie in einem Kelleraum, jest icharfer und dunner flingen, ist der milbe und weiche Glanz genommen. Ein hervorragender Gastdirigent erklärte, daß er das hofopernorchefter in dem vertieften Raume nicht mehr wiedererkannte. Da das Sorte jest ftarter, das Piano leifer flingt, find die Sanger von dem teils bedenden, teils unhörbaren Klangwesen aufs empfindlichfte berührt. Wohl wurde ber Boden unter ben Geigerfigen wieder ein wenig erhöht, wohl werden die Streicher vielfach permehrt; aber das übel ist nicht völlig beseitigt. Es bildete sich in der hofoper also eine neue Kunft, onnamische Gegenfage gu milbern und die eigens erzeugten afustischen Migverhaltnisse wieder auszugleichen. Direktor Mahler ift Meifter dieser Kunft. Der einst so flangfrohe Dirigent, der durch Sernwirtung mit dem Aufgebote aller leiblichen Krafte die hellften, ichneidendften Klange aus den Blechtrichtern gu holen trachtete, ift jest nur aufs Dampfen, Derichleiern, aufs Erzeugen von faufelnden Untonen bedacht. Selbst Beethovens Musit wurde bei der neustudierten "Sidelio"-Aufführung in solche Dammerungen getaucht . . . Da der Orchesterklang in dem hofopernhause immer der dentbar iconfte gewesen ift, so tonnten wohl nicht die Mufiter, fondern nur die bildenden Künftler, die in der hofoper das Wort führen, die Derfentung des Orchefters veranlagt haben. Sicherlich sollte das Bühnenbild, das man auch von der "Rampe" befreite, nicht durch hochfahrende Diolinbogen und durch die Bewegungen ber Orchesterleute gestört werden. Man ist jent allerorten angitlich beforgt, daß dem Publitum feine Illufion geftort werde. Konzertfale werden verdunfelt, Spieler und Sanger durch ein verbedtes Dobium ben Augen ber horer entzogen. Als ob ein gesunder Sinn feiner Illusion fabig mare, wenn ihm nicht jede Storung weggeschafft wird! Den Kunftgenuß durch hopnofe gu vermitteln ist das Mertmal einer teineswegs starten Zeit. Nedbals "Sauler hans", der die Saison eröffnete, bietet nun auch ein Ballet mit Sinfternissen: Der Zauberwald im geteilten Licht, Waldweben im Duntel, die duftere Sarbenftimmung ber trauernden Stadt, das Dunkelheim des Drachen, das lebendige Ballettorps zumeist als mefenlofer Schleierfarbentraum, und gu den weichen Molltonen der Ceflerichen Bilber die fowermutige, von folidem Musitverstand gefeffelte Musit Nedbals, die alle Marchenironie versteift! Nach dem neuen Ballet war die Direttion bemüht, die Stilmischungen halevys in ber neuftubierten "Jubin" rein und feufch barzustellen. halevy murde gum Klaffiter umdirigiert, feine Melodien mit dem gangbaren hochbruditempel des Musikoramas versehen. Und dann Ceflers munderbarer Seuerkeffel! Man hat die "Judin" mit fünftlerifder hodachtung verbrannt. Aber harrten ber gludlich vereinigten Kraft des genialen Dirigenten und des erfindungsreichen Malers nicht bringendere Pflichten? Die Jahrhundertfeier für Berliog raufcte burch Europa. Die Kunstfreunde erwarteten eine Cat, eine Berliog-Oper. Da trippelten Mimi und Mufette mit Puccinis sattsam befannter "Bobeme" über die Buhne, und in der überrafchenden Puccini-hulbigung mit dem Degierspiel mehrfacher Wechselbesetzung, rief die hofoper wieder die verflungenen Extlamationen der Neuitaliener 3um Ceben. Der Hofoperndirektor legt zwar das Siegfried-Schwert zwischen sich und die "Cavalleria", aber der Spielplan der hofoper verrat tropdem eine bebenflich innige Beziehung gu der abgelebten Oper Mascagnis. O, die Ideal. programme des erften Sturmlaufs! Und bann bie ichnobe Wirflichfeit!

Die zweite Hälfte der Saison hob sich zu hugo Wolfs "Corregidor", zu Derdis "Salftaff" - beide Werte sind mit beträchtlicher Derspätung in die hofoper gelangt - und endlich gur Neuftudierung der "Eurnanthe". Sehlbesetjungen im "Corregidor" und andere Dortommnisse bezeugten, daß man dem feinsinnigen Werte hugo Wolfs nicht mit warmer, fördernder Liebe entgegentam. Die Schwächen biefer erften bramatiichen Arbeit des Eprifers wurden bei der Aufführung eher betont als verdedt. Die Musit des "Corregidor" ift von reinstem Abel; nichts Banales, Niedriges hat sich zugeschlichen; in jedem Catte die lauterften mufitalifden Abficten, die in der unerschöpflichen Umbildung carafteriftiicher Motive erfüllt werden; aber hugo Wolf befaß die Kraft nicht, einem Texte, der fich wie eine lange, lange hatelarbeit aufrollt, inneren dramatischen halt zu geben. Die Musit mit ihrem unfäglich garten humor und den gligernden Motivengespinsten hatte in dem breit ausgezogenen Terte feine Stupe, feine Möglichfeit der Konzentration. Mun weiß man, daß das Publitum fich gierig um den argften Unfinn ichart, wenn er sich roh, brutal, tyrannisch geberdet; vornehmen Geiftern aber wird nicht das geringfte nachgesehen. Als einziges Jugestandnis bleibt das befranzte Ehrengrab . . . Da läßt die hofoper neben dem Corregidor den braven Barbier von Bagdad, die halfte aller Mogart-Opern, Alceste, Armida, die Iphigenien, Oberon und Gleichgefinnte ruben. Santa, Nedda, Mimi und Louise rasen darüber hinweg. Wollte man der hofoper den Abel der Musit erhalten, fo hatte man nur die bemahrten "Literarifden Abende" einzuführen. Der Citel verpflichtet, bezeichnet eine Richtung und sammelt einen eigenen Kreis von abnlich gestimmten hörern, die sich von der stumpfen Masse absondern und gang wohl wissen, welche Empfindungen und Begehrniffe fie an einem Glud-Abend zu hause laffen muffen. Wenn freilich die Direttion ihre einst pompos ausgebreiteten Ideale zusammenschnürt und sich durch administrative Magregeln zwingen läßt, neue Werte gleich dreifach zu befegen, fo bleibt feine Zeit und feine Künftlergruppe für einen "literarifchen Abend" übrig. Trop der geiftvollen Bearbeitung Guftav Mahlers, der aus seinem reichen Schate von Intelligenz in die "Eurnanthe"-Handlung Sinn und Vernunft zu leiten suchte, tann das Wert die erhoffte Wirtung nicht erzielen, wenn es nicht gleichsam einer felbstgewählten hörerschaft gegenübertritt, sondern den finanen der "Premiere" vorgeworfen wird. Das Schicfal ber Weberschen "Eurnanthe" wurde übrigens nicht allein durch den Cert bestimmt; es ist unabwendbar, und die Grunde liegen tiefer. "Eurnanthe" wird durch ihren Erben, durch "Cohengrin" niedergehalten. Auch im organischen Ceben find gerade die Zwischenglieder, die Dertreter der Zwischenstufen, die mahrlich die intereffanteften find, der Entwidlung am meiften dienen und der gestaltenden Natur gewiß mehr zu schaffen machten als die bereits vorgebilbeten, fertigen Sormen, dem Untergange geweiht. "Eurnanthe" ist eine solche Zwischenstufe, die bochftorganifierte, die von der flaffifchen Oper in das neue Reich führt. Man hat "Eurnanthe" weil sie die Jutunft vorbereitete, auch die Butunftsmusit des genialen Weber genannt. Doch nicht jeder Butunftsmusit ift es gegeben, Musit der Jufunft gu merden.

Die Aufführung des "Salftaff" war das Meisterstud der Saison. So viel Befreiendes hat diese Verdi-Oper, freie Geistigfeit; man spurt bie Grenzen des Alters nicht, der enge nationale horizont ist gludlich erweitert, das Romanische mit dem Germanischen vermält; die Instrumente leben sich frei aus, wie es ihre Natur verlangt. Und diefer toftliche, leichte humor, nicht flebrig und nicht nebelfeucht! Das Ohr ichopft immer neue Wonne aus dieser Partitur, jede Note schnellt lebendig empor. Guftav Mahler als Dirigent war in seinem Elemente, Licht flutete burch die Aufführung, den deutschen Sangern ichien die Junge geloft, mit Eifer und Liebe war das Wert auch ausgestattet, glanzend, vielfarbig murde es zur Erscheinung gebracht.

Demuth und Weidemann, die Damen hilgermann, Petru, Michalet, obenan Frau Gutheil-Schoder bewegten sich lustbringend in dem Kreise der Verdischen Ideen.

Die philharmonischen Konzerte waren in letter Zeit dem Wechsel untertan. Der häusliche Krieg zwischen dem hofopernorchester und ihrem Direktor hat die philharmonischen Konzerte des genialen Dirigenten Guftav Mahler beraubt. Mehrere Jahre stand Gustav Mahler an der Spite des ruhmreichen philharmonischen Ordefters. Auch hier folgten herrlichen, begeifternden Caten Mahlers nur zu bald musikalische Gewaltatte, die den flaffifchen Meiftern Ungemach bereiteten. Schlieflich erwartete man in den philharmonischen Konzerten, losgebunden von natürlichem, afthetischem Empfinden, nur mehr Aberraschungen, Derblüffungen, und aus dem funftlerischen Grunde hob sich die perfonliche Frage der reinen Neugier: Wie wird der Dirigent heute sein Derhaltnis gu diesem ober jenem Werke darftellen? Man betrachtete nicht ben Dirigenten als Verfünder des flassischen Beiftes - es wurden vielmehr die flaffifchen Werte dazu verwendet, den Geift des Dirigenten gu verfunden . . . In einer organisch entwidelten Kunstpflege gilt das Allgemeingefühl. Innerhalb der weiten Grengen dieses Allgemeingefühls ift individuelle Auffassung, individueller Ausdruck gewiß berechtigt. Es gibt keine individuellere Kunstäußerung als Joachims Vortrag Beethovenicher ober Badicher Werte. Wird aber durch das Joachim-Quartett das musitalische Allgemeinempfinden auch nur durch einen Catt, durch einen Strich verlett? Ift in dem Allgemeinempfinden, aus dem Joachims individuelle Kunft erblüht, nicht auch die modernste Auffassung eingeschlossen? Ober wollte jemand behaupten, daß Joachim der Zeit nicht genügt? Konnte man bieses etwa von hans Richters großen Beethoven-Aufführungen fagen? Das Allgemeingefühl ist wie ein stiller Vertrag funstverwandter Beifter; er tann nicht in Paragraphe gefaßt werben, aber er besteht. Auch im Leben gibt es folche ftille Dertrage ber afthetischen Gefellichaft. Auf ihnen beruht das Cattgefühl. Die fünstlerische und die gesellicaftliche Gemeinschaft wird burch das Cattgefühl zusammengehalten. Gustav Mahler verlett das musikalische Cattgefühl vielfach in der Ausführung der "Neunten" und anderer Werte Beethovens. Trop vieler Sonderbestrebungen war aber Mahlers Sührung in den philharmonifden Konzerten an wahrhaft genialen Jugen reich... Nach der Mahlerschen Sensationsepoche wurde experimentiert und gulegt die Zeit des Aberganges mit Gastdirigenten ausgefüllt. Jeder hatte seine Paradestude dem Programme wie Orden angeheftet. Der temperamentvolle Safonoff machte einen - siegreichen

– russischen Einfall mit Glazounow und Rimsty: Korfatow, beffen "Scheheragabe" gu einer unbeschreiblich iconen und volltommenen Ceiftung bes Orchesters führte; hofrat Schuch tat einen Griff in feine berühmte Accelerando-Mappe, wirbelte auch dem reichbegabten hofmuliter Franz Schmidt mit bessen "sinfonischem Zwischenspiel" einen starten Erfolg aus dem Orchester und ließ Goldmarts neue, lebenfprühende Ouverture "In Italien" jum erftenmale auffturmen; Artur Nitifd, der Jauberer der Mittelftimmen, mit seiner wunderbaren Dirigententechnit, und Dr. Karl Mud, mit ben Bilfen feines nüchternen Derftandes, brachten porwiegend herbe, ftrenge Werte. Das Bleibende im Wechsel waren die erlesenen Tugenden des philharmonischen Orchesters, das der Stolg der alten Musikstadt ift. Die Reigungen durch vielartige Dirigentenbilder sind gludlich vorbei. Das Programm der neuen Saifon wird Selir Mottl beherrichen. Sein Name ist icon Drogramm, fünftlerisches wie menschliches. Mottls freiem und doch natürlichem Künftlerwefen bringen die Wiener volles Vertrauen entgegen. Aus Ofterreich stammen fast alle hervorragenben Dirigenten, die jest im Auslande wirfen.

Auch die Gesellschaftstongerte find wieder bei einem Wendepuntt angelangt. Man sucht das heil bei einem neuen Dirigenten: Frang Schalt. Als Geride, ber auf hans Richter folgte, und Ricard v. Perger ben Niebergang der Gesellschaftstongerte, die Cahmung des einst gar traftigen Singvereins bewirtten, ichienen die Warnungen aufrichtiger Mahner nicht gu fruchten. Endlich murben die Buftande unhaltbar; man suchte nur noch herrn v. Perger gu halten, beffen menfoliche Eigenschaften gewiß hobe Schätzung verdienen. hatte er aber den Singverein an den Rand des Abgrundes gebracht, jo wurde ihm nun die Ceitung des Konfervatoriums und des Zöglingsorchesters übertragen. Anarcische Justande im Konservatorium waren die Solge, denn nur ein überragender Künftler vermag fich in einem Institute, das freie Künstler erzieht, Autorität zu verschaffen. Noch in diesem Jahre tonnte jeder, der ein Kongert besuchte, in der offenen hausflur des Mulitvereins am schwarzen Brette das Editt lefen, daß torporative Auflehnungen gegen einen bestimmten Cehrer, wie fie in letter Beit beobachtet murben. strenge geahndet werden sollen. Das sind Beichen. Die Kompositionsschüler fonnten an ihrem Suhrer beobachten, wie man nicht dirigieren darf; die erfahrenen Gesangslehrer gaben bei öffentlichen Opernvorstellungen vom Partet aus den Zöglingen, die auf der Saalbühne sangen, das Tempo an, das diese erft muhsam auf den Direttor gu übertragen suchten. Die Talente in Ofterreich find gum Glude unver-

wäftlich und fegen fich auch gegen einen Direttor burch. Bilflofigfeit und Schwanten alfo an der Stätte, wo der wadere Johann Nepomut Suchs so erfolgreich gearbeitet hatte, der Orcheftermann, der auch vom Gejange viel verstand und ein technisch allgemein gebildeter Musiter, ein ausgezeichneter Pabagoge war. Dollends ichien die ichwache Autorität des Konfervatoriumdirettors gebrochen, als er in der abgelaufenen Saifon fich nicht icheute, fein bramatifches Marchen: "Das ftahlerne Schloß" aufguführen. Durfte ber Ceiter ber Mufithochichule durch diefe vormärzlich harmlofe, in schwüler, rhythmischer Einformigfeit dahinichleichende Komposition sich vor den Kompositionsschülern ber Anftalt blogstellen? Man bente einen Direttor der technischen hochschule, der heute etwa den Bligableiter erfinden oder auf einem Slusse mit einem Raddampfer finnreiche Experimente vornehmen wollte! . . . Die Regierung greift wohl auf Grund der Rechte, die ihr die Erteilung der staatlichen Subvention sichert, fraftiger benn je in den moriden Organismus des Konfervatoriums ein und sucht den verkaltten Arterien frifches Blut guguführen, aber die Gefundung tann nur durch die Derstaatlichung des Instituts ober burch pollige Ummalgungen berbeigeführt werden. Das Ubel liegt zu tief. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat sich nicht entwidelt, fondern immer nur gu fonfervieren gefucht. Umbrandet von freiheitlichen Schlagwellen, inmitten einer großen fünftlerischen und gefellicaftlichen Bewegung ift die Gefellicaft der Musiffreunde, von teinem lebendigen hauch durchzogen, ein angftlich abgeschlossener Seudalstaat geblieben mit uralten Privilegien, Erbrechten, Erbsigrechten, die gumal jede freie Entwidlung des Kongertwefens im hochragenden Mufitvereine hemmen, fühllos gegenüber den fünftlerischen Bedürfnissen und Sorderungen der Zeit. An den altehrwürdigen sechs Kongerten, an den altehrmurdigen Programmen, an dem altehrwürdigften Singverein, an der altehrwurdigen Direttion, die ba oben auf dem Gebalte ihrer isolierten Direttionsloge thront, durfte nicht geruttelt werden. Aber die Beit erlaubt fich zu rutteln. Die Gesellschaft der Musitfreunde hat nicht erftrebt, was Emil Thomas mit seinem Acapella-Chor in jungfter Zeit versuchte, und was der Wiener Konzertverein errungen hat, der die fünftlerische Sehnsucht der Burgerschaft befriedigt, den Kleinburger gur Kunft erhebt, ihm an Stelle der einft favorifierten Straufichen Promenadetongerte an Sonntagen die erhebendften funftlerischen Genuffe bietet, den Geift Beethovens nach Meidling leitet . . . Kann ein einzelner, grang Schalt, die starre Rinde der Gefellicaftstradition durchbrechen und den Niedergang der Gefellicaftstongerte aufhalten, fo ift

er ein Wundermann. Die aufrichtigften Wünsche begleiten sein ehrliches Streben. Dann aber das Konservatorium. Es ift ein Ratsel, daß ber Kampf gegen den Dünkel der Unfehlbaren, die das heft der Gesellschaftsdirettion in ihre hand gepreßt haben und felbit von der Einsicht jüngerer, tattraftiger, tunftsinniger und fehr achtenswerter Mitglieder der Direttion feinen Nugen gieben, nicht hinreichend unterftugt wird. Ober vielmehr, es ist tein Ratsel. Die öffentlichen huter und Warner glauben in emfigen Nachtreferaten das Beste für die Wiener Musitpflege zu tun. über eine fleine Sangerin ober über einen Bariton, der von Prag in die hofoper geweht wird, ist in einer Woche mehr gu lesen als in fünf Jahren über die allgemeinen Buftande im Musitverein, dem doch das heiligste Gut der Confunft, die große Chormusit und die fünstlerische Generation ber Butunft, anvertraut ist.

Die Kammermusit blüht in Wien, das ibre Geburtsstätte ist. Unsere fleikigen Quartettvereine, Rosé, Prill, Signer, Solbat-Roeger, die "Böhmen", begünftigten im abgelaufenen Jahre zeitgenössische Conseper. Dem Joachim-Quartett, das diesmal mit Ausschluß anderer Meister allein in die Tiefen der Beethovenichen und Brahmsichen Kammertunft führte, banten wir wieber weihevolle Stunden. Eine neue Erscheinung, das Bruffeler Streichquartett, ift den Wienern lieb und wert geworben. Als wesentliche Dorguge biefer Vereinigung bewundert man den herrlichen Jusammenklang, ein ebenmäßiges Abfließen der Stimmen, beherzten Aufschwung und - was gewiß selten zu gewahren ist : bei aller Tonschönheit, Tonfülle und Jugendfraft fünft. lerische Strenge und geistige Dertiefung. Die herren M. Diolin, Paul Sifder und Julius Klengel haben sich zur Darbietung felten gehörter Werte vereinigt und nehmen, dant ber stilvollen Ausführung forgfam gewählter Programme, die manches prachtige Wert der Dergessenheit entreißen, im Wiener Konzertleben eine gang eigene Stellung ein . . . Die Dirtuofentongerte bewegten fich in ausgefahrenen Geleisen, brachten nichts Neues von Bebeutung; Emil Sauer als Confeper ift noch immer Meifter des Klingflanggloribufd. Eugen Nsape und henri Marteau erfreuten durch Wiedererwedung Mogarticher Diolintongerte. Der hundertite Geburtstag des hettor Berliog wurde in den Kongertfalen gefeiert, forderte aber nur die befannten großangelegten Werte zutage. Im übrigen gab manche neue Entdedung zu ichaffen. Im Nachlasse Josef Schalts fand beffen Bruder Frang einen nicht veröffentlichten Satz aus dem Streichquintett von Anton Brudner, ein reizvolles, wunderschön anmutendes "Intermeggo", das jest dem Quintett wiedergegeben

Demuth und Weidemann, die Damen hilgermann, Petru, Michalet, obenan Frau Gutheils Schoder bewegten sich lustbringend in dem Kreise der Verdischen Ideen.

Die philharmonischen Konzerte waren in letter Zeit dem Wechsel untertan. Der häusliche Krieg zwischen dem hofopernorchester und ihrem Direttor hat die philharmonischen Konzerte des genialen Dirigenten Guftav Mahler beraubt. Mehrere Jahre stand Gustav Mahler an der Spige des ruhmreichen philharmonischen Orchefters. Auch hier folgten herrlichen, begeifternben Taten Mahlers nur zu balb musikalische Gewaltatte, die den flaffifchen Meiftern Ungemach bereiteten. Schließlich erwartete man in den philharmonischen Konzerten, losgebunden von natürlichem, afthetischem Empfinden, nur mehr Aberraichungen, Derblüffungen, und aus bem fünstlerischen Grunde hob sich die perfonliche Frage ber reinen Neugier: Wie wird ber Dirigent heute fein Derhaltnis zu biefem ober jenem Werte barftellen? Man betrachtete nicht ben Dirigenten als Derfunder des flaffifchen Beiftes - es wurden vielmehr die flaffifchen Werte dazu permendet, den Geift des Dirigenten gu verfünden . . . In einer organisch entwidelten Kunftpflege gilt das Allgemeingefühl. Innerhalb ber weiten Grengen dieses Allgemeingefühls ift individuelle Auffassung, individueller Ausdruck gewiß berechtigt. Es gibt teine individuellere Kunstäußerung als Joachims Dortrag Beethoven-Scher oder Bachicher Werte. Wird aber burch das Joachim-Quartett das musitalische Allgemeinempfinden auch nur durch einen Catt, durch einen Strich verlett? Ift in dem Allgemeinempfinden, aus dem Joachims individuelle Kunst erblüht, nicht auch die modernfte Auffasjung eingeschlossen? Ober wollte jemand behaupten, daß Joachim der Zeit nicht genügt? Konnte man biefes etwa von hans Richters großen Beethoven-Aufführungen fagen? Das Allgemeingefühl ift wie ein stiller Dertrag funstverwandter Geister; er tann nicht in Paragraphe gefaßt werben, aber er besteht. Auch im Ceben gibt es folche ftille Dertrage ber afthetischen Gefellicaft. Auf ihnen beruht das Cattgefühl. Die künstlerische und die gesellicaftliche Gemeinschaft wird durch das Tattgefühl zusammengehalten. Gustav Mahler verlett bas musikalische Cattgefühl vielfach in der Ausführung der "Neunten" und anderer Werte Beethovens. Trop vieler Sonderbestrebungen war aber Mahlers Sührung in den philharmonischen Konzerten an wahrhaft genialen Jugen reich... Nach der Mahlerichen Senfationsepoche murde experimentiert und gulett die Zeit des Aberganges mit Gastdirigenten ausgefüllt. Jeder hatte feine Paradeftude dem Programme wie Orden angeheftet. Der temperamentvolle Safonoff machte einen - siegreichen

- russischen Einfall mit Glazounow und Rimsty-Korfatow, beffen "Scheheragade" gu einer unbeschreiblich iconen und vollkommenen Leiftung des Orchefters führte; hofrat Schuch tat einen Griff in feine berühmte Accelerando-Mappe. wirbelte auch dem reichbegabten hofmusiter Frang Schmidt mit beffen "finfonischem 3mifchenfpiel" einen ftarten Erfolg aus dem Orchefter und ließ Goldmarks neue, lebensprühende Ouverture "In Italien" gum erstenmale auffturmen; Artur Nitifd, der Jauberer der Mittelftimmen, mit feiner wunderbaren Dirigententechnit, und Dr. Karl Mud, mit den Gilfen feines nuchternen Derftandes, brachten vorwiegend herbe, strenge Werte. Das Bleibende im Wechsel waren die erlesenen Tugenden des philharmonischen Orchesters, das der Stolz der alten Musitstadt ift. Die Reigungen burch vielartiae Dirigentenbilder find gludlich vorbei. Das Programm der neuen Saison wird Selir Mottl beherrichen. Sein Name ift icon Programm, fünftlerisches wie menschliches. Mottls freiem und doch natürlichem Künstlerwesen bringen die Wiener volles Vertrauen entgegen. Aus Ofterreich ftammen fast alle hervorragenden Dirigenten, die jest im Auslande wirten.

Auch die Gesellschaftstonzerte sind wieder bei einem Wendepuntt angelangt. Man sucht das heil bei einem neuen Dirigenten: Frang Schalt. Als Geride, der auf hans Richter folgte, und Ricard v. Derger ben Niedergang der Gesellschaftstongerte, die Cahmung des einst gar traftigen Singvereins bewirtten, ichienen die Warnungen aufrichtiger Mahner nicht gu fruchten. Endlich wurden die Zuftande unhaltbar; man suchte nur noch herrn v. Perger gu halten, beifen menichliche Eigenschaften gewiß hobe Schätzung verdienen. hatte er aber den Singverein an den Rand des Abgrundes gebracht. fo wurde ihm nun die Ceitung des Konfervatoriums und des Zöglingsorchesters übertragen. Anarcische Zustande im Konservatorium waren die Solge, denn nur ein überragender Künftler vermag sich in einem Institute, das freie Künstler erzieht, Autorität zu verschaffen. Noch in diesem Jahre tonnte jeder, der ein Kongert besuchte, in der offenen hausflur des Musitvereins am ichwarzen Brette bas Ebitt lefen, daß torporative Auflehnungen gegen einen bestimmten Cehrer, wie fie in letter Zeit beobachtet murben, strenge geahndet werden sollen. Das sind Beiden. Die Kompositionsschüler tonnten an ihrem Suhrer beobachten, wie man nicht birigieren barf; die erfahrenen Gesangslehrer gaben bei öffentlichen Opernvorstellungen vom Partet aus den Zöglingen, die auf der Saalbühne fangen, das Tempo an, das diefe erft muhfam auf den Direttor zu übertragen suchten. Die Talente in Ofterreich find zum Glude unver-

wäftlich und feten fich auch gegen einen Direttor durch. Bilflofigfeit und Schwanten alfo an der Stätte, wo der wadere Johann Nepomut Suchs fo erfolgreich gearbeitet hatte, der Orcheftermann, ber auch vom Gefange viel verstand und ein technisch allgemein gebildeter Musiter, ein ausgezeichneter Pabagoge war. Dollends ichien die ichwache Autorität des Konservatoriumdirettors gebrochen, als er in der abgelaufenen Saifon fich nicht icheute, fein bramatifches Marchen: "Das ftahlerne Schloß" aufguführen. Durfte ber Ceiter ber Mufithochichule burch diefe vormarglich harmlofe, in fcwüler, rhythmifcher Einförmigkeit dahinichleichende Komposition sich por ben Kompositionsschülern der Anftalt blofftellen? Man dente einen Direttor der technischen hochschule, der heute etwa den Bligableiter erfinden oder auf einem Sluffe mit einem Raddampfer sinnreiche Experimente vornehmen wollte! ... Die Regierung greift wohl auf Grund der Rechte, die ihr die Erteilung der staatlichen Subvention lichert, fraftiger denn je in den morschen Organismus des Konfervatoriums ein und sucht den verfaltten Arterien frifdes Blut guguführen, aber die Gefundung tann nur durch die Derftaatlichung des Inftituts ober burch pollige Ummalgungen berbeigeführt werden. Das Abel liegt zu tief. Die Gefellicaft der Musitfreunde bat sich nicht entwidelt, fondern immer nur gu tonfervieren gefucht. Umbrandet von freiheitlichen Schlagwellen, inmitten einer großen fünftlerifchen und gefellicaftlicen Bewegung ift die Gefellicaft ber Mufitfreunde, von teinem lebendigen hauch burchzogen, ein angitlich abgeschloffener Seudalstaat geblieben mit uralten Drivilegien, Erbrechten, Erbsitrechten, die zumal jede freie Entwidlung des Kongertwesens im hochragenden Mufitvereine hemmen, fühllos gegenüber den Anftlerifden Bedürfnissen und Sorderungen der Beit. An den altehrwürdigen fechs Kongerten, an den altehrwürdigen Drogrammen, an dem altehrwürdigften Singverein, an der altehrwurdigen Direttion, die da oben auf dem Geballe ihrer isolierten Direttionsloge thront, durfte nicht gerüttelt werden. Aber die Zeit erlaubt fich zu rutteln. Die Gesellschaft der Musikfreunde bat nicht erstrebt, was Emil Thomas mit seinem Acapella-Chor in jungfter Zeit versuchte, und was der Wiener Kongertverein errungen hat, der die funftlerische Sehnsucht der Burgerichaft befriedigt, den Kleinburger gur Kunft erhebt, ibm an Stelle der einft favorisierten Straufichen Promenadekonzerte an Sonntagen die erhebendten funftlerifchen Genuffe bietet, den Geift Beethovens nach Meidling leitet . . . Kann ein einzelner, Frang Schalt, die ftarre Rinde der Gefellicaftstradition durchbrechen und den Miedergang der Gefellicaftstongerte aufhalten, fo ift

er ein Wundermann. Die aufrichtigften Wünsche bealeiten sein ehrliches Streben. Dann aber das Konservatorium. Es ist ein Ratsel, daß der Kampf gegen den Duntel der Unfehlbaren, die das heft der Gesellschaftsdirektion in ihre hand gepreßt haben und felbft von der Einsicht jungerer, tattraftiger, tunftsinniger und fehr achtenswerter Mitalieder der Direttion feinen Nugen gieben, nicht hinreichend unterftugt wird. Ober vielmehr, es ift fein Ratfel. Die öffentlichen huter und Warner glauben in emfigen Nachtreferaten das Beste für die Wiener Musitpflege zu tun. Über eine kleine Sangerin ober über einen Bariton, der von Prag in die hofoper geweht wird, ist in einer Woche mehr gu lesen als in fünf Jahren über die allgemeinen Zuftande im Musikverein, dem doch das heiligste Gut der Confunft, die große Chormusit und die fünstlerische Generation der Jufunft, anvertraut ist.

Die Kammermusit blüht in Wien, das ibre Geburtsstätte ift. Unsere fleiftigen Quartettvereine, Rosé, Prill, Signer, Solbat-Roeger, die "Böhmen", begünftigten im abgelaufenen Jahre zeitgenöffische Confeber. Dem Joachim-Quartett, das diesmal mit Ausschluß anderer Meister allein in die Tiefen der Beethovenichen und Brahmsichen Kammertunft führte, banten wir wieber weihevolle Stunden. Eine neue Erscheinung, das Bruffeler Streichquartett, ift den Wienern lieb und wert geworden. Als wesentliche Dorzüge dieser Dereinigung bewundert man den herrlichen Jusammenklang, ein ebenmäßiges Abfließen der Stimmen, beherzten Aufschwung und was gewiß selten zu gewahren ist: bei aller Coniconheit, Confulle und Jugendfraft fünftlerische Strenge und geistige Dertiefung. Die herren M. Diolin, Paul Sischer und Julius Klengel haben sich gur Darbietung felten gehörter Werke vereinigt und nehmen, dant der ftilvollen Ausführung forgfam gewählter Programme, die manches prachtige Wert der Dergessenheit entreifen, im Wiener Kongertleben eine gang eigene Stellung ein . . . Die Dirtuofentongerte bewegten fich in ausgefahrenen Geleisen, brachten nichts Neues von Bebeutung; Emil Sauer als Confeper ift noch immer Meister des Klingklanggloribusch. Eugen Nsape und henri Marteau erfreuten durch Wiebererwedung Mogarticher Diolintongerte. Der hundertste Geburtstag des Bettor Berliog murde in den Konzertfalen gefeiert, forderte aber nur die befannten großangelegten Werte gutage. Im übrigen gab manche neue Entdedung gu ichaffen. Im Nachlasse Josef Schalts fand beffen Bruder grang einen nicht veröffentlichten Satz aus dem Streichquintett von Anton Brudner, ein reizvolles, wunderschon anmutendes "Intermeggo", das jest dem Quintett wiedergegeben

wird. Eine darafteristische italienische Serenade für Streichquartett tam aus dem Nachlaffe hugo Wolfs ans Licht, Serdinand Cowe führte im Konzertverein hugo Wolfs Ouverture gu "Penthefilea", ein fraftig bewegtes, malerifches Conftud, und in einem Gefellschaftstonzerte die stimmungsreiche "Chriftnacht" besselben Conbichters auf. Aus der "Beimattunft" wuchs auch ein großes geistliches Wert: Josef Reiters Requiem. Josef Reiter ftedt in bem naiven Naturalismus des Naturfindes; er greift nach ben Wolfen, reift die Wurzeln alter Kulturen aus bem Boden, spielt mit Steinbloden, wirft mit Blumen. Sein Wille ift rein und ftart, bas Konnen aber ungleich, nicht organisch entwidelt, die Technit, ungeordnet, zeigt fich bald fein gugefpist, balb gang unreif. Derfelbe Zwiefpalt in der Empfindung und im Stilbewuftfein. So find auch in dem Requiem gewaltige Anfage, Plattheiten, erhabene Gedanten, Wunderlichkeiten, prächtige Congebilde und Confram, der Stil der hohen Kunft und die Schrullen der Bauerntunft durcheinandergeschüttelt. Man empfangt den Eindrud einer ftarten Begabung, der die ftrenge Selbstaucht, eine innere Resultierende fehlt. Die Talente bildeten fich nach dem befannten Dichterzeugnis in der Stille; das moderne Calent bildet fich im Reiter-Derein.

Der Wahlspruch der Künstler von heute lautet: "Mit fraftigen Dereinen." In der abgelaufenen Saison wurden zwei neue Dereine gegrundet, die der Pflege der Confunft in Wien frifche Anregungen geben wollen: Der "Anforge-Derein" und die "Dereinigung ichaffender Confünftler in Ofterreich". Der "Anforge-Derein" icart fich um den Berliner Confunftler Konrad Anforge, oder vielmehr um den Plag, den der bescheidene Künftler in der Mitte des Dereines bisher leer gelassen hat. Dieser Verein legt sich auf die allgemeine Kultur, hat die Dichter Dehmel und Liliencron zum erstenmale nach Wien gebracht, was bantbar anerkannt werden muß, und hat in seinen Deranstaltungen die Namen der Confeper Anforge, Maricalt, Kamrath, Drieslander, Otto Naumann, Bernhard Köhler, hermann Bijchof neben den uns vertrauteren Jemlinsty, Schönberg, hans Pfigner, Mar Reger, Ostar Fried, Guftav Brecher, Theodor Streicher, Guftav Gutheil u. a. mit Eifer vorgeschoben. Die Namen werben fich in den folgenden Abenden noch mehren, und man wird Anlag zur Sichtung und Ausleje haben. Die "Dereinigung schaffender Confunttler in Ofterreich" ift nach bem Dorbilde ber "Segeffion" geschaffen und auch in abnlicher Weise organifiert und in Szene gefett. Der anmagende Con des Aufrufes berührt spmpathisch. Man sagt fich: Diese jungen Ceute verstehen ihre Beit. Und man fagt fich: Ein fo vollbeladenes Selbftbewußtsein kann unmöglich frei im Raume schweben; es muß auf irgendwelche Werke gegründet sein. Also werden wir diese Werke sehen. Sieben große Konzerte sind von der Vereinigung angezeigt. Sie rufen zu neuen Taten.

Robert Birichfelb.

Kleine Mitteilungen.

Das Privilegium von Camerino. Als im letten gruhjahr ber Kampf gu gunften einer italienischen Universität auf österreichischem Boben in den italienischen Beitungen der Monarchie und auch des Königreiches besonders beftig tobte, peröffentlichte ber »Corriere della Sera« einen Brief, worin behauptet wird, daß in der in der Proving Macerata gelegenen Stadt Camerino eine Universität bestunde, beren Dottorate auch in gang Ofterreich Geltung hatten, noch heute Geltung haben mußten und zwar auf Grund alter Drivilegien. Es perlobnte also wohl der Muhe, diesen angeblichen Drivilegien nachzuforichen und tatfacilich fand fich ein von Kaifer Frang I. ausgestelltes, und vom Grafen Colloredo, dem Reichsvigetangler der großen Kaiferin, mitgefertigtes Privilegium in italienischer Sprache mit bem Titel: »Concessio iurium Universitatis sive gymnasii Academici cum privilegio doctores creandi, Salvae guardiae et palatinatus minoris pro Universitate Camerini erecta«. Datiert ist die Urfunde vom 13. April 1753, ihr Ausstellungsort Wien. Aus der Einleitung biefer Urfunde erfahren wir, daß ein Ebelmann aus Camerino und die Stadt felbft um Derleibung gewisser Dorrechte für ihre Universität bat und der Kaifer fie erteilte, weil die Stadt fich von jeher durch besondere Ergebenheit dem Reiche gegenüber ausgezeichnet habe. Nach Aufgahlung ber Begunftigungen, die der Stadt erteilt wurden, folgt die Bestimmung über das Geltungsgebiet eines an der Universität erworbenen afademiichen Grades, die hier in wortlicher Überfetung wiedergegeben fei: "Dottoren, die an diefer Anftalt promoviert wurden ober werden promoviert werden, follen und fonnen in allen Orten und Canbern des heiligen romifchen Reiches und überall frei je nach Beruf vorlefen, lehren, erflaren und besprechen und alle die Privilegien, Dorrechte, Ausnahmen, Freiheiten, Begunftigungen, Ehrungen, Auszeichnungen, Gunftbeweise und Nachfichten genießen, welche alle andern Baccalaurei, Magifter, Lizentiaten ober Dottoren von Rechts wegen ober gewohnheitsmäßig genießen, die an welcher Universität, Atademie oder an welchem privilegierten Kolleg auch immer promoviert wurden." Weiters heißt es, daß dieses Privilegium nur so lange gultig sei, als auf genannter Universität

der mertmir md die Frage nur De says emitteens. Deal ablich war fite das h beutjiher Nation galt, en neuftilden Dert iemijos Juriften mints millen. Drivileg wenightens theorefeine alte Bedeutung bitte, Aber die Ausübung des es als Arat mad als Reditsanmait wärden Dollorgrad der Universität Camerino zu ht vielsagenden Citel machen. Wenn det wird, das Privilegium müsse, um pallig zu werden, als Gefet durch ein Gefet oben werden, so geben deffen Derfechter felbst ein Mittel in die Band, das Privilegium **jozujagen aus ihm s**elbst heraus für nichtig zu extlaren, denn die Universität hat durch ihren Aufchluf an des junge Italien wohl fo manches getan, was gegen Ofterreich gerichtet war, das an Italien feine blubenbiten Provingen verlieren mußte. Mehr als diese Erörterung aber precen die Daten über die hochschule von Camerino, die 3um Schlusse hier angeführt seien: Beneditt XIII. gründete 1727 diese Universität, die im Jahre 1861 vom König des jungen Italien zur . Universitä libera er. flart wurde. Sie besteht aus einer juridischen und einer medizinischen Satultät und einer Deterinariquile. Die Gesamtzahl der horer beträgt heute 170, ber Cehrforper besteht aus 20 Professoren und Dozenten. Der Staat selbst leiftet nichts gur Erhaltung diefer Bochfoule, vielmehr find 21 Stadte der maceratifchen Proving zu ihrer Erhaltung verpflichtet.

J. Sá - n.

Die submarine Kabeltelegraphie in Opterreich tann nunmehr auf einen fünfzigjährigen Bestand zurücklicken, indem im Jahre

Perfebres mit dem earleit yar Erreid na dùtha Sana die beiden Seefesten Matta und Norfu Kabel mit Sartin ien verbinden lieb. Gleiche en feld thin two land marce has fo Limien im Stificen Ceile des Mittel fondern auch deren Ferthyungen durch d Rote Meer und den Indichen Grean in fl genommen worden. Diefen Befreibungen geg über mußte die ftufgabe ber öfterreicht Derwaltung nicht allein barin bestoben, als felb Ständiges Glied in das neu fic entwidelnde Meg einzutreten und an deffen Bertehr teilzunehmen, fondern es bandelte fic vielmehr darum, die Vermittlerrolle, welche Ofterreid bisber in ber englifch-oftindifchen Korrespondens Abernommen hatte, fic auch in ber Solge nicht entzieben zu laffen. Mit ber Eroffnung ber ermabnten telegraphischen Verbindung Korfu --Malta-Sardinien ging namlich diefe Korrefpondeng für Ofterreich verloren, ba swiften Korfu und Crieft eine dirette Celegraphenlinie nicht bestand. Das Bestreben unserer Verwaltung mußte also zunächft auf die Ausfüllung biefer Dude gerichtet fein. Augerbem foien es aber, um die Konfurreng wirffam auszuschließen, ebenfo notwendig, die Linie von Corfu über Kandia bis Alexandrien fortgujegen. Die im Jahre 1857 mit der Curtei in diefer Richtung begonnene Derhandlung traf auf Sowierigfeiten, da bie Pforte furg porber einem englifden Unternehmer für langere Seit bas ausschliehliche Recht jugesichert hatte, an der ägnptischen Kuste ein von Kandia tommendes Kabel ans Cand bringen gu barfen. Am 15. Marg 1859 murbe enblich in Wien eine Konvention zwijden Ofterreich und Eng. land abgefoloffen, welche unter gemeinfcaft. licher Garantie beiber Machte bie Berftellung einer Unterfeelinie von Ragufa über Korfu und Sante nach Alexandrien betraf. Ofterreich blieb bas Recht vorbehalten, die Legung und ben Betrieb biefer Linie einer tongefflonierten Defellicaft ju übertragen. Die tatfaciliche Rus-

führung dieses Dertrages jedoch murbe teils durch den Ausbruch des Krieges in Oberitalien, teils durch den nachträglich geaußerten Wunich der englischen Regierung nach einem Aufschub' verhindert. Dieses Projett murde von Jahr gu Jahr zurückgestellt und so tam es, daß erst im Jahre 1881 dem Pariser Bantier Emil Freiheren von Erlanger die Kongession gur herstellung eines Unterfeetabels zwischen Trieft und Korfu erteilt wurde. Diese Konzession murbe an die Caftern Telegraph Company abgetreten, welche im folgenden Jahre die Kabellinie Trieft - Korfu dem Derfehre übergab. Diefelbe befint eine Cange von 933.25 km. Die Berftellung fleinerer Unterfeelinien in dem öfterreichischen Teile bes Abriatischen Meeres nahm inzwischen einen rafcheren Verlauf. Im Sommer 1860 wurde eine Derbindung der Inseln Cherso und Lussin mit der iftrianischen halbinfel hergeftellt; im Jahre 1862 wurden ferner die Infeln Curzola, Cesina und Lissa in das Telegraphennet einbezogen und im Jahre 1864 wurde die Insel Bragga in eine submarine Verbindung mit dem Sestlande gebracht. Das nach der Insel Lissa gelegte Telegraphentabel spielte im Kriege 1866 eine große Rolle, indem durch dasselbe am 17. und 18. Juli die Nachricht von der Beschiegung ber Werte von Liffa durch die italienische Slotte an Tegetthoff übermittelt wurde, bis es an dem letteren Tage um 4 Uhr nachmittags von itge lienischen Kriegsdampfern durchgeschnitten murde. Bis zum Jahre 1880 wies bas öfterreicifche Telegraphentabelnet bereits 28 Derbindungen mit einer Cange von 168.61 km auf und erfuhr bis zum Jahre 1900 einen Zuwachs um 16 Kabel in einer Cange von 233.71 km. Im Jahre 1902 tamen noch 4 Kabel (12:55 km Cange) hinzu, so daß gegenwärtig das submarine Telegraphennet Ofterreichs mit Ausnahme bes im Besitze der Eastern Telegraph Company befindlichen Kabels Trieft - Korfu 48 Derbindungen in einer Gesamtlange von 405.36 km umfaßt.

Die k. u. k. Konsular-Atademie. Am 1. Jänner 1754 wurde die auf Grund eines Gutachtens des Jesuiten Josef Franz von Maria Cheresia gestistete "Atademie der morgenländischen Sprachen" in Wien eröffnet. Nach dem von Kaunig ausgearbeiteten Plane war ihr Iwed, "für die politischen und kommerziellen Interessen der österreichischen Monarchie im Interessen der österreichischen Monarchie im Interschen Reiche würdige Vertreter zu bilden". Doneiner Reihe bedeutender Orientalisten geleitet, darunter Nefrep, Otmar v. Rauscher, Ottokar v. Schlechta und Alfred Barb, ist sie ihrer Aufgabe, die sich im Laufe der politischen und wirtschaftlichen Wandlungen begreissichen und viele erfolgreiche österreichische Diplomaten sind aus

ihr hervorgegangen. Zuerft nächft der Universität, bann im alten Jatoberhof untergebracht, war fie zulett raumlich mit bem Therefianum perbunden ; auch ihr Name wechfelte in diefer Zeit: fie hieß "Orientalische Atademie", seit 1898, nach einer durchgreifenden Reorganisierung, "Konfular-Atademie". Am 20. Dezember 1901 widmete ihr der Kaifer die Erträgniffe der deutschen Ausgabe des tronpringlichen Wertes "Die öfterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" als Beitrag gur Schaffung eines eigenen Gebaudes, das nun am 3. November feierlich eröffnet murde. Am felben Tage beging die Anftalt auch die Seier ihres 150jahrigen Bestehens, bei welcher der Gesandte und bevollmachtigte Minifter Julius Freiherr v. 3 wied inet die Sestrede hielt, in welcher er einen überblick über die Geschichte der Anstalt gab und ihre großen Erfolge hervorbob. Bur Erinnerung an das Jubilaum gab das Ministerium des Außern eine Sestschrift heraus.

Die Gesamtausgabe von Stifters Werten. Eine für die deutsche Literaturforidung in Ofterreich wichtige Publifation ift in diefen Tagen ericienen. Im Rahmen der von der Gefellicaft gur Sorberung beutider Wiffenicaft. Kunft und Literatur in Bohmen burchgeführten fritischen Gesamtausgabe der Werte Abalbert Stifters (Prag, Calve) hat Professor August Sauer den erften Band der "Studien" berausgegeben und auf Grund einer miffenschaftlichen fritischen Textvergleichung den arg verderbten Tert wieder hergestellt, sowie wichtige Anhaltspuntte gur Charatteriftit des Dichters gewonnen, Stifter erscheint nun nicht als leidenschaftslofe, nein, als "eine leidenschaftliche, eine vultanische Natur, die sich nur allmählich selbst zu bezwingen lernte, weil ihm ohnmächtige hingabe an Leiden-Schaften für unsittlich galt. In all feinen Werten steht die Leidenschaft im hintergrunde oder sie liegt ihnen zu grunde. Ja, in den erften Saffungen der Jugendnovellen geben fich feine Personen ihren leidenschaftlichen Affetten jogar maglos bin (S. XI). Erft fpater dampfte und zügelte der Dichter diese Leidenschaften. Im übrigen sind die erften Sassungen ichwarmerischer und naiver in ber Darftellung, fie verraten mehr ben Maler, zeigen deutlicher die Abhangigfeit von Jean Paul und die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften (S. LIX), immer mehr treten die Einflusse aus bes Dichters eigenem Ceben, tritt alles Perfonliche gurud, wendet fich ber Dichter, nicht immer gu feinem heil, von allem Alltäglichen, Mabeliegenden, Gegenwärtigen ab, da er es als unpoetisch empfindet. Den Dichter felbst stellt der Berausgeber in die Nachbaricaft Eduard Morites und caratterisiert ihn gleich jenem als das Widerspiel des "Jungen Deutschland." Während beffen Dertreter, als Anhanger des fortidreitenden

Seilgeiftes, won Drang nach ber Grofftabt erfaßt find, wallernb fie floritäg gerade darin rildg und im Jug einer alten Cradition er Griffe der Natur abwenden, während die Birer ber Antiromantit ber glatten Partd Gartentunft vor der wilden Einsamteit des Waldes den Dorzug geben: tritt Stifter als Anwalt dieses gescholtenen Waldes auf. Aber indem er nicht nur den Wald als solchen, sondern den Wald Böhmens fünftlerijd gestaltet, über ben wie über das gefante Böhmerland nur vage Dorftellungen in der Literatur der Zeiten berrichten, betundet er fich als einer der erften und größten heimattunftler, er wird (S. XXI) der eigentliche Begrunder des landschaftlichen Romans in Deutschland. Jugleich mit der neuen Kunftanfcaunng bringt Stifter aber auch eine anfcheinend im Schwinden begriffene Weltanfcanung nen in der Literatur gur Geltung: "mit Stifter und Annette von Drofte-hulshoff tritt der gläubige Katholizismus wieder treibend und icaffend in die deutsche Literatur ein" (S. XXII). Sur Charafteriftit der "Studien" übergebend, von benen im vorliegenden Band "Der Kondor", "Seldblumen", "Das fieidedorf", "Der fiochwald" erfceinen, fucht Professor Sauer vornehmlich fremde literarifche Einflusse ausfindig zu machen, die in diesen Ergablungen lebendig find. hier Aberrafcht der Hinweis auf Coopers Lederstrumpf. roman, beren Cetture burch Stifter angenommen werben fann und die nach den in Professor Sauers Seminar gepflogenen, von ihm fortgesetten Untersuchungen in der Cat auf den "hochwald" Einfluß genommen zu haben scheinen. Micht nur gewisse Situationen, Beziehungen, Gestalten Coopers spiegeln sich bei Stifter wieder, sondern auch vieles in der Auffassung des Waldes mit seiner gottgesegneten, von allen menschlichen Ranten freien Ruhe, selbst manche Naturschildes rung befundet Derwandtichaft mit Coopers Darstellung. Die Ausgabe wird, nach der Mitteilung des herausgebers, die Werte in chronologischer Solge nach den letten, von dem Dichter felbst besorgten ober bei seinen Cebzeiten erschienenen Ausgaben bringen und die Abweichungen aller früheren Sassungen nach den Handschriften und Druden in den Cesarten verzeichnen. Es find 16 Banbe geplant, Band 1 - 4 wird die "Studien", Band 5 die "Bunten Steine", Band 6-8 den "Nachsommer", Band 9-11 "Wifito", Band 12-13 die Umarbeitungen der "Mappe des Urgroßvaters", die Erzählungen aus dem Nachlaffe und die Gedichte, Band 14-16 (von denen Band 14 schon erschienen ift) die "Vermischten Schriften" enthalten; eine zweite Abteilung soll die Briefe vereinigen. Dr. Rudolf Surft.

Naturalismus auf der Buhne. Das Neue Cheater in Berlin, wo gegen-

- wärtig "Die luftigen Weiber von Windfor" aufgeführt werden, hat fein naturaliftifdes Programm durch veritable Ohrfeigen vermehrt. Man fieht nicht nur, man hort auch wie einer den andern drifct. Das Streben nach Wahrheit auf den weltbedeutenden Brettern wird uns über turz ober lang ein wirfliches Schlachtgetummel bieten, unter Mitwirtung von graduierten Chirurgen. Aud die ideale Balgerei in ben Bauernstuden muß einen grundlichen Wandel erfahren. Berbrochene Stuble und Cifche genügen nicht mehr, die Wahrheit fordert auch einige Schabelbruche und gerfcunbene Gefichter. Ihr zuliebe hat sich auch der Darsteller eines Cruntenen durch ausreichenden Konsum von Altohol in den Geist seiner Rolle zu vertiefen. Das alles wurde wirflich neu fein in der darftellenden Kunft, mare es nicht fcon langft bagewesen. Auch der Naturalismus auf der Bubne hat seine Geschichte. Längst vor dem Jahrhundert unferer verfeinerten Kultur, in den Tagen als hanswurft und Rüpel agierten, gab es wirfliche Ohrfeigen und Pragel. Ja, noch mehr! Banswurft gestaltete feine Raufcigenen jo natürlich, daß er foliehlich por bem ihm gujubelnden Publitum auf die Bubne fpie. Noch in den Zeiten, als einige erleuchtete Manner von einer Reform des guten Gefdmades sprachen, mutete ein Autor dem Komifer der Wiener Nationalbuhne zu, die Solgen des zu reichlich genoffenen Wermutfalges mahrheitsgetren barzustellen. Sur biefe naturalistifden Leistungen empfingen die Schauspieler nicht nur tonenden Applaus, sie erhielten auch flingenben Cohn. Es gab fogar einen besonderen Carif. Sur passives Prügeln, für eine Ohrfeige ober einen Suftritt bezahlte bie Impresa in Wien 34 fr., worüber der Atteur eine regelrechte Quittung auszustellen hatte. "Dantbarlichst" wird in einem folden Dotument 1 fl. 8 fr. für zwei Ohrfeigen und 34 fr. für "Begießen" bestätigt. Ob in Berlin solche Carife bestehen, wissen wir nicht. Dielleicht gibt biefe hiltorifde Erinnerung ben naturaliftifchen Darftellern willtommenen Anlag zur Revision ihrer Kontratte. -- 0-

Sür die afrikanischen Missionen. In ihrem letten, kürzlich ausgegebenen Rechenschaftsbericht weist die St. Petrus Claver Sodalität aus, daß sie im Jahre 1903 den Betrag von 100,915 K, mithin um 41,000 K mehr als im Vorjahre, ferner Gegenstände im Werte von über 25,000 K an Spenden gesammelt und den afrikanischen Missionen zugeführt hat. Das wichtigte Propagandamittel der Sodalität ist die Monatsschrift "Echo aus Afrika", die in einer Gesamtauslage von über 35,000 Exemplaren deutsch, italienisch, tschechisch, polnisch und französisch erscheint. Der Sitz der Gesellschaft ist Maria Sorg bei Salzburg, doch bestehen Nieder-

lassungen oder Dertretungen in Wien, Triest, Krasau, Innsbrud, Prag, Bozen, Trient, Temesvar, Rom, Mailand, Padua, Genua, Venedig, München, Augsburg, Bressau, Darmstadt, Düren,

Soloturn, Luzern und Paris. Bemerkenweiert ist, baß diese erfolgreiche Organisation des Wiese einer Dame, der Gräfin Maria Maria Condowsta, ist.

Seuilleton.

herbit.

Wiener Sfigge.

Wie jede Jahreszeit, hat auch er sein besonderes, kennzeichnendes Gepräge von Bräuchen und Lustbarkeiten in jenem bescheidenen, demütigzähen Altwien, dem sie mit unerhörter Grausamkeit den Boden abgraben, das seit Jahrzehnten stirbt und dennoch, wunderbar genug, nicht einmal heute ganz tot ist.

Als die Schani-Garten von den ichmalen Gehfteigen verschwanden, mit der froftelnden Copfpalme auch die Sesselfrau aus dem staubigen, mehrere Geviertflafter großen Kinderpart fich zu heimlicherer Catigfeit gurudzog und ber erfte Maronimann seinen runden Ofen neben die Kirchentur stellte, hat die herbstliche "Seisfonn" in hungelbrunn begonnen. So brudt fich wenigstens der Ceopold von der _blauen Weintraube" aus, der sommersüber in der Prein ferviert und bort fowohl weltmannifden Schliff wie alplerifche Urwüchsigfeit tennengelernt hat. In dem porber genannten, auf dem gangen Grund und noch darüber hinaus berühmten Etabliffement vollzog fich auch beuer die glangvolle Eröffnung der "Seiffonn", das Weinlesefest. Das zwerchfellerschutternbe Programm, von eben jenem Leopold entworfen, prangte zweifarbig, tnallrot und giftgrun, durch vierzehn Tage an allen Straffeneden. Mit: "Moner und Weiber! Menider und Buam!" bob es an. und dann folgte die Aufgählung all der humoriftifden Berrlichteiten, unter benen ber " Gmoantotter" von jeber den Gipfelpuntt bildet. Die Erfüllung ftand hinter den Derfprechungen nicht gurud. Es war einfach "nobel" gewesen.

Im Kotter hatte manches junge Paar, das seitdem miteinander "geht", das erste süße Slüsterwort getauscht. Ihre Sestigung aber sanden die verschiedenen Herzensbünde in der Canzschule, die gerade rechtzeitig — bis Mitte Septembers obliegt der Inhaber dem robusteren Beruf eines Schwimmeisters — wiedereröffnet wurde. Gäbe es nur keine anderen Unterrichtsanstaten auf der Welt als Canzschulen! Dann gäbe es auch kein "Stürzen", dann wäre das Lernen eine Freude. Da jedoch der Wert einer "höcheren Kusbültung", namentlich in musikalischer Richtung, auch bereits in den Gegenden des ehemaligen Linienwalls gebührend geschätzt wird, so machen die pilzartig emporschießenden

Sitherschulen ein gutes Geschäft. Die Sither ist bas Klavier ber unteren hunderttausend. Wer noch nie bei einer Schülerproduktion das Intermezzo aus der "Cavalleria" von fünfzig Sithern vortragen gehört hat, der weiß nicht, was in Mayleinsdorf für musikalisch schon gilt.

Bu den hauptgenuffen der neuerwachten "Seiffonn" gebort noch weit, weit außerhalb des Gürtels das "Chiater". Einen wütenden Kampf, und feineswegs aussichtslos, fampft bort gegen die großen Dolfsbuhnen das "Marchentheater". Sruber hieß es "Mechanifd-beweglices Marionettentheater", noch früher "Kapperltheater". Der Name hat sich modernisiert, äußerer und innerer Schauplay, Infgenierung und Darfteller find die alten geblieben, das Repertoire schon gar. "König Wenzel von Bohmen ober: hinto, der Freitnecht", "Genoveva", "Johann Georg Grafel", "Fridolin oder: Der Gang nach dem Eisenhammer", "Dottor Saufts höllenfahrt" beherrichen es in anmutiger Abwechslung. Ihren Trumpf jedoch wielt die Direttion fnapp vor Allerheiligen aus, er beißt, manniglich befannt und boch immer mit neuer Spannung erwartet - "Der Muller und fein Kind". Da geben die Karten famtlich im Dorverlauf weg, fogar die teuerften um 30 Beller. und wenn das Stud mit allen dentbaren Kurzungen breimal an jedem Nachmittag gegeben wird, so ift es immer noch zu wenig. Und verlangt auch der und jener Knirps bei der fcaurigen Friedhofsfzene, auf die er fich am meiften gefreut hat, heulend ins Freie — das nächstemal mill er erft recht dabei fein.

Die jungen herren und "Fraul'n" aber, die das herzerweichende Drama einmal in einer "ermäßigten" Nachmittagsvorstellung mit lebenden Mimen gesehen haben, tennen nur mehr eine Sehnjucht: Selber darin aufzutreten! Welcher bumanitare Deselligfeitsverein daber feinen Mitgliebern nicht alljährlich im Spatherbft eine Liebhaberaufführung vom "Müller und seinem Kind" ermöglichte, deffen Dorftand tate am beften, noch vor der nächften Generalverfammlung 3u demissionieren . . . Die alten Ceute wiederum, die über die Sentimentalität unglücklicher Cheaterliebe hinaus find, schwelgen in fröhlichen Erinnerungen, wie einmal die schwindsüchtige Marie auf ber Sultowstofden Bubne vor lauter Caden nicht sterben tonnte, wie beim "Schwender" ber Konrad stolperte und sich beinahe die Slote in ben hals ftieß, und wie in Meibling die Ceichenlaten bes Gespensterzuges den weithin lesbaren Eigentumsstempel "Theresienbad" trugen . . .

Um Allerseelen nehmen die Wirte die Antandigung des "täglich frischgepreßten Craubenmostes" aus dem Senster und hängen dafür eine andere Casel hin, die nur ein einziges, donnerndes Wort ausweist: "Sturm!!!" Don allen Cränken, die berauschen, ist dieser der tüdlicheste. Darum suchen die sorgenden Gattinnen ihren Männern den Abendausgang zu verleiden, aber wenn es ihnen nicht gelungen ist und der Gebieter um Mitternacht schief und voll nach hause kommt, dann machen sie kein Aushebens. Das liegt. eben setzt in der Lust, in der Zeit, in der "Seissonn".

Einen Genuß spart ja der herbst noch auf, an dem auch das schwächere Geschlecht seinen Anteil hat, das Namenssest des Candespatrons, des heiligen Markgrafen Ceopold. Das bildet den rauschenden Schlußaktord der mannigsachen herbstvergnügungen, die hetz aller hetzen. Wer nicht zu "Cepoldi", in wirrem Knäuel mit einem Dutzend Gleichgestimmter auf dem Waggontrittbrett hängend, die Sahrt nach Klosterneuburg macht, wer sich nicht vor den Reliquien in der Stiftskirche die Straußensedern des neuen hutes iniden, auf dem Platze zwischen den Buden die hühneraugen abtreten und beim Judrang zu

bem großen Saß die Armel aus den Nähten reißen läßt, der ist vielleicht noch ein ganz "reöller" und "nat'raler" Mensch, aber sicherlich tein "sescher Geist". Denn alte Bräuche soll man ehren und den Seiertag heiligen.

Und wenn dann pat nachts die überfüllten düge, aus denen in abgerissenen Lauten Singen, Schreien und Cachen dringen, durch die strombeglänzten oder nebelverhangenen Auen dem heiligenstädter Bahnhof zupoltern, dann ist die herbst. Seissonn" zu Ende. Am andern Morgen, im Leopoldie-Kahenjammer werden seierliche Gelübde getan, nunmehr solid zu werden, öffentliche Lustbarkeiten zu meiden, eifrig für das geplaute "Monstreh"-Sitherkonzert zu üben und für Weihnachten zu sparen.

Denn was jest tommt, ift ber Winter.

So hält man's noch in Margareten und in Erdberg, auf dem Caurenzer- und dem Braunhirschengrund, in Gaudenzdorf und in Reindorf.
Bis das letzte schwarzgraue Schindeldach als
ausbesserungsunfähig abgetragen werden muß
und die letzte hundertsenstrige Iinsburg im berücktigten Stil der Dororte-Sezession protzig
emporsteigt, derweil nimmt wohl auch dort
jede "Seissonn" ein seineres, flacheres, wahrhaft
großstädtisches Gesicht an.

S. St. Guntber.

Von der Woche.

Ottober 30. Enthüllung des Kaiserin Elisabeth-Dentmales in Pola. — Enthüllung des Mictiewicz-Dentmales in Cemberg. — Der taufmännische Derein in Wien spricht sich für Einführung von Inspettoren und eines Maximalarbeitstages von zehn Stunden im handelsgewerbe aus. — Wahlrechtsdemonstrationen in Brünn. — Eröffnung des polnischen Sozialistenstongresses in Kratau.

31. Der Prozeß gegen Frau v. hervan in Leoben endet mit einer Verurteilung der Angeklagten wegen Salschmeldung und Bigamie zu wier Monaten einsachen Kerkers. — Seiersliche Verteilung der Preise in Wien an die österreichischen Aussteller der St. Petersburgen Ausstellung "Die Kinderwelt". — Vertagung des Vorarlberger Landtages. — Der galizische Landtag nimmt den Gesenwurf betreffend die Errichtung bäuerlicher Rentengüter an.

November 1. Der deutsche Staatssefretär bes Innern Dr. Artur Graf Posadowsky trifft in Wien ein, um über den handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Okerreich-Ungarn zu verhandeln. — Sechster österreichischer Bürgerschultag in Wien. — Hauptversammlung des deutschen evangelischen Bundes für die Ostmart in Wien. – Stabsarzt Dottor Alfred Jimmermann (geb. 1865) in Wien †.

2. Die Vorlesungen an dem zweiten physikalischen Universitätsinstitute in Wien werden wegen Einsturzgefahr des Saales sistiert.

3. Antunft des Königs Georg von Griechenland in Wien. — Eröffnung des neuen Gebäudes der Konsularakademie in Wien und Seier des hundertsänsigiährigen Bestehens der Anstalt. — Eröffnung der italienischen Rechtssakultät in Innsbrud. Nächtlicher Straßenkampf zwischen Deutschen und italienischen Studenten in Innsbrud; ein Toter (Maler Pezzen geb. 1875), mehrere Derwundete. — Der steierische Landtag nimmt den Gesegntwurf über die Erhebung einer Umlage auf Bier an.

4. Unruhen in Innsbrud. Nachts: Demolierung der italienischen Rechtsfakultät in Wilten und der Gasthöfe "Weißes Kreuz" und "Goldene Rose" in Innsbrud. Italienische Kaisersäger ruden mit gezogenem Bajonett aus. 137 italienische Studenten werden verhaftet, bei denen die Polizei 46 Revolver saissert. Nachmittags: Aufruhr. Demolierungen in Wilten, Demonstrationen gegen

ben Statthalter, Ovationen für Ergherzog Eugen. Der Gemeinderat beidlieft in einer auferordentlichen Sigung die Absendung einer Des pefche an den Ministerprasidenten, in der die fofortige Schliefung ber italienischen Satultat, die strenge Bestrafung der Schuldigen und die Absehung des Statthalters verlangt wird. Demonstrationen vor der Redattion der "Neuen Tiroler Stimmen", die gegen die Deutschen Stellung genommen hatte. Abends : Weitere Demonstrationen; nach Abzug des Militars tritt Rube ein. - Die städtische Delegation von Trieft beauftragt den Bürgermeifter, wegen der Innsbruder Dorfalle beim Ministerpräsidenten vorstellig zu werden. -Besuch des Kaisers in Mödling. Eröffnung der neuen Wasserleitung, Einweibung und Eröffnung ber Cednischen Militaratabemie baselbft. -Beitungsherausgeber Alexander Scharf (geb. 1834) in Wien +. - Standalfgenen im niederöfterreicifchen Candtag gelegentlich der Budgetdebatte. - Der iftrianische Candtag beschließt mit Rudsicht auf die Dorfalle nach der Eröffnung der Rechtsfatultät in Innsbrud einstimmig einen Protest gegen das Vorgehen ber Regierung in der italienischen Universitätsfrage. - Der Butowinaer Canbtag nimmt ben Gesetzentwurf wegen Anderung der Candesordnung und der Candtagswahlordnung an. - Der Wiener Stadtrat spricht sich einstimmig für die Vereinigung der Donaugemeinden mit Wien aus. - Inauguration des Rettors Freiherrn Arnold Lufchin v. Ebengreuth an der Universität in Grag.

5. In Innsbrud herricht verhaltnismäßige Ruhe; mittags erneuern sich die Demonstrationen. Aufruf des Statthalters an die Bürgerschaft. In Ceoben, Cinz, Salzburg, Graz, Bozen, Meran, Klagenfurt, Teplity und Wien finden Sympathietundgebungen für die Deutschen, in Crient, Pola, Isola und Rovigno solche für die Italiener in Innsbrud statt. -Demonstrationen in Trient, Pola und Jara. Der Gemeinderat von Jara protestiert gegen das Dorgeben der Regierung und erflärt einstimmig die Errichtung einer Universität in Erieft für eine unabwendbare Notwendigfeit. - Der nieberöfterreichische Canbtag nimmt ben Doranfolag für 1905 an. – Schluß bes Kärniner Candtages. — Der galizische Candtag beschließt einen Gefegentwurf betreffend ben Unterricht ber zweiten Canbessprache an Mittelfculen. -Jentenarfeier ber hof- und Staatsbruderei. - Baron Nathaniel Rothschild spendet zwei Millionen Kronen zu gunften bes von feinem Dater erbauten Rothschild-Spitales in Wien. -Kaiferlicher Rat Kajetan Baner (geb. 1830) in Pilfen +. - Der auferorbentliche Gefanbte und bevollmächtigte Minifter b. R. Geb. Rat Dr. Ernft Schmit Ritter v. Cavera (geb. 1859) in Wien +.

Ofterreichifd.ungarifde Kolonial gefellschaft. Ende 1894 gelang es bem das maligen Rechnungsrate des oberften Rechnungshofes in Wien, Richard Schroft, welcher fich ichon in mehreren Publifationen mit dem Auswanderungswesen der Monarchie eingehend beschäftigt hatte, die Ofterreichisch-ungarische Kolonialgesellschaft ins Leben zu rufen. Ihre Aufgabe mar, den überseeischen Erport zu pflegen und zu fördern, durch zielbewußte Organisation die Auswanderung zu regeln und der heimischen Industrie dienstbar zu machen, ferner den Ausgewanderten auch in ihrer neuen heimat Schut und Pflege angebeiben zu laffen, damit fie wenigstens wirtschaftlich mit ihrem Daterland in fruchtbringender Wechselwirtung bleiben. Schon nach turzer Zeit war es der Gefellschaft gelungen, zahlreiche Derbindungen mit Ofterreichern und Ungarn in der Fremde angutnupfen, Bureaus in Wien und Oberberg 3u gründen, die den Auswanderern mit Rat und Tat zur Seite steben sollten und manche icone Erfolge zu erzielen. Allein icon im Jahre 1899 mußte fie ihre außere Catigleit wieder einftellen, teils aus Mangel nachhaltiger Unterftugung durch die berufenen Sattoren, teils auch beswegen, weil fie die damals von der Regierung begonnenen Dorarbeiten für ein Auswanderungsgeset nicht stören, nicht dem fünftigen Geset irgendwie vorgreifen wollte. Der Entwurf dieses Gesets, der bereits vor mehreren Jahren in einer Chronrede angefündigt worden war, ift leider bis heute noch nicht dem Parlament zugegangen. Italien und Ungarn haben feither Auswanderungsgefege erlaffen und wie notwendig ein foldes auch für Ofterreich mare, geht icon aus der Catface bervor, daß unfere Monarcie neben Italien unter allen europäischen Canbern die stärtste Auswanderung aufweist. Im Jahre 1902/03 erreichte die Einwanderung aus Europa nach den Dereinigten Staaten von Nordamerita bie Sahl von 857.046; darunter waren 230.622 Personen aus Italien, 206.011 aus Ofterreich-Ungarn und 136.093 aus Rufland. Surft Alfred Wrede, welcher feit der Grundung der Gefellicaft an ihrer Spige geftanden war, murbe milbe, gegen die Teilnahmslofigfeit der intereffierten Kreife ferner angutampfen und legte baber por furgem fein Amt nieder. Saft hatte dies auch die Ruflöfung der Gesellichaft zur Solge gehabt. Der Dorftand unter bem Digeprafibenten Dr. E. S. Weisl befchloß aber auf feinem Poften auszuharren und eine Reorganisation porzunehmen. Immer noch in Erwartung eines Auswanderungsgesetzes, will man das Programm vorläufig einfctanten, aber in biefem Rahmen eine um jo intenfivere Catigfeit entfalten. Rach dem in der jungft abgehaltenen neunten Generalversammlung genehmigten Arbeitsprogramm beabfichtigt der Dorftand die Frage der Beförberung der Auswanderer mit allen daran hängenden Mebenfragen porerit auszuscheiden und feine haupttatigfeit auf ben engeren Auswandererfdut ju tongentrieren. Diefer foll ausgenbt werden einerseits im Inland durch Austunftserteilung über Arbeits- und Lebensverhaltniffe, anderfeits im Ausland durch Aufrechterhaltung der Beziehungen der Ausgewanderten mit der heimat, Unterftutung ihrer fulturellen und humanitaren Bestrebungen, insbesondere der Dereinigungen von Ofterreichern und Ungarn im Auslande zu gegenseitiger hilfe. Dabei foll aber auch der Sörderung des heimischen Exportes durch die Auswanderer ein besonderes Augenmert zugewendet werden. Der Dorftand wird zu diefem Swede eigene Komitees einfeten, eine Zeitschrift erscheinen und Vortrage abhalten laffen. Da eine Angahl ernfter und der Aufgabe gewachsener Manner, darunter Sabritant Bujatti, Dizeadmiral v. Khittel, ber Setretar des Exportvereines taiferlicher Rat Schwarg, Universitätsprofessor v. Wettstein in den Dorftand neu berufen worden sind, ift gu boffen, daß die Gesellschaft wieder einen Auffowung nehmen und nunmehr fegensreich arbeiten werbe. Ihre Siele verdienen jedenfalls eine nachhaltige Sörberung burch die Regierung und alle interessierten Kreise.

Die Ceitung des "Intimen Cheaters" verlantbarte diefer Tage eine Notiz des Inhalts, daß fie ihre hauptaufgabe darin erblide, August Strindberg in Ofterreich einzuführen. Als ich das las, dacte ich im erften Augenblide an den Seftspielhugel von Banreuth, und ich war beinahe icon bereit, die Daseinsberechtigung eines Strindberg-Theaters in Wien zuzugeben. Da tauchte vor meinen Augen das Riesenrad auf, von der Olympia-Arena drangen Böllerfonife, die den Kampf um Port Arthur marfierten, an mein Ohr, dagwischen floteten beim "Eisvogel" die "von der Damentapell'n" füße Weisen vom goldenen Wiener herz und anderen iconen Wiener Spezialitäten, und eine Dreborgel famt dazugehörigem Ringelspiel symbolifierte unzweideutig den Bratfpieß, um den sich nach Schillers Meinung von der Phäafenstadt an der Donau das Wiener Leben von Ewigfeit gu Ewigfeit breht. Und ich war befturgt, mich fo jah aus meiner literarischen Dulbsamteit berausgerissen und vor die lokalpatriotischphilisterhafte Frage gestellt zu sehen: Was soll in Wien ein Strindberg-Theater und wie fommt es just in den Prater? Die Antwort ist schwer und leicht. Schwer, wenn man nach inneren Granden forfct; leicht, wenn man fich den ortsablichen Gang aller heimischen Unternehmungen

vergegenwärtigt. Das Bedürfnis nach einem intimen Theater hat nach dem Siasto, das die neueren Dramatiter mit ihren Seelenanalpfen in unferen immer größer und leerer gewordenen Schauspielhäufern erlebten, ichon lange unbewußt in uns geschlummert. Da tam Reinhardt mit dem Spielplane feines "Hleinen Cheaters" aus Berlin und ruttelte es wach. Wir erfannten, daß das Josefstädter Cheater seine Kassenerfolge neben ber Pitanterie feiner Darbietungen nicht gulett feinem intimen Jufchauerraum, barin feine Pointe verlorenging, zu verdanten habe. Und das Jantich-Theater war noch kleiner, noch intimer. Sur findige Ceute, die mit der Witterung für Zeitströmungen begabt find, Grund genug, in dem trauten Mufentempelden, wo einft Affen mimten und spater Johann Surft alle sozialen übel durch die rote Brief. tafche und ben Kaifer Josef aus der Welt schaffen ließ, wöchentlich einmal probeweise ein intimes Theater aufzuschlagen. August Strindberg hat im Dorwort zu feinem naturaliftischen Trauerspiel "Fraulein Julie" — es war vor ledzehn Jahren - zum erften Male das Derlangen nach einer fleinen Bubne und einem fleinen Jufchauerraum ausgefprochen, damit "eine neue dramatische Kunft erfteben und bas Theater wieder eine Institution zur Freude der Intelligenten werden tonne". Es war darum nur recht und billig, den Dersuch mit einem intimen Cheater in seinem Zeichen und just mit "Fraulein Julie" zu eröffnen. Das hatte überdies zwei Dorteile für sich. Man brauchte nur drei Darfteller und man hatte ein Programm. In ein intimes Cheater gehörten beispielsweise zwar ebenfo Goethes "Gefdwifter", wie fein "Caffo" und wohlauch Gerhard hauptmanns "Einfame Menschen". Don den Dramen Ibsens gar nicht erst zu reden. Allein Strindberg hat einige dramatische Kleinigkeiten geschrieben, die nicht mehr als zwei oder drei Darsteller erforderten, und so ward aus der Not eine Tugend, aus dem "Intimen Theater" ein — Strindberg. Theater. Man hatte diese vorzeitige Selbstverftummelung eines vielverheißenden programmatifchen Unternehmens ftillichweigend mit ber Ungulänglichkeit der vorhandenen Mittel entschuldigen tonnen, wenn nicht das große Wort von der hauptaufgabe, Strindberg in Ofterreich einzuführen, hettographiert an die Zeitungen pericitit worden mare. Man merte wohl; in Ofterreich, nicht in Wien. Wien ift offenbar für das "Intime Cheater" im Prater ein zu fleiner Wirtungstreis. Was foll das heißen: Strindberg in Ofterreich einführen? Capt fic Strindberg überhaupt von der Bühne herab bei einem Dublitum einführen, das von ihm nichts weiß, als daß er ein verrüdter Schwebe ift? Was er für bas Theater geschrieben hat,

find doch nur Abschnigel seines dichterischen Schaffens, die eher pathologisches denn funftlerifdes Interesse erregen. Den Meniden und Dichter Strindberg und feine Bedeutung für das Geiftesleben der Gegenwart tann man einzig und allein aus feinen Schriften tennen lernen, aus den Bekenntniffen feiner Weltund Cebensanschauung, wie er sie in seinem "Inferno" ober in seinen "Legenden" niedergelegt hat. Um Strindberg tennen zu lernen, dürfte "Ofterreich" bemnach beffer tun, fich mit feinen Schriften zu befassen, als Montag ins Jantich-Theater zu gehen. Und darum ein Strindberg-Theater im Prater? Jum Glud find die Tage biefer Widerfinnigfeit gegablt. Im April nimmt Direttor Jarno bas Jantid-Theater in Befig, bann wird es "Cuftspiel-Theater" beifen und im Winter eine Siliale des Josefstädter Theaters und im Sommer ein Niese-Theater fein. Die Aufregung war also gang umsonft. Man regt fich in Wien ja überhaupt immer umfonft auf. Bei uns tommt doch alles ftets anders, als man es erwartet batte. Auch bas "Custspiel-Theater" Jarnos wird es an Aberrafdungen nicht fehlen laffen. Dielleicht wird bort frau Niefe nicht ben "Gummirabler" fpielen, sondern die "Maria Stuart". Was die Geistinger tonnte, wird fich die "hanfi" auch noch erlauben burfen, und altere Wiener erinnern fich, amar nicht mit Dergnugen, aber befto lebhafter baran, daß felbst die fidele Gallmeger in ihren spaten Tagen der Derlodung nicht widersteben tonnte, tragifche Mutter zu mimen. Der Schuf, womit lie im Stadttbeater Caubes den Sergius Danin niederfnallte, umhüllt noch heute ihr Anbenten mit einer trüben Rauchwolfe. -tr-

Das erste philharmonische Konzert unter Seliz Mottls Leitung konnte man als Sortsetzung des Salzburger Mozart-Sestes nehmen, das die Philharmoniser mit Seliz Mottl erfolgreich zusammengeführt hatte. hans Pfizner, der zwischen Mozarts dreischgige D-dur-Sinsonie aus der Sigaro-Seit und Beethovens "Eroica" gestellt wurde, brackte keinen übermäßig modernen Con herzu, denn sein C-moll-Scherzo ist nur eine fromme Alterserscheinung seiner Jugend. Die modernen Consezer müssen erst allerlei gelernt haben, die sie sich als Stürmer und Dränger fühlen. Es wird dann ein Sturm der

Tednit. Wie schlicht, ein ehrsamer Melodienvater ift Richard Strauß gewesen, ehe seine Tednit zu fturmen und brangen begann. Abnlich hans Pfigner. Im neunzehnten Cebensjahre schrieb er das milbe C-moll-Scherzo, das wie aus einer Jugendfinfonie herausgefallen ift. Die "Rofe vom Liebesgarten" wird uns in der hofoper einen anderen Pfigner, ben Pfigner anders zeigen. Den Becher der Mogart-Freude gab Selix Mottl fo feurig und fo voll, daß er überichaumte; zumal im letten Sate der Sinfonie. Nach meiner Empfindung war hier das Tempo zu ichnell; in ber Dynamit ichien auch die Grenze des Mogartichen forte überidritten. Der Donner von gebn philharmonifden Kontrabaffen verfcuchterte bie Seele Mogarts, Guftav Mabler nabert feinen Mogart mehr bem Kammerftil, ber Beit, Aber unverbildete Natürlichfeit und unverbrauchter Enthusiasmus sind in Seliz Mottl vereinigt, so baß er von Mogart sich zum Ungestüm fortreifen läßt. Die Aufführung der "Eroica" hatte einen großen, im Scherzo und Sinale auch wieder gar ichnellen Jug. Mit bewunderungswürdiger Schmiegfamteit folgte bas Orchefter ben Regungen des neuen Suhrers. Es war ein Cabfal, bas Raufden des vollen, mächtigen, aus der Duntelhaft des vertieften Orchesterraumes befreiten Streicherchors zu vernehmen. r. h.

Das "teure" Wien, Wien ift im Auslande als die teuerste Stadt des Kontinents verschrien und mancher Fremde meidet unfere Stadt aus gurcht, hier zu viel Geld ausgeben gu muffen. Mit Unrecht! Unfere Botels und Theater sind viel billiger als die in Paris und der Carif des so vielverleumdeten Siaters ift nicht weit höher als der Carif der Berliner Drofchten. Die Kunft, billig zu reifen, befteht eben barin, fich überall ben Gebrauchen bes Candes bald angupaffen, bald zu widerfegen, also in Wien nicht nach nordbeutscher ober frangösischer Art speisen zu wollen und fich nicht hilflos ungebührlichen Trintgelbforberungen gu unterwerfen. Es mare für ben nieberofterreichischen Candesverband zur Bebung des Fremdenvertehrs eine dantenswerte Aufgabe, dem Rufe Wiens als einer teuren Stadt endlich einmal durch eine Publitation mit genauen Siffernangaben entgegengutreten. Das würde mehr nügen als die farbigfte Schilderung der Kaiferstadt.

[|] Derlag: Carl Konegen. | Drud von Christoph Rether's Söhne, Wien V. | Papier: Schlöglmühl. | Drud von Christoph für heft 3: 12. November 1904. | Days gegeben 10. November 1904. | Department of the characteristic of the

Die nationale Freizügigkeit.

Don Stanislaus Ritter von Madensti.

Am 19. Ottober 1904 hat das t. t. Reichsgericht zwei gleichlautende Erkenntnisse gefällt, welchen eine für die Nationalitätenfrage in Osterreich weittragende Bedeutung innewohnt.

3032 Einwohner der Stadt Wien böhmischer* Nationalität haben als Däter und Dormünder von 5177 schulpflichtigen Kindern dagegen Beschwerde geführt, daß ihnen die Schulbehörden das politische Recht, die Errichtung von Volksschulen mit böhmischer Unterrichtssprache zu verlangen, abgesprochen haben.

Aus der Betrachtung der allgemeinen Staatszwede ergibt sich die Pflicht der Staatsverwaltung, dafür zu sorgen, daß den Staatsbürgern die Möglichteit geboten werde, sich die Bildung anzueignen. Serner unterliegt es keinem Zweisel, daß die Aneignung der Bildung am entsprechendsten vor sich geht, wenn dieselbe dem Kinde in seiner Muttersprache geboten wird. Aus diesen beiden Prämissen würde sich in Anwendung auf den vorliegenden Sall der akademische Schluß ergeben, daß die Staatsverwaltung im Prinzip verpflichtet ist, für die böhmischen Kinder in Wien Schulen mit böhmischer Unterrichtssprache zu errichten.

Allein der aus den allgemeinen Pflichten der Staatsverwaltung, die kulturellen Bedürfnisse der Staatsbürger zu befriedigen, abgeleitete Anspruch derselben ist kein Rechtsanspruch. Seiner Verwirklichung stehen bloß Garantien zu Gebote, die sich auf ethische und politische Momente stützen. Maßgebend sind hiefür das Pflichtzgefühl der zuständigen Vertreter der Staatsgewalt, die finanzielle Tunlichkeit, die politische Notwendigkeit, Nühlichkeit, Möglichkeit u. dgl. Kurz, die Erledigung des Anspruches der böhmischen Bevölkerung Wiens auf Errichtung böhmischer Volksschulen vom Gesichtspunkte der kulturellen Bedürfnisse derselben ist eine Verwaltungsangelegenheit, eine Frage der Iweckmäßigkeit und keine Rechtsfrage. Zur Entscheidung solcher Fragen ist das Reichsgericht nicht berufen, was es auch in den diesbezüglichen Erkenntnissen ausdrücklich hervorhob.

Ein ganz verschiedener Anspruch lag dem Reichsgerichte zur Entscheidung vor. Die um die Nationalitätsidee geführten Kämpfe fanden ihren Abschluß in der im Jahre 1867 erfolgten Ausgestaltung der Versassung. Die Nationalität ist staatsrechtlich als Quelle selbständiger politischer Rechte der Staatsbürger gegenüber der Staatsgewalt anerkannt worden. Auf Grund der Zugehörigkeit zu einem Volks-

^{*} Das Erfenntnis des Reichsgerichtes gebraucht durchwegs das Wort "böhmisch".

stamme des Staates kommt dem Staatsbürger das politische Recht der nationalen Freiheit zu, welches darin besteht, daß er innerhalb der gesetzlich zulässigen Grenzen ohne Störung von Seite der Staatsgewalt in dem gesamten Staatsterritorium Handlungen vornehmen kann, welche die Wahrung und Pflege seiner Nationalität bezweden. Auf Grund der Zugehörigkeit zu dem Volksstamme eines Landes hat der Staatsbürger innerhalb des Candesterritoriums das politische Sprachenrecht, das heißt es kommt ihm ein Anspruch darauf zu, daß seine nationale Sprache, sofern sie in dem betreffenden Gebiete landesüblich ist, in seinen Beziehungen zu der Staatsgewalt auf den Belangen des Amtes, der Schule und des öffentlichen Lebens gebraucht werde. Durch die Anerkennung der politischen Sprachenrechte wurde die sprachliche Seite der Beziehungen des Staatsbürgers zu der Staatsverwaltung auf den genannten Belangen von dem sachlichen Inhalte derselben losgelöft und zum selbständigen Inhalte der politischen Sprachenrechte gemacht. Einen solchen, dem sachlichen Gesichtspuntte der kulturellen Bedürfnisse entrückten Anspruch auf Verwirklichung des nationalen Sprachenrechtes machten die böhmischen Einwohner Wiens vor dem Reichsgerichte geltend.

Das nationale Sprachenrecht unterliegt besonderen Voraussetzungen, welche unsere Versassung in dem bekannten Art. 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger festgesetzt hat. Allerdings gehört der Art. 19 zu den in Theorie und Praxis meistumstrittenen Fragen des öffentlichen Rechtes, was vorwiegend auf die übrigens durch die Entstehungsgeschichte diese Artikels leicht erklärliche juristische Unklarheit der Fassung zurückzusühren ist. Machen doch die Grundbestimmungen desselben den Eindruck, als ob die Versassung die politischen Rechte der Nationalität den Volksstämmen und den Sprachen als Rechtsslubjekten verleihen wollte! Dem Reichsgerichte gebührt das Verdienst, gegenüber den Bedenken der Wissenschaft, die ursprünglich in dem Art. 19 nichts anderes als ein erst einer Ausführung harrendes Prinzip anerkannt wissen wollte, den Weg zur Rechtssindung gewiesen, und Rechtssähe, die in dem Artikel enthalten sind, festgelegt zu haben.

In der obigen Darstellung haben wir zwei Tatsachen als die verfassungsmäßig sestgesetzen Voraussetzungen des politischen Sprachenrechtes bezeichnet, und zwar: 1. daß der Volksstamm, zu welchem der Staatsbürger gehört, ein Volksstamm des Candes ist, 2. daß die nationale Sprache des Staatsbürgers in dem betreffenden Gebiete landesüblich ist.

Was die zweitgenannte Voraussetzung anbelangt, so ist dieselbe in allen diesbezüglichen Erkenntnissen des Reichsgerichtes anerkannt worden. Für die Erörterung der erstgenannten hatte das Reichsgericht bisher keine Veranlassung, denn in den sprachlichen Angelegenheiten, welche bisher vor dem Reichsgericht verhandelt wurden, war immer die Tatsache, daß der betreffende Volkstamm das bezügliche Land bewohnt, so notorisch, daß sich daraus eine Streitsrage nicht ergeben konnte. Sie tauchte zum ersten Male in der gegenwärtigen böhmischen Beschwerde aus. Dem

Reichsgerichte lag nunmehr die Frage vor: ist die Zugehörigkeit zu einem Volksstamme des Candes eine gesetzliche Voraussetzung des Sprachenrechtes in diesem Cande? wenn ja, ist der böhmische Volksstamm ein Volksstamm des Candes Niederösterreich?

Die erste dieser Fragen wurde vom Reichsgerichte bejaht, die zweite verneint. Durch die Verneinung der zweiten Frage hat das Reichsgericht nicht bloß den gerade anhängig gewesenen Streitfall entschieden, sondern auch für die Lösung der überaus wichtigen und im Art. 19 nicht ausdrücklich entschiedenen Frage der nationalen Freizügigsteit oder Transmigration der Volksstämme einen Klaren Rechtsgrundsatz aufgestellt.

Daß zur Zeit der Erlassung der Staatsgrundgesetze der böhmische Volksstamm das Cand Niederösterreich nicht bewohnte, ist notorisch. An der mährischen Grenze befanden sich dazumal und befinden sich auch heute mehrere Gemeinden mit porwiegend flowatischer Bevölkerung, welche in Übereinstimmung mit der geschichtlichen Entwidlung stets als Ausläufer des mährischen Volkstammes angesehen wurden. In den einzelnen Städten des Candes, und namentlich in Wien, hielten sich einzelne Angehörige des böhmischen Volkstammes auf, wie dies auch sonst in anderen Candern geschieht. Mit der Zeit strömten jedoch nach Wien immer mehr böhmische Einwohner ein. Bei der letten Volkszählung vom Jahre 1900 erreichte ihre Jahl die Höhe von 102.974 Einwohnern. Überdies reflamierten die Beschwerdeführer zu gunsten ihrer Konnationalen in Wien, auf Grund der über die Übersiedlung von Böhmen, Mähren und Schlesien nach Wien angestellten Berechnungen eine weitere Ziffer von 370.478 böhmischen Einwohnern Wiens, welche aus Gründen, bie nicht weiter erörtert werden wollten, sich bei der Bolksachlung nicht zu der böhmischen, sondern zu der deutschen Umgangsprache bekannt haben, tropdem jedoch der böhmischen Nationalität angehören. Die daraus sich ergebende Gesamtgiffer von über 472.000 wurde nun der Jiffer der Gesamtbevölkerung Wiens von 1,674.957 entgegengestellt, um darzutun, daß dieses Berhältnis den Böhmen in Wien gunstiger liegt, als mancher Minorität in anderen Städten und Candern, in welchen sie als Volksstämme des Candes anerkannt werden.

Die böhmischen Einwohner Wiens entwickeln eine sehr intensive nationale Gemeintätigkeit: in zahlreichen nationalen Vereinen, Zeitschriften, Privatschulen, Kindergärten, Vorschußkassen und wirtschaftlichen Genossenschaften. Sie glauben dadurch an den Tag gelegt zu haben, daß sie eine durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verbundene nationale Gemeinschaft in Wien bilden, welche als Volkstamm des Landes anzusehen ist.

Don der Regierung wurde dagegen geltend gemacht, daß das Zusammenwohnen der Böhmen in Wien nicht den Charatter eines Volksstammes des Landes, sondern vielmehr jenen einer Großstädten eigentümlichen Ansiedlung an sich trage. Sie sei nicht aus dem Lande Niederösterreich hervorgegangen, die Einwanderung vollziehe sich im Gegenteile aus Böhmen, Mähren und Schlesien. Anziehungstraft übe auf sie die leichtere Gelegenheit zu einem besseren Erwerbe. Darum weise die böhmische Ansiedlung eine größere Beweglichkeit und einen rascheren Zuwachs auf, als sich diese Erscheinungen bei einer seshaften Bevölkerung vollziehen.

Das Reichsgericht entschied, daß die Einwohner Wiens böhmischer Nationalität keinen Volksstamm des Candes Niederösterreich bilden.

Nach der Anschauung des Reichsgerichtes ist ein Volkstamm des Candes nur dann als existent anzuerkennen, wenn die betreffende nationale Gemeinschaft in dem Cande historische Wurzeln geschlagen hat und mit dem Cande so innig verwachsen ist, daß sie eine nationale Individualität des Candes bildet.

Damit wurde die Frage der nationalen Freizügigkeit in einer Weise gelöst, welche dem Geiste der Verfassung und den realen Bedürfnissen des wirklichen Cebens vollauf entspricht.

Denn einerseits wäre der absolute Ausschluß jeder Transmigration der Volksstämme ein Verstoß gegen die verfassungsmäßig gewährleistete individuelle Freizügigkeit und müßte, da das Geschehene nicht durch Gesetze ungeschehen gemacht werden kann, zu einem krassen Widerstreit zwischen Leben und Recht führen. Anderseits würde die unentbehrliche Ordnung im Staate den Zustand nicht vertragen, der entstehen müßte, wenn jede tatsächliche nationale Transmigration sofort vom Rechte anerkannt werden sollte.

Die Länder Österreichs sind historisch geschaffene Einheiten, deren jede ein in sozialer, kultureller und politischer Beziehung in sich geschlossenes Ganze bildet. Darum hat die Gemeinsamkeit der Landesangehörigkeit, die Landsmannschaft, eine viel größere Bedeutung als sonst in anderen Staaten. Sie bildet die reale Unterlage für das gesamte öffentliche Leben des Landes. Nun besteht das charatteristische Merkmal der Nationalität in einer bestimmten Eigentümlichkeit. In derselben liegt die natürliche Quelle des Gegensates, welcher den in einem Cande wohnenden Dolksstämmen das Zusammenleben erschwert. Soll die Überzeugung von der Notwendigkeit nationaler Gerechtigkeit in dem Cande festen Suf fassen, so muß ein Sattor geschaffen werben, ber im stande ist, bem die Doltsstämme trennenden Gegensate das Gleichgewicht zu halten. Ein solcher Sattor liegt in dem Bande der Candsmannschaft. Dieses lettere schafft aber nur die Geschichte durch das Wohl und Wehe, das die Insassen eines Candes bei dessen wechselndem Geschicke ohne Unterschied ihrer Nationalität gemeinsam und in gleichem Make trifft. Nur ein solcher historischer Prozest vermag in den Bewohnern des Candes das Bewuftsein zu begründen, daß jede nationale Gemeinschaft auch zugleich eine der im Cande ebenbürtigen nationalen Individualitäten bildet.

Ist dieser historische Prozes bei einer eingewanderten nationalen Gemeinschaft vollzogen, dann ist vom Standpunkte des Rechtes anzuerkennen, daß der eingewanderte Volksstamm ein Volksstamm des Candes ist.

Die rechtshistorische Staatsprüfung an den österreichischen Universitäten.

Don Professor Dr. Ludwig Mitteis in Ceipzig.

Ich beabsichtige über ein Thema zu schreiben, das scheinbar dem Interesse des großen Publikums ferne liegt und nur für Sachmänner von Bedeutung ist. Und doch sind an demselben weite Kreise beteiligt, viel weitere, als es auf den ersten Blid den Anschein hat. Es ist ein sehr beträchtlicher und wenigstens in Österreich anscheinend immer steigender Prozentsatz der studierenden Jugend, der sich der juristischen Laufbahn zuwendet, es sind jährlich Tausende, die sich an den österreichischen Universitäten sür die daselbst stattsindenden Examina vorbereiten, und nicht bloß diese Tausende, sondern auch ihre Eltern, Verwandten, Vormünder sind an der Einrichtung dieser Examina mit idealen und materiellen Interessen beteiligt. Die Frage, die ich berühre, ist daher für breite Schichten des Publikums von Bedeutung.

Sie liegt mir schon lange am Herzen; denn ich habe bereits zur Zeit, wo ich selbst mich dem rechtshistorischen Examen zu unterziehen hatte, dessen Einrichtung mißbilligt und dieses Urteil ist durch eine vieljährige Tätigkeit als Mitglied österreichischer Prüfungskommissionen, während welcher ich Hunderte von Prüfungsakten mitgemacht habe, nur bestärkt und verschärft worden. Ich din der sesten Überzeugung, daß dieses Examen und das ihm vorausgehende sogenannte rechtshistorische Biennium in seiner heutigen Gestalt eine Verschwendung von kostbarer Lebenszeit und Lebenskraft enthält, daß es eine nicht zu rechtsertigende Belastung ist für den Studenten, dem dadurch nur zu oft das Studium von vorneherein vergällt und verödet wird, und darum eine Gesahr, weil diese Empfindung manchen, der bei richtigem Studiensplan seinen Weg zurückgelegt hätte, kopsichen macht, vom Studium ablenkt und schließlich zum Schiffbruche sühren kann. Ich habe diese Erkenntnis schon in Österreich mit voller Klarheit gehabt und habe dieses Urteil überprüsen können, seit ich als Mitglied der sächsischen Examenskommission auch andere Einrichtungen kennen zu Iernen Gelegenheit hatte.

Ich glaube darum der österreichischen Jugend einen Dienst zu erweisen, wenn ich die Übelstände des rechtshistorischen Examens einer Kritik unterziehe. Und ich rechne darauf, bei den Beteiligten und mehr noch bei den beteiligt Gewesenen Anklang und Justimmung zu finden.

Freilich, die Einwendung liegt nahe: Wenn wirklich die Einrichtung so anfechtbar und qualvoll ist, wie kommt es, daß in ihrem fünfzigjährigen Beltande keine Reaktion dagegen erfolgt ist? Daß die ganze heute lebende Juristengeneration in Österreich diese Last getragen hat, ohne sich darüber zu beschweren? Und ist nicht gerade unter diesen Ordnungen die Rechtswissenschaft zu einer Blüte gelangt, welche sie der jedes andern Landes ebenbürtig gemacht hat?

Dies alles habe ich mir wohl überlegt, aber es macht mich nicht irre. Was zunächst den letzen Punkt anbetrifft, so verkenne ich nicht im mindesten, daß die gegen-

wärtige Studienordnung, insbesondere die rechtshistorische Seite derselben, an der Regeneration der österreichischen Jurisprudenz einen großen Anteil gehabt hat, und daß ein Über-das-Ziel-schießen hier vielleicht seinerzeit ganz angebracht war, da ja jede bedeutende Ceistung nur durch einen bestimmten Überschuft von Energie zu verwirklichen ist. Heute, wo jene Wiedergeburt längst vollzogen ist und sich die Verhältnisse auch sonst vielfach verändert haben, ist es hohe Zeit, die Kraftanspannung in historischer Richtung auf das richtige Maß zurudzustellen. Was aber das Stillschweigen der Beteiligten anbetrifft, so beweist dieses keineswegs die Richtigkeit des gegenwärtigen Zustandes. Don den Studierenden wird man einfach annehmen können, daß sie deswegen nichts sagen, weil sie nicht gefragt werden; sie betrachten das Examen als ein Satum, dem nicht zu entrinnen ist; dabei steht es für jeden, der mit Studierenden offen zu reden Gelegenheit hatte, außer Zweifel, daß die Mifstimmung über die Masse des für sie toten historischen Stoffes, den sie aufzunehmen haben, sogar eine sehr große ist. haben sie freilich das Eramen überstanden, so vergessen sie gerne und raich die Unannehmlichkeit und geben sich keine Rechenschaft, ob die Zeit nicht besser wäre zu verwenden gewesen. Auf Seite der Examinatoren ist, da sie fast alle Sachmänner, d. h. Rechtshiftoriter sind, die begreifliche und höchst ehrenwerte Wertschähung ihres Wissenszweigs zu berücksichtigen; diese macht sie geneigt, auf eine möglichst intensive Anerkennung desselben im Studiengang und der Prüfungsordnung Gewicht zu legen, und desto mehr, je energischere und bedeutendere Sorscher sie selbst sind. Übrigens wird man auch in Gelehrtenkreisen mit Leichtigkeit Stimmen vernehmen können, welche das hier ausgesprochene Urteil durchaus billigen; man frage 3. B. die Cehrer der Staatswissenschaften, ob sie mit dem ihren Sachern im Studienplan und nach Maßgabe des Prüfungssystems übrig bleibenden Maß von Zeit und Arbeitstraft zufrieden sind oder meinen, daß sie durch die übermäßige Betonung des rechtshistorischen Elements auf einen ungebührlich geringen Raum eingeschränkt werden, und man wird sich bald überzeugen, wie hier die wahre Stimmung ist.

Übrigens ist meine Meinung nicht die, daß die rechtshistorischen Semester und die rechtshistorische Staatsprüfung gänzlich zu streichen sind. Ich gebe zu, daß sie auf einer wenigstens für die österreichischen Derhältnisse gesunden Grundlage beruhen und auf einem Gedanken, der in Österreich keineswegs ganz aufgegeben werden kann. Was ich misbillige, ist nur die hier stattfindende Übertreibung. Ich werde mich im nachstehenden bemühen, den richtigen Kern von den überschüssigen Wucherungen zu trennen.

I.

Die 3mifchenprüfung.

Der Grundgedanke der österreichischen Studienordnung für die Juristen sowohl in ihrer ursprünglichen Gestalt (Leo Thunsche Studienordnung) als nach dem gegenwärtig geltenden Gesetz vom 20. April 1893 ist dieser, daß das Studium in zwei hauptabschnitte zerfällt. Der erste, ursprünglich notwendig vier Semester, jest nach

Wahl des Studierenden drei oder vier (tatsächlich meist vier) Semester umfassende Abschnitt ist fast ausschließlich der Pflege der sogenannten rechtsgeschichtlichen Sächer gewidmet, weshalb er rechtshistorisches Biennium genannt wird, welcher Ausdruck nur mit Rücksicht auf die jeht bestehende Möglichteit, diesen Zeitraum auf drei Semester zu restringieren, eine kleine Ungenauigkeit enthält. Dieser Abschnitt ist von dem zweiten, welcher alle Sächer des geltenden Rechts und daneben noch Volkswirtschaftslehre und Politik, Sinanzwissenschaft sowie allgemeine Staats- und Verwaltungslehre enthält, durch ein obligatorisches Examen über die Gegenstände des ersten Studienabschnittes getrennt; solange dieses Examen nicht mit Erfolg abgelegt ist, kann keine Vorlesung des zweiten Abschnittes in anrechendarer Weise vom Studierenden gehört werden.

Dieses bildet das System, welches in Deutschland das System der obligatorischen Zwischenprüfung genannt wird. Don den deutschen Staaten hat Bayern dasselbe angenommen, während man sonst in Deutschland sich damit begnügt, über die Gegenstände aller Universitätsvorlesungen nur ein Examen abzuhalten, das an den Schluß des Universitätsstudiums gelegt ist; die bayrische und österreichische Einstichtung ist, obwohl 3. B. auch in Preußen und anderen Ländern für sie neuerlich Propaganda gemacht worden ist, hier noch nicht angenommen worden.

Diese ablehnende Haltung ist im Prinzip eine wohlbegründete. Ich kenne die banrischen Verhältnisse nicht und kann nicht sagen, ob dort zwingende Gründe für ein Zwischeneramen sprechen. Wo nicht absolut zwingende Gründe vorhanden sind, muk das System des Zwischeneramens durchaus und mit der größten Entschiedenheit abgelehnt werden. Es widerspricht dem wissenschaftlichen Zusammenhang, der zwischen allen Studienfächern besteht, und es gefährdet die Freiheit des Studierenden, ber statt seine akademischen Cernjahre zu freiem Studium nach der ihm jeweils angemessen und angiebend erscheinenden Richtung verwenden gu durfen, badurch gezwungen ist, gerade die Gegenstände dieses Eramens und nicht in beliebiger Dertiefung nach bestimmten Punkten, sondern in der durch das Eramen bedingten, formalen und daher notwendig verflachten Gleichmäßigkeit zu bearbeiten. Es gefährdet endlich die Freizugigteit des Studenten, der naturgemäß möglichst viel Semester an ber Universität zubringt, an welcher er das Eramen ablegt, um mit den dortigen lotalen Anforderungen vertraut zu werden. Uniformierung, Nivellierung, Cotalisierung des Studiums sind die Gefahren, welche dieses System notwendig mit sich bringt, und welche dasselbe dringend verbieten überall dort, wo man mit einem einheitlichen Schluferamen auskommen tann, wie das 3. B. bei uns in Sachsen nach meiner mehrjährigen sehr erfreulichen Erfahrung im vollsten Mage der Sall ist.

Aber es gibt Derhältnisse, wo man alle diese Übelstände in Kauf nehmen muß, weil es unmöglich ist, den Studierenden durch die ganze Studienzeit sich selbst zu überlassen — dies und nichts anderes ist der bald ausgesprochene, bald verschwiegene Grund für die Einführung von Zwischenprüfungen. Denn nur ein Scheingrund ist es, wenn behauptet wird, der Stoff sei für ein einheitliches Examen zu groß. Das ist nur richtig, wenn man ihn in ganz ungesunder Weise als reinen

Gedächtnisstoff behandelt und wegen Untenntnis untergeordneten positiven Materials reprodieren will. Begnügt man sich mit dem sicheren Derständnis des Wesentlichen, mit dem, was man juristische Bildung nennt, so wird man finden, daß es durchaus möglich ist, diese in einem einheitlichen Examen festzustellen, wenigstens für die rein juristischen Sächer; ob daneben eine vertiefte Kenntnis von Nationalökonomie, Sinanzwissenschaft, Staats- und Derwaltungslehre noch durch ein Nachezamen seltzustellen ist, ist eine andere Frage, welche mit der des einheitlichen Schlußezamens über die juristischen Disziplinen nichts zu tun hat. Die Größe des juristischen Stoffs ist es also nicht, was ein einheitliches Examen ausschließt; jeder lernt eben vom positiven Material nur, was in seinen Kopf hineingeht, und die Examenskommission gewöhnt sich sehr bald daran, ihre Anforderungen danach einzurichten. Doraussezung ist aber allerdings, daß der Studierende seine ganze Studienzeit oder wenigstens den weitaus größten Teil derselben gewissenhaft ausnützt. Denn gerade dieses System ist mit einem gedankenlosen Einpauken durch die letzten Monate vor dem Examen gänzlich uns vereindar.

Bekanntlich trifft die bezeichnete Voraussetzung auch bei uns in Deutschland leider nicht immer zu; aber die Sälle einer entschiedenen und irreparablen Dernachlässigung sind glücklicherweise nicht häufig genug, um ihretwegen auf die großen Dorzüge des Systems zu verzichten. In Österreich liegen die Derhältnisse weit unaunstiger. Schon an sich ist dort die Studienzeit mit ihren obligatorischen acht Semestern, also die Zeit, für die man dem Studierenden Vertrauen schenken mukte. eine etwas längere als in Deutschland, und umgekehrt ermöglicht das achtkassige Cymnasium, die Universität früher, also noch in einem gefährdeteren Lebensalter zu beziehen wie das deutsche neunklassige. Noch viel mehr aber fallen andere Umstände ins Gewicht. Vor allem rekrutiert sich das österreichische Studentenmaterial, entsprechend dem geringeren Wohlstand des Candes, aus ärmeren Bevölkerungsschichten wie das deutsche, ja, es ist dort überhaupt die Bestimmung für den öffentlichen Dienst eines der beliebtesten Mittel, die Söhne zu versorgen, demgegenüber die in Deutschland so weit verbreitete Versorqung durch industrielle und merkantile Berufsausbildung fast in den hintergrund tritt. Diesen zahlreichen Sprößlingen armerer Samilien wird es naturgemäß oft schwer, fern vom Hause und in den zumeist großen österreichischen Universitätsstädten - man denke an Wien, Prag, Cemberg, Krakau, Graz — sich durchzuschlagen und dabei noch ihren Studien zu obliegen. Dielen ist ber Besuch der Dorlesungen einfach deshalb unmöglich, weil sie in der Großstadt in allen möglichen Stellungen — als hofmeister, Kanzlisten, Privatlehrer u. ä. — sich den Unterhalt verdienen muffen; nicht gering ist die Jahl derjenigen, welche die Universität überhaupt nur nominell beziehen, weil sie die Kosten des Universitätslebens gar nicht erschwingen können. Auch das an den österreichischen Universitäten so verbreitete leidige Politisieren der Studenten ist effektiver Arbeit keineswegs günstig. Dazu ist die Zahl der Universitäten gering, infolgedessen einige, wie Wien oder die tschechische Universität in Prag, sich zu wahren Riesenuniversitäten ausbilden, wo

die hörfale die instribierten Studenten langst nicht mehr aufnehmen und von einer allgemeinen ausgiebigen Benutung der ohnedies meist unzulänglich dotierten Bibliotheken und Seminarien nicht die Rede sein kann. Ein persönlicher Kontakt von Cehrern und Cernenden ist an diesen Universitäten fast gang ausgeschlossen. Alle biese und andere Umstande wirken zusammen, das Studium zu einem vielfach nur nominellen zu gestalten. Angesichts bessen ist hier die Zwischenprüfung, trot der ihr anhaftenden großen Mängel, ein gang unentbehrliches Mittel, die studierende Jugend wenigstens etwas an der Stange zu halten. Für den Einen bedeutet sie den notwendigen Stachel, um seine erschlaffte oder nie vorhanden gewesene Arbeitslust zu beleben und ihn an seine akademische Pflicht zu erinnern; für den Andern die in Deutschland durch zahlreiche praktische Übungskollegien gegebene, in Österreich in biefer Sorm ganz fehlende — Kontrolle der erworbenen Kenntnisse durch die Autorität bes Craminators; für die Angehörigen des Studierenden endlich das einzige Kriterium leines Fleifies und der richtigen Derwendung der oft so schwer geopferten Studienaufwendungen. Endlich ist die Zwischenprüfung das einzige und richtige Mittel, ungeeignete Elemente von der Universität abzustofen und rechtzeitig, d. h. ehe der Zeit- und Kraftverluft allzugroß wird, auf einen andern Lebensweg zu weisen, und groß ist die jährliche Jahl berjenigen, welche schon das Zwischeneramen zur Umkehr auf einem Weg veranlakt, den sie lieber hätten gar nicht betreten sollen.

Darum ist die Institution als solche für die österreichischen Rechtsfakultäten unentbehrlich. Eine andere Frage ist die, ob ihre Ausgestaltung die richtige ist.

II.

Was ich an derselben tadelnswert finde, läßt sich mit wenigen Worten sagen. Es ist die einseitige Ausfüllung derselben mit rechtshistorischem, also für den Studierenden zunächst unverwendbarem und in seiner übermäßigen Ausdehnung und Fülle auch ungenießbarem Stoff.

Man muß, um diese Anlage des rechtshistorischen Examens und Bienniums zu verstehen, zurückgehen auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo der Grundgedanke dieser Ordnungen gezeitigt wurde. Man stand damals in Österreich auf rechtswissenschaftlichem Gebiet vor dem absoluten Nichts; die erste hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit ihrer Absperrung gegen das geistige Leben von jenseits der schwarz-gelben Pfähle hatte es dahin gebracht, daß der ungeheure Ausschwung der deutschen Rechtswissenschaft an Österreich spurlos vorübergegangen war und das Studium sich in einer stoff- und geistesarmen Aneignung der notwendigen Gesetzesparagraphe erschöpfte. Als nun Graf Leo Chun an die Ausstellung einer wirklick scientissischen Studienordnung schritt, war es notwendig, diese Richtung mit Seuer und Schwert auszutreiben und den wissenschaftlichen Strömungen ein breites Bett zu graben; offenbar in dieser Intention geschah es, daß die volle erste hälfte der juristischen Studienzeit für Vorlesungen bestimmt wurde, welche sast gar keine uns mittelbare Anwendbarkeit in Österreich hatten, dafür aber den Juristen unmittelbar

in Kontatt setzen mit der deutschen Rechtswissenschaft. Da diese gerade damals eine Periode des strengsten Historismus hatte, nahm auch das österreichische erste Biennium genau diesen Charatter an: römisches, deutsches und kanonisches Recht, auf historischer Grundlage, damals in Deutschland die herrschende Trias, wurde es auch für diesen Teil des österreichischen Studienplans.

Daß dieser für Österreich sehr viel Gutes gestiftet hat, wer wollte es leugnen? Und dennoch, duo si faciunt idem, non est idem: der österreichische Historismus war etwas ganz anderes als der deutsche. In Deutschland waren römisches und deutsches Recht teilweise wirklich noch in Geltung, teilweise doch — wie in den Ländern der privatrechtlichen Partitulargesekgebungen, Preußen, Sachsen, Baden u. a. — schon mit Rücklicht auf die Studierenden aus den gemeinrechtlichen Staaten und weit mehr noch auf den Umstand, daß die gange Privatrechtswissenschaft im gemeinen Recht ihr Zentrum hatte, die eigentliche Grundlage für das gesamte Studium des Privat= rechts. Das Candesrecht wurde immer nur nebenher betrieben. Das gemeine Recht war eben im Reich noch ein lebendes, in der Praxis sich täglich fortbildendes. So tam es, daß hier auch als Eramensgegenstand das römische und deutsche Recht einen vorwiegend praktisch-dogmatischen Wert behielt und die streng historische Seite niemals überwuchern konnte. Davor sicherte schon eines, was ich früher berührt habe: die Einheitlichkeit des Staatsezamens; denn je größer und allseitiger der Ezamensstoff, desto dringender für den Examinator die Notwendigkeit, das praktisch und juristisch Wesentliche gegenüber totem Wissensstoff in den Vordergrund zu stellen.

Gerade die entgegengesetzte Richtung hat sich in Österreich bemerkbar gemacht. Hier waren die historischen Disziplinen von vorneherein nur historische und scientifische. Die beständige Korrektur durch das Erfordernis praktischer Anwendbarkeit entsiel. An sich werden die einzelnen Vorlesungen über die sogenannten "gemeinrechtlichen" Sächer, d. i. eben römisches, deutsches und Kirchenrecht, in Österreich ungefähr denselben Inhalt gehabt haben wie in Deutschland; aber das Arrangement im ganzen und die Anlage der Prüfungen brachten und bringen es noch heute mit sich, daß sie auf den Studenten ganz anders wirken. Und das wird merkwürdigerweise immer übersehen. In Betracht kommt nämlich einerseits die obligatorische Reihenfolge der Dorlesungen, zweitens der erklusiv rechtshistorische Charakter der Zwischenprüfung.

In ersterer Beziehung ist daran zu erinnern, daß die österreichsiche juristische Studienordnung dem Studenten den Stoff für jeden Abschnitt seiner Universitätszeit genau vorschreibt. Auf die ersten vier (oder jetzt allenfalls drei) Semester sind alle rechtshistorischen Dorlesungen gelegt. Einen Gegenstand des zweiten Bienniums kann der Jurist vor der Zwischenprüfung nicht rechtswirksam hören. Natürlich steht es ihm frei, zu seinem Privatvergnügen schon jetzt sich in eine Dorlesung über Nationalsötonomie, Strafrecht oder Staatsrecht instribieren zu lassen; da ihn das aber nicht von der Derpstichtung befreit, diese Instription nach der Zwischenprüfung zu wiederholen, so tut das natürlich keiner. Warum das so sein muß, dafür hat noch nie jemand einen triftigen Grund gewußt; in Deutschland steht es dem Studierenden

frei, sich die Reihenfolge seiner Dorlesungen ad libitum gusammengustellen, je nach der jeweiligen Neigung und Gelegenheit, und es fällt niemandem ein zu behaupten, daß man Nationalokonomie nicht mit Nugen hören kann, ehe man Kirchenrecht studiert hat, und Strafrecht nicht vor ober neben den Pandetten. Die Behauptung, daß man keine moderne Vorlefung verfteben kann, ebe sämtliche historische gehört sind, ist eine unwahre und übertriebene Phrase. Natürlich wird man nicht modernes Zivilrecht hören, ohne dessen Grundlagen entweder schon zu kennen oder doch gleichzeitig kennen zu lernen; warum aber auch die Gegenstände, welche ohne besondere historische Grundlage tradiert werden können, wie Nationalökonomie, Sinanzwissenschaft u. ä. in den hintergrund gestellt werden mussen, ist ebensowenig einzusehen, wie es zu begreifen ist, warum das Kirchenrecht, das doch auf das moderne Privatrecht nur einen minimalen Einfluß geübt hat, diesem unbedingt vorausgehen muß, und warum man nicht auch ein modernes Sach wenigstens gleichzeitig mit dem bezüglichen historischen Kolleg soll hören können. Daß die Studenten hier die für sie richtige Reihenfolge von selbst finden, auch ohne in spanische Stiefel eingeschnürt zu werden, davon hat man bei uns die reichlichsten Proben; allenfalls kann man ihnen einen gedruckten Ratgeber an die hand geben, der die zweckmäßige Anordnung der Vorlesungen, aber notabene mit großen Catituden, darlegt, und wenn schließlich einmal ein Quertopf seinen Studiengang so einrichtet, daß er absolut nichts lernen tann, so ift ja eben das Eramen dazu da, um ihn gurudzuweisen.

Diese Einrichtung der Vorlesungen im österreichischen ersten Biennium hat nun die notwendige Solge, daß der Student mit rechtshistorischem Stoff überfüttert wird. Er bekommt eben gar nichts anderes als diesen, denn die zwar obligate, aber keinen Prüfungsgegenstand bildende "Vorlesung aus dem Gebiet der Philosophie", von der Lehrplan noch spricht, wird natürlich als reine Sormalität betrachtet, d. h. belegt, aber nicht besucht.

Nun ist es aber mit dem extlusiv historischen Studium eine eigene Sache. Es ist vollkommen richtig, daß man die Dinge nicht versteht, wenn man ihre Geschichte nicht kennt; ebensowenig sollte man aber vergessen, daß man auch die Geschichte nicht verstehen kann, ohne die Dinge zu kennen, um deren Geschichte es sich handelt. Das vergessen oft die Rechtshistoriker selbst. Bei der allgemeinen Geschichte steht es ja darum ganz anders, weil hier die Begriffe, die sie voraussetzt und auf deren tieseres Verständnis sie hinführt, jedem kraft seiner Erziehung geläusig sind. Die rechtsgeschichtlichen Vorlesungen aber sind darauf angelegt, Verhältnisse wissenschaftlich zu fundieren, die der Student prinzipiell noch nicht kennt. Bis zu einem gewissen Grade ist es wohl möglich, ihm diese Verhältnisse gleichzeitig mit ihrer Geschichte bekanntzumachen, und das ist ja dann freilich die ideale Methode; sie läßt sich in relativ großem Umfange durchsühren im römischen Recht, wo die juristischen Begriffe vermöge ihrer großen Plastik leicht zu begreifen und ihr Zusammenhang mit den rechtsbildenden Saktoren meist sehr durchsichtig ist. Diel schwerer ist das schon im deutschen und kanonischen Recht, wo das Rechtsspistem viel

schwerer zu verstehen ist und sein organischer Zusammenhang mit der allgemeinen Rechtsgeschichte oft erst bei sehr vorgeschrittener juristischer Bildung empfunden wird; aber auch im römischen Recht gibt es vieles, dessen Bedeutung dem Anfänger unverständlich bleibt.

Dor allem ist in sämtlichen historischen Sächern die ganze Quellengeschichte, bie doch in jedem wissenschaftlich angelegten Kolleg voranstehen muß, für den Anfänger ein Rätsel. Selbst von der römischen gilt dies, obwohl sie vielleicht noch die leichteste ist, weil der Jurist von unserm start philologisch angehauchten Cymnasium her mit dem klassischen Altertum besonders vertraut ist; die deutsche und kanonische, welche sich großenteils auf altdeutsche und mittelalterliche Derhältnisse bezieht, ist dem Studenten ebenso grau, wie heute eben für die meisten Gebildeten das gange Mittelalter ist; wie viele haben davon eine lebendige Vorstellung? Darum treffen bie germanischen Dolksrechte, der Sachsen- und Schwabenspiegel, die diversen Reichsabschiede, die vorgratianischen Sammlungen und die Papste Gregor IX. und Bonifag VIII. und alle diese Dinge und Personlichkeiten im Kopf des Studenten teinen Bewuktseinsinhalt, an den sie antnüpfen tönnten, und bleiben einfach toter Schall; ebenso werden die meisten Institutionen des deutschen und kanonischen Rechts ihm erst dann lebendig und verständlich, wenn er ihre modernen Entwicklungsformen tennen lernt: die Geschichte will die Gegenwart nicht bloß beleuchten, sondern auch nach rudwärts hin von ihr beleuchtet sein.

Nun weiß ich sehr wohl, daß man deshalb nicht zu dem Resultat kommen darf, die geschichtlichen Studien erst hinter die dogmatischen zu verlegen, und ebensowenig halte ich es für durchführbar, Geschichte und Dogmatik zu einheitlichen Dorlesungen zu verschmelzen, d. h. dogmatische Dorlesungen mit geschichtlichen Rückblicken zu halten: da kommt, wenn nicht der Dozent eine ganz ausnahmsweise Universalität besitzt, weder das eine noch das andere zu seinem Recht und die Sache wird ganz unwissenschaftlich. Es ist mir auch bewußt, daß aller Anfang schwer ist und man bei sedem Unterricht es sich gefallen lassen muß, Kenntnisse in sich auszunehmen, deren volle Bedeutung man erst später erfassen kann, die man zunächst wie Fremdörper verspürt und erst allmählich in sich hineinwachsen lassen lassen unbedingt verlangt werden muß, ist das, daß dieses allmähliche hineinwachsen auch möglich sei, und daß diese Methode nicht ins psychisch Unerträgliche auswächst.

Gerade hier aber liegen die hauptbedenken gegen das rechtsgeschichtliche Biennium. Wenn man es darauf anlegen wollte, einen Lehrplan zu erfinden, der die Geschichte zum toten unverstandenen Wissensstoff macht, so wäre es eben dieser. Denn er sorgt gründlich dafür, daß der Student jene Kenntnis des wirklichen lebendigen Rechts, deren Derständnis die Geschichte bieten soll, sich gerade erst dann aneignet, wenn diese in seiner Erinnerung zu verblassen beginnt, und umgekehrt, daß er von den lebendigen modernen Bildern, welche erst der Geschichte ihr rechtes Licht geben, kein einziges besitzen kann, solange er überhaupt geschichtliche Vorlesungen zu hören hat.

Wie ganz anders steht es da in Deutschland! Selbst das erste Studiensemester, das and hier vorwiegend historisch zu sein pflegt, kann bereits auf moderne Sächer übergreisen; es ist durchaus keine Seltenheit, daß Nationalökonomie oder Staatsrecht gleich zu Beginn der Studien gehört wird. Im zweiten Semester beginnen weitaus die meisten Juristen sofort mit dem hören der Vorlesungen über das dürgerliche Recht, welche also unmittelbar an die römischen Institutionen anknüpsen, und der Geschichte des deutschen Privatrechtes, und soweit Pandektenvorlesungen noch gehalten werden, diesen parallel laufen; das Studium des Staats- und Strafrechts schließt sich meist unmittelbar an, so daß dieses mit der deutschen und römischen Rechtsgeschichte in engem Kontakt bleibt. hier ist ein organisches Ineinander von Rechtsgeschichte und Rechtsdogmatik gewährleistet; die Kollegien ergänzen und besleuchten sich gegenseitig, und indem jedes notwendig auf die Parallelvorlesung verweist, wird die Bedeutung derselben dem hörer stets gegenwärtig erhalten.

Und er fühlt, daß er Jus studiert — und das ist ein zweiter und vielleicht der wichtigste Puntt!

Denn ich habe bis jest die Frage nur vom streng wissenschaftlichen, objektiven Standpunkt betrachtet und die Psichologie des Jünglings nicht herangezogen, für den der Lehrplan gemacht ist. Und doch kommt auch diese, und zwar in erster Linie in Betracht.

Die meisten, welche Jura studieren, tun dies, um eine praktische Berufsstellung zu erreichen, und beabsichtigen, sich für diese auszubilden. Daß sie das nicht als reine Banausen tun durfen und jede Universitätsbildung auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen muß, das sehen sie vollkommen ein, und schwerlich liefert heute noch das Gymnasium (von der Realschule sehe ich ab) einen jungen Mann an die hochschule ab, der nicht vollständig begreift, daß es mit dem bloß "Prattischen" nicht getan ist und ohne eine tiefere theoretische Grundlegung keine Sachkenntnis gedeihen tann. Das weiß jeder Student, und ich behaupte darum ruhig, er läßt sich auch einen Unterricht gerne gefallen, von dem er weiß, daß er ihn nicht unmittelbar wird verwenden können, daß er lediglich dazu da ist, seine positiven Kenntnisse philosophisch zu fundieren. Aber das muß sich in billigen Schranken halten; das Bewuftsein, seinem eigentlichen Ziele näher zu rüden, muß dem Studenten bleiben. Er weiß eben sehr genau, daß er nicht in jenem Sinn reine Wissenschaft brauchen kann wie ein Historiker, der sich für den Comnasialunterricht in der Geschichte vorbereitet und für den die historische Stoffsammlung das Reservoir bildet, aus dem er später unmittelbar schöpfen tann. Darum empfindet er es sehr deutlich und bitter, wenn es ihm verwehrt wird, sich schon vom ersten Tag seines atademischen Studiums auch die Kenntnisse zu erwerben, die er später unmittelbar benötigt. Er möchte gern Staatsrecht, Strafrecht, Nationalökonomie hören und fühlt sich mit Recht dazu reif und empfänglich; aber beileibe nicht! Selbst wenn er ein volles Semester hindurch rein historische Kollegien gehört hat und ganz genau die Quellen des römischen und deutschen Rechts, die römische und deutsche Staats und Rechtsgeschichte durchgenommen hat, darf er sich nicht dadurch belohnen, daß er neben

den Pandetten etwa den allgemeinen Teil des bürgerlichen Gesethuches, neben der Geschichte des deutschen Strafrechts das österreichische Strafrecht hört u. a.; überall donnert ihm das unerbittliche "Nicht anrechenbar" entgegen. Darum muß auf die deutsche Rechtsgeschichte vorerst folgen die "Geschichte und das System des deutschen Privatrechts" (ein System, das nebstbei bemerkt in Österreich gar keine Realität hat, loweit es nicht in den dem zweiten Biennium angehörigen Gegenständen ohnedies wiederkehrt), auf die acht bis neun Stunden römisches Recht des ersten Semesters noch elf bis zwölf Stunden, zumeist Pandetten in einer Ausdehnung, wie sie in Deutschland längst nicht mehr gelesen werden, dann das gesamte Kirchenrecht in einem Umfang von sieben Stunden wöchentlich u. s. w. Was ist die Solge? Der junge Mann, dem man statt Brot einen Stein gibt, fühlt sich verdrossen und vermeidet die hörsäle. Natürlich gibt es immer Ausnahmsnaturen, wahre Chaltenteroi, die unverdrossen jedes obligate Kolleg absigen und nachschreiben; daß es nicht die Mehrheit ist, das bildet ein öffentliches Geheimnis und ich habe als Student verschiedene nicht zu den Schlechtesten gehörende Leute gekannt, die von ihrem zweiten Semester ab sich den hörsaal abgewöhnten, weil sie es zwedlos fanden, Tag für Tag, durch Jahre hindurch blok von der Vergangenheit reden zu hören, während sie zuverlässig alle Kollegien mit Dergnügen gehört hätten, wenn man ihnen eine genießbare Zusammenstellung ermöglicht hätte. Der schlechte Kollegienbesuch der öfterreichischen Juriften stammt großenteils daher, daß der Stoff der ersten beiden Jahre wirklich unverdaulich ist.

Diese Verhältnisse bestanden schon seit den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts; sie sind aber nicht besser, sondern noch ein Stück schlechter geworden durch die Reform der juristischen Studien, welche das Gesetz vom 20. April 1893 bewerkstelligt hat.

An sich scheint der damalige Unterrichtsminister Freiherr von Gautsch, auf dessen Initiative die Reform zurückgeht, von der durchaus richtigen Empfindung geleitet gewesen zu sein, daß die alte Studienordnung unpraktisch sei und das moderne Rechtsstudium dabei viel zu turz tomme. Man merkt von diesem Gedanken noch ein Uberbleibsel in der Bestimmung, daß es zulässig sein soll, die Zwischenprüfung schon nach drei Semestern abzulegen, und vielleicht wäre eine recht erträgliche Regelung zu stande gekommen, wenn die Regierung diesen Grundgedanken unverkurzt zur Geltung gebracht hätte. Leider ließ sich Ministerium in einer langdauernden Enquete der Sachmänner, unter denen die Dertreter der historischen Schule eine besondere Rolle gespielt zu haben scheinen, zu einem Kompromiß herbei, welches schlechter ist als der ursprüngliche Zustand. Der zu jener Zeit wiederholt aufgetauchte Vorschlag, wenigstens ein ober das andere moderne Sach des zweiten Bienniums, 3. B. die Nationalökonomie in das erste zu verlegen, wurde abgelehnt; es ist, als ob man gefürchtet hätte, durch die Konkurrenz so pikanter Dinge, wie die Volkswirtschaftslehre, das Interesse des Studenten von der reinen geschichtlichen Rechtswissenschaft abzuziehen. Ebenso fiel der durchaus löbliche Gedanke, die Zwischenprüfung obligatorisch schon an das

Ende des dritten (statt vierten) Semesters zu verlegen — die mir hiefür nur in Drivatmitteilungen einzelner Enquetemitglieder vorgebrachten Argumente waren so schwäcklich, daß es sich der Mühe nicht verlohnt, sie wiederzugeben. Dafür aber wurde die Zahl der historischen Sächer noch um die österreichische Reichsgeschichte vermehrt, welche wieder vor der rechtshiftorischen Staatsprüfung gehört werden muß. Also: die Überfüllung mit historischem Stoff steigt noch. Geradezu ein Kuriosum ist endlich die aus dem Kompromis zwischen dem Streben nach Verturzung des erften Bienniums und seiner Aufrechterhaltung erwachsene Norm: daß der Jurist nicht verpflichtet, aber berechtigt ist, die Zwischenprüfung schon nach drei Semestern abzulegen, daß aber derjenige, der dies tut, dadurch seine Studienzeit nicht abgefürzt hat, sondern nun fünf Semester modernes Recht studieren muß, während, wenn er es nicht getan hatte, er mit vieren davon gekommen ware. Mit anderen Worten, wer fleiftig und begabt genug ist, das Zwischenezamen möglichst rasch abzulegen, wird hiefür dadurch bestraft, daß er sich zu den weiteren Examina länger porbereiten muß als seine bequemeren Kollegen. Wie viele Studierende von biefem zweifelhaften Privileg Gebrauch machen, läßt sich benten. Catsächlich bedeutet dasselbe einen vollen Sieg derer, welche den alten Zustand so gut fanden, um ihn nach Möglichteit ungeändert zu erhalten. Die Kosten der ganzen "Reform" bezahlt der Studierende, der noch um ein geschichtliches Sach mehr zu hören bat.

Die Konsequenzen dieses Systems habe ich bei der rechtshistorischen Staatsprüfung oft genug beobachtet. Dieses Examen, die Frucht eines wie gesagt auch beute noch meist zweijährigen Studiums, also stattfindend zu einer Zeit, wo der reichsbeutsche Student sich schon ernsthaft auf sein Schluferamen vorzubereiten pflegt, zeigt den Kandidaten bar aller Kenntnisse von dem geltenden Recht, wegen deffen er doch eigentlich da ist: irgend ein politives Recht kennt er noch nicht, damit wird er erft anfangen - nach zweijährigem Studium, respettive wenn seine "rechtsbistorische Dorbildung" als ungenügend befunden wird, vielleicht nach dreijährigem! Gegenstände des Eramens bilden: römisches Recht, Kirchenrecht, deutsches Recht (Geschichte der Rechtsquellen und des öffentlichen Rechtes, Geschichte und Spstem des Privatrechts) und jekt (seit 1893) österreichische Reichsgeschichte (Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes). Diese Sächer werden examiniert, ohne baß irgendwo spltematische Kenntnis der gegenwärtigen politiven Rechtsordnung vorausgesett werden könnte, also in reiner historischer Abstraktion; denn was hat es zu sagen, wenn allenfalls im "Spftem des deutschen Privatrechtes" gelegentlich ein paar Seitenblide auf das abstratte (!) Urheber-, Jagd- oder Wasserrecht oder die Inhaberpapiere geworfen werden oder im Kirchenrecht von den Maigesetzen die Rede ist? Das ungeheure Schwergewicht fällt notwendig auf die Vergangenheit, auf die Entwicklung der Dinge, nicht auf ihren spstematisch-juristischen Zusammenhang. Und wenn noch diese Entwicklung wirklich verstanden würde! Aber gerade das ist meistens nicht der Sall, tann taum der Sall sein. Denn ich habe bereits oben gesagt, man tann die Rechtsgeschichte nicht verstehen, ohne wenigstens

eine allgemeine Vorstellung von dem heute geltenden Rechte zu haben; es kann keinen Rechtshistoriker geben, der nicht gleichzeitig Jurist wäre. Was also die Studierenden von der deutschen und österreichischen Rechtsgeschichte oder vom Kirchenrechte für die erste Staatsprüfung sich aneignen, das ist gerade nicht der juristische Gehalt und Geist dieser Dinge, der — es fällt mir natürlich nicht bei, dies zu verkennen — ein sehr großer und reicher ist, sondern es ist das tote Gedächtnisund Jahlenmaterial: das Studium dieser Sächer läuft bei der großen Mehrzahl der Anfänger auf ein geistloses Zahlen- und Namenbüffeln hinaus. Das ist weder die Schuld der Cehrer noch der Schüler, beide können daran nichts andern, es ist die notwendige Solge des Cehrplans. Etwas besser stünde es ja mit dem römischen Recht; dieses hat ein so durchsichtiges, leichtfakliches und in sich geschlossenes juristisches System, daß es ohne jede sonstige juristische Kenntnis auf sich selbst gestellt werden kann; ja es ist bekanntlich die richtige Dorschule für jedes andere Rechtsspstem. Leider macht man die Erfahrung, daß wenigstens nach dem Studienplan von 1893 gerade die Vorbereitung aus dem römischen Recht zu kurz kommt: die Masse des Gedächtnisstoffes aus der deutschen und österreichischen Reichsgeschichte und dem Kirchenrecht ist jest, nach der Hinzufügung der österreichischen Reichsgeschichte, eine so große geworden, daß ein großer Ceil der Examinanden durch das reine Memorieren von der Vertiefung in den ihm an sich am ersten zugänglichen Stoff des römischen Rechtes in bedauerlicher Weise abgelenkt wird — ich wenigstens habe seit 1893 in den Prüfungen einen deutlichen Rückgang der romanistischen Bildung bemerkt. Darauf wirkt doch offenbar schon der Umstand ein, daß bas römische Recht jeht von einem Drittel auf ein blokes Viertel des Prüfungsinhaltes herabgesett worden ist.

Mun ist es ja an sich richtig, daß auch das reichsbeutsche Staatseramen das deutsche, römische und Kirchenrecht in sich schließt und dabei noch alle modernen Sächer, und der Einwand liegt nahe, daß demgegenüber die rechtshistorische Staatsprüfung ein wahres Kinderspiel sei. Weit gefehlt — es kommt eben alles auf das Milieu an, in welches die Dinge gestellt werden. Wo die historischen Sächer im untrennbaren Zusammenhange mit den modernen examiniert werden, ergibt sich gang von selbst das richtige Maß dessen, was an historischem Stoff bei der Prüfung verlangt und prästiert wird; der Examinator ist absolut nicht in der Lage, in unwesentliches Detail einzugehen, sondern begnügt sich durchaus und muß sich begnügen, die Kenntnis der wesentlichen historischen Grundlagen der heutigen Verhältnisse festzustellen, und dieses Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, wird dem Examinanden, der nun das Ganze und seinen innern Zusammenhang überblickt, leicht. In Österreich ist weder der Student in der Lage, das Wesentliche sich herauszusuchen — denn er kann ja bei seiner totalen Unkenntnis des fortdauernd Gültigen das Dergängliche vom Bleibenden, das historisch Wirksame vom Zufälligen und Antiquarischen nicht unterscheiden —, noch auch ist es dem Eraminator gegeben, sich auf allgemeine Gesichtspunkte zu beschränken. In letzterer Beziehung wolle man doch den Umfang und die Dauer des rechtshistorischen Examens erwägen; dasselbe hat eine Dauer bis zu zweieinhalb Stunden für drei Kandidaten, tatsächlich also aus jedem der vier Prüfungsgegenstände über eine halbe Stunde. Da nun fast alle Prüfungstommissionen in jedem Cermine wochenlang den gangen Cag bindurch in Sunttion stehen und es unbedingt vermieden werden muß, dieselbe Frage zu oft zu wiederholen — sonst liefe ja das Examen auf eine reine Sarce hinaus - so kann man sich leicht denken, wie sehr der Eraminator, gegen seinen Willen und seine überzeugung, um der bloken Abwechstung halber, in alle Winkel seines Gegenstandes, in alles Detail hineingetrieben wird und wie sehr das Examen einem solchen für gelehrte Sachhistoriter ähnlich wird. Da hilft es dann sehr wenig, wenn ein verständiger Eraminator dem Kandidaten bei Spezialfragen bemerkt, er lege auf die richtige Beantwortung in solchem Detail tein unbedingtes Gewicht der fleiftige und ehrgeizige Prüfling wird sich doch immer sagen, daß es vorteilhaft ift, auch in solchen Sällen standzuhalten, und so steigert sich die Sache zu einem historischen Detailstudium und Detailezaminieren hinauf, das geradezu erschreckend werden kann. Daß die Compilationes Antiquae des kanonischen Rechtes, die geschichtliche Entwicklung der Papstwahl, die Theorie des Palliums, die Geschichte des Jagdrechts im Mittelalter, die! Derbreitung des Magdeburger Stadtrechts, der Unterschied der Capitularia legibus addenda und per se scribenda, die Sormen der römischen Adoption und die Geschichte des Manzipationstestaments u. ä. den fast alleinigen Inhalt stundenlanger Erörterungen am Prüfungstisch bilden können, ist keineswegs ohne Beispiel. In Derbindung mit allgemeinen juristischen Erörterungen und Kenntnissen sind ja diese Dinge sehr schön und nüglich; aber eine zweijährige Dorbereitungszeit für ein isoliertes Eramen bloß aus diesen Materien, wovon drei Viertel "verschwist" sind, bis man ins zweite Biennium tommt, ist zwedwidrig und die Vorbereitung dazu von geisttötender Einförmigteit.

Im Resultat also meine ich: die rechtshistorischen Semester und das rechtshistorische Examen in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind eine dem wahren Wesen sowohl des rechtshistorischen als des rein juristischen Studiums zuwiderlausende Einrichtung, welche dem Studenten das juristische Studium verleidet und ihn statt zum juristischen Geist zum mechanischen Memorieren erzieht, die Kollegienfrequenz schädigt und die kostbare Studienzeit verschwendet. Diese Einrichtung ist ein Aberbleibsel eines überwundenen Zustandes, welches, statt längst getilgt zu sein, durch die Studienresorm noch unhandsamer geworden ist und die endliche Beseitigung verdient.

III.

Wie soll es anders werden? Der an alle Kritiker mit Recht zu richtenden Aufsforderung, sich nicht auf bloße Negation zu beschränken, sondern zu zeigen, daß es besser gemacht werden kann, will auch ich mich nicht entziehen.

Ich soie gleich eines voraus: die volle Studienfreiheit, d. h. die Befugnis, sich die Kollegien schrankenlos anzuordnen, wie es jedem beliebt, wird den österreichischen Juristen meines Erachtens nicht gegeben werden können, weil diese vollständige Freiheit mit dem System des Zwischenexamens unverträglich ist und weil, wie ich (unter I) gesagt habe, dieses System in Österreich ein notwendiges Abel ist. Solang die "erste Staatsprüfung" besteht, wird jedenfalls erfordert werden müssen, daß wenigstens die Gegenstände dieser schon vor ihrer Ablegung gehört werden.

Aber damit ist keineswegs gesagt, daß dem Studenten nicht ein viel größeres Mak von Cernfreiheit eingeräumt werden kann, als er heute besitzt. Ich sehe nicht das mindeste Bedenken, ihm auch schon während der ersten Semester die Absolvierung beliebiger Kollegien über die Gegenstände der zweiten Staatsprüfung zu gestatten. Alles was ich dagegen je habe sagen hören, waren pure Scheingrunde, nur dazu bestimmt, das nacte "non possumus" zu maskieren. Was soll es z. B. heißen, wenn gesagt wird, der mit der Dorbereitung auf das erste Examen beschäftigte Student werde die Kollegien des zweiten Examens zwar belegen, aber nicht hören? Als ob das Nichthören der österreichischen Juristen noch wesentlich gesteigert werden tönnte! Und als ob dieselbe Besorgnis nicht auch jetzt bestünde für alle Kollegien, die unmittelbar por einem Eramen zu hören sind. In Wahrheit wurde die Sache einfach so sein, daß fleikige Studenten in dem Eramenssemester sich eben entweder auf das Belegen der unbedingt erforderlichen Kollegien beschränken oder aber es durchsehen wurden, trot dem Eramen den Kollegienbesuch immer noch zu ermöglichen. Denn daß das gemacht werden tann, steht außer allem Zweifel. Was der Unfleiftige tun wird, entzieht sich ja überhaupt aller Berechnung und fest steht nur so viel, daß dieser auch beim heutigen System von der ihm so schonend eingeräumten Gelegenheit zum Vorlesungsbesuch doch keinen Gebrauch macht.

Also würde ich nicht das mindeste Bedenken tragen, selbst wenn an der Prüfungsordnung gar nichts geändert werden sollte, dem Studenten zu erlauben (wozu
freilich ein Gesetz oder eine Notverordnung erforderlich ist), daß er, wenn er will, im
ersten Semester Nationalökonomie, Strafrecht oder Staatsrecht, oder im zweiten oder
dritten Semester eine ihm konvenierende Partie des österreichischen Privatrechts —
meist würde es der "Allgemeine Teil" sein — oder sonst etwas hört. Die Besorgnis,
daß der Dozent dann auf eine bestimmte Vorbildung seiner hörer nicht rechnen kann,
vermag nur derjenige zu teilen, der in dem gymnasialen Geist der heutigen Studienordnung gänzlich besangen ist und reichsdeutsche Verhältnisse nie gesehen hat. In
Deutschland weiß der Dozent nie mit Bestimmtheit, welche Vorbildung sein Auditorium besitzt, und muß daher von vornherein mit einem gemischten Publikum
rechnen. Daß das geht, sogar sehr gut geht, hat hundertsältige Ersahrung gelehrt.

Also weg mit den Schranken der Cernfreiheit, weg mit der Bevormundung, welche den Studenten zum Kind erzieht, weil sie ihn für ein Kind hält. Man lasse dem Studenten die freie Betätigung seiner Kräfte und man wird finden, daß in ihm vieles schlummert, was jeht gewaltsam erstickt und ertötet wird!

Ich glaube aber auch, daß der Inhalt der rechtshistorischen Staatsprüfung selbst ein anderer werden soll und kann. Die Masse des zusammengedrängten rein rechtsbistorischen Materials muß verringert werden.

Iwei Gegenstände sind es, die meiner Überzeugung nach aus dem ersten Examen entsernt und in ein späteres verlegt werden müssen: das Kirchenrecht und die österreichische Reichsgeschichte. Beide gehören in einen ganz andern Iusammenhang, als in dem sie jetzt stehen; das Kirchenrecht ist eine notwendige Ergänzung des Staatsund Derwaltungsrechts, denn hier liegt seine Hauptbedeutung, nicht in den paar Punkten, die sich sast an den Singern herzählen lassen, wo es auf das Privatrecht einen Einsluß genommen hat — oder will man wirklich behaupten, daß der Satz, mala sides superveniens nocet" oder die Nichteinrechnung der salcidischen Quart in den Pflichtteil im Pandektenrecht unmöglich verstanden werden können, wenn der Student nicht seine sieben Stunden Kirchenrecht wöchentlich gehört hat? Wem will man denn solche Dinge weismachen? Und nicht anders steht es mit der österreichischen Reichsgeschichte: sie ist das richtige Korollar zum österreichischen Staatsrecht; die Entstehung und der Bestand der Verfassung gehören auss engste zusammen und müssen zusammen gehört und examiniert werden.

Damit ist von selbst das erste Staatsexamen wesentlich, man kann wohl sagen um die hälfte seines Stoffes entlastet. Der Rest ist nun gur freien Verfügung, man tann ihn in verschiedener Weise behandeln. Entweder tann man ihn zum alleinigen Gegenstand der Prüfung erheben und diese dann in ein früheres Stadium verlegen: 3. B. auf den Schluft des dritten Semesters, aber wohlgemerkt obligatorisch, nicht bloß fakultativ; wenn baneben der Student in den ersten Semestern noch andere Gegenstände hören tann, so tann teine Rede davon sein, daß eine dreisemestrige Dorbereitung für zwei Sächer zu lang sei — der Student braucht ja nicht blok diese zu frequentieren. Aber ich wüßte auch dagegen keine ernsthafte Einwendung, daß das Zwilchenezamen am Schluß des vierten Semesters bliebe (und zwar obligatorisch) und dabei an die Stelle der fortfallenden Sächer andere in dasselbe eingeschoben würden, deren Absolvierung im ersten Biennium möglich ist. Natürlich meine ich hiemit nicht das österreichische Privatrecht, Handelsrecht oder den Zivilprozeß; die privatrectlice Dertiefung, welche hiezu gehört, kann in zwei Jahren nicht noch neben dem Studium des römischen und deutschen Rechts erworben werden. Dagegen ließe sich wohl die Frage aufwerfen, ob nicht 3. B. die Volkswirtschaftslehre und Sinanzwissenschaft in die erste Staatsprüfung gerückt zu werden vermöchten. Doch bas sind quaestiones altioris indaginis — hat man dagegen Bedenten, so mag man sich mit den oben angedeuteten Reformen begnügen, d. h. die erste Staatsprüfung auf einen früheren Cermin verlegen und daneben Cernfreiheit in weitem Maße einräumen.

Nicht den geringsten Strupel braucht man sich dabei darüber zu machen, daß dann der Stoff der beiden letzten Staatsprüfungen oder, genauer gesagt, der staatswissenschaftlichen, welcher das Kirchenrecht und die österreichische Reichsgeschichte

zufallen würden, zu groß würde. Man wird sich eben angewöhnen müssen, auf massenhafte Detailfragen zu verzichten: weniger positives Material, mehr juristische Aufsassung, das würde von selbst die Konsequenz einer derartigen Prüfungsresorm sein und die befürchteten Übelstände würden gar nicht austauchen. Könnte man dennoch diese Besorgnis nicht unterdrücken, so müßte man den oben vorgeschlagenen Ausweg betreten, einzelne der staatswissenschaftlichen Sächer in das erste Examen zu verlegen, so daß eine bloße Stofsverschiedung eintreten würde.

Wer in so heiklen Dingen und gegenüber einer durch die Länge der Zeit geheiligten Tradition das Wort ergreift, hat keine dankbare Rolle. Daß meine Ansicht in den Kreisen der praktischen Juristen und der Studierenden Anhänger sinden wird, ist, wie ich schon gesagt habe, allerdings meine Meinung; im übrigen bin ich mir bewußt, daß die Stimme eines Einzelnen, der sich noch dazu als Outsider bezeichnen läßt, von jedem, der den gegenwärtigen Zustand für den besten hält, kühl ignoriert werden kann. Auch der Dorwurf mangelnden didaktischen Derständnisses oder historischen Sinnes kann diesen Einzelnen leicht treffen. Sei es darum; ich selbst habe nur einem innern Bedürfnis genügt, wenn ich im Interesse der österreichischen Jugend, deren reiches Talent und bildsame liebenswürdige Deranlagung ich durch anderthalb Jahrzehnte kennen und lieben gelernt habe, das Wort ergriff. Und ich weiß auch, daß die Jukunst mir Recht geben wird, wenn es auch nicht die nächste ist; denn die gegenwärtige juristische Studien- und Prüfungsordnung in Österreich kann nur als ein Abergangsstadium betrachtet werden. Wann immer es zu einer Resorm kommt, möge sie eine gründliche und ernsthafte sein.

Neue Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses.

Don Auguft Sournier.

Der Wiener Kongreß von 1814 und 1815, der einen großen historischen Prozeß, den Widerstreit zweier weltbewegender Prinzipien, mit dem Siege des Grundsates vom Gleichgewicht der Mächte abschloß, hat bisher noch keine besons dere wissenschaftliche Darstellung ersahren. Wir Iesen zwar sehr schäßenswerte Abschnitte darüber in staatshistorischen Werken, wie in Treitschkes deutscher, in Bernhardis russischer Geschichte, in Ondens "Geschichte des ersten französischen Kaiserreichs", oder in Biographien wie Perz' "Stein", Delbrücks "Gneisenau", Stichlings "Gersdorff", Heilmanns "Wrede", Gebhardts "Humboldt", Meinedes "Bonen" u. a.; wir besigen Monographien über einzelne der auf dem Kongreß behandelten Fragen, wie 3. B. die des Jenenser Schmidt über die deutsche Derfassungsfrage, Abhandlungen, die Geschäfte einzelner Staaten betreffend, wie die Treitsches und Delbrücks über Preußen auf dem Kongreß, das Verhalten

einzelner Personen berührend, wie verschiedene Auffate über Tallegrand, Studien über Stein u. s. w.: alles höchst verdienstvolle Beiträge zu einer Geschichte der großen Fürstenversammlung, aber zu dieser selbst ist es noch nicht gekommen, denn die alten, gleichzeitigen Bucher von flassan, Klüber u. a. sind hiezu nicht zu rechnen. Sollte am Ende Goethe recht behalten, der einmal sagte: "Der Wiener Kongreß ist nicht zum Nacherzählen, denn er hatte teine Gestalt?" Man möchte es fast glauben, denn er hatte wirklich keine greifbare Gestalt. Ist er doch im Sommer 1815 geschlossen worden, ohne eigentlich je eröffnet worden zu sein. Niemand, auch selbst nicht der Eingeweihteste, hatte sich von ihm einer so langen Dauer — neun Monate! — versehen. Er war in Paris, als man, nach der Niederwerfung Napoleons I., mit dem Bourbon sich vertrug, nur als eine verhältnismäßig turz währende Konfereng zur Erledigung bereits bestimmter Fragen gedacht worden, bloß als "Ergänzung" des Friedenswerkes vom 30. Mai 1814. Ja, man hatte eigens zum Zwed einer rascheren Erledigung der Geschäfte in Wien in einem geheimen Separatartikel vereinbart, daß dort nur auf Grundlagen entschieden werden sollte, über welche die vier gegen grantreich verbundet gewesenen Machte: Ofterreich, Rußland, Preußen und England, vorher unter sich nach gewissen Gesichtspunkten übereingekommen sein würden, um so das Gesamtgewicht dieser Staaten ausschlaggebend wirken zu lassen.

Nun geschah aber gerade das Gegenteil. Was man als ein Expediens ersonnen hatte, wurde zum hindernis. Unter den Fragen, bei denen es sich um die Sestsehung der neuen Staatengrenzen handelte, befanden sich zwei, über die sich die vier Mächte lange Zeit durchaus nicht zu einigen vermochten: die Frage, was mit Sachsen geschehen sollte, dessen Monarch Napoleons Alliierter gewesen und nach Leipzig Preußens Gesangener geworden war, und die andere, welches Schicksal des herzogtums Warschau harrte, das Napoleon aus polnischen Landesteilen Preußens im Jahre 1807 errichtet und zwei Jahre später durch galizische vergrößert hatte. Beide Länder waren im Verlause des Befreiungskrieges erobert worden, und nun erhob in Wien nicht nur Preußen Anspruch auf ganz Sachsen, sondern auch Rußland — gegen den Wortlaut gewisser Verträge vom Jahre 1813 — auf ganz Warschau und überdies mit der Tendenz, einen abhängigen polnischen Staat damit zu begründen.

Österreich und England wären zwar bereit gewesen, Preußens Absichten zu unterstützen, aber nur, wenn es sich mit ihnen Rußlands ausgreisenden Plänen widersetzen wollte. Der Kanzler des Hohenzollernstaates, Hardenberg, der polnisches Land in preußischen Händen hoch bewertete, war diesem Ansinnen nicht abgeneigt, sein König jedoch, Friedrich Wilhelm III., der sich seinem Freunde, dem Zaren Alexander, in Dankbarkeit verpflichtet fühlte, wies es weit von sich und befahl — wir kennen den Tag, es war am 5. November 1814 — seinem Minister, den Wünschen Rußlands nicht zu widerstreben. Daraushin kam es schließe lich so weit, daß Österreich und England einerseits und Preußen und Rußland

anderseits zwei gegnerische Lager bildeten, zwischen denen zu Ende des Jahres 1814 offener Kampf drohte, umsomehr als die beiden ersten nun auch Preußens Ansprüche auf gang Sachsen nicht mehr gelten ließen, sie einzuschränken strebten, für das alte Königshaus eintraten und sich für alle Sälle mit Frankreich, dem quintus gaudens, in einer Defensivallianz zusammenfanden. Erst als Alexander I., der seine Popularität als Weltbefreier nicht in einem eigensüchtigen Kriege aufs Spiel seken wollte, sich mit ungefähr der hälfte des Herzogtums Warschau begnügte und Preußen soviel davon überantwortete, daß auch dieses mit dem halben Sachsen vorlieb nehmen konnte, während die andere hälfte den Wettinern verblieb, kam es in den ersten Februarwochen des Jahres 1815 auf dieser Basis zu einer Einigung der vier oder vielmehr fünf Mächte, denn man hatte seit dem 10. Jänner auch Callenrand, den Vertreter Frantreichs, zu den Konferenzen zugelassen. Die Beschlüsse des Comité des cing über die Staatengliederung Europas wurden dann auch den Dertretern Schwedens, Spaniens und Portugals unterbreitet und schließlich von den acht Mächten in Garantie genommen. Die Einzelkommissionen, die für unterschiedliche Gegenstände der Beratung eingesekt worden waren: für die Neugestaltung Deutschlands, der Schweiz, Italiens, für die Binnenschiffahrt, die Negeremanzipation, die diplomatischen Rangfragen u. a., und die in der allgemeinen Unsicherheit der Cage ihre Cätigfeit unterbrochen hatten, nahmen sie wieder auf und beendeten sie in den folgenden Monaten; damit war das Kongreswert zu Ende, größer allers dings und gewichtiger, als man es sich in Paris gedacht hatte.

Dies und vieles andere ist längst bekannt. Worüber wir aber weniger gut unterrichtet sind, als wir es wünschen, das sind die einzelnen Phasen und Stationen in jenem wachsenden Zwiste — trot den neun Bänden Kongreßpapiere, die Klüber herausgegeben hat, und den zwei dickleibigen Volumina d'Angebergs. Die hier mitgeteilten Prototolle lassen uns für die kritische Zeit im November und Dezember 1814 im Stich, wo fast nur von Kabinett zu Kabinett verhandelt wurde, und die einzelnen offiziellen Noten sagen uns nicht, wie sie zu stande kamen, wie sie ihre Gestung wieder versoren und welche Rolle die einzelnen Personen dabei gespielt haben. Über diese Dinge, die bewegenden Momente und Motive, eine zutreffende Anschauung zu gewinnen, ist auch schon deshalb sehr schwierig, weil von den Monarchen der vier Hauptmächte drei, Alexander I., Friedrich Wilhelm und Kaiser Franz, sich in Wien befanden, wo sie zumeist mündlich miteinander, mündlich mit ihren und andern Ministern versehrten, diese dann auch wieder nur im Gespräch die entscheidenden Fragen erörterten und sehr wenig schrieben.

So gebricht es an schriftlichen Zeugnissen, was dem Sorscher seine Aufgabe wesentlich erschwert. Hardenberg hat zwar Tagebuchaufzeichnungen gemacht, aber in der Hast eines vielbeschäftigten Mannes in wenigen kurzen Sätzen, mit halben Worten. Metternich, der leitende Minister Österreichs, hat auch dazu nicht die Zeit gefunden. Möglich, daß die soeben in Paris begonnene Deröffentslichung Nesselcher Papiere Nennenswertes über den Kongreß bieten wird;

üt aber erst bis 1804 gediehen. Zum Clüd für uns war der vierte der alliserten Sürsten, Georg III. von Großbritannien, daheim geblieben und ebenso sein Sohn, der für ihn, den Extraniten, die Regentschaft führte. Da muste nun von dem englischen Minister, Lord Castlereagh, und dem Minister von hannover, Grafen Minister, über die Dorgänge in Wien berichtet werden. Caftlereaghs Briefe sind, soweit sie bisher veröffentlicht wurden, zu spärlich, um vieles aufzuklären; dagegen sind die längst publizierten Berichte Münsters an den Pring-Regenten allerdings eine der wichtigften Quellen, über die wir verfügen, in der man nur leider sehr starte und empfindliche Cuden bemerkt. Als ein weiterer Glüdsfall muß bezeichnet werden, daß der Freiherr v. Stein, damals noch in russischen Diensten, tagebuchartige Aufzeichnungen hinterlassen hat, die wir durch Max Cehmann kennen. Sie sind von großem Wert, nur stellen auch sie nicht alles Mar, denn Stein war, bei allem Anseben, das er besaft und das ihn vertrauenswürdig machte, doch zumeist von dem guten Willen Alexanders abhängig, ob der ihn hören oder ihm Mitteilungen machen wollte. Er hat selbst darüber geklagt. Im ganzen weiß Stein sehr viel von den vielfach verschlungenen Windungen der Geschäfte und von mancher Intrique, die dabei unterlief, zu melden. Nur müssen seine Mitteilungen erst chronologisch und sachlich geordnet werden, denn es geht auch bei diesem sicher wahrheitsliebenden Manne nicht ohne Widersprücke ab. die vielleicht zum Teil im Charafter des Zaren ihren Grund hatten.

Gut traf es sich auch, daß Ludwig XVIII. aus den verschiedensten Gründen in Paris geblieben war, wohin ihm sein Minister Callegrand aus Wien Bericht erftattete. Diese Berichte sind uns in der dankenswertesten Weise durch gute Ausgaben zugänglich gemacht worden. Nur werden wir sie nicht in jedem Salle als vollgültige Zeugnisse binnehmen können. So manches erfuhr Calleprand gar nicht. Er war auch keineswegs, wie es den Anschein haben könnte, rasch und mit einem Schlage Meister der Situation geworden. Mehrere Wochen lang hat die französische Abordnung ein recht vereinsamtes Leben in Wien geführt, Calleprand feine Nachrichten aus zweiter hand — meist durch den Grafen Schulenburg, den Bevollmächtigten Sachsens, u. a. — erhalten und sich sogar im Ottober 1814 geaußert, er wolle am 1. November den Kongreß wieder verlassen, da die Minister der vier Machte ihm gegenüber aus ihren Derhandlungen stets ein Geheimnis machten. Erst als diese mit sich selbst uneins wurden, gewann Frankreich, das für den Grundsat der Legitimität und damit für die populäre Sache Altsachsens eintrat, an politischem Gewicht und sein Minister, der nun mit großer Mugheit operierte, an Ansehen. Seine Briefe sind denn auch für die spätere Zeit des Kongresses sehr wertvoll, für die kritischen November- und Dezembertage aber reichen sie nicht zu.

Daß der Hofrat Gentz der Staatskanzlei den Hospodaren der Walachei für gutes Geld über die große Politik Österreichs Berichte lieferte, kommt gleichsalls der Historiographie zu aute, die ja auch sein Cagebuch als wichtigen Behelf zu

schäften weiß. Aber die Pariser Ausgabe der Gentschen Korrespondenz ist nicht pollständig und die ergänzende Publikation Klinkowströms in dem Buche "Österreichs Teilnahme an den Befreiungstriegen" ist es auch nicht; Gent,' Berichte unterlagen der polizeilichen Zensur und dabei tam es vor, daß mancher derselben nicht an seine Abresse gelangte. Wir tennen diese in Verlust geratenen Briefe heute nur aus den Abschriften, die das Geheime Kabinett seinerzeit davon machte. Übrigens war Gent, der Prototollführer des Kongresses, durchaus nicht in alle Phasen der Derhandlungen eingeweiht, schon deshalb nicht, weil die Vertreter der vier Mächte monatelang gar teine Konferengen abhielten und ihn Metternich zwar in einzelnen Sällen zu kleinen Missionen benützte, ihn aber in den schwierigsten Situationen nicht zu Rate gog. Die Bemerkung, die der Minister am Rande einer der Gentyschen Denkschriften machte, Gent habe oft nach Eindruden geurteilt, die das Ergebnis gesellschaftlicher Gespräche waren, spricht nicht dafür, daß der Hofrat im Besitze aller Staatsgeheimnisse gewesen sei. Schon seine bekannte Dielseitigkeit in der Annahme von Geldgeschenken schloß dies aus, und sein resigniertes Geschimpfe am Schluß des Jahres 1814 auf "tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde" in seinem Cagebuch ist wohl nicht mehr als ein Ausdruck des Ärgers darüber, daß man ihm nicht genug Vertrauen schenkte. Kürzlich hat P. Rinieri die Berichte Consalvis, des Vertreters des Kirchenstaates, nach Rom veröffentlicht, überaus schätzbare Briefe des genialen Kardinals, der in Wien viel Fühlung suchte und gewann, von hoher Wichtigkeit für die Abwandlung der italienischen Dinge, aber für die Intimitäten der großen Streitfragen ebensowenig maßgebend wie die Aufzeichnungen des tüchtigen MecCenburgers Plessen, des Kongreßbummlers Nostiz, des Grafen Schliß, der Gräfin Bernstorff, der Potocka und so mancher anderer, die, bei allen Dorzügen im einzelnen, doch zumeist nur Mitteilungen aus zweiter hand bieten.

Wenn nun alle diese Zeugnisse den Historiker nicht völlig ins klare zu setzen vermögen, dann wird er wohl nach neuen suchen mussen. Und es entsteht die Frage: Gibt es noch neue Quellen? und wo sind sie zu finden?

Wir wissen, daß das Suchen nach neuen Quellen gewöhnlich auf einer ziemlich einfachen Denkarbeit beruht. Ein Beispiel. Es lag nicht gerade sehr ferne, sich
beim Studium der sächsischen Angelegenheit zu fragen, ob denn nicht der Bruder
des in Preußen internierten Königs Friedrich August, Prinz Anton, der die älteste
Schwester Therese des Kaisers Franz zur Frau hatte und mit ihr seit dem September 1814 in Schönbrunn wohnte, mit dem vertriebenen König in schriftliche
Derbindung getreten sei, und ob nicht auch Graf Schulenburg, der sächsische
Gesandte, Berichte an ihn geschrieben habe. Eine Nachsorschung im Dresdener
Archiv hatte Erfolg. Eine solche Korrespondenz bestand wenigstens für einige Zeit;
sie ist erhalten und belehrt uns namentlich über die ersten Novembertage vor der
Schwenkung Preußens zu Rußland hin. Die Haltung Alexanders und diesenige
Metternichs rücken in stärkere Beleuchtung. Der österreichische Minister war mit
seiner Absicht, Preußen Sachsen zu überlassen, den kaiserlichen Derwandten, der

Militarpartei und der preußenseindlichen Koterie der Stadione gegenüber ins Gebränge oder, wie er selbst etwas unsein sagte: "in den Dred" geraten. Durch den Schritt des Königs von Preußen, der ihn gewisser Verpflichtungen entband, befestigte sich aber seine Stellung, die man bereits für erschüttert hielt, wieder, da er sich nunmehr für berechtigt hielt, auch seinerseits zu gunsten Altsachsens zu schwenken.

Ein anderes Beispiel. Da die Münsterschen Berichte, wie sie im Drude vorliegen, lüdenhaft sind, so lag es nahe, beim Archiv zu hannover anzuklopsen, und es ergab sich, daß in der Cat eine ganze Reihe von Depeschen an den Prinz-Regenten nicht gedruckt worden waren. Was wir aus ihnen Neues kennen lernen, ist insbesondere für die Entwicklung der Krisis im Dezember wichtig, wo die Entstemdung zwischen Metternich und hardenberg eintrat. Ein drittes Beispiel. Der König von Bayern, Max Joseph, war ohne seinen Minister Montgelas nach Wien gegangen. Es ist schwer anzunehmen, daß er während der Zeit seines dortigen Aufenthaltes völlig auf den Rat seines vornehmsten Ratgebers verzichtet haben wird. Es dürfte sich also in dem königlichen Staatsarchiv zu München eine Korrespondenz vorsinden, die manche wertvolle Nachricht enthalten mag. Montgelas' leider nur unvollständig veröffentlichte Memoiren lassen es vermuten.* Ebenso enthalten auch die unerschöpssischen Albrechtschen Papiere in Berlin noch das eine und andere interessante und noch nicht verwertete Stück.

Dor allem soll aber hier von Wien gesprochen werden. Dort steht dem Sorscher ein noch viel weiteres Seld offen. Junächst in den staatslichen Archiven. Das haus-, hof- und Staatsarchiv beherbergt eine Kollektion von 28 Faszikeln, von denen die längst bekannten Protokolle der Kommissionen sieden füllen. Die andern enthalten das Aktenmaterial der verschiedenen Fragen und Aufgaben, mit denen sich der Kongreß zu befassen hatte. Das Ganze liegt seit ein paar Jahren, dank der persönlichen Bemühung des Direktors, hofrates Winter, in musterhafter Ordnung vor. Die Akten haben seinerzeit Arneth für seinen "Wessenberg" und der dreizehnte Faszikel (Sachsen und Polen betreffend) Onden und Klinkowskröm zur Verfügung gestanden. Ich habe aber Grund anzunehmen, daß für die entscheidenden Fragen noch manches Neue und Aufklärende daraus zu schöpfen ist: Eigenhändige Aufzeichenungen Metternichs und Konzepte aus dem Dezember, die neue Winke geben.

Als eine andere archivalische Quelle von nicht geringerer Ergiebigkeit sind die so ziemlich jungfräulichen Aktenbestände des Ministeriums des Innern über den Kongreß zu nennen, die ehedem einen Bestandteil des Archivs der "Polizeihof-

^{*} Der Verfasser ist inzwischen in der Cage gewesen, seine Vermutung bestätigt zu finden. Das Münchener Staatsarchiv beherbergt in der Cat in drei starken Soliobänden eine Korrespondenz zwischen Wrede, dem offiziellen Vertreter Bayerns auf dem Kongreß, und Montgelas mit mitunter sehr wertvollen Mitteilungen, namentlich über die Haltung Alexanders im Oktober und November 1814 und über die Art, wie Metternich den seiner Position drohenden Sturm beschwor. Der Geschichtsschreiber des Kongresses wird an den der Forschung freundlich dargebotenen Dotumenten nicht vorübergeben dürfen.

stelle", d. i. des vormärzlichen Polizeiministeriums, bildeten. Dieses Ministerium war 1793 unter dem Eindruck, den die frangofische Revolution und ihre Schrecken in Wien hervorbrachten, errichtet worden und hat dann in der Zeit der Napoleontriege eine immer wachsende Bedeutung erlangt. Kaiser granz war zu Beginn seiner Regierung tein sonderlicher Freund strenger polizeilicher Magregeln gewesen und namentlich die amtliche Verletzung des Briefgeheimnisse, wie sie insbesondere burch Napoleon seit Beginn des XIX. Jahrhunderts in Schwung kam, hat lange nicht seinen Beifall finden können. Ein neues Verfahren, Briefe unmerklich zu öffnen und wieder zu schließen, stößt noch im Jahre 1802 auf seinen Widerstand, den übrigens der Ernst der Zeit bald besiegte. Die politische Not bürgerte derlei heimliche Waffen zur Verteidigung nur zu rasch ein. Don Jahr zu Jahr wuchs die Jiffer der Agenden der geheimen Polizei. In Wien "perlustrierte" das Geheime Kabinett die der Estafette anvertrauten Schriftstude; in den verkehrsreichen Provingstädten, an den Grengen, in den böhmischen Badeorten, wurden zu dem gleichen Zwede sogenannte "Logen" errichtet. Napoleon hatte recht, und das galt gang besonders für Frankreich, wenn er auf St. Helena sagte, die Kunft, Briefe zu öffnen und zu entziffern, sei in seiner Zeit außerordentlich weit gediehen. Daß jeder Fremde in Ölterreich, wie allenthalben, unter polizeilicher Auflicht Itand, verstand sich von selbst.

Da kamen nun im herbst des Jahres 1814 viele tausend Fremde nach Wien, und darunter politisch höchst beachtenswerte Ceute. Die Polizei hatte bald alle hände voll zu tun. Auf Deranlassung Metternichs erhielt sie den Auftrag, den fremden Würdenträgern und Diplomaten, ihrem mündlichen und schriftlichen Verkehre, ihre besondere Ausmerksamkeit zu schenken und über ihre Wahrnehmung täglich zu berichten. Das geschah. Täglich wanderte vom Schreibtisch des Präsidenten der Polizeihosstelle, Baron hager, ein Vortrag nach Schönbrunn, wo der Kaiser die Residenz behielt, begleitet von einer ganzen Anzahl von Berichten unterschiedlicher geheimer Agenten und den Abschriften wichtiger Interzepte. Diese Rapporte — etwa ein Duzend Saszitel — sind uns die auf kleine Lüden erhalten.

Ihren Inhalt bilben zunächst Beobachtungen einzelner Persönlichkeiten und Gesellschaftstreise. Don den Adjutanten des Zaren, seinem Minister Nesselrode, dem russischen Staatsrat Anstett, dem preußischen Kanzler und seinem Adlatus, Wilhelm v. humboldt, von Talleprand, Noailles, dem herzog v. Dalberg, Bernstorff, Wrede und was sonst eine Rolle spielte oder auffiel — in der tritischen Zeit sind es 40 bis 60 Personen — wurde täglich berichtet, welche Besuche sie machten oder empfingen und wie sie sonst ihren Tag verbrachten. Diese Beobachtungen waren zumeist untergeordneten Organen anvertraut, die ihre Rapporte nicht immer in orthographischem Deutsch erstatteten. Daneben wurden einzelne der markanten Diplomaten, ja ganze Gesandtschaften, höher gestellten Persönlichkeiten zur Überwachung anvertraut, die sich Eingang zu verschaffen, die Betreffenden auszuholen und das Erfahrene mitzuteilen hatten. Diese Berichterstatter waren mitzunter Volontäre aus hohen sozialen Schichten, die derlei Dienste als patriotische

Pflicht auffaften. Einer dieser vornehmen "Berichtleger" weiß gelegentlich von sich zu lagen, daß er nächstens den hoben herrschaften bei sich einen Ball geben werde. Sie sind also meist materiell unabhängig, wenn auch einige es gerade nicht verschmähten, ein kleines Salar anzunehmen, was übrigens den Etat der geheimen Polizei nicht allzu schwer belastet hat, denn er tieg im Kongreßjahre nur von 40.000 auf 60.000 fl. Diese geheimen Agenten hatten neben den Interviews mit ben Staatsmännern, wenn fie dazu gelangten, namentlich auch Stimmungsbilder aus den verschiedenen geselligen Zirkeln und Koterien zu liefern, die sich nach Parteischattierungen unterschieden. Ihre Rapporte erscheinen zwar — wenn man das Ganze nur obenhin ins Auge faßt — als ein Chaos von Klatsch und unfruchtbarem Gerede, bieten aber, bei sorgfältiger Sonderung und vergleichender Prüfung, immerhin manchen wertvollen Beitrag, nicht nur zur Kenntnis des Milieus, sondern auch der politischen Dinge selbst. Namentlich das Widerspiel der Parteien an den einzelnen Hoflagern und in der Umgebung der Souveräne lernt man genau kennen. Und außerdem noch eins: daß man endlich eine alte Tradition wird verabschieden muffen, welche die Ursache der Unersprießlichkeit des Kongresses während mehrerer Monate in der Vergnügungssucht der Teilnehmer suchte. Es war umgekehrt. Die politische Spannung zwang die Fremden, weit über ihre Absicht in Wien auszuharren, wo man sich dann allerdings auf Kosten des Kaisers von Österreich und seine eigenen "amüsor", wie Rahel Varnhagen das nannte. Was nicht in den Salons Zutritt fand, vergnügte sich in Cheatern und öffentlichen Lotalen, die gleichfalls unter Aufsicht standen, die Deutschnationalen zum Beispiel unter Sührung Karl Müllers, — "Tugendbundisten" nannte man sie offiziell — in allabendlichen Zusammenfünften im Gasthaus "zur Candstrone", wo sie für das Deutsche Reich unter preußischer Sührung schwärmten.

Den historisch wertvollsten Inhalt der täglichen Polizeirapporte bilden aber die Abschriften und Erzerpte aus interzipierten Briefen, die der Estafette übergeben worden waren — mitunter fand sich auch ein Kurier, der seine Vertrauensmission nicht allzu getreulich erfüllte. Diese Briefe wurden geöffnet und "perlustriert", d. h. das Wichtige daraus kopiert; das Original ward dann wieder geschlossen und weiter befördert. Mitunter geschah es wohl auch, daß die Originale irgendwo liegen blieben und "in Derftoft gerieten", wogegen Kaifer grang im gebruar 1815 einen eigenen Befehl erließ. Was diesen Interzepten einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß die Polizei dabei auch nicht vor den höchsten herrschaften haltmachte. Die Briefe der Kaiserin Ludovica an eine Freundin in Prefiburg, die der Prinzessin Therese von Sachsen an ihren Schwager, ben Prinzen Max in Praq, die der Kaiserin Marie Louise an Neipperg, die des Erzherzogs Karl unterlagen ebenso der Kontrolle wie die der Großfürstin Katharina von Rußland, des Königs von Württemberg und vieler andern irgendwie auffälligen Personen. Freilich blieb dieses fürforgliche Walten der Behörde nicht völlig ungeahnt und einzelne der hochgestellten Brieffcreiber suchten sich dagegen zu schützen. Prinzessin Cherese 3. B. gebrauchte ähnlich den preußischen Patrioten in der Franzosenzeit, besondere Benennungen für bestimmte Persönlichkeiten, um sie unkenntlich zu machen. Nicht ohne einiges Raffinement. Wer möchte auch gleich bei dem Namen "Denus" auf Kaiser Franz raten? Friedrich Wilhelm III. hieß "Birkenstod", Alexander I. "Pietti", Tallenrand "Krumpholz", Tastlereagh "Althof", Sachsen "Nettar" u. s. w. Diese Dermummung dürste freilich nicht viel geholsen haben; auch der historiker lüstet sie ohne viel Mühe und gewinnt dann, namentlich über die schließliche Lösung der sächsischen Frage, neue und wichtige Ausschliche. Mehr Mühe verursachte die geistvolle Schwester des Jaren der Geheimpolizei, denn sie hatte für ihre Briese eine eigene Sprache erfunden. "Il est vrai," sagt sie selbst in einem derselben, "que nous avons entre nous notre jargon, ce qui est commode, car personne ne nous entend." Man ist versucht hinzuzufügen: "Le pauvre historien non plus."

Aber nicht nur die fertigen und zur Post gebrachten Briefe, auch unfertige Konzepte, die unbrauchbar geworden waren, empfangene Sendungen, die man fortwarf, turz der ganze Papierkord einer wichtigen Persönlichkeit interessierte die Polizei. Sie besaß ein außerordentliches Geschick, Berrissenes wieder zusammenzufügen, und so gingen die "Chiffons", wie man die mit kleinen Siegellachlätichen wieder hergestellten Schriftsachen nannte, "nach hof". In den ersten Wochen des Kongresses war die Ausbeute an beachtenswerten Chiffons keine geringe und auch für den historiter findet sich, namentlich unter den Schriftresten aus dem Arbeitskabinett Dalbergs, der mit dem Pariser Ministerium des Außern korrespondierte, manches wichtige Stud. Man erfuhr 3. B. damals in Wien aus Tallenrandschen Chiffons den Anschlag, Napoleon von Elba zu entführen. Diel von diesen Dingen ist natürlich unbrauchbares Zeug und lohnt die Mühe der Durchsicht nicht. hie und da aber trifft man doch auch auf Interessantes. Ein Brief 3. B. des Deutschamerikaners Justus Erich Bollmann an Frau Reinhard in Paris vom 14. Dezember 1814 enthält nicht nur Mitteilungen über dessen Projekt, die Donau mit Dampfichiffen zu befahren, sondern auch noch die folgende Stelle: "Der Prinz (Tallegrand) bleibt immer fehr gütig, und da es seine Marime ist, "qu'il faut multiplier les chances", so hab ich mir etwas ausgesonnen, worin er sehr nühlich senn kann, mir auch schon senn zu wollen versprochen hat. Nur brauchen wir dazu Frieden zwischen Amerika und England, und darauf bin ich geneigt zu rechnen. Don den Fremden hier ist humbold gewiß einer der interessantesten Menschen. Wir haben zuweilen bei Genk kleine ausgesuchte Parthien — Damen und Herren — wo Humbold ganz allerliebst ist. Viel Gemüth hat er nun freilich wohl nicht. Schlegel, den ich auch oft sehe, hat desto mehr. Bei ihm ist alles innere Offenbahrung, aber der offenbahrende bott ist nur zu oft die alte Selbstliebe, die sich so gerne hinter die edlen Formen stedt. Le Prince de Ligne ist gestern entschlafen. Er wurde, sagt man, 84 Jahre alt. Noch por einigen Tagen traf ich ihn bei einer iconen Dame — Madame Morell — wo er recht galant und wizig war. Sollte wieder Krieg werden, so fürcht ich, daß das zu vielen, vielleicht revolutionären Bewegungen im Norden von Deutschland Anlaß geben könnte." Ein anderes Chiffon repräsentiert einen Brief von Gents an Dalberg, worin er den religiösen Charakter eines von ihm verfaßten Artikels im "Beobachter" über die Crauerseier für Ludwig XVI. zu rechtsertigen sucht. Unter seinen Beweggründen nennt er auch den: "... daß ich auf diesem Wege allein meinen hohen Chef (Metternich) von aller Mitwirkung bei dieser Redaktion gänzlich auszuschließen im Stande war. Hätte ich politische Reflezionen von gewöhnlichem Schlage, Anspielungen auf die Weisheit und Chaten der Alliierten und dergleichen Gemeinpläße hinein gemischt, so mußte ich jedes Wort mit dem Fürsten discutieren und debattieren und alles so verdrehen und verwässern, daß mir, wie das nur zu oft geschieht, meine eigene Arbeit zum Ekel wurde. Indem ich mich hingegen auf einen hohen und imposanten Standpunkt tellte, wurde ich frey und mächtig und entzog mich aller keinlichen Kritik ..."

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß auch die Kamine in den fremden Kanzleien nicht unbeachtet blieben. Dertraute Heizer hatten die angebrannten Schriftstüde aus denselben herauszuholen und abzuliefern, und so verwahren die Akten ganze Pakete angekohlter Chiffons aus dem Ofen des Freiherrn v. Stein — fast durchaus historisch wertlos.

Neben diesen behördlichen Quellen liegen sicher in Wien und anderwärts noch eine ganze Anzahl von Aufzeichnungen nichtamtlicher Personen in Privatarchiven verschlossen. Dielleicht hilft die jungft gegrundete "Gesellschaft für neuere Geschichte" dazu, sie an ben Tag zu bringen. Was mir bisher an solchen handschriftlichen "Dentwürdigkeiten" zu Gesichte tam, ist für die politische Geschichte des Kongresses wenig verwendbar. Das Tagebuch des Kritikers Rosenbaum auf der Wiener Hofbibliothek beschäftigt sich nur mit Theaterereignissen sowie das kurzlich durch Gloss veröffentlichte Journal Schrenvogels. Mehr Dienste leisten die "Memorabilien vom Königstongresse" des Kanzleidirettors Stall des Oberststallmeisteramtes, zwei Bande, auf der t. u. t. Sideitommigbibliothet. Das im Jahre 1827 zusammengestellte Werk bietet dem historiker insoferne einige Unterstützung — namentlich im Zusammenhalte mit den Polizeiakten — als darin genau bie Tage der Ankunft der fremden Gäste, ihre Wohnungen u. s. w. verzeichnet sind. Es gibt 3. B. einen Begriff von der Surforge der kaiferlichen hofhaltung für ihre Gäste, wenn man liest, daß täglich 1400 Pferde angespannt bereit standen und daß in der Burg an 40 Tafeln gespeist wurde. Lange hat sich auch in ernsten Buchern die übelwollende Legende erhalten, die Schätze der Ambraser Sammlung seien erst auf dem Kongreß vom Großberzog Karl August von Weimar entdeckt und richtig bewertet worden. Stall ergählt nun, Kaifer Frang felbst habe seine Gafte, gunächst den König von Danemart, darauf aufmerklam gemacht. Interessant ist auch seine Mitteilung, die Idee, den Kongreft in Wien abzuhalten, sei auf den nach der Schlacht bei Leipzig geäußerten Wunsch der verbündeten Monarchen zurückzuführen, den Kaiser von Ofterreich in seiner Resideng zu besuchen, und daß dieser ichon im Jänner und Sebruar 1814 aus Basel und Tropes Bestimmungen über die Seste getroffen habe, die zu Ehren der fremden Gafte zu feiern waren. Was dann an Seierlichkeiten

während des Kongresses wirklich stattgefunden hat, ist in der denkbar ausführlichsten Weise geschildert. Für Freunde von Kuriosen diene zur Nachricht, daß die Lieblingspolonaise des Kaisers von Ruftland, der bekanntlich ein unermüdlicher Tanzer war, in Noten als Anhang dem Buche beigegeben ist. Weit weniger erfahren wir aus bem gewaltigen Soliobande des Cagebuchs eines Wiener Sinanzbeamten namens Perth, eines Flaneurs, dem sein Amt hinreichend Muke übrig liek, um sich jede Theaterpremière, und was der Kongreß an Schaustellungen bot, anzusehen. Er hört Zacharias Werner predigen, wohnt der von Neutomm tomponierten Trauermesse für Ludwig XVI. bei, kurz, bildet mit Causenden die entsernte Staffage des "Wolkes" in dem großen historischen Gemälde. Den Geschichtsschreiber der Technologie dürfte es interessieren, daß unter den Fremden, die in dieser Zeit in Wien ihr Glud gu machen hofften, sich auch ein Mechaniker befand, der — vor neunzig Jahren! ein peritables Automobil produzierte, das Perth am 30. Oktober 1814 aus dem Schweizerhof kommen und durch die Stadt nach dem Prater seine Richtung nehmen fah. Es war "ein schöner, vierräderiger offener Wagen ohne Bespannung; in selbem saffen zwei Personen, die ihn dirigierten; er fuhr mit außerordentlicher Schnelle über den Burg- und Michaelerplat" — gang wie heute.

Man sieht, es sehlt nicht an neuen Quellen, die unsere Kenntnis von den großen, weltgestaltenden Aufgaben, mit denen sich der Kongreß, befaßte und von der Art, wie er ihre Cösung fand, zu vertiesen, und nicht an solchen, die das Bild seines äußeren Herganges zu beleben vermögen. Vielleicht sind sie mit anderen imstande, das Problem seiner Geschichte zu fördern und diese zu möglichst lückenloser und wahrheitsgetreuer Darstellung gelangen zu lassen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder. (Sortfetung.)

Abends holte ich häufig meinen Dater von seinem Amtslotale (herrengasse) ab. Es war damals der Sitz des österreichischen Appellationsgerichtes und niederösterreichischen Landrechts. Im zweiten hofraume des weitläufigen Gebäudes befand sich rechts über einer schwer zu erklimmenden Schnedenstiege, auf der man sich nur an einem Stricke halten konnte, im ersten Stockwerke das Einreichungsprotokoll, im zweiten die Registratur. Wie oft wand ich mich dazumal und später auf diesem Stricke hinan und hinab, und als ich viele Jahre darnach als Advokaturskandidat und dann als selbständiger Advokat in diesem hause fungierte, konnte ich niemals unterlassen, einen pietätvollen Blick auf die Stiege und die an ihr gelegenen Lokale zu werfen, die ich ahnungslos so oft als Knabe betreten. Die Anstrengung, diesen langen Weg viermal täglich in jedem Wetter zu machen, und der häufige Verdruß

hatten die Nervosität meines Vaters aufs höchste gesteigert. Schon begannen die Süfe ihm den Dienst zu versagen, und nicht selten mußte er sich am Heimwege auf mich ltüken*. Aukerbalb der Stadt ward dieler an finsteren Winterabenden bei höchst dürftiger Beleuchtung durch in weiten Streden auseinander stehende Ollaternen auch geradezu gefährlich. Hinter dem Stubentore war die Zugbrücke und der Diadutt über den Stadtgraben zu passieren, dann jenseits einer turzen Glacisstrede die Wienflugbrude, von der ein steiler, bei Glatteis nur durch Niederhoden übersetharer Weg hinab zur Knoppernmühle und der Schleuse des Wiener-Neustädtertanals führte, dann eine kleine Strede hart am Kanal selbst und erft von da bog ein Sufweg über eine weite, von hölzernen Militärmagazinen begrenzte Obe an die untere Mündung der Ungargasse. Dazu tam noch die ungeheuerliche Kleidermode der Zeit. Dem weiten Rad- oder Karbonarimantel, unter welchem Arme und Sufe derartig lahmgelegt wurden, daß beim Ausgleiten Beinbruche unvermeidlich waren, folgte der schreiendste Kontrast, eine nur bis an den Nabel reichende Zottenjade, so daß hinten die Fracksche beraushingen, Leib und Beine völlig ungeschützt blieben. Sur den Sommer war eine ganz absonderliche Kopfbededung erfunden worden, aus Rohr und Sischein geflochten, die wie ein Wassertübel aussab. Regen und Sonnenstrahlen durchliek und schwer wie ein Ritterhelm war. Mein quter Vater und mein nachmaliger Vormund Weitzinger hatten im Glauben, sich Kühlung und Dentilation zu verschaffen, um teures Geld solche Hüte gekauft und wollten eben deswegen diese allerdings eine Dauer von Dezennien versprechenden Monstren nicht ablegen. So tam mein Dater an heißen Tagen auf dem Wege, der im Sommer in Sonnenglut noch entsehlicher war, schweiftriefend mittags nach Hause, um eine Stunde später denselben Weg wieder zu machen. Ein mehrwöchentlicher Urlaub zu einer ruhigen Kur war unerläßlich, und er begab sich in das Bad Pyrawart, zwischen der Brünner Straße und der Chaya. Kurz zuvor hatten wir auch die Wohnung in der Ungargasse verlassen und in der Nähe des Amtshauses, Teinfaltstraße, in dem nunmehr demolierten hause "zur Rose", eine Wohnung im vierten Stockwerte bezogen. Wir Kinder blieben nun allein unter der Auflicht der Stiefgrofmutter. Ich bemühte mich, sie in guter Caune zu erhalten durch Vorlesen aus ihren Soliantenlegenden diverser, in haarsträubender Weise zu Code gebrachten Märtyrer und durch Malen von Heiligenbildern, die mit einem blanken Kreuzer pro Stud honoriert wurden.

Auch war momentan eine weichmütigere Stimmung eingetreten, offenbar das Werk ihres neuen Beichtvaters Job, den die Kaiserin Karoline aus Bayern mitgebracht hatte und der unter allen alten Betschwestern Wiens durch seine rücksiche Strenge in Bußstrafen und durch seine zermalmende Grobheit damals außerordentliches Surore erregte.

^{*} Noch heute meine ich den scheppernden Con der Desperglode des Schottenturmes, deren Geläute mich stets beim Gange in das Amtslokale des Daters begleitete, zu hören, wenn eine vielleicht längst umgegossen Glode des Schottenstiftes mich daran mahnt, daß es Abend wird.

Als ich eines Spätnachmittags (es war der 16. Juli 1826) nach hause kam, fand ich meinen Dater im Gesichte bleich, wie verklärt lächelnd, sanft, aber schweigsam. Das an ihm ungewohnte Wesen, völlig verschieden von seiner sonst so ernsten Rube, erschütterte mich tief und ich ging von unwillfürlicher Wehmut erfüllt gu Bette. Um 6 Uhr früh, am 20. Juli, als bereits die Sonnenstrahlen durch das Senster fielen, wedte mich mein Dater mit den Worten: "Steh' auf, es ist ein schöner Caq, wiederhole beine Schullektion." Ich sprang aus dem Bette und unmittelbar darauf hörte ich einen schweren Sall im Nebenzimmer. Dort lag mein Dater auf den Boden gestreckt, mit geöffneten Augen ohne weiteres Lebenszeichen. Die Dienstmagd war aus der Küche herbeigeeilt und wir beide schleppten den regungslos Gewordenen in sein Bett. Die Stiefmutter hatte sich in das Zimmer ihrer Mutter geflüchtet und dasselbe versperrt. Ich, der taum zwölfjährige Knabe, hatte bie Geistesgegenwart, in die chirurgische Offizin an der Ede des alten Schottengebäudes zu laufen, um ärztliche hilfe zu holen. Der Arzt öffnete die Ader, aber es kam nur gestocktes Blut. Mein Dater war einem sofort töblichen Nervenschlage erlegen. Meine fleinen Geschwister schliefen noch, die beiden Frauen waren aus ihrem Verstede selbst durch meinen Jammer nicht herauszuweinen, und so lief ich atemlos in die Ungargasse, in die Wohnung meiner mütterlichen Großmutter, zum Ontel. Er tam sofort mit mir, brachte die Papiere meines Vater

und ließ sein Testament gerichtlich eröffnen, um die Dormundbestellung über uns veranlassen zu können. Es war wirklich in demselben eine Verfügung getroffen, mein Onkel Franz, einziger Bruder meiner verstorbenen Mutter, als Vormund, und der langjährige Freund und Amtsgenosse meines Vaters, Caurenz Weitzinger, zum Mitvormunde ernannt. Wie wohlüberlegt und weise diese Bestimmung war, hat in der Solge unser Geschick erwiesen.

Die Nachricht vom plöglichen Tod des Vaters hatte sich schnell verbreitet und herzzerreißend war der Schmerz seiner herbeigeeilten Lieblingsschwester, der Schuhmachersgattin Magdalena Holl, die von der Leiche kaum wegzubringen war.

Auch sein ältester Bruder Anton, ebenfalls Schuhmacher, den ich während Cebzeiten des Vaters niemals gesehen, weil die Brüder nicht in Harmonie gestanden, war erschienen, sowie auch der jüngere, namens Josef (wie mein väterlicher Großvater und die übrigen Samilienmitglieder alle, Schuhmacher), welchen mein Vater sehr gerne hatte und oft mit mir besuchte.

Onkel Anton hatte sich erboten die Bestellung der Partes zu besorgen und ich begleitete ihn, weil nur ich die Personen kannte, mit welchen mein Vater in näherer Verbindung gestanden. Als ich nach hause kam, traten mir auf der Stiege Leichenträger mit einem Sarge entgegen. Die beiden Frauen hatten mittlerweile die Abführung meines toten Vaters in die Leichenkammer besorgen lassen, weil sie die Leiche, die ohnedies in einem abseitigen Gemache lag, aus Angst vor dem bosen Geiste, dem er nach ihrem Glauben anheimgefallen, nicht länger in der Wohnung dulden wollten. So wurde ich um den letzten Anblick und den Abschied

von ihm gebracht. Die alte Here, die nun aus ihrem Verstede hervorkroch, unterließ nicht, mir eindringlich zu Gemüte zu führen, wie indrünstig ich beten müsse, um die Barmherzigkeit Gottes zu erslehen, für den der Verdammnis Anheimgefallenen, der ungläubig, ohne Absolution und Sakrament verstorben. In kindlicher Einfalt betete ich unter Tränen, ging zerknirscht in die Kirche, so oft ich nur konnte, unterzog mich sogar einer Ablahandacht, die damals in St. Stephan abgehalten wurde, die mich endlich dieselbe kindliche Einfalt durch die Vorstellung der Allgerechtigkeit und Allgüte Gottes von der Seelenqual befreite.

Die Stiefmutter, sicherlich auf Betrieb ihrer satanischen Mutter, hatte den Dormundern erklart, daß sie uns Kinder nicht bei sich im hause behalte, und daß wir daher anderwärts untergebracht werden mußten. Die Vorstellung, daß sie dann einen Teil ihrer Staatspension abtreten musse, blieb fruchtlos, indem sie sich darauf berief, daß die Pension der Witwe und nicht den Kindern gebore. Mein Dater hatte in das neugegründete Schwarzenbergische Pensionsinstitut für uns Kinder eingelegt, doch die drei Jahre nicht erlebt, nach welchen, den Statuten gemäß, die Pensionen erst flussig werden. Wir bekamen im Gnadenwege nur keine Abfertigungen. An staatliche Erziehungsbeitrage war nicht zu benten. Wir waren demnach nur an den paterlichen Nachlak angewiesen, der überdies durch die Lieblosigkeit der Stiefmutter sehr geschmälert wurde. Mein Vater hatte von ihr ein Heiratsqut von 800 fl. erhalten und in den Chepakten dasselbe mit dem gleichen Betrage wiederlegt. In seinem Cestamente führte er jedoch an, daß seine Gattin, mit Rudficht auf die ihr zukommende Staatspension und sein geringes Vermögen, auf Rückzahlung des heiratsgutes samt der Wiederlage verzichtet habe. Sie leugnete bies, ja sie schritt sogar im Klagewege auf Zahlung von 1600 fl. C.-M. ein und wir wurden hiezu verurteilt, nachdem fie, wie zu vermuten, den ihr negativ aufgetragenen haupteid, daß sie nicht Verzicht geleistet, abgelegt hatte. Dies sette meinen guten Dormund Weitzinger in unauslöschliche, rasende Erbitterung gegen diese Frau, und er erklärte uns, daß er nimmermehr von uns etwas hören wolle, wenn wir es je einmal wagen sollten, uns dieser elenden Derson zu nähern, die uns so schmählich von sich gestoßen. Ich und mein Bruder tamen zu unserer mutterlichen Grofmutter, die aber schon damals samt ihrer jungeren Cochter in schwerer Krankheit lag. Meine Schwester wurde bei einer Ingenieurswitwe Eleonore Baronin von Porta untergebracht, der Schwester meines Vormundes Weihinger, mit der er in gemeinschaftlichem haushalte wohnte und die ebenfalls eine Cochter im gleichen Alter hatte. Lettere starb jedoch alsbald, wonach meine Schwester in bie Stelle derselben trat. Meine Stiefmutter sah ich nicht wieder, obgleich ich sie sehr gerne besucht hätte, eingedenk, daß sie bei Lebzeiten meines Vaters mir gut gewollt und ihr späteres Dorgehen offenbar nur der Einfluß des sie beherrichenden mütterlichen Dämons war. Die erste Zeit trat Weitzinger als Mitvormund den Anverwandten gegenüber in den Hintergrund, bald ward er aber zu meinem Glücke der eigentliche Center meines Geschickes. Er war tein Mann der Wissenschaft, besaßer gesunden Menschenverstand und einen durchaus gutmütigen und ehrlichen Charakter. Bauernsohn aus Oberösterreich, ward er in den 1790er Jahren als gemeiner Soldat ausgehoben, machte alle Seldzüge mit, wurde wiederholt kriegsgesangen, ranzionierte sich selbst, desertierte um einer neuen Kriegsgesangenschaft zu entgehen, zog dann mit einem Exissuiten aus Ingolstadt, der ihm ein Zeugnis als candidatus theologiae ausstellte, durch vieler Herren Länder, und trat nach publiziertem Generalpardon wieder in sein Regiment, in welchem er es bis zum Oberseutnant brachte. Nach dem Frieden in den Zivildienst ausgenommen, ward er Freund und unzertrennlicher Amtsgenosse meines Daters, mit dem er im landrechtlichen Einreichungsprotokolle als dessen Adzunkt arbeitete. Er hatte sich, ohne eine Schule hinter sich zu haben, durch Praxis eine bedeutende Geschäftskenntnis angeeignet und war mir stets der lebendige Beweis, daß die eigentliche Schule des Lebens die Erfahrung sei.

Mein Onkel war kurzlich erst selbst großjährig geworden und das Jahr zuvor zum Doktor der Rechte promoviert; er war Praktikant bei der Kammerprokuratur und angesichts des täglich zu besorgenden Todes seiner Mutter und Schwester viel zu sehr von seiner eigenen Zukunft präckkupiert.*

* Die Seierlichteiten der Dottorpromotion hatten mich in hohem Grade interessiert. Ich faßte von meinem Ontel die höchste Meinung, als ich ihn in Schuben und Strumpfen, Uniehofen, Degen umgurtet, schwarzem Mantelumwurf, ben breiedigen hut unterm Arm, die Cribüne zur Disputation besteigen sah. Hätte ich doch damals die leiseste Ahnung haben können, daß ich ein halbjahrhundert später in demselben Kostum, das ich niemals getragen, als Burgermeister ber Stadt Wien, von Canons Meisterhand gemalt, öffentlich ausgestellt und mein Bild im alten wie im neuen Rathause aufgehangt werden wurde. Auch bei dem Dottorschmause war ich mit meinem Dater gegenwärtig. Als mein Ontel mit mir ben Nachmittag zuvor ben felben zu bestellen ging, mar ein furchtbares Gewitter, mahrend beffen ein Blitichlag auf ber Schlagbrude (Serbinandsbrude) einen ungarifchen Bauer famt feinen Pferden totete. Der Dottorschmaus fand im Prater beim "Eisvogel" statt, und ich sah viele Jahre barnach noch bie turmartige Edfalette, in welcher wir saften. Mich interessierte weniger die Cafel, als das gegenüber aufgestellte Panorama der Belagerung der Stadt Belgrad. Ich sehnte mich, diese Belagerung zu seben, und Dr. Radda, der damals ein großer Spagvogel war, versprach es mir aufs feierlichste. Die bige war groß und die gange Cifchgefellschaft befand sich in hemdarmeln. Da führte mich Radda hinaus zur Bude, an welcher auf Leinwand die angebliche Stadt Belgrad gemalt war und wies in feierlichem Cone bin: "Siehst du, da ist die Stadt Belgrad, sieh du sie genau an, hinein darf man nur in ichwarzem grad und Schuh und Strumpfen." Dr. Ignaz Klobus blieb viele Jahre hindurch in Wien und in Brunn mein Gonner. Stets lud er mich ein, ihn bei seinen Morgenspaziergangen zu begleiten und mit ihm zu frühstüden. Seine beiden Sohne habe ich in ihrem jüngsten Knabenalter oft auf meinen Armen herumgetragen. Sie wurden beide angesehene Stabsoffiziere, ihr Vater starb als Gubernialrat nahezu 90 Jahre alt, erblindet in Brunn. Dr. Rabba ward Sinanghofrat, und es blieb mir unbefannt, wie es tam, bag fich fpater aus dem wizigen Humoristen ein frömmelnder Reattionär entwickelte. 1848/49 waren wir Kollegen im Wiener Gemeinderate, er schien jedoch sich meiner nicht mehr erinnern zu wollen. Dr. Wanbratich endlich wurde 1840 fogar mein Pringipal, in bessen Kanglei ich viel ausstand, aber auch gründlich die Advokatur erlernte.

Unsere Obsorge lag nun einzig und allein in den händen einer sehr alten, brummigen, aber unserer Samilie ungemein anhänglichen Magd, die in ihren jüngeren Jahren auch meine Mutter als Kind in den Armen getragen, troß ihrer Kränklicheit unermüdlich tätig, ehrlich und verläßlich war. Wir hießen sie "Lenorl" (Eleonore). Sie hatte ungeachtet ihres langjährigen Aufenthaltes in Wien nur wenig Deutsch gelernt und wir sprachen mit ihr meist böhmisch, was mir in späterer Zeit von manchem Vorteil war. Sie stedte uns, wo sie nur konnte, gute Bissen zu, schimpste gottlästerlich über unsere Ausgelassenheit, alles andere ging jedoch weit über ihren Horizont. Die Krankheit der Cante Kathi, sowie die Auszehrung der lungensüchtigen, durch Gicht gelähmten Großmutter nahm immer verderblicheren Verlauf. Die Cante starb an Wassersucht und bald darauf endete auch die Großmutter.

Solange ich im Institute Kublich blieb, jedoch nur mehr als Externist, gingen die Schulsachen sehr gut. Ich verblieb in der Klassistation Vorzugschüler.* Mein Onkel Irza war in den lateinischen Schulen Jögling des Löwenburgischen Konviktes in dem Piaristengebäude in der Josefstadt. Mit meiner sonoren Diskantstimme hoffte er für mich einen Stiftsplatz als Hoffängerknabe im kaiserlichen Konvikte zu erwirken, wodurch ich für meine ganze Studienzeit unentgeltlich versorgt worden wäre. Denn den Hoffängerknaben wurde selbst nach ihrer Stimmenmutierung der Stiftsplatz belassen, ja selbst die Taxen für die Doktorrigorosen, sowie bis zur Anstellung ein Adjutum vom Kaiser bezahlt.

Der Singunterricht wurde nun über hals und Kopf betrieben, um beim ausgeschriebenen Konturse vor Beginn des neuen Schuljahres zu bestehen. Ich hatte zwar beim Anblick der Kommission die Courage verloren, nichtsdestoweniger ermannte ich mich, als der hoftapellmeister Endel mich die Stala auf und ab in ganzen Catten singen ließ. Meine Stimme machte vor allen Mitbewerbern Furore und ich bemerkte selbst das beifällige Lächeln des nicht umsonst in Pfesser und Salz gekleideten morosen Singmeisters Korber und die Justimmung des dicken und ebenso strengen Konvitts- und Chmnasialdirektors Walch. Aber als es zum Domblattwegsingen eines Kyrie kam, da wandte sich der Sieg zur Niederlage. Die herren konsultierten und das Resultat des Konklusum war, daß ich zur Aufnahme vorgeschlagen werden würde, wenn angenommen werden könnte, daß ich in einer tüchtigen Singschule noch vor der Mutierung das geläusige Notenlesen erlernte. Da ich aber bereits im zwölften Jahre stehe, so sei dies nicht der

* Außer Gustav Rosthorn und Baron Kutschera, Sohn des damals allmächtigen Generaladjutanten des Kaiser Franz, bei dessen Erscheinen alle Türen des Instituts mit beiden Flügeln aufgerissen wurden, ist nicht ein einziger Mitzögling mir im Gedächtnisse geblieben. Erst während meiner Advosatenpraxis wurde ich fast alltäglich an das Institut Kublich durch Jusammentressen mit einem Berufsgenossen erinnert. Es war der Hof- und Gerichtsadvosat Dr. Eduard Kasta, ein jovialer Kollege, der bei Kudlich eine Art Hausmöbel war und, wie es schien, bei der Frau in Gnaden stand. Er heiratete sie in der Folge als Witwe, ungeachtet des großen Altersunterschiedes.

Sall und ich wurde abgelehnt. Ich tam nun in die Disziplin des Regens cori der Dominikaner, Siedler, und sang dort am Chore bei meinem guten Musikgehör schon nach der ersten Probe auswendig. Ich hatte übrigens an den Messen gar tein Dergnügen, sondern trällerte Liedchen, wo ich nur konnte. Mit Beginn des Schuljahres 1826/27 wurde ich nun wieder ins akademische Gymnafium instribiert. Neben dem überaus freundlichen Religionsprofessor Trans erhielt ich nun einen Klassenlehrer namens Schwegler, bessen Blick aus seinen glokenden Augen allein schon mich so niederdonnerte, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb. Die ersten schlechten Noten und um mich war's abermals geschehen. Ich lernte immer weniger, die Kompositionen wurden trok in die Schule geschleppter Schellerischer Lexita immer schlechter, bis ich endlich zum "Kreuzritter" geschlagen ward. An diesen Mikerfolgen war hauptsächlich die völlige Ungebundenheit schuld. der ich anheimgefallen war. Singftunden und Kameradschaften nahmen die beste Zeit weg, auch hatte ich, einmal in Mikkredit gekommen, alle Cernlust verloren. Zwei Passionen beschäftigten mich vorzüglich, sede von anderen Kameraden eingepflanzt, die eine bestand im Illuminieren von Bilderbogen (damals Mandlbogen genannt), Ausschneiden und Aufstellen anfänglich von Cheaterfiguren, später von Militär, worin die neuerstandene lithographische Anstalt Crentsensky eine neue Ära aufblühen ließ. Der hauptträger dieser Passion war der Sohn einer Brotsikerin (Brotverschleifterin) in unserem Wohnhause, Serbinand Ronzal, ein besserer Cateiner als ich, der mich bei den Kompositionen dadurch unterstützte, daß wir uns über einen Kasus mittels eines Ceritons verständigten, in dessen Rücken ein Zettel gesteckt war. Einmal wurden wir vom bärbeifzigen Professor Schwegler dabei ertappt und von nun ab wurde mein Elaborat ungelesen getreuzt. Im Sommer trat an die Stelle des Malens das Schmetterlingfangen, wo wieder andere Kameraden die Anführer waren. "Die Morgenstunde hat Gold im Munde" sagt ein alter Schulspruch, mich sahen aber an Sonn- und Seiertagen schon die ersten Strahlen im Drater am Seuerwerksplate oder an der Schwimmschule, und selbst an Schultagen die Mittagssonne auf den öden Distelweiden an der Wien. Das Endergebnis konnte kein anderes lein als dak ich Ende des zweiten Semelters 1827 abermals mit mehreren dritten Klassen nach der damaligen Ausdrucksweise "petschiert" war. Die Serien lungerte ich gang ohne Aufsicht herum, und wie weit dies ging, zeigt eine Episode, die mir ein Schreckbild lieferte, das ich lange, lange nicht aus dem Sinn brachte. In diesem Jahre hatte der Mord eines alten Mathematikprofessors namens Plank, der in der Johannesgasse wohnte, ungeheures Aufsehen erregt. Der Unglückliche war mit einem Tranchiermesser, das neben der Leiche lag, grausam hingeschlachtet worden. Seine Kastenlade war offen und die Wertpapiere fehlten, deren Verzeichnis man fand. Es wurde sofort erhoben, daß sie von einem distinquiert aussehenden Herrn mit fremdem Akzent in der Wechselstube Wedl & Gorgias am Luged verkauft worden waren. Der Kommis war der einzige, der über die Person des Verkäufers Auskunft geben konnte. Auch eine Dienstmagd hatte zur Stunde des Mordes einen

in einen größeren Mantel gehüllten herrn die Stiege von der Wohnung des Professors Plank herabeilen sehen. Der Verdacht fiel auf einen angeblich russischen Grasen namens Severin Jaroschinsky, der im Crattner-hose als Afterpartei ein sehr laszives Leben führte. Der Vater meines Schulkameraden Franz Böhm war Zollkommissär, die damals die Aufgabe hatten, nach eingeschmuggelten Waren zu sahnden und sogar deshalb hausdurchsuchungen zu halten. In dieser Eigenschaft erschien er in Begleitung von als Zollbeamten fungierenden Polizisten und der gleichfalls verkleideten zwei Zeugen in den Appartements des vermeintlichen Grasen Jaroschinsky, gegen welchen man als russischen Kavalier mit der größten Rücksicht vorgehen zu müssen glaubte. Jaroschinsky saß gerade bei der Casel in loderer Damengesellschaft, darunter die damals geseierte Volksschauspielerin Cherese Krones.

Während der höflichsten Entschuldigungen des Besuches hatten die zwei Zeugen die Personen-Identität festgestellt, worauf Jaroschinsky nach fruchtlosem Widerstand gefesselt abgeführt wurde. Er leugnete anfangs, doch mußte er nach einer ausgestandenen Lügenstrafe gestehen, und wurde zum Galgen verurteilt. Am 30. August 1827 fand die Justifizierung auf dem damaligen hinrichtungsplatze, auf der Anhöhe der "Spinnerin am Kreug" (Wienerberg) statt. Die ganze Bevölkerung Wiens war auf den Beinen und ich, der aufsichtslose Knabe, war auch dabei. Ich sehe noch immer den Armensunder-Wagen vor dem alten Kärntnertore, wie er durch das enorme Menschengewühl trot der Anstrengung der berittenen Polizei nicht vorwärts tonnte. Jaroschinsky hatte immer auf Derwendung der russischen Regierung und auf Pardon gehofft. hier verließ ihn die hoffnung. Ich sah, wie er sein weißes halstuch vom Ceibe rif und unter die Menge warf. Erst einige Stunden darnach tonte das Armensünderglöcklein vom Stephansturme und höferweiber riefen in allen Straffen zum Vertaufe aus: "Das Urtl von dem armen Sünder, der just ist g'hängt word'n." Solches Aufsehen machte damals ein Mord unter der Bevölkerung Wiens, während in gegenwärtiger Zeit Morde, insbesondere Raubmorde wegen weniger Kreuzer, an der Cagesordnung sind und nur in der Zwischenzeit der Zeitungsausgabe bis zur nächsten besprochen werden. Nachmittags wanderte die Volksmenge in ununterbrochener Prozession zur Savoritenlinie auf den Richtplatz hinaus. Abermals war ich darunter, ungeachtet wiederholte Gewitter in starten Regengüssen niedergingen. Im Eeben werbe ich den Eindruck nicht vergessen, der sich mir dort an Ort und Stelle einprägte. Don Regen triefend, hing der Justifizierte, mit hervorquellenden Augen und herabhängender Zunge, seinen schwarzen struppigen, durchweichten Haaren da, in über Hals und Brust geöffnetem, feinem Hemde, eleganten schwarzen hosen, Schuhen und Seidenstrümpfen, mit an den Leib gefesselten händen und gebundenen Süßen. Man hatte seinetwegen einen neuen Apparat, den man damals Schnellgalgen nannte, erfunden, der in Slaschenzügen bestand, mit welchen ber Berurteilte aufgezogen und im entscheidenden Momente mittels eines zweiten Zahnrades zur Erde gerissen wurde. Der Galgen hatte die Form eines Joches. Entsett tam ich nach hause und tonnte einige Tage weder essen noch schlafen.

Daß ich damals nicht trank wurde, war lediglich meiner kräftigen Konstitution zu danken.*

Auffichtslosigkeit trug aber auch die Schuld an anderen Sehltritten. Um mir beld für Bilderbogen zu verschaffen, vertaufte ich Schulbucher und auch mehrere Bücher, die mir aus dem Nachlasse meines Daters zu Gebote standen. Zu derlei Geschäften wurden die Schulknaben damals geradezu aufgemuntert. In der Bäckerstrake, gegenüber der Universität, hatten drei alte Weider — wir nannten sie die drei Bücherparzen — eine Einkaufs- und Verkaufs-Boutique etabliert, zwei davon kannten die Bücher vielleicht besser, als die Herren Professoren, die dritte, Jungfer Cenerl mit Namen, verkaufte nebenbei auch Semmeln, Würstel und Mohnbeugel. Sie hatte den Bücherausschuß des Hauptladens zum Verschleiße und es kostete jeder Band ohne Unterschied 6 fr., während sie für jeden Band, der ihr gegeben wurde, 3 fr. gab. Bei dieser Dame, die in Winterszeit über einer Glutpfanne thronte, taufte ich in späteren Universitätsjahren für 6 fr. manche recht wertvollen Bücher, die ich noch heute besitze, darunter einmal sogar den Sachsenspiegel. Was das Schwesternpaar Rath zurückwies, wurde in die Schulerstraße gebracht, wo eine andere, aber recht stattliche grau denselben Schulbucherhandel trieb, aber schlechter zahlte. Don dem Erlöse wurden nebst Crentsenskyschen Bilderbogen, auch Schmetterlinge gekauft, die meiner in der Cischlade verwahrten Sammlung fehlten, unter anderen eine Saturnia piri für 1 fl. W. W. Auch wurde der gang während der Serienzeit dis zum Erzeß betrieben, wobei ich insbesondere an meinen Schulkameraden Franz Böhm und Eduard Knaipp, dessen Eltern und Geschwister im Priesterhause wohnten, aufmunternde Gesellschafter fand. So war ich ein angehender Daurien geworden, und mein Ontel, der sich das Jahr hindurch um mich kaum umgesehen hatte, beabsichtigte, mich bei einem Buchbinder oder Zuckerbäcker als Cehrling unterzubringen.** Dem trat aber der Mitvormund Weiginger entschieden

* Meine Ungebundenheit ging soweit, daß ich sogar mit fremden Ceuten herumziehen durste. So mit einer Cehrerfamilie (ich weiß nicht mehr, wie ich zu ihr kam), die zwar gewiß ehrbar war, aber die Passion hatte, in den Sümpsen der Brigittenau Frösche zu fangen. Alt und jung zog sich aus und stieg mit einer langen Rute, an welcher eine ankerförmige Angel mit einem Köder gebunden war, so weit man nur konnte in den Sumps hinein. Die Frösche schnappten nach dem Köder und wurden, auf die Angel gespießt, herausgeschnellt. Es wurden ihnen die damals als Cederbissen betrachteten Hinterbeine weggeschnitten und der Körper, in der Meinung, es würden ihnen wieder die Füße nachwachsen, in's Wasser geworfen. Abgesehen von der Grausamseit, war dieses Vergnügen aber auch gefährlich, nicht bloß wegen Ertältung oder Inhalation der Sumpsluft und ihrer Mitrotofen, sondern auch weil das Versinken oder auch nur das bloße Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Sumpsboden den Cod zur Solge gehabt hätte. Ich schene einem besonderen Schußengel empsohlen gewesen zu sein, denn es geschah mir hiebei, wie bei so manchen ähnlichen Gelegenheiten, nichts. Mit derselben Samilie zog ich einmal zum Maria-Brunner Volksseste, das damals die halbe Bevölkerung Wiens in dem Wienerwalde versammelte.

** In diese Zeit fällt es auch, daß ich zum allerersten Male im Leben ein blantes Geldstück als Dienstlohn aus fremder hand in's Derdienen brachte. Ich pflegte gerne zwischen den Buden des Allerheiligen-Marktes am Stephansplate, wo Berchtesgadener Spielwaren in Masse zu sehen

entgegen, indem er behauptete, daß angesichts des vorsährigen ausgezeichneten Erfolges nur Verwahrlosung die Schuld trage. Sein Wohnungsnachbar Fröhlich hatte einen Sohn im Stiftstonvitte Seitenstetten, der dort gebessert wurde, und dieser Versuch sei auch mit mir zu machen. Mein Ontel gab nach und führte mich zum Stiftshosmeister, der bei Ansicht meines Zeugnisses verwundert erklärte, daß er ein berartiges noch nicht gesehen habe. Da der Bub früher ein gutes Zeugnis hatte und überdies Sängerknabe sei, so wolle er es versuchen, und ich wurde aufgenommen.

Meine Studienjahre in Wien hatten hiemit vorläufig ein Ende. Erinnerungen an Schulpersönlichkeiten dieser Zeit verwahre ich nur wenige, darunter an Adolf Sider, Serdinand Ronzal, Wilhelm Frühwald. Ersterer war der Sohn des Philosogieprofessors Sider, war stets Primus der Klasse, später Professor in Olmütz, kam 1848 wegen allzustarken Liberalismus in Unannehmlichkeit, ward hierauf Statistiker, endlich Hofrat, nebstbei Konfusionsrat, mit dem ich im Gemeinderate wieder als Kollega zusammentraf.

Er hatte sich im Außern und im Innern wenig geändert, nahm sich besonders um die Schulen an und war der eigentliche Entdeder der importierten pädagogischen Kapazität Dittes; er starb vor einigen Jahren. Ronzal ward Rechnungsrat, heiratete eine alte Frau, die lange Zeit als seine Mutter galt, ward Verfasser und Korrektor katholischer Bücher der Mechitaristen und unterlag schweren Krankbeiten. Frühwald starb vor wenigen Jahren als hofrat des Obersten Gerichtshofes, und ich skand mit ihm als Parteigenosse in der Wählerschaft und im Gemeinderate in freundlichstem Verkehre.

waren, herumzustreichen. Eine Frau, die eben eine Badewanne gekauft hatte, mochte mich für einen Gassenjungen gehalten haben und forderte mich auf, ihrer Magd beim Tragen zu helfen. Ich schleppte mit derselben die Wanne, ich weiß nicht mehr in welche Vorstadt und erhielt als Trägerlohn einen baren Groschen. Das war damals allerdings schon etwas. Denn man konnte dafür am Naschmarkt ein volles Hundert Iwetschen, freilich nicht in sehr gustiosem Justande, in seine Kappe oder in sein Schnupstuch zugezählt erhalten.

(Sortfetung folgt.)

Chronif.

Candwirtschaft.

Die Dielgestaltigfeit im Betriebe ber ofterreicifchen Candwirtschaft für ein, noch bagu immerbin ereignisreiches Wirtschaftsjahr in inappen Bugen festguhalten, verlangt innige, unmittelbare Sühlung mit Selb und Slur. Minder geeignet hiezu ift die berufliche Beltimmung, aus ber Ericeinungen Slucht, uneingeschränft burch die Dericiedenfarbigfeit ber Grengpfahle, bas bleibend fachlich Wertvolle aufzusuchen. Im Wefen tann baber nicht so febr ein nach Zeit und Cand begrengter Rudblid geboten werben, als, ohne Anfpruch auf einigermaßen befriedigende Dollftandigfeit, festgehalten werben, was Ofterreichs Candwirte bezüglich der fortidrittlichen Entwidelung des landwirtschaftlichen Betriebes in jungft abgelaufener Zeit erlebt und erftrebt haben.

Im prattischen Betriebe erlangen noch so blendende wirtschaftliche Augenblickerfolge erst dann wirklichen Wert, wenn sich dem glänzenden Einzelergebnisse in sich häusender Wiederholung die Nachhaltigkeit zugesellt, gleichsinnig verfallen bei dem ersten Auftreten noch so überschwenglich als landwirtschaftliche Sortschritte gepriesene Erlebnisse alsbald der Vergessenheit, wenn die Nachhaltigkeit ihrer Wirkung versagt.

Gleich zu Jahresbeginn wollten beispielsweise auch öfterreichische Landwirte in der hegelundschen Eutermassage, deren Griffe nach Jahl und Art zunehmend vervielfältigt werden, ein Allheil für unerschöpflichen Milchreichtum gefunden haben. Die Spezialschriften betreffend dieses Meltverfahrens von Adolf Ostermaner (Brünn 1904), Alfon sus (2. Aufl., Wien 1904) 2c. begegneten der lebhaftesten Nachfrage und nunmehr schwindet ebenso rasch der Eifer, nachdem sich herausgestellt, daß die tatsächlich überraschende Mehrleistung nach Menge und Settgehalt der in Einzelanwendung des Derfahrens ermoltenen Milch nur auf Kosten der nachfolgenden Meltungen, somit der Nachhaltigkeit des Erfolges gewonnen wird.

Wenig anders scheint es sich mit der auf Grund von Einzelbeobachtungen vielgepriesenen Wirtsamteit des Schiefens gegen Ragelwetter gu verhalten, für welches, ungeachtet der Warnung des Direttors der t. t. Jentralanstalt für Meteorologie und Geodynamit Dr. 3. M. Pernter por abertriebenen hoffnungen, gufolge Anregung Albert Stiegers (Sufdnig, Wetterschießen, Grag 1904) in vielen öfterreichischen Canden ein Net von Wetterichiefftationen geschaffen murde. Dagegen wird die Bodenfultur ohne 3weifel aus der heuer eingeleiteten Neuregelung des Dienstes bezüglich ichnellfter Derbreitung ber täglichen telegraphischen Wetterprognose in Ofterreich (Dr. 3. M. Pernter. Wien 1904) viel größeren bleibenden Ungen gieben.

Bei der untrennbaren Wechselbeziehung von Wind und Wetter mit dem Ernteerfolg war für das Wirtschaftsjahr 1903/04, nach einem hoff-nungsvollen Srühjahr, das einschneidendste Erlebnis: ungemein sonnige, windstille und trodene Junis, Julis und Augusttage, wie der flüchtigste Blid auf die Beobachtungsreihen der Hohen Warte bei Wien im Vergleich zum Vorjahre sofort erkennen läftt.

		Juni	Juli	Augujt	Sommer	
Mitteltemperatur	1904	18.0	21.8	20.1	20·0° C	
gegen	1903	+ 1·1	+ 3.2	+ 1.9	+ 2.1 .	
Niederschlagstage	1904	10	9	11	30	
gegen	1903	– 5	– 8	— 7	— 20	
Niederschlagsmenge	1904	33.5	16·4	55.2	105·1 mm	
gegen	1903	 53·5	— 129·3	— 58·8	— 241·6 "	
Sonnenscheindauer	1904	269	357·6	264·1	890.7 Stunden	
gegen	1903	+ 51.3	+ 131·8	+ 17:8	+ 200.9 "	
Windgeschwindigfeit		12.8	14	14.8	13.9 km pro	
gegen	1903	— 4.6	— 7·4	– 2 ⋅3	- 4.6 Stunde.	

Die durch ihre Dauer außerordentliche mediterrane Durreperiode, welche Osterreichs fluren heimsuchte, schädigte vielenorts die Getreideernte und stellte, nach reichlicher Juniheumahd, die späteren Sutter- und hadfruchternten in Frage.

Nach ben Ernteschätzungen ergibt sich für alle öfterreichischen Canber zusammen eine Produttion, im Vergleiche zu bem "gut mittleren" Erntesjahre 1903, von:

1904					gegen 1903		
Weizen	rund	10	\mathfrak{mill} .	q	— 2·5 Mill.	q	
Roggen	"	18	"	"	 2 ·6 "	"	
Gerste	"	14	"	"	— 2·0 "	"	
Hafer	*	15.5	,,	"	— 3·1 "	**	
Mais	"_	2.5	,,,	,"	— 1·5 "	"	

Der Ernteausfall der wichtigsten Körnerfrüchte wird allerdings durch erhöhte Fruchtpreise — 3. B. Wiener Augustpreise für 1 q: Weizen K 23·60, gegen 1903 + K 6·40; Roggen K 17·30, + K 3·70 — gemildert, aber leider erübrigte nur wenigen Landwirten infolge der Sutternot, welche die heranziehung der minderen Körnerqualitäten zu Sutterzweden erforderlich machte, nur wenig Erhebliches zur Marktverwertung.

Interessant ware es, die Wirtung der hochsommerlichen Wettertalamitat auf die viehlosen und viebichwachen Wirticaften verfolgen gu tonnen, die auch in Ofterreich ba und bort Anbanger gefunden haben und die jungft A. Kulisg, Ober-Bermsdorf (Theorie und Praris der gruchtfolgen. Troppau 1904), mit ben Worten fennzeichnete: "Roggenlupine ad infinitum und Rube por Magdelarm und Stallgebrulle." Den mildviehstarten Wirtschaften war die ausnahms. weise Durre willtommenfter Anlag, das stetig gunehmende Migverhältnis von Produttionsaufwand und Mildpreis durch mäßige - in Wien um 2h pro Liter Dollmilch - aber bleibende hinauffenung des feit nabe an 30 Jahren unverandert gebliebenen Milchpreises gu milbern, während von Seite der Staatsverwaltung die Sutterversorgung des Diehstapels durch Ausfuhrverbote, Berabsegung der Sutter- und Streumittelfrachtfage für die Motftandsbegirte und ahnliche Magnahmen gesichert und erleichtert wurde.

Es läßt sich nicht vertennen, daß sich, ungeachtet der erschwerten Produktionsbedingungen, Osterreichs Molkereiwesen in erfreulichster Weise entwidelt, dant der wachsenden Einbürgerung der Milchzentrifugen und der mannigfaltigen anderen modernen Molkereimaschinen, dant der zunehmenden Ausbreitung der Molkereigenossenschaften (vergleiche "Die Molkereigenossenschaften und anderen Unternehmungen zur Verwertung der Molkereiprodukte in den im Reichstate vertretenen Königreichen und Candern." Wien 1904) und der Bemühungen der öfterreichischen periodischen Literatur, vornehm-

lich ber "Ofterreichischen Molterei - Zeitung"(Wien 1904, 11. Jahrgang), sowie der auch mit Bezug auf wirtsame Vertretung der gesamten landwirtschaftlichen Interessen dominierenden "Wiener landwirtschaftlichen Zeitung" (54. Jahrgang) und "Ofterreichisches landwirtschaftliches Wochenblatt" (30. Jahrgang). Über Antrag Prof. W. Wintler, Wien, tonnte daher der am 25. bis 28. Janner in Wien tagende "Ofterreichifche Moltereitag" ein ständiges "Mildwirtschaftliches Komitee für Ofterreich" mit der Aufgabe betrauen, alle wichtigen gemeinsamen Moltereiangelegen. heiten zu beraten, entsprechende Dorichlage dem Aderbauministerium, den Candestulturraten und Candwirtichafts - Gefellichaften gu unterbreiten und jedes 4. Jahr eine öfterreichische Moltereiausstellung in Derbindung mit einem Moltereitag porzubereiten.

Eine traurige Begleiterscheinung der früher erwähnten Sommerdurre war die Begünstigung des Ausbruches von Branden, welchen auf dem flacen Canbe manches Geboft, manche gruchtund Strohtrifte zum Opfer fiel. Damit gewinnt eine Untersuchung des Ceiters der landwirtschaftlichdemischen Derfuchsstation in Grag Dr. E. hotter (f. "Ofterr. landw. Wochenbl." Wien 1904, Mr. 6, 8, 12 und 13) unmittelbare Bedeutung. Don einer 62 ha großen Tafel Winterweigen war das mit der Dampforeschmaschine ausgedroschene Stroh 975 q oder 15.5 q pro ha in flammen aufgegangen; zurudblieb, nachdem auf dem Drufdplat ein leichter Regen fiel, eine Afchenmenge von 85 q oder 1.36 q pro ha. Dies fleine häufden Alde bat nach feiner Dflangennabritoff. Bufammenfetjung einen theoretifchen Düngerwert pon K 4.31, gegenüber dem Wert des pro 1 ha verbrannten Strohes von K 7.75; es ist demnach für die Wirtschaft keine Bagatelle, denn ihr Wert (55% vom Strohwert) entspricht dem Erfat des halben Brandichabens. Zweijährige Dungungsversuche mit dieser Strohasche zu hafer, Weizen und auf Wiefen zeigten bagegen burch bie Ertragsiteigerung gegenüber ungebungten Derjuchsflachen, daß ber Brandichaden durch die fachgemäße Derwendung der Strohaiche gur Düngung von Getreide tatfächlich um 46% ermäßigt wurde, während bei Verwendung zur Düngung trodener Wiesen der heumehrertrag nicht nur den gangen Brandichaben bedte, fonbern noch einen Uberschuß ergab, und zwar 129% ersette. "Der ungludliche ""Abbrandler"" tann daher," wie Dr. hotter bemertt, "unter Umftanden an feinem Brandichaden noch - Profit und freude haben !"

Im Anichlusse hieran ist es eine bemertenswerte Tatsache, daß das landwirtschaftliche Dersuchswesen überhaupt an den Versuchsstationen in Österreich zunehmend mehr innigen Kontatt mit dem prattischen Wirtschaftsleben sindet und sich auf das fördersamste entwickelt, sowie manche schöne Srucht im Interesse der Wissenschaft und Praxis zur Reife bringt.

In der gesamten wissenschaftlichen Welt haben u. a. allgemeine Aufmertfamteit und großes Auffeben die Sorichungsergebniffe der phyfiologischen Dersuchsstation ber bohmischen Settion des Candestulturrates für Bohmen in Prag (Dorstand Drof. Dr. J. Stoflafa) erregt, nach welchen, wie es im Catiqteitsbericht der Station beißt, die anerobe Atmung (bei Sauerstoffabwesenheit) sowohl bei Pflangen als auch beim Tierorganismus eine altoholische Garung ift, die burch die Isolierung der betreffenden Engyme im Caboratorium der Station, die in vitro altoholische Garung in Buderlofung herporrufen, außer allem 3weifel gestellt wurde. Überdies befante sich die Station eingehend mit dem Studium der biologischen Dorgange, die sich in der Adererde abspielen, namentlich im hinblide auf die Mitrifitation, Denitrifitation und die Affimilation des elementaren Stidftoffes unter Mitwirtung der Batterien und sonstigen Mitroorganismen.

Direkten praktischen Wert besitzen die Bemühungen der Station betreffend die Deredlung der Zuderrübe, der Kartoffel sowie der Gerste und des Weizens im hinblide auf deren Leistung nach Ertragshöhe, Korngüte, Winter- und Lagersestigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Pflanzentrankheiten 2c.

Mit Bezug auf das Studium der Pflanzentrankeiten und der spstematischen Aussührung von Selddüngungsversuchen zur Ermittelung der Wirtung der verschiedenen Phosphorsäure- und Kalidüngemittel in ihrer Anwendung auf unsere heimische Bodenbeschaftenheit erzellieren, in letzterer Beziehung allerdings unter heftigem Widerspruch der nicht zu übereinstimmenden Resultate kommenden Sorscher im Deutschen Reiche, die k. k. landwirtschaftlich-chemische Versuchstation (Vorstand Dr. S. W. Dasert) und die mit ihr vereinigte k. k. landwirtschaftlich-batteriologische und Pflanzenschutzlicht (Vorstand Dr. K. Kornauth) in Wien.

Bei diefer Gelegenheit foll nicht überfeben werben gu gebenten ber für bie öfterreichifche Candwirtschaft bedeutungsvollen Ausgestaltung der hochschule für Bodenkultur durch eine der Munifigeng Sr. Majestät bes Kaifers zu bantenbe Dersuchswirtschaft auf bem Allerhöchsten Samilienfondsgute in Groß-Enzersdorf im Marchfelde, bestehend aus einem Dersuchsfelde (Leiter Prof. Dr. A. Ritter v. Liebenberg), einem nach den Planen des Baurates v. Bertele hergestellten, vornehmlich der wissenschaftlichen Begrundung der Raffefunde gewidmeten Derfuchsftalle (Prof. Dr. C. Abamet) und einer Derfuchsstation für landwirtschaftliche Gerate und Maichinen (Prof. 3. Reget). Die feierliche Schlußfteinlegung und Gedenttafelenthüllung fand am 10. Sebruar I. J. statt, und zwar in Anwesenheit ber Teilnehmer an dem Kurse für praktische Candwirte an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien.

Die letterwähnten Kurse, bei ihrer Einführung 1894 nur von 74 Teilnehmern besucht, vereinigten an der Hochschule vom 8.—13. Sebruar I. J. die stattliche Jahl von 169 Männern, die, zumeist von den Jentraldomänendirektoren (10) bis herab zu den Adjunkten im Dienste unseres hervorragenden Großgrundbesites stehend, damit in erfreulicher Weise erkennen lassen, wie sehr sich diese Kurse zu einem wichtigen Faktor für die Förderung des landwirtschaftlichen Fortschrittes in Osterreich entwidelt haben.

Eine Seite des landwirtschaftlichen Sortfdrittes, die in jungfter Zeit im In- und Auslande, wie auch aus den Schriften von O. Reitmeier, Wien, Geschichte ber Juchtung landwirtschaftlicher Kulturpflangen (Wien 1904), und Robert Müller - Liebwerd, Jahrbuch der landwirt-Schaftlichen Pflangen- und Cierguchtung (Stuttgart 1904), zu ersehen ift, besondere Pflege findet, bildet die landwirtschaftliche Pflanzenguchtung. An ihrer praftischen Derwirklichung und ihrer Ausbildung zu einer eigenen Disgiplin find, wie auch im Auslande anerkannt, in führender Weise öfterreichische Pflangenguchter und Soricher be-Der Ofterreicher Prof. Fruwirth, hohenheim, hat das in der Literatur ungemein zerstreute Catsachenmaterial mit Bezug auf die Jüchtung von Mais, Sutter- und anderen Rüben, Olpflangen und Grafern im 2. Bande feines Wertes: Die Buchtung von landwirtschaftlichen Kulturpflanzen (Berlin 1904) zusammengefaßt und durch gabireiche eigene Sorichungsresultate im Interesse der sich in der Praxis betätigenden Pflanzenguchter bereichert. Der Deredlung und Derbefferung der weltberühmten öfterreichifden Braugerste, beren von dem ausländischen Produtt bisher unerreichte Qualitat in dem geringeren Stidftoffgehalt gegenüber der ausländischen frucht begründet ift, dienen die Arbeiten von Direttor 3. 3. Danha, Brunn (Qualitat ber mahrifden Gerfte. Brunn 1904), Direttor S. Chodomistn, Prag, Direttor 3. Abamec, Prerau, u. a.

Daran schließen sich die Bemühungen der Juderrübensamenzüchter, die Sörderung der einschlägigen Bestrebungen durch den Jentralverein für Rübenzuckerindustrie in der österreichisch-ungarischen Monarchie, der, nebendei bemerkt, anläßlich der Seier seines 50jährigen Bestandes am 6. Juni L. J. eine meisterhafte, von dem Generalsekretär Kutscher und Direktor Strohmer verfaste Sestschrift (Wien 1904) herausgab, weiters in Anlehnung an die wiedererweckten sindsche des Brünner Paters Gregor Mendelbie wissenschaftlichen Kreuzungs-

studien an Erbsen, Bohnen, Gartenblumen 2c. von Prof. Dr. Erich Cschermat, Wien, sowie die zahlreichen Dersuche, um ertragreichere Sorten oder selbst neue Kulturpflanzen aussindig zu machen, wie beispielsweise die erfolgreichen Andauversuche mit Winterhafer des Gutsbesitzers Regula, Graz, die Heranzucht von Samen zuderreicherer und nicht zuderärmerer Zuderrüben von Gutspächter Em. v. Prostowetz, Kwassig, die Kulturversuche mit diversen Erbsensorten von Prof. Groß, Liebwerd, mit Gerstensorten von Prof. Erben, Tabor und ertragreicheren Kleesorten von Prof. C. Fruwirth, Hohenheim 2c.

Ungeachtet der großen Befürchtungen beguglich ber Wirfung der am 1. September por einem Jahre in Kraft getretenen Bruffeler Konvention ift, wie hier eingeschaltet werden moge, die Anbauflache der Juderrube im Jahre 1904 gegenüber 1903 in Ofterreich nicht zurücgegangen, fondern um 3% geftiegen und der Preis für die Rube gleichgeblieben, in einzelnen Gegenden Böhmens und Mährens sogar um 5 - 10 h hinaufgegangen. Dant der überrafchenden Steigerung des Inlandzudertonjums um zirta 15%, welche dem Rudgang im Judererport nahetommt, wurden die Rentabilitätsverhältnisse des Buderrübenbaues weniger durch den Wegfall der Ausfuhrpramien als durch die, wenn auch nicht weniger als fördersame Wirtung von Wind und Wetter auf Stand und Judergehalt der Rübenpflange beeinflußt.

Auf der Soll- und habenseite des Bilangtontos für manche Domanen-Rentamtstaffa, aber auch manchen bescheibenen Gutsbetrieb gum Ausdrud tommende Erlebniffe brachten die durch die Derordnung des Ministeriums des Innern vom 15. Juni L.J., betreffend die Unfallversicherung der Arbeiter neu normierte Einteilung der unfallversicherungspflichtigen Betriebe in Gefahrenflassen und die Zuteilung der Gefahrenprozentfage zu den Gefahrenklaffen fowie die durch die kaiserliche Verordnung vom 19. Juli I. J. abgeanderte Regelung der individuellen Derteilung des Alfoholtontingentes, nach welchem den derzeit beftehenden 1328 landwirticaftlichen Brennereien für die Betriebsperiode 1904/05 bis 1907/08 152.350 hl Kontingent zugeteilt wird. Nachdem die bis zum Schlusse der Kampagne 1903/04 neu entftandenen 162 landwirtschaftlichen Brennereien mit 60.459 M dotiert wurden, fo haben hiegu die alten landwirtschaftlichen Brennereien 3.65, die induftriellen 16.45% beigutragen.

Eine von ben zahlreichen Güterbeamten Ofterreichs freudig aufgenommene Catsache, von ber nur zu wünschen wäre, daß sie in der einen oder anderen Sorm aus lang Erstrebtem in absehbarer Zeit auch Erlebtes werde, ist die übermittlung des Entwurfes eines Gesets, betreffend

bie Derhältnisse ber in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben Bediensteten, von Seite des Aderbauministers in der 265. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 19. März L. J. zur verfassungsmäßigen
Behandlung. Hiedurch sollen die grundlegenden
Mormen für ein den Interessen der Dienstgeber
wie auch der Dienstnehmer entsprechendes Dertragsverhältnis teils verbessert, teils neu geschaffen
werden.

Und so ließe sich in bunter Aneinanderreihung noch manches namhaft machen, das im Verlaufe des in Rede stehenden Zeitabschnittes die österreichische Bodenkultur in Seld und Slur erlebte und österreichische Sorscher und Praktier erstrebten; es seien jedoch nur noch, geordnet nach zugehörigen Gebieten, die literarischen Srüchte hervorgehoben, welche das Verlagsjahr 1904 von österreichischen Autoren — außer den da und dort bereits Genannten — zeitigte:

L. Aderbau. Kopecty J., Prag. Die physitalischen

Eigenschaften des Bodens. Prag.
3 im mer mann K. v., Böhmisch-Leipa. Aber die Bildung von Ortstein im Gebiete des nordböhmischen Quadersandieines. Böhmisch-Leipa.

Berich W., Wien, und Schreiber fi., Staab. Diverfe Werfe über Moortunde.

Wajner-Wajnerowsty J. S., Linz. Ablagerung und Derbreitung der Stein-, beziehungsweise Kalijalze und deren Derwendung. Linz.

Nachtweh Klwin, halle. Beiträge zur Kenninis, Theorie und Beurteilung der Mähmaschinen, Berlin und diverse andere Schriften über landwirtschaftliches Maschinenwesen.

II. Pflanzenbau. Dauha J. v., Brunn. Blattbraune der Kartoffeln (Dürrsiedigteit). Brunn.

Graas R. †, Grofdorf. Der Hopfenbau Böhmens. Prag. Groft E., Liebwerd. Der praftische Gemülesamenbau.

Groß E., Liebwerd. Der prattische Gemüsesamenbau Frankfurt a. d. D.

Derf. Schriften über Obstbau. Liebwerd.

Derf. Objtgrundbuch für Steiermart. Grag.

III. Cierzucht. Wildens M. †, Wien. Candwirtschaftliche Haustierlehre. 2. Aufl. Tübingen.

Pott Emil, Münden. handbuch der tierischen Ernahrung und der landwirtschaftlichen Suttermittel. 1. Band, Berlin.

Derf. Das Preisausschreiben betreffend Kontrollvereine für Milchleiftungen. Berlin.

Cahmann S., Prag, und Wogał J., Prag. Mahnahmen zur Hebung der Rindvieh-, Schweine- und Biegenzucht. Drag.

Prag.
Osowicti A., Das Huzulenpferd. Stuttgart.

Schubert O., Hoftau. Die Radbusa und ihre Nebenläufe mit besonderer Berücksichtigung der Sischereiverhaltnisse. Prag.

Weippel C., Mosterneuburg. Achtet auf die Saulbrut! Wien.

Kienzl J., Budweis. Anleitung zur rationellen Bienenzucht für angehende Imfer. Budweis.

IV. Betriebslehre. Weftermeier II., Liebwerd. Bauerlicher Wirtichaftsbetrieb in einer rein landwirtichaftlichen Gemeinde Nordbohmens. Tetichen.

Krafft Guido, Wien. Die Betriebslehre. Band IV. Lehrbuch der Landwirtschaft. 7. Aufl. Berlin.

Horacel Cyrill, Prag. Das Ausgedinge. Wien.

Cambl J. B., Prag. Die Candgutssubstang und die landwirtschaftliche Rechnungsführung. Wien.

hoffer K., Saa3. Dorjalage jur zeitgemäßen Ausgeftaltung der Kirchenvermögenswirtschaft. Saa3. V. Derschiedenes. Gabriel S., Friedland. Errich-

V. Derschiedenes. Gabriel S., Friedland. Errichtung und Organisation von Sommer-Haushaltungsschulen. Friedland. Stephan P., Wien. Candwirtschaftliches Celebuch für Aderban, landwirtschaftliche Fortbildungsschulen und Winterschulen. Wien.

Rozef, Wien. Lefe- und Lehrbuch für landwirtschaftliche Lehr- und Sortbildungsturfe. Wien.

Themi Willi, Korneuburg. Candwirticaftliche Cabellen. Korneuburg. Seibl Alois A., Ciebwerd. Ofterreichiliche Rechtstunde

Seidl Alois A., Liebwerd. Osterreichische Rechtskunde für jedermann. Wien.

Derf. Candwirtschaftsrecht und Candwirtschaftspflege in Böhmen. Drag.

haerdil heinrich Freiherr v., Grundbegriffe des Jagdrechtes. Wien.

Wender II., Czernowith. Die Verwertung des Spiritus für technische 3wede. Wien.

и. т. а.

Profesjor Guido Krafft.

Kleine Mitteilungen.

Das Inftitut für öfterreichifche Geschichtsforschung. Freitag ben 11. November wurde an der Wiener Universität vor einer reich besuchten Dersammlung und in besonders festlicher Weise die fünfzigfte Wiedertehr des Tages gefeiert, an dem gemäß den Beltimmungen einer vorhergegangenen taiferlichen Entschlieftung vom 20. Ottober 1854 ein Ministerialerlaß die Errichtung des Instituts für öfterreichische Geschichtsforschung angeordnet batte. Der Rettor der Universität, der Defan ber philosophischen Safultat iprachen ber Anstalt ihre Anerkennung und ihre Gludwunsche aus, der Chef der Unterrichtsverwaltung war felbit ericienen, um in ungewöhnlich herglichen Worten das gleiche zu tun. Mit guten Gründen, wenn man bebentt, wie diese von Anfang an wohl gedeihend, im Caufe der Jahre immer mehr zu einer weit über die Reichsgrengen betannten und geachteten hohen Schule der Geichichtswiffenichaft geworden ift. Die Grundung des Institutes für öfterreichische Geschichtsforichung - ein Glied in der Reihe der großen Unterrichtsreformen ber Sunfzigerahre - entiprang, von bem oberften 3mede, ber vaterlandischen Geschichte zu dienen, abgesehen, einer doppelten Ermägung: daß nämlich einerseits nicht die instematischen Dorlefungen, mogen fie noch fo glangend und formvollendet fein, fonbern nur prattifche Ubungen unter entsprechender Ceitung das Derftandnis für die Erforschung und richtige Derwertung ber historischen Quellen erichließen tonnen, anderseits aber die Ausnügung des Quellenmateriales ohne eindringende Kenntnis der sogenannten historischen Bilfswissenschaften - Palaeographie, Chronologie, Urtundenlehre - sich niemals befriedigend geitalten tonne. Waren nun jene prattifchen Ubungen in den "Seminarien" und "Privatissima" beuticher Professoren langit gepflogen, fo war für den hilfswiffenschaftlichen Cehrbetrieb Frantreich mit seiner École des chartes tonangebend. An diese beutschen und frangofischen Mufter fnüpften die Schöpfer des Inftitutes, Unterrichtsminister Graf Ceo Thun und sein Unterstaatssetretar Freiherr v. helfert an, und in diefem Sinne ftellt fich nach den bis heute gultigen, in den Jahren 1874 und 1898 wohl erweiterten, aber nicht umgeanderten Statuten des Jahres 1857 das Institut als eine zur Wiener Universität gehörige, aber unmittelbar dem Unterrichtsministerium unterstellte Ausbildungsschule für begabte junge historiter bar, die nach Dollendung eines Dorbereitungsjahres in einem zweijährigen Cehrfurse in den Betrieb der bistorischen Bilfswissenschaften und ber Kunde öfterreichischer Geschichtsquellen eingeführt werden und darüber eine Staatsprüfung abzulegen haben. Im Jahre 1874 murde auch der miffenschaftliche Betrieb der Kunftgeschichte in den Cehrplan eingegliedert, vom Jahre 1898 herwarts fagungsgemäß für die Pflege öfterreichiicher Quellentunde besonders die Derfassungs., Derwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte in den Dorderarund gerudt. Eine immer stattlicher heranwachsende Bibliothet und Sammlung von hilfswissenschaftlichen und funfthistorischen Behelfen follen der Sorderung diefer 3mede ebenfo dienen wie die vom Institute ausgehende Zeitichrift der "Mitteilungen des Inftituts für öfterreidifde Geididtsforidung", die weitaus erfte hiftorifche Zeitschrift Ofterreichs und eine ber angesehensten Deutschlands, welche - ein hubiches Jusammentreffen - eben jest auch ihr "filbernes" Jubilaum zugleich mit bem "golbenen" bes Institutes feiert. Es tam den Tendengen ber Anstalt zu statten, daß sie mahrend ber fünfzig Jahre ihres Bestehens tonsequent in den vorgezeichneten Bahnen geleitet murde. Als erster Dorstand wirfte an ihr vierzehn Jahre hindurch der aus Innsbruck berufene Professor D. Albert Jäger (1855-1869), bernach stand ihr durch 22 Jahre Theodor von Sidel (1869-1891) vor, icon feit 1856 ber unermubliche Mitarbeiter Jagers. Allfeitig hiftorifch gebildet, ein Meifter in Wort und Schrift, ein glangender Cehrer und voll glüdlichen Organisationstalentes, hat vornehmlich dieser Mann die ihm unterstellte Anstalt gu einer wissenschaftlichen Stätte erften Ranges erhoben; das Institut nimmt feither eine allererfte Stelle auf bem Gebiete ber hiftorifchen hilfswiffenschaften ein. Mag beute das Wert feinen Meifter loben! Wenn ber nachfte Dorstand Beinrich von Zeigberg (1890-1896) fic damit bescheiden wollte, das übertommene, wie er gelegentlich in vornehm-bescheibener Weise fagte, möglichft unberührt einem berufeneren Nachfolger zu überlaffen, fo muchs unter diesem, dem früh beimgegangenen Engelbert Mühlbacher (1896-1903) die langft hoch-

32 (1) just alle m r Johnner 🗀 S E Mr. Morrowski Jes i n ven Prefici iene Fenchemma der land infiden Unbere, der altbeiten n ür sesen Geid n die Pariefices Cons D Reblid w nt finns Widdeif der erften Bande der er iljuer Ceinung hecousgegebenen, weib bentez Wesle terrmentoazbeneten) Repriten der excidiblex balsburger des Büttele iliers mi der beideribenden Derzeidmille der ülkuninierten deinen Güerreichs am 11. November als Schaebe vorlegen. Das Perionale der Rautlichen und immer mehr and der anderen Ardine und deen ergünzt lich falk ausfehliehlich aus den illern des Justiantes. Offisiere des i. u. i. Axiogsardines geniehen doct ihre wiffenschaftliche Soulung, unter den öfterreichichen bodidailleferen der mad-arsillen ödelichen aber auch der Limit. Rechts und Lindungschilden ind und unschlieben ind und werden der mehr zu denenheiten in ergeren Bezondungen zelbanden hänne. Gebahren aufler Russenne underes verflesahigen Deppekundes – Pausithe Stanen, Indianar und Maggaren – haben dere ther höhensibe dienkaldung gemiffen, und und in den höhensibe Geben Geben unsamaler Erregung besoden, der allen Wahrengedes der flechen der einer Sohne under derekteringen perfent der derekteringen perfenten beständen. Der Kallenbark Kinde einer genen Sum har deutsmitter der Kallenbark Kinde eine genen Sum har deutsmit der Kallenbark Kinde eine genen Sum har deutsmit der Kallenbark Kinde eine genen Director des Indianas Leveliher Genei von Gerenzhal, des Kanlermoer verribus undürzen dellen Dereit gemanke.

Bibliothelarentenferenz, staf staregung der belgöchen Münibers der Innern
wird im Ingust nächten Jahres eine Konferenz
von Kölsischelaren in Kräfiel dagen. Sie foll
fich mit Kälfiche auf den Krand der Kölsischel in
Curin mit der Frage beschlichtigen, wie am gerignetften von den wertvollsten hilberijchen und bibliogenphijchen Schägen Salfimites herzuftelten
mären, damit bei Verluft der Eriginals monigstens eine genaue landahmung erhalten beibe.

Seuilleton.

Prag - Alter Judenfriedhof.*

"Rembrandt!" Du hast recht, das teure Wort detängt sich einem in dieser ehrwürdigen, unterirdischen Synagoge auf die Lippen. Wie seltsam schon ihr Name! Alt – Neuschul! Weil man auf den alten Kellertempel, dessen Duntel so surchtam durch das ewige Licht und die scheuen Strahlen aus den Luden durchbrochen wird, eine "neue Schul" ausgebaut hat, einen neuen Tempel, der num freilich auch schon einige Jahrhunderte alt ist! Aber wo scheinen einem die Worte hinsklieger, wo verschwinden die Begriffe der Zeit und des Wechsels der Dinge so, wie in einem Chetto!

Jetzt aber soll dein Malerauge, lieber Freund, noch etwas sehen, was außerordentlich ist, was ihm wohltun wird und eine Ergänzung dieses tiesen Eindrucks bildet; wir steigen die Stufen aus diesem Tempel empor, wir sind wieder im Tage; und nun durch dieses bähchen, wir kommen auf den alten Judenfriedhof.

Siehst du, lieber Freund, und hier, da wir durch diese Pforte den Friedhof betreten, hier erlebe ich immer wieder dies Zurüdtaumeln

* Ju diesem Stimmungsbild wurde der Dichter durch das eben im Prager Derlage Roci erschlenene Wert von Dr. C. Jerabet "Der alte Prager Judenspriedhoss" angeregt.
Anmerkung der Redaktion.

jedes Freundes aus der Fremde, — nein, ich danke, wir brauchen keinen Suhrer! diesen Versuchen beinen Juhrer! diesen Versucheiten Lippen "unglaublich!" zu sagen, dieses langsame, sast erschrecken Kopfschätteln. Und nun, da deine Krust sich in einem Seufzer erlöst hat, freue ich mich, lieber Freund, über den Jubel deiner Malernugen, die solch ein Bild noch nie erschaut haben!

Ich werbe bich gleich burch biefen Sriebbot fahren; aber erft nimm von hier aus dies Bild in deine Augen auf, diese hundert, tausond Steine, graue, zernagte, mit grunem Nioos bebedte Grabsteine, die eng aneinandersteben, den Hügel empor und auf dem Hügel, jedes flechen Erde erobernd, nebeneinander, in Reib und Glied und doch in wilbem Durcheinander, in einer angitlichen Baft, wie Soldaten in einem Handgemenge, das jede Bucht und Ordnung löft, Taufende ichmaler Grabfteine, flacher Steinplatten, die wie Gesethestafeln aussehen, die in ben Boben gerammt find, ohne Postament, mit hebräischen Runen bedeckt, die den Ramen des Derftorbenen und feine Cugenden anfagen wollen und alle den Ewigen preifen, der den Entichlafenen in fein Eben aufnehmen mogel Ja, bu haft recht, es ift wie ein ungeheurer Sriebhof, ber aber von allen Seiten gufammengeprest murde, daß alle Ordnung vernichtet ift, daß die ebene

Erde sich zum hügel frümmte und all die taufend Steine fich neigen mußten und nun fchief im Boben fteden, als mußten fie im nachsten Augenblide icon umfallen, auf die Bruft ober den Ruden, taumelnd, in einem furchtbaren Entjegen! Darum ift auch fein Grab auf diesem Friedhof zu sehen, dazu hat der Raum nicht gereicht, und es liegen viel Leichen über einander, und die Grabsteine missen langft nicht mehr, welches Stud Erbe ba unten fie mit Namen nennen sollen, als ob sie gar nicht an einzelne Cote erinnern follten, als ob die Menfchen nur eine haft erfüllt hatte, Steine, Steine nebeneinander zu ftellen; und follen unter diefen Grabfteinen in der Erde wieder Grabfteine liegen, Schicht auf Schicht, Grabfteine pon Drieftern, wie diefer bier, ben amei feltfam gespreizte hande bezeichnen, und folde mit eingemeißelten Crauben, wie der, oder mit Weibgefäßen, mit Sifden getennzeichnete, fummerliche Steine, armen Juden gefett, ober fo funftpolle wie biefer, ber eine jubifche Pringeffin bedt. Und icau, auf den Grabmalern liegen überall Kieselsteinchen, und das ist eine alte Judensitte, beim Graberbesuch fein Steinchen auf den Grabftein zu legen: haft, Unordnung in dem Gangen und boch tiefer grieben, als mare eine Steinlawine hier gelandet, und wir feben staunend, daß die Steine des Berafturges Worte eingegraben tragen, Runen, die wir nicht verstehen, die für die Ewigkeit bestimmt sind und die das Moos des Alltags verloschen will!

Und doch haben zwischen diesen Steinen Bäume Platz gefunden und sind start geworden, nur daß sie freilich rücksichtslos die Platten bei Seite drängen mußten, um emporzugedeihen. Und über uns dehnt sich der blaue, flimmernde herbsthimmel, klar und lächelnd . . .

Und siehst du, hier oben auf dem hügel, da wir uns auf zwei Grabmäler gesett haben, da du den Kopf prüsend zur Seite neigst und deine hand die Augen über das Steinseld mit leichten Wellenbewegungen geleitet, da ist mir nun, als ob der alte Judentempel drüben unter der Erde, der rätselhaft, dunkel und ängstlich ist, wie ein Symbol, und dieser wundersame Friedhaft in einem seltsamen Jusammenhang tünden, in einem Jusammenhang, der sich mir zu einer Vision verdichtet und mich von meinem Site emporzwingt. Und dies ist, was ich sebe:

Ich sehe eine hand, eine mächtige Saust aus dem himmel tommen und sie halt eine Wage, eine riesige Kramerwage, deren strenger Wagbalten im Sonnenlichte blitt und schräg und steil sich niederneigt. Und in der tiefgesenkten ungeheuren Wagschale steht die Alt-Neuschul, aber viel größer als in Wirklichkeit, Causende Menschen füllen sie und sie heben die Arme empor, sie ringen die hände, sie schlagen sich wie in einem Caumel der Angst an die Brust oder werfen sich zu Boden, und ihre Augen sind surchtsam und sehnsuchtsvoll, doch über ihre Eippen stöhnen Worte, fremde Gesänge, aber deren Melodie sich zu einem brausenden Chore eint und in den himmel, über die Saust droben emporschwillt: "Du da oben, gib uns für unser elendes Ceben die Seligkeit, drüben laß uns selig werden!"

Doch auf ber anderen Wagichale, die fich nicht fenten will, liegen Steine, taufend, taufend Steine, und Menschen, die wie die Sohne jener im Tempel aussehen, stehen zwischen ben Steinen, trauernd und verzweifelt, und fie ichleppen immer neue Steine herbei, ganze Blode, ganze Berge pon Steinen, und Madden und Kinder legen Kieselsteinchen bagu und sie wollen Alle die Wagicale ichwerer machen, damit fie mit jener Wagicale des Lebens drüben, mit jener Schale der Sehnsucht und der hoffnungen ins Gleichgewicht tomme. Aber die bleibt boch oben, als ware sie inhaltlos, und ist doch gang voll ichmerer Steine, fie baben taum Dlat mehr in ber Schale und liegen über- und durcheinander, taufend, taufend Grabfteine, und tonnen die andere Schale nicht aufwiegen .

Du bift auch aufgestanden? Und siehst mir lang ins Auge und nidft verftebend und traurig mit dem Kopfe? Und fragft mich doch nach der Derfohnung in meiner Difion? Lieber Freund, Erfüllung und Verföhnung! Was sind wir Menschen? Was sind unsere hoffnungen und Wünsche, was ift das Diesseits und Jenseits! Sieh nur, wie flar und fern der himmel da oben auf uns einsame griedhofbesucher niederschaut! Was sind wir für Träumer! Lag uns zwei Steinchen auf den Rand dieses Grabfteins legen, fieh, es ist der Grabstein eines Priefters! Und nun lag uns geben. Doch wenn du meine Derföhnung wiffen willft, bann tomm im Srubling wieder ber, gur Seit der Sliederblute, wenn die Baume ihr tiefes, beseligendes grühlingslied ichweigen, bann wirft bu meine Derfobnung wiffen; vielleicht fentt fich bann bie Wagfcale mit diefen Grabfteinen und laft uns versteben, warum die Juden den Friedhof tiefdeutig Beth Chajim nennen, das "haus des Lebens" . . .

hugo Salus.

Von der Woche.

November 6. Die deutsche Sortschrittspartei und ber Dorftand ber beutschen Dolfspartei halten mit Rudficht auf die Innsbruder Dorfalle in Wien Sigungen ab. Beide beschließen Sympathiedepeschen an die Stadt Innsbrud. -Leichenbegängnis des Malers Peggen in Innsbrud, nach welchem die Abgeordneten Dr. Schalt und Stein icharfe Ansprachen an die Menge halten. Abends erneuern sich die Demonstrationen gegen den Statthalter. Demonstrationen in Graz. wo die Menge die Sperrung der italienischen Gafthäuser erzwingt. Trauerfundgebungen ber Studenten der Wiener Universität und der Bergatademie in Leoben. Demonstrationen in Ling und Eger gegen, in Trient und Trieft für die italienischen Studenten in Innsbrud. Antiölterreichische Demonstrationen in Mailand. - Schlufe figung der Spiritusausstellungstommission in Wien. - Seftsigung der Candwirtschaftlichen Bentralftelle in Wien aus Anlaß der Ernennung ihres bisherigen Prafidenten Grafen Buquon jum Aderbauminister. - Der Prasident des Ofterreichischen Couriftentlubs Dr. Rudolf Spannagel (geb. 1866) infolge Absturzes von der

7. Der atademische Senat der Innsbruder Universität beschließt einstimmig, sich an den Unterrichtsminifter gegen die Wiederaufnahme ber Catigfeit der italienischen Satultat in Wilten zu wenden, da ihr Jusammenhang mit ber Universität Innsbrud eine ständige Gefährdung ber letteren bedeuten murde. Nachts wird ein beutider Student von italienischen Studenten burch mehrere Mefferstiche verwundet. Der Gemeinderat von Trient verlangt die Entfernung der deutschen Cehranftalten aus Trient, die Erfüllung der italienischen Sorderungen durch die Regierung und die eheste Enthaftung der italienischen Studenten in Innsbrud. Neuerliche Demonstrationen in Mailand. Deutschnationale Protestversammlung in Wien gegen die Innsbruder Dorfalle. Dr. Bara fpricht namens der tichecifchraditalen Staatsrechtspartei der italienischen Rechtsfakultat seine Sympathie im Kampfe gegen den "gemeinsamen Seind" aus und "verurteilt die deutsche Unverträglichteit". Die serbifchen hochschuler in Belgrad begludwunichen telegraphisch bie italienischen Stubenten in Innsbrud. - Candtagsabgeordneter, Schiffsreeder Karl Schoeppe (geb. 1845) in Auffig +. - Schriftsteller S. Kohn (geb. 1824) in Prag +. - Primarius Dr. Leo Redtenbacher (geb. 1845) in Wien +. - Schluß des Butowinaer und des Salzburger Candtages.

8. Beginn der Herbstonferenzen des bischöflichen Komitees Cisleithaniens in Wien. — Der

mährische Candtag beschlieft die Einführung einer Candesbiersteuer und wird hierauf gefoloffen. - Im nieberöfterreichifchen Candtag gibt Abt Schmolt dem Bedauern über die Innsbruder Vorgange und der Sympathie für die Deutschen Ausbrud. - Dr. Lueger spricht sich im Wiener Gemeinderat für die Wahrung der beutschen Interessen in Innsbrud aus. Der Gemeinderat nimmt sodann die Stadtratvorlage, betreffend die Einverleibung der Donaugemeinden an und genehmigt ben Vertauf eines Grundftudes behufs Erbauung des "Wiener Burgertheaters" im dritten Begirt. - hofrat Professor Dr. Albert Reber Ritter v. Schellmann (geb. 1826) in Wien +. - hoffcoffer Albert Milbe (geb. 1840) in Wien +. - Abgeordneter Grabmanr fpricht sich in einer Versammlung in Meran für die Derlegung der italienischen Universität nach Trieft aus und verlangt die Anderung ber Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses. - In Villach, Klagenfurt, Reichenberg, Karlsbad, Brunn und Inaim finden Sympathietundgebungen für die Deutschen in Innsbrud Statt.

9. Eröffnung der Gartenbauausstellung in Wien. - In Cervignano, Agram, Florenz, Mailand und Livorno finden Kundgebungen gu qunften ber italienischen Studenten in Innsbrud statt. Neuerliche große Demonstrationen in Trieft. - 3m galigischen Candtag halt P. Stojalowsti unter lebhaftem Widerspruch eine Rede auf die Vereinigung aller Polen. - Der istrianiiche Candtag beschlieft einstimmig eine Unterftunung von 1000 K aus Candesmitteln für die in gerichtlicher Untersuchung befindlichen italienischen Studenten in Innsbrud. - Der Gorger Candtag nimmt einen Gesegentwurf betreffend die Anderung der Gemeindeordnung an und beidlieft ben italienischen Profesoren in Innsbrud den Dant für ihre den Studenten gemahrte Bilfe, den Studenten für ihre Aufopferung im Kampfe um die Triefter Universität die Bewunderung auszudruden. - In einer, ichlieflich pom Regierungsvertreter aufgeloften Derfammlung der tichechisch-raditalen Partei in Prag wird eine Resolution angenommen, die die Sortfegung der Obstruttion um jeden Preis fordert. In Sloridsdorf finden Demonstrationen ber Sozialdemotraten gegen die Vereinigung mit Wien Statt. - Professor Serbinand Richter (geb. 1848) in Troppau +.

10. Der steierische Candtag beschließt ein Candesanlehen von 12 Millionen Kronen und wird sodann wegen fortdauernder Obstruktion der Slowenen vertagt. — In Bruned, Bozen, Wels, Gmunden, Leoben, Saaz, Tetschen-

Bodenbach, Nifolsburg und Olmüt finden Sympathiefundgebungen für die Deutschen in Innsbruck statt. — Eine große Anzahl Wiener Universitätsprosessoren spricht sich in einer schaffen Kundgebung gegen die vom niederösterreichischen Landtag beschlossene Schulgesetznovelle aus. — Die Gebeine des 1829 verstorbenen Kommandanten von Wien G. d. K. Hannibal Marquis v. Sommariva werden in seierlicher Weise in einem Ehrengrab am Wiener Jentralfriedhof wiederbestattet. — Hundertzjähriges Jubiläum des Gymnasiums in Wiener-Neustadt.

11. Fünfzigjähriges Jubiläum des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. — Der niederösterreichische Candtag beschließt einen Gesehentwurf betreffend die Vereinigung der linksseitigen Donaugemeinden mit Wien. — Schluß des istrianischen Candtages. — Baron Alfred Springer (geb. 1843) in Wien †. — Der Intendant des Naturhistorischen Hofmuseums Hofrat Dr. Steindachner wird anläßlich seines 70. Geburtstages lebhaft geseiert. — Antiösterreichische Demonstrationen in Verona und Bologna.

12. Demonstrationen an der Wiener Universität. — Der galizische Candtag wird vertagt. — Maler Prof. Rudolf Ribarz (geb. 1848) in Wien †. — Erste Aufführung von Ludwig Suldas "Maskerade" im Burgtheater.

Die politifde Cage. Don maggebenber Seite wird uns geschrieben: Nach einer fast halbjährigen Pause tritt der Reichsrat am 17. November wieder gufammen. Er war nach wenigen, unerquidlichen Sigungen, die neuerlich bewiesen hatten, daß das Abgeordnetenhaus unfahig fei, eine fruchtbringende Catigfeit gu entfalten, am 10. Mai vertagt worben. Die politischen Erscheinungen im Sommer, bann bie wenig ermutigenden Dorfalle in einzelnen Candtagen, insbesondere die notgedrungene Dertagung des böhmifchen, ließen für die Bufunft nichts Gutes erwarten. Erit vor wenigen Wochen wurde die Aussicht etwas besser. Nach ftreng geheim durchgeführten Derhandlungen fand die Retonstruttion des Ministeriums statt. Es hieß, daß die Obstruttion der Cichechen gebrochen fei, und von allen Seiten murbe verficert, daß dies nicht etwa durch einen geheimen Patt mit der Regierung erzielt worden sei. Die Deutschen nahmen die Situation ruhig auf. Bitterte auch unter ihnen noch die Erregung über die Errichtung der flawischen Parallelflaffen in Schlesien nach und war es auch dem Oberstlandmaricall trot feiner vielfachen Bemühungen nicht gelungen, in Bohmen felbst nur einen Waffenstillstand zu erreichen, so betrachteten sie die Arbeitsfähigfeit des Reichsrates als eine fo

bringende Notwendigkeit, daß sie sich trot der Berufung eines tschechtschen Dertrauensmannes in den Rat der Krone doch auf ein ruhiges Abwarten einigten und selbst die naheliegende Forderung auf Ernennung eines deutschen Candsmannministers als inoportun zurückstelten.

Am 22. September hatte das Unterrichts-Ministerium die Derordnung betreffend die italienische Rechtsfakultät in Innsbruck erlassen und man konnte glauben, daß eine schwierige Frage hiedurch wenigstens provisorisch gelöst sei. Dom deutschen Standpunkt schien die Gesahr für Innsbruck endgültig abgewendet und vom italienischen war die Frage ihres akuten Charakters entkleidet. Die wenigen Studenten vor den Toren Innsbruck hätten übrigens wohl nie das alt angestammte Deutschtum der Hauptistadt Tirols ernstlich bedroht und man hoffte, daß wenigstens die zwei ältesten Kulturnationen Osterreichs in Ruhe werden miteinander verhandeln können.

Da tamen die traurigen Ereignisse in Innsbrud und mit einem Schlage zogen auf bem nach fo vielen Sturmen taum erhellten horizont neue Gemitterwolfen auf. Noch find die Atten über diese Ereignisse nicht geschlossen. Bei der heute vorwaltenden Erregung und por Beendigung ber gerichtlichen Untersuchung läßt sich nicht genau fagen, wen die hauptfould trifft, wer die Deranlassung gu jenen traurigen Dorfällen gab. Die Schuldtragenden muß und wird ichwere Strafe treffen; aber wo immer die Schuld liegt, das Geschehnis allein bleibt tief zu bedauern. Tropdem sollte das Blut, das in den Strafen Innsbruds gefloffen ift, nicht gur Deranlassung werden für noch viel größeres Unheil. Don der Rube und Besonnenheit der deutschen Parteien, von ihrer Klugheit hangt das Geschick des Parlamentes, gum Teil ihr eigenes ab. Wohl heißt es von tichechischrabitaler Seite, daß an ein Aufgeben ber Obstruttion nicht gu benten fei, und die Subflamen wollen glauben machen, die Cichechen hatten fich ihnen gur weiteren Obstruttion verpflichtet. Dieje Berüchte und Drohungen find wohl nicht ernft zu nehmen. Aber icon haben tichecifche Abgeordnete den Italienern ihre lebhaften Sympathien ausgedrudt und die Gefahr liegt nabe. baß fie fich die hande reichen werden gum Bunde wider den "gemeinsamen Seind".

Wir stehen vielleicht vor einem historischen Moment. Mögen die Deutschen ihre gewichtige Stimme abgeben für das Wohl Osterreichs, aber auch zu ihrem Wohle. Ihre älteren Sührer werden zweifelsohne als Warner auftreten, mögen die jüngeren ihre Worte beachten und sich keinesfalls von der Erregung des Augenblicks, so berechtigt sie auch erscheinen mag, fortreißen lassen.

Die neuen handelsverträge. Ofterreich. Ungarn ift im Begriffe, die Bedingungen für feinen jährlich vier Millarden Kronen betragenden Auhenhandel neu zu regeln. Der Dertrag mit Italien ift fertiggestellt und mit Deutschland wird gegenwärtig in Wien verhandelt. In allen interessierten Staaten ist mit Recht die Besorgnis verherrichend, bag durch die neuen Dertrage eine Derichlechterung ber wirticaftlichen Derbaltniffe herbeigeführt werden wird. Die Urfache diefer unganftigen Solgen liegt in der Stellung, welche die Regierungen den wirtichaft. licen Organisationen gegenüber einnahmen. Diefe in der Entwidlung begriffenen wirtichaft. lichen Intereffentenverbande werden der wichtigfte Sattor bes öffentlichen Cebens merben. Aufgabe der Regierungen ware es demnach, für deren möglicht gleichmäßige Ausgestaltung und für die Berftellung des Gleichgewichtes zwischen ibnen zu forgen. Einerseits ist jedoch die Bildung der Organisationen von den Regierungen bisher nicht gefordert worden, anderfeits zeigen Be fich benjenigen Derbanden gegenüber, welche trop Paffivitat oder Opposition zu stande tommen, leider zu schwach und auf Kosten der allgemeinen Interessen viel zu nachgiebig. Auf dem Gebiete der Bandelspolitik tommt dies in ber übermäßigen Steigerung des Sollichutes für Waren, welche von organisierten Produzentengruppen hergeftellt merben und in der Preisgabe der noch nicht organisierten Konfumenteninteressen zum Ausdruck. Die Solge ist, daß bei den handelspertragsperhandlungen die Wichtigteit eingelner von wirtichaftlichen Derbanden fehr laut pertretener Sorderungen ungemein übertrieben und fo die Grundlage der Vertrage in einer den beiberseitigen Interessen durchaus nicht entsprechenden Weise perschoben wird. Beispiele hiefür find das Sesthalten des Jolles son 60 K pro Bettoliter Wein feitens Ofterreich. Ungarns beim Abichlusse des neuen Vertrages mit Italien und die haltung der deutschen Regierung bei ben Verhandlungen binfichtlich des Gerftenzolles und des Diebseuchenübereintommens. Eine folde Politif muß für alle beteiliaten Staaten ichwere wirtschaftliche Machteile berbeiführen.

Kultur- und Reklamepolitik. Geschäftskinge Spekulanten wollen aus dem Zusammenbruch von Frau hervans abentenerlicher Exihenz ihr Prositien schlagen. Man mag der Frau bisher gegenübergestanden haben, wie man wollte, voll der sittenstreugen Entrüstung, welche die herren des Leobener Gerichtes und der Mürzzuschlager Bezirkhauptmannschaft so sehr guszeichnet, oder mit der Milbe des alles Verstehenden und Verzeihenden, von 'ben einen wie von ben andern muß fie jest berglich bebauert werben. Denn, wenn fie vielleicht auch die vier Monate Gefängnis perdiente, die ihr die Ceobener Gerichtsberren in biefem mertwürdigen Drogeffe biltierten, für all die Sirtuspaffe, die man jest mit ihr vorhat, buntt uns die Cochter Bellacinis boch noch gu gut. Wir wollen über das Anbot, das ihr eine Wiener Anfichtstartenfirma ftellte, foweigend binmeggeben. Geschäft ift Geschäft, und im modernen Konkurrenzkampf, in dem nicht einmal die Cauterkeit der Mittel eine besonders große Rolle fpielt, barf man fich nicht wundern, wenn dem Geschmade in der Wahl derselben eine noch bescheibenere zufällt. Wer hier am ftarfften fcreit, bat ben größten Julauf. Aber, daß eine Wiener Gesellschaft, die sich das stolze Prabitat "fulturpolitisch" beilegt, in der henjagd nach ber Ausschlachtung ber neuesten Sensation die grökten Sprunge von allen macht, barf nicht untommentiert bleiben. Die fulturpolitifche Gefellschaft, beren bisherige Erfolge noch ziemlich problematischer Natur sind, wird Frau von Hervay in ihrer nächsten Dersammlung "einvernehmen" laffen. Die Sache muß natürlich einen bodtrabenden Namen haben, denn man betreibt ia "Kulturpolitit". Also werden sich die mitwirkenden Erperten mit den Erfahrungen der Srau mährend ihrer Dorunterjudung beschäftigen. Ebenfogut hatte bie Gefellichaft einen Vortrag ber hervan über ihre angeblichen Erlebnisse im ind. afritanischen Kriege antunbigen tonnen. Er ware ebenfo ungeeignet gewesen, die mabren Absichten der Gefellichaft zu verhüllen, als die Expertife über die Doruntersuchung. Denn das seriofe Mantelden ift im einen wie im anderen Salle ein verschlissener icabiger Segen, binter bem, wie es scheint, die Rellamefrage ber schmuzigften Geschäftsmacherei grinst. Die Herren tönnen doch auch vom allernaivsten Gemute nicht ben Glauben fordern, daß aus diefer projektierten Dariétévorstellung auch nur irgend etwas Positives für die Kulturpolitik resultieren wird. Eine Dersammlung, der ja bedauerlicherweife einige hunderte beiwohnen, zu der die Damen der Dereinsmitglieber fpeziell eingelaben werben! Wenn die Berren aufrichtig maren, mußten fie für ihren Abend bas Koloffeum ober das Apollo-Theater mieten und burften nicht mit ernften Smeden und fulturellen Abfichten flundern. Darüber besteht ja tein Sweifel, daß ein öffentliches Auftreten der Bezirkshauptmannswitwe berzeit in Wien noch die zugkräftigfte Rummer eines Dariétéprogramms bilden wurde. Die Inftinite unferer Allgemeinheit find ja nicht zartfühlend, fondern grob, ungefclacht, ethijden Ermägungen nur außerft felten guganglich. Auch die fogenannte tulturpolitifche Gefellichaft wirb dies gut wissen, und ihre Aufgabe ware es eigentlich, auf diesem Selde veredelnd und erziehend zu wirten. Aber es winten ihr aus foldem Streben nur fparlice und beideibene Lorbeeren. Geschäftsfluger ift es, diese Instintte auszunügen als zu unterdruden. Und resolut, als ob der Derein eine Gesellichaft der geriebensten Kaufleute mare, benütte er die gunftige Konjunttur, fundete in den Blattern die Dorftellung, die nur für Dereinsmitglieber und beren Damen guganglich ift, mit lacherlichem Ernfte an und teilte gleichzeitig mit, an welche Abreffe Beitrittsmelbungen gu richten find. Kulturpolitifch! Der herr, der grau von hervan für sein Ansichtstartengeschäft in der Mariahilferstraße engagieren will, macht die Sache billiger. Dort wird man für wenige Kreuger die Sauberin aus dem Murgtale gu Gesicht bekommen. Wer sie in der tulturpolitis ichen Gesellschaft seben will, muß das Stigma einer minbeftens einjährigen Mitgliebicaft auf fich nehmen. Oswald.

Burgtheater. Das Studentenstud von Otto Erich Bartleben ift raich aus dem Burgtheater verichwunden. Ein Beamtenftud "Masterade" von Ludwig Sulda wird sich voraussichtlich etwas langer behaupten. Schon der meifter- und mufterhaften Darftellung halber. die, wenn das auch ein wenig parador Mingen mag, durch ihre jeden Wunich vorwegnehmende, jeden Cadel ausschließende Dollendung 3meifel an der Aberlegenheit des Wertes rege macht. Im "Cear", "Taffo", "Sauft" und "Tell" bleiben beim größten Eifer der Schaufpieler, bei der fraftigften Nachhilfe der Bühnenleiter tote Stellen, halb oder gar nicht gelungene Leiftungen. Reftlos aufgezehrt werden feit den Cagen der Birch. Pfeiffer bis auf Selig Philippi meift boch nur bie Rollenftude. Die "Schmetterlingsichlacht" und "Das verlorene Paradies", "Slachsmann als Erzieher" und "Rosenmontag" sind einmal leichter zu bewältigende, freilich auch leichter vergangliche Aufgaben, als "Richard III." und die Wallenstein-Crilogie. Auch Suldas "Mas-terade" burfte einen dieser trügerischen Criumphe ber Schauspielerei bedeuten. Sur alle Sacher und Alter hat der vielerfahrene Bubnentenner in seinem jungften Drama mit feinstem Einbringen in ihre fünftlerifden Beimlichkeiten porgeforgt. Mur über die Grengen der eigenen Kraft hat fich der ehrlich und hoch Strebende grundlich getäuscht. Er wollte ein Rebellenitud schreiben und ist boch nichts weniger als eine Rebellennatur. Er spielt den Sittenrichter und ift hochftens ein Sittenriger. Er möchte Sprengbomben schleudern und hat bestenfalls mit niedlichen Sinngedichten umwundene Knallbonbons zur hand. Dieser unheilbare Zwiespalt

von Konnen und Wollen in Suldas "Masterade" nötigt die Kritit zu ihrem Dorwurfe, bem liebenswürdigen Mann das Unliebenswürdigfte gu fagen: die Wahrheit. Dieselbe Wahrheit, die nach der Anficht des Rajonneurs der "Masterade" Rettungaus allen Schaden und Schwächen unferer Gefellicaftsordnung, Beilung gegen alle Derlogenheit und Streberei, gegen Madhenverführer und Mitgiftjager, Bekpreffe und topflose Minister bringen foll. Was aber biele alleinseligmachende, alles befreiende Wahrheit im Grunde ift, wünscht feit Pilatus bis auf Gregors Wort die Welt noch immer gu boren. Allen Refpett vor der guten Gefinnung des Gesellschaftstrititers Sulda! Doppelten und breifacen Respett, wenn er in und aus dieser Gesinnung nur erft bessere, glaubwürdigere Gefellschaftsstüde zuwege brachte. "Masterade" hat uns nur eine reine Freude gurudgelaffen: bie Gewißheit, daß hartmann entichloffen den Ubergang in das altere Charafterfach sucht. Sein Biederschuft Schellhorn reiht sich wurdig den besten Leistungen von Karl Ca Roche an. Diese Scopfung allein sichert Sulbas "Masterabe" langere Dauer im Repertoire des Burgtheaters. --m.

Deutsches Voltstheater. Raoul Auernheimer gehört zu den Schriftstellern, die die Wiener Note auf frangofifchen Instrumenten ipielen möchten. Der Einafter "In festen handen" ift ein benaturierter Schnigler in Slaiden frangofifden Champagners abgezogen! Was foll man aber von einem Publitum halten, das Eduard Sées entzudendes, feines, geiftvolles, warmherziges Luftfpielchen beinahe ablebnte? Das Volkstheater bat icon lange kein vornehmeres, wertvolleres Cuftspiel eingeführt als dieses "Elfte Gebot". Das beste baran ift: es läuft dem Publitum nicht nach; die ge-wiffen "ehernen Gefetze des Cheaters" werden mit mahrer Begeisterung nicht beachtet. Es ift alles jo ungemein menfchlich in diefem Stude. Mit dem Bartgefühle und Schmelg des pinchologischen Seinschmeders entwidelt Sée ben Sall einer unbefriedigten Che. Berr Kramer überbot sich. Er war herrlich soiniert und distret; er gab damit im fünftlerifchen Sinne die Literatur bes Studes, im menichlichen die gewinnende Tabellofigfeit des Salons.

Raimundtheater. Ernst Gettke und Alexander Engel sind zwei bewährte Theaterpraktiker, die sich gut in die hände arbeiten. Der eine weiß, was das große Publikum im Theater gerne hört, der andere versteht sich darauf, das gern Gehörte den Wienern in ihre Sprache zu übertragen. Auch ihre neue Kompagniearbeit, das Volksstüd "Der Storch", zieht zum größten Teile seinen Erfolg aus dieser

gunftigen Konjunttur. Scherz und Ernft treten in gludlicher Mifdung auf. Die Wiener haben dafür das Wort "Melange", und da dieses Wort an C'Arronge anklingt, so sei es gleich turg und bundig herausgesagt, daß auch ber "Stord" nichts anderes ist als eine flug berechnete L'Arrongiade, die allerdings durch einen pitanten Schwankeinschlag ein wenig mobernifiert erscheint. Gebessert wird auf allen Linien, und auf allen Linien fiegt die fpiegburgerliche Gefcafts- und Samilienmoral. Wir begrüßen aus "Mein Ceopolo" ben stolzen Dater Weigel und feine freugbrave Tochter Marie, die von der Liebe eines Schuftergesellen nicht lassen will. Bei Gette und Engel bat das Liebesverhältnis der demofratisch gefinnten Cochter mit einem Wertführer ihres Daters icon frühzeitige Solgen, und das Bestreben, diese zu vertuschen, gibt gu einigen luftigen Szenen Anlag, die den fentimentalen Biedermeierton des gangen Studes gludlich paralisieren. Ein Att, ber in Italien spielt, bietet hubsche Kontrastwirfungen in der Milieuschilderung. Man mertte es der Darftellung an, daß ber Direttor des hauses nicht nur an der Urheberschaft, sondern auch an der Infgenierung des Studes beteiligt war. Das flotte Jusammenfpiel erhielt erhöhten Glang durch die prachtigen Einzelleiftungen der Damen Niefe und Reingruber, sowie der herren Thaller, Millmann, homma und Balajthn.

—tr— Frangolische Gastspiele. Frau Sarah Bernhardt mar wieder in Wien und spielte im Carltheater an vier Abenden drei ihrer abgeleiertsten Rollen und eine für Wien neue. Und fie erzielte trot erhöhten Preisen vier bicht besette hauser. Die lette Vorstellung - sie brachte die unvermeidliche "Cameliendame" war jogar ausvertauft. Surmahr, es geschehen noch Zeichen und Wunder. Einen Tag vorher eröffnete herr de Mag im Raimundtheater ein auf drei Abende berechnetes Gastspiel, das nach der zweiten Dorftellung abgebrochen werden mußte. Im Dorvertauf waren für fämtliche brei Dorftellungen nur 102 K eingegangen, und sowohl am erften wie auch am zweiten Abend ließ fich das Partett taum gur halfte fullen, obgleich Wattierungsversuche unternommen worden waren. Herr de Mar hatte zwar die Ungeschidlichteit begangen, sein Gastspiel mit einer Aufführung des "hamlet" zu eröffnen, die ihn und seine Gesellschaft blofftellte. Er führte aber auch eine literarische Kuriosität in seinem Reisetoffer, von der man hatte meinen follen, fie musse bei ein paar hundert Ceuten Interesse erregen: Racines Trauerfpiel "Britannicus", das in Wien wohl feit mehr als einem Jahrbundert nicht aufgeführt worden ift und das man in der Darstellung von Franzosen gesehen

haben muß, um die Grundlage der frangofischen Schauspieltunft tennen zu lernen. Es war in der Cat überaus belehrend, zu beobachten, mit welcher hilflosigfeit die Frangofen dem "hamlet" gegenüberstanden und wie wenig fie mit dem Rest der dramatischen Freiheit Shatespeares, den ihnen die Bearbeitung des Dumas übrig gelaffen hat, angufangen wußten, mahrend fie tags barauf im tonventionellen 3mang ber Racineschen Tragodie fich fo wohl und ficher fühlten wie der Sifch im Waffer. Da murde man gewahr, daß die vielgerühmte Cradition ber Comédie française eigentlich nur eine Seite der Schauspielkunst ausgebildet hat: den Dortrag der Rede. Es war ein asthetisches Dergnügen, guguhören, wie felbst die fleinsten Ceute des de Mar'ichen Ensembles das gesprochene Wort meisterten. Um so greller stach davon die Cacherlichkeit der automatenhaft posierenden Marionetten ab, durch die Racine die wildbewegte Zeit Neros nach dem Geschmade feiner pornehmen Zeitgenoffen barftellen ließ, um mit feinem wohltemperierten Eprannenbak oben und unten gut anzukommen, und man begriff die Begeisterung, womit Richard Wagner nach einer Betrachtung des Unterschiedes zwischen Racine und Shatespeare den "deutschen Jüngling" Schillers begrüßte, der sich mit Derachtung dem Stolze Britanniens und der Dariser Sinnenverlodung gegenüberstellte, der nicht der Mann mar, der "Sürftengunst" im Sinne eines Racine gu beburfen, sondern berufen, "ber Regeln 3mang" abzuwerfen und wie dort fo hier im Dolferleben dem 3wange befreiend entgegengutreten. Ach, lebte von dem abwehrenden Geilte jenes "beutschen Jünglings", ber sich nicht an fremdes Cafter verdingen laffen wollte, noch ein Sunichen stolzen Selbstbewußtseins in uns, Frau Sarah Bernhardt tonnte mit ihrer vertaltten Kunft und ihren ichlechten Sensationsstuden nicht mehr Patti-Preise einheben. Bu unserer afthetischen Entlaftung muß allerdings gesagt werden, baß es wohl weniger unfer Kunftgeschmad mar, ber in ihren Dorftellungen Befriedigung suchte als die Neugierde. Die von einer feltenen Cebensenergie erfüllte grau hat in den letten drei Jahrzehnten fo viel von fich reden gemacht, daß man sie in ihren alten Tagen noch einmal gesehen haben wollte, bevor auch sie das Cos alles Irdifchen ereilt. Am empfindlichften murbe diese Neugierde durch das neue Stud bestraft, das sich Frau Sarah Bernhardt von Sardou hat auf den Leib ichreiben laffen. Ein rober gezimmertes Machwert ward taum noch auf der Buhne gesehen als >La sorcière«. Um einer einzigen hochnotpeinlichen Inquisitions. fgene willen, die der reine de l'attitude« Gelegenheit bietet, gegen Sanatismus und Aberglauben in Wort und Gebarde tragifch loszubonnern, mußte man sich drei Stunden lang von einem undefinirbar albernen Kolportageroman anöden lassen. Wenn Frau Sarah Bernhardt wirklich zum letzen Male in Wien gegastet haben sollte, dann hat sie uns mit diesem schauerlichen Rundreisestud den Abschied leicht gemacht.

Sezession. Den Deranstaltern der XXL Ausstellung tann ein doppelter Vorwurf nicht erspart werben. Was bisher den Ausstellungen der Sezeffion, unabhangig von dem Werte der Arbeiten, zumeift Reig und Bedeutung verlieb, war ber jeweils zugrunde liegende Plan. Es hanbelte fich nicht allein barum, gute Bilber geschmadvoll an abgestimmte Wande gu hangen. Die Bilder follten auch in ihrer Gesamtheit, unbeschadet der individuellen Sonderheiten, ein Studden ber geschichtlichen Entwidlung ausdruden. Also einmal die Bemühungen um eine neue Naturanichanung aufzeigen, ein andermal gewisse Stilbestrebungen andeuten, furg, Künftler und Kunstfreunde gu reineren Ertenntnissen erziehen. Auf diese eble Aufgabe wurde diesmal verzichtet. Die eine Ede des ersten Saales beherrichen Trübners unverganglich ichone Meifterwerte, gegenüber treibt mit toloriftifchen Wigen Gafton Ca Couche fein fades Spiel, in der dritten Ede lieft man neben gediegenen Simons auf einem Schlechten Frauenportrat ben Namen bes ausgeglühten Besnard. Alfo nicht nur bunt nebeneinander, wie fie der Jufall zusammentrug, Bilder gegenfäglichfter Art, fondern auch Bilber, die, ameifelhafter Qualitäten wegen, überhaupt in teine streng gesichtete Ausstellung geboren. Das streift den zweiten Dormurf, der leiber erhoben werden muß. Es find in der Sezeffion gegenwärtig die Naturalisten Bacher, Engelhart, Nowat am Ruber. Man bat von ihnen eine Ausstellung berber, wirflichfeitsfroher, zugreifender Kunft erwartet und betommt dafür Chitiften und Saifeure porgefent, die bei unferen Künftlern und unferem Dublitum nur zu leicht Gefallen finden. Es mar überflüssig und ift nun gefährlich, daß ein ganzer Saal den Bildern von Jacques Emile Blanche eingeräumt wurde, der als vornehmer Amateur in Paris mehr feiner toftbaren Sammlungen

wegen, benn als Maler geidant wird und mit sicherem Konnen ftets auf der Grenze des Suflicen balanziert. Und es bleibt vollends ein Rätsel, warum die 43 Arbeiten Montalds nach Wien gebracht murben. War uns wiffen gu laffen, fo unabweisbares Bedürfnis, bag in Bruffel ein Eflettifer lebt, ber Stilelemente pon Crane, Watts, Puvis, Segantini und Minne gu Bilbern vereint, die, je größer je ichaler werden? Bleibt Anglada, deffen toloristifche Ertafen von sicherem zeichnerischen Konnen getragen werden, bei dem Gong und Degas Pate standen. Indem sie uns mit diesem aukerordentlichen Spanier befannt machte, der mit einem Schlage neben ben Ruhm Juloagas trat, hat die gegenwärtige Ausstellung wenigstens einen Programmpuntt unserer Sezession erfüllt. - Im Ver Sacrum-Simmer find liebe Wiener Anfichten pon Karl Müller und Menners meisterliche Sowind-Platette gu feben, auf der freilich der unter Dornen Getreuzigte als Symbol der Sowindiden Mardenwelt befremblich wirtt.

Künftlerhaus. Don ber Berbftausftellung ift trop der großen Menge malerifcher und plaftischer Arbeiten wenig zu melben, Der Einbrud des Bilberbafars ift nicht fo ftart wie fonft, aber noch wirten die Wande vielfach bepflastert und es scheint manchmal, als sei für bas hangen zweier Bilber bas Metermaft unb nicht toloristisches Gefühl entscheidend gewesen. Es fehlen nicht gang fehlechte, dafür aber gang gute Bilber, ber laue Durchichnitt herricht vor. Am belten wirfen die Arbeiten eines toten Mitgliedes und jene der jungften Gafte. Der Derftorbene ift Abolf Diticheiner, der mit Schindler und Jettel Jimmermann-Schüler gewesen und in seinen Studien ein feines Gefühl für die Candschaft zeigt, das jedoch auf dem Wege von ber Stigge gum Bilbe meift perloren ging. Die Gafte sammeln sich im "Jungbund", zu deffen Calenten besonders Otto Barth, Adolf Gres, Cudwig Wieden, heinrich Comploj, Josef Danis loway und Karl Holliger gehören. Aus der restlichen Masse bemalter Leinward erheben fich die Bilder von Geller, Pippich, Ribarg, Comec und Joff. h. h.

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Don Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wiefer.

II.

Die politische Geschichte Österreichs bis zur nationalen Krise.

Auch Österreich ist in seinen Ursprüngen ein Militärstaat, es ist im Kampf geboren worden und gewachsen. Als deutsche Ostmark wurde es den Ungarn abgerungen und von den Babenbergern in beständigen Sehden behauptet und erweitert, das Babenbergiche Erbe wurde von den habsburgern in der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde angetreten. Daß es durch die Dereiniqung mit den Kronen von Böhmen und Ungarn aus einer fürstlichen hausmacht zu einem Großstaat erhoben wurde, auch das ist im letzten Grunde durch die Waffen entschieden worden; jenes so oft wiederholte Spottwort, daß Ofterreich sein Glud durch die Che mache, während die andern sich im Kriege bemühen mussen, trifft die Wahrheit nicht, wenigstens so weit es sich auf die Doppelheirat von Kaiser Max' Kinder beziehen soll. Nicht nur daß diese eine politische Beirat war, geschlossen zwischen starten Mächten, um sich durch die Dereinigung gegen brobende äußere Gefahr noch weiter zu stärken, eine heirat, auf die ein schwächlicher Bewerber sich vergebens hoffnungen gemacht hatte, so hat der gange Besit, auf den der Chering Anspruch gab, späterhin erst noch durch das Schwert gewonnen werden muffen, um ihn vollends zu besitzen, Ungarn in jahrhundertlangem Ringen gegen die Türken und die mit ihnen verbündeten Ungarn selbst, und Böhmen in dem schrecklichsten aller Kriege, im dreifigjährigen Weltfrieg. Die entsetlichen Greuel dieses Krieges, in denen so viele Leben verlorengingen, so viel hab und Gut zerstört und die religiose und bürgerliche Freiheit in Osterreich für lange erstickt wurde, trüben unsern Blid und wir nehmen nicht leicht wahr, daß aus den Crummern das staatliche Gefüge des modernen Österreich aufgebaut wurde. Dieser Krieg war eine Revolution, mit den vernichtenden und den zeugenden Kräften einer solchen.

Don seinen weittragenden Solgen für die innere Geschichte Österreichs hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten derzenigen zugewendet, die gleich zu Beginn eingetreten ist, indem durch die Schlacht auf dem Weißen Berg der Craum des Winterkönigs zerstört und Böhmen wieder an das haus habsburg zurück-

Öfterr. Rundicau I, 4.

gegeben wurde. Aber diese Schlacht, in einer Stunde und nur mit hilfe des heeres der Liga gewonnen, hätte die ungeheure Vergrößerung der kaiserlichen Macht, die sich als letze Folge ergab, niemals herbeisühren können, wenn nicht ihre ein-leitende Entscheidung durch den Ausgang des noch eine Generation hindurch wütenden Krieges die weltgeschichtliche Sanktion erhalten hätte. Der Dynastie gelang es, gegen die immer neu auftretenden Seinde aus dem halben Europa ihren Besitz fast ungeschmälert zu behaupten; Österreich ist aus dem Westfälischen Frieden mit nur wenig verringerten Grenzen hervorgegangen, und diese Bestimmung des Friedensschlusses hat ihre Lebenskraft die auf den heutigen Tag behauptet, während die Schweden das ihnen zugesprochene Pommern längst verloren haben und wieder in die Stille ihrer halbinsel zurückgewiesen sind, während Frankreich die gegen die deutsche Grenze gewonnenen Vorteile auch schon zurückgeben mußte und während die über das innere Wesen Deutschlands getroffenen Beschlüsse durch die Begründung des neuen Reiches außer Kraft gesetzt worden sind.

Österreich ist aus dem Krieg nicht nur äußerlich kaum geschmälert, sondern es ist auch in sich geeinigt hervorgegangen, der Krieg selber lieferte dem Kaiser die Waffe, die ihn forthin von dem Belieben der Länder, von den ständischen Aufgeboten unabhängig stellte und ihn zu einem machtvollen Fürsten erhob, was alle die österreichischen habsburger vor Serdinand II., trop des Glanzes der Kaisertrone, nicht gewesen waren. Es ist Wallenstein, der der Dynastie die Waffe geschmiedet hat, eine Gestalt, deren ganze geschichtliche Bedeutung in Österreich vielleicht noch nicht gewürdigt ist. An dusterer friegerischer Größe nur mit Napoleon vergleichbar, hat er das Heer, das diesem die Revolution vorbereitet hatte, erst aus dem Boden stampfen müssen; und wenn es ihm auch nicht wie Napoleon gelungen ist, für sich selbst einen Thron zu begründen, so hat er doch als sein Erbe die Armee hinterlassen, in deren Cager damals icon Ofterreich war. Die deutschen katholischen Sürsten fühlten es wohl, daß Serdinand mit der Wallensteinschen Armee ihnen ein zu mächtiger Herr geworden war, und fie erzwangen die Entlasfung des furchtbaren Mannes, aber er mußte wieder berufen werden, um Ofterreich vor Guftav Adolf zu retten. Nach der geuertaufe von Nürnberg und Lügen beginnt der Siegeslauf ber kaiserlichen Waffen, aus der Wallensteinschen Armee wird die glorreiche kaiserliche Armee, die die Schweden bei Nördlingen bezwang, die die Cürkensiege erfocht, Wien befreite, Ungarn eroberte, die im spanischen Erbfolgekrieg Ludwig XIV. demütigte, die im österreichischen Erbfolgetrieg das habsburgische Erbe gegen eine Welt von Seinden für das haus Lothringen rettete, die den Kern der Koalitionen gegen die französische Revolution und Napoleon bildete, die den nie besiegten Weltbezwinger bei Afpern schlug und in der Völkerschlacht von Leipzig führte und triumphierte.

Jeder Sieg, den die Armee gegen die äußeren Seinde erfocht, erhöhte im Innern die Macht des Kaisers gegen die Stände, die Macht des Ganzen gegen die Teile. Nach dem Wiener Kongreß war Franz I., in dem Glanze des endlichen Sieges, zugleich der absolute herricher all seiner weiten, jetzt erk zu einem Kriche geeinigten Länder. Er war nicht mehr König von Ungarn und von Kihnen, Erzherzog und Martyruf, er durfte die Summe seiner Litel ziehen, die Einzehroften löhten und üch mit vollstem Recht Kaiber von Österreich neunen.

Es hat hazte Mühe gefostet, Österreich zu gründen, mehr als irgend eines der europääden Reide. Überall fouft waren die Umriffe des Staatslikpers durch die natürliche Abgreusung des Bodens oder durch die Einheit wen Sprache und Geschichte deutlicher vorgezeichnet, bei den meisten war schon von den Römern ber die grundlegende Arbeit getan. Das Gebiet Österreichs greift aus dem Danaubette nach Norden und Säden über die Gebirgszüge der Sudeten, Karpathen und eilpen hinaus; durch dieses Gebiet hatten die Wege der Pollerwanderung und nachber der Avaren: und Eurkeneinbrüche geführt und auf diesen Wegen alle alten Ordnungen zerstört und die Ansiedlungen der Reste der alten Einwohner mit denen der späteren Eindringlinge wirr durcheinander geworfen, wie die Crummer menschlichen Besitzes und von Sels und Schutt nach einem Wassereinbruch. Im Norden die Cichechen, ein vorgeschobener flawischer Posten, durch die mittelalterliche deutsche Rüdwanderung von den anderen Slawen fast abgeschnitten, im Süden Rumünen als letzter Reft altrömischer Kolonisation neben Südslawen, soweit sie die kuiserlichen Waffen aus dem Türkenjoch freigemacht hatten, dem Meer entlang Italiener, zum Teil von den venetianischen handelseroberungen ber, zwischen Nord- und Südslawen die Magparen, so wie sie sich auf ihrem Wanderzug eingekeilt hatten, gang östlich die Polen und Ruthenen, so weit sie bei der Teilung an Osterreich gekommen waren, und weithin verstreut deutsche Kolonien und angrenzend an das alte Reich die geschlossenen deutschen Stammlander, die sich mit der Dynastie vom Grundstock des Reiches geschichtlich abgeloft haben. Die Stiftung der deutschen Oftmart durch Kaiser Karl hat reichliche grüchte getragen, die Grengmart hat sich zu einem zweiten, selbständigen Kaisertum ausgewachsen.

Die kühnste Phantasie hätte es nicht wagen dürsen, das Bild Osterreichs so zu entwersen, wie es die Wirklickseit der Geschichte in die europäische Candiarte eingezeichnet hat, und doch müssen wir sagen, daß nicht der Zusall oder rohe Gewalt, sondern daß zwingende Notwendigkeit den Griffel geführt hat. Kein Staat kann bloß durch rohe Gewalt aufgebaut oder gar auf die Dauer erhalten werden; brutale Politik und reale Politik decken sich nicht, weder früher noch sett. Die Gründung Österreichs läßt sich, so wie wir sie heute zurückversolgen und verstehen können, als Schulbeispiel politischer Arithmetik geben. Österreich mußte zu stande kommen, weil die kleineren Staaten, die naturwüchsig aufgekommen waren, in der Not der Zeiten, der Cürkenkriege und der europässchen Konsslikte sich als zu schwach erwiesen und daher troß ihrer inneren Ungleichheit zu einem großen machtvollen Reiche verschmolzen wurden, durch Wahl, durch Heirat, durch inneren und äußeren Krieg, durch die verschiedensten Mittel, in denen sich immer die gleiche Notwendigkeit verkörperte. Das Rechenerempel hat Sürsten und Döster, Staatsmänner und

Seldherren durch Jahrhunderte in Atem gehalten und ist auch von außen her des öfteren hart geprüft und richtig befunden worden. Die gefundene Lösung ist, nachsem die Wunden verschmerzt waren, die die inneren Kriege geschlagen hatten, zusleht von allen Völkern gutgeheißen worden, sie fanden sich im gemeinsamen dynastischen Gefühl, in einem österreichischen Staatsgefühl zusammen.

Österreich war nicht nur schwerer zu begründen, es war auch im Innern schwerer zu regieren als andere Staaten. Schon die große Verschiedenartigkeit der einzelnen Teile mußte zu schaffen geben, überhaupt war der Aufbau des Reiches seiner inneren Entwicklung vorangeeilt. Böhmen nach dem Dreißigjährigen Kriege, aller den Türken abgenommene Boden war verarmt, Slawen und Magyaren waren zurückgeblieben, auch die Deutschen, seit der Gegenreformation vom Schwesterboden des Reiches abgeschnitten, haben die allgemeine geistige Erhebung nicht mitgemacht, die dort der religiösen Bewegung folgte. Natürlich war zur Lösung der inneren Aufgaben vor allem die Regierung berufen, sie hätte sich in ihrer Machtstellung vergeben, wenn sie freiere Selbstverwaltung hätte aufkommen lassen. Dafür wuchs ihr aber auch zu ihrer militärischen hoheit noch die ganze Gewalt der Friedenshoheit zu. Alles, was in der Bevölkerung an Talenten zur Öffentlichkeit vorhanden war, war für die weiten Aufgaben des Staates im heer und in der Verwaltung in Anspruch genommen und verstärkte das Ansehen der Regierung.

Die habsburger haben, alles in allem, die Aufgaben der inneren Derwaltung vortrefflich erfüllt, sie haben ein tüchtiges bürgerliches Regiment geführt, nach der Bildung der Zeit, so weit eine katholische Macht ihr zu solgen vermochte. Die öffentlichen Einrichtungen Österreichs sind durch Jahrhunderte hinter denen der deutschen Staaten nicht zurückgeblieben, im Gegenteil, sie sind ihnen oft vorangeeilt und waren ihre Muster. Kaiser Max und seine weniger volkstümlich gewordenen, aber nicht minder hervorragenden unmittelbaren Nachfolger haben den jungen Großstaat für den Übergang vom Mittelalter zur neuen Zeit eingerichtet, beim Ausgang zur neuesten Zeit, in der Periode der Aufklärung, hatte das Reich das Glück, in der letzten habsburgerin und dem ersten Lothringer auf dem Chrone die höchsten Regententugenden zu genießen und in vollen Zügen die Schöpfungen einer modernen Derwaltung zu empfangen.

Don diesem allgemeinen Urteil über die innere Politik sind zwei große und entscheidende Geschichtsabschnitte auszunehmen. Der eine ist der der Gegenresormation. Was durch diese den Völkern Österreichs an Kräften und hoffnungen entrissen wurde, läßt sich gar nicht mehr ermessen, bis dahin hatten die Deutschen im Reich vor denen in Österreich keinen Vorsprung gewonnen gehabt, von hier an gehen ihre geistigen Wege auseinander und die Österreicher sind durch lange Zeit zurückgeblieben. Aber die Regierung handelte doch nur nach dem harten Sinn des Jahrhunderts, und es galt einen großen Einsat, den sie gewann, sie hat damals den österreichischen Einheitsstaat begründet. Anders in dem zweiten Abschnitt, nach der französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen: Die Metternichsche

Regierung hat mit ihrer Zeit nicht Schritt gehalten, sie ist in solchem Maße und so andauernd zurückgeblieben, daß sie die festbegründete Überlieferung des österreichischen Staatsgedankens an einer Reihe von Stellen unterbrochen hat. Don dem großen Aufwand, den die Gründung und Entwicklung des Staates gekostet hatte, hat sie einen nicht unbeträchtlichen Teil vertan, einige von den wichtigsten Errungenschaften des österreichischen Staatslebens wurden durch sie preisgegeben.

Durch die Metternichsche Regierung ist die alte geschichtliche Vorherrschaft Gsterreichs in Italien und Deutschland preisgegeben worden. Noch auf dem Wiener Kongreß wurde sie von dem vereinigten Europa seierlich bestätigt, weil auf dem Staate noch der Glanz seiner großen Zeit lag; eine Generation später, nach einem Menschenalter des Friedens, war sie ohne Kampf innerlich verlorengegangen. Das Jahr 1848 zeigte, daß in Italien Piemont, in Deutschland Preußen die Führung über die Geister besaß. Nur die leeren Formen der Vorherrschaft waren noch zurückgeblieben, auch sie sind bald darauf bei Solferino und bei Königgräß gefallen. In dem deutlichen Bewußtsein, daß sie bis auf die Wurzel abgedorrt seien, hat sich Österreich beim ersten Waffengang beschieden und gar keinen Versuch mehr gemacht, sie wieder zu gewinnen.

Im Innern, den eigenen Völkern gegenüber, hat die Metternichsche Regierung gang ebenso das Ansehen einer langen ruhmpollen Geschichte preisgegeben. Ein Jahrhundert vorher, vor Maria Theresia und Josef, wäre seine Staatskunst auf ber höhe ber Zeit gewesen, in ber ersten hälfte bes XIX. Jahrhunderts, gegenüber bem unaufhaltsamen flusse ber Geister reichte sie nicht mehr aus, am wenigsten in Österreich, für bessen Bolter so viel zu tun war. Wenn die Regierung in Österreich stodte, so hatte das schlimmere Solgen als in irgend einem deutschen Staate, wo überall das Bürgertum weit genug war, um sich selber zu helfen. In den protestantischen Staaten war die Monarchie durch eine volkstümlichere Kirche gestütt, die katholische Kirche in Ofterreich war fast zu einer Paganenkirche geworden, die kaum irgend einen Einfluß mehr auf die Gebildeten hatte. Die preußische Regierung hatte nach der ungludlichen Schlacht von Jena sich selber reformiert und war trot ihrer haltung als Mitglied ber heiligen Alliang so festgewurzelt geblieben, daß sie ber liberalen Bewegung standzuhalten vermochte. Wie in der auswärtigen Politik starte Bundesgenossen, so braucht jede Regierung in der inneren starte Parteien, die auf ihrer Seite stehen; in Preugen war eine fraftige konservative Partei erhalten worden, mit ihren junkerlichen Auswüchsen, aber doch auch voll Tüchtigkeit. Was sie war, hat sie dadurch bewiesen, daß sie einen Bismard hervorgebracht und daß sie ihm die längste Zeit Gefolgschaft geleistet hat. In Österreich dagegen gab es, als Metternich fiel, keine konservative Partei, die lebensfähig gewesen wäre. Daß der leitende Minister fiel, daß man revolutionären Strömungen einmal nachgeben mußte, hätte nicht zu viel auf sich gehabt. Solchen Schwankungen ist jedes Staatswesen dann und wann ausgesetzt, sie werden von einem festen Bau überwunden wie ein leichtes Erdbeben. In der 1848er Bewegung war auch — so wie in Preußen und Deutschland — das dynastische Gefühl bei einem Teile der Bevölterung ins Schwanken gekommen, aber die Aberlieferung der Jahrhunderte hat bald ihr Recht wieder gewonnen und die republikanischen Bestrebungen sind unter dem Drucke des dynastischen Massengefühles verschwunden. Dagegen hat im übrigen die durch Jahrzehnte währende Mißregierung die Aberlieferung der Regierungsautorität dauernd unterbrochen, alle die Pfeiler des alten Systems waren untergraben oder vermorscht, bei den Dersuchen, die nach dem Jahre 1848 noch gemacht wurden, das alte System zu halten, stürzte einer nach dem andern ein. Ob man wollte oder nicht, es blieb kein anderer Weg, als die Regierung auf die neue, ganz unerprobte Unterlage des Parlaments und der Volkswahl zu stellen. Die Dölker, die so lange bevormundet waren, mußten in aller Eile mündig gesprochen werden, ohne daß sie irgendwie zur Selbständigkeit erzogen worden wären.

Dielleicht muß man noch weitergeben und sagen, daß in Österreich die Entwicklung zum Parlamentarismus nicht nur von außen zurückgehalten worden war, sondern daß das Volk nach seiner ganzen inneren Anlage einen geringeren Beruf hiezu mitbringt. Zum mindesten der Deutschösterreicher — von ihm allein will ich hier sprechen, bei den anderen Stämmen ist durch die nationale Bewegung manches anders bedingt — scheint für die große Öffentlichkeit in jeder Sorm nicht so recht geschaffen. Wer ihn nur etwas näher kennt, weik, wie sehr er sich überall, auch dort, wohin die Ausstrahlungen des staatlichen Einflusse nicht mehr reichen können, am liebsten auf sich und einen kleinen Kreis zurückzieht. Ich erinnere mich, vor langen Jahren einmal die Auseinanderfekungen eines scharflinnigen Beobachters des Wiener Lebens gelesen zu haben, der zeigte, daß unsere "Gemütlichkeit" nichts mit Geselligkeit zu tun habe; das Erste, was der Wiener tue, wenn er ins Gasthaus eintrete, sei, einen Cisch für sich allein zu suchen, er vermeide die Cable d'hote und ziehe es vor, nach der Karte zu speisen, obwohl er hiefür mehr bezahlen musse. Ich schweife nicht von meinem Gegenstande ab, wenn ich hievon spreche. Das Innerste der Persönlichkeit verrät sich in all ihren Außerungen, auf welchem Gebiete immer; Geselligkeit ist die Grunderscheinung der Gesellschaftlichkeit, des Berufes zur Öffentlichkeit und zum gemeinsamen Wirken. Der Österreicher läft sich gerne in seiner Weise gehen; dort, wo er das kann, ist es in seiner Nahe lebenswarm, darin besteht seine "Gemütlichkeit", aber wo er es nicht kann, wo er gesellschaftliche Formen erfüllen soll, wird er leicht scheu und kommt nicht recht aus sich heraus, in einem zu großen Kreise ist es mit seiner Kunst, sich behaglich mitzuteilen, meist zu Ende. Wo immer man des Sommers in unseren Alpen, in Sommerfrischen ober Schuthutten Reichsbeutsche und Deutschöfterreicher gahlreicher gusammentreffen sieht, bort wird man gang gewöhnlich sehen, daß die ersteren sich leicht in ein Beisammensein schiden und daß dabei doch jeder in aller Regel seinen Willen fest zu behaupten weiß, während der Ofterreicher die Sormen des Verkehrs ungern übt, lieber abseits bleibt und darauf verzichtet, sich zur Geltung zu bringen. Und so wird es ihm auch im politischen Leben schwerer, sich an die gemeinsame Tafel zu sehen, und weil sich öffentliche Einrichtungen nicht gut einzeln servieren lassen, muß er dann wohl sein Verlangen nach persönlicher Ungebundenheit mit einem größeren Verluste an politischer Freiheit bezahlen. Politische Freiheit heißt bürgerliche Freiheit und seht eben Bürgertum voraus, Mitbürgertum, gemeinsames Wirken, Sinn für die Öffentlichkeit und ihre Pflichten.

Es ist mit der geistigen Arbeit des Österreichers fast ebenso, er tut sie am liebsten für sich allein, von anderen abgesondert. Grillparzer, der größte Dichter, den die Deutschösterreicher hervorgebracht haben, zeigt uns ganz den Copus ihres Wesens, freilich noch in trankhafter Steigerung. Um seine innere Welt zu wahren, von der er sich nicht das mindeste verkümmern lassen will, zieht er sich in schweigende Einsamkeit vor fremder Berührung zurück. Wer möchte es entscheiden, wie viel davon bei ihm — und ebenso bei seinem Volksstamm — auf die Widrigkeit der äußeren Umstände und wie viel auf das innerste eigene Wesen zu rechnen ist?

Grillparzer, der sein Volk mit dem sehenden Auge des Dichters erkannte, hat uns von ihm eine Schilderung gegeben, die als klassisches Zeugnis gelten darf. Ich meine keine der vielen Anklagen, die er im Unmut gegen alles richten konnte, was ibn umgab, ich meine jene bekannten schönen Verse aus "König Ottokars Glück und Ende", in denen er den Chronisten Ottokar von horned den siegenden habsburger begrüßen und österreichisches Cand und Volt beschreiben läßt. hier spricht Grillparzer, sich über die bose Laune des Cages erhebend, sein Innerstes aus und zeigt uns. wie er sein Volt liebt und daß er weiß, warum er es liebt. Er preist den klaren, ungetrübten Blid des Österreichers, der, nicht irregeführt durch bloke Cehrmeinungen, wie sie andere "in Büchern lasen", das Wesentliche der Dinge trifft, "was nottut und was Gott gefällt"; darin nimmt er es mit jedem auf — "bentt sich sein Teil und läft die andern reden". Ja, so ist der Österreicher, aber was Grillparzer als seinen Dorzug preist, ist das nicht auch seine Schwäche? Der tüchtige Ofterreicher liebt es, in einer Mischung von Bescheidenheit und hochmut, sein besseres Wissen still für sich zu behalten, indem er die Reden der "andern", die Reden des Tages geringschäftig belächelt. Er belügt sich damit selber, weil er sich nicht gestehen will, daß sie, die ihm in sich nichts anhaben können, im öffentlichen Leben eine Macht sind. Erst die Gefahr reigt ihn, hervorzutreten. Einem Volke, das seine beste Kraft immer nur in den schwersten Stunden für die allgemeinen Angelegenheiten einsett, wird der Weg bis zu den höhen des öffentlichen Lebens so lange und so wechselvoll gemacht sein, wie der, den Grillparzers Dichtername zuruckzulegen hatte, ehe er seinen vollen Ruhm erhielt.

Wie sich damals, im Jahre 1848, die Dinge im einzelnen zugetragen, habe ich hier nicht zu erzählen. Ohne Ideen, ohne Geld, mit leerem Kopf und leerer Kasse wurde die Regierung von den Ereignissen überrascht. So wenig die Völker auch vorbereitet sein mochten, eine parlamentarische Regierung zu bilden, so war

die bestehende Regierung noch viel weniger geeignet, sich aufrecht zu halten, ihre hilsslosigkeit war vollkommen, und dadurch erhielten die Neuerer wenigstens für kurze Zeit das Übergewicht. Nur die Armee bewährte sich noch, sie zeigte sich in Italien dem Seinde glänzend überlegen und bewältigte endlich auch Ungarn. Ihre Erfolge machten es noch einmal möglich, zum Absolutismus zurückzukehren. Inzwischen aber mußte der Wunsch der Völker erfüllt werden, und sast über Nacht erhielten sie eine Verfassung.

Die erste Probe auf die Verfassung haben sie überraschend gut bestanden. Sie hatten die Wahlen für die Frankfurter Paulskirche und zum Wiener Parlament zu vollziehen, und niemals nachher sind Wahlen in Österreich mit solchem Glück vollzogen worden. Es muß überraschen und erklärt sich doch wieder ganz natürlich. In so neuen Verhältnissen wählt die Menge eigentlich noch nicht aus sich heraus, sie attlamiert diejenigen, die ihr von den leitenden Komitees, von den Klubs, den eingeweihten Zirkeln empfohlen werden; das gleiche kann man bei jeder jungen Partei immer wieder beobachten, der es gelingt, aus dem engen Kreise der ersten begeisterten Gründer und ihrer Jünger auf die Masse Einfluß zu gewinnen. Die Wortführer des Cages wurden gewählt und diejenigen, die von diesen aus ihren Anhängern ausgelesen worden waren; und da die Lage ernst und gefährlich war, so befanden sich gerade unter benen, die sich in die vordersten Reihen drängten, sehr viele Männer ober Jünglinge von hervorragendem Eifer, Mut und Talent. Die Abgeordneten von 1848, die akademischen Legionäre, alle die Kämpfer, deren Namen uns noch heute selbst über das Meer herüber mit einem eigentümlichen Zauber klingen, haben den österreichischen Völkern, den deutschen und auch den übrigen, für eine Generation ihre politischen Sührer gegeben; die Generation der Söhne und Entel ist im Vergleich zu jener an parlamentarischen Größen arm geblieben. Jede Zeit hat ihre besondere Richtung, nach der sie die großen Talente hinzieht und für die sie gerade auch die werdenden Calente der Jugend erweckt. Damals hat der stürmische Atem der Revolution begeisternd nach der Richtung der Politik den Weg gewiesen, in der trüben Derworrenheit der späteren Tage hat man andere Ziele gesucht.

Dorerst hatten die Gewählten der Revolution nur turze Zeit, um ihre Sähigkeiten zu erproben. Nach den Siegen in Italien und Ungarn wurden sie nach hause geschickt, und der Kaiser regierte wieder als absoluter Sürst. Aber alle Versuche, die gemacht wurden, das absolute System zu retten, schlugen fehl.

Der erste und bedeutsamste Dersuch wurde mit dem Ministerium Bach gemacht. Es hatte die Aufgabe, die Bevölkerung mit dem Absolutismus durch eine moderne Derwaltung zu versöhnen. Im öffentlichen Urteil ist es als reaktionär verschrien und durch die Erinnerung an das Konkordat und die Sinanznot sowie vor allem an die Art und Weise gerichtet, mit der es die Staatspolizei handhabte. Man muß aber anerkennen, daß das Ministerium seine Aufgabe auf allen Verwaltungsgebieten, auf denen es durch die ihm gewiesene absolutistische Richtung nicht gebunden war,

auf das glanzenoste erfüllte. Es hat sehr vieles im modernen Geiste geschaffen, aus dem Programme des Liberalismus heraus, es hat sehr vieles für die Aufschließung der wirtschaftlichen hilfsquellen des Reiches getan; die Neuaufrichtung unserer Hoch= und Mittelschulen ist für sich allein schon eine große, folgenreiche Cat, Durch alle seine Leistungen aber vermochte es die Regierungsfähigkeit des alten Syftems nicht zu erweisen. Es war nicht eigentlich aus Elementen der alten Zeit gebildet, der leitende Mann des Kabinetes, Alexander Bach, eines der größten Derwaltungstalente, die Österreich besessen hat, war ein Überläufer aus dem liberalen Cager, der Sinanzminister Brud ein Ausländer. Die herrschenden Klassen von früher, der konservative Adel und die Kirche, blieben nach wie vor außer Sühlung mit den Sorderungen der Zeit und zeigten sich arm an brauchbaren Männern. Trat dies nicht deutlich hervor, als die konservative Partei in der Sistierungsperiode die Regierung zu besetzen hatte? Die Wartezeit, die das Ministerium Bach den alten Parteien verschafft hatte, um sich zu modernisieren, war vergebens verstrichen, fie zeigten sich unfähig, um die Brüde vom alten zum neuen Staate zu schlagen, der Nachweis war erbracht, daß unter ihrer Ceitung der Staatsbau zusammenzufturgen drohte, und andere Wertmeister mußten berufen werden, um ihn zu stugen und auszubauen.

Der weitere Verlauf der Dinge murde durch die außere Politik bestimmt, der es ja häufig zufällt, für den Erfolg oder Mißerfolg der inneren Politik auf dem Schlachtfeld das Maß zu empfangen. Die ererbte Vorherrschaft in Deutschland und Italien, wo der Staat jede geiftige Sührung verloren hatte, war nur durch die Waffen zu behaupten. Eine unglückliche Diplomatie beraubte ihn durch ihre haltung im Krimfriege seiner Bundesgenossen, vergeudete babei seine ohnedies ichmachen finanziellen Mittel und führte endlich zu den Katastrophen von 1859 und 1866. Damit war dem alten System der lette halt entzogen, weil nun auch die Armee versagt hatte, die zwar ihre alten Soldatentugenden bewährte, aber dennoch weder dem frangösischen Troupier noch vollends der friegswissenschaftlichen Sührung und Ausbildung des preußischen Heeres standhielt. Es wurde klar, daß das alte Regime nicht einmal vermocht hatte, die Armee technisch und organisatorisch auf der Höhe der Zeit zu halten. In sich zusammengebrochen, verlor der alte Staat jedes Zutrauen zu sich, jede herrschaft über die Geister, überstürzt wurde der ungarische Ausgleich geschlossen, und diesseits wie jenseits der Leitha erhielten die Völker, was Preußen und das Deutsche Reich seiner um so viel gereifteren Bürgerschaft niemals zugestanden hat, eine parlamentarische Regierung.

In Ungarn fiel die Herrschaft den Magnaren zu. Sie hatten durch die längerdauernde ständische Aberlieferung, durch die Selbstverwaltung der Komitate, durch die Einrichtung des revolutionären Staates von 1848 eine höhere politische Schulung, sie hatten in ihrem nationalgesinnten Adel, der fast durch das ganze Land — auch in den nichtmagnarischen Gebieten — reich begütert war und überwiegenden Einfluß besaß, eine geborene volkstümlich herrschende Klasse, in den überlebenden Kriegern von 1848 eine politische Kerntruppe und in den Sührern von damals ihre anerkannten Leiter. Dor allem aber war das ganze Volk durch seine nationale Leidenschaft geeinigt und wirkte in urwüchsigem Instinkt auf dem Jagdpfade der Politik zu einem Plan zusammen, die Radikalen, um als lärmende Treiber das Wild aufzuscheuchen, die Gemäßigten, um es als vornehme Schützen zu erlegen. In jeder anderen Hinsicht, an Menschenzahl, Reichtum und allgemeiner Bildung hinter der westlichen Reichshälfte zurücksehend, erwiesen sie sich nicht dennoch als die politisch überlegene Nation? Sie zeigten sich fähig, ihren Staat zu leiten und ihn zu benützen, um ihre hilfsmittel in ungeahnter Weise zu steigern, um zahlreiche Bürger der fremden Nationalitäten erst ihrem Staatsgedanken und sodann selbst ihrer Nationalität zu gewinnen, um ihre Kultur, ihren Reichtum zu heben.

In Österreich wurden die Deutschliberalen an die Regierung berufen, die unter den jungen Parteien am fräftigsten entwickelt waren. Mit Begeisterung wurde die Verfassung begrüßt, im hellen Jugendmut glaubte man alles gewonnen zu haben und steuerte "mit tausend Segeln" der Zukunft entgegen.

Heute ist nur noch ein Rest der altliberalen Partei um die ursprüngliche Flagge versammelt. Wird es ihm wenigstens beschieden sein, "still mit gerettetem Mast" in den Hafen zurückzukehren? Und läßt sich nicht erkennen, woran diese mächtige Partei zugrunde gegangen ist? Ihre Gegner sagen, an ihren Sünden, an der Korruption, am eigensüchtigen Migbrauch ihrer Macht. Diel eher könnte man sagen, daß sie — als Partei — ihre Macht nicht für sich zu gebrauchen verstand. In Ungarn haben die Berater der Nation staatsklug mit den Notwendigkeiten gerechnet, sie haben, wenigstens vorläufig, dem Reiche gegeben, was sie ihm geben mußten - erst heute wagt die Nation den Kampf um die Armee, und es fragt sich, ob dies nicht ein Zeichen dafür ift, daß sie den staatsmännischen Sinn für das Mögliche verloren hat — sie haben mit den Kroaten, in deren Sprachgebiet ihnen die Doraussehung zur vollen herrschaft fehlte, einen Ausgleich geschlossen, bei dem sie auf das Unerreichbare verzichteten, aber sie haben dafür überall sonst von ihren Herrschaftsmitteln für ihren nationalen Staat rücksichen Gebrauch gemacht. Diesseits der Leitha wurde anders regiert. Die Verfassung erhielt allerdings in der Verteilung der Mandate, insbesondere durch die Einrichtung der Interessenvertretung und der bevorzugten Kurien, Bestimmungen, von denen - wie sich später zeigte, ohne Grund — vielleicht erwartet wurde, daß sie deutschliberale Mehrheit sichern sollten, im übrigen aber bedeuteten ihre allgemeinen Grundsäke nicht Realpolitik, sondern Schulpolitik. Das liberale Schulprogramm wurde verwirklicht, wie es anderwärts auf dem Kontinent ausgebildet war, ein Programm, das gar nicht barauf ausging, eine starke Regierung zu bilben, sondern bas eher den Interessen der Volksopposition diente und das in Österreich vollends nicht paste, falls man es darauf anlegen wollte, die Liberalen an der Regierung zu halten. Gewiß war es den Deutschliberalen in Österreich nicht so leicht gemacht als den Magnaren in Ungarn, die Verfassung nach ihrem Willen zu bilden, sie hatten gegenüber den gegnerischen Einflussen niemals die volle Freiheit der Derfügung, aber sie fühlten sich gerade mit jenen entscheidendsten Bestimmungen im vollsten Einklang — über die freie Gemeinde, über die neue Schule — die den Gegnern die Unterlagen für die ungehemmte Entwicklung und zur tunftigen übermacht lieferten. Während sie so in den dottrinaren Grundsaten die folgenschwersten Einraumungen machten, tonnten sie sich in der Tagespolitik fast zu keinem Zugeständnisse entschließen. In den Prinzipien schrankenlos liberal, waren sie praktisch ebenso engherzig und immer ohne Doraussicht für die Zukunft — es ist keine Entschuldigung für sie, daß ihre Sehler durch die ihrer Gegner reichlich aufgewogen wurden. Welch gang anderen Derlauf hätten die Dinge genommen, wenn die Deutschen mit den Cschechen beizeiten einen billigen Ausgleich geschlossen hätten! Kein Geringerer als Bismard hat den Deutschen in Österreich den Rat gegeben, sich mit den anderen Nationen zu vertragen. Sie konnten den Ausgleich mit den Clabechen ursprünglich wohl mit einem Teile der Zugeständnisse haben, die sich diese später, als sie mächtiger geworden waren, erwirkten, sie konnten diese oder doch die Gemäßigten unter ihnen vielleicht mit sich und der Verfassung versöhnen, an ihnen Bundesgenossen gewinnen und selber an der Macht bleiben.

Der Deutsche in Österreich ist heute Realpolitiker geworden oder nennt sich doch einen solchen. Er denkt zwar auch heute noch nicht daran, Derbündete zu werben, um an die Macht zu kommen, aber er empfindet es bitter, daß die alte Derfassungspartei damals die Trümpfe der Macht aus ihrer hand gegeben hat und rechnet ihr daher von allen ihren Sehlern gerade ihren liberalen Dottrinarismus gum Vorwurf an; und gerade er darf ihr am wenigsten zur Last gelegt werden. Die Verfassungspartei hat insoweit nur im Sinne ihrer Zeit gehandelt, im Sinne der klassischen deutschen Uberlieferung, mehr für die Kultur zu arbeiten als für staatliche Macht, in einem Sinne für das Allgemeine und Gerechte, der den germanischen Stamm vor anderen auszeichnet und der ihn daher vor anderen zur Sührung des Staates geeignet macht, denn die Gerechtigkeit ist zwar nicht das einzige "gundament der Reiche", aber sie ist dasjenige, das sich am wenigsten nachholen läßt; durch Schaden kann man klug, aber nimmermehr gerecht werden. Darum ist der Vorwurf, daß die alte Verfassungspartei über ihren doktrinären Grundsätzen ihre Pflichten als Partei versäumt hat, zugleich doch ein schönes Lob. Sie hat sich den Dank aller verdient, die heute die Verfassung angreifen oder den Liberalismus verhöhnen und die doch von den Rechten zehren, die sie erkämpft, die in den Schulen gelernt haben, die sie eingerichtet hat. Wer weiß, wenn später einmal alle die heute im Streite liegenden Kräfte durch eine weise und fräftige Ceitung ins Gleichgewicht gebracht sein werden, ob nicht ganz Österreich die Zeit segnen wird, in der eine freigebige Hand die Saaten ausgestreut hat! Dann erst wird sich entscheiden, ob die magnarische Regierungsmaxime auf die Dauer wirklich die bessere gewesen ist.

Wenn man die Summe von dem zieht, was vom Jahre 1848 an der Liberalismus in Osterreich geschaffen hat — und man muß da alles mit hingurechnen, was die "reaktionäre" Regierung Bachs aus seinem Programm entnommen hat — so ergibt die Rechnung, daß er es ist, durch den sich Österreich verjungt hat. Er hat teineswegs bloß für die engere Klasse gesorgt, von der die Gegner behaupten, daß er sie einzig vertrete, die kapitalistische Klasse, er hat die allgemeinen Interessen an die Spike seiner Sorderungen gestellt. Oder ist die politische Freiheit dem Arbeiter nicht zu qute gekommen? Wo ware ohne sie die sozialistische Bewegung? Der Liberalismus hat die freie Gemeinde, die neue Schule gebracht, er hat den Bauern die Aufhebung der Robot, dem Bürger eine moderne Gewerbeverfassung gebracht, die er haben mußte, man mag was immer dagegen sagen. Wenn er auch die wirtschaftliche Gesetzgebung in vielen Punkten nach den Interessen seiner Klasse eingerichtet hat und für viele Lüden und Übertreibungen, ja für manche arge Auswüchse verantwortlich gemacht werden muß, so hat er doch auch hier durch die Aufschließung der hilfsquellen des Reichtums Unermekliches für das Ganze geleistet. Übrigens hätten nur jene wirtschaftlichen Klassen das Recht, den Stein gegen ihn zu erheben, die von sich sagen könnten, daß sie weniger auf sich und mehr auf das Allgemeine und die andern bedacht gewesen wären. Unter allen Parteien des Reiches ist die alte Verfassungspartei diejenige, die sich selbst in wirtschaftlichen Dingen — am meisten über die Interessen einer engeren Klasse erhoben hat und dem Programm einer Staatspartei am nächsten getommen ist, durch den inneren Beruf zur Regierung regierungsfähig im besten Sinne zu sein.

Die alte Verfassungspartei hat sich dem Programm einer Staatspartei auch darin anbequemt, daß sie es, obgleich nicht ohne innere Reibung, auf sich nahm, die militärischen und finanziellen Staatserfordernisse zu erfüllen. Sie hat das neue Wehrspstem durchführen geholsen und für die Entwicklung der Wehrmacht Opfer gebracht. Ihr ist es gelungen, zum erstenmal das chronische Defizit für längere Jahre zu beseitigen, freilich unter empfindlicher Schädigung des Staatstredites. Osterreich hat damals den englischen Kapitalmarkt verloren, auf den ein verschuldeter Staat so sehr angewiesen war und den die kluge russische Sinanzkunst sich selbst im Krimkrieg bewahrt hat.

Die Bereitwilligkeit der Partei, für die militärisch-politischen Staatsinteressen einzutreten, versagte, als Österreich das europäische Mandat empfing, Bosnien und die Herzegowina zu oktupieren. Sür den Gesichtskreis der Professoren und Advokaten, die die Partei leiteten, für die Empfindung des Börsenkapitales war das nichts als ein kostspieliges, verhängnisvolles Abenteuer. Die Partei verleugnete ihre Herkunft nicht, im Grunde war sie eine bürgerliche Oppositionspartei, vor allem gegen den Militarismus gerichtet. So wenig wie der Liberalismus in Preußen in der Zeit des Militärkonflikes, bestand sie die Probe auf eine Weltmachtpolitik. Ihr Sturz war die unmittelbare Solge.

Indes war er schon lange vorbereitet, die bosnische Frage gab nur die lette Deranlassung. Die Deutschliberalen vertraten ja schließlich doch nur eine Minderheit der Bevölkerung; sie hätten die Macht auf die Dauer nur dann behaupten können, wenn sie die Pflichten der Regierung eines so weitverzweigten Reiches ganz auf sich genommen und sich durch weise Berücksichtigung aller anderen Interessen zu einer vollen Staatspartei erweitert oder aber wenn sie, auf ihrem beschränkteren Standpunkt verharrend, sich einen genügend großen Teil anderer Parteien rücksichtslos unterworfen hätten. Weder das eine noch das andere haben sie getan, sie blieben, was sie vom Anfang waren, und haben ihr Programm und sich erschöpft. Nachdem sie auf den vielverschlungenen Wegen der Entwicklung Österreichs, in einer Zeit, in der niemand sonst zur Stelle war, das Sühreramt in einer Weise geübt hatten, die ihnen trotz aller Sehler dauernden Nachruhm sichern wird, mußten sie zuletzt von der Leitung zurücktreten, ohne jenen höchsten Ruhm erwerben zu können, der nur dem zuteil wird, der bis zum Ziele gewiesen hat.

Daß sie sich als Minderheit überhaupt so lange und so wirksam an der Macht erhalten konnten, erklärt sich daraus, daß sie die einzigen waren, die die nicht mehr abzuweisende Aufgabe erfüllen konnten, dem Staate eine Verfassung zu geben, und sodann den Ausgleich mit Ungarn auf freiheitlicher Grundlage zu machen. Sür so lange waren sie die berusenen Berater der Krone und von deren Macht getragen, für so lange waren sie die Sührer der öffentlichen Meinung. Wie die physischen Massenwirkungen nicht nur durch die Größe der Massen, sondern auch durch deren Geschwindigkeit entschieden werden, so ist für die sozialen Massenwirkungen immer auch der Schwung der Bewegung mitentscheidend. Alle Begeisterung und Kraft, der Glaube an sich und die eigene Sache war damals bei den Liberalen, ihr Ungestüm riß auch viele andere mit, und diesenigen, die nicht mitwollten, hielten sich meist behutsam zur Seite. "Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich vor ihnen," heißt es in einem Nestronschen Stück; so hielt der Liberalismus viele in Respekt, die ihn für ein bloßes Phantom erklärten.

Wie viel von dem war nun anders geworden. Das goldene Zeitalter der Freiheit war gekommen und hatte nicht alle Abel zu heilen vermocht, ja es hatte einige neue erzeugt. Die Liberalen waren in sich uneinig geworden, sie hatten, oft nur im allzugroßen Eifer für eine gute Sache, viele Interessen verletzt, die sich alle nach und nach zum Worte meldeten. Die Gegner hatten sich organisieren gelernt, die Klerikalen brauchten nur die fertige kirchliche Organisation zu benühen, um in den deutschen Alpenländern weithin Boden zu gewinnen, auch die Seudalen hatten sich gesammelt, die Nationalen traten an manchen Orten eifriger hervor und machten noch einige Eroberungen. Juletzt gaben die Cschechen ihre Abstinenz auf, sie traten in den Reichsrat ein und mit einem Male waren daselbst die liberalen Deutschen in die Minderheit versetzt. Deutschklerikale, Seudale und Slawen bildeten eine konservative Mehrheit und das Ministerium Caasse konnte gebildet werden.

Ich muß hier eine turze Zwischenbemertung einschalten, bevor ich weiter ergählen tann. Die Wendungen unserer inneren Politit sind nur dann gang gu verstehen, wenn man sie im innigen Jusammenhang mit den Wendungen verfolgt, bie unserer äußeren Politik durch die Katastrophen von 1859 und 1866 aufgedrängt wurden. So lange der österreichische Kaiser den Dorsit unter den deutschen Reichsfürsten hatte, so lange mar den Deutschöfterreichern, weil sie das Bindeglied mit dem Reiche waren, zu hause die bevorzugte Stellung gesichert. Der Austritt Ofterreichs aus dem Deutschen Bunde hat ihnen diesen Vorteil vor den anderen Nationalitäten genommen; ja vielleicht hat sich die Gunst von früher in Mißtrauen verwandelt. Ihre Stammesverwandtschaft mit den Reichsdeutschen und ihre geschichtlichen Erinnerungen waren für die Empfindung gewisser einflufreicher Kreise plötlich eine Gefahr geworden und sie, die Bewohner der öfterreichischen Stammlander, die bisher im Staate mit Stolz das Erstgeburtsrecht in Anspruch genommen, mußten jest einige Zeit hindurch das Cos kennen lernen, das den Kindern der ersten Che zuteil wird, wenn die Mutter stirbt und sie zu Stiefkindern werden. Jum mindesten gilt dies von denen von ihnen, die durch ihre liberale Gesinnung und ihre geistigen Interessen mit den Reichsdeutschen in regeren Beziehungen standen; ihre nationalen Gegner durften es sich zur Gewohnheit machen, ihre Treue zu verdächtigen. Daß die Deränderung der inneren Politik nicht gleich nach 1866 hervorgetreten ist, darf nicht wundernehmen, die Auseinandersetung mit Deutschland war ja erst endgültig geworden, nachdem das Deutsche Reich begründet worden war, und die parlamentarische Stellung der Deutschliberalen war ja einstweilen noch zu mächtig, um nicht respektiert werden zu müssen. Wenn das Ministerium hohenwart ein Versuch in der neuen Richtung gewesen sein soll, so war er noch verfrüht, die Deutschliberalen kamen im zweiten Bürgerministerium noch einmal zur Regierung. Aber sie achteten der drohenden Zeichen nicht und verfäumten noch einmal die Gelegenheit, ihre Stellung unbesieglich zu machen, bis sie endlich durch die Bildung des Ministeriums Caaffe überrascht wurden.

Auf liberaler Seite wollte man an die Wendung nicht glauben, man war der Macht so sicher gewesen, man vermeinte im Alleinbesitze parlamentarischer Erfahrung und der Sähigkeit zur Geschäftsführung zu sein. Zur großen Überraschung mußte man sehen, daß die gegnerischen Parteien an geschäftlichen Talenten genügend reif, an Beredsamkeit mindestens ebenbürtig und an parlamentarischer Taktik weit überlegen waren. Die Disziplin des eisernen Ringes gab dem Ministerium Taaffe eine Lebensdauer, wie sie bis dahin noch kein parlamentarisches Ministerium in Österreich erreicht hatte. Das für unmöglich gehaltene war eingetreten, eine konservative Regierung, die man in Österreich auf immer für abgetan gemeint hatte, war wieder da, sie konnte sich behaupten, ja noch mehr, sie hat sich — wenn man von ihrer nationalen Politik absieht — voll bewährt. Mit ihrem Namen ist die Einführung der Arbeitergesetzgebung in Österreich verknüpft, sie hat das sinanzielle Gleichgewicht endgültig hergestellt, die Valutarequlierung gesetzlich gesichert, die Reform der direkten

Steuern eingeleitet. An den wesentlichen Errungenschaften der liberalen Ara zu rühren, hat Taaffe mit Auger Mäßigung unterlassen.

Auch über seine nationale Politik ist nicht so leichthin abzusprechen, als es von deutscher Seite gewöhnlich geschehen ist. Graf Taaffe hatte seinerzeit als Mitglied des Bürgerministeriums das Bergersche Minoritätsvotum mitunterzeichnet, welches die Notwendigkeit eines billigen Ausgleiches mit den Cichechen erkannte, er hat diesen gesunden Gedanken übernommen, aber freilich hat er seine Durchführung verfehlt. Die Leistung, die er von den Cschechen erhielt, war nicht gering. Nicht nur daß sie in den Reichsrat eintraten — das hätten sie vielleicht auch ohne ihn getan — so haben sie sich dort der Regierungspartei angeschlossen und damit, tros der feierlichen Rechtsverwahrung der Deklaration, die Verfassung tatsächlich anerkannt und ihr besonderes Staatsrecht tatsächlich aufgegeben. Überzeugungen und vollends Massenüberzeugungen lassen sich nicht auf Lager halten, sie bleiben frisch nur im Sonnenlichte des öffentlichen Betenntnisses und durch den belebenden Atem ununterbrochener Übung. Der Eintritt der tichechischen Abgeordneten in die Regierungspartei hat den Blid der Nation nach Wien gebannt, er hat ihre Hoffnungen auf den Reichsrat und das Reichsrecht eingestellt und auf das viele oder wenige, was der reichsrätliche Cichechenklub nach dem Grade seiner Klugheit und Catkraft und nach Maggabe der allgemeinen Derhältnisse zu erwirken vermochte. Je langer die tichechischen Abgeordneten in Wien festgehalten wurden, um so sicherer war ihnen der Rüdzug auf ihr Staatsrecht versperrt. Es war eine Politik auf weite Sicht, auf die sich Graf Taaffe einließ — seine Kräfte reichten nicht aus, um sie erfolgreich zu Ende zu führen. Seinerseits mußte er den Tschechen sofort eine ausgiebige Abschlagszahlung leisten, nicht genug daran, mußte er noch weiteres tun, um ihrer für die Abstimmungen im hause versichert zu bleiben. Da die Deutschen nicht dazu zu haben waren, um sie im Ausgleichswege mit einem Kapital ein für allemal abzufinden, so kosteten ihn die Zinszahlungen und Prolongationen, er mochte sparen, wie er wollte, im Kleinbedarf der parlamentarischen Cattit noch eine übergroße Summe, die den Wert der empfangenen Leistung beträchtlich schmälerte. Um das Reich von den tichechischen Ansprüchen freiguhalten, leistete er, mit richtigem Kaltul, seine Jahlungen in Böhmen, aber sein großer gehler war, daß er dabei das richtige Maß nicht traf, weil er die deutsche Macht und die berechtigten Ansprüche unterschätte, die die Deutschen im Cande stellen konnten. Seine Politik läkt sich schlieflich in die Sormel zusammenfassen: die Cichechen dem Reiche einordnen, Böhmen den Cichechen unterordnen. Damit hat er die Deutschen aus ihrem nationalen Gleichmut geweckt; im Landtag in die Minderheit gedrängt, selbst in der Städteturie überstimmt und dadurch jedes gesicherten Anteiles an der Candesverwaltung beraubt, zu deren Kosten sie wesentlich beisteuerten, durch die Stremanriche Sprachenverordnung empfindlich getroffen, gerieten sie in jene Bewegung, welche später so leidenschaftlich zum Durchbruch tam. Anderseits wurden die Cschechen nicht befriedigt, die "Brosamenpolitit" reizte den nationalen Appetit, ohne ihn zu stillen. Zu spät

versuchte Caaffe die Parteien zu versöhnen. Es gelang ihm zwar noch, in gemeinssamen Verhandlungen der Cschechen, Seudalen und Deutschen die Punktationen zu stande zu bringen, aber das war sein letzter Erfolg. Er hatte die Charaktere der handelnden Parteien ganz verkannt und war nicht mehr herr über die aufgeregten Leidenschaften. Die Punktationen konnten infolge des erbitterten Widerstandes der Jungtschechen im Landtag nicht mehr ganz durchgebracht werden und bei den nächsten Wahlen wurden die alttschechischen Abgeordneten "hinweggefegt".

Damit war der Taaffeschen Regierung ihre Unterlage entzogen. Sie war darauf angelegt, die mancherlei Parteien der Rechten zu einer Staatspartei zusammenzufalsen. Trog vieler Widerstände konnte der Plan jahrelang aufrechterhalten werden, weil die Alttschechen, wiewohl unter Rechtsverwahrung, sich zur Teilnahme hatten bestimmen lassen. Die Jungtschechen waren national zu heftig, um ihrem Beispiel folgen zu können. Der eiserne Ring vermochte dem nationalen Drud nicht standzuhalten, die Staatspartei der Rechten zerfiel. Don dem großen Ziel der nationalen Dersöhnung, welches durch die Politik über den Parteien erreicht werden sollte, war Österreich weiter entfernt als je. Graf Caaffe schien zwar im Begriffe, durch Zugeständnisse an die Cichechen, den notwendigen nationalen Ausgleich anzubahnen und außer den Cichechen auch noch alle anderen Parteien der Rechten mit der Derfassung auszusöhnen, indem er sie die Macht genießen lehrte, welche ihnen die Ausübung der verfassungsmäßigen Rechte verschaffte; aber gerade in dem Augenblide, als er durch die Punttationen die nationalen Streitteile zu einigen hoffte, brach das Kartenhaus seiner Pläne zusammen. Er hatte mit fallchen Größen gerechnet, mit den Charakteren der alternden Generation, mit den deutschen Kathederpolitikern und den fügsamen Alttichechen; an ihrer Stelle tauchten auf beiden Seiten die Vertreter der nationalen Rücklichtslosigkeit auf. Es wäre ungerecht, Caaffe allein für diese Verschiebung verantwortlich zu machen, aber wohl darf man es ihm zur Schuld anrechnen, daß er blind für das war, was kommen mußte. Der lette desperate Versuch, den er mit der Wahlreform machte, den nationalen Streit durch den sozialen zu erstiden, zeigt vollends, daß er nicht ein Staatsmann, sondern ein Parteimann und Tagespolitiker war. Die Vertreter des deutschen Bürgertums, die er durch das allgemeine Wahlrecht verschwinden machen wollte, sind geblieben und er mußte das Seld räumen, von seiner eigenen Mehrheit im Stich gelassen. Weil ihm seine nationale Politit miklang, konnte auch sein mit so großem Erfolge eingeleiteter Plan, eine gesunde konservative Partei zu bilden, nicht vollends gelingen. In einer gesunden konservativen Partei durfen in Ofterreich jene konservativen Clemente nicht fehlen, die sich heute noch im deutschliberalen Lager befinden. Eine konservative Partei, in der sie fehlen, wird immer der Versuchung ausgesetzt sein, die nationalen Interessen der Deutschen zu franken, und sie wurde auch sonst das rechte Gleichgewicht einer staatserhaltenden Partei nicht haben, sie wäre doch so zusammengesetzt, daß in ihr die Neigungen zum Rückschritt allzusehr vorwalten müßten.

Seit der Entlassung Caaffes steht unsere innere Politik im Zeichen der nationalen Leidenschaft, die unglückliche hand Badenis hat sie in das Zeichen der nationalen Krise gerückt. Alle Parteizusammenstellungen, die seither gemacht wurden, um eine feste Mehrheit und Mehrheitsregierung zu bilden, scheiterten nach verhältnismäßig kurzer Dauer an der heftigkeit der nationalen Gegensähe. Zuleht blieb nichts übrig, als ein neutrales Beamtenministerium zur Geschäftsführung zu berufen.

Die nationale Krise und ihre Einleitung durch den nationalen Streit in Böhmen bedarf einer besonderen Darstellung. In dem Zusammenhang, in dem ich bin, will ich zuvor nur noch versuchen, das Ergebnis der Entwicklung im übrigen zusammenzufassen.

Die innere Politik Österreichs hat seit 1848 keinen Ruhepunkt gefunden. Wie es nicht anders sein konnte, folgte der durch die Revolution eingeleiteten Auseinandersetzung zwischen Dolk und Regierung die zwischen den Dölkern selbst; im Treibhause der Freiheit mußten sich die nationalen Keime üppig entfalten und sich gegensseitig das Wachstum streitig machen. Gleich in den Geburtsstunden der Revolution sind die Gegensätze hervorgetreten und sie haben alle die Entwicklungen des Derfassungskampses vom Anfang an beeinflußt. Wenn wir dennoch die Geschichte unserer inneren Politik seit 1848 in zwei Abschnitte trennen müssen, in den des Kampses um eine freiheitliche Verfassung und in den des nationalen Kampses, so geschieht dies in dem Sinne, daß der zweite nur noch von den nationalen Gegensätzen erfüllt wird. Die Auseinandersetzung zwischen Regierung und Volk ist beendigt, nur die zwischen den Völkern ist geblieben, die Regierung ist bloß in zweiter Linie beteiligt, soweit gewisse nationale Forderungen an der Machtstellung rütteln, die sie für sich in Anspruch nimmt; der soziale Kamps ist noch nicht soweit entwickelt, um im Vordergrunde zu stehen, vielleicht wird er einen späteren Abschnitt beherrschen.

Daß der Freiheitstampf in diesem Sinne versöhnend abgeschlossen ist, ift ein Ergebnis von hoher Bedeutung, wenn wir uns auch seiner jett noch nicht in Ruhe erfreuen burfen. Der Konkurs der Metternichschen Regierungshinterlassenschaft ist insoweit beendigt, die alte Freiheitsschuld an das Dolt ist bezahlt, das Dolt durch eine Derfassung gegen Beeinträchtigung sichergestellt, falls es seine verfassungsmäßigen Rechte selber zu gebrauchen versteht und den Willen besitzt. Die Regierung hat dafür ihre Selbständigkeit wieder zurückerhalten, soweit sie ihr in einem Verfassungsstaate noch zukommen darf, d. h. sie steht zwar unter Kontrolle einer Volksvertretung, aber im übrigen ist sie wieder in das durch unsere gange politische Geschichte bedingte Grundverhältnis eingerudt: die Regierung ist dem Volke und seiner Vertretung übergeordnet, sie leitet ihren Bestand nicht aus dem Parlamente ab, sie hat die Sührung. Wir sind endlich auf das tonstitutionelle Prinzip in jenem Ausmaß berausgekommen, auf das es in Deutschland immer schon beschränkt gewesen war und das auch den Kräfteverhältnissen bei uns am genauesten entspricht, falls nur die Regierung ihren Posten wieder nach den Sorderungen der Zeit auszufüllen vermag; ist es ja doch blok deshalb nicht gleich in den Anfängen unseres Parlamentarismus zur Geltung gekommen, weil die Regierung zu schwach, und nicht etwa deshalb, weil das Volk überstark gewesen war.

Ich glaube, man darf die Behauptung aussprechen, daß wir auf dieses Maß schon weit früher zurückgekommen wären, wenn die Empfindlickleit der Parteien nicht durch den nationalen Kampf gesteigert worden wäre, wie es denn auch kommen könnte, daß der Fortgang dieses Kampses — oder was erfreulicher wäre, seine Beendigung durch den Friedensschluß — es noch einmal angezeigt scheinen ließe, auf ein parlamentarisches Ministerium zurückzugreisen. Alle übrigen Umstände hätten schon weit früher auf ein Beamtenministerium oder irgend eine andere Sorm der konstitutionellen Regierung kaußerparlamentarischen Ursprungs hingewiesen, sie haben es ja bewirkt, daß fast alle Ministerien seit Taafse schon einen starten Beamteneinschlag erhielten. Das Beamtenministerium ist mehr als eine augenblickliche Derlegenheitsauskunft, es muß uns als das notwendige Ergebnis der ganzen Entwicklung erscheinen, wenn wir von den Beziehungen vorläufig absehen, die der nationale Kamps mit sich bringt.

Die heutigen Parteien — wenn man immer die nationalen Einflüsse ausschaltet - vermögen eine parlamentarische Regierung bei uns so wenig wie in Deutschland zu tragen. Wir sehen, daß in Deutschland, seit dort die großen Verfassungsfragen geordnet sind, die Parteien sich hauptsächlich nach wirtschaftlichen Interessen abgrenzen und damit zu Fraktionen herabsinken. Auch in unserem hause können wir die parteibildende oder vielmehr zersplitternde Kraft der wirtschaftlichen Interessen ganz deutlich verfolgen, wenn sie sich auch unter dem alles beherrschenden Druck des nationalen Interesses nur schwächer zu äußern vermag. Wirtschaftliche Parteiung sett aber die Macht des Parlaments herab, nicht nur weil sie kleinere Fraktionen erzeugt, sondern noch mehr, weil sie die eigenen Ansprüche des Parlaments berabmindert. Es gibt zwar wirtschaftliche Interessen von außerordentlicher Tragweite, an denen lich ein ganges Bolt erhikt und in große feindliche Lager spaltet; die Sozialisten leiten aus ihren wirtschaftlichen Grundsähen die Notwendigkeit einer durchgängigen Neuordnung ab und treten wenigstens theoretisch mit einem großen, das Ganze des Staates, ja der Gesellschaft umspannenden Programm auf. Indes, die meisten wirtschaftlichen Parteien beschränken sich sehr enge, im Kampf um den Erwerb verzichten sie auf alle weitergehenden Ansprüche. Eine "Bauernpartei" läßt ben großen Begriff des Staatsbürgers und des Volkes beiseite, der die Quelle für alle Ansprüche auf Regierung oder Souveränität ist, und verweist sich selber auf ben niedrigeren Plat eines Teiles im Gangen, mit einem beschränkteren Gesichtstreis, in dessen Sehwintel die hohe Politik nicht mehr fällt; sie nimmt Staat und Regierung als gegebene Größen und läft die anderen Parteien und die Regierung auf ihren Gebieten bereitwillig gewähren, wenn sie nur ihrerseits mit ihren Wünschen auf Abstellung der bäuerlichen Klagen befriedigt wird. Nicht anders eine Partei der Grokindustrie: sie nimmt im böberen Stil den aleichen beschränkten Standpuntt ein.

Beobachten wir unser Parlament, so können wir uns leicht überzeugen, daß aus seinem Gesichtstreise die Fragen der hohen Politik, soweit sie sich nicht national reslektieren, seit Jahr und Tag immer mehr geschwunden sind. In allen solchen Fragen ist schoo das Ministerium Taasse mit seinen Mehrheitsgruppen im ganzen ziemlich leicht sertig geworden, leichter als vorher die deutschen Regierungen mit ihren eigenen Parteigenossen, die als richtige Neuerer überall ihre eigene Meinung hatten und, als sie noch im ersten Anlauf waren, mit ihren Solgerungen nirgends haltmachen wollten. Seither sind auch die Deutschliberalen mürbe geworden, sie sind durch andere Sorgen abgelenkt, ihr Liberalismus, ist heute entweder gesättigt oder entmutigt. Eine sehr beträchtliche Zahl von ihnen ist eigentlich konservativ geworden, so sehr sie sich noch gegen diesen Namen sträuben, der bei uns einen Anklang an Rückspritt hat; sie sind es mindestens in dem Grad geworden, als die Konservativen in England oder die Nationalliberalen in Deutschland und sie würden sich mit anderen konservativen Gruppen des hauses leicht zusammensinden, wenn sie nicht durch die nationale Losung davon abgehalten wären, die heute den großen Parteien die Richtung gibt.

In Deutschland erhält immerhin auch gegenwärtig noch das parlamentarische Ceben durch die Gewalt der ins Große gehenden wirtschaftlichen Vorgänge und burch den Bestand der beiden mächtigen Oppositionsparteien, des Zentrums und der Sozialdemotraten, eine hohe Spannung. Bei uns fehlen diese Einflüsse und bei uns hat außerdem der Ausgleich mit Ungarn die Solge gebracht, daß die Aufgabe des Parlaments gemindert und daher auch seine Kraft herabgedrückt wurde. ber wichtigsten Angelegenheiten, die militärischen und die der auferen Politik, sind den Delegationen zugewiesen, in denen durch den Beitritt der Mitglieder aus dem herrenhause der Einfluk des Abgeordnetenhauses verdünnt wird und deren Mechanismus infolge der Eifersucht, mit welcher die Ungarn ihre Selbständigkeit zu mahren wußten, ein so verwickelter geworden ist, daß dadurch ihre Kraft lahmgelegt und die Stellung der Regierung gestärkt ist. Eine ähnliche Wirkung tritt für alle die wichtigen Angelegenheiten ein, die im Sinne des Ausgleichsgesets in beiden Staaten durch übereinstimmende Anordnungen geregelt werden mussen. Die Entscheidung fällt hier fast ganz in den Abschritt vor der parlamentarischen Beratung, in welchem die beiden Regierungen über die den Parlamenten zu machenden Vorlagen einig werden müssen. Solchen Abmachungen gegenüber, die nicht ohne die äußerste Not über den haufen geworfen werden können, sind die Parlamente in einer Art Zwangslage, die sie der Freiheit der eigenen Entschlieftung beraubt; mindestens gilt dies vom österreichischen Parlament, während das ungarische durch die enge Suhlung der Regierungspartei mit dem Ministerium auf die Derhandlungen eher Einfluß gewinnt, abgesehen davon, daß in den Derhandlungen die ungarische Regierung den Vorteil ausnützen kann, daß sie das stärkere Parlament vertritt. Casser hat gefagt, daß jeder Ausgleich ein Ministerium tostet, man tann hinzufügen, daß das Ausgleichsgelet dem ölterreichischen Parlament den besten Teil seiner Macht getostet hat. Die Volksvertretung ist selbst in so wichtigen wirtschaftlichen Angelegenheiten, wie der Jolltarif, tatsächlich aus der Entscheidung ausgeschaltet. Und was bleibt da vollends der Wählerschaft an Einfluß übrig, deren Stimmen sich an so vielen Beratungstüren bricht, bevor sie sich in dem Ministerkabinet oder Ausschußzimmer hörbar machen kann, in dem die Dinge beschlossen werden? Es ist nicht zu wundern, daß mit dem Einfluß auch fast alles Interesse schwindet und die Wählerschaft in allen nicht national anklingenden Fragen der hohen Politik gleichgültig wird. Was sollte es bedeuten, wenn die Abgeordneten versuchen, sie ins Volk hinaus zu tragen, von dem kein Widerhall mehr zurücksommt? Alle starken wirtschaftlichen Interessengruppen in der Bevölkerung haben längst, mit Umgehung des Parlaments, andere Wege gefunden, auf denen sie zeitgerecht an das Ziel gelangen, ihre Wünsche anzumelden.

Der Österreicher achtet die Sormen wenig, er achtet sie im öffentlichen Leben noch weniger als anderswo, weil sie hier noch nicht die Macht der Gewohnheit haben; wenn er überdies bemerkt, daß sie inhaltslos geworden sind, so ist er um so geneigter, sie leichtzunehmen und leichtnehmen zu lassen. Man wird sich des Eindruckes kaum erwehren können, daß unser parlamentarisches Leben, seit die Slut der Freiheitsbewegung abgeebbt ist, der Gefahr völliger Verslachung ausgeseht wäre, falls die nationale Slut es nicht noch in Erregung hielte. Welche Gefahren die nationale Erregung sonst auch für den Parlamentarismus in Österreich gebracht hat, so läßt sich nicht verkennen, daß sie gegenwärtig fast allein noch eifersüchtige Wacht über die Sreiheitsrechte des Volkes hält — freilich vor allem immer nur des einen eigenen Volkes.

In den Zeiten der Freiheitsbewegung hätte ein Beamtenministerium niemals das Dertrauen der Bevölkerung gefunden. Welch gewaltiger Umschwung der Geister hat sich vollziehen müssen, bis die Stimmung fast allgemein geworden ist, die das Beamtenministerium nicht bloß erträgt, sondern, soweit nicht nationale — oder ganz vereinzelt freiheitliche — Widerstände hereinspielen, sogar vertrauensvoll begrüßt, mit einem Maß des Dertrauens, welches das, das die Bevölkerung zu ihren selbstgewählten Abgeordneten hat, mitunter ansehnlich übertrifft.

Man wird unserer Beamtenschaft das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß sie seit 1848 außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Sie ist nicht mehr die Beamtenschaft des Dormärz und der Reaktion, der "Übermut der Amter" ist ihr fremd geworden. Wenn es eine Zeit gegeben hat, in der sie Ideen und Belehrung auf politischem Gebiet vom Parlament, auf wirtschaftlichem von der Börse und Industrie empfangen mußte, so ist sie ganz und gar vorüber. Wir verfügen über einen großen Stab hervorragender Beamter von beherrschender Sachkenntnis und wissenschaftlicher Durchbildung. Für die wirtschaftlichen Aufgaben der Zeit ist die österreichische Beamtenschaft durch ihre Hertunft mehr als jede der wirtschaftlichen Gruppen berufen, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Sie ergänzt sich großenteils aus sich selber, aus den alten Beamtensamilien, die zum Teil einem unbegüterten Amtsadel angehören, der große grundbesitzende Adel hat sich aus vielen Zweigen des Zivilstaatsdienstes so gut wie ganz zurückgezogen, deren Spitzen er früher überwiegend eingenommen hatte; es ist für die Verhältnisse ganz bezeichnend,

daß der hobe Adel gegenwärtig selbst die beiden ihm so lange vorbehaltenen Posten des Ministerpräsidenten und des Erzbischofs von Olmüh nicht zu besehen vermaq. Zwischen landwirtschaftlichen und gewerblichen Interessen wird der österreichische Beamte uninteressiert vermitteln, in dem Kampfe zwischen Unternehmern und Arbeitern nimmt er dadurch eine Mittelstellung ein, daß er einerseits zu den Parteien gehört, die an der herrschenden Gesellschaftsordnung festhalten, anderseits zufolge seiner Angehörigkeit zum Mittelstand aber dem Kapitalismus abgeneigt ist. In dieser letzteren Beziehung ist er wirtschaftlich nicht unvoreingenommen, aber gerade diese Haltung muß ihn der Masse der Bevölkerung naherbringen. Was die nationale Stellung anbelangt, so hat sie Karl Marx vor 50 Jahren dahin beschrieben, daß die Beamten und die Offiziere teiner der Nationalitäten des Reiches 3u3u3ählen seien, sie sähen auf diese alle geringschätzig herab und verträten allein die "österreichische Nation". Für die Beamten von heute gilt dies nicht mehr. Sie sind fast durchwegs national gefärbt, in manchen Schichten sehr lebhaft. "Ein geschmeidiges Werkzeug für den Staatsleiter", wie sie Marx genannt hat, würden sie in der Richtung einer antinationalen Politik nicht mehr sein.

In der Generation der Däter der jungen Ceute, welche sich heute als Juristen ausdilden, war es der Craum fast aller derer, die ihre Begadung fühlten, in die freie Stellung des Anwaltes zu kommen, mit ihren Aussichten auf einen Abgeordnetensit und, wenn es das Glüd wollte, auf einen Ministersit. Mein Dater, der Beamter war, fragte mich als Knaben einmal, was ich werden wollte, und gab selber die Antwort "natürlich Volksvertreter". Wie viele Beamte werden heute so zu ihren Söhnen sprechen? Drückt sich in solchen Stimmungen nicht der Wandel der Zeit aus? Heute suchen zahlreiche begabte junge Leute mit Eiser den öffentlichen Dienst und ihre Jahl würde noch größer sein, wenn sie nicht durch nationale Widerstände verringert wäre. Nicht daß unsere Jugend träger oder selbstschieger geworden wäre, mehr darauf bedacht, sicheres Brot zu erwerben, sondern es sind die Anschauungen über das öffentliche Leben andere geworden und über die Richtungen, in denen gerade die Arbeitswilligen glauben, gesellschaftlich nühliche Arbeit verrichten zu können.

Was unserer Beamtenschaft zur vollen Regierungsfähigkeit fehlt, ist die Selbskändigkeit. Eine Regierung braucht nun einmal den ungebrochenen Willen zur herrschaft, wie ihn die Anlehnung an eine mächtige Klasse oder aber der unsunterbrochene Besitz der herrschaft gibt.

hierin zeigt sich, daß der Riß, den die Metternichsche Zeit in die Ausbildung des österreichischen Staatslebens gebracht hat, doch noch nicht ganz gutgemacht ist. Wir haben wieder an den alten geschichtlichen Ausgangspunkt angeknüpft, die Dolksvertretung hat die Macht verloren, Ministerien durchzusetzen, die aus ihrer Mehrheit zu entnehmen sind, der Kaiser beruft seine Minister, wie er sie einst berufen hat, wieder frei nach seinem Willen — nur daß sie jetzt allerdings der Volksvertretung verantwortlich sind — der Kaiser ist auch wieder im stande, außerhalb

der Volksvertretung brauchbare Minister zu finden. Wir haben also in diesem Sinne wieder eine selbständige Regierung, aber wir haben doch noch immer keine starte Regierung, ich meine eine solche, die, abgesehen von der Persönlichkeit, schon durch ihre Aberlieferungen start ist. Ich habe früher den Ausdruck gebraucht, der Konturs der Metternichschen hinterlassenschaft sei beendigt; wenn ich in diesem Bilde fortfahren darf, so möchte ich nun hingufügen, daß an Stelle der alten Regierungsfirma, die eine Zeitlang unter parlamentarischem Sequester stand, nun zwar wieder eine neue, selbständige Sirma getreten ist, daß diese Sirma aber jung ist und entfernt nicht das Ansehen hat, noch haben kann, welches die alte Sirma besäke, falls sie das XIX. Jahrhundert hindurch ununterbrochen die Geschäfte zur allgemeinen Befriedigung geführt hätte. Wenn mindestens seit dem Metternichschen Zusammenbruch immer eine und dieselbe Richtung der neuen Geschäftsführung eingehalten worden wäre! Aber auch das war uns nicht beschieden. Ich habe es früher unterlassen, im einzelnen zu erzählen, wie oft in dieser Zeit die leitenden Männer gewechselt haben und in wie jähen Sprüngen die sich bildenden überlieferungen unterbrochen wurden. So überwältigend das persönliche Ansehen des Kaisers in diesem halben Jahrhundert seiner herrschaft angewachsen ist, so konnte boch der Glaube an eine starke Regierung in dieser Zeit keineswegs wieder ermedt merben.

Daß unser Volt in seiner mannigfaltigen Ruckständigkeit der sorgfältigsten Pflege durch seine Regierung mehr als andere Kulturvölker bedarf, davon war früher schon die Rede, aber es muß anderseits auch gesagt werden, daß die Pflege an ihm niemals verloren und daß es reif genug war, um dem Chron auch weiterhin solche Berater an die Seite zu stellen, wie sie das Theresianische und Josefinische Zeitalter in reicher Zahl geschmückt haben. Wer möchte nicht dem verlodenden Gedanten nachhängen, was Ofterreich fein konnte, wenn der Glang ber Regierung von Maria Theresia und Josef an niemals verdunkelt worden wäre, wenn die segenspendende Kraft, die damals vom Throne ausging, niemals geruht hätte! Dielleicht muß man von der Person Josefs sagen, daß sie mit ihrer ungestum gebieterischen, revolutionären Schärfe etwas in unsere Derhältnisse hineintrug, was unserem Wesen fremd war und sich ihm nicht dauernd aneignen konnte; in Josef machte sich, worauf Sybel einmal hinweist, das französische Blut des lothringischen hauses geltend. In Maria Theresia aber lebte ein echt ölterreichischer Geist, als ob die ein halbes Jahrtausend währende Verbindung ihres Hauses mit dem Lande alle die besten Eigenschaften des Volkes auf sie vereinigt hätte. Diese ruhige Klarheit und bei aller Milde diese Kraft! Paft nicht auf sie so recht, was der Chronist Ottokar sagt? hat sie nicht, ohne viel in Büchern zu lesen, alles getroffen, was nottut und was Gott gefällt? Nicht gerade in dieser Jülle, aber in dieser Art konnte Österreich, ohne sich zu erschöpfen, wohl ein Jahrhundert lang und darüber die Kräfte aufbringen, um den alten Staat auf unsere Tage herüberzuleiten die Entscheidungen der Weltgeschichte, die Entscheidungen der inneren Politik

wären dann anders gefallen. Wenn von damals an stetig in einem gerechten und aufgestärten Sinn eine und dieselbe Richtung der Regierung sestigehalten worden wäre, das Alte langsam in Neues unwandelnd, dann stände durch die Macht der Massemohnheit manches selsenseit, was heute angezweiselt wird. Wir besitzen eine Staatseinrichtung, bei welcher dies soweit geschehen ist, als es nach menschlichem Masse überhaupt geschehen kann, das ist die Armee. Unter allen Staatseinrichtungen immer am sorgfältigsten gepstegt, voll Cächtigkeit und start durch die stolze Erinnerung ihrer Geschichte, hat sie unter den Einstüssen des alten Systems am wenigsten gelitten; nach ihren Niederlagen hat sie sich in unverdrossener Arbeit wieder zur früheren höhe aufgerichtet. Hätte nicht mit ihr noch manches aus dem alten Österreich herübergenommen werden können, aus seinen Aberlieserungen selt beruhend, trastvoll gebietend und doch verjüngt? Dann hätten wir eine Regierung, die durch ihr ererbtes Ansehen start wäre.

Daß wir eine starte Regierung brauchen, um den entfesselten nationalen Kräften ein Gleichgewicht zu bieten, daran wird niemand mehr zweiseln. Das Problem, das heute in Ofterreich gestellt ist, die Völker in Freiheit einig zu erhalten, ist viel schwieriger als das war. Deutschland staatlich zu einigen, denn Deutschland war schon geistig geeinigt; Bismard war im Grunde nur der weltliche Vollstreder des Testamentes von Luther, von Schiller, Goethe und Kant, und selbst das Werkzeug zur Vollstredung, die preußische Armee und Beamtenschaft, war fast fertig ausgebildet; seine Meisterschaft bewährte sich eben darin, daß er das Instrument mit teinem stärteren Drude einführte, als es sein mußte, und daß er den Eingriff genau nach den Grenzen der geschichtlichen Dorbereitung vollzog. In Osterreich laufen die Spurlinien der geschichtlichen Entwicklung wirr durcheinander, noch tein Auge vermochte sie unzweideutig zu lesen. Der feste Stamm des Staates ist erst gewachsen, nachdem viele Kulturblüten geknickt waren — seit die behauenen Wurzeln wieder frisch treiben, streiten die Schöflinge um Licht und Luft, dem Stamm aber drohen sie die Nahrung zu entziehen. Rudblidend vermögen wir den schwer durchgedrungenen Gedanken der Gründung Osterreichs zu verstehen, die Krafte, die seine vollendete Gestalt bestimmen sollen, sind noch im dunkeln Ringen.

Wilhelm Raabe und Österreich.

Ein Gedenkblatt.

Don Wilhelm Kojd.

In einem heimlichen Winkel des alten Berlin, in der Spreegasse, begann am 15. November 1854 ein junger Student seine literarische Laufbahn. Es war ein wehmütig liebliches Lebensidyll, das er schrieb und die "Chronik der Sper-

lingsgasse" nannte. Mit der Kraft eines Mannes und der Liebe eines Jünglings schöpfte er sie aus seinem innersten kindlichen Gemüte.

"Es ist eigentlich eine böse Zeit, das Cachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil. Auf der Serne liegen blutig dunkel die Donnerwolken des Krieges und über die Nähe haben Krankheit, hunger und Not ihren unheimlichen Schleier gelegt; — es ist eine böse Zeit!" In diesem einen, in diesem ersten Satze seines ersten Buches stedt schon der ganze Raabe, der Dichter und Denker, der das Weh der Welt in seiner Tiese ersast und ergründet, Raabe, der heitere Tröster, der mit seinem goldenen humor über die Not des Alltags hinweghilft, nachdem er an der Vergangenheit den Blid geschärft hat für die Jukunft, und nicht zuletzt Raabe, der sich selbst und seinem Volk getreue deutsche Mann, der ausharrt bis ans Ende.

Surwahr, es ist dem bescheidenen Jatob Corvinus, wie sich der Verfasser jener wunderbaren Chronik anfangs genannt hat, nicht leicht geworden, seinen Weg in der Welt zu machen. Und bennoch, er rang sich durch und mußte siegen, weil er niemals aufhören konnte, an das Ideal und den Sieg alles Guten zu glauben. Robert Prutz, der temperamentvolle Journalist und Politiker, der ebenso eifrige Dichter und Literarhiftoriter, dieser topische Vertreter der ausgehenden Revolutionszeit, hat die Dichtung der Sünfzigerjahre, aus denen Raabe emporgewachsen ist, in seinem Buche "Die beutsche Literatur ber Gegenwart" von seinem Standpunkt vortrefflich charakterisiert. Die Politik hatte dem gesamten Volke gründlich den Magen verdorben. Die unverdaulichen Massen von Flugblättern, Broschüren, Zeitungen und was damit zusammenhing, bildeten seine einzige Kost, mit der es sein geistiges Leben notdürftig fristete. Die Kunst und ihre Wissenschaft hatten sich ins Austragstübchen zurückgezogen, und einen neuen Brand von Alerandria hätte man kaum beachtet. Nun galt es anderes und wichtigeres zu tun als Bücher zu lesen oder Derse zu schreiben. Politische Geschichte, Nationalökonomie, Aktienvereine, Dampfmaschinen allein sollten den Gesichts- und Gedankenkreis des modernen Deutschen erfüllen. Der Idealismus der deutschen Dichtung sei der Sirenenlockruf der Philisterei gewesen, darum hinweg mit der Literatur, hinweg mit den Poeten, den volksverderberischen! So etwa lautete der Bannfluch, den diese politische Zeit für die deutsche Muse übrig hatte, sofern diese nicht so klug war, ein politisches Mäntelchen umzuhängen. Als Tendenzpoesie konnte ihr hohles Schreckgespenst einigen Beifalls auf dem Welttheater sicher sein. Und so trieb dieses Scheinwesen bald als Herweghsche Schlachtenjungfrau, bald als zartes Kind von Amarantner Sufe eine Zeitlang sein ärgerliches Doppelspiel. Selbst in den ernsthaft literarischen Kreisen, diesen Oasen, die auch in der wüstesten Zeit niemals untergehen, konnte damals nur ein Kaufmannsroman, wie Frentags "Soll und haben" jum Lieblingsbuche werden. Robert Drut beurteilt die gefährliche Krise seiner Tage sehr richtig. Er warnt vor einer Unterschätzung des Ideals und der Literatur ebenso wie davor, jeden Poeten sogleich auch nach seinem politischen Glaubensbekenntnis zu fragen oder ihm die Pistole eines an sich wohlgemeinten, aber in seiner einseitigen Anwendung doch herzlich philisterhaften Moralspstems auf die Brust zu setzen.

Im folgenden stellt er sodann die seiner Meinung nach daratteristischen Zeitgenoffen zusammen. Drofte - hülshoff, deren "Geistliches Jahr" 1851 erschienen war, Stifter, der seine "Studien" soeben gesammelt hatte, Mörike, Dichler, Hebbel, Ludwig, Scheffel, sie alle sind Prut unbekannt, oder er glaubt sie ruhig übersehen zu dürfen. Das charakterisiert seine Zeitverhältnisse noch besser als sein Buch selbst. Und so ist es nicht zu verwundern, daß Jakob Corvinus, der für seine "Chronik der Sperlingsgaffe" teinen Verleger gefunden und sie auf eigene Kosten hatte druden laffen, von Prug gleichfalls übersehen wird. Mit dem Jahresdatum 1856 erschien sie auf dem Büchermarkt in der besten Gesellschaft von Dichtungen anderer unbekannter Autoren, wie Mörikes "Mozart auf der Reise nach Prag", Ludwigs "Zwischen Himmel und Erde" und Kellers "Ceuten von Seldwyla". Und auch Raabes Erstling wurde anfangs ebensowenig gelesen und ebensowenig gewürdigt wie diese. Indes ist des Dichters Name bekannt, geachtet und berühmt geworden in allen deutschen Canden. Ein neues Geschlecht voll Sturm und Drang ehrt in ihm das epische Universalgenie der Deutschen im XIX. Jahrhundert. Detlev von Liliencron, Emil von Schönaich-Carolath und von den Jüngsten hans hoffmann bekennen sich offen als seine Getreuen. Don namhaften Journalisten verkunden Heinrich hart und Adolf Bartels seine hervorragende Bedeutung. Ja dieser nennt Raabe sogar den deutscheften unter den lebenden Dichtern, nicht im Sinne der bewußten Dertretung des nationalen Gedantens, sondern im Sinne des deutschen Grund- und Urwesens, das unbewußt den Menschen bildet, den Charakter gestaltet, die Poesie durchdringt, keine Worte macht, aber überall vorhanden ist.

Raabe ist kein heimatdichter in der modernen Bedeutung, seine Werke haben ihr Cokalkolorit von den verschiedensten Gegenden empfangen. Überall weiß er Bescheid, am liebsten freilich weilt er auf deutscher Erde, an deren ideellem Zusammenhang er zu allen Zeiten festgehalten hat. Oft und gern ist der Norddeutsche nach dem Süden gezogen, und einen Lebensabschnitt hat er in Stuttgart verbracht. Auch das gastliche Österreich, wo seine Stammesbrüder hebbel und Caube eine zweite heimat gefunden hatten, und das, zumal die Eisenbahnschienen alle Gegensätze überbrückten, selbst dem ärgsten Kleindeutschen die preußische Spize abgewöhnte, sobald er nur in Wien, im alten Wien, der einzigen Kaiserstadt, weilte, hat Raabe einige Male beherbergt.

Dielleicht ist es kein Zusall, daß Raabes tiefste und darum unvergänglichste Schöpfung "Der Schüdderump" seine Handlung in Wien beschließt, daß sein schöpfung "Der Schüdderump" seine Handlung in Wien beschließt, daß sein schöpfung "Hollunderblüte" in dem romantischen Prag die Wurzeln seiner wunderbaren Kraft entsaltet, daß die költliche, von wirkungsvollstem humor belebte Geschichte "Keltische Knochen" einer Erinnerung an den Hallstätter See seine Entstehung verdankt, daß der Zauber des alten Brigantium in seiner buntprächtigen geschichtlichen Erzählung "Der Marsch nach Hause" von

neuem verherrlicht erscheint. Dielleicht wollte Raabe zeigen, welche vielseitige Anziehungstraft gerade Österreich auf sein norddeutsches Gemüt ausgeübt hat und beweisen, daß er tein undankbarer Gastfreund gewesen sei, vielleicht wollte er sich selbst und seine Lebensarbeit den österreichischen Brüdern näherbringen, vielleicht tat er dies alles unbewußt.

Wer Raabe kennt, wird ihn verehren, muß ihn lieben! Schön und eindringlich hat er sich uns Österreichern in den eben genannten Dichtungen empsohlen. Zu ihnen gesellt sich noch die harmlos niemand verlehende politische Satire "Gutmanns Reisen", die gleichfalls auf Österreich Bezug nimmt. Eine Betrachtung dieser Werke wird zugleich eine Würdigung von Raabes dichterischer Gesamtpersonlichkeit ergeben. Zeitlich am ersten steht die "Hollunderblüte", eine Erinnerung aus dem "Hause des Lebens", die Raabe 1863 versaßt und in seiner Novellensammlung "Serne Stimmen" 1865 zum ersten Male veröffentlicht hat.

Ein alter Arzt, ein seltener Charakter voll Güte und Liebe, der die schwierigste Aufgabe seines Berufes stets darin sieht, die hinterbliebenen zu trösten, wenn sich seine Kunst und Wissenschaft am Patienten machtlos erwiesen, und dieser im frischen Sarge ruht, erzählt uns ein Erlebnis aus seiner Jugend.

Wie er als wilder Student auf dem Prager Judenfriedhof ein traumhaft schönes Mädchen Jemina kennen lernt, wie sich ihre herzen in geheimer Liebe finden, wie sie berauscht vom Dufte der Hollunderblüte immer mehr ihre eigene innere Schönheit erkennen, Jemina aber im Bewußtsein aller Gegensätze und voll bitterer Codesahnung ihre tiefe Neigung bezwingt, und er selbst Prag dann verlassen muß, wie er später in die alte Musenstadt zurücksehrt und Jemina wirklich tot findet, diese leidvolle Geschichte seiner Jugend läßt uns der Alte erschüttert miterleben. Raabes "Hollunderblüte" ist ein Saitenspiel voll tönender Allgewalt. Alle Attorde des menschlichen Seelenlebens von der hellsten heiterkeit bis zur schwersten Wehmut werben barin angeschlagen und klingen harmonisch aus. Wir fühlen uns unbedingt an die wehmütig schönen Stimmungsbilder Storms erinnert. Dielleicht fällt uns das zaubervolle Zwielicht von "Immensee" ein, vielleicht das Dämmerduntel von "Posthuma", vielleicht die entsagungsvolle Erinnerung "Ein grünes Blatt" ober die bitteren Bilder "Auf dem Staatshof" und "Auf der Universität". Manche Motive, die uns hier begegnen, tehren in Raabes "hollunderblüte" wieder, in der Sprache, ja selbst in der Technik lassen sich gewisse Ahnlichkeiten mit der einen ober der anderen von Storms Jugendnovellen nicht abweisen.

Dor allem ist in der "Hollunderblüte" der von Storm eingeführte Typus der Erinnerungsnovellen festgehalten, die Vorliebe für Blumen, die das Memento vermitteln, der alte Mann als Erzähler seiner Jugendliebe und die Ich-Sorm dieser Erzählung. Wenn Paul Schütze in seiner liebevollen Sestgabe für Storm von diesem sagt, er sei ein Meister in der Kunst, durch das Unausgesprochene zu wirken und im Dämmerschein ahnen zu lassen, was andere in ein helles, oft zudringliches Tagesslicht rückten, so kann man dieselben Worte auf Raabes "Hollunderblüte" anwenden.

Sie ist eine satte Spätfrucht vom vollen Baume der Romantik, nicht allein in ihrem äußern Milieu, sondern vielmehr in ihren innersten Beziehungen. Wir wissen, daß Goethe in seinen "Sprüchen in Prosa" das sogenannte Romantische einer Gegend definiert als ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Sorm der Vergangenheit oder, was gleichlautet, die Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit. Und hiefür bietet Raades Dichtung ein ausgezeichnetes Beispiel. Ein geheimnisvoll, inniger, sprischer hauch weht uns daraus überall entgegen, und wie in Tiecks "Blondem Eckbart" die berühmten Verse von der Waldeinsamkeit nach A. W. Schlegel die Quintessenz des ganzen stimmungsvollen Märchens enthalten, so gipfelt in dem solgenden Liede, das der alte Arzt in der "Hollunderblüte" auf dem Notenpult seiner verstorbenen Patientin aufgeschlagen sindet, die Sülle der Gedanken und die überquellende Kraft des Gemütes dieser Novelle:

"Cegt in die hand das Schicfal dir ein Glüd, Mußt du ein andres wieder fallen lassen: Schmerz wie Gewinn erhältst du Stüd um Stüd, Und Tiefersehntes wirst du bitter hassen.

Des Menschen hand ist eine Kinderhand, Sie greift nur zu, um achtsos zu zerstören; Mit Crümmern überstreuet sie das Cand, Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand, Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten, Greif zu und halt! — — — da liegt der bunte Tand; Und klagen mussen nun, die eben lachten.

Cegt in die Hand das Schickal dir den Kranz, So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken; Zerstören wirst du selbst des Cebens Glanz Und weinen über den zerstreuten Stücken."

Das ist Wilhelm Raabe, der Enriter! Aus seinen zahlreichen Erzählungen ließen sich noch mehrere solcher Gedichte sammeln, die von der starten Inrischen Ader Raabes Zeugnis geben. Mit einer ähnlichen Herzensglut hat auch ein anderer deutscher Novellist, Adalbert Stifter, seine Meisterschöpfungen geschrieben.

Aber noch eines hat vor allem die "hollunderblüte" mit den besten der "Studien" gemein: auch in ihr ist das Lokalkolorit ausgezeichnet getroffen. Raabe schildert Prag aus örklicher Anschauung, und kein Einheimischer könnte an dieser Schilderung seiner Vaterstadt einen Makel sinden. Der ganze Jauber der alten Residenz deutscher Kaiser und böhmischer Könige kommt über uns, wenn wir mit dem Erzähler über versunkenen Palästen auf dem Wyschehrad umherschweisen oder die steilen Gassen der Kleinseite zum hradschin emporsteigen, um von der Mauerbrüstung die stolze Stadt zu unsern Süßen zu sehen. Wir folgen ihm in die kühle dämmerige halle des Domes von St. Deit dis zu dem purpurnen Baldachin über dem Grab des

hl. Nepomut und dem großen Türring an der Wenzelstapelle, wo sich der große herzog und Landespatron im Todestampse sesthielt. Träumend bliden wir von der uralten steinernen Brüde in die Moldau hinunter, träumend lauschen wir vergangenen Stimmen. Und in all' diese süße Wehmut mischt sich der träftige humor des Dichters. Wir sehen, wie in dieser Schönheitswelt irgendwo ungemein schmuzige Wäsche getrocknet wird, oder wie der Erzähler vor dem Judenfriedhof die sechs Kreuzer aus dem Geldbeutel zieht, welche die kaiserlich-königliche Polizeibehörde dem Pförtner bewilligt hat, wenn ein Fremder Einlaß in das Reich des Todes begehrt. Eine schwächlich sentimentale Stimmung kann also nirgends austommen. Frisches Leben pulsiert überall. Auf dem großen Ring hören wir die Mädchen slawisch und deutsch durcheinander schwazen und am Abend die Lieder der frommen Beter an der Mariensäule, wir sehen die italienische Wache die ungarischen Grenadiere am Rathause ablösen und das bunteste Leben wie in einer Zauberlaterne wechseln.

Raabe wirkt burch starke Gegensäße. Der Fluß der Erzählung ermüdet nie, verfällt aber auch nirgends in das Extrem. Den größten Spannungsessett vermag der Dichter durch seinen Humor gleich zu ironisieren. Und selbst die grausigste Stimmung gewinnt hiedurch nur scheindar an Härte. Denn, indem er sofort die entgegengesette Stimmung erzeugt, stellt er in der Darstellung das ewige Gleichmaß des Lebens wieder her und mahnt uns, daß über dem subjektiven Eindruck des Einzelnen und des Augenblicks das objektive Gesetz der Allgemeinheit und Ewigkeit steht. So etwa müssen wir uns die Szene erklären, da der in Prag bestürzt angelangte junge Arzt beim ersten Anblick von Jeminas Dater nicht verstanden wird, und dieser meint, er frage nach der längst verkauften Uhr, die er ihm als Student verpfändet habe. Auf die Frage des Jünglings: "Sie lebt? Sie lebt? Sie ist nicht gestorben? Ihr habt sie nicht begraben, wie Mahalath?" antwortet darum der an bildliche Ausdrücke gewöhnte jüdische Händler: "Nu, warum soll sie nicht leben, sie läuft auf die Minut' — aber — aber, der junge Herr wird entschuldigen, ich hab' sie nicht mehr — womit kann ich dem Herrn dienen?"

Eichendorff hat das novellistische Stimmungsbild in die deutsche Literatur eingeführt, Stifter hat es episch verdichtet und Inrisch vertieft, Storm hat ihm seine zarteren Grundsormen zurückgegeben, dabei aber die Tragik seiner meisten Stoffe in die vor der Tat zurückgegeben, dabei aber die Tragik seiner meisten Stoffe in die vor der Tat zurückseinende Schwäcke des Helden verlegt. Raabes Helden dagegen sind nie Schwächlinge. Die Tragik ihres Geschicks, das sie tapser überwinden, beruht in dem allgemeinen Lebensgeheimnis. Raabes Blick ist setes auf die Gesamtheit der Erscheinungen gerichtet, Storm begnügt sich mit einem Ausschnitt daraus, und in dieser Hinsicht wird er von dem jüngeren Raabe überragt. Die nähere Begründung dieses Werturteils sei einer späteren Zeit überlassen, wir wollen ihr nicht vorgreisen und unser Augenmerk nunmehr auf eine andere Erzählung lenken, die wiederum in Österreich spielt, allein einen von der "Hollunderblüte" völlig verschiedenen Charakter ausweist. Es ist dies die überaus launige Geschichte von den

"Keltischen Knochen", die Raabe im Mai 1864 niedergeschrieben und in der Sammlung "Der Regenbogen" 1869 herausgegeben hat.

In den Tagen des österreichisch-italienischen Feldzuges von 1859 weilte Raabe in Wien. Noch heute steht ihm der Augenblick in Erinnerung, da er eines Tages aus dem Esterhazykeller in die heiße Junisonne hinaufsteigend, die Stadt in Bestürzung über Magenta sah. Don Wien suhr er dann über die Donau nach Linz, verweilte am lieblichen Traunsee, im regennassen Isch und am Hallstädter See, dieser Schönheitsperse des Salzkammerguts, wo er sich denn auch etwas für seine Zwecke holte, die schon genannten "Keltischen Knochen".

Der Prosettor Zudriegel von einer kleinen nordbeutschen Universität, der Altertumsforscher Steinbuchse aus Berlin, der lyrische Dichter Krautworst aus hannover und der Erzähler bilden jenes wunderliche Charakterquartett, dessen Chor in Hallstatt keinen einzigen Tag zusammenstimmt, bis es schließlich ebenso disharmonisch auseinandergeht, wie es des Schickals Cücke ursprünglich vereinigt hat. Zuckriegel und Steinbüchse verfolgen ihre privaten wissenschaftlichen Zwecke und suchen für jeden Preis aus den Keltengräbern am Rudolfsturm einer brauchbaren Erinnerung habhaft zu werden. Sie geraten vorerst in einen tollen Gelehrtenstreit. "Ich werde gegen Sie schreiben, sich werde der Welt Ihre hypothesen vorlegen und in der rechten Beleuchtung zeigen," droht schlieflich der lederfarbene Steinbüchse mit seinem papiernen Dolche, worauf Zuckriegel mit Scharfrichtermiene schlagfertig erwidert: "Schreiben, schmieren Sie! Ich werde Sie niederschreiben, ich werde Sie plattschreiben wie eine Bettwanze." Auch Krautworst, als Iprischer Dichter Roberich von der Leine, bekommt natürlich seine Hiebe, und nur das völlige Miklingen des von den endlich versöhnten Sorschern schlau ausgeheckten Diebsplanes vermag seinen Gleichmut wieder herzustellen.

Die "Keltischen Knochen" gehören nicht zu den vorzüglichsten Erzählungen Raabes, jedenfalls aber zu seinen am meisten spaßhaften, humorvollsten. In ihrer Situationskomik beruht die Wirkung dieser Satire, gemünzt auf gewisse unvermeidliche Menschen und Zustände, die sich nicht nur in der großen Gesellschaft, sondern auch im Reich des Schönen und in der Gelehrtenrepublik sinden und hier besonders lächerlich erscheinen. Dabei ist diese Satire äußerst harmlos. Kein akademischer Senat der Welt und keine Dichtergenossenschaft wird gegen sie etwas einzuwenden haben, ebensowenig wie die freundliche Stadt Linz, die der gequälte Lyriker Roderich von der Leine unter anderem mit folgenden Versen in heines Manier bedenkt:

"Ling ist eine schone Stadt, Die schlecht Pflaster, einige Menschen Und auch ein Theater hat."

Was fr. Th. Vischer als den eigentlichen humor bezeichnet, das "absolut Komische" lacht uns aus den "Keltischen Knochen" weltfroh entgegen. Nur eine einzige ernste Episode hat der Erzähler in die handlung eingeflochten, seine Begegnung mit einem alten Mütterchen, deren Sohn eben den Seldzug gegen Italien mitmacht. Der grausame Würgengel des Krieges wirft so einen leichten Schatten über jene Sphäre ausgelassenter heiterkeit. Aber dieser Ernst stört hier ebensowenig wie in der "Hollunderblüte" das komische Misverständnis von Jeminas Dater am Schlusse. Auch in den "Keltischen Knochen" will der Dichter dadurch nur den objektiven Charakter seiner Erzählung zur Geltung bringen und sie über das Niveau einer bloß possenhaften Geschichte erheben. Im Leben steht ja das ungleiche Geschwisterpaar leidvoller Ernst und heitere Laune ebenso dicht nebeneinander.

Nach dem Erscheinen der "Chronit der Sperlingsgasse" hatte Hebbel eine turze Besprechung dieses Buches mit der grage eingeleitet: "Eine portreffliche Ouverture, aber wo bleibt die Oper?" In der großen Romantrilogie "Der hungerpastor", "Abu Telfan", "Der Schudderump" gab nun Raabe selbst die schönste Antwort. Das lettgenannte Wert erschien 1869 zum ersten Male. Es bildet den Abschluß einer nicht stofflich, sondern nur ideell zusammenhängenden Menschheitstragodie, die Paul Gerber in seinem Buche über "Wilhelm Raabe", der ersten umfassenden Würdigung seiner Werke, recht gut charafterisiert: "Der hungerpastor' führt die Energie und die Erhebung jum Idealen auf den Lebensgrund gurud und läft sie aus ihm ihre Stärkung zum Kampfe gegen die gemeine und schlechte Wirklichfeit finden. "Abu Telfan" zeigt dann die Unvermeidlichfeit, die Angst und den Ausgang des Kampfes. ,Der Schudderump' endlich stellt beide, die Energie und die Erhebung zum Idealen und die gemeine und schlechte Wirklichkeit vor den Schreden und Frieden des Todes." Aber die Einheit dieser drei Romane ist vom Dichter im voraus nicht geplant worden. Sie hat sich ihm unwillkürlich und unbewufit beim Abschluß des "Schüdderump" ergeben, der als sein reifstes und tiefstes Wert den höhepuntt in seinem Schaffen bedeutet.

"Der Schüdderump" ist der Name eines Karrens, der in der Pestzeit irgendwo am harz zur schnelleren Bergung der Leichen verwendet wurde. Im Roman hat er nur symbolische Bedeutung. Der Schauplatz wechselt zwischen einem Dörslein Krodebed im harz und der Weltstadt Wien, wo diese erschütternde Tragödie einer schönen, lieben und guten Menschesele ihr Ende findet. In dem heiteren, völkerwimmelnden Freudenmeer, mitten im Glanz und Glast des Reichtums verblüht die irdische Schönheit des Fräuleins Antonie v. haußenbleib, des wilden Bettlerkinds von ehedem zu Krodebed. Einen schärferen Gegensatz hätte der Dichter kaum sinden können als diese welkende Lebensblüte und die lachende, lodende Riesenstadt an der Donau.

"Der Schüdderump" ist nicht nur eine reife Ideendichtung, deren Lebensphilosophie freilich zunächst unter dem Einflusse Schopenhauers steht, den der Dichter seit 1868 eifrig zu studieren begonnen hatte, "Der Schüdderump" ist auch, und hierin beruht sein besonderer Wert, ein Charakterbild von seltener Güte und Seinheit. Jane Warwolf, der Chpus des unverwüstlichen, gesunden Volkselements, Junker Hennig, der trotzige wilde Junge, Conies Spielkamerad, der an ihrer Matraten-

gruft zum Manne wird, das Fräulein Abelaide von Saint Trouin, dieses vergilbte Jungserlein, deren Armut sie lebenslänglich zur Gouvernante verurteilt, der alte Ritter von Glaubigern, ein moderner Cato und echter Sproß der roten Erde, der Edle von Haußenbleib, Tonies Großvater, troß Adelsbrief und Geldsad ein abgeseimter Schurke, und schließlich Tonie selbst, diese heldenhaste Märtyrin um ihrer Seele willen — das sind Charaktere, um die ein Dramatiker Raabe beneiden könnte. "Der Schüdderump" ist aber auch eine soziale Dichtung, die tief in die Not und das Grauen der untersten Volksschichten hinableuchtet, wenn sie uns etwa im Siechenhaus zu Krodebed zeigt, was der Mensch auszuhalten vermag und dabei doch noch immer ein Mensch bleibt und ost sogar einer der besten.

Uns interessiert por allem der zweite Teil des "Schüdderump", der in Wien spielt. Und hier mussen wir besonders die Sähigkeit Raabes bewundern, mit der er, der Norddeutsche, das Wiener Milieu zu schildern vermag. Ein einziger Pinselstrich von seiner reichen Palette genügt, und gleich taucht eine ganze Welt von Vorstellungen in uns auf. Hatte er in der "Hollunderblüte" das Bild der Stadt Prag aus dem beginnenden XIX. Jahrhundert festgehalten, so zeigt er uns nun Wien in den Sunfzigerjahren, da am Nordbahnhof die Sigeunerbande immer noch den Radehinmarich spielte und Mariahilf nur eine Dorstadt war. Wir begleiten den Junker Hennig auf seiner Sahrt dahin, die über Prag, Brunn und Lundenburg führt, lernen seine Reisegesellschaft tennen, den schüchternen bohmischen Geiftlichen, ber seinen mitreisenden Glaubensbruder, den schneidigen Dorfpfarrer aus Ungarn, für einen Lutheraner hält, weil er ihm zu wenig geistlich aussieht, und das hübsche Dämchen aus der Entengasse zu Wien, das gar nicht ungehalten ware, wenn der Junker Hennig ihr noch ein wenig mehr Aufmerksamkeit zuwenden wollte. In ber Weltstadt angelangt, nimmt dieser im Reisendenviertel auf ber Caborstrafe sein Absteigequartier, gerät dann gur Serdinandsbrude und weiß nun genug von der Topographie des Ortes, um zu überlegen und mahlen zu konnen zwischen den Codungen des Praters und den Reigen der innern Stadt. Natürlich bezwingt die Umgebung des Stephansturmes sein ländliches Herz. Und nachdem er eine Weile auf dem Glacis und den Crümmern der Basteien umhergeirrt, findet er seinen Weg durch die Kärntnerstrafte und muß brummend zugeben: "Es ist doch eine pornehme Stadt. Schade, daß wir sie nicht an unser Berlin anhängen können, wir wurden dann, glaube ich, jedes andere Neft rund um den Erdball herum um mehrere Nasenlängen schlagen!" Und wie vortrefflich weiß der Dichter eine Mietskaserne in dieser vornehmen Stadt mit wenigen Worten zu charakterisieren. Die unteren Stockwerke füllen elegante Läden, aus denen rosige Jungfrauen und Dienerinnen, diese "naschenden Dernichterinnen aufgekeimten Wohlstandes" ihren heimkehrenden hausherrn, der den dritten Stod bewohnt, hold anlächelnd mit Kichern und Kufthändchen begrüßen. Und darüber hinaus steigt ein Bienenstod mit seiner summenden Bevölkerung bis hoch in den blauen Wienerhimmel hinein und gibt noch einem wunderlichen Dolte von Studenten, Jungern der taiserlichen Kunftschule, Photographen u. s. w. Licht genug und Schutz gegen Wind und Wetter fast zur Genüge. Und der hausmeister weiß, welche Stellung ein hausmeister diesem unberechenbaren Völkchen gegenüber einnimmt.

Im Carltheater bewundern wir den alten Nestron in seinem eigenen Meisterstück "Einen Jug will er sich machen" und hören in der Oper den hohen Genius Beethovens. Köstlich, nicht ohne eine kleine Bitterkeit, wird der Wiener Leichtsinn ironisiert in der Madame Emanuele Werdenberg, deren gichtfranker Gatte augenblicklich in Karlsbad weilt — seinen linken Suk in Wachs hat sie erst vor vierzehn Cagen in Gebet und schwarzer Wollrobe nach Mariazell gebracht — und die trokdem Zeit und Caune genug besitzt, um die Conie von Haukenbleib, dies kleine, bleiche Passionsblümerl aus dem Norden, diese Seine, die's versteht, die halb Wien mit ibrer hektik zu ihren füßen felthält, dem Junker Bennig gegenüber ins rechte Licht zu setzen. Wilhelm Jensen meint einmal über die Romantrilogie, die "Der Schüdderump" abschließt, eine herbere Weltanschauung sei nie in einem Kunstwert niedergelegt worden. Und in der Cat fehlt diesem letzten Werke mitunter sogar jene befreiende Seite des humors, die sonst für Raabe typisch ist. So schwer lastet das drückende Weltleid im Sinne Schopenhauers über dem Ganzen. Dennoch aber konnte dieser beutsche Lieblingsphilosoph auch auf Raabe seinen Einfluß nicht für immer behalten. Bereits in einer seiner nächsten Dichtungen, in dem frisch-fromm-fröhlichen "Marsch nach hause" hat sich Raabe seine beste und schönste Eigenart von selbst wiedergegeben. 1869 hatte Raabe mit Frau und Kindern in Bregenz am Bodensee icone Sommermonate verlebt; von daher ist ihm das alte Brigantium immer in freundlicher Erinnerung geblieben. Dort hat er auch den Stoff zu dieser prächtigen geschichtlichen Novelle gefunden, die dann 1873 in seiner Sammlung "Deutscher Mondschein" zum ersten Male erschienen ift.

Man tut Raabe Unrecht, wenn man seine Dichtungen immer und immer wieder auf ihren Ideengehalt untersucht, denn er ist doch in erster Linie Dichter, ber zum Schauen und noch mehr zum Sühlen anregt. "Der Marich nach hause" beweist dies aufs beste. Es sei nicht in Abrede gestellt, daß die tragische Idee der nationalen Bedrängnis im hintergrunde steht, wenn der Dichter mit einem feinen Juge den schwedischen Kriegstumpanen in Lindau nicht einen Deutschen, sondern einen Italiener gegenübertreten läßt und damit andeutet, daß Deutschland an seinem arökten Kriege nur einen negativen Anteil hatte. Die hauptsache bleibt doch das Zeitbild, das ein lebendiges Leben lebt. Kein Charakter ist verzeichnet, die alemannische Urnatur der Frau Sortunata, der Taubenwirtin von Alberschwende, konnte nur einer schildern, dem das schwäbische Wesen selber in Sleisch und Blut übergegangen ist. Und wie prächtig nimmt sich ber eigentliche held, Sven Knudson Knätabrod aus, dieser heimwehtrante, heldenhafte Schwede, der in Vorarlberg seine zweite Heimstatt findet! Nirgends scheut der Dichter vor einem erlaubten Naturalismus zurud. Und auch wir tonnen an dem speienden und gröhlenden Lindauer hafenaufseher ebensowenig Argernis nehmen, wie an dem schaurigen Sumpfe der Mark Brandenburg, aus dem dieser später seinen Wassenbruder Sven heraussischt. Das gehört eben zum Zeitkolorit. Aber nicht minder versteht der Dichter uns die milde, frästige Schönheit der Gegend am Bodensee vor Augen zu führen. Nicht, daß er uns eine ausführliche Naturschilderung gäbe, wie etwa Stifter von seinem Böhmerwald, aber sie treibt blühend und reizvoll überall aus dem alten Gemäuer dieser wundersamen historie hervor.

Als das rein tragische Gegenstück zum wehmütig ergötzlichen "Marsch nach Hause" bezeichnet Wilhelm Brandes die chronikalische Novelle "Des Reiches Krone", selbst die Krone von Raabes mittelalterlichen Dichtungen. Ihre Handlung spielt nur vorübergehend auf der altehrwürdigen Burg Karlstein bei Prag, sonst in Nürnberg und tommt daher für uns nicht näher in Betracht. Dennoch sei eines Hauptverdienstes erinnert, das sich der Dichter durch diese Novelle für die deutsche Literatur erworben hat. Nicht Storm, wie Erich Schmidt meint, hat in Aquis submersus« einen neuen dronikartigen Novellenstil gefunden, der frei von kunitlichem Rost den Con jener Periode deutscher Vergangenheit zwanglos trifft, in welche die handlung verlegt ist, sondern Raabe. Ja dieses gewaltige Werk ware vielleicht gar nicht möglich gewesen, wenn ihm "Des Reiches Krone" von Raabe nicht vorausgegangen wäre. Dabei wollen wir freilich nicht vergessen, daß sowohl ber Meister Johannes in »Aquis submersus«, als auch der ältere Patrizier Johannes aus "Des Reiches Krone" vom Junker Johannes aus Brentanos "Chronika eines fahrenden Schülers" mehr haben als ihren Namen allein. Aber Raabe ist noch viel weiter zurückgegangen. Er hat viel in Chroniken vergangener Jahrhunderte gelesen und an dieser Cekture seinen Stil gebildet. Don daher besitzt er jene bewundernswert flare und energische Anschauung des deutschen Lebens, jene getreue Kenntnis des Kostüms, das, nie pedantisch bei dem Kleinen verweilend, dennoch ben Geift der alten Zeit aufruft, fo daß wir Anton Schönbachs überschwengliche Worte begreifen: "Seit Raabe geschrieben hat, konnen in Deutschland schlechte historische Novellen und Romane nicht mehr auf den Markt gebracht werden".

In den letzten Jahrzehnten hat sich Raabe immer mehr modernen Stoffen zugewendet, so 1891 jenen launigen Episoden aus den Tagen des Koburger Nationalvereines, die er uns in "Gutmanns Reisen" voll politischer Ironie erzählt. Nach seiner Rückehr aus Österreich hatte sich Raabe diesem hauptsächlich aus Norddeutschen bestehenden Bunde angeschlossen, und alle seine Ideen von dazumal, die Bismard später verwirklichen sollte, spiegeln sich in der humoristischen Erzählung wieder. Unter den Männern, die sich 1860 in Koburg zur ersten Tagung des Nationalvereins versammeln, treten uns der norddeutsche Kaufmann Gutmann mit seinem Sohne, einem energischen und klugen Charakter, der schwärmerisch sentimentale Major Blume aus Jean Pauls heimat Wunsiedel, des Majors Schwager, der wackere Poltermann und der gutmütige Wiener "Ceichtsittich" Alois von Pärnreuther entgegen. Das heitere, hübsche Fräulein Klothilde Blume trifft, vom Besuche einer Erbtante heimreisend, in Koburg mit ihrem Vater zusammen. Gutmann sen. und jun. sind

natürlich kleindeutsch bis auf die Knochen, Blume und Parnreuther dagegen treten für Grokdeutschland mit Einschluft und unter Sührung Österreichs ein. Parallel mit den politischen Verhandlungen verläuft ein Liebeswerben privater Natur zwischen Pärureuther und dem jungen Gutmann um Klothildens hand. Dieser aber kommt dem Österreicher zuvor. Indes nimmt der Nationalverein eine preußenfreundliche Entschlieftung an, und so sieht sich Pärnreuther doppelt schwer enttäuscht. Er hätte Grund zu grollen. Allein sein goldenes Wiener Herz bringt es nicht über sich, und so ist er sogar bereit, für das verlobte Paar den Botschafter bei der alten Frau Gutmann zu machen, die verwundert genug dareinschaut, den allweil fidelen schwarz-rot-goldenen Barritadenkämpfer von Achtundvierzig nunmehr als Wirt vom unpolitischen, internationalen Esterhagy-Keller wiederzusehen: "Aber weshalb haben Sie denn nicht ein einziges Wort geschrieben, wenn — wenn es Ihnen so gut geht und — Sie wirklich noch am Leben sind?" Und der köstliche Parnreuther entschuldigt sich mit seinem angeborenen tollen humor, der ihn leicht vergessen läßt. Er ist nun einmal so, weil ihn seine Mutter im alten lustigen Wien, dem früheren, beim Canz auf die Welt gebracht hat! "Der Saphir hat damals einen With darauf gemacht, und ber Nestron hats in einem Couplet im Theater an der Wien 'abgesungen." Der Bund zwischen Nord- und Süddeutschland ist durch die spmbolische Dersobung des Frauleins Blume aus Wunfiedel mit dem norddeutschen herrn Gutmann beschlossen, und Österreich ist scheinbar gurudgestofen, freilich nur scheinbar, denn Raabe läft die alte Frau Gutmann nicht ohne Bedeutung zum wehmütig beiteren Ölterreicher sagen: "Sie sind der beste Mensch, den ich je kennen gelernt habe, Parnreuther! Und seien Sie nur ganz ruhig. Was auch in Koburg vorgefallen sein mag: uns reißt nichts auseinander!"

Das ist ein gutes Wort und verrät einen schönen Zug, der den Menschen Raabe noch mehr ehrt als den Dichter. Denn Raabes Naturanlage ist norddeutsch. Und nur ein so großes und weitherziges Gemüt, wie das seine, vermag sich also über Stammesvorurteile und politische hindernisse hinwegzusetzen. Raabe will eben auch mehr sein als ein heimatdichter von beschränktem Gesichtskreis, seine Liebe umfaßt das gesamte deutsche Volk, und an dessen fernste Zukunft auch in Östere ich glaubt er mit dem innigsten herzensanteil. Darum steht er uns Deutschen in Österreich so nahe, vielleicht näher, als wir alle ahnen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder. (Sortfegung.)

In Seitenstetten (1827-1830).

Ende Oktober 1827 führte mich mein Onkel mit den übrigen Jöglingen aus Wien nach Seitenstetten, zu welcher Reise man damals zweieinhalb Tage brauchte. Es war dies die erste Reise, die ich machte, und sie ist mir deshalb auch heute

noch in bem besten Gebachtnille. Auch für meinen quten Ontel, ber ungeachtet seiner Reiselust niemals weiter gekommen war als zwischen Ingim und Wien ober bis Brünn, bot sich viel Neues. Das erste Nachtlager war in St. Dölten. das mir erst bei voller Sinsternis erreichten. Wie schmedte das Nachtmahl in der ersten fremden Stadt! Andern Morgens, noch im Nebelgrauen, wurde aufgebrochen und langfamen Schrittes, selten im turzen Trabe, gings vorwärts. Kam ein bilgel in den Weg, mußte ausgestiegen werden, was bäufig der Sall war. Doch wir Knaben unterhielten uns prächtig dabei. Mächtigen Eindruck auf den Ontel wie auf mich machte der pittoreste Glanzpuntt der Reise, das am Donaustrande auf hohem Sels thronende Stift Melt. Das zweite Nachtlager war der Markt Amstetten, von wo aus die Linger Positirage verlassen und der Seitenweg nach unserem Ziele eingeschlagen werden mußte. Auf diesem ging es zunächst den Marktfleden Aschach wit seiner eigentümlich niedergedrücken Kirche hindurch. Bald darauf ward has wieredige Stiftsgebäude von Seitenstetten mit dem Blechturme und seiner nordöstlichen Sassabe sichtbar und im hintergrunde der hohe Sonntagsberg. Durch die Krenstettner Allee gings an die häuser des Marktes, und die Pferde keuchten mühselig zur großen Stiftspforte hinan. Mein Onlel wurde sehr aut aufgenommen und konnte noch nach Jahren nicht genug von der Prälatentafel und von dem doppelten Bette, das eine mit Roßhaar, das andere mit Sedern, im eleganten Gastzimmer erzählen. hinter mir schloß sich aber die Klosterpforte. Was war dies für ein Abstand gegen furz zuvor! Ich fühlte anfangs geradezu Ketten an händen und Suffen. Aber die strenge Disiplin, haus- und Schulordnung und der wieder machgerufene Chrgeiz wirkten beilfam, und ich bin längst von der Aberzeugung durchdrungen, daß ich lediglich dieser Zucht meine spätere Zutunft verdanke. Heftiges Heimweh stellte sich ein und wurde selbst durch das erste sehr herbe Schreiben meines Ontels, worin er mir den Vertauf der doch von mir allein gesammelten Schmetterlinge jum schweren Vorwurf machte, nicht gemildert. Aber in der Jugend gewöhnt man sich an alles und so verschmerzte ich auch den Verlust der Freiheit, zumal wir hinlänglich freie Stunden in dem Konvittsstode und in den zwei Stiftshöfen hatten, die Behandlung eine qute und nichts weniger als muderhafte und die Koft eine vorzügliche war. Die prägis eingehaltenen Studienstunden hatten mich sofort zum Zweiten in der Klasse gebracht und das Vorjahr völlig verwischt. Mein Professor P. Alois Ziervogel war ein sehr gutmütiger Mann, der mit uns in fortwährendem Verkehre stand und uns genau machte, da er an den geringsten Kleinigkeiten bing. Der Konviktspräfekt P. Janas Zehetner, der niemals sein Gesicht zum Lächeln verzog, hatte, außer daß er mich Sonn- und Donnerstag je einen Grofchen angewiesenes Refreationsgeld von seinem Tische abholen ließ, das gange Jahr hindurch auch nicht ein Wort gesprochen. Wir waren in zwei Studier- und drei Schlafkameratten eingeteilt. Die letteren wurden selbst im strengften Winter nur einmal in der Woche zum Wäschewechseln geheizt, das Waschzimmer, wo an den Pippen fuklange Eiszapfen hingen, niemals. Wir durften teine Tuchenten, sondern nur Kohen haben, auf welchen häufig der durch die Spalten der einfachen Senster gedrungene Schnee lag. Baden im Sommer war strengstens verboten. Der sanitäre Punkt war somit der wundeste. Tropdem war während der drei Jahre meiner Zöglinalwaft unter zirta vierzia auch nicht einer trant geworden. Die Kost war nach einem fixen Speisezettel geregelt: Sonn- und Donnerstag Braten, Kalb- und Schweinefleisch abwechselnd, Mittwoch und Samstag abends Rostbraten, mittags täglich Suppe, Rindfleisch und Gemuse, eine Mehlspeise. Knödel und Selchfleisch mit Kraut galt besonders als Dupler. Morgens Einbrennsuppe, Sonn- und Donnerstag Milchsuppe, zu Mittag, zur Jause und abends jedesmal ein halbes Caibchen Brot. Wir saßen an drei Tafeln zu sechs Schüsseln abgeteilt, und der Senior war der inappellable Vorleger. Das Geschirr war von Zinn. Daß es an Sasttagen kein Sleisch gab, ist lelbstverständlich. Aber gerade dieser Fasttag war für uns Dupler, da es abundantes Gebadenes, darunter wiederholt Schober (der wienerische Gugelhupf) und tellergroße Krapfen gab, dessenungeachtet zehrte die Candluft und die starte Bewegung in den Stiftshöfen, wo ohne schulgerechte Cehrer in wuchtigen Raufhändeln das Turnen betrieben wurde. Das Refreationsgeld wurde schon in der ersten Diertelstunde an die Bauernweiber ausgegeben, die auf der Klosterstiege mit allerhand Dittualien jeden Morgen erschienen waren. Obst. und Kipfelwucherer aus zweiter hand war der frummfüßige Klosterpförtner, der auch mit doppelter Kreide einigen freditierte, dafür aber allgemein gehaft und nicht selten hart mitgenommen wurde. Er hatte nachts bei uns zu schlafen, und nicht selten wurden ihm scharfkantige Stücke Holz unter das Ceintuch und Brennessel unter die Dece gelegt, auch die Angeln ausgehoben. Auch seine Caterne wurde häufig, während er schnarchte, benützt, um einen Cauf durch den Kloftergang zu ersparen. Die Cäter kamen natürlich niemals auf. Zweimal die Woche, Sonn- und Donnerstag nachmittags, war allgemeiner Spaziergang, angeführt von einem der Konvittspräfetten. Zur Flurzeit standen da gewöhnlich die Bauern mit Knütteln vor ihren Gehöften, um den über ihre Wiesen sich ergießenden Heuschreckenschwarm abzutreiben. Das war auch die Zeit des Käferluchens, das von uns lehr ausgiebig betrieben wurde. Da nachmittags wenig Schmetterlinge flogen, hatte auch ich mich den Käfern zugewendet, die von nun ab Gleichberechtigung mit den Schmetterlingen genossen. Außerdem war die Aberschreis tung des Stiftstores für uns das größtdenkbare Verbrechen. Umsomehr freuten wir uns auf die Weihnachts- und Osterferien, wenn wir Aussicht hatten, von den Angehörigen eines Kameraden mit nach hause genommen zu werden. Aber erst die Sehnsucht nach den langen Ferien! Ich hatte Monate zuvor Caq für Caq im Kalender abgestrichen und endlich sogar Tage und Stunden gezählt. Die hoffnung war dem fleise sehr förderlich, besonders zu den Prüfungen vor dem Schlusse des Schuljahres. Auker den obligaten Schulltudien wurde auch noch anderes gelehrt und gelernt: Musik beim Regens chori P. Leopold Puschel, der später auch mein Konvittspräfett war und dem ich viel Verdruß machte, weil ich auswendig sang und nebstbei die von ihm gehafte Gitarre Alimperte, auch dann und wann bei einer Serende des Schalmeillier un ein Schulein der Milde unburdth: Maligregebe. be it mit Elie benied und mit unmöglich Crist, und es die undere Unfeitung als grafes merium galt, bei des Politagespenium als dalipografette Circliant laile; Seitmer, burd einen Celliden P. Couding, der oh vorreit licher Blumenmaler war und ivende lebende Sprachen von dem allen Stiftsprät, cinem emigricum Sampulen, ber his wit wir belonders about und dem ib wohn mainumige Leibenidust sin prolitide Spradenesbrumg alon void frammatik 244danke Lorrepeitur war ein Liwige, Joune Benedilt, ein iche gutte junger Mann, der mir aus der Siffeshöhnfief mandes Bud weigte unter anderem Unnet Suiteme behats Ordnung meiner Käter. Id berate da zum erften Mah de Conneciden Diagnoten Bennen, die mich in späteren Jahren in erweiterter Stern nieffälfig mit ihren Erziberitil beibältigten, aber auch ziel Verentiere medten. als in hie Monachologia des Juiefiners Bufrats Burn in die Hande defam, der in unidertrefflicher Weife die Cinneiche Dingnojembrojeologie auf die damait de ftehenden Mändssurben annandte. Leider fallte ich Groter Bruchilt das gurelle Jahr micht mehr lehen; er tam ins theologische Studium nach Meill, geby einmak über die gefroeene Donan zu einem Befoche aus link Ufer, brach aber am Khlemege burd das Es ein und verlägmand jourlos. Einen Lebrgegenfland darf id jedoch der originellen Lehrstunde wegen nicht vergessen: das Congen. Er war ein alter Canzleifrer und der Mobe des achtzehnten Jahrhunderts, mit seiner auch diesem Sällnkum angehörigen, etwas schielenden Cochter im Stifte erichtenen, und da das gestliche Regime den Canz nicht ausschloß, alzeptiert worden. Ihr fand fich teine Lehrstunde dafür vatant. Da verfiel man auf den gewift eriginellen Gedanten, dah: Die für die Canzlettion bestimmten Zöglinge um eine Stunde frilder aufstehen mußten, also im Winter um 5 Uhr und im Sommer um 44, Uhr. Man denke sich, mit welcher Eust wir von dem alten Paare das Mennett -- und das war der einzige gelehrte Canz — mit der vom alten Maestro gewährschen Grazie unter den Conen seiner Dioline ausführten. Sur mich hatte diese Canyleltion die Solge, daß ich mein ganzes Leben bindurch der erbittertste Seind des Canzens war und nur ein einzigesmal eine Nacht hindurch vertanzte und dies aus besonderem Anlasse. Studienrettor war der Pralat Columbanus, der aber meist in Wien war und von dem Cymnafialprafetten P. Josef Gindl, einem fleinen diden Manne, der Strenge mit Bonhomie verband, vertreten wurde, Es bestund im Gymnasium die gewiß zwedmäßige Einrichtung, daß die Klassenprofessoren im Unterapmnasium mit den Schülern aufstiegen und erst in den beiden Klassen des Obergymnasiums durch andere Lebrer ersent wurden. Nur der Religionsprofessor war für alle sechs Klassen berselbe, zu meiner Zeit P. Wichmann, das Bild eines beiligen Aloifius von innen und außen, aber durchaus tein frommelnder heuchler, sondern bie wurdevolle, ernfte Gute felbit. Auch fur Weltbildung wurde möglichft Rechnung getragen. Kam eine wandernde Cheatertruppe nach Seitenstetten, die im Gemeindewirtshause die Bretter, welche die Welt bedeuten, auf leeren Apfelmostfaffern auf.

lative, wurden wir hingeführt, und ich erinnere mich noch heute mit Vergnügen einer Wüstenfzene, in der ein alter, in Cappen getaner Beduine, nachdem er aus einer schmutzigen Branntweinflasche ben letzten Tropfen geleert, den Tod des Derburftens starb, oder einer Szene, wo Don Carlos in einer bunten Jade erschien, bie wir sofort als die unseres hausknechtes Michel erkannten. Auch Caschenspieler fanden im Stifte Aufnahme. Entsehen erfaßte mich, als ein solcher einmal im Prälatensaale eine große handpistole mit einer vorgezeigten Bleitugel laden ließ und den Pater, der als der beste Schütze galt, ersuchte, er möchte ihm ins Gesicht schießen, aber gut zielen, was dieser auch tat. Die Kugel, angeblich abgeprallt, fiel auf den vorgelegten Teller. Auch Gymnastiler tamen zur Produktion in den Stiftshof, richteten auf hohen Stangen Schwungseile auf und machten unter Crompeten- und Paufenjájall für uns damals haarsträubende Bodsprünge. Bei einer dieler Cruppen befand fich ein ganz junges Mädchen, das zerrauft und in schmuzigen Kleidern, barfuß, ein kleines ebenso unsauberes Kind trug. Wie erstaunte ich, als ich nach wenigen Stunden dasselbe junge Geschöpf frisiert im Wams und Tritot das Seil besteigen und mit der Balancierstange darauf herumspringen sah. Es war das erste Revers des Critots, das mir zu Augen gekommen, die mir derartig steden blieben, daß ich das Läuten zur Studierstunde überhörte und nun einer scharfen Ordnungsstrafe unterlag. hausvergnügungen waren im Winter: Schleifen, "Eisschießen" (ein oberöfterreichisches Bauernspiel mit eisenbeschlagenen, bestiehten Scheiben nach einem Ziele) und Schneebauten; im Frühjahre, wenn der Boden zu erweichen begann, bas "Schmerbeden" mit gespisten Pfählen (gleichfalls ein Volksspiel, in welchem der eine Spieler mit seinem Pfahle, der jedoch steden bleiben muß, die Pfähle der anderen herauszulcklagen trachtet); dann im Sommer Ballspiel und Scheibenschießen auf mit stählernen Bogen versehenen Armbruften.* Wir bilbeten uns dort zu mahren Tells aus, fehlten selten einen Apfel, ich schoff fogar einmal eine Mauerschwalbe. Der hauptfelttag war jedoch jeden Jahres der Pralatenwahltag. Er fiel in den August und wurde mit mehrtagigem Bestschießen auf der Stiftsschießtätte gefeiert, wozu weit und breit alle Schügen tamen. Auch wir durften zusehen. Die angefündigte Stiftsvisitation durch den St. Pöltener Bischof Frint brachte alles in Bewegung. Es mußten die zwölf Aposteln in der Kirche gemalt werden, b. h. zwölf umtranzte Kreuze an den Pfeilern, da der Bischof unendlich strenge, auch den geringsten Mangel bemertte und rügte. Aber es war tein Maler zur Hand, der al fresco zu malen im stande gewesen wäre. Nur ein Konvittszögling, Sohn des berühmten Optilers Rospini, verstand auf nassem Kalt zu malen und ich ward hiebei sein Gehilfe. Wir brachten in wenigen Cagen das nach einer Schablone fabrizierte Kunstwerk zusammen und kamen dadurch in große Gunit des Prälaten. Der Gymnafialpräfekt Gindl hatte eine lateinifche Begrüßungsrede gedrechselt, deren Worte mir noch heute unverlöschlich im Gedächtnisse lind, well ich zum Redner ausertoren war. Eine volle Woche hatte ich sie ein-

* Sowohl wir als die Bauern nähnten sie nach den Griechen und Römern: Palaester.

gebuffelt und konnte sie vor- und rudwärts rezitieren. Auch die Schwieriakeiten eines schwarzen Galatleides waren beseitigt, da ein anderer Konvittist, namens Rigner, eben einen schwarzen grad und hose von seinen Eltern erhalten, die mir im ersten Augenblid zu passen schienen. Allein, o Jammer! Als die Gloden feierlich läuteten, die Stiftskonventualen in ihren flods, die Fratres im Chorhemde mit dem Kreuze voran, endlich in bischöflichem Ornate der Bischof selber den Einzug in die Kirche hielten und nach turzem Aufenthalte fich ber Pralatenstiege zuwandten, wo ich an der Spike des Gymnasiums aufgestellt war, da fiel mir das herz in die geliehene Rixnersche hose, und als der Bischof an mich herantrat, konnte ich nichts mehr herausbringen als Quem ad modum und nur der soufflierende. verzweifelte Cymnasialpräfett und die Freundlichkeit des Bischofs brachten das Werkel stodend wieder in Gang. Mein erstes Rednerdebut war demnach eine Blamage. Nichtsbestoweniger prasentierte mir der Bischof in feierlicher Weise bei einer Schulprüfung eines seiner Bucher: "Gebanten bes Ernstes in ben Tagen bes Leichtsinns", Wien 1817, in Leder gebunden, das ich noch heute zum Andenken aufbewahre. Abrigens machte mir die Episode noch in späteren Jahren viel Spak. Der qute Rixner war Magistratsrat geworden und ich Bürgermeister. Er hatte sich gar nicht verandert, klein und did, Junggeselle, stets angstlich und verlegen, dabei sehr religiös, ungemein ehrlich, hatte ich keinen besseren Referenten in Schul- und geistlichen Angelegenheiten als ihn. Wenn ich aber, was jedesmal geschah, so oft ich in quter Caune war, zu ihm sagte: "Apropos, wissen Sie noch, lieber Herr Magistratsrat, wie ich mich vor so und so viel Jahren in Ihrer neuen schwarzen Hose aufgeführt habe?" da stieg Blutröte in sein Gesicht und er stammelte mit einer Verbeugung: "Ach, ich bitte, herr Burgermeifter!"

Cafelfeste im Stifte, wo wir wußten, daß sämtliche Präfekten und Professoren fich bei Cifche qut geschehen liefen, wurden meist zu mutwilligen Streichen benütt. Einmal war große Abendtafel und es sollte ein Streit zwischen zwei Dormitorien. wie der Kampf zwischen horatiern und Curiatiern, ausgetragen werden. Mein Dormitorium sandte die Kriegserklärung und das herausgeforderte verbarrikadierte lich mit Bettzeug und Kästen, so gut es konnte. Wir zogen im Nachtkostum mit Bettstangen als Canzen und Pölstern als Schilder zum Sturme aus, und Angreifer wie Belagerte machten in der festen Uberzeugung, daß sämtliche Geistliche in dem weit entfernten Refektorium fafen, einen berartigen Carm, daß die Mauern erdröhnten und zitterten. Ungludlicherweise war Präfett Gindl in seiner Wohnung unter uns wegen Unwohlseins gurudgeblieben und nahm seine Zuflucht zwischen die starten Ecopfeiler, überzeugt, daß ober ihm altes Gemäuer eingestürzt sei. Wir waren eben siegestrunten mit Trophäen der überwältigten Gegner in unser Dormitorium zurudgetehrt, ein Slötist schwang sich auf den Kasten und wir tummelten uns in hemden im Kriegstanz um ihn herum. Da öffnete sich plöklich bie Tur, und im matten Scheine ber Nachtlampe zeigte fich bas feifte, bebrillte Gesicht des Präfekten Gindl. Der Pfeifer hatte die Geistesgegenwart, vom Kasten

die Campe auszublasen, und als der Präsett mit einem Lichte kam, schienen wir alle, die Kohen die nase Nase gezogen, zu schlasen. Abrigens Leugnen war unmöglich, und da die Urheber nicht herauskamen, erhielten sowohl Sieger als Besiegte zur Strase einen ganzen Sasttag.

So verlief das erste Jahr meiner Gefangenschaft und ich tam mit einem eminenten Zeugnisse auf die großen Schulferien nach Wien zurück zu meinem Onkel. Er hatte sich mittlerweile wieder auf die Landstraße, Gärntnergasse, aus seiner letzten Stadtwohnung in das neugebaute Zinshaus seiner Freunde Krumhaar gezogen, welche das Gölissche haus erkauft und auf einem Stück Garten ein Zinshaus gebaut hatten.

Große Sorge hatte schon in früheren Jahren meinem Onkel die Siskalprüfung gemacht, die neben der Advokatenprüfung wegen des unentwirrbaren Chaos der in hunderten von Banden zerstreuten politischen Gesetze als die schwierigste Aufgabe galt. Wie oft mußte ich ihm, wenn er spät abends nach Hause kam, da er leidende Augen hatte, derlei bandwurmartige Zirkulare porlesen, bis er und ich dabei einschliefen. Diese Sorge hatte er nun hinter sich. Er hatte auch von seiner Mutter ein nach damaliger Rechnung bedeutendes Vermögen geerbt und war nun volltommen frei und unschuldigen Dergnügen fast tindisch zugetan, ein harmloser Lebemann geworden. Er besuchte in ausgewählter Toilette (ich erinnere mich, daß oft eine Stunde daraufging, ein riesiges, in eine starre Krawatte gewideltes Halstuch an der Brust in einen faltenlosen Wasserfall zu bringen) elegante Promenaden, 3. B. den Schwarzenberg-Garten an Donnerstagen, wo sich die schöne Welt von ganz Wien versammelte. So prachtvoll der Garten war, wurde er mir doch stets höchst langweilig, wenn nicht ein Glas saure Milch in Aussicht kam, die im fürstlichen Meierhofe baneben zwischen Dungerhaufen trebenzt wurde. Noch mehr fastidium zwang mir der Lieblingsort meines Ontels, die Wasserglacis, ab, die sich aukerhalb des Karolinentores an der Stelle der heutigen Gartenbaugesellschaft befand. hier waren nur tünstliche Mineralwässer zu haben, die mein Ontel promenierend zur Kur trank. Wenn es abends Konzertmusik und Beleuchtung gab, war auch tein Interesse für mich vorhanden, wohl aber wenn der Ontel am Nachhausewege an der Ede der Rabengasse in die "Schöne Sklavin" einbog, welche schöne Sklavin ein schöner Gasthausgarten war, oder zur "goldenen Birn" auf der hauptstrafe, in beren weitem hofraum ber junge Stiperger einen großen Salon erbaut hatte, dem damals ganz Wien zuströmte. Mein Onkel war schon von lange her ständiger Besucher der Karnevals-Redouten und konnte nicht oft genug das naive Ergößen schilbern, das ihm die Bockprünge eines Pierrots oder harlekins oder irgend welche Salchingswike Castellis verschafften. Kurz, er war in dieser Beziehung vollkommen Kind. Die Crême der Unterhaltung war jedoch allsonntäglich abends im hause und Garten Krumhaars. War dort der sanfte und stille heinrich Krumhaar, der fürzlich als Sinanzbeamter mit Staatspapieren nach Holland und Condon geschickt worden, der angestaunte und beneidete Weltreisende, der nur deshalb schweigsam verblieb, weil er nur zuviel zu erzählen gehabt hätte, so stellte mein Onkel in dieser Gesellschaft den Magnet vor, der die heiratsfähigen Schönen an sich zog.

Das lange Serialotium benützte ich, um die Schauplätze meiner früheren Kinderzeit und der letzten Jahre wiederholt zu besuchen. Da stand ich vor dem Rafumofstp-Palais famt Nebengebäuden, in der halbverfallenen Kolonnade, deren Säulen bereits die Kapitale verloren, unter ihrem Portal saß ich auf den steinernen Sizbanken, das Badhaus "zum Karpfen" im Angesicht. Das war Eigentum der Samilie Mayer. Heute noch erinnere ich mich der geröteten freundlichen Züge des damals jungen Sohnes Matthäus und seiner noch jüngern Schwester, wie sie uns in dem Kämmerchen das Bad bereitete und die Wäsche brachte. Hätte ich wohl damals eine Ahnung haben können, daß dieser junge Matthäus mir dereinst als Bürgermeister in seiner Eigenschaft als erbgesessener Grundrichter der Weifigarber und später Vorstand des Bezirkes Candstraße durch seine Erfindung, den Namen eines Pfründners in zwei hälften zu teilen und badurch dem armen Teufel ein doppeltes Almosen zuzuwenden, viel Argernis machen und sich selbst den Tod bereiten wurde? In nächster Nähe die neue Sophien-Kettenbrude, die die langiahrig bestandene Überfuhr über den Donaukanal, unsere Kinderfreude, außer Cätigkeit brachte; am andern Ufer das dustere Schüttelbad mit dem verplankten Gange zu bem Wäldchen hochstämmiger Weiben und Eschen, auf welchen ich Catocaliden luchte und stets fand. Weiter vorwärts, auf der groken Zirkuswiese, der hölzerne hohe Kuppelbau des Zirtus de Bach, dessen Pferdestallgeruch viele Jahre hindurch die Wiener anzog. Auch ich war wiederholt als Knabe Zuschauer und glaubte in den Reitfünstlerinnen im mythologischen Kostum Cochter des Olymps zu sehen (benn schon damals fand Rammlers Mythologie mit Kupfern großes Interesse). Die Kehrseite dieser Kunst hatte ich erst in Seitenstetten bei den wandernden (Sortfetung folgt.) Gautlertruppen tennen gelernt.

Die neueste Erweiterung Wiens.

Don Dr. Wilhelm Comn, Magiftratsfefretar i. R.

In einer von mir in der "Statistischen Monatsschrift" im Jahre 1901 veröffentlichten, "Die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 in Wien" behandelnden Arbeit findet sich folgende Ausführung:

"Es ist eine bekannte und auf den ersten Blid auffällige Tatsache, daß sich Wien nicht, wie viele andere Städte, konzentrisch um den Strom, sondern beinahe abgewendet von ihm entwickelt hat. Während die dichtere Verbauung nach anderen Richtungen bis 5 oder dem vom Stephansplatze reicht, erstreckt sie sich gegen den Donaustrom gegenwärtig erst auf 2 bis höchstens km; sein linkes Ufer ist, soweit es zum Wiener Gemeindegebiete gehört, nur schwach besiedelt und auch sonst ist dort nur eine einzige, erst in den Neunzigerjahren aus mehreren Gemeinden gebildete Stadt (Floridsdorf), die nach den vor-

läufigen Ergebnissen der letten Volkszählung 36.599 Einwohner hat, zu finden. Die Ursache dieser Erscheinung ist klar. Wien ist nicht am Donaustrome, sondern an einem Arme desselben, dem Donaukanale, der in seinem oberen Teile das hügelige, den letzten Ausläufern des Wiener Waldes angehörige Gelände berührt, entstanden. Dieses schien besser zu bewohnen und leichter zu verteidigen, als das den Donaustrom umschließende, Uberschwemmungen häufig ausgesetzte Slachland; überdies reichte der Kanal damals und noch lange Zeit, bis weit in das abgelaufene Jahrhundert hinein, für den Verkehr vollständig aus. Die Besiedlung der Ufer des Donaukanales selbst ging dort, wo sie eben waren, nur langsam vor sich; nur die in der Nähe der inneren Stadt, des Mittelpunktes des Handels, gelegenen flächen wurden allmählich verbaut, indem die Bequemlichteit im Derfehre die Surcht vor Überschwemmungen besiegte. Erst als die Wassergefahr im letten Drittel des porigen Jahrhunderts durch die Regulierung des Donaustromes und durch die Errichtung des Sperrschiffes an der Abzweigung des Kanals gebannt war, wurde die Besiedlung des II. und XX., dann auch des III. und IX. Bezirkes, insoweit sie am Kanal sich hinziehen, eine lebhaftere; ja sie wurde auf der Donau-Insel so stark, daß schließlich ber ehemalige II. Bezirt in zwei Bezirte, ben II. und XX., geteilt werben mußte. Diese Bezirke bieten — allerdings am wenigsten der IX. — auch für die Zutunft noch Raum für eine größere Bautätigkeit auf bisher unverbauten Slächen; und wenn die in Ausführung begriffenen Schleufen. und hafenanlagen, insbesondere aber die geplanten Wasserstraßen, welche die Oder und Moldau mit der Donau verbinden follen, beendet sein werden, dann wird nicht bloß der gesamte verfügbare Raum der Donaubezirke verbaut werden, sondern auch das linke Stromufer sich bevölkern."

Diese in einer zwar nicht nahen Jutunst bevorstehende Entwicklung Wiens aus einer Stadt um den Donaukanal zu einer den Donaustrom umschließenden Stadt wollte nun die Wiener Gemeindeverwaltung schon im Jahre 1902 eskomptieren. Sie hatte die Absicht, die Gemeinden Floridsdorf, Strebersdorf, Groß-Jedlersdorf, Stammersdorf, Leopoldau, Kagran, Hirschsteten, Stadlau, Breitenlee, Aspern, Eslingen und Groß-Enzersdorf mit Wien zu vereinigen. Damit ging sie damals in mancher Richtung allerdings über das Maß des Zwedentsprechenden hinaus und fand infolgedessen bei der Regierung entschiedenen Widerstand; allein, was diese ihr gegenwärtig zugestand, ist gegen Norden hin zur Befriedigung des Hauptzweckes der neuen Stadterweiterung gewiß nicht ausreichend.

Dieser besteht darin, die Gebiete jener Gemeinden, in denen die für die Einmündung des Donau-Moldau- und des Donau-Oder-Kanals zu errichtenden häfen und deren Verbindungen mit dem Donaustrom zu liegen kommen, dann auch die hinter diesen Gemeinden besindlichen Ortschaften in den Machtbereich Wiens zu bringen, überdies dem schon jeht zu Wien gehörigen, am linken User des Donaustromes lang sich hinstreckenden Kaisermühlen, das infolge seiner Lage künstig zu größerer Bedeutung gelangen wird, ein breites hinterland zu gewinnen. Es hätten demnach im Norden die Gemeinden Lang-Enzersdorf und Strebersdorf gänzlich einverleibt werden müssen.

Die Regierung bestimmte jedoch dort die Crasse des Donau-Oder-Kanals und die Grenze des Floridsdorfer Gemeindegebietes als neue Stadtgrenze; infolgedessen wird der Eleine Hasen, durch den der Donau-Moldau-Kanal vor seiner Vereinigung mit dem Donau-Oder-Kanal sließt, außerhalb der Stadt bleiben und von beiden genannten Gemeinden

nur je ein Stüd zu Wien geschlagen. Es bleibt nur zu hoffen, daß es bei einer späteren Gelegenheit gelingen wird, auch diese Ortschaften mit Wien zu verbinden.

Was die übrigen Gemeinden betrifft, so wird durch den Donau-Oder-Kanal je ein Meiner Teil von Groß-Jedlersdorf, das ohne diese Grenzbestimmung ganz mit Wien vereinigt worden wäre, und von Stammersdorf, das sonst von der neuen Stadterweiterung unberührt geblieben wäre, abgeschnitten; ersteres fällt an Stammersdorf, letzteres an Wien. Floridsdorf, Leopoldau, Kagran, Stadlau und hirschsteten werden, dem hauptzwed der ganzen Attion entsprechend, vollständig einverleibt.

Nicht aus dem Hauptzwede der neuen Stadterweiterung erklärbar ist jedoch die Angliederung der Ortsgemeinde Aspern und der bisber zur Ortsgemeinde Groß-Enzersdorf gehörigen Katastralgemeinde Herrschaft Kaiser-Ebersdorf, der sogenannten Cobau. Aber sie lagt sich begreifen, weil badurch ber Donaustrom, bessen rechtes Ufer in dieser Gegend städtisches Gebiet ift, dann beiderfeits davon eingeschlossen ift. Sur die Analiederung der Cobau spricht ferner die Catsache, daß sie fast gang der Gemeinde Wien, beziehungsweise dem von ihr vertretenen Allgemeinen Versorgungsfonds gebort und es zwedmäßig erscheint, daß dieser Besit auch öffentlich rechtlich dem Wiener Magistrate unterworfen ist; daß sie dereinst einen Ersat für die reichen Praterauen bilden soll, die allmählich der Erholung suchenden Bevölkerung entzogen werden, ist wohl kein triftiger Grund für eine Einverleibung, weil für jenen Zwed das privatrechtliche Eigentum völlig ausreicht. Wenn aber die Cobau dem neuen Gemeindebezirke einverleibt wird, so muß auch Aspern basselbe Schickal erfahren, weil sonst zwischen ihr und dem übrigen Gemeindegebiete nur ein schwacher Jusammenhang ware. Bur Einbeziehung eines schmalen Streifens der Gemeinde Breitenlee, der zwischen hirschltetten und Afpern eingefeilt ist, zwingt bessen Lage, mabrend für die Angliederung des übrigen Gebietes von Breitenlee und Groß-Enzersdorf, dann von Eklingen ein stichhältiger Grund nicht zu erkennen ist, weshalb auch die Regierung ihre Einverleibung verwehrte.

Das derart zu Wien neu zuwachsende Gebiet hat eine Släche von 9314 ka und zählte zu Ende des Jahres 1900 — abgesehen von dem von Strebersdorf hinzukommenden Teile, für den diese Angaben nicht bekannt sind — 2361 häuser und 51.909 Bewohner. Da die fläche der Bezirke I bis XX 17.812 ka beträgt, die Jahlen ihrer häuser und Bewohner zu dieser Zeit zusammen 33.130, beziehungsweise 1,674.957 ausmachten, so ergibt sich, daß durch die neueste Einverleibung die Slace Wiens um 52'3 Prozent, seine häuserzahl um 7.1 Prozent und seine Bewohnerzahl um 3.1 Prozent wächst. In threr ehemaligen Ausdehnung, vor der Vereinigung der Vororte zu Ende 1890, hatte Wien blok 5540 ha; durch diese Vereiniqung vergrößerte sich seine Släche um 12.272 ha auf 17.812 ha und übertraf bereits an räumlicher Entfaltung jede andere Stadt des Kontinents, und nun erhöht sich sein Slächenraum auf 26.126 ha. Jedoch ist das durchaus nicht zu beanstanden. Es erscheint bei dem schnellen Wachstum der Städte in vielfacher Hinficht außerordentlich vorteilhaft, wenn die Macht der Gemeindeverwaltung sich auf ein großes Gebiet erstrectt, so daß nicht unmittelbar hinter ihren lekten Häusern ein anderer Wille zu entscheiden hat; die Kosten, die durch die übermäßige Ausdehnung verurfacht werden, fallen dagegen nicht ins Gewicht und sind übrigens auch an und für lich nicht von großem Belang. Schlieklich ist das Ausmaß der einzubeziehenden Släche bei einer Einverleibung nicht in das Belieben der alten Stadt gestellt, sondern wird von

natürlich kleindeutsch bis auf die Knochen, Blume und Parnreuther dagegen treten für Großbeutschland mit Einschluß und unter Sührung Ofterreichs ein. Parallel mit den politischen Verhandlungen verläuft ein Liebeswerben privater Natur zwischen Pärureuther und dem jungen Gutmann um Klothildens hand. Dieser aber tommt dem Österreicher zuvor. Indes nimmt der Nationalverein eine preußenfreundliche Entschliegung an, und so sieht sich Parnreuther doppelt schwer enttauscht. Er hätte Grund zu grollen. Allein sein goldenes Wiener Herz bringt es nicht über sich, und so ist er sogar bereit, für das verlobte Paar den Botschafter bei der alten Frau Gutmann zu machen, die verwundert genug dareinschaut, den allweil fidelen schwarzerot-goldenen Barrikadenkämpfer von Achtundvierzig nunmehr als Wirt vom unpolitischen, internationalen Esterhagy-Keller wiederzusehen: "Aber weshalb haben Sie benn nicht ein einziges Wort geschrieben, wenn — wenn es Ihnen so aut geht und — Sie wirklich noch am Leben sind?" Und der köstliche Pärnreuther entschuldigt sich mit seinem angeborenen tollen humor, der ihn leicht vergessen läft. Er ist nun einmal so, weil ihn seine Mutter im alten lustigen Wien, dem früheren, beim Canz auf die Welt gebracht hat! "Der Saphir hat damals einen Witz darauf gemacht, und der Nestron hats in einem Couplet im Cheater an der Wien 'abgesungen." Der Bund zwischen Nord- und Süddeutschland ist durch die symbolische Derlobung des Fräuleins Blume aus Wunfiedel mit dem norddeutschen herrn Gutmann beschlossen, und Ofterreich ist scheinbar zurückgestoken, freilich nur scheinbar, denn Raabe läkt die alte Frau Gutmann nicht ohne Bedeutung zum wehmütig heiteren Österreicher sagen: "Sie sind der beste Mensch, den ich je kennen gelernt habe, Pärnreuther! Und seien Sie nur ganz ruhig. Was auch in Koburg vorgefallen sein mag: uns reißt nichts auseinander!"

Das ist ein gutes Wort und verrät einen schönen Zug, der den Menschen Raabe noch mehr ehrt als den Dichter. Denn Raabes Naturanlage ist norddeutsch. Und nur ein so großes und weitherziges Gemüt, wie das seine, vermag sich also über Stammesvorurteile und politische hindernisse hinwegzusehen. Raabe will eben auch mehr sein als ein heimatdichter von beschränktem Gesichtskreis, seine Liebe umfaßt das gesamte deutsche Dost, und an dessen fernste Zukunft auch in Östereich glaubt er mit dem innigsten herzensanteil. Darum steht er uns Deutschen in Österreich so nahe, vielleicht näher, als wir alle ahnen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder. (Sortsehung.)

In Seitenstetten (1827—1830).

Ende Oktober 1827 führte mich mein Onkel mit den übrigen Zöglingen aus Wien nach Seitenstetten, zu welcher Reise man damals zweieinhalb Tage brauchte. Es war dies die erste Reise, die ich machte, und sie ist mir deshalb auch heute

noch in dem besten Gedächtriffe. Auch für meinen guten Ontel, der ungeachtet seiner Reiselust niemals weiter gekommen war als zwischen Inaim und Wien oder bis Brünn, bot sich viel Neues. Das erste Nachtlager war in St. Pölken, das wir erst bei voller Sinsternis erreichten. Wie schmedte das Nachtmahl in der ersten fremden Stadt! Andern Morgens, noch im Nebelgrauen, wurde gufgebrochen und langfamen Schrittes, selten im kurzen Crabe, gings vorwärts. Kam ein bilgel in den Weg, mußte ausgestiegen werden, was häufig der Sall war. Doch wir Knaben unterhielten uns prachtig dabei. Mächtigen Einbrud auf ben Ontel wie auf mich machte der pittoreste Glanzpunkt der Reise, das am Donaustrande auf hohem Sels thronende Stift Melt. Das zweite Nachtlager war der Markt Amstetten, von wo aus die Linger Poststraße verlassen und der Seitenweg nach underem Tiele eingeschlagen werden mußte. Auf diesem ging es zunächst den Marktfleden Aschbach mit seiner eigentümlich niedergedrückten Kirche hindurch. Bald darauf ward das wieredige Stiftsgebäude von Seitenstetten mit dem Blechturme und seiner nordoftlichen Sassabe sichtbar und im hintergrunde der hohe Sonntagsberg. Durch die Krenstettner Allee gings an die häuser des Marktes, und die Pferde keuchten mühselig zur großen Stiftspforte hinan. Mein Ontel wurde fehr gut aufgenommen und konnte noch nach Jahren nicht genug von der Prälatentafel und von dem doppelten Bette, das eine mit Roßhaar, das andere mit Sedern, im eleganten Gastzimmer erzählen. Hinter mir schlok sich aber die Klosterpforte. Was war dies für ein Abstand gegen turz zuvor! Ich fühlte anfangs geradezu Ketten an händen und Suffen. Aber die strenge Dissiplin, haus- und Schulordnung und der wieder machgerufene Chrqeiz wirkten beilfam, und ich bin längft von der Aberzeugung durchdrungen, daß ich lediglich dieser Jucht meine spätere Jutunft verdanke. Heftiges heimweh stellte sich ein und wurde selbst durch das erste sehr herbe Schreiben meines Onkels, worin er mir den Verkauf der doch von mir allein gesammelten Schmetterlinge zum schweren Vorwurf machte, nicht gemildert. Aber in der Jugend gewöhnt man sich an alles und so verschmerzte ich auch den Verlust der Freiheit, zumal wir hinlänglich freie Stunden in dem Konvittsstode und in den zwei Stiftshofen hatten, die Behandlung eine gute und nichts weniger als muderhafte und die Koft eine vorzügliche war. Die präzis eingehaltenen Studienstunden hatten mich sofort zum Zweiten in der Klasse gebracht und das Vorjahr völlig verwischt. Mein Professor P. Alois Ziervogel war ein sehr gutmütiger Mann, der mit uns in fortwährendem Vertehre stand und uns genau machte, da er an den geringsten Kleinigkeiten hing. Der Konviktspräfekt P. Ignag Jehetner, der niemals sein Gesicht zum Lächeln verzog, hatte, außer daß er mich Sonn- und Donnerstag je einen Grofden angewiesenes Retreationsgeld von seinem Tische abholen ließ, das ganze Jahr hindurch auch nicht ein Wort gesprochen. Wir waren in zwei Studier- und drei Schlaftameratten eingeteilt. Die letteren wurden selbst im strengsten Winter nur einmal in der Woche zum Wäschewechseln geheizt, das Waschzimmer, wo an den Pippen fuklange Eiszapfen hingen, niemals. Wir durften teine Cuchenten, sondern nur Koken haben, auf welchen häufig der durch die Spalten der einfachen Senster gedrungene Schnee lag. Baden im Sommer war strengstens verboten. Der sanitäre Punkt war somit der wundeste. Tropdem war während der drei Jahre meiner 3oglingschaft unter zirka vierzig auch nicht einer trank geworden. Die Kost war nach einem figen Speisezettel geregelt: Sonn- und Donnerstag Braten, Kalb- und Schweinefleisch abwechselnd, Mittwoch und Samstag abends Rostbraten, mittags täglich Suppe, Rindfleisch und Gemüse, eine Mehlspeise. Knödel und Selchfleisch mit Kraut galt besonders als Dupler. Morgens Einbrennsuppe, Sonn- und Donnerstag Milchsuppe, zu Mittag, zur Jause und abends jedesmal ein halbes Laibchen Brot. Wir saßen an drei Cafeln zu sechs Schüsseln abgeteilt, und der Senior war der inappellable Vorleger. Das Geschirr war von Jinn. Daß es an Sasttagen kein Sleisch gab, ist selbstverständlich. Aber gerade dieser Sasttag war für uns Dupler, da es abundantes Gebadenes, darunter wiederholt Schober (der wienerische Gugelhupf) und tellergroße Krapfen gab, dessenungeachtet zehrte die Candluft und die starte Bewegung in den Stiftshöfen, wo ohne schulgerechte Cehrer in wuchtigen Raufhändeln das Turnen betrieben wurde. Das Retreationsgeld wurde schon in der ersten Diertelstunde an die Bauernweiber ausgegeben, die auf der Klosterstiege mit allerhand Dittualien jeden Morgen erschienen waren. Obst- und Kipfelwucherer aus zweiter hand war ber frummfüßige Klosterpförtner, der auch mit doppelter Kreide einigen freditierte, dafür aber allgemein gehaft und nicht selten hart mitgenommen wurde. Er hatte nachts bei uns zu schlafen, und nicht selten wurden ihm scharfkantige Stüde Holz unter das Ceintuch und Brennessel unter die Dede gelegt, auch die Angeln ausgehoben. Auch seine Caterne wurde häufig, während er schnarchte, benützt, um einen Lauf durch den Klostergang zu ersparen. Die Täter tamen natürlich niemals auf. Zweimal die Woche, Sonn- und Donnerstag nachmittags, war allgemeiner Spaziergang, angeführt von einem der Konvittspräfetten. Bur flurzeit standen da gewöhnlich die Bauern mit Knütteln vor ihren Gehöften, um den über ihre Wiesen sich ergießenden heuschredenschwarm abzutreiben. Das war auch die Zeit des Käfersuchens, das von uns sehr ausgiebig betrieben wurde. Da nachmittags wenig Schmetterlinge flogen, hatte auch ich mich den Käfern zugewendet, die von nun ab bleichberechtigung mit den Schmetterlingen genossen. Außerdem war die Aberschreis tung des Stiftstores für uns das gröftdenkbare Derbrechen. Umsomehr freuten wir uns auf die Weihnachts- und Ofterferien, wenn wir Aussicht hatten, von den Angehörigen eines Kameraden mit nach hause genommen zu werden. Aber erst die Sehnsucht nach den langen Serien! Ich hatte Monate zuvor Cag für Cag im Kalender abgestrichen und endlich sogar Tage und Stunden gezählt. Die hoffnung war dem Sleifte sehr förderlich, besonders zu den Prüfungen vor dem Schlusse des Schuljahres. Außer den obligaten Schulftudien wurde auch noch anderes gelehrt und gelernt: Musit beim Regens chori P. Ceopold Puschel, der später auch mein Konvittspräfett war und dem ich viel Verdruft machte, weil ich auswendig sang und nebltbei die von ibm gebakte Gitarre klimperte, auch dann und wann bei

einer Serenade des Schulgehilfen an ein Fräulein der Küche mitwirke; Kalligraphie, die ich mit Eifer betrieb und mit namhaftem Erfolg, weil es bei unseren Professoren als großes meritum galt, daß das Prüfungspensum ein kaligraphiertes Titelblatt habe; Zeichnen, durch einen Geistlichen P. Engelbert, der ein vortrefflicher Blumenmaler war und fremde lebende Sprachen von dem alten Stiftsprior, einem emigrierten Franzosen, der sich mit mir besonders abgab und dem ich meine nachmalige Leidenschaft für praktische Sprachenerlernung ohne viel Grammatik verdanke. Korrepetitor war ein Novize, Frater Benedikt, ein sehr guter junger Mann, der mir aus der Stiftsbibliothet manches Buch zeigte, unter anderem Linnés Systeme behufs Ordnung meiner Käfer. Ich lernte da zum ersten Male die Linneschen Diagnosen tennen, die mich in späteren Jahren in erweiterter Sorm vielfältig mit ihrem Capidarstil beschäftigten, aber auch viel Vergnügen machten, als ich die Monachologia des Josefiners Hofrats Born in die hände bekam, der in unübertrefflicher Weise die Linnesche Diagnosenphraseologie auf die damals bestehenden Mönchsorden anwandte. Leider sollte ich Frater Beneditt das zweite Jahr nicht mehr sehen; er tam ins theologische Studium nach Melt, ging einmal über die gefrorene Donau zu einem Besuche ans linke Ufer, brach aber am Rückwege durch das Eis ein und verschwand spurlos. Einen Lehrgegenstand darf ich jedoch der originellen Lehrstunde wegen nicht vergessen: das Canzen. Es war ein alter Canglehrer nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts, mit seiner auch diesem Sätulum angehörigen, etwas schielenden Tochter im Stifte erschienen, und da das geistliche Regime den Canz nicht ausschloß, atzeptiert worden. Nur fand sich teine Lehrstunde dafür vatant. Da verfiel man auf den gewiß originellen Gedanten, daß die für die Canglettion bestimmten Zöglinge um eine Stunde früher aufstehen mußten, also im Winter um 5 Uhr und im Sommer um 41/, Uhr. Man denke sich, mit welcher Lust wir von dem alten Paare das Menuett — und das war der einzige gelehrte Canz — mit der vom alten Maestro gewünschten Grazie unter den Tönen seiner Dioline ausführten. Sür mich hatte diese Tanzlektion die Solge, daß ich mein ganzes Ceben hindurch der erbittertste Seind des Canzens war und nur ein einzigesmal eine Nacht hindurch vertanzte und dies aus besonderem Anlasse. Studienrektor war der Prälat Columbanus, der aber meist in Wien war und von dem Symnasialpräfetten P. Josef Gindl, einem kleinen diden Manne, der Strenge mit Bonhomie verband, vertreten wurde. Es bestand im Gymnasium die gewiß zweckmäßige Einrichtung, daß die Klassenprofessoren im Untergymnasium mit den Schülern aufstiegen und erst in den beiden Klassen des Obergymnasiums durch andere Cehrer ersett wurden. Nur der Religionsprofessor war für alle sechs Klassen derselbe, zu meiner Zeit P. Wichmann, das Bild eines heiligen Aloisius von innen und außen, aber durchaus tein frommelnder heuchler, sondern die würdevolle, ernste Gute selbst. Auch für Weltbildung wurde möglichst Rechnung getragen. Kam eine wandernde Cheatertruppe nach Seitenstetten, die im Gemeindewirtshause die Bretter, welche die Welt bedeuten, auf leeren Apfelmostfaffern auffchitig, wurden wir hingeführt, und ich erinnere mich noch heute mit Vergnügen einer Wüstenszene, in der ein alter, in Cappen getaner Beduine, nachdem er aus einer khmukigen Branntweinflasche den lekten Tropfen geleert, den Tod des Derburftens starb, oder einer Szene, wo Don Carlos in einer bunten Jade erschien, die wir sofort als die unseres hausknechtes Michel erkannten. Auch Caschenspieler fanden im Stifte Aufnahme. Entsehen erfaßte mich, als ein solcher einmal im Prälatenfaale eine große Handpistole mit einer vorgezeigten Bleitugel laden ließ und den Pater, der als der beste Schütze galt, ersuchte, er möchte ihm ins Gesicht khieken, aber gut zielen, was dieser auch tat. Die Kugel, angeblich abgeprallt, fiel auf den vorgelegten Teller. Auch Gymnastiler lamen zur Produktion in den Stiftshof, richteten auf hohen Stangen Schwungseile auf und machten unter Crompeten- und Pautenicall für uns damals haarstraubende Bockprünge. Bei einer dieser Cruppen befand sich ein gang junges Mädchen, das zerrauft und in schmuzigen Kleidern, barfuß, ein fleines ebenso unsauberes Kind trug. Wie erstaunte ich, als ich nach wenigen Stunden dasselbe junge Geschöpf frisiert im Wams und Tritot das Seil besteigen und mit der Balancierstange darauf herumspringen sah. Es war das erste Revers des Critots, das mir zu Augen gesommen, die mir derartig steden blieben, daß ich das Canten zur Studierstunde überhörte und nun einer scharfen Ordnungsstrafe unterlag. Hausvergnügungen waren im Winter: Schleifen, "Eisschiefen" (ein oberöfterreichisches Bauernspiel mit eisenbeschlagenen, bestielten Scheiben nach einem Ziele) und Schneebauten; im Frühjahre, wenn der Boden zu erweichen begann, das "Schmerbeden" mit gespitten Pfählen (gleichfalls ein Bolispiel, in welchem der eine Spieler mit seinem Pfahle, der jedoch steden bleiben muß, die Pfähle der anderen herauszuschlagen trachtet); dann im Sommer Ballspiel und Scheibenschießen auf mit stählernen Bogen versehenen Armbrüsten.* Wir bildeten uns dort zu mahren Tells aus, fehlten selten einen Apfel, ich schof fogar einmal eine Mauerschwalbe. Der hauptfesttag war jedoch jeden Jahres der Pralatenwahltag. Er fiel in den August und wurde mit mehrtägigem Bestschießen auf der Stiftsschiefttätte gefeiert, wozu weit und breit alle Schutzen tamen. Auch wir durften zusehen. Die angefündigte Stiftsvisitation durch den St. Pöltener Bischof Frint brachte alles in Bewegung. Es musten die zwölf Aposteln in der Kirche gemalt werben, b. h. zwölf umtranzte Kreuze an ben Pfeilern, ba ber Bilchof unendlich strenge, auch den geringsten Mangel bemerkte und rügte. Aber es war tein Maler zur Hand, der al fresco zu malen im stande gewesen ware. Nur ein Konvittszögling, Sohn des berühmten Optiters Rojpini, verftand auf naffem Kalt zu malen und ich ward hiebei sein Gehilfe. Wir brachten in wenigen Tagen das nach einer Schablone fabrizierte Kunstwerk gusammen und kamen dadurch in große Gunit des Prälaten. Der Gymnasialpräfekt Gindl hatte eine lateinische Begruftungsrede gedrechselt, deren Worte mir noch heute unverlöschlich im Gedachtnisse lind, weil ich zum Redner ausertoren war. Eine volle Woche hatte ich sie ein-

* Sowohl wir als die Bauern nähnten sie nach den Griechen und Römern: Palaester.

gebuffelt und konnte sie vor- und rudwärts rezitieren. Auch die Schwierigkeiten eines schwarzen Galatleides waren beseitigt, da ein anderer Konvittist, namens Rixner, eben einen schwarzen Frad und Hose von seinen Eltern erhalten, die mir im ersten Augenblid zu passen schienen. Allein, o Jammer! Als die Gloden feierlich läuteten, die Stiftskonventualen in ihren flods, die Fratres im Chorhemde mit dem Kreuze voran, endlich in bischöflichem Ornate der Bischof selber den Einzug in die Kirche hielten und nach furzem Aufenthalte sich der Pralatenstiege zuwandten, wo ich an der Spike des Gymnasiums aufgestellt war, da fiel mir das herz in die geliehene Rixnersche hose, und als der Bischof an mich herantrat, konnte ich nichts mehr herausbringen als Quem ad modum und nur der soufflierende, verzweifelte Cymnasialpräfett und die Freundlichkeit des Bischofs brachten das Werkel stodend wieder in Gang. Mein erstes Rednerdebut war demnach eine Blamage. Nichtsdestoweniger prasentierte mir der Bischof in feierlicher Weise bei einer Schulprüfung eines seiner Bucher: "Gebanten bes Ernstes in ben Tagen bes Leichtsinns", Wien 1817, in Leder gebunden, das ich noch heute zum Andenken aufbewahre. Abrigens machte mir die Episobe noch in späteren Jahren viel Spak. Der qute Rixner war Magistratsrat geworden und ich Bürgermeister. Er hatte sich gar nicht verandert, flein und did, Junggefelle, stets angstlich und verlegen, dabei sehr religiös, ungemein ehrlich, hatte ich keinen besseren Referenten in Schul- und geistlichen Angelegenheiten als ihn. Wenn ich aber, was jedesmal geschah, so oft ich in quter Caune war, zu ihm sagte: "Apropos, wissen Sie noch, lieber Herr Magistratsrat, wie ich mich vor so und so viel Jahren in Ihrer neuen schwarzen Hose aufgeführt habe?" da stieg Blutröte in sein Gesicht und er stammelte mit einer Verbeugung: "Ach, ich bitte, herr Burgermeifter!"

Tafelfeste im Stifte, wo wir wußten, daß sämtliche Präfekten und Professoren fich bei Cifche gut geschen liefen, murben meist zu mutwilligen Streichen benütt. Einmal war große Abendtafel und es sollte ein Streit zwischen zwei Dormitorien, wie der Kampf zwischen horatiern und Curiatiern, ausgetragen werden. Mein Dormitorium sandte die Kriegserklärung und das herausgeforderte verbarrikadierte sich mit Bettzeug und Kästen, so gut es konnte. Wir zogen im Nachtkostum mit Bettstangen als Canzen und Pölstern als Schilder zum Sturme aus, und Angreifer wie Belagerte machten in der festen Uberzeugung, daß fämtliche Geistliche in dem weit entfernten Refettorium fafen, einen berartigen Carm, daß die Mauern erbröhnten und zitterten. Ungludlicherweise mar Präfett Gindl in seiner Wohnung unter uns wegen Unwohlseins zurückgeblieben und nahm seine Zuflucht zwischen die starten Echpfeiler, überzeugt, daß ober ihm altes Gemäuer eingestürzt sei. Wir waren eben siegestrunten mit Trophaen der überwältigten Gegner in unser Dormitorium zurudgekehrt, ein flotist schwang sich auf den Kasten und wir tummelten uns in hemden im Kriegstang um ihn herum. Da öffnete sich ploklich bie Tur, und im matten Scheine der Nachtlampe zeigte sich das feiste, bebrillte besicht des Präfetten Gindl. Der Pfeifer hatte die Geistesgegenwart, vom Kasten

die Campe auszublasen, und als der Präsett mit einem Lichte kam, schienen wir alle, die Kohen bis an die Nase gezogen, zu schlasen. Abrigens Leugnen war unmöglich, und da die Urheber nicht herauskamen, erhielten sowohl Sieger als Besiegte zur Strase einen ganzen Sasttag.

So verlief das erste Jahr meiner Gefangenschaft und ich tam mit einem eminenten Zeugnisse auf die großen Schulferien nach Wien zurück zu meinem Onkel. Er hatte sich mittlerweile wieder auf die Landstraße, Gärntnergasse, aus seiner letzten Stadtwohnung in das neugebaute Zinshaus seiner Freunde Krumhaar gezogen, welche das Gölissche Haus erkauft und auf einem Stück Garten ein Zinshaus gebaut hatten.

Große Sorge hatte schon in früheren Jahren meinem Onkel die Siskalprüfung gemacht, die neben der Advokatenprüfung wegen des unentwirrbaren Chaos der in hunderten von Banden zerstreuten politischen Gesetze als die schwierigste Aufgabe galt. Wie oft mukte ich ihm, wenn er spät abends nach hause kam, da er leidende Augen hatte, derlei bandwurmartige Tirkulare porlesen, bis er und ich dabei einschliefen. Diese Sorge hatte er nun hinter sich. Er hatte auch von seiner Mutter ein nach damaliger Rechnung bedeutendes Vermögen geerbt und war nun vollkommen frei und unschuldigen Vergnügen fast kindisch zugetan, ein harmloser Lebemann geworden. Er besuchte in ausgewählter Toilette (ich erinnere mich, daß oft eine Stunde daraufging, ein riesiges, in eine starre Krawatte gewickeltes Halstuch an der Brust in einen faltenlosen Wasserfall zu bringen) elegante Promenaden, 3. B. den Schwarzenberg-Garten an Donnerstagen, wo sich die schöne Welt von ganz Wien versammelte. So prachtvoll der Garten war, wurde er mir doch stets höchst langweilig, wenn nicht ein Glas saure Milch in Aussicht kam, die im fürstlichen Meierhofe baneben zwischen Düngerhaufen trebenzt wurde. Noch mehr fastidium zwang mir der Lieblingsort meines Ontels, die Wasserglacis, ab, die sich aukerhalb des Karolinentores an der Stelle der heutigen Gartenbaugesellschaft befand. hier waren nur tunstliche Mineralwässer zu haben, die mein Ontel promenierend zur Kur trank. Wenn es abends Konzertmusik und Beleuchtung gab, war auch tein Interesse für mich vorhanden, wohl aber wenn der Ontel am Nachhausewege an der Ede der Rabengasse in die "Schöne Sklavin" einbog, welche schöne Sklavin ein schöner Gasthausgarten war, oder zur "golbenen Birn" auf der hauptstraße, in deren weitem hofraum der junge Stiperger einen großen Salon erbaut hatte, dem damals gang Wien zuströmte. Mein Onkel war schon von lange her ständiger Besucher der Karnevals-Redouten und konnte nicht oft genug das naive Ergößen schildern, das ihm die Bockprunge eines Pierrots ober harletins ober irgend welche Saschingswike Castellis verschafften. Kurz, er war in dieser Beziehung vollkommen Kind. Die Crême der Unterhaltung war jedoch allsonntäglich abends im hause und Garten Krumhaars. War dort der sanfte und stille heinrich Krumhaar, der fürzlich als Sinanzbeamter mit Staatspapieren nach holland und London geschickt worden, der angestaunte und beneidete Weltreisende, der nur deshalb schweigsam verblieb, weil er nur zuviel zu erzählen gehabt hätte, so stellte mein Onkel in dieser Gesellschaft den Magnet vor, der die heiratsfähigen Schönen an sich zog.

Das lange Serialotium benützte ich, um die Schauplätze meiner früheren Kinderzeit und der letzten Jahre wiederholt zu besuchen. Da stand ich vor dem Rasumofsty-Palais samt Nebengebäuden, in der halbverfallenen Kolonnade, deren Säulen bereits die Kapitäle verloren, unter ihrem Portal sak ich auf den steinernen Sizbanten, das Badhaus "zum Karpfen" im Angesicht. Das war Eigentum der Samilie Mayer. Heute noch erinnere ich mich der geröteten freundlichen Züge des damals jungen Sohnes Matthäus und seiner noch jüngern Schwester, wie sie uns in dem Kämmerchen das Bad bereitete und die Wäsche brachte. Hätte ich wohl damals eine Ahnung haben tönnen, daß dieler junge Matthäus mir dereinst als Bürgermeister in seiner Eigenschaft als erbgesessener Grundrichter der Weißgarber und später Vorstand des Bezirtes Candstraße durch seine Erfindung, den Namen eines Ofründners in zwei hälften zu teilen und dadurch dem armen Teufel ein doppeltes Almosen zuzuwenden, viel Argernis machen und sich selbst den Cod bereiten wurde? In nachster Nahe die neue Sophien-Kettenbrude, die die langjährig bestandene Aberfuhr über den Donaukanal, unsere Kinderfreude, außer Cätigkeit brachte; am andern Ufer das düstere Schüttelbad mit dem verplankten Gange zu dem Wäldchen hochstämmiger Weiden und Eschen, auf welchen ich Catocaliden suchte und stets fand. Weiter vorwärts, auf der großen Zirkuswiese, der hölzerne hohe Kuppelbau des Zirkus de Bach, dessen Pferdestallgeruch viele Jahre hindurch die Wiener anzog. Auch ich war wiederholt als Knabe Zuschauer und glaubte in den Reitfünstlerinnen im mythologischen Kostum Töchter des Olymps zu sehen (denn schon damals fand Rammlers Mythologie mit Kupfern großes Interesse). Die Kehrseite dieser Kunst hatte ich erst in Seitenstetten bei den wandernden Gautlertruppen tennen gelernt. (Sortfetung folgt.)

Die neueste Erweiterung Wiens.

Don Dr. Wilhelm Comn, Magiftratsfefretar i. R.

In einer von mir in der "Statistischen Monatsschrift" im Jahre 1901 veröffentlichten, "Die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 in Wien" behandelnden Arbeit findet sich folgende Aussührung:

"Es ist eine bekannte und auf den ersten Blick auffällige Tatsache, daß sich Wien nicht, wie viele andere Städte, konzentrisch um den Strom, sondern beinahe abgewendet von ihm entwickelt hat. Während die dichtere Verbauung nach anderen Richtungen bis 5 oder Sem vom Stephansplatze reicht, erstreckt sie sich gegen den Donaustrom gegenwärtig erst auf 2 bis höchstens km; sein linkes Ufer ist, soweit es zum Wiener Gemeindegebiete gehört, nur schwach besiedelt und auch sonst ist dort nur eine einzige, erst in den Neunzigersahren aus mehreren Gemeinden gebildete Stadt (Floridsdorf), die nach den vor-

läufigen Ergebnissen der letten Volkszählung 36.599 Einwohner hat, zu finden. Die Ursache dieser Erscheinung ist klar. Wien ist nicht am Donaustrome, sondern an einem Arme desselben, dem Donaukanale, der in seinem oberen Teile das hügelige, den letzten Ausläufern des Wiener Waldes angehörige Gelände berührt, entstanden. Dieses schien besser zu bewohnen und leichter zu verteidigen, als das den Donaustrom umschließende, Überschwemmungen häufig ausgesette Flachland; überdies reichte der Kanal damals und noch lange Zeit, bis weit in das abgelaufene Jahrhundert hinein, für den Verkehr vollständig aus. Die Besiedlung der Ufer des Donaukanales selbst ging dort, wo sie eben waren, nur langsam vor sich; nur die in der Nähe der inneren Stadt, des Mittelpunktes des handels, gelegenen Slächen wurden allmählich verbaut, indem die Bequemlichkeit im Dertehre die gurcht por Überschwemmungen besiegte. Erst als die Wassergefahr im letten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch die Regulierung des Donaustromes und durch die Errichtung des Sperrschiffes an der Abzweigung des Kanals gebannt war, wurde die Besiedlung des II. und XX., dann auch des III. und IX. Bezirkes, insoweit sie am Kanal sich hinziehen, eine lebhaftere; ja sie wurde auf der Donau-Insel so stark, daß folieflich der ehemalige II. Bezirt in zwei Bezirte, den II. und XX., geteilt werden mußte. Diese Bezirke bieten — allerdings am wenigsten der IX. — auch für die Butunft noch Raum für eine größere Bautätigfeit auf bisher unverbauten flächen; und wenn die in Ausführung begriffenen Schleusen. und hafenanlagen, insbesondere aber die geplanten Wasserstraßen, welche die Ober und Moldau mit der Donau verbinden follen, beendet sein werden, dann wird nicht bloß der gesamte verfügbare Raum der Donaubezirke verbaut werden, sondern auch das linke Stromufer sich bevölkern."

Diese in einer zwar nicht nahen Zukunst bevorstehende Entwicklung Wiens aus einer Stadt um den Donaukanal zu einer den Donaustrom umschließenden Stadt wollte nun die Wiener Gemeindeverwaltung schon im Jahre 1902 eskomptieren. Sie hatte die Absicht, die Gemeinden Floridsdorf, Strebersdorf, Groß-Jedlersdorf, Stammersdorf, Ceopoldau, Kagran, hirschsteten, Stadlau, Breitenlee, Aspern, Eßlingen und Groß-Enzersdorf mit Wien zu vereinigen. Damit ging sie damals in mancher Richtung allerdings über das Maß des Zweckentsprechenden hinaus und fand infolgedessen bei der Regierung entschiedenen Widerstand; allein, was diese ihr gegenwärtig zugestand, ist gegen Norden hin zur Befriedigung des hauptzweckes der neuen Stadterweiterung gewiß nicht ausreichend.

Dieser besteht darin, die Gebiete jener Gemeinden, in denen die für die Einmündung des Donau-Moldau- und des Donau-Oder-Kanals zu errichtenden häfen und deren Derbindungen mit dem Donaustrom zu liegen kommen, dann auch die hinter diesen Gemeinden befindlichen Ortschaften in den Machtbereich Wiens zu bringen, überdies dem schon jeht zu Wien gehörigen, am linken User des Donaustromes lang sich hinstreckenden Kaisermühlen, das infolge seiner Lage künstig zu größerer Bedeutung gelangen wird, ein breites hinterland zu gewinnen. Es hätten demnach im Norden die Gemeinden Lang-Enzersdorf und Strebersdorf gänzlich einverleibt werden müssen.

Die Regierung bestimmte jedoch dort die Crasse des Donau-Oder-Kanals und die Grenze des Floridsdorfer Gemeindegebietes als neue Stadtgrenze; infolgedessen wird der Eleine Hafen, durch den der Donau-Moldau-Kanal vor seiner Dereinigung mit dem Donau-Oder-Kanal fließt, außerhalb der Stadt bleiben und von beiden genannten Gemeinden

nur je ein Stüd zu Wien geschlagen. Es bleibt nur zu hoffen, daß es bei einer späteren Gelegenheit gelingen wird, auch diese Ortschaften mit Wien zu verdinden.

Was die übrigen Gemeinden betrifft, so wird durch den Donau-Oder-Kanal je ein Kleiner Teil von Groß-Jedlersdorf, das ohne diese Grenzbestimmung ganz mit Wien vereinigt worden wäre, und von Stammersdorf, das sonst von der neuen Stadterweiterung unberührt geblieben wäre, abgeschnitten; ersteres fällt an Stammersdorf, letzteres an Wien. Floridsdorf, Leopoldau, Kagran, Stadsau und hirschstetten werden, dem hauptzwed der ganzen Attion entsprechend, vollständig einverleibt.

Micht aus dem hauptzwede der neuen Stadterweiterung erklarbar ist jedoch die Angliederung der Ortsgemeinde Aspern und der bisher zur Ortsgemeinde Groß-Enzersdorf gehörigen Katastralgemeinde herrschaft Kaiser-Cbersdorf, der sogenannten Cobau. Aber sie läßt sich begreifen, weil dadurch der Donaustrom, dessen rechtes Ufer in dieser Gegend städtisches Gebiet ist, dann beiderseits davon eingeschlossen ist. Sur die Analiederung der Cobau spricht ferner die Tatsache, daß sie fast gang der Gemeinde Wien, beziehungsweise dem von ihr vertretenen Allgemeinen Versorgungsfonds gehört und es zwedmäkig ericeint, daß dieser Besik auch öffentlich rechtlich dem Wiener Magistrate unterworfen ist; daß sie bereinst einen Ersat für die reichen Praterauen bilden soll, die allmählich der Erholung suchenden Bevölkerung entzogen werden, ist wohl tein triftiger Grund für eine Einverleibung, weil für jenen Zwed das privatrechtliche Eigentum völlig ausreicht. Wenn aber die Cobau dem neuen Gemeindebezirke einverleibt wird, so muß auch Aspern dasselbe Schickal erfahren, weil sonst zwischen ihr und dem übrigen Gemeindegebiete nur ein ichwacher Jusammenhang mare. Bur Einbeziehung eines schmalen Streifens der Gemeinde Breitenlee, der zwischen hirschsteten und Afpern eingekeilt ist, zwingt bessen Lage, während für die Angliederung des übrigen Gebietes von Breitenlee und Groß-Enzersdorf, dann von Eklingen ein stichbältiger Grund nicht zu erkennen ist, weshalb auch die Regierung ihre Einverleibung verwehrte.

Das derart zu Wien neu zuwachsende Gebiet hat eine fläche von 9314 ha und gahlte zu Ende des Jahres 1900 — abgesehen von dem von Strebersdorf hinzukommenden Ceile, für den diese Angaben nicht bekannt sind — 2361 häuser und 51.909 Bewohner. Da die Fläche der Bezirke I bis XX 17.812 ha beträgt, die Zahlen ihrer häuser und Bewohner zu dieser Zeit zusammen 33.130, beziehungsweise 1,674.957 ausmachten, so ergibt sich, daß durch die neueste Einverleibung die Fläche Wiens um 52:3 Prozent, seine häuserzahl um 7.1 Prozent und seine Bewohnerzahl um 3.1 Prozent wächst. In ihrer ehemaligen Ausdehnung, vor der Vereinigung der Vororte zu Ende 1890, hatte Wien blok 5540 ha; durch diese Dereinigung vergrößerte sich seine Fläche um 12.272 ha auf 17.812 ha und übertraf bereits an räumlicher Entfaltung jede andere Stadt des Kontinents, und nun erhöht sich sein Flächenraum auf 26.126 ka. Jedoch ist das durchaus nicht zu beanstanden. Es erscheint bei dem schnellen Wachstum der Städte in vielfacher hinficht außerordentlich vorteilhaft, wenn die Macht der Gemeindeverwaltung sich auf ein großes Gebiet erstreckt, so daß nicht unmittelbar hinter ihren letzten Häusern ein anderer Wille zu entscheiden hat; die Kosten, die durch die übermäßige Ausdehnung verursacht werden, fallen dagegen nicht ins Gewicht und sind übrigens auch an und für lich nicht von großem Belang. Schließlich ist das Ausmaß der einzubeziehenden Släche bei einer Einverleibung nicht in das Belieben der alten Stadt gestellt, sondern wird von äußeren Rüdsichten bestimmt; im Jahre 1890 mußten ausgeprägte, scharf hervortretende Grenzen gefunden werden, weil sie zugleich die Verzehrungssteuerlinie bilden sollten, diesmal mussen dort, wo die natürliche Begrenzung durch den Donau-Oder-Kanal aufbört, die Grenzen der den Einverleibungszwecken dienenden Gemeinden die fünftigen Stadtgrenzen darstellen.

Die vorher mitgeteilten Prozentfage ber zuwachsenden Släche, häuser- und Bewohner-3ahl lassen das Charatteristische der neuesten Stadterweiterung genau erkennen. Die Fläche vergrößert sich um 52·3 Prozent, die Bevölkerung bloß um 3·1 Prozent, der Prozentsak der Släche ist 17mal höher als der der Bevölkerung! Also verhältnismäßig viel Cand und wenig Ceute. Bei der Einbeziehung der Vororte im Jahre 1890 stellten sich die entsprechenden Ziffern auf 221.5 Prozent und 62.6 Prozent; die Slächenprozente waren demnach bloß 31/2 mal höher als die Bevölkerungsprozente. Die damalige Erweiterung hatte sich wegen der bereits vollzogenen und noch nicht abgeschlossenen Entwicklung der an der Peripherie des alten Weichbildes Wiens gelegenen Gemeinden als notwendig erwiesen, während die gegenwärtige im Hinblick auf die künftige Entwidlung der auf dem einzubeziehenden Gebiete liegenden Ortschaften erfolgt; damals wurde eine größere Anzahl stadtähnlicher Gebilde, in denen zumeist Arbeiter und Beamte des alten Wien ihren Wohnsit hatten, einverleibt, in die neueste Erweiterung fällt bloß ein einziges derartiges Gebilde, Floridsdorf, dessen Wachstum zwar auch teilweise durch die Nähe Wiens beeinflußt ist, das aber seine Zunahme größtenteils anderen Umständen verdankt; und während die überwiegende Mehrzahl der 1890 einbezogenen keineren Orte als vielbesuchte Sommerfrischen mehr oder weniger schon städtischen Charafter trugen, sind die meisten der gegenwärtig zu Wien fommenden Gemeinden ganz und gar Candgemeinden im eigentlichen Sinne des Wortes.

Aus dem neu hinzutommenden Gebiete soll ein einziger Gemeindebezirk, der XXI., gebildet werden. Um die Schwierigkeiten, die seine ungeheure Ausdehnung für die Bevölkerung und die Gemeindeverwaltung mit sich bringt, zu beseitigen, erhält der Bürgermeister die allgemeine Ermächtigung, auf Vorschlag der Bezirksvertretung für einzelne Teile größerer Gemeindebezirke Bezirksaufsichtsräte zu bestellen, die dort jene Amtshandlungen des selbständigen und übertragenen Wirkungskreises, die ihnen vom Bürgermeister mit Zustimmung des Statthalters zugewiesen werden, nach den Weisungen des Vorstandes des magistratischen Bezirksamtes zu besorgen haben und denen in diesem Bezirksteile auch die Vertretung des Bezirksvorstehers nach dessen Anordnungen obliegt.

Eine notwendige Folge der Vereinigung ist die Abänderung einiger Bestimmungen des Wiener Gemeindestatuts. Die Jahl der Gemeinderäte wird um 7 auf 165, die der Stadträte um 5 auf 27, beziehungsweise (mit dem Bürgermeister und den beiden Vizebürgermeistern) auf 30 erhöht. Die Vermehrung der Jahl der Stadträte muß als eine außerordentliche bezeichnet werden, da für die bisherigen zwanzig Bezirke bloß 22 Stadträte bestanden.

Eine andere notwendige Änderung des Statutes ergibt sich daraus, daß der Beitrag, den bisher die schon früher zum Wiener Polizeiranon gehörigen Orte Floridsdorf und Groß-Jedlersdorf zum Polizeiauswande zu leisten verpflichtet waren, nunmehr von Wien geleistet werden muß und daß sich dieser Beitrag um die Kosten vergrößert, die durch die Ausdehnung des Polizeiranons auf das übrige einbezogene Gebiet verursacht werden.

Die Stadt, die für diesen Zweck seit 1891 nicht mehr, wie dis dahin, einen prozentuellen Beitrag zum tatsächlichen Auswande, sondern ein seltstehendes Pauschale von einer Million Kronen jährlich zahlte, muß nunmehr um 50.000 K mehr entrichten, ein Betrag, der nach den kunftigen Volkszählungsergebnissen sich für je 10.000 zugewachsene Einwohner um 5000 K bis zum höchstausmaße von 100.000 K erhöhen kann.

Die Kommunalbesteuerung des XXI. Gemeindebezirkes wird in einer für dessen Bevölkerung rücksichtsvollen Weise geregelt.

hinsichtlich jener Staatssteuern, die im gegenwärtigen Gemeindegebiete nach anderen Grundfagen, beziehungsweise in einem höheren Ausmaße als in dem neu hingutommenden XXI. Bezirte eingehoben werden, gab die Regierung die Ertlärung ab, daß sie eine Ausdehnung des Linien-Derzehrungssteuerrapons derzeit nicht beabsichtigt, und daß sie hinsichtlich der Deranlagung der Gebäudesteuern analoge Übergangsbestimmungen in Aussicht nimmt, wie sie seinerzeit bei Vereinigung der Vororte mit Wien erlassen wurden. So sehr diese Erklärung bezüglich der Liniensteuer zu billigen ist — sie konnte übrigens taum anders lauten, da die Ausdehnung des Rapons unverhältnismäßig hohe Steuereinhebungskoften zur Folge gehabt hätte — so wenig ist sie bezüglich der Gebäudesteuern gutzuheißen. Es liegt doch vorläufig gar tein zwingender Grund vor, den XXI. Gemeindebezirt unter das Joch der drückenden Gebäudesteuer der großen Städte und Kurorte zu beugen ; die Erklärung bezüglich der Liniensteuer zeigt, daß die Gleichmäßigteit der Besteuerung des ganzen Stadtaebietes nicht unbedingt nötig ist. Bei der im Dorjahre stattgefundenen Enquete über die Reform der Gebäudesteuern durfte taum ein Experte gewesen sein, der diese Steuern in Österreich nicht als übermäßig hoch erklärt hätte, und wenn sich schon einzelne davon gegen eine Herabsekung aussprachen, so hat doch niemand eine Erhöhung befürwortet. Eine solche soll hier jedoch ohne Not, blok aus fistalischen Ruckichten und auf die Gefahr hin vorgenommen werden, dadurch die Entwicklung dieses Bezirkes zu beeinträchtigen. Ebensogut wie ein Geseth vorgelegt werden tann, das Übergangsbeftimmungen zum Zwede der allmählichen Unterwerfung unter die höhere Steuer festseit, ist es auch möglich, ein Gesek vorzulegen, das die Gebäudesteuern im XXI. Bezirte vorläufig in ihrer bisherigen Art und ihrem gegenwärtigen Ausmaße beläßt.

Der Wiener Gemeinderat und die Gemeindevertretungen aller für die neue Stadterweiterung in Betracht kommenden Gemeinden haben sich für die Dereinigung ausgesprochen; der niederösterreichische Landtag hat bereits den Gesehentwurf beraten und beschlossen, durch den sie geregelt werden soll, und es ist gar kein Iweisel, daß er auch Geseheskraft erhalten wird. Damit wird die Möglichkeit gegeben sein, daß die Wiener Gemeindeverwaltung mit noch größerer Berechtigung, als sie ihr bisher zukam, darüber wacht, daß die Bauführungen und Einrichtungen, insbesondere an der Ausmündung der geplanten Kanäle, derart vorgenommen werden, daß sie der Stadt zum Nutzen gereichen; damit erhält Wien die Gewähr, daß ihm die Vorteile, welche die neuen Wasserstaßen nach ihrer Vollendung erhössen lassen, in dem ihm gebührenden Ausmaße auch voll und ganz zukommen. Ganz Österreich steht doch der Schaffung dieser neuen Verkehrsadern, wie die seinerzeitige Bewilligung der kolossalen Summen, die sie in Anspruch nimmt, zeigte, mit frohen Erwartungen gegenüber; wenn sich diese verwirklichen, wird auch unsere Stadt ihren reichlichen Anteil an dem Segen erhalten, den die Wasserstaßen im Gefolge haben werden.

Chronif.

Gesetzebung und Rechtspflege.

Die Weiterentwicklung unferes Rechtes, ber die fortlaufende Berichterstattung gewidmet fein foll, hangt von der Schidfalsfrage ab, ob und wann in Ofterreich die Wiederaufnahme geregelter gesetgebender Catigfeit zu erwarten ift. Längst hat der Zweifel an dem Beruf irgend einer Beit gur Gefeggebung der Einficht Plat gemacht, daß in den tomplizierten modernen Derhaltniffen weder Richterspruch noch Cehre genügen, um den 3wang gum Richtigen ausguüben. Die Sulle und der Wechsel des heutigen Cebens hat die legislative Kunft vor die Wahl geftellt, zwischen icharf ausgeprägten, alle moglicen Salle im vornberein enticeibenden Sagen, die eben deshalb zum mindeften einer häufigen Revision bedürfen, etwa alle fünf Jahre, wie der preußische Juftigminifter Ceonhardt vorfolug, und einer möglichft weichen Sormulierung, die dem Richter freien Spielraum für die Anpassung unter die ausgesprochenen Normen und auch für die Entscheidung nach gewissen allgemeinen Grundfägen gibt. Diese Richtung hat heute, wie es icheint, die Oberhand im Gegenfat zu den erften großen Kodifikationen am Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts, die Richter und Rechtssuchende unter eberne Gebote ftellen wollten. In Ofterreich mit feinen großen Verschiebenheiten in nationaler, tultureller, politifcher hinficht ift ein Nachgeben des Gefengebers von der feften Umfdriebenheit ber Satzungen nicht ohne Bedenken. Diel weniger noch tonnen wir ben Gefengeber überhaupt entbehren. Selbst England mit feiner fleinen Jahl an einem Ort vereinigter hoher Richter, also mit dem besten richterlichen Wertzeug gur Rechtsfcaffung, empfindet fcmerglich den Mangel der Kodifitation, der auch durch die weiseste Auslegung von über fünf Jahrhunderte fich erstredenden Statuten und von blof fcriftftellerisch und prajudiziell durchgearbeitetem gemeinen Recht fich nicht erfeten läßt. Crot ber Sowerfälligfeit bes Parlamentes wurden auch dort wenigstens das Wechselrecht und einige der wichtigften Abschnitte aus dem handels. Seeund Obligationenrecht todifiziert, mabrend trot Macaulays Dorarbeiten zum indischen Strafgesethuch und troth Stephens und anderer Bemühungen ein Straffoder noch nicht zu stande gebracht wurde.

Seit langer Zeit leiden auch wir an dem alten Strafgefet von 1803, das im Jahre 1852 einer recht ungludlichen Revifion unterzogen murbe. Man tann ber Regierung das Seugnis nicht versagen, daß sie bemüht ift, in ihrem Wirtungstreis einige der brennendften Abel gu lindern. So hat Dr. v. Koerber mit seinem bekannten Erlaß vom 25. November 1902 verjucht, Kinder in dem nach unferem geltenden Recht icon ftrafmündigen Alter von 10-14 Jahren und unverdorbene Jugendliche bis gu 18 Jahren ber forrumpierenden Wirtung turggeitiger Freiheitsftrafen durch die allgemeine Anweisung an die Gerichte, Gnabenantrage zu ftellen, nach Moglichfeit zu entziehen. Diefe Magregel ift ein fegensreicher Notbehelf, aber immer nur ein Notbehelf, benn fie verwischt die Grengen gwiichen Recht und Onade in unerwünschter Weise. So hören wir auch, daß das Cand Niederöfterreich bei Erbauung der neuen Anftalt einen eigenen Davillon für verbrecherische Irre bestimmt, baß alfo die Regelung diefer grage, ahnlich wie in England, in prattifcher Weise in Angriff genommen werben foll. Sowerlich macht man sich im allgemeinen eine klare Vorstellung bavon, welche Menge von Cebensglud, Arbeitsfraft und wirticaftlichen Werten durch vertehrte Bestimmungen unferes Strafgefetes alljährlich gerftort werben. Wohl hatte hier die Spruchpraris burd milbernbe Auslegung bie größten Barten abstumpfen tonnen, der Kaffationshof hat aber regelmäßig die strengste Interpretation vertreten. Ein gludliches Urteil, worin er eine Entscheidung, die die Entwendung einiger Apfel Diebstahl bestraft hatte, taffierte, gab bem Juftigministerium vor wenigen Monaten die handhabe zu einem weisen Erlag an die Oberftaatsanwaltschaften, der hoffentlich eine Derminderung der Brandmartungen harmlofer Delinquenten als Diebe berbeiführen wird. Es wird ein ungeheurer Sortidritt fein, wenn ein menichliches Strafgefen bas unbefugte Krebfen, Sifden, Wilbern, Blumen- und Obfibreden als

Abertretungen eigener Art und nicht mehr als Diebkahl bezeichnen wird, denn auch hier gilt, daß das Wort totet. Man darf aber vor allem nicht vergessen, daß in Ofterreich Jahr für Jahr zwilden dreis und viertausend Meuschen in den Kerfer geworfen werden, von denen die meiften ihr Vergeben bei richtigen Normen mit geringen Geld- ober haftitrafen gebükt batten, So grok ift die Jahl der Derurteilen, die fich einer Amtsbandlung widerfesten und fremdes Eigentum bosbaft beschädigten. Unter diese Bestimmungen fällt der hausvater, der wegen lauten Singens zur Nachtzeit auf die Wache gebracht werden foll, ploklich ernüchtert fortlaufen will und fich dabei von dem Dolizeimann mit einem Stoft losreißt, der Bauernbursch, der der schmollenden Geliebten das Senfter einwirft, wenn jemand im Jimmer war ober batte fein tonnen. Welche handlungen in Ofterreich unter die absolute Strafe des Codes gezogen werden, so daß nur die Gnade forrigierend eingreifen tann, ift betannt. Verhängnisvoll wird die unfinnige Strafdrohung aber dadurch, daß die Geschworenen den unter die Anflage des Mordes gestellten Totichlager im gerechten Affett, den Uberlebenden von zwei zu gemeinsamem Sterben Derbundenen lieber gang freisprechen und so dem ichlechten Recht des Gesetzes bas ichlechte Recht des Richters entgegenstellen. Wie schon seit einem halben Jahrhundert ein Entwurf des Strafgesethuches dem andern folgt, so hat auch jest wiederum die Kommission im Justigministerium ihre Aufgabe vollendet. Einiges davon hat beren Mitglied Professor Cammasch verlauten laffen und durch feine Kritit des letten dem Parlamente vorgelegten Entwurfes eine interessante Entgegnung des damaligen Justigminifters Grafen Schonborn hervorgerufen. Sur die parlamentarische Beratung, wenn man eine folde erhoffen darf, werden die religiofen und politischen Delitte ben Stein bes Anstofes bilden. Man muß mit Bedauern aussprechen, daß auf diesem Gebiete die Rechtsprechung des Kallationshofes geradezu eine rückbildende war. daß sie die Dorschriften ber Staatsgrundgesetze als hohle Rahmen beiseite geset und 3. B. Evangelische wegen Unterlassung ber Bezeigung der Chrfurcht bestraft hat, deren Ceistung gur Reformationszeit von den Protestanten als eine Derleugnung ihres Glaubens mit Erfola abgelehnt murbe.

Wenn die Überzeugung, daß wir ein neues Strafgeset haben müssen, von allen geteilt wird, so gilt dagegen die technisch allerdings musterhafte Strafprozeßordnung den meisten als Noli me tangere. Und doch wird einem neuen Strafgeset eine Novelle zur Prozeßordnung solgen müssen. An die große Frage der Schwurgerichte wollen wir heute nicht rühren, aber selbst denen,

die geneigt find, Einrichtungen aller Art im Lichte der politischen Schlagworte zu betrachten, ist die Unhaltbarkeit der Jury für Chrendeleide gungen nachgerade zum Bewuhtfein getommen. Mit Recht hat Dr. v. Koerber in feinem Presgesetzentwurf diese Dergeben den Geschworenen entziehen wollen, er hat aber dabei freilich, um der Abanderung des Staatsgrundgesetes auszuweichen, den Vorichlag der Qualifizierung als Abertretungen gemacht, der denn doch unter die Kategorie der von ihm so geistreich caratterifierten Liften ber Rechtstechnit fallt. Der Prehausicuf des Abgeordnetenhauses durfte soviel Vertrauen in die Einsicht des Parlamentes baben, um diefem die Juweisung der Prefivergeben an die Ertenntnisgerichte mit der Boffnung auf eine 3weidrittelmehrheit zu empfehlen. Damit wurde ber Sprung vom Schwurgericht zum Gerichtsfetretar vermieden und diefelbe Kompetenz hergestellt werden, die in Deutsch-land und, fur die Mehrzahl der Salle, in Frantreich gilt. Der Rig, ber durch die gange Strafprozefordnung geht, seitdem die öffentliche, mundliche Derbandlung an das im Wefen unberührt gebliebene geheime inquisitorische Derfahren angefoloffen murbe, wird fich in abfehbarer Beit nicht beilen laffen, weil unfere Bureaufratie die Parteienöffentlichfeit, die Bulassung des Beschuldigten gum Derhor der Jeugen und gar die Einraumung eines Fragerechtes unter Beistand eines Derteidigers mit Unrecht für gefährlich halt. In Wahrheit wurde biefe Parteienöffentlichkeit ein offenes mannliches Derfahren bedeuten, das ebenfo den Schutz ber Personlichteit als das Sinden des Richtigen beforbern mußte. Schlechte Erfahrungen, bie man angeblich in Frantreich mit bem Gefene pom Jahre 1897 gemacht bat, tonnten umfoweniger etwas beweisen, als die frangosische Novelle eine ungludliche, im Wefen blog betorative halbheit ift. Durchichlagend muß die Ertenntnis fein, daß hier ein Recht in Frage fteht, bas ber Perfonlichteit gang im Gegenfate gu beren sonstigen Anerkennung im beutigen Rechtsspitem versagt wirb.

Ein scheinbar ganz anderes Gebiet betreten wir mit der Besprechung des der Regelung ebenfalls sehr bedürftigen Aktienrechtes. Aber auch hier handelt es sich um den Schutz persönlicher, ökonomischer und idealer Güter. Im Regulativ vom Jahre 1899 wurde der Sortschitz gemacht, die Erwägungen, von welchen sich die Dereinskommission bei der Konzessionierung von Aktiengesellschaften leiten ließ, in Normen zu bringen und damit die Willkür der Behörde zu beschäften. Abgesehen davon, daß sich das Regulativ nur auf die handels, und Industriegesellschaften bezieht, läßt sich im Wege der Derordnung der not-

wendige richterliche Sout ber Minoritaten nicht erzielen. Freilich barf man auch die gesetzlichen Kautelen nicht überschätzen, wie das Beispiel der Ceipziger Bant, der Spielhagen-Banten bewiesen hat. Kaum ein anderes Einzelproblem beschäftigt die Geister in so hohem Grade wie die Kartelle. Die österreichische Juditatur hat sie durch Anwendung einer Bestimmung des aus dem Jahre 1870 stammenden Koalitionsgesetes auferhalb des Rechtes gestellt und damit die Notwendigfeit gesethicher Regelung herbeigeführt, wenn nicht bei biefen weber burch Rechtsprechung noch burch Gefet zu beseitigenden Derbindungen ein Moment der Untreue geradezu sanktioniert werden will. Mit der ihm eigenen impetuofen Genialität des geborenen Redners hat Klein am letten Juriftentag auch die Ofterreicher dazu betehrt, auf eine verwaltungsrechtliche Magregelung der Kartelle zu verzichten. Der Jufag, daß eine Behörde bei Preistreibereien tarierend einzuschreiten berufen fein foll, hatte wohl mehr ein tattifches Motiv. Gewiß hat auch in ber Sphare des Privatrechtes der San gur Geltung zu tommen, daß wirtschaftliche Ubermacht nicht über gewiffe Grenzen hinaus geübt werden burfe. Bur Segung biefer Schranten ift aber in erfter Linie bas allgemeine Recht berufen, wie es uns beute im deutschen burgerlichen Gelekbud, wenn auch nicht in völlig befriedigender Saffung vorliegt, während freilich unfer hundertjähriges bürgerliches Gesethuch dazu nicht ausreicht, trog ber fortbildenben Interpretation, für die wir auf den Gebieten des haftungsund Schabensrechtes dem Oberften Gerichtshof unter der Sührung Steinbachs Dant ichuldig find. Gegen den unlauteren Wettbewerb hat die Regierung einen Entwurf vorbereitet, der sich durch eine glückliche Wahl der Mittel ber Repression, unter benen die friminelle Strafe mit Recht nur eine fleine Rolle spielt, ebenso auszeichnet, wie er eine allgemeine alle Catbestande dedende Klaufel vermiffen lagt. In dem Streit um diese clausula generalis baben wir geradegu ein Schulbeispiel für die im Eingang diefer Aberficht gezeichneten beiden Richtungen der Kodifikation. Die Regierung will tein biegsames in die Auffassung der Richter in den fo verschiedenen Konigreichen und Canbern gestelltes Recht auf diesem Gebiete wagen. Auch bier würde ein modernes bürgerliches Gesekbuch mit seinen allgemeinen Bestimmungen die Möglichfeit geben, über die Kasuistit hinaus neue Salle des proteusartigen Vertehrslebens gu beherricen.

Wer sich in irgend einer Weise mit dem Staat beschäftigt, sollte sich mit dem Gedanten der außerordentlichen Wichtigkeit des Steuerund Gebührenrechtes durchtränken. Ein solches Recht ist schlecht oder seine Handhabung ist fehlerhaft, wenn der Dertehr, wie in Ofterreich, geradezu gezwungen wird, Umwege zu wählen, weil ihm die gerade Bahn durch nicht zu ertragende Belaftungen versperrt wird. Die erfreuliche Nebenwirtung, daß die Ceiter der großen Unternehmungen baburch in einer Weise geschult werben, die ihnen eine geiftige Superiorität verleiht, wird weit aufgewogen burch bie Menge Arbeit und Zeit, die badurch dem techniichen und tommerziellen Dienst entzogen wird. Die Botichaft, daß eine Reform des Gebührengefetes bereits im Werte fei, laft uns icon beshalb fühl, weil wir vorläufig eine Anderuna des Geistes der Behörden nicht erwarten durfen. Auch von einigen beabsichtigten Milberungen des Steuerrechtes für die Aftiengesellschaften wird gesprochen, jo von der Aufhebung der Besteuerung der Portefeuilleattien. Catfach. lich läßt fich die gunftigere Behandlung der großen Einzelunternehmungen gegenüber ben Attiengesellschaften, beren Erträgnisse doppelt, unter Umftanden dreifach besteuert merden, nicht rechtfertigen. Dagegen ist zwar die Entlastung ber finangiell fcmacheren Bevolkerungsklaffen in den Personalsteuergesetzen in einigen wichtigen Puntten verwirklicht worden, eine läglichere Behandlung ber Saffionen muß aber hingutreten, wenn man nicht durch unerfüllbare Anforderungen an das Verständnis und die Kenntnisse der kleineren Steuertrager diese Wohltaten wieder gurudnehmen will. Freilich fteht das icarfe Angiehen ber Steuerichraube mit bem Dersagen des parlamentarischen Bewilligungsrechtes in Jusammenbang.

So mannigfaltig diefe Aufgaben find, fo wichtig ihre Cojung ift, sie führen alle zurud auf das gemeine Recht, das im burgerlichen Gefetbuch beichloffen ift. Der Gedante, diefes gu reformieren, stellt den Staat vor eine fast gigantiiche Cat. Mur zweimal in ber Geschichte, am Ende der Aufflärungszeit und bei der Schaffung großer Nationalstaaten im XIX. Jahrhundert lind unter geistigem und politischem hochbrud allgemeine Zivilgesetbucher zu ftande getommen. Don der Erfenntnis der Schwierigfeit einer totalen Reform ohne die zwingende Macht außerer Ereignisse ift Ungers Anregung ausgegangen, an unferem burgerlichen Gefetbuch im einzelnen zu beffern, aber taum ein Kollegium von Sachverständigen wird die hand an das Wert legen tonnen, ohne unmertlich immer weiter getrieben gu werben. Nur eine besonders gludliche Entwidlung des Staates tonnte einen solchen großen Neubau in jahrzehntelanger Arbeit ermöglichen. Wohl aber ware es denkbar, einige heute überhaupt nicht oder boch gang ungureichend geregelte Materien in Spezialgesethen zu ordnen. So sonderbar es dem Caien klingt, es gibt ganze Provinzen des Rechtes, die der Theorie, der Spruchpragis und der autonomen Regelung durch die Parteien überlaffen find. Dor allem das Derficherungsrecht, für welches die Errichtung des Privatversicherungsamtes in Ofterreich ebenso wie im Deutschen Reich eine gewisse normative Regelung angebahnt hat, ohne daß man jedoch der ichwierigen Materie wirklich beigetommen ware. Mit spielender Leichtigkeit konnte das eigentlich gar nicht tobifizierte Derlagsrecht nach beutichem Dorbild geordnet werben. Die Enteignung für Zwede der Telephonie und der elektri= ichen Industrie ist so bringend, daß sie Gegenstand eines Gesetzes ober einer Notverordnung wird werden muffen, hoffnungslos ift bagegen für lange Zeit die Gewinnung eines bem heutigen Kulturguftand entsprechenden Cherechtes, was um so beschämender ist, als das vom Kaifer Josef erlaffene Chepatent einem meiter porgeschrittenen Standpunkt entsprach als unser heutiges auf tonfessioneller Grundlage ruhendes Cherecht, das vom Oberften Gerichtshof unter Ablehnung der in den Staatsgrundgefegen enthaltenen Anfage gur Derbefferung in feiner vollen Starre erhalten wird. Bezeichnend ift endlich, daß Ofterreich außer dem alten Editto politico vom Jahr 1774 und einem Wuft von fpateren Derordnungen fein Seerecht geschaffen hat, sondern da den Code de commerce, dort die Ordonnangen Ludwigs XIV. gewohnheitsrechtlich gelten läßt.

Es ist flar, daß die anderen Rechtsquellen umsomehr an Bedeutung gewinnen, je mehr die Gesetgebung durch Stillstand und Untatigfeit den ihr gebührenden Primat aufgibt. Da suchen por allem Derordnungen und Erlässe, wie bei Krantheiten des Körpers ein anderes Organ die Arbeit des geschwächten übernimmt, den Mangel zu ersetzen, indem sie die ihnen zutommende Aufgabe der Ausführungsvorschriften erweitern. Den Notstand, in dem fich die Gefekgebung durch die Einstellung der parlamentariichen Catigfeit befindet, zeigt am deutlichften ber Gebrauch ber § 14-Derordnung, ber bie Derfassung provisorische Gesetzestraft gugefprocen hat. Nicht wegen der in Wahrheit nicht allau groken Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern aus einem tieferen Grunde muß hier die taiferliche Derordnung des Gefamtminifteriums vom 16. Juli über die Dergutungsginfen von gurudgegahlten Steuer- und Steuerftrafbeträgen erwähnt werden. Nachdem das Reichsgericht ausgesprochen hatte, daß der Staat verpflichtet fei, von zu Unrecht eingehobenen Steuerbetragen Interessen zu bezahlen, formulierte die Regierung diesen Rechtsfat, bestimmte aber gleichzeitig, daß der Anspruch auf Dergutungsginfen von Sahlungen, welche vor dem 1. Janner 1904 geleistet wurden, nicht erhoben werben tann. Damit sollen also Sorberungsrechte an ben Siskus, deren Grundhältigkeit ein höchstes Gericht anerkannt hat, rüdwirkend annulliert werden. Was hier in einer Derordnung geschah, ist ein Eingriff in obligatorische Rechte, dessen sich die Gesetzebung in Osterreich weder zur absolutistischen noch zur verfassungsmäßigen Zeit jemals schuldig gemacht hat. Gerne glaubt man an eine gelegentliche Entgleisung, die ohne Nachfolge bleiben wird.

Immer bleibt die Rechtsprechung neben Gesetgebung Rechtsquelle, selbst gegen ben Willen des Gefeggebers, felbft wenn diefer wie Josef II. in dem von ihm gegebenen ersten Teil bes burgerlichen Gefegbuches fich die Enticheidung jedes einzelnen im Gefete nicht bestimmten Salles ausdrudlich vorbehalt. Durch die Umgestaltung der Gerichtsordnung von den Sesseln ber gesetzlichen Beweistheorie befreit, durch die Einraumung des Prozeftbetriebes in die Cage verfett, über den Drogekitoff fait ohne Beschränfung zu disponieren, hat der österreichische Richter unendlich an Macht gewonnen. Allerbings ftellt ibm unfer burgerliches Gefenbuch jene weiten Rahmen nicht gur Derfügung, die bas beutsche in seinen Anweisungen nach Treu und Glauben, nach der Verfehrssitte, unter Berudfichtigung ber guten Sitten, nach billigem Ermeffen Schuldleiftungen und familienrechtliche Derhaltniffe gu beurteilen, dem Richter fpannt, aber die notwendige Aberlaffung der Beftimmung der Make im Straf- und im Schadensersagrecht bildet überall ein formliches richterliches Recht, beffen Derletjung im einzelnen Sall nicht anders empfunden wird als eine Beugung des geschriebenen Rechtes. Noch ift die Derurteilung eines Daganten wegen eines unter mafig ichweren Umitanden begangenen Raubverfuches ju lebenslänglichem Kerter und die Reattion des Rechtsbewuftseins dagegen in lebendiger Erinnerung. Sehr deutlich trat diese Sunttion der Judifatur hervor, als in einem gegebenen Beitpuntt die Gerichte mit unvertennbarer Gleichmaßigfeit die Bufpruche an Derungludte an Schmerzensgeld und Derdienstentgang außerordentlich ftart herabzuseten begannen. Dem Oberften Gerichtshof ift übrigens für feine Dlenarenticheidungen eine die Untergerichte bindende Auslegungsmacht geschäftsordnungsmagig eingeraumt. Die Rechtsprechung wird aber nicht nur von den Bivil- und Strafgerichten. fondern quch von den Behörden, infofern biefe über Privatrechte entscheiben, ausgeübt, und es ist deshalb eine berechtigte Sorderung, die in erfter Linie von den Advotaten erhoben und burch Gutachten unterftütt murbe, daß eine Regelung des Administrativverfahrens vorgenommen werde, bei welcher die Parteienrechte Soun finden. Noch wichtiger ift die Ge-

währ dafür, daß die öffentlichen Ceistungen nach gleichem Recht auferlegt werben. Mit der unterschiedslosen übertragung ber Sormen bes Prozesses ware umsoweniger das Richtige getroffen, als der Bivilprozeß felbft tein bloger Koder von Kampfregeln ist, vielmehr sich bem Derwaltungsrecht unverfennbar annähert. Jedenfalls bleibt es eine der größten Aufgaben des Staates, auch im Bereiche der Derwaltung das Ermeffen möglichft einzuschränken und dadurch Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit gu forbern. Auch auf diesem Gebiete hat übrigens die Regierung durch Gemährung der Afteneinsicht und Derftandigung der Parteienvertreter dantenswerte Abichlagszahlungen geleiftet. Bei bem Wiederzusammentritt des Abgeordnetenhauses in ber porigen Woche hat ber Ministerprasident die Deröffentlichung einer die Reform der Derwaltung einleitenden Dentichrift angefündigt, die über die Auffassung und die Biele der Regierung Aufschluß geben wird. In bezug auf den Stoff hat die kassacrische Tätigkeit des Derwaltungsgerichtshofes die Kriftallisierung so mancher amorpher Teile biefes ungeheuren Gebietes herbeigeführt.

Wenn es auch feine Responsa mehr gibt, so haben doch diejenigen Unrecht, die vermeinen, daß in unserer Zeit die juriftische Theorie durchaus nicht mehr als Rechtsquelle zu betrachten fei. In den vielen Fragen, die von der Praxis auf dem Gebiet des internationalen Privatrechtes aufgeworfen werben, find auch heute die Cehrmeinungen der Schriftsteller die fast einzige Quelle, aus der geradezu Recht geschöpft werden muß. Sonst wird man sich freilich seltener unmittelbar auf die Autoritat von Theoretitern berufen durfen, mittelbar ift ihr Einfluß auf die Gesetgebung und auf die Rechtfprechung defto bedeutender, je alter und veralteter das anzuwendende Geset ist. So ist ber Umidwung in der Behandlung des Schadensrechtes durch die Gerichte in gang unvertennbarer Weise aus theoretischen Arbeiten herzuleiten, die im Anfang der Achtzigerjahre von einigen Gelehrten begonnen murden. Und wiederum bietet uns die icon ermannte Erstattung von Dergütungszinsen durch den Staat ein Schulbeispiel für die Wechselwirfung der rechtsbildenden Sattoren: zuerst eine Abhand. lung Ungers, dann Spruch des Reichsgerichtes, in beffen Solge die faiferliche Derordnung und am Soluf ficerlich ein Gefen.

Wer eine Chronif des Rechtslebens schreiben will, muß deshalb die bedeutsamen Erscheinungen der Citeratur, die aus dem ungeheuren Wust unnüger Schreibereien hervorragen, zu würdigen suchen und sich damit ebenso beschäftigen wie mit Gesetzebung und Richterspruch.

Schwerer als diefen in Entstehung und Ausübung fagbaren Dorgangen in der Legislative, Juditatur und Literatur laft fich dem Rechtsbewußtsein beitommen, das im Dolte lebt. Es ist eigentlich nur ein Rechtsgefühl und auch als foldes nicht etwa eine einheitliche Erscheinung. sondern die Komponente ungahliger vielfach untlarer und unbestimmter Einzelempfindungen. Dabei hangt es von der Beiftes- und Kulturverfassung eines Doltes ab, in welchem Mage fich diefes Rechtsgefühl nach Ständen, Berufen, Nationen und Konfessionen unterscheidet und wie es sich wiederum innerhalb dieser Kreise nach den einzelnen Dersonen differengiert. Deshalb darf die Berufung auf das allgemeine Rechtsgefühl ober gar auf ein allgemeines Rechtsbewußtsein nur mit außerfter Dorsicht geschehen, aber es darf nie vergeffen werden, daß alles Recht in Theorie und Praris aus diesem Untergrund hervorgeht, daß Gesetgebung, Richterfpruch und Cehrmeinung diefer in duntle Schleier gehüllten Mutter entstammen. Es gibt Momente, wo sich das Rechtsgefühl offenbart, so daß man einen Blid in seine Tiefen tun tann. Immer ift es eine ungeheure Macht, die der Jurift gu achten hat, der er fich aber nicht fritiflos unterwerfen barf, wenn er nicht feine hochfte Aufgabe ungetan lassen will. In einer Chronit des Rechtslebens werden baher auch diese Strömungen aufmerksame Beachtung finden muffen, soweit fie aus vielfach getrübten und gefarbten Berichterstattungen, Geschworenenverbitten und Außerungen der Tagespreffe erichloffen werden Ebmund Benebitt. fönnen.

Besprechungen.

A. Lufchin v. Ebengreuth, Universitatsprofessor in Grag: Allgemeine Mungtunft und Gelogeschichte bes Mittelalters und der neueren Zeit. Mit 107 in den Text gedruckten Abbildungen. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1904. Gr. 8º. XVI und 286 Seiten und einem ausführlichen Inhaltsverzeichnisse. - In dem handbuche der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte der Professoren G. v. Below und S. Meinede und zwar in deffen V., den hilfswiffenschaften gewidmeten Abteilung, ift foeben ein Cehrbuch der Numismatit erschienen, welches sowohl wegen ber Perfonlichteit des Derfassers als auch wegen der Eigenart der Anlage und der Reichhaltigfeit des Inhaltes besondere Beachtung verdient. Wohl ift die Jahl der numismatischen Schriften Cegion, aber abgeseben davon, daß fie fich ungemein splittern, wenden sie sich zumeist nur an den Sammler, beziehen sich also in erster Cinie auf alles das, was für das Erkennen und Bestimmen von Müngen dienlich ift ober mit der numismatifchen Wertung der Stude gufammenbangt. Dagegen laffen fie ein Eingeben auf die Mung-, respettive Geldgeschichte gang allgemein vermiffen, fo wie umgefehrt fonft febr tuchtige geschichtliche und nationalotonomische Werte oft versagen, wenn sie auf das Gebiet der Munggeschichte fommen. Und fo wendet fich Lufchin an die Gilde der geschulten hiftorifer, um ihnen ein Cehrbuch in die hand zu geben. Berade hierin erblidt der Verfaffer die Erifteng. berechtigung seines Buches, welches als gefcichtlich=methodologischer Cehrbehelf eine febr fühlbare Lude auszufüllen bestimmt ift. Wenn der Verfasser in übereinstimmung mit Grote (Geldlehre, 1865) in wenigen Worten die Ursache angibt, warum die Numismatiker an die gelogeschichtlichen Probleme bisher fo wenig herangetreten sind, so tennzeichnet er damit unbeabsichtigt - seine eigene Cegitimation zur Abfassung seines Buches; sie liegt darin, daß jene Doraussegungen, die eine gedeihliche Beicaftigung mit der Mungtunde und Geldgeschichte erft ermöglichen, nur felten in einer Derfon vereinigt vorkommen. Die Numismatiker, die aus den Kreisen der Sammler hervorgehen, haben felten die ftreng geschichtliche Schulung, das Derständnis für die Sorderungen der Doltswirtschaft anderseits, ohne welche man eine Geld. geschichte nicht schreiben fann. Sachtüchtige Siftoriter und Nationalotonomen find felten Numismatifer, sie entbehren daher der unmittel. baren Dertrautheit mit den aus der Dergangenheit erhaltenen Mungen, die nicht nur ein wichtiger Gegenstand ber gelogeschichtlichen Sorschung sind, sondern oft die einzige Möglich. feit zur Nachprufung gewähren, inwieweit und in welcher Weise die in Urfunden und Gefeken überlieferten Nachrichten über das Müngmefen mit ben tatfachlichen Juftanden in Einflang gu bringen find. Aber diese Eignung des Derfassers nach allen diesen Richtungen: Numismatik. Allgemeine und Rechtsgeschichte, Dolfswirtschaft, ift eine perfonliche und wenn er im Beftreben, der Numismatit wiffenschaftliche Bebeutung zu verleihen, ihr in diesem neuen Umfange als Mungtunde und Geldgeschichte ben Charafter felbständiger (geschichtlicher hilfs.) Wissenschaft guschreibt, so objektiviert er mohl nur die gufällig in feiner Perfon gufammentreffenden Kenntniffe und Neigungen nach außen. Doch, auch abgesehen bavon, baf die Frage, was geeignet fei, eine Wiffenfcaft zu bilden, immer recht prefar ift, braucht der Derfasser sie gar nicht aufzuwerfen, um fein Ziel zu erreichen, die Numismatik auf eine hohere Stufe zu erheben: es genügt vollauf, wenn fie in jenem wissenschaftlichen Sinne behandelt wird, wie dies eben der Derfasser getan hat.

Der erfte, etwa die halfte des Wertes umfaffende Teil enthalt die "Allgemeine Mungfunde" und beginnt mit der Darftellung der äußeren Beschaffenheis ber Münze (Münzstoffe; Beftalt, Große und Gewicht der Munge; Deprage; Mungbild und Aufschrift), woran sich einige vorwiegend technologische Erturfe über die Dorgange bei der Ausmungung foliegen. Diefen Dorbegriffen folgt dann ein Dademekum für Sammler, welches auf dem fnappen Raume von ungefahr 2-3 Drudbogen in einer bisber wohl taum bestehenden Dorzüglichkeit Cehren über die Anordnung von Sammlungen, die Behelfe des Sammlers, die wissenschaftliche Behandlung von Mungfunden gibt, das Bestimmen, Beichreiben und Abbilden von Mungen erflart, sowie falice und unechte Münzen bespricht. Diefer zu den besten und originelisten Partien des Buches gehörende Abschnitt wird von allen benen, die auf den Spuren des ersten Müngensammlers in Deutschland, als welchen Luschin Karl IV. bezeichnet, wandeln, bei Ausübung ihres "Jagdvergnügens", ferner allen, die mit Sammlungen in Zusammenhang stehen, besonders gefcatt werden. Der gange erfte Teil ift jedoch weit entfernt, sich etwa in Schematisierungen und Cehrfagen gu ericopfen; ber Derfaffer weiß ihn vielmehr durch gahlreiche aus feiner numismatifchen und geschichtlichen Erfahrung geschöpfte Beispiele lebensvoll und anziehend zu gestalten.

Der Exturs über die "Einrichtung des Münzbetriebes" seit den Zeiten der Merowinger (S. 78-89) steht mit dem Leitsaden der allgemeinen Münzfunde nur in losem Zusammenhange; er ist vielmehr ein neuer Beitrag zur Gewerbegeschichte, dessen Darlegungen der Stellung der Betriebe, der Meistere, Gehilsen und Arbeiterverhältnisse, welch letztere allerdings nur gestreist werden, in nationalökonomischen Kreisen Interesse sinden werden.

Der zweite Teil des Buches behandelt die Geldgeschichte, und zwar sowohl in ihren Begiehungen gur Cehre vom Geld als auch den verschiedenen Erscheinungsformen ber Munghoheit im Mittelalter. Der erfte Abichnitt (bie Geldgeschichte) trägt - ohne daß dies ausdrud. lich ausgesprochen murde - gleichfalls allgemeinen Charatter, indem die verschiedenen, die Munge als Geld betreffenden Momente (Munggeld, Wahrung, Rechnungseinheit und Jahlweise, Mungfuß, Kurant, Scheides und Bandelsmunge, sowie Mungpolitit) pormiegend poltswirtschaftlich unter hervorhebung einzelner geschichtlicher Typen behandelt werden. Dabei nimmt der Verfasser Anlag, feine Stellung gur Währungsfrage zu gunften ber Doppelmährung gu pragifieren. Der gehaltvolle Abichnitt über ben "Mungwert in alter Zeit" ift gang vorwiegend methodologisch gehalten; demgegenüber bürften wohl viele Ceser des Buches das Sehlen kontreter preisgeschichtlicher Daten allgemeiner Art für längere Zeiträume nur ungern missen, ebenso wie eine geschichtliche Entwicklung des Wertverhältnisses der Metalle.

Das andere hauptstüd der Geldgeschichte, "Die Münze in ihren Beziehungen zum Recht" überschrieben, beschränkt sich gleichwohl auf die Regalgeschichte und berührt die Fragen des privaten Geldrechtes nur nebenbei in dem Kapitel über die Münze als gesehliches Zahlungsmittel.

Der große geschichtliche hintergrund, ben Cufchin feinen Ausführungen, insbesondere der Müngfunde und Regalgeschichte unterlegt, ift das abendländische Mittelalter und die neuere Zeit, wobei der gelehrte Derfasser häufig über diesen Rahmen hinausgreift, sei es in die Zeiten der flaffischen Welt, insbesondere der Romer ober, wie im fesselnd geschriebenen entwidlungsgeschichtlichen Abschnitt über die "Geldarten, die nicht Munge sind", in die Dorzeit. Uberall ift die Darstellung von reichem Detail erfüllt, und durch die trefflich ausgeführten Textabbildungen veranschaulicht. Nahezu jedes Detail eröffnet weite Husblide, indem es entweber typische Einzelheiten von größerer Tragweite enthält ober geradezu in zusammen. hangende geschichtliche Darftellungen großer Epochen übergeht. - Moge ber Derfasser feiner Allgemeinen Münztunde recht bald eine befondere folgen laffen, was einer Andeutung im Buche zufolge nicht außer bem Bereiche ber Möglichkeit liegen dürfte. Gewiß wurde auch diese so wie das vorliegende Buch von der warmen Dorliebe für die Sache erfüllt fein, welche den Cefer unwillfürlich gefangennimmt und bem Werke einen personlichen Charatter verleiht. E. Mifchler.

Kleine Mitteilungen.

Befellicaft für neuere Beidichte Öfterreichs. Der Kreis ber wiffenschaftlichen Dereinigungen Ofterreichs ift in diesem Jahre burch eine Gesellschaft erweitert worden, deren Programm das lebhafteste Interesse der Offentlichkeit in vollem Umfange verdient. Unter ber unmittelbaren Anregung des Pringen grang Liechtenftein haben fich Mitglieder ber Ariftotratie und Dertreter der öfterreichischen hochfoulen gu bem 3wede vereinigt, ber Pflege öfterreichischer Geschichte geistige und materielle Krafte guguführen. Der Gedante, daß die beimifche Literatur in allgu bescheibener Vertennung unserer Stellung in der Weltgeschichte der Neuzeit weit hinter bem gurudbleibt, mas andere Großstaaten geleiftet haben, und die Ermägung, daß an diefer Cude vielfach der Mangel an verläklichen Dublikationen wertvoller Geschichts. quellen die Schuld trage, haben in maggebenden Kreisen alsbald verständnisvollste Würdigung gefunden. In der politischen Dergangenheit aller Staaten haben meift die Mitglieder des hochadels führende Stellungen innegehabt, felbit Geidichte gemacht ober boch ben fichtbaren Mittelpuntt zeitgeschichtlicher Ereigniffe gebildet; das hat gur Solge, daß in den Archiven der alten Adelsgeschlechter ein ungeahnt reiches Material ber heimischen wie ber Weltgeschichte ruht. In Ofterreich hat es leider fehr lange gedauert, bis man fich diefes verborgenen Reichtums allgemein bewußt ward. Die gelehrte Geichichtsforschung hatte in Wien ein weitberühmtes Jentrum für das Studium mittelalterlicher Geschichte geschaffen und hatte vollauf zu tun, um den Aufgaben diefer ehrenvollen Stellung gerecht zu werden. So tam es, daß die neuzeitliche Sorfchung über feinen afabemiichen Mittelpuntt perfügte. Erit 1900 bat das Unterrichtsministerium eine Kommission für neuere Geschichte eingesett, gu deren dringenoften Aufgaben es gehört, die in den Privatardiven aufgespeicherten Materialien 3ur Beschichte ber Reugeit aufzusuchen und beren Derwertung porzubereiten. Unfer hochadel und alle Samilien hiftorifcher Dergangenheit find nun barauf aufmertfam geworben, baf fie bem Beftreben, ber öfterreichis Schen Literatur die gebührende Stellung in der internationalen Geschichtsschreibung zu erringen, wertvollste Unterstützung leiben tonnen. Durch Pflege der eigenen Samiliengeschichte, burch Offnung ihrer Archive find fie imftande, ber imponierenden Maffe frangofifcher und reichsbeutscher Geschichtsliteratur ebenburtige Werte gegenüberzustellen. Solcherart durfen wir hoffen, bak die Grundung ber neuen Gesellichaft auch einen erfreulichen Umidwung in ber Geichmads. richtung der Geschichtsfreunde anbahnen wird. Wenn die wissenschaftlichen Untersuchungen fünftig aus bisher unbeachteten heimischen Quellen icopfen werden, jo follen auf unferen Cesetischen nicht ausländische, sondern eigene, bodenständige Geschichtswerte gu finden fein. Es gilt da noch einen Kampf gegen den fprich. wörtlichen Mangel bes Ofterreichers an Selbitvertrauen, einen Kampf insbesonders gegen die weitverbreitete Meinung, daß das Interesse an ber Geschichte ber eigenen Samilie, an ber Geichichte eigenen Besitzes ober Amtes einer Eitelteit entspringe, die besser verborgen als einbefannt werde. Der Mittelftand belitt Geichichte und Craditionen so gut wie der hochadel und follte barum nicht zögern, der gegebenen Anregung vertrauensvoll zu folgen. In ber gegenwärtigen Krise nationaler Fragen sind es gerade die einzelnen Samilien, welche als Trager

des österreichischen Staatsgedankens angesehen werden müssen; sie bewahren ihn, sobald sie die Erinnerung an das Leben ihrer Vorestern wieder aufleben sassen, die in einem einigen, selbstbewußten Österreich gewirkt haben. Don verschiedenen Standpunkten aus dürfen wir also der Wirksamkeit der neuen Gesellschaft unser vollstes Interesse schon jest kann sie auf den Erfolg hinweisen, daß eine große Reihe vornehmer Geschichtsfreunde, ihre Bestrebungen geistig und materiell unterstüßen; hoffentlich erringen sich nun ihre Bemühungen in den weitesten Kreisen der Intelligenz Anerkennung und Unterstühung.

O. S. v. Mitis.

Die Milieutheorie in der Dolts. wirtschaftslehre. In einem Berichte über die Entwidlung der italienischen Dolfswirtschaftslehre in jungfter Zeit* foilbert Achille Coria, Professor ber politischen Ofonomie an der Universität in Padua, die bestimmenden Einfluffe, welche die nationalökonomischen Lebren ber Englander, Deutschen und Ofterreicher auf die Theorien der Italiener geübt haben. Loria lehnt den Dersuch ab, welchen Pecchio unternommen hat, "einige Unterschiede im Charatter und in der Doftrin der italienischen Nationalökonomen nach dem Candesteile, dem sie angehoren, zu machen . . . , weil ein uniformer Jug von einem Ende der halbinfel gum andern herricht", fahrt aber fort: "Gewiß ist der Glaube an die englischen Dottrinen starter in den induftriell mehr entwidelten Gegenden Oberitaliens, wo die wirtschaftlichen und sozialen Sormen nicht wesentlich von benen der angelfächsischen Canber abweichen. Dagegen finden in den füblichen Candesteilen die deutschen und ofterreichischen Theorien leichter Annahme. Nach ber Bemertung eines neueren Autors (Cornelissen) ist die österreichische Werttheorie richtig, wenn man auf die Dergangenheit blidt, sie zeichnet genau die realen Zuftande im Schofe einer portapitalistischen Theorie, wo die Konturreng noch immer embryonal ift. Und gerade beshalb mußte eine folche Cehre in Ofterreich entfteben, das noch immer großenteils in einem wirtschaftlichen Mittelalter lebt. Umsomehr mußte diese Theorie Gonner in Suditalien finden, das noch viel zurückgebliebener und barbarischer ist." Darin liegt die Anertennung des vorher abgelehnten Dersuches von Decchio. Darin liegt ferner die Anwendung der Milieutheorie, der Cehre von dem bestimmenden Einflusse der Umgebung, der Umwelt auf die Theoretiter und die Entstehung volkswirtschaftlicher Theorien. Ift diese Anwendung richtig?

* Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Neue Solge des Archives für soziale Gesetzgebung und Statistik, XIX. Band, 3. heft. Leipzig und Tübingen 1904.

Kann sie richtig fein? Daß Ofterreich noch großenteils in einem wirtschaftlichen Mittelalter lebt, ist ein Dorwurf, der in feiner allgemeinen Saffung nicht viel befagt. Ofterreichs politifche Einheit liegt nicht in feinen geographischen und nationalen Derhaltniffen, und verschieden wie diefe, sind auch die wirtschaftlichen. Die industriell bober entwidelten Sudetenlander unterscheiden sich von den Alpenlandern. Dort starter Bevölferungszuwachs, hier teilweiser Stillstand. Sie unterscheiben sich noch ftarter von Galigien, dem Sige der heimarbeit, dem herde der Auswanderung. Don den Dertretern der öfterreichis ichen Schule, von den Derfechtern der Grengnugentheorie, welche Coria anführt, K. Menger, Bobm v. Bawert und Wiefer, ift feiner in einem wirtschaftlichen Mittelalter aufgewachsen. Und abgesehen bavon: daß ein Sabritant, ein Grundbesiger, ein Gemeinderat, ein Abgeordneter ftart unter dem Eindrude fteben tann, welchen die Umwelt feines Wirtungstreifes auf ibn übt, mer will es bezweifeln? Aber daß ein Gelehrter in seinen Schluffen von diefen Eindruden bestimmt und beherricht wird, ift unrichtig. Kennzeichen und Dorzug des Gelehrten ift ber Blid ins Weite, über die Grengen feines Daterlandes hinaus. Die Programme amerikaniicher Prafidentichaftstandidaten find ihm ebenfo bekannt wie die aufstrebende Staatswirtschaft Japans ober die Wirtschaft afritanischer Naturvoller. Auch Professor Coria ist, wie feine Studie zeigt, tein Empiriter geblieben, und niemal; hat sich eine Theorie barauf beschränft, nur von dem Wirtschaftsleben der Beimat gu abstrahieren. Damit ift über den Wert der öfterreichischen Wertlehre fein Urteil gefällt, einer Theorie, welche von bem Boben ber Kameraliftit hinauf in das Reich der Pfnchologie geführt hat und - nicht in ihren Aposteln, aber vielleicht in ihren Jungern bazu gekommen ift, eine Scheidewand zwischen Theorie und Praris zu errichten. Sind doch die Dorzüge der Cehrer die Sehler der Schüler.

Dr. A. hadwiger.

Die Buchhandlungen Ofterreichs. Nach dem eben erschienenen Perseschen Adresbuch für den Buchhandel der österreichisch-ungarischen Monarchie beträgt die Jahl der Buch-Kunst-, Musitalien- und Cehrmittelhandlungen einschließlich der Ceihbibliotheken in Ofterreich 1513, gegen 1446 im Vorjahre; sie befinden sich in 400 Orten. Im Jahre 1904 sind an 22 Orten, wo bisher keine Buchhandlungen bestanden, solche errichtet worden. Die Junahme in diesem Jahre war besonders start in Böhmen, wo in 7 Orten neue, im ganzen 17 Buchhandlungen und in Galizien, wo in 6 Orten neue, im ganzen 13 Buchhandlungen, entstanden sind. In Cirol ist die Jahl der Orte gleich geblieben

(26) ebenso in Karnten. In Dalmatien, wo icon seit mehreren Jahren nur 12 Buchhandlungen an 4 Orten (barunter in Jara 6) bestehen, ist auch diesmal wieder teine neue Buchhandlung gegrundet worden. Man fieht, wie dunn die Buchhandlungen gesät sind, doch läßt sich dies badurch erflaren, daß Ofterreich faum 300 Orte mit mehr als 5000 Einwohnern gahlt. Nimmt man die Volksgählung des Jahres 1900 gur Bafis, fo entfällt in runder Jahl eine Buchhandlung in Böhmen auf 15.000 Einwohner, in der Butowina auf 26.000, in Dalmatien auf 50.000, in Galigien auf 46.000, in Karnten auf 18.000, in Krain auf 39.000, im Kuftenland auf 32.000, in Mahren auf 21.000, in Niederösterreich auf 6000 (ohne Wien allerdings auf 31.000), in Oberofterreich auf 20.000, in Salzburg auf 11.000, in Schlesien auf 17.000, in Steiermart auf 18.000 und in Tirol auf 12.000. In den wichtigften Städten entfallen auf eine Buchhandlung in Wien 4000 Einwohner, in Prag und Cemberg 4700, in Grag und Brunn 5000, in Trieft 10.000, in Czernowit 8000, in Ling 3800, in Innsbrud 2600, in Laibach 6300, in Salzburg 2900, in Croppau 3100, in Klagenfurt 2500 und in 3ara 2100.

Die rechtshistorische Staatsprufung. Die Wiener Cageszeitung "Die Zeit" hat die im vorigen heft unferer Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen des Geheimen hofrates Professor Dr. Ludwig Mitteis über die rechtshistorische Staatsprüfung an den öfterreichischen Universie taten zum Gegenstand einer Enquete gemacht. In ibrer Nummer vom 20. November 1904 betont sie, daß diese Ausführungen in den Kreifen der Juriften und Professoren der juris bifden Satultat lebhaft besprochen murben und teilt die Ansichten einiger Rechtsgelehrter mit. hofrat Groß ertlärt fich als Gegner der vorgeschlagenen Neuerungen, hofrat Dfaff möchte überhaupt feine Anderung der geltenden Studienordnung befürmorten. Weihbischof Dr. Maricall ift ber Ansicht, daß das Kirchenrecht so sehr das burgerliche Recht durchdringe, daß die genaue Kenntnis ber Spftematit besfelben für die horer unumganglich nötig fei. Professor Wlassat dagegen billigt vollständig die vorgeschlagene Reform und hofrat v. Philippovich bemertt: "Ich finde den Mitteisichen Dorichlag deshalb fo ausgezeichnet, weil er durch eine minimale Anderung der Prufungs. porfdrift und durch Beseitigung des absurden Derbotes, daß man moderne Sacher nicht in anrechenbarer Weise por der erften Staats. prufung hören tonne, eine zeitgemaße, bas juriftifche Studium belebende Reform ermöglicht." Wie wir erfahren, wird sich die Wiener juridische Satultat mit ber nun aufgerollten grage eingebend befaffen.

Zeitidriften -Schau.*) Das 4. heft bes laufenden (28.) Jahrganges von Schmollers Gefeggebung, Derwaltung "Jahrbuch für und Dolfswirtschaft im Deutschen Reich" enthalt einen Artitel über "Die Einlofung ber Realgewerbe Wiens" von Dr. Karl Pribram. Er bildet einen interessanten Beitrag gur Geichichte ber öfterreichischen Gewerbepolitit und beruht fast durchwegs auf bisher noch nicht veröffentlichten Atten des Archivs des f. t. Ministeriums des Innern. - Im Novemberheft ber Condoner Monatsschrift . The XIX. Centurve bespricht Sir Rowland Blennerbassett in einem Artifel »England, Germany and Austria. das Derhaltnis zwifden Deutschland und Ofterreich, die Chancen des erfteren für eine Annettion der deutsch-öfterreichischen Provingen sowie bie Solgen einer folden für Europa. - Lubo M. hartmann rühmt in Nr. 6 ber "Nation" die Grundlichkeit des in Paris erschienenen Buches L. Gilenmanns über ben öfterreichifch-ungarifden Ausgleich. Er zweifelt aber, ob bei ber "Derjumpfung auf allen Seiten und der Staatsmüdigfeit in allen Cagern" bas von dem frangofifchen hiftoriter als Rettung Ofterreichs bezeichnete allgemeine und gleiche Wahlrecht heute noch genugen murbe, "Ofterreich gu einem modernen Staate mit innerer Eriftengberechtis gung zu machen". - In den zwei letten heften ber "Grengboten" fcildert ein Anonymus die Schreden bes oberöfterreichifchen Bauernaufstandes im XVII. Jahrhundert. Er glaubt, daß die blutige und graufame Niederwerfung des Aufstandes die Kraft der Bevölkerung auf Jahrhunderte gebrochen hat, weil dadurch die Nachtommenicaft führender Geifter ausgeschloffen wurde, und führt hierauf manche politifche Erfceinung unter ben heutigen Deutschöfterreichern gurud. - In den "Preugifden Jahrbuchern" (Movemberheft), ichreibt Dr. phil. D. Gufti (Berlin) über die Donaufrage. - . La Nouvelle Revue internationale« in Paris veröffentlicht (September 1904) zwei interessante Artifel: »Fumée irrédentiste sans poudre« von General Türr und sl'Autriche Hongrie et l'Italie« von 3. C. Brunet. - Anknupfend an William Stubbs' Lectures on European History wird in den "hiftorifch = politifchen Blattern für das tatholische Deutschland" das Derhaltnis des haufes habsburg zur deutschen Reformation besprochen. -In den zwei letten heften von Sleifchers "Deutsche Revue" ichreibt Germain Bapft (Paris) auf Grund bisher ungedrudten Materials über die Schlacht bei Sadowa.

Wir wollen in biefer Rubrit unfere Cefer auf Arbeiten aufmertjam machen, welche in ausländischen Zeitschriften von Ofterreichern oder über Ofterreich erschienen find. An die Autoren und Derleger ergeht daher die Bitte, solche Arbeiten unferer Redaftion einzusenden.

Seuilleton.

Brünn.

November 1904.

Brunn ftellt fich bem Dhotographen, Dorbergrunde: weltendes Caub in machtigen Schichten, deren oberfte noch in einer vergeffenen Trodenheit raschelt, über tieferen, schwarg und feucht gu Moder gerfallenden Schichten, nadte Afte wie Korallen auf dem Meeresgrund von links und rechts in das Gesichtsfeld frallend. Dahinter Baumgruppen, die den himmel zwischen sich nehmen und ihm an boshaften Abenden wie zwischen Jangen die Rote gefolterter Glieder, blutrunftigen Martyrertums auspressen. Berbstfaifon! Derlaffene Baugerufte, von Nebeln umbraut - eine Galgenfrist: das gruhjahr wird vollenden. Neue Scheuflichkeiten in die Fronten ber alten, an Stelle gaghafter, gedudter, mubfelig gedudter hauschen, mit gitterigen, vergreiften Jugen, Grind des Alters auf Dachern und Mauern - rafch, fabelhaft, Riefenpilge über Nacht, Wucherungen einer ausgerecten Geschmadlosigfeit, Biegel aus Biegel wie die Bellen pon Krebsgeschwüren : neue haufer. Das ift das Charafteristische, das absolute sichere Kennzeichen, das Dorzügliche: man baut. Das Stadtbild wird durch Gerufte variiert. Und noch dies; man baut auch anderswo, aber die neuen Strafen feten fich - außerfte Saben gum alten Men - aufen an. Deripherienerweiterungen. hier jedoch machsen die Bretterstapel über Nacht auf belebten Plagen und der Ahnungslofe, der noch abends ben Spielberg por feinen Senftern hatte, ftaunt morgens über ein Gerüft aus Balten und über maghalfige 3immerleute in Leinenhosen. Es ist fein organisches Wachstum. Kranthafte Sucht, Nivellierungswahnsinn, Gleichmacherei, blinde Wut und das Gange heißt: Streben nach Beseitigung ber Wohnungsnot. Es fehlt an Kultur. Mein Gott, man sucht ja ihre Gruchte nirgends an den Grengen ber Städte, aber Gemeinwesen von alten Craditionen halten ihre ichonfte Eigenschaft, das Beharrungsvermögen, in ihren Sentren, den wichtigften Dunften, den Stadtwahrzeichen fest. Auf dem hügel dem Spielberg gegenüber laftet ein ungeheures Wert, der Dom, ein gotischer Bau, von den Sauften der Kriegsfurie in übeln Zeitläuften gerhämmert, nur notdurftig wieder hergestellt und von Wind und Wetter neuerlich mit toftbarem Brotat in gebampften Sarben überfleidet. Ein toloffales ftrebendes Schiff von ungeheurer bohe, ohne Turm. In Mahren tommt ihm an Originalität nur noch die Mauritius. firche von Olmut gleich. Don Suben ber gefeben, beherricht der Petersdom die Stadt, eine ungeglieberte Arche Noah, ein massiver Kaften wie ein Reliquienichrein von übermenichlichen Dimenfionen, dem Beilige entsprechen mußten, beren haupter über die Wolfen ragten, beren Nimbus wie die Reflettoren von Leuchtturmen leuchtete, deren Sufe flaftertiefe Cocher in die Erbe traten. Der Dom rudt die Stadt von bem Nadelwald der Sabritsschornsteine ab, in eine andere, gigantische Welt. Und nun tlettert an diesem Reliquienschrein von Beiligen aus einem verschollenen Riesengeschlecht ein Geruft hinan, eine Kletterpflanze mit edigen Deraftelungen, eine Umflammerung von außerft forretten Balten, denn es foll dem Dom ein Curm angesett werben. Ein Curm! Man wird also aus bem Schrein, aus der Arche, aus dem fo überaus feltsamen Wahrzeichen eine gang gewöhnliche Kirche machen, mit einem Turm ober mit zweien. Der ichen gurudgezogene Wald ber Schornsteine wird heranrücken, denn nichts mehr wird dem Stadtbild von Suden die Pragung des Sonderbaren und höchst Mertwürdigen geben, vor bem allein die Sabriten und ihr Rauch Scheu tragen.

Aber nun fteben die Baugerufte leer. Die andere Saison hat begonnen. Die Saison. Sie sucht nach ihrem Schlager. Was wird er fein: eine Operettenmelodie, ein Tingeltangelicherg, eine Modefarbe, ein Standalden? Wir beziehen ja die Schlager zumeist von außen her - nur bie Standalchen machen wir auch felbft. Das Theater liefert die bunten Teppiche des Gefpraches, mit benen man gerne die Wande der Jimmer behangt, in benen geistreiche Konverfation gemacht wird. Es bleibt aber dabei: Gesprächsstoff, nichts weiter. Und notabene: ber ichlechteste Stoff, den man bei uns betommt, die Restenlager nicht ausgenommen. Unser Theater rechnet mit einer rührenden Bedürfnislofigfeit des Publitums, es ftellt feine fünftlerifchen Erwägungen mit dem Kaffabericht und dem Bleistift in der hand an, es macht seinen Spielplan nach ben Angaben einer ratfelvollen und wie die Wege Gottes unerforschlichen Statistit, ber man nicht einmal nachsagen tann, daß fie bas nach den Serien des Abonnements in vier heerlager geteilte Publitum befriedigt. Der Quietismus als oberftes Pringip. Staubschichten finten und, tropbem man einen Erhauftor angeschafft hat, buftet es muffig. Einmal hatten wir ein tüchtiges Ensemble, das man sich ohne Schaben für feinen Geschmad ansehen tonnte. Es gelangen Stude voll fraftig puljenden Lebens. Aber man fpannt dieses Ensemble in die verlogenen Schablonenstude obester Lustspielmanier ober vor den Jahrmarktskarren geistloser Possen. Seitbem Cantchen Rosmarin ihr Schnupftuch por die Augen hielt und verschämt errötend die ungüchtigen Machwerte ber Frangofen aus bem Theater verbannte, fist die Galeone auf dem Sand. Ihr hed ragt verzweifelnd in die Luft und die Steuerleute suchen nach Sahrwasser. Gewiß foll fie nicht von einer hochflut von frangolischen Difanterien flott gemacht werben. Wer das herzbrechende Elend der deutschen Buhne fo deutlich fieht, wie wir Wiffenden, wünscht das sicher zu allerlett. Aber bei bem niedrigen Wafferftand und fanften Geplaticher ber deutschen Produktion ift es vorläufig noch nichts mit der "gludlichen Sahrt". Wer es ausbrüdlich hören will, bem fei es bier gefagt, daß alle dieje mafferigen Bilder nur von Kaffaftuden gelten. Denn wir Wiffenden - erhebt bie Banbe, ihr Bruber! - wiffen auch, bag Schiffe mit ichwerer gracht und toftbarem Gut tief gehen und reichlich Waffer verlangen. Aber hier murben feine toftlichen Werte gelaben und wir steben besturgt über den Leichtsinn, der die Galeone ohne Ballaft aussandte. Nur Grillparzers "Ein Bruderzwist im hause habsburg" und eben jest ein Gaftspiel von Kaing als "Siesto". Und fast möchte man auch schon als tunftlerische Cat anführen: auch Subermanns "Sodoms Ende". - O doch: noch einen Abend betamen wir als Abichlag auf große Schulden. Drei Brunner Autoren mit brei Einaftern gu einer Premiere vereinigt. Eine beffer gu verichweigende nichtigfeit von Wilhelm Gritich, eine fraftige, weitflügelige Dichtung von Belene Birich und eine Groteste von Eugen Schid. Es zeigte fich, daß man hier wenig Sinn für das Groteste hat.

Die Groteste ist das Spiegelbild des Wesentlichen in ben Sacetten eines Kriftalles aus Laugenesseng. Sur folde demischen und Jauberfünfte fehlen hier die Organe. Die Groteste ift ein Kind fpater und einheitlicher Kulturen. Das Satyripiel Griechenlands, ber japanifche Bolgichnitt, Couloufe-Cautrec, Aubren Beardslen. Wir find noch weit braugen in den Dorhallen, awijchen larmenden Majchinen, beren Schwungraber und Creibriemen mit ihrem Sinn des ungemein Nüglichen feinen Raum für bas beitere Spiel ber Uberlegenheit laffen. Die Aberlegenheit gilt nur auf ber Wage ber wirtfcaftlicen Werte. Es gibt teine Sehnsucht nach geiftigen Ausichlägen, feine Wünfche ber Unterordnung unter eine Cyrannis der Intelligeng.

Die sogenannten geistigen Arbeiter finden bier wenig Schätzung. Und wenn einer von ihnen die Augen zu der Cochter eines "hanses" aufschlagen wollte, so ware das so hoffnungslos, wie die Liebe eines Pagen gur Konigstochter. Die Chen werden hier im Samilienrate gefoloffen und der Dereinigung zweier "haufer" gehen biplomatifche Derhandlungen von ber Wucht und der Canawieriakeit eines heiratsvertrages zwischen Sürftenhäusern voraus. Die Gefellschaft tangt in Salen über großen Arbeitsraumen von Sabriten. In das Lachen und Klirren von Glafern tobt der Rhythmus der fcweren Maschinen und die Schwingungen ungeheurer Räder, das Stampfen Schwerer Kolben rütteln an dem Gebande, daß der Boden des Canglaales ichwantt.

Die Gebiete, auf denen Ernfthaftes geleistet wird, liegen abseits von den Interessen der Mehrheit. Dor allem das Gewerbemuseum. Direttor Ceifching liebt überblide und weite Sernfichten. Er hat dafür die Unermudlichfeit geubter Couriften. Und den Idealismus, der nicht in Duften abseits fteht, sondern vom Glauben an Reformen lebt. Er glaubt an das Publitum, und mit der Suggestion der Aberzeugung hat er sich wirklich ein Publitum für Dortrage und fleine tunftgewerbliche Ausftellungen erzogen. Auch der Kunftverein hat fein Dublitum. Die brei fleinen Ausstellungsraume find nie gang leer. Eben haben wir eine Sonderausstellung der Candicafterin Cina Blau. Bebeutender als fie ericienen die Arbeiten Serdinand Stoegers. Dorher gab es Programmusik: "Die Kunft im Ceben bes Kindes". Die Originale der bei Gerlach in Wien heraustommenden Kinderbucher. heiterfeit und grufelige Phantafie. Die Stimmung bes Marchens. hier und auf bem Gebiete ber Musit - die Kongerte ber "Philharmoniter" - find die erfreulichften Ericeinungen des Brunner Kunftlebens. Ach ja: man hat ja auch ein neues Dariétetheater gebaut und auch bas ift erfreulich - fur Gefcaftsreisende. Aber man hat icon an feiner Butunft gezweifelt - bas Theater ist ja boch nicht so leicht zu verdrängen - und hat ihm das Ende aller neuen Unternehmungen prophezeit. 3ch fah zwei brave Ceute und Tuchhandler vor dem Bau stehen und als ich eben vorüberging, jagte der eine gerade: "Was für ein jones Cuchmagazin wird das werden!" — Ein Brünner Kassandrawort.

Karl hans StrobL

Von der Woche.

13. November. Sübböhmifcher Agrarier. tag in Kaplit. - Handelsagententag in Prag. - Allgemeiner Postbeamtentag in Wien. Die hiebei gefaßte, auf die Besserung der Cage der Post- und Celegraphenbeamten abzielende Refolution wird gleichzeitig von den Doftbeamten in 25 Provingstädten angenommen. - Allgemeiner Eisenbahnunterbeamtentag in Wien. -Der Gesangverein öfterreichischer Eisenbahnbeamter veranstaltet anläßlich seines 25jährigen Jubilaums ein Sefttongert im Großen Mufitvereinssaal in Wien. - Kongreß der Burgermeifter ber italienischen Gemeinden Ofterreichs in Crieft. - Eine fogialiftifche Derfammlung in Triest spricht sich für die Errichtung einer italieniichen Universität in dieser Stadt und für das allgemeine Wahlrecht aus. - Demonstrationen in Dola und Jara. Erzesse in Trient: antiölterreichische Kundgebungen in Bologna, Spezia, Derona, Lodi, Parma, Sorli und Dicenza.

14. In Ceitmerit findet eine Kundgebung für die Deutschen in Innsbruck, in Prag und Siume gegen diese statt. Neuerliche Demonstrationen in Trient. — Der amerikanische Botschafter in Wien überreicht dem Minister des Außern die Note des Staatssekretärs han betreffend den Vorschlag der Abhaltung einer neuen Friedens-Konferenz. — Schluß des obersölterreichischen Candtages.

15. Der von ber Bischofstonfereng in Wien vereinbarte hirtenbrief, der sich mit der Nationalitätenfrage beschäftigt, wird veröffentlicht. – Die Generalversammlung des niederösterreichischen Müllerverbandes verlangt von der Regierung daß fie die Arbeitsfähigfeit des Reichsrates herstelle. - Konstituierung des neuen Ruthenentlubs im Abgeordnetenhaus und Deröffentlichung seines am 8. d. M. in Cemberg festgestellten Programmes. — Der Verein der Deutschnationalen nimmt in einer Wanderversammlung in Grag in schärffter Weise gegen bas Ministerium Stellung. - Eine Dolksversammlung in Mailand protestiert gegen die Innsbruder Vorgange. Antiofterreichische Demonstrationen in Slorenz, Bari und Curin. — Schriftfteller Wilhelm Appelt (geb. 1841) in Reichenberg t. - Sestversammlung des Katholischen Schulvereines in Wien. - Eröffnung eines neuen ifraelitischen Maddenwaifenhauses in Wien.

16. Der Dollzugsausschuß der deutschen Parteien verlangt in einer Kundgebung die Schließung der italienischen Kurse in Innsbruck, die Erledigung der Frage nach Errichtung einer italienischen Sakultät im verfassungsmäßigen Wege und die Dereinbarung eines bestimmten Arbeitsplanes im Abgeordnetenhaus. — Schluß

bes niederösterreichischen Candtags. — Sozialbemokratische Demonstrationen in Wien. — König Peter I. betont in der anlählich der Eröffnung der Stupschtina gehaltenen Chronrede die "geordneten und freundschaftlichen" Beziehungen Serbiens zur österreichisch-ungarischen Monarchie.

17. Wieberzusammentritt des Reichsrates. 281. Sigung des Abgeordnetenhaufes: Der Sinangminister legt ben Entwurf bes Sinanggefetes für 1905 und den Staatsvoranichlag por. Die Einnahmen sind mit 1.777,901.387 K, die Ausgaben mit 1.776,326.654 K praliminiert. Der Ministerprasident bespricht die Innsbruder Dorfalle und die allgemeine politische Cage. über seine Ausführungen wird die Debatte eröffnet. - Der Polentlub mablt ben Grafen Abalbert Dzieduszycti zu feinem Obmann. -Das tatholische Jentrum ertlart für die Intereffen der Deutschen jederzeit mit allem Nachbrud eintreten und alle Bestrebungen unterftugen zu wollen, die auf die Arbeitsfähigfeit bes Abgeordnetenhauses hinzielen. - Ofterreich-Ungarn erklart sich bereit, an einer zweiten friedens-Konfereng teilgunehmen. - Wegen ber Dorgange in Innsbrud finden in Mailand, Speggia, Aquila, Viterbo, Cecco, Soggia, Padua, Livorno, Messina und Catania öffentliche Kund. gebungen ftatt.

18. In Innsbruck werden 58 italienische Studenten aus der haft entlassen und unter Estorte zum Bahnhof gebracht, von wo sie abreisen. — 282. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetung der Debatte über die Erstlärung des Ministerpräsidenten. — Dr. hermann Baron Czecz-Cindenwald (geb. 1854) in Kozy bei Biala †. — In Rom sindet im Ceatro Quirino ein Protestmeeting gegen die Ereignisse in Innsbruck statt. — Antiösterreichische Demonstrationen in Bologna.

19. 283. Sigung des Abgeordnetenhauses: Sortsetzung der Erklärungsdebatte. Der Dorsitzende und der Ministerpräsident geben ihrer Entrüstung Ausdruck, über die in der letzten Sitzung vom Abgeordneten Pernerstorfer gegen die Dynastie erhobenen Angriffe.

Neue Gesegesvorlagen. In der Sigung vom 17. November d. J. hat der Ministerpräsident die Einbringung einer Reihe wichtiger Gesegesvorlagen angefündigt. Diese Gesegentwürfe betreffen die Bahnen niederer Ordnung, die Gesellschaften mit beschränkter haftung, die Abänderung der Dorschriften über die Eintragung im Handels- und Genossenschafter, das Schedwesen, die Einberufung der Gläubiger

(ben sogenannten Vorkonturs), die Entschädigung für ungerechtfertigte Anhaltung in Untersuchungshaft, die haftung für Schaden aus dem Betriebe von Automobilen und den Schutz der Auswanderer. Serner wird sich das Parlament mit einer neuen Gewerbeordnung und mit der Reform der öffentlichen Derwaltung gu beicaftigen baben. über diefen letten Gegenstand will die Regierung demnächst eine Studie veröffentlichen, in welcher "mit voller Offenbeit die Mangel der gegenwartigen Derwaltung" bargeftellt werden follen. An Material hierfür fehlt es nicht. Über unser vielfach veraltetes, langfam arbeitendes Derwaltungsverfahren wird allseits mit Recht geklagt, und es ware bochfte Beit, daß endlich ein moderner Bug in dasselbe tame. Auch über die Ungulanglichfeit ber geltenden Gewerbeordnung ift icon fehr viel gesprochen und geschrieben worden. Diele ber bier aufgestellten Sorderungen lassen aber befürchten, daß man sich weniger nach einer Befreiung von altübertommenen Seffeln als vielmebr nach neuen Beidrantungen febnt, burch welche der "fleine Mann" vor der "anstürmenden Konturreng" geschütt werben foll. Ob daber unserer Beit ber Beruf innewohnt, die Gewerbegefengebung einer wirklichen Reform gu unterziehen, bleibe babingestellt. Wichtig mare aber, daß der Reichsrat, bevor er fich neuen Aufgaben zuwendet, endlich die vielen schon in Behandlung ftebenden Arbeiten erledige. Neben den Staatsnotwendigfeiten fteht bier in erfter Cinie ber icon 1902 eingebrachte Prefigefegentwurf.

Diegweite haager Konfereng, Ofterreich-Ungarn war der erste Staat, welcher den von der Regierung der Vereinigten Staaten Nordameritas ausgegangenen Dorschlag annahm und sich zur Teilnahme an einer zweiten internationalen Friedenstonfereng im haag bereit erflarte. Es ift dies um so erfreulicher, als gerade in Wien das Verlangen nach einer solchen Konfereng zuerst in wirfungsvoller Weise gum Ausbruck gelangte. Die im September 1903 hier versammelte elfte interparlamentarische Konferenz hat nämlich nach einem Referat bes belgischen Staatsministers A. Beernaert ben Wunsch ausgesprochen, daß die im Schlufprototolle der haager Konferenz vom 29. Juli 1899 einer späteren Prüfung porbehaltenen gragen so bald als möglich von einer neuerlichen Konfereng in Behandlung gezogen werben mögen. Auf Antrag des Englanders John Brunner gelangte hiebei als Jusat die Resolution Comund Robertsons zur Annahme, daß diese Konferenz dann auch den geeigneten Weg zur Abrüftung der bewaffneten Cand- und Seemacht in Beratung ziehen solle. Nach dem vom Staatssefretär hap in Aussicht gestellten Programm durfte

aber die Frage der Abrüftung auch bei der nächsten Konferenz noch nicht zur Behandlung kommen. Diese wird sich vornehmlich mit den Rechten und Pflichten der Neutralen und mit der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekrieg beschäftigen. Beide Fragen haben gerade durch die jüngsten Ereignisse eine ganz besondere Bedeutung erlangt.

*

hofoperntheater. Also Caimé. Die hofoper mußte endlich eine "Novitat", fei fie auch zwanzig Jahre alt, in die Auslage ftellen. Sraulein Kurg follte die Glodchenarie fingen, die etwa einem zweiten Rigorosum für Koloraturfangerinnen entspricht. Das fügte sich wunderbar: Catmé. Da Direttor Mabler perfonlich sich nicht gerne mit langweiligen Dingen beschäftigt - und Catmé ist langweilig - so wurde Kapellmeifter Walter bem indifcen Detachement jum Subrer gegeben. Es entwidelte fich die in Wien häufig beobachtete eifrige Catigfeit rings um nichtige Dinge. Der große Tag ericheint. Leben wir im zwanzigften Jahrhundert? Die Blutentelche des Unfinns öffnen fic. Catmé, zwifden Brahma und einen englischen Ceutnant gestellt, der ihre Schmudgegenstande im beiligen haine - abzeichnet, entscheidet sich für ben Ceutnant. Man nennt bas tragifche Sould, und ber indifche Giftbaum ift die Suhne. Dom Thronsessel der Unvernunft blintt die Gloddenarie, umgeben von einem hofftaat durchwegs gleich uniformierter Duette, von Abordnungen orientalischer Melodien. Die übermäßigen Intervalle wollen nur mäßig genossen fein. Delibes überfattigt ben horer auch mit rhythmischen und harmonischen Ditanterien. Die duftigen, dunftigen, brennenden, fcmulen Mischfarben häufen sich berart, daß ber "truntene" Sinn ichlieflich nur noch ein Grau empfindet und das Grauen der Cangweile. Denn wenig wahre Musit und gar feine bramatische ift dabei. Erfreuend maren die Bilder, die Brioschi zeigte, die Früchte des fleifes, die der feinfühlige Dirigent, das schmiegsame Orcefter, Fraulein Kurz, herr Slezat, die Damen Elizza, Petru, Michalet, Kittel, die herren Mant und Mofer boten. Delibes hat Grazie und Wig fürs Ballet und die icherghafte Oper. 3um Ernste zwingt er mühsam seine leichtfertige Kunft. Wenn die hofoper gum Orient ftrebt, fo burfte fie bem Barbier von Bagbab, bem Oberon, der Entführung sich nicht entziehen. Aber Fraulein Kurz sollte die Gloddenarie singen. Es gibt Ceute, die Fraulein Kurz, weil fie Koloraturen serviert, auch für eine Koloraturfangerin halten. Sie hüllt sich in langwallende, weiche Triller, fest ihrer wurzigen Pruntstimme felbftgefällige Kopftone auf und wifcht gartlich

über dromatische Läufe. Das ist nicht die Cechnit, nicht der Stil der Koloratur. Fräulein Kurz ist auch teine musitalische Natur, aber ihre Stimme ist schon und üppig genug, um eine angenehme Derwirrung der Kunstbegriffe zu verursachen.

r. h. Deutsches Doltstheater. Wie neulich Sees töftliches Luftspiel, hat Samstag das eigenartige Drama hermann heijermanns "Kettenglieber" nicht fo burchgeschlagen, wie es verdiente. In Berlin hatte das Stud, nebenbei bemertt, einen ber ftartften Erfolge ber bisherigen Saison. Milieu und Menschen sind dieselben wie in des Dichters "Hoffnung" — das indu-strielle und maritime Holland. Das liebevoll mit taufend fleinen Zugen schildernde Stud ift eine Ironie; ein "frohliches Spiel am hauslichen Berd" nennt es Beijermanns mit einem humor, der so grausam und hohnisch ist, wie der Sinn dieses wundervollen, tiefen, großen, starten Dramas. Um wirklich das zu halten, was die Anfage und Anlagen versprechen, mußte ber Dichter die Kraft für eine tragische hohe gehabt haben. Endlich mußte der "Scherg", der in der Samilie Duif zu hause ist, nicht bloß perfid fein und mit ber Derruchtheit totettieren, er mußte ins Diabolifche machfen. Damit mare ber alte Pantrag Duif ein moderner Konig Cear und dieses Drama ein vollendetes Wert. Mit feinem verschwommenen Ausklang, der allerdings die Wahrscheinlichkeit für sich hat, binterläßt es das Gefühl des Derärgertseins, der flebrigen Gemeinheit. Die Darftellung mar vorgüglich. herr höfer als Pantrag Duif ift toftlich in feinem breiten, gutmutigen, froggelnden humor, er gibt durch Ernft der Sigur viel Derfonlichfeit und nur auf der hohe des Ausbruches fehlt die wilde Kraft, die das Cente bezwänge. Dortrefflich ift auch herr Jenfen. Aller Anertennung wert Frau Challer, Fraulein hofteufel, die herren Ruffed, Raeder und Kramer.

Dier Einatter. - An feinem letten Abend stellte das "Intime Theater" zwei heimische Autoren vor. Zuerft den Eprifer Erich Kahler mit der Szene "Stimme des Cebens". Eine begabte Maeterlind-Nachempfindung. »Les aveugles« und »L'intruse« leihen Idee und Stimmung. Eine Fremde dringt in den Frieden des erblindeten einstigen Geliebten ein und raubt der ihn betreuenden Schwester durch die Erwedung der Erinnerung feine Liebe. Ob der Autor literarifch begabt ift, oder Begabung für literarifches Empfinden besitt, entscheidet diese eine Szene nicht. Gewarnt muß er werden vor der Spielerei mit leeren Vokabeln der Snobs; die Wichtigkeit des Apparates steht mit dem positiven Wert in Migverhaltnis. - Als einen Dichter, der machtig zu erschüttern weiß, tennen

eingeweihte Kreise Thaddaus Rittner. Sein inmbolifches Drama "Die von nebenan" behandelt den Kampf des geistigen Proletariers mit dem Damon der Millionenstadt; bier, im fpeziellen Salle von Paris. Diese ideelle Tragodie bes hungers - ideell, weil hier nicht die reale Not, wie in den "Webern", sondern die sogialen Eriftenzmöglichkeiten bes geiftigen Arbeiters in Betracht tommen - fteht als Geschwiftericopfung hamfuns "hunger" nabe. Den Darstellern des "Intimen Theaters" ift bringend anguraten, ihren verschleierten, hppernatürlich fein follenden Stil foleunigft aufzugeben; ober wollen fie die Spezialität des pathologifchen Theaters pflegen, oder ift das migverstandener Albert Beine-Stil? - Das Jubilaumstheater brachte bas Scherzspiel "Unsterblich. teit" von Stuber . Gunther gur Aufführung. Mehrfach wurde auf das Miggeschick des Autors verwiesen, den "hodenjos" Jatob Wassermanns unbewußt noch einmal auf die Buhne gebracht zu haben. Das icheint mir der geringfte Sehler gu fein. Stuber brachte fich um viel Wirtung, als er ins Sentimentale einbog, anstatt berb und ausfällig zu werden. Belanglos ist M. A. Kollodens Komodie "Ontel Richard".

—lz—

hagenbund. Der Künftlerbund "hagen" war nur eine turge Zeit dem Programme getreu, das wir alle freudig einst begrüßten. Noch waren feit feiner Grundung nicht zwei Jahre ins Cand gegangen, und icon bachte er langit nicht mehr an die Pflege ber heimatlichen bilbenben Kunft. Er führte ben Cake-walk in Wien ein, peranstaltete Schubert-Abende, ließ Gobineau und hofmannsthal fpielen. Aber feine Ausstellungen wurden immer ichlechter. Die Kunftfreunde ichuttelten den Kopf und allerhand dunfle Gerüchte gingen um. Nun icheint es fich endlich gum Beffern gu menden. Die eben eröffnete Berbitausstellung wirft als Dorbedeutung für eine iconere Bufunft. Sie zeigt wieder gute ofterreichische Kunft. Und die Neuerung, fortan auch fremdlandischen Künftlern das haus zu öffnen, wollen wir uns gerne gefallen laffen, wenn fie vom Range Mag Liebermanns sind.

Ein Dortrag harbens. Der tühnste, glänzendste Tagesschriftsteller Deutschlands Marimilian harben sprach jüngst über Einladung der Damen vom Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen über Wesen und Begriff der Kritit. Der turz gewachsene Napoleon und der unbändig willensmächtige Komödiant — sie haben mit harden verwandtschaftliche Züge. Er hat eine Individualität zum Sühren und herr-

schen! Wiewohl er klein ift - wie Napoleon und herrn Kaing überdies fehr ahnelt. Welch gahe, rudfichtslofe Perfonlichteit und tongentrierte, vergeistigte Energie, in hinreifend liebenswürdigen außeren Sormen harden vertorpert, bewies der Eindrud feines Vortrages. Was er sprach, war ber Dersammlung zum größeren Ceile doch recht contre coeur, war gang zuwider aber gemiffen Zeitungsblättern. Was er sprach? Wovon und worüber? Diel über Ofterreich und feine Kultur! über hof-mannsthals "Elettra" fagte er, erftaunt gu fein, daß man fie hier nicht tenne, nicht fpiele; in Berlin nämlich gab man die Dichtung über 130 Male. Man muß dann gehört, gefeben und gespurt haben, wie er fagte: "Aber hofmannsthal ift doch ein öfterreichischer Dichter??" harden rühmte sehr die architektonische Schonbeit unserer Stadt, die größere Empfindungswarme des Wieners gegenüber dem Berliner, endlich Ofterreichs ältere, angeborene Kultur. Dann endlich flocht er unfer Parlament, unfer politifc Lied in eine stilistische Atmosphäre, wie es ihnen wohl noch nie widerfuhr. "Ich war" - fagte harden - "heute in einem ungemein ichonen haufe. In ben unteren Raumen ftand ein Mann, ein fehr eleganter herr stand dort und sprach. Er sprach febr ruhig. Don allen Seiten wurde auf ibn losgeschrien. Wie mir schien, fielen nicht allzu freundliche Worte. Der herr stand da, beide hande in den Cafchen, mit leidenschaftslofer Beharrlichkeit und reagierte auf diese Dinge in feiner Weise. Ich habe abnliches von Rube und Haltung nie gesehen. Da hatte ich doch die Difion, daß dieses Schauspiel, das der Bufall mich sehen ließ, genau das ift, was überhaupt nach allgemein gultiger Anficht die Kritit bedeutet." Als harden fein munderbares Seuerwert und Ballfpiel bald der ichlagenoften, bald ber tubniten Behauptungen einstellte, rif man fich fast mit Wehmut von diefem Dirtuofen des stolzen, unbezwinglichen Selbstgefühles los. Ist man aber Journalist, freut einen wieder eine Zeitlang das Metier, gestählt von bem Gefühle einen Kerl - als Chrentitel gemeint, wie ihn Goethe für Schiller und fich anwendete - in der Gilde gu haben.

Die Idee der allgemeinen Bildung im Altertum. über diefes intereffante Thema fprach im "Dolfsheim" herr Professor v. Arnim. Der Vortrag behandelte die allgemeine Bildung der höheren Stande im Altertum, d. h. jenen Inbegriff auf feine Sach- ober Berufstätigfeit abzielender Kenntniffe, beren Besit die Jugeborigfeit gur gebildeten Klaffe bedingte. Nur gestreift wurden die allgemeine Dolfsbilbung und die personliche allgemeine Bildung. Es wurde gezeigt, wie sich im Caufe ber griechischen Geschichte die Idee der allgemeinen Bildung allmählich ausgestaltete, bis sie im 3. Jahrhundert por Christi in dem Spftem der fieben freien Künste (artes liberales έλευθέρια μαθήματα) ihren endgültigen Abichluß erhielt und in diefer Sorm auch in ber romischen Deriode und im Mittelalter fortbestand. Es murde dabei dargelegt, wie einerseits die wechselnde Auffassung des Bildungsgieles burch die in jedem einzelnen Seitraum herrichenden gesellichaftlichen Buftande, anderseits die Erweiterung und Mehrung der Bilbungsmittel burch die Sortschritte ber Wissen-Schaften und Kunfte bedingt ift. Im Schlufteil wurde eine turge Würdigung des antiten Bilbungsinstems versucht und feine Derschiedenheit von dem in der Gegenwart herrschenden berporgehoben.

Ansorgeverein. Paul Wiede vom Dresbener hoftheater fprach hier Gebichte von Friedrich hebbel. Daß gerade ein Schauspieler ben Weg gur falten, strengen Schonheit bieses unguganglichen Dichters wies, überrafchte einigermaßen, benn fie begnugen fich mit rein artiftifchen Wirtungen, wie fie bei hebbel gu holen find, für gewöhnlich nicht. Das nun locte Wiede, in dem eine ungemein literarifche und tunstlerische Natur ruht. Wiede "las nicht" und er "fprach nicht". Als fensitiver, des Dichtergeistes Doller verflarte und burchleuchtete er viele Perlen der tiefen Eprit hebbels. - Keine unangenehme Erinnerung murde den Abend trüben, wenn nicht das dem Programm beigebrudte Dorwort in der Sprace aufgeblafener Literaturgeden allerlei Snobismen verfundet hatte. Mit derlei Deklamationen beweift man wohl Geist? Ober Mobernität?

3um Wiener Kunsterziehungsproblem.

Don Jojef Solnefics.

Das Zurückbleiben der Massen in der Teilnahme am Kulturleben der Gegenwart ist eine Erscheinung, die angesichts der großen Sortschritte des verflossenen Jahrhunderts nichts Überraschendes an sich hat. Ja, wenn wir die Lebensbedingungen der unteren, selbst der mittleren Volksschichten ins Auge fassen, müssen wir sogar die vitale Energie bewundern, die bei aller Arbeitsüberbürdung des einzelnen noch so viel Kraft übrig hat, nebenher allerlei Beziehungen zu höheren Kulturgebieten anzuknüpfen. Unter diesen Beziehungen spielen die zur Kunst keine ganz untergeordnete Rolle. Je nach Art und Charakteranlage des betreffenden Volkes ist aber dessen Verhältnis zur Kunst sehr verschieden.

In Wien ist es besonders das Musigieren, der Naturgenuß im Freien, die Schwärmerei fürs Theater, der Schmuck der Wohnung und — last not least die Coilette der Frauen, woraus sich lebendige Berührungspunkte mit der Kunst ergeben. häufig bleibt es für die einzelnen allerdings zeitlebens bei primitiven Anfängen, aber da diese ersten Schritte fast von jedem gemacht werden, so erbliden wir in ihnen den festen Punkt, von wo aus die Kunsterziehung erfolgreich in Angriff genommen werden tann. Denn darüber tann tein Zweifel sein, daß an bereits Vorhandenes angeknüpft werden muß und daß nicht etwa ein und dieselbe Methode überall angewendet werden darf. Die Anlagen und Charaftereigenheiten ber perschiedenen Bölter sind bas allerwichtigfte, was in Fragen der Kunsterziehung zu berücklichtigen ist. Sie muffen die Methode des Vorgehens bestimmen. So ist 3. B. das Kunstbegreifen im nördlichen Teile von Deutschland ein ganz anderes als bei uns. Der Norddeutsche begreift die Kunst am liebsten vom Wort und vom Gedanken her, für ihn werden Vorträge und Bücher, die ihm das Kunstverständnis erschließen, von größtem Nugen sein. Sur den Ofterreicher, speziell für den Wiener, bedarf es dieses Umweges nicht, sein Derhältnis zur Kunst ist ein unmittelbares, mit seinem reichen Empfindungsleben dirett zusammenhängendes. In Deutschland spielt ferner die Romantik in allen Kunstvorstellungen des Volkes eine viel größere Rolle als bei uns. Des Deutschen fünstlerische Kraft ist stets in Gefahr, der Wirklichkeit gegenüber zu erlahmen. Will er das Reich der Kunst betreten, so geht sein Wunsch vor allem dahin, sich eine den realen Verhältnissen entruckte Umwelt zu konstruieren. Seltener als dem Österreicher gelingt es dem Deutschen, aus naivem Empfinden heraus die Wirklichkeit fünstlerisch zu abeln.

Öfterr. Rundfchau I, 5.

Der Österreicher findet in seiner gewohnten Umgebung immer wieder kunftlerische Stimmungen und braucht sich nicht erst von der Realität des Lebens loszureißen, um Beziehungen zur Kunst zu gewinnen. Deshalb fand die Kunst auch in Wien stets ein genukfähiges und genukfreudiges Publikum. Ob es galt. St. Stephan zu bauen, Palafte zu errichten, Prozessionen abzuhalten ober Theater zu besuchen, ob Schubert, Strauß oder Makart Begeisterung erweckten, Wien war stets bereit, mit seinen Lieblingen auf dem Gebiete der Kunst zu bauen, zu singen, zu tanzen oder Jubelfeste zu feiern. Derständnispoll und fast tritiflos überließ es sich ihrer Sührung. In freudigem Zusammenwirken steigerten Künstler und Publikum gegenseitig ihre Cebensluft und Schaffensfreude. Nur eines war dabei unumgängliche Voraussetzung und Bedingung: die Kunstproduktion muste Süblung haben mit dem Tage. Es mußte ihr unmittelbares Gegenwartsempfinden innewohnen. In dieser Sorderung liegt aber nicht etwa eine Schwäche, sondern eine unbewufte Kraft, denn die Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben bildet ja den eigentlichen Lebensnerv ber Kunft. Durch sie wird eine Stadt erst gur wirklichen Kunststadt. Nicht bas Vorhandensein von Museen, Standbildern und pruntvollen Architekturen ist dabei das Entscheidende, sondern das beständige und allgemeine Verlangen nach Befriedigung eines hundertfältigen und nie verliegenden kunftlerischen Bedürfnisses. Dieses Derlangen ist heute in Wien ein etwas einseitiges, es erstreckt sich hauptsächlich auf Musik und Theater. Daß aber hiemit dem allgemeinen Kunstbegehren noch lange nicht seine Grenzen gestedt sind, dafür burgen andere Auferungen der Volksfeele, dafür bürgt vor allem ein lebhaftes Naturempfinden und ein angeborener Catt in Geschmadsfragen. Nichts ware baber ein größerer Irrtum, als an der Entwidlungsfähigfeit des Wieners hinlichtlich seines Kunstverständnisses zu zweifeln. Ihrem innersten Wesen nach ist ja die Kunst immer eines und dasselbe, ob sie sich in Tonen, in Sormen, Cinien oder Sarben außert. Deshalb genügt es, bei einem Dolle die Begabung nach einer Richtung zu konstatieren, um mit Aussicht auf Erfolg den Sinn auch für andere Richtungen zu weden.

Wie tief die Liebe zur Musit im Wiener Volke sitt, kann jeder Unbefangene unausgesetzt beobachten. Weniger die Erscheinungen, die sich vor aller Augen abspielen, wie die überaus starke Teilnahme an sonntäglichen Konzerten in großen Bierlotalen, die Freude an militärischen Aufzügen mit Musikbegleitung, das Vorhandensein zahlreicher Gesangsvereine u. s. w. sind hiefür das Entscheidende, denn Ähnliches sinden wir auch in anderen Städten. Wichtiger als dies sind die musikaslischen Produktionen in ganz niederen Schichten des Volkes. Wer an stillen Sonntagnachmittagen ein Wiener Vorstadthaus betritt, dem tönt nicht selten aus kleinen Parterrewohnungen und dunklen hinterstübchen der zarte Klang des Zitherspiels ans Ohr. Das Mädchen, das unter der Woche die Druckerpresse, den Webstuhl oder eine andere Maschine bedient, der junge Mann, der sechs Tage lang in der Sabrik oder in der Werkstatt gearbeitet, sie haben, da sie sich einmal ein paar Stunden selbst gehören, zu dem Instrumente gegriffen, dessen ursprüngliche heimat

bie österreichischen Alpenländer sind. Um sich ein Klavier zu kausen, dazu fehlt es an Geld, an Raum, an Zeit zum Cernen und Aben. Eine Zither ist aber bald angeschafft, leicht untergebracht und nicht schwer zu meistern. So wurde sie das bevorzugte Musikinstrument der kleinen Ceute, ihr treuer Begleiter durch Frohsinn und Trübsal, ihr Dämmerschein von Kunst in kurzen Seierstunden. Manche Ciebes-bündnisse hat das Zitherspiel geschlossen, manche Träne getrocknet, manches tanz-lustige Pärchen ergötzt, viele stille Abende vergoldet. Wer vom Kunstempfinden der Wiener spricht, darf die Zither nicht vergessen, sie und die Ziehharmonika.

Diese ist der rohere, derbere, übermütigere Bruder seiner gefühlsseligen Schwester. Sie wird beim "Heurigen" gespielt und bei Sommerausflügen, sie begleitet und übertont den weinseligen Jubel und das Tellergeklapper beim Sestmahle, wie das übermutige Jauchzen der Rekruten. Aber auch sie ist nicht immer derb und aufdring. lich, auch sie kann hinschmelzen in wehmutig langgezogenen Conen, wenn auch auf ihr Schmachten und Sehnen gar bald das Lachen folgt, gleich Lerchengezwitscher auf plöglichen Sommerregen. Zither, harmonika und in letzter Zeit auch das Waldborn geben so manchem Wiener bas einzige Kunstgeleit durchs Ceben. Es ist nicht viel, doch vielen alles. Und wer verständnisvoll hinhorcht zu den schlichten Weisen, ber hört Stimmungen heraus, die ihm an die Seele greifen, weil sie bei aller Einfachheit so tiefgründig sind. Er hört, wie hier ein schlichtes Leben voll unbewußten Reichtums in einfachen Tonen ausklingt und wie diese Menschen alles in diese Musik hineinzulegen suchen, was in ihrer Seele schlummert: ihren Abermut und ihr Sehnen nach Freude und Glud, ihr naives Selbstbewuftsein und ihre Aussöhnung mit den härten des Daseins, ihr heimatsgefühl und ihren unverwüstlich leichten Sinn. Schon der alte Schmelzel, der Wiener hans Sachs, sagt: "mer musikos und instrument find man gewißlich an khain endt." Und daß so viele große Komponisten sich vorzüglich in Wien wohlfühlten, daß als letzter unter ihnen Brahms geradezu erklärte, nur in Wien in die richtige Arbeitsstimmung zu kommen, ist gewiß tein Zufall.

Nicht weniger start wie die Liebe zur Musit ist die Naturliebe des Wieners. Naturliebe ist beim Großstädter im allgemeinen eine leicht erklärliche Reaktionserscheinung. Beim Wiener erreicht aber dieses Mitempsinden und Mitseben mit der Natur nicht nur einen besonders hohen Grad, sondern ist auch die in die tiessten Schichten verbreitet. Es ist nicht nötig, hier auf die unersättliche Freude an Landpartien im Sommer wie im Winter, auf die Lust am Blumenpslücken, am Halten von Singvögeln, an der Blumenzucht im Zimmer u. s. w. einzugehen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß in dieser Naturliebe hoffnungsvolle Keime zum Kunstverständnisse vorhanden sind. Dieselben Menschen, die mehr oder minder unbewußt die Poesie in sich einsaugen, die z. B. die traurigen Silhouetten entlaubter Bäume wie ein Schleier von Melancholie umspinnt, die mit Entzücken in den weichen Formen schwelgen, die die Dämmerung im Wienerwalde oder in den Donauauen hervorruft, dieselben Menschen, die nie ermüden, längstgewohnte, oft bewunderte

Naturschönheiten immer wieder auf sich wirken zu lassen, die sind auch für wahren Kunstgenuß empfänglich. Wer durch alle Phasen seines Lebens, in allen Stimmungen seiner Seele an der Mutterbrust der Natur Erquickung sindet, der trägt soviel Poesie in sich, daß ihm zum Derständnis von Kunstwerken gleichsam nur die Tore geöffnet zu werden brauchen.

Wenn das Verhältnis des Wieners zur bildenden Kunft dennoch kein so enges ist, wie man es nach dem Gesagten erwarten mußte, so entspricht dies dem allgemeinen Zuge der Zeit, dem sich auch der Wiener nicht entziehen konnte. der Ursachen, warum das Kunstverständnis in Wien kaum ein höheres Niveau erreicht wie anderswo, liegt ohne Zweifel darin, daß die Sorm der Kunstdarbietungen nicht die richtige ist. Wir haben Muleen in der inneren Stadt, die reiche Kunftschätze bergen und deren Besuch namentlich an Sonn- und Seiertagen gang respettable Ziffern aufweist. Wie verhält sich aber das Publikum dem Dargebotenen gegenüber? Wir sprechen nicht von den Kennern, von Leuten, die dieses oder jenes Kunstfach als Sammler, ausübende Künstler, Dilettanten oder Detailforscher pflegen, wir sprechen von jenen Ceuten, die gang voraussetzungslos von der Strafe hereintommen, einzig und allein mit dem Wunsche, Schönes zu sehen, gleichgültig was es lei. Diese Menichen fühlen sich in Muleen eigentumlich bedruckt. Sie finden viel mehr, als sie geistig in sich aufnehmen können, sie stehen einer Welt der Dergangenheit gegenüber, zu der sie keine Beziehungen haben. Es wirkt ein Schonheitschaos auf sie ein, das sie nur mit dem Gefühle des Nichthinanreichens erfüllt. Spricht vor irgend einem Gegenstande ein Kenner zu seinem Nachbarn ein er-Aärendes Wort, so drängen sie sich rasch heran in der Hoffnung, willkommene Aufschlüsse zu erlangen. hielte aber ein Sachmann erklärende Vorträge, so mußte er entweder so weit ausholen, daß er nicht zu Ende tame oder seine Erklarungen würden noch weniger verstanden werden wie die Objekte selbst, wenn sie bloß in ihrer stummen Sprache der Schönheit zum Beschauer sprechen. Dieser Erscheinung gegenüber gibt uns ein bedeutsames Wort eines erfolgreichen Boltspädagogen auf dem Gebiete der Kunst erwünschten Aufschluß. Alfred Lichtwart sagt: "Das Kunstwerk geht als Realität zu grunde, wenn die Seelen nicht mehr da sind, die es aufnehmen können." Mit anderen Worten: Jum Verständnis von Kunstwerken der Vergangenheit gehört historische Erudition, und wenn sie fehlt, so bleibt die Betrachtung ein oberflächliches Beschauen ohne Einfluß auf das Seelenleben. Der einfache Mann aus dem Volke empfindet 3. B. vor der schönsten Statue des Altertums weniger als por dem tunftlosesten Christusbilde oder der einfachsten Candicaft in Sarbendrud. Daraus folgt für die künstlerische Bolkserziehung ber wichtige Grundsat: Man barf bas Dolf gunachst nicht vor Kunstwerte der Vergangenheit stellen. Die Unfähigkeit des einfachen Mannes, Beziehungen zwischen seinem eigenen Seelenleben und dem Kunstwerke der Dergangenheit zu finden, führt ihn zu dem falfchen Schlusse, daß er für Kunsteindrude überhaupt unempfänglich wäre, und er tehrt resigniert zu jenen eingangs

geschilderten primitiven Betätigungen seines Kunstbedürfnisses zurud, die zur bildenden Kunst in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen.

Dem Volke muß also Gegenwartskunst vorgeführt werden. Wir kommen hiemit zu den wechselnden Kunstausstellungen, wie sie im Künstlerhause, in der Sezession u. s. w. stattsinden. Diese Ausstellungen weisen in der Cat heute schon bei billigem Entree, an Sonntagnachmittagen, hohe Besuchsziffern aus. haben aber die Leute, die sich da schieben und drängen, die einander den Blick auf die Kunstwerke verwehren, die im Winter bei trüber Witterung sehr bald nichts mehr sehen können, die in den Sälen eine Lust erzeugen, die von Stunde zu Stunde ermattender wirkt, und denen schließlich das Abermaß des Gebotenen den Kopf verwirrt, haben diese Leute wirklich etwas von dem Besuche? Nehmen sie wohl einen einzigen Eindruck mit nach hause, der bildend und fördernd in ihnen weiterlebt? Müssen sie sich nicht sagen, daß ein Ausstug nach Grinzing oder auf den Kahlenberg weitaus erquickender gewesen wäre? Was ist also zu tun?

Es müssen kleine, wechselnde Kunstausstellungen in den Dororten geschaffen werden. Wenn die Kunstausstellungen in der Stadt, die nebst der Vorsührung der Kunstwerke auch deren Verlauf bezwecken, vorüber sind, müssen Bilder und Statuen hinauswandern unter das Volk. Jeder Vorort mußsein kleines Ausstellungsgebäude haben. Es braucht nicht größer zu sein, als gegenwärtig die Räume des hagenbundes sind und das Entree (man erinnere sich nur an den kolossalen Besuch der Cehrlingsarbeitenausstellung bei einem Entree von 20 h) muß ganz billig sein. Solche Ausstellungen nach bestimmtem Plane durchgeführt, würden bei der früher geschilderten Veranlagung des Wiener Volkes von großem kunsterzieherischen Werte sein. Wien könnte zugleich mit einem solchen Unternehmen bahnbrechend und mustergültig für alle anderen Großstädte des Kontinents werden, wie dies seinerzeit bei der Gründung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie der Sall war.

Das Volk erzieht man nicht mit Sentenzen, sondern durch tausendfältiges Beispiel und zielbewußte Anregung. Grundlegende Prinzipien braucht der Erzieher, für den Zögling haben sie wenig praktischen Wert, er bildet sich in der Praxis und am Detail. Dieses Detail repräsentieren in unserem Falle die Causende von Einzelvorführungen, denen kein anderes Prinzip zu grunde liegt als das, daß es Kunst von heute ist, und eine Kunst, die dem Empfinden des Volkes nicht ferneliegt. Bei erwachsenen Ceuten handelt es sich nicht um schulmäßigen Unterricht, sondern um freien Bildungserwerb, um eine Bereicherung, an der ein fertiger Mensch ohne fremde Beihilfe, aber dafür mit seinem ganzen Wesen beteiligt ist. Das Snstem trägt da jeder in sich. Er wählt selbst die Objekte, die ihm zusagen, und schreitet nach seiner individuellen Eigenart allmählich weiter fort im Erfassen der Kunstwerte. Die Kunsterziehung ist etwas Unbegrenzbares. Man sindet nirgends Ansang noch Ende. Die Zahl der Anregungen ist unendlich, und es ist gleichgültig, wo sie ihren Ausgang nehmen. Es wäre daher überslässig, in solchen Ausstellungen für Erklärungen

oder Sührungen Sorge zu tragen. Das Verständnis muß von selbst und von innen heraus kommen. Das Entscheidende für uns ist die Einsicht, daß die gegenwärtig zur Versügung stehenden Erziehungsmittel bestimmter Modifikationen bedürsen, um ihren 3wed zu erfüllen.

Nicht alle modernen Kunstwerke werden für die Volkserziehung geeignet sein. Man wird da mit zu rechnen haben, daß vor allem alle Kunstwerke, die den Charakter des Experimentes an sich haben, wie z. B. die Skulpturen von Rodin, oder solche, die gewisse Kunstprobleme mit Absicht ganz einseitig behandeln, wie etwa die Gemälde von Klimt, serner Produkte, die dekadenten Charakter an sich tragen oder solche, deren nervöse Überseinerung einsachen Menschen unverständlich ist, nicht in diese Ausstellungen gehören. Man wird serner alles Grüblerische, Philosophische Ciessinnige, alles was die phantastische Unrast unserer Tage charakterisiert, mögslichst fernhalten, denn solche Vorführungen würden nur jene Unlust und Abneigung herbeisühren, die alles Unverstandene hervorrust.

Dagegen müßte alles gezeigt werden, was dem Wiener innerlich nahesteht, die heimatliche Candschaft in all ihren unerschöpflichen Reizen, die wechselvolle Schönheit der Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, Kirchen und Palästen, Sernsichten und intimen Winkeln. Nicht minder die malerische Stimmung, die sich unabhängig vom Gegenstande überall sindet, die vor dem Eisenwalzwerk so wenig halt macht, wie vor der Schusterwerkstätte, vor dem Austragstübchen so wenig wie vor dem Schulzimmer. Die lyrische Ruhe, wie die machtvolle Großartigkeit der Natur, müßte den Bliden erschossen. Dann in der Menschendarstellung alles Leidenschaftliche und dramatisch Bewegte, Bilder aus dem Volksleben in weitestem Umfange, endlich das Porträt, ganz besonders das von bekannten oder berühmten Persönlichkeiten. Die Ausstellungen müßten mit Ausnahme des hochsommers das ganze Jahr hindurch andauern. 150 bis 200 Kunstwerke würden vollauf genügen, doch müßte in einem Zeitraume von etwa sechs Wochen immer wieder ein Wechsel eintreten, wobei vielleicht ein bestimmter Turnus zwischen den einzelnen Vororten eingehalten werden könnte.

Solche Ausstellungen würden ohne Zweifel ein zahlreiches Publikum der Kunst zuführen, das sonst diesem Kulturgebiete völlig fern bleibt. Sern in intellektueller und räumlicher Beziehung. Denn auch das Volk will unter sich sein, die Leute aus den Vororten kommen viel seltener in die innere Stadt, als man meinen sollte. Die Angewohnheit, die weite Entfernung, der Zeitverlust, die Auslagen, die eventuell damit verbunden sind, die geputzten Menschen, die fremdartige Umgebung, alles dies stößt sie ab. Bleibt ja auch umgekehrt das gewiß interessante und anregende Volksleben in den Vororten und der Umgebung Wiens, wie es sich 3. B. am Hernalser Kalvarienberg in der Karwoche, in Klosterneuburg am Leopolditage, beim Annensest am Kahlenberg, bei den Saschingsvergnügungen, Weinlesessten usw. entwicklt, dem Bewohner der inneren Bezirke meistenteils fremd.

Der Einwand, daß die Durchführung solcher Ausstellungen zu viel Geld tosten wurde, tann taum geltend gemacht werden, denn jede Theatergründung tostet

mehr, als alle diese Ausstellungsgebäude samt Einrichtung zusammengenommen erfordern wurden. Sind sie aber einmal vorhanden, dann ist sogar ein finanzielles Erträgnis nicht ausgeschlossen, zumal als die Ausstellungsräume ab und zu auch an andere Unternehmungen gegen Entgelt abgetreten werden könnten. Die Gelbfrage kann und darf indes in dieser Sache nicht von entscheibender Bedeutung sein, sondern nur die Frage, ob ein solches Unternehmen das Kunstverständnis im Volke tatsächlich fördern wurde. In dieser hinsicht kann aber nach dem Gesagten wohl kaum noch ein Zweifel bestehen. Das Polk ist in mancher hinsicht für Kunst viel empfänglicher als der Gebildete. Es tritt voraussekungslos und ohne Sorderungen vor das Kunstwerk. Die Worte: "vom Künstler verlange ich " "ein Kunstwert muß vor allem " und ähnliches hochtrabendes Geschwätz wird man im Volksmunde niemals hören. Auch jenes Kunsturteil so vieler halbgebildeter, das zu vier Sünfteln aus Vorurteil besteht, findet sich hier nicht. Namentlich jenes den Künstler schier zur Derzweiflung treibende rasche Urteil, das nichts ist, als ein durch fremde Elemente, wie Gewohnheit, Eitelkeit, Mode, falsche Voraussetzungen und rückftändige Anschauungen, getrübtes Kunstempfinden, ist in diesen ästhetisch sozusagen unverdorbenen Kreisen tein hindernis einer natürlichen Auffassung.

Aber nicht allein das Volt, auch die Künstler selbst würden bei solchen Schaustellungen gewinnen. Die Künstler der Bühne, die Schauspieler, sind längst zu der Einsicht gelangt, daß das Publitum auf den Galerien das dankbarste verständnisvollste und eindruckfähigste ist, warum sollte das bei den Jüngern der bildenden Kunst anders sein? Engere Beziehungen zum Volke würden aber eine bedeutende innere Kräftigung der modernen Kunst herbeisühren. Wie in der Musik, so würden auch hier aus diesen Wechselbeziehungen die stärksten und gesündesten Impulse hervorgehen. Die Gesellschaft, die man die gute zu nennen pslegt, ist heute nicht mehr so ausschließlich wie früher die Trägerin der fortschreitenden Kultur. Die wertvollste Arbeit wird oft von jenen geleistet, die erst in diese Gesellschaft aufsteigen wollen. Da ist es wichtig, in den breitesten Volksschichten schlummernde Keime hervorzuloden, künstlerisch veranlagte Talente beizeiten ihrem Berufe zuzuführen. Was die Öffentlichkeit hier dem Volke gibt, würde dieses auf Grund einer zu neuem Leben erwachenden künstlerischen Begabung mit Inseszinsen zurückerstatten.

Man fürchte nicht, daß mit der Demokratisierung der Kulturwerke eine Trivialisierung derselben hand in hand gehe, eine Verwässerung ihres idealen Gehaltes. Nie soll mit der Popularisierung des höchsten menschlichen Besitzes der Begriff des herabsteigens verbunden werden. Nicht um Demokratisierung von Kulturwerten handelt es sich, sondern vielmehr um Aristokratisierung von Kulturbedürftigen. Damit ist nicht nur dassenige zutreffender bezeichnet, was die geistigen Führer der Nation mit allen ihren auf Volksbildung abzielenden Unternehmungen beabsichtigen, das Wort trifft auch den tatsächlichen Gang der Dinge schärfer und richtiger. Denn was sich vor unseren Augen vollzieht, ist nicht eine durch Populari-

slerung herbeigeführte Entwertung des Kulturbesitzes, sondern vielmehr ein allmähliches Aussteigen der Massen zu höherer Kultur. Das aristotratische Regiment, zu deutsch: die herrschaft der Besten und Tüchtigsten, ist nicht allein Menschensatung, sie ist Naturgesetz. Das gesamte Leben auf der Erde ist auf den Grundsatz der Aristotratie gestellt. Aber die Jahl dieser Tüchtigsten und Besten darf keiner künstlichen Beschränkung unterliegen. Der Sortschritt zielt dahin, daß sie sich vermehre, so daß in serner Jukunst nur noch die Untauglichen vom herrschen, das heißt nichts anderes als von der lebendigen Teilnahme an den Schätzen der Menscheit, ausgeschlossen sind.

Die Entwicklung der Pflanzenphysiologie.*

Don Julius Wiesner.

Die Entdedung der Neuen Welt und die fast gleichzeitige Aufstellung des heliozentrischen Weltspstems hatten den Sorschungstried mächtig angeregt, und die kurz vorher erfolgte Ersindung des Buchdruckes ermöglichte die Verbreitung des gewonnenen Wissens in geradezu ungeahnter Weise, so daß die Vorbedingungen zum Sortschreiten der Wissenschung gegeben waren, man darf wohl sagen, wie nie zuvor.

So waren denn die Geister geweckt und es regte sich auf allen Gebieten der Wissenschaft. Eine gewisse Unregelmäßigkeit der Weiterentwicklung des erworbenen Wissens erscheint bei der freien Wahl der Forschungsobjekte wohl als etwas Selbstverständliches. Aber troß solcher Freizügigkeit entwickelte sich doch immer gewisser maßen unsichtbar ein "Geist der Zeit" und lenkte den Strom der Forschung in regelmäßigere Bahnen, als die freie Betätigung des Forschungsdranges hätte vermuten lassen.

Im Beginn dieser Periode traten im Bereiche des Naturerkennens die Physiker zuerst auf den Plan. Die Mechanik — mit Einschluß der Mechanik des Weltssiftems — bildete den Ausgangspunkt ihrer Forschungen. Alsbald folgten die Entdeckungen auf anderen Gebieten der Physik und Chemie, welche Wissenszweige damals noch nicht so wie später, von Lavoisier an, geschieden waren. Von den "Physikern" gingen auch die ersten pflanzenphysiologischen Entdeckungen aus, so von Mariotte im siedzehnten, von Priestlen im achtzehnten Jahrhundert.

Diese "Physiter" waren die Vorläuser von hales und Ingen-houß, den eigentlichen Begründern der Pflanzenphysiologie. Ersterer hat bekanntlich, insbesondere durch seine Untersuchungen über die Saftbewegung, den Grund zur physikalischen, letzterer durch den vornehmlich in Wien geführten Nachweis, daß das Licht in der grünen Pflanze die atmosphärische Kohlensäure zerlege und Sauerstoff abscheide,

^{*} Dortrag, gehalten bei dem internationalen Kongreß für Wiffenschaft und Kunst zu St. Couis am 22. September 1904.

den Grund zu der chemischen Pflanzenphysiologie gelegt. Beide galten ihren Zeitsgenossen noch als "Physiter".

Die chemische Pflanzenphysiologie hat bald darauf durch Th. de Saussure, welcher der Welt schon als spezifischer Chemiker galt, eine große Sörderung erfahren.

So lag die Pflanzenphysiologie zur Zeit ihrer Gründung in der Domäne der Physit und Chemie und hatte noch keinerlei Verbindung mit der Botanik, deren Vertreter, in der beschreibenden Richtung befangen, der Cehre vom Ceben völlig teilnahmslos gegenüberstanden.

Die Franzosen waren es, welche zuerst die Brüde zwischen Pflanzenphysiologie und Botanik schlugen. Es ist dies bekanntlich das Verdienst des großen Botanikers Pyrame Decandolle, welcher unter dem sichtlichen Einflusse seines Landsmannes Th. de Saussure stand. Die Franzosen waren es auch, welche die Kontinuität der pflanzenphysiologischen Forschung aufrechterhielten. Ich erinnere nur an die Pflanzenphysiologen von Dutrochet an die Boussingault. Später vollzog sich die Vereinigung der Pflanzenphysiologie mit der Botanik auf deutschem Boden.

Es geschah dies durch Dermittlung der Anatomie, die ein ähnliches Schicksal hatte, wie die Physiologie: auch sie ging nicht aus der Botanik hervor, sondern ging von Ärzten aus, von Malpighi und Grew, welche durch das Studium der menschlichen und tierischen Anatomie auf das Gebiet der Pflanzenanatomie geleitet wurden. Was diese beiden Sorscher entdeckten, kam der auskeimenden Pflanzenphysiologie aber noch gar nicht zu gute.

Aber früher als die Physiologie näherte sich die Anatomie der Botanik, was wir sehr begreiflich finden, da sie wie die damalige Pflanzenkunde eine rein morphologische Disziplin war und deshalb eher auf ein Verständnis seitens der damaligen Botaniker rechnen konnte.

Die Beschäftigung der Botaniker mit Anatomie regte bei ihnen die Frage nach der funktionellen Bedeutung der Zellen, Gesäße, Gewebe zc. an und lenkte sie vom morphologischen auf das physiologische Gebiet. So wurden nach und nach die Botaniker Physiologen, aber wie die Werke von Link, Creviranus, Menen lehren, sehr einseitige Physiologen, welche die bereits vorhandenen physikalischemischen Elemente arg vernachlässigten, indem sie nach dieser Richtung mehr den ungereisten und vielsach irrtümlichen Auffassungen der Landwirte als den Schöpfungen von Ingen-Houß und Saussure folgten.

Die ganze damalige allgemeine Botanit, wie sie in Deutschland betrieben wurde, hatte einen einseitig morphologischen Charatter. Unter solchen Verhältnissen konnte die Pflanzenphysiologie nicht erblühen.

Diese Einseitigkeit gab der Botanik damals, zumal auf deutschem Gebiete, ein spezifisches Gepräge, und selbst Männer wie H. v. Mohl konnten sich diesem Zeiteinflusse nicht entziehen, wenngleich des Letztgenannten klarer Geist die literarische Erbschaft der Pflanzenphysiologie besser verwaltete als seine Sachgenossen, und sein

gesunder Sinn für Naturbetrachtung ihn auch in einigen Fragen auf das experimentelle Gebiet locke, auf welchem er immerhin einige Grundlinien 30g, 3. B. in der Lehre vom Winden und Ranken der Pflanzen. Aber seine Stärke lag immer in der Anatomie. Denn selbst dort, wo die Fragestellung das Experiment geradezu forderte, blieb er in der Regel am Morphologischen haften. Ein lehrreiches einschlägiges Beispiel ist sein Derhältnis zur Frage des Laubfalles. Die Geschichte der Pflanzen-physiologie und die Einflußnahme anderer Disziplinen auf diese spiegelt sich in der Lehre vom Laubfalle so klar ab, daß es mir gestattet sein möge, einen Augenblick der Entwicklung dieser Lehre zu folgen.

Die Physiologen der alten physitalischen Spoche hatten die Erscheinung des Caubfalles ganz roh mechanisch aufgefaßt. Sie nahmen an, daß am Cebensende angelangte Blätter vertrocknen und die herrschenden herbstlichen Winde das stargewordene Caub von den Iweigen abbrechen. Es wurde später auch angenommen, daß die in den Achseln der Blätter sich entwickelnden Knospen sich wie Keile zwischen das Blatt und den Stengel einschieben und die Ablösung des ersteren befördern. H. v. Mohl hat die Unhaltbarkeit dieser naiven Auffassungen klar erkannt und er suchte den wahren Sachverhalt aufzuklären. Seine Entdeckung der "Trennungsgeschichte" war ein großer Fortschritt.

Nun erst erkannte man, daß die Ablösung der Blätter durch einen organischen Prozeß eingeleitet werde. Aber Mohl hat die Frage des Caubfalles doch zu einseitig, nämlich fast nur morphologisch, aufgefaßt. Erst zehn Iahre später, als die Pflanzenphysiologie auf deutschem Boden mit einem Male ihren großen Aufschwung nahm, begann man den Caubfall experimentell auf seine Ursachen zu prüfen und seit dieser Zeit ruht die Frage nicht mehr, indem man ihrer vollständigen Cösung durch kombinierte anatomische, physiologische und biologische Untersuchungen beizustommen sucht.

Noch ein anderer merkwürdiger Punkt in der Entwicklung der deutschen Pflanzenphysiologie fordert zu einer Erörterung heraus, weil er zeigt, wie die aufeinander angewiesenen Disziplinen bei unverstandener einseitiger Behandlung statt sich fördernd die hand zu reichen, sich gerade gegenseitig abstoßen. Ich meine den Konflikt Liebigs mit den deutschen Pflanzenphysiologen. Dieser Konflikt hat der Wissenschaft keinen Nutzen gebracht und offenbarte nur, daß Liebig die Bedeutung des morphologischen Elementes in der Pflanzenphysiologie nicht begriff und die deutschen Pflanzenphysiologen einer richtigen Auffassung des Chemismus der Pflanzenicht gewachsen waren. In einem irrten beide. Die Streitenden verstanden nicht, wie sehr sie auseinander angewiesen waren, wollten sie die Physiologie wahrhaft fördern.

Der erste Botaniker, welcher die Anatomie und Physiologie in gleichem Maße betrieb und beherrschte, war Franz Unger. Schon durch die Herstellung des erstorderlichen Gleichgewichtes zwischen Anatomie und Physiologie hat er bahnbrechend gewirkt. Es kam aber noch ein persönliches Moment dazu: er war der erste Ordinarius, welcher sich auf das Gebiet der Anatomie und Physiologie der Pflanzen beschränkte.

So war im Jahre 1849 in Wien eine neue Sahne ausgesteckt an einer großen Universität. Causende von Studenten wurden von Unger in die Pflanzenphysiologie eingeführt. Die Botanik als Lehrgegenstand erhielt in Wien einen neuen Charakter. Man sah, daß es außer der Wissenschaft von der Pflanzenkenntnis noch etwas anderes gab, was nur wenig Eingeweihten bekannt war, die Lehre vom inneren Bau und vom Leben der Pflanze.

Durch Ungers Wirken ist die Pflanzenphysiologie — im besten Sinne des Wortes — zunächst in Österreich so populär geworden, daß die Errichtung besonderer Ordinariate dieses Saches als eine durchaus berechtigte Forderung erscheinen mußte. Nach Ungers Rücktritt wurden solche Ordinariate auch gegründet und ihnen folgten die pflanzenphysiologischen Institute auf dem Fuße. Als Sachs (1875) besondere Cehrkanzeln und Caboratorien für Pflanzenphysiologie als eine unadweissliche Forderung der Wissenschaft ausstellte, bestanden dieselben bereits in Wien und Prag, und das mit der Errichtung eines besonderen Ordinariates der Anatomie und Physiologie der Pflanzen in Wien gegründete pflanzenphysiologische Institut war die erste im großen Stile angelegte derartige Arbeitsstätte, welche die Anregung zur Errichtung anderer Institute dieser Art gab. Heute existieren in Europa und Amerika bereits zahllose solcher Caboratorien, und von ihrem Erstehen datiert der ungeahnte Ausschlassenschaft der Pflanzenphysiologie in den letzten dreißig Jahren.

Jumeist an großen Universitäten ins Leben gerufen, wurden die pflanzenphysiologischen Institute in ein Zentrum gestellt, in welchem sie mit anderen Werkstätten der Forschung in Sühlung traten, so daß die befruchtende Wirkung anderer Disziplinen auf die Pflanzenphysiologie nicht ausbleiben konnte. Sie entwickelte sich nicht nur als reine Wissenschaft, sie übte auch ihre fördernde Wirkung auf viele Zweige der Praxis aus.

An der Wende der Sechzigerjahre lagen die Dinge bereits so: die Pflanzenphysiologie hatte nicht nur die Verbindung mit der Botanik gewonnen, ja, sie war
zu einem integrierenden Teil derselben geworden, Pflanzenanatomie, Physik und Themie, ferner die aufs Praktische zielende Agrikulturchemie waren ihr als helferinnen beigesprungen, und auch die Tierphysiologie kam wenigstens ab und zu mit ihr in beiderseits förderliche Berührung, war ja doch das Wechselverhältnis von Tier- und Pflanzenleben schon durch Ingen-Hous und Saussure geklärt worden.

Außer den Sorschungen und der Cehrtätigkeit Ungers hat die im Jahre 1865 erschienene Experimentalphysiologie von Sachs am meisten zum Erblühen der Pflanzenphysiologie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beigetragen.

In diesem Werke wurde zunächst durch kritische Behandlung des Stoffes die Summe aus allen experimentell gewonnenen Kenntnissen gezogen; aber auch durch zahlreiche neue Beobachtungen große Impulse zu neuen Sorschungen gegeben.

Es war ein höchst zeitgemäßes Unternehmen, welches eine große Wirkung auf die Weiterentwicklung der Pflanzenphysiologie nicht nur durch seinen reichen Inhalt, sondern auch durch eine unvergleichlich klare und einleuchtende Darstellung nicht verfehlte.

Das Moment der Entwickung kegreich in die Phykologie eingeführt zu haben, ist eine von England ausgegangene Lat. Wenn von einigen Vorläufern abgesehen wird, so war es Rabert Brown, welcher die Lehre von der Individualentwickung in die Botanik eingeführt hat.

Das Prinziv der antogenetischen Entwickung, wie es durch Robert Brown begründet wurde, war aber eine wahre Darktufe des Prinzipes der phylogenetischen Entwickung, welches in Darwin keinen größten Dorkampfer gefunden hat.

Das Prinzip der phylogenetiken Entwickung herrsche anfänglich nur im Bereiche der Morphologie. Durch Ameignung physiologischer Methoden und durch Abertragung ihres Prinzipes auf rein physiologische Dinge drang die historische Auffassung bestuchtend auch in unsere engere Sphäre ein, und man fragt sich heute nicht nur, wie ist diese Sorm, Art, Gattung u. s. w. entstanden, sondern wir legen uns heute in betreff der Gestaltungsprozesse und der Lebensvorgänge überhaupt die Srage vor, inwieweit sie auf direkter Einwirkung und wie weit sie auf im Lause von Generationen gewordenen erblich seitgehaltenen Eigentümlichkeiten beruhen.

Darwins Verdienste um die Pflanzemphysiologie sind hiemit nicht erschöpft, auch nicht durch seine wichtigen Speziulbeiträge zu unserer Wissenschaft. Eines seiner hauptverdienste liegt in seiner einheitlichen Auffassung des organischen Lebens, durch die Fäden, welche er von der Tier- zur Pflanzemphysiologie spann.

Wenn heute keine Grenze gezogen wird zwiichen pflanzen= und tierphysiologischer Sorschung und wir zum Vorteil sowohl der Botaniker als der Zoologen und über-haupt der Naturforschung einer allgemeinen Physiologie entgegengehen, so ist dies vornehmlich auf Varwins Einfluß zurückzuführen, wenn der große Sorscher auch hierin seine Vorläufer gehabt hat.

Schon Sechner hat mit wahrem Seherblid auf das Empfindungsvermögen der Pflanze hingewiesen. Aber er predigte tauben Ohren; die zeitgenössischen Pflanzen-physiologen standen im Banne einer roh-mechanistischen Auffassung des Pflanzen-lebens. Erfolgreicher wirkte Darwin durch sein etwa dreifzig Jahre später erschienenes Wert über das Bewegungsvermögen der Pflanze, in welchem er zeigte, daß diese, ohne Nerven zu haben, Reize aufnimmt, leitet und auch an Organstellen zur Auslösung bringen kann, welche von dem Orte der Reizaufnahme entfernt sind.

Damit war der Weg gewiesen, die Erfahrungen der Tierphysiologen in der Pflanzenphysiologie nuthar zu machen. Dieser späte innige Kontatt zweier so nahe verwandter Disziplinen, in früheren Zeiten mehrmals angebahnt, aber immer vor unterbrochen, hat sich als höchst fruchtbringend erwiesen, und die Reizpsiologie der Pflanzen, gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses, in der pten Zeit seiner Sorschertätigkeit von Sachs aufgenommen, von Pfeffer und seiner le weitergeführt und gegenwärtig von zahlreichen Sorschern betrieben, ist in Einie auf die Befruchtung der Pflanzenphysiologie durch die Tierphysiologie rüdzuführen. Ich bitte mir zu gestatten, diese Einflusnahme noch deutlicher ausdrücken und auf die Wechselwirtung dieser beiden Schwesterwissenschaften hinzu-

deuten. In der Experimentalphysiologie von Sachs ist trotz der lange vorher von Sechner gegebenen Anregungen über Reizzustände der Pflanzen noch nichts zu finden. In seiner Experimentalphysiologie erklärte Sachs noch nach hofmeister den positiven Geotropismus als ein Castphänomen. In seinen späteren Schriften wird diese plumpe Vorstellung nicht mehr aufrechterhalten, denn die Auffassung der Reizvorgänge im Pflanzenreiche erfuhr eine totale Umgestaltung, unzweiselhaft unter dem Einflusse der Tier- auf die Pflanzenphysiologie.

Dieser förderliche Einfluß kann gar nicht in Zweifel gezogen werden. Die Art und Weise, wie heute die Reigvorgänge der Pflangen porgetragen werden, sind der tierischen Reizlehre nachgebildet. Pfeffer hat schon in der ersten Auflage seiner berühmten Pflanzenphysiologie, noch klarer und bestimmter in der kurzlich vollendeten zweiten Auflage, diesen Standpunkt eingehalten. Jetzt wird, um nur vom Geotropismus zu sprechen, derselbe nunmehr als Reizerscheinung im Sinne der Tierphysiologie aufgefast. Es wird die Reizursache (Schwertraft) festgestellt, der Ort der Reizaufnahme ermittelt, die Reizleitung nachgewiesen und der gange Reige verlauf im einzelnen bestimmt. Der Nugen, welcher der Pflanzenphysiologie durch ihre Verbindung mit der Tierphysiologie zufiel, bildet eine Schuld, welche die erstere an die letztere abzutragen bemüht ist und zum Teile auch schon abgetragen hat. Es waren ja die an der Pflanze festgestellten heliotropischen und geotropischen Erscheinungen, welche auf die analogen Erscheinungen des tierischen Organismus leiteten. Und so sehen wir die lange geschieden und nebeneinander einherschreitenden Disziplinen sich vereinigen zu einer immer gleichmäßiger sich organisierenden allgemeinen Physiologie.

Im Bereiche der Botanik gingen Morphologie und Physiologie lange aus mehrfach schon angeführten Gründen nebeneinander her. Wenn wir jetzt eine gegenseitige Durchdringung dieser beiden Disziplinen sich vollziehen sehen, so deutet dies eben auf einen weit vorgeschrittenen Zustand hin. Aber bei dieser so bedeutungsvollen Verschmelzung beider geht es nicht ohne Kämpfe ab. In den Köpfen mancher Morphologen sist noch in neuester Zeit die Ansicht fest, daß jede dieser beiden Disziplinen desto besser gedeihe, je reinlicher sich eine von der andern scheide. vorteilhaft ehemals der getrennte Betrieb war, und so sehr die Detailforschung auch jekt noch eine Sonderung fordert. so muk es doch für jeden Tieferblicenden flar sein, daß die Lösung der großen Fragen des Pflanzenlebens nur durch eine morphologisch-physiologische Behandlung möglich ist. Um es roh auszudrücken: wie man eine Maschine nur verstehen wird, wenn man auf ihren Bau und auf die Gestalt ihrer Bestandteile ebenso achtet, wie auf ihren 3wed und Betrieb, so wird man die lebende Pflanze nur begreifen lernen, wenn man ihre Morphologie in bezug auf ihre Sunktion studiert. Die Nukbarmachung aller nachweisbaren morphologischen Momente in der Erklärung der Lebensvorgänge gehört zu den hervortretendsten Erscheinungen der modernen Pflanzenphysiologie und spricht sich im Entwicklungsgange unserer Wissenschaft klar genug aus. Man vergleiche nur die

älteren Werke von Sachs mit seinem letzten Buche: "Dorlesungen über Pflanzenphysiologie." Erst in diesem letzteren Werke kommt die Morphologie in lebendige
Derbindung mit der Physiologie, was sich am klarsten in der Ausstellung der
"Anisotropie" ausspricht, womit der Dersuch gemacht wurde, den Insummenhang
zwischen der morphologischen Ausbildung und der Richtung der Pflanzenorgane
unter dem Einflusse konkanter äuserer Richtkräfte auszuslären. Aberall sucht man
nach dem inneren Jusammenhang zwischen Sorm (Gestalt und Struktur) und Sunktion.
Diese Bestrebungen ziesen nicht bloß darauf, die Sormen und Strukturen des
Pflanzenkörpers kausal zu erkären, sondern versuchen auch die teleologische Ausstellung
über die sunktionelle Bedeutung der Organe durch das Experiment möglichst zu erhärten. Nach beiden Richtungen waren Schwendener und seine Schale tätig, förderten
im Bereiche der Botanik die Derschmelzung von Morphologie und Physiologie und
schusen so die Grundlagen zu einer physiologischen Pflanzenanatomie.

Die fortichreitende Belebung der Physiologie durch die Morphologie ist in neuester Zeit von der gleichen Wichtigkeit für die Weiterentwickung unserer Wissenschaft geworden wie die Einwirkung der physiogenetischen Grundgedanken Darwins auf zahllose das Pflanzenleben betreffende Probleme. Nun steht im Vordergrunde der Sorschung die jeweilige Entscheidung der Alternative: ontogenetisch oder physiogenetisch.

Schon die Rätsel der Ontogenie, noch mehr aber die fast nur aus direkt nicht lösbaren Fragen sich zusummeniehende Lehre von der phylozenetischen Entwicklung öffnen der Spekulation Tür und Tor, und die Größe der aufgerollten Probleme über Entstehung und Weiterbildung der organischen Reiche und ihrer Glieder reizt zahlreiche Forscher, außerhalb des Kreises der beobachtenden und experimentierenden Naturwissenschaft hilfe zu suchen, in der Philosophie, ich meine in der Philosophie der spezissischen Philosophen.

Wer mit unbefangenem Auge die Entwicklung der Naturwissenschaften versolgt, muß zu dem Resultate gelangen, daß eine gesunde, auf Ersahrung gestützte Philosophie in der Naturwissenschaft immer lebendig war. Nicht die gewöhnlichen Arbeiter, aber die Meister, die Sührer waren immer Philosophen, soserne sie mit logischer Kraft ihre Beobachtungen kontrollierten, mit durch Kritit in Schranken gehaltenem gestigen Blid die zerstreuten Beobachtungen verbanden, und vorausschauend, zunächst angenommene Beziehungen durch die Ersahrung auf ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit prüsten. Damit ist aber auch die Grenze bezeichnet, die zu welcher die Spekulation in der Naturwissenschaft zulässig ist, nämlich die hypothese als hilfsvorstellung benüßen darf, welche aber nur so lange berechtigt ist, als sie mit der Ersahrung im Einklange steht.

Eine solche Philosophie hat es seit der Wiedergeburt der Naturwissenschaften immer gegeben, darum hat man ja mit Recht diese Periode die induktive genannt, eine solche Philosophie wird es immer geben und wird es immer geben müssen, weil diese Art der Philosophie das Cebenselement der Naturwissenschaft bildet.

Die heutige starke philosophische Bewegung auf naturwissenschaftlichem Gebiete dreht sich hauptsächlich um die Frage der Entstehung des Lebens, um die Lebenstraft, um die Alternative: Mechanismus oder Vitalismus, und um die Julässigkeit der teleologischen Naturauffassung.

Soviel ist im Widerstreite der Meinungen gewiß geworden, daß die Frage der Entstehung des Lebens ein ungelöstes und derzeit auch unlösdar erscheinendes Problem darstellt. Croß der Behauptung der Monisten, daß eine Generatio spontanea einmal bestand oder gar jetzt noch tätig sei, müssen alle bedachtsamen Naturforscher einräumen, daß die Kluft zwischen dem Lebenden und dem Leblosen sich desto mehr erweitert, je mehr unser tatsächliches Wissen die Entstehung der Organismen sortschreitet. Eine neue Stütze für die Annahme, daß Lebendes nicht aus Leblosem hervorgeht, liegt in der auf ein riesiges Beobachtungsmaterial gestützten Catsache, daß auch im Organismus das Organisierte immer nur aus dem Organisierten hervorgeht.

Die spezifischen Philosophen haben in der Frage der Urzeugung uns nichts geboten. Denn wenn Kant es so vorausblidend aussprach, daß das Cebende aus dem Ceblosen nicht hervorgehen könne, so hat er als Naturforscher und nicht als spekulativer Philosoph gesprochen. Die Argumentation Ed. v. Hartmanns, daß es heute keine Generatio spontanea mehr gebe, weil sie angesichts des Bestandes der organischen Reiche nicht notwendig ist, ist begreiflicherweise an den Natursorschern wirkungslos vorübergegangen.

Aber auch der von Ostwald jüngsthin unternommene Versuch, durch Analogissierung der Kristallbildung metastabiler Cösungen mit spontaner Erzeugung von Organismen, die Frage der Urzeugung wieder in den physitalisch-chemischen Bereich zu rücken, hat keinerlei zwingende Kraft und ist von den Naturforschern als ein geistreicher Einfall, aber auch als nicht mehr aufgenommen worden.

So stehen wir heute resigniert der Frage der Entstehung des Lebens, wie der Physiter der Frage der Entstehung der Materie, gegenüber; und wie dieser den Stoff als gegeben annimmt, und von diesem ausgehend seine Studien betreibt, so tun auch wir am besten, die lebende Substanz als gegeben zu betrachten und in ihr Wesen beobachtend einzudringen, ohne über ihre erste Herkunft zu spekulieren.

Es wird wohl von jedem Tieferblickenden eingeräumt werden, daß die rein mechanistische Auffassung des Lebens überwunden wurde, daß man aber keine Ursache habe, den extrem vitalistischen Standpunkt einnehmen zu müssen. Um die Abweisung des extremen Mechanismus im Walten der Organismen durch ein gewiß unparteissches Urteil zu bekräftigen, berufe ich mich auf den Ausspruch eines hervorragenden Physikers und Astronomen, welcher in der Blütezeit mechanistischer Naturauffassung verkündet wurde, aber nicht den gebührenden Widerhall gefunden hat. Im August 1868 hatte Friedrich A. B. Barnard in seiner gedankenreichen, bei der Eröffnung der Versammlung der amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Chicago gehaltenen Rede folgende Worte gesprochen: "Das

Cebensprinzip weicht von jeder uns bekannten Form und Kraft und von jeder uns bekannten Eigenschaft darin ab, daß es auf den Körper, welchen es belebt, einen spezisischen Charakter der Individualität überträgt, und daß es unfähig ist, isoliert oder von einem Körper auf einen anderen übertragen zu werden. Die Erscheinungen des pflanzlichen Lebens bieten uns sonach ein unerforschliches Geheimnis, aber sie bringen uns nicht in einen Konflikt mit der großen Lehre von der Erhaltung der Kraft."

Man kann nicht klarer die Betätigung mechanischer Kräfte neben der Wirksamkeit eines spezifischen "Prinzipes" im Leben der Organismen ausdrücken; auch ist der hinweis auf die "Individualität" ein sinnvoller Ausdruck für die in jedem Lebewesen ausgeprägte Enharmonie.

Die durch einen ungeheueren Catsachenschatz neu belebte Celeologie hat den großartigen Aufstieg der biologischen Wissenschaften mitbewirkt; sie hat auch dahin geführt, daß hervorragende, namentlich naturwissenschaftlich gebildete Philosophen, wie Wundt, der Celeologie neben der Kausalität wieder Geltung verschafften. Damit ist die Rückwirkung der Naturwissenschaft auf die Philosophie nur leise angedeutet; sie greift indes viel weiter aus, denn die Neubelebung der Erkenntnistheorie ist eine Solge des Ausschwunges der Natursorschung, die Mitwirkung hervorragender Natursorscher, wie Bolhmann, Mach, Ostwald, Reinke u. a., aber auch naturwissenschung geschulter "Philosophen" an dem Ausbau der Erkenntnistheorie zeigt, wie fördernd die Naturwissenschaft in dieses Gebiet eingreift.

Was in der teleologischen Auffassung an Transzendentem und Transzendentalem liegt, überlassen wir den Spezialforschern auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie. Wir stehen auf dem Boden der Ersahrung und lassen das Metaphysische, wie schon angedeutet, nur als Quelle von hilfsvorstellungen zu, welche aber nur insofern zulässig sind, als sie mit der Ersahrung nicht im Widerspruche stehen, und sich nur so lange als nützlich erweisen, als sie uns neue Wege induktiver Sorschung erschließen. Wenn durch diese Art des Wissenschaftsbetriebes der helle Kreis, innerhalb dessen wir uns bewegen, enge begrenzt erscheint, so ist unser Sortschreiten innerhalb dieser engen Grenzen ein um so gesicherteres.

So wird uns also nur jene Philosophie frommen, welche aus dem eigenen Geist der Natursorschung hervorgegangen ist, wenn sie auch im Kausalen und Teleologischen nur destriptiv vorgeht. Im Geiste unserer beschreibenden Methode lassen wir uns nicht abhalten, von Iweckmäßigkeiten der Organisationen, von Iwecken und Iielen im ganzen Bereiche des Lebenden dort zu sprechen, wo sie sich uns darbieten, wie etwa bei verständnisvoller Betrachtung einer Maschine. Dabei verzichten wir auf wirkliches Erklären, auf die Bloßlegung letzter Ursachen des Seins und Geschehens.

Größere hoffnungen als auf die außerhalb ihres eigenen Kreises entstandene Philosophie setzt die Pflanzenphysiologie auf ihre Sörderung durch die Mathematik. Wo es sich um einsache physikalische Verhältnisse handelt, wie im Studium der Sestigkeit oder im Gaswechsel der Pflanze, oder um das Aberschauen räumlicher Derhältnisse, wie in der Blattstellungslehre, oder um einfache gesehmäßige Relationen, wie in der biochronischen Gleichung von de Ories: überall sieht man schon die helfende Kraft der Mathematik. Doch, wenn wir erst bei kleinen Anfängen stehen, so können wir im hindlick auf die Physik, in erster Linie auf die Mechanik, hoffen, daß das große Licht aller exakten Naturwissenschaften, die Mathematik, dermaleinst auch uns leuchten werde.

Um das Bild der Wechselwirkung der einzelnen Wissenschaften zu vervollständigen, möchte ich noch darauf hinweisen, daß, so jung die Pflanzenphysiologie auch ist, sie auch anderen Iweigen der reinen Wissenschaft — auch weit über das Gebiet der Botanik hinaus — hilfe gebracht hat.

Ich erinnere daran, welchen Aufschwung die Pflanzengeographie, die anfänglich doch vorzugsweise eine Statistik der Pflanzenarten repräsentierte, genommen, seitdem sie durch Schimper, Warming und andere Sorscher auf pflanzenphysiologische und ökologische Grundlagen gestellt wurde. Es ist kein Paradozon, wenn ich sage, daß die Pflanzenphysiologie auf die Weiterentwicklung der Chemie, Physik, Meteorologie, Klimatologie sund anderer, nach früheren Auffassungen von ihr weit abliegenden Disziplinen eine förderliche Rückwirkung ausgeübt hat und reichlich noch ausüben wird. Die Pflanzenphysiologie benötigt oft fremde Requisiten, 3. B. seitens der Physik oder der Meteorologie, welche ihr diese Wissenszweige manchmal nicht zu geben vermögen, so daß die Pflanzenphysiologen genötigt sind, in diese — anscheinend fremden — Gebiete selbstforschend einzugreisen. Ich erinnere an Pfeffers wichtige osmotische Entdedungen, welche bekanntlich für die Theorie der Osmose von hoher Bedeutung geworden sind.

Um die faktischen, nach Augenscheinbeobachtungen stark überschätzten mechanischen Wirkungen des Regens auf die Pflanzen kennen zu lernen, fand der diese Frage eingehend studierende Pflanzenphysiologe in der meteorologischen Literatur nicht die erforderlichen Daten und hat selbst das Gewicht der schwersten Regentropfen, deren Fallgeschwindigkeit und lebendige Kraft bestimmt. Aus diesen Untersuchungen hat nicht nur die Pflanzenphysiologie, sondern auch die Meteorologie Nuzen geschöpft. Derselbe Pflanzenphysiologe hat gelegentlich seiner Studien über den Lichtgenuß der Pflanze durch eingehende Beobachtungen über das photochemische Klima Beiträge zur Klimatologie geliefert.

Doch das sind nur einzelne Beispiele, aber doch immerhin Singerzeige dafür, daß auch die Pflanzenphysiologie den sogenannten exakten Naturwissenschaften Dienste zu leisten imstande ist.

Wennzich einer späteren Sörderung der Physik durch die Pflanzenphysiologie das Wort rede, so könnte dies wie eine Oratio pro domo erscheinen. Deshalb berufe ich mich inzdieser Sache auf den Ausspruch eines berühmten Physikers. Ernst Mach sagt in einem seiner bekanntesten Werke: "Nicht nur die Physik kannzder Physiologie (im weitesten Sinne als die Lehre vom Leben), sondern auch die

lettere der ersteren hilfreich und aufklärend zur Seite stehen. . . . Die Physik wird in der Physiologie noch mehr leisten, wenn sie erst durch die lettere gewachsen sein wird."

Fast jedes pflanzenphysiologische Problem gibt uns im Entwicklungsgange seiner Cösung ein Bild von der Geschichte unserer Wissenschaft, immer zeigend, wie wechsels voll ihre Grenzen sind, von welch verschiedenen Seiten — oft unerwartet — ihr hilfe wird. Ein einschlägiges Beispiel habe ich schon früher vorgeführt, den Laubsfall. Gestatten Sie mir noch zwei Beispiele von großer illustrativer Kraft in mögslichster Kürze vorzubringen.

Das Blattstellungsproblem wurde bis in die neuere Zeit rein destriptiv, wenn auch teilweise in sehr präziser geometrischer und mathematischer Sassung behandelt. Später wurde es durch Schwendener als ein mechanisches Problem aus dem rein morphologischen Gebiete ins physiologische gerückt. Und in jüngster Zeit wurde gezeigt, wie mit Rücksicht auf die Beleuchtung die einfachsten Stellungen für seitzliche und die Annäherungen der Blattstellungen an die irrationalen Grenzwerte für aufrechte Achsen die zweckmäßigsten sind. So war das Problem der Blattstellung anfangs ein morphologisches, wurde dann ein physiologisches und schließlich ein biologisches.

Und nun noch unser großes Problem der Kohlensäureassimilation. Priestlen entdedte die Ausscheidung des Sauerstoffes durch die Pflanze, Scheele ihre Kohlenfäureabgabe. Aber keiner von beiden vermochte noch anzugeben, unter welchen Derhältnissen die Pflanze Sauerstoff und unter welchen sie Kohlensäure ausscheidet. Erft Ingen-houß hat gezeigt, daß die mit Sauerstoffausscheidung verbundene Kohlensäureassimilation nur in grünen Pflanzenorganen und nur unter dem Einflusse des Lichtes vor sich gehe. Welche Klärung der Chemismus der Assimilation von Th. de Saussure an bis auf Boussingault erfuhr, ist bekannt. Und nun sprang die Anatomie ein, indem sie uns in dem lebenden Leibe des Chlorophyllkorns den Ort aufwies, an welchem die Kohlensäureassimilation stattfindet. Die durch die Physiter vermittelte Kenntnis des Chlorophyllspettrums führte zu den Dersuchen, die im Chlorophyll stattfindende Lichtabsorption vom physiologischen Standpunkte aus zu studieren. Zuerst wurde gezeigt, wie das Chlorophyllpigment durch Lichtabsorption in den Prozest der Transpiration und sodann, wie es in den Prozest ber Assimilation eingreift. Die Zurüdführung der Gärung auf einen enzymatischen Prozek hat die Frage angeregt, ob nicht auch die Kohlensäureassimilation ein Vorgang dieser Art ist. Sie wissen, wir stehen mitten im Streite der Meinungen, ob wir es in der im Lichte sich vollziehenden Kohlensäureassimilation mit einem an das Leben gebundenen Vorgang oder mit einem enzymatischen Prozest zu tun haben. Nun streift die Chlorophyllfrage auch schon das Gebiet der kosmischen Physit, indem einerseits die Ansicht begründet wurde, daß die Wechselbeziehung zwischen Kohlensäureassimilation und dem Leben der Pflanzen und Ciere sich nicht als ein Kampf um die Elemente und auch nicht um die Energie, sondern als ein

Kampf um die Entropie darstelle (Bolkmann), und von anderen Seiten der Versuch gemacht wird, auf Grund von Beobachtungen zu ermitteln, wie groß ber Anteil an Sonnenenergie ist, welche auf der Erde durch die grüne Pflanze ausgenütt zum Lebensunterhalte der Organismen verwertet wird. Ich beziehe mich hiebei auf die Berechnungen Pfaundlers und auf die schönen und wichtigen Untersuchungen, welche von Brown und Escombe zur Ermittlung des "ökonomischen Koeffizienten" ausgeführt wurden und welche approximativ gelehrt haben, wie viel Sonnenenergie bei der Transpiration der grünen Pflanze im Lichte und wie viel bei der Kohlensäureassimilation gebunden wird. Es wurde gefunden, daß im Sonnenlicht weit mehr Energie für die Zwede der Transpiration als für die der Assimilation aufgewendet wird und daß im diffusen Lichte relativ mehr (nämlich im Vergleiche zur Cranspiration) Energie zur Assimilation verwendet wird als im Sonnenlichte. Da man bis in die jüngste Zeit nur die grüne Pflanze als autotroph erkannte, so tonnte die — freilich von vorneherein schon sehr problematische — Meinung entstehen, daß das Leben auf der Erde mit grünen Organismen begonnen haben müsse. Nun ist aber, wie bekannt, durch hueppe und Winogrodski gezeigt worden, daß auch gewisse Batterien Kohlensäure assimilieren und überhaupt als autotrophe Organismen zu betrachten sind. Das Chlorophyllpiqment ist also kein absolutes Erfordernis der Kohlenfäureaffimilation, aber ein Sörderungsmittel, das sich im Caufe der Weiterentwicklung der Organismen als höchst zweckmäßig erprobt hat.

Und so ließen sich noch andere Details vorführen, um zu beweisen, daß selbst ein und dasselbe Problem von den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft Sörderung erfährt.

Aber noch eines möchte ich zum Schluß nicht unerwähnt lassen. Aus der Tiefe der Vergangenheit taucht die Wissenschaft auf, anfänglich eine Mischung von Wahrbeit und Dichtung, von Sorschungsresultaten, die vielsach umrankt sind mit fremden Zieraten, Empfindungen und dunkeln Ahnungen. In den alten Schriften und weiter hinauf die Literatur der neueren Zeit sehen wir, freilich in abnehmendem Maße, die religiöse Empfindung oder die Bewunderung der Schöpfung neben den Resultaten der Sorschung einhergehen. Aber es ringt sich die Aberzeugung durch, daß diese Reflexionen, so sehr sie an sich berechtigt sind und den edelsten Regungen des Menschensersens entsprechen, von der Forschung getrennt werden müssen, nämlich einem anderen Gebiete angehören.

Indes eine andere Sorm des dunkeln inneren Dranges herrscht noch, wenn auch schon stark gemindert, im Bereiche der Naturforschung: das metaphysische Element. Eine Spur von Metaphysik, gewissermaßen das Salz zum Brote, wird aus der Wissenschaft vielleicht niemals schwinden, weil, wie schon angedeutet, hilfsvorstellungen der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes wie Krücken dem Lahmen zu hilfe kommen. Mit diesem kleinen Reste der ehemals wuchernden Metaphysik werden wir uns wohl abzusinden haben und werden wir uns abssinden dürfen, wenn wir die uns nötig erscheinenden hilfsvorstellungen nur so lange

aufrecht erhalten, als sie der Erfahrung nicht widersprechen und uns wirklich fördern auf dem sicheren Wege der Beobachtung. Freilich, es gibt hoffnungsreiche Erkenntnistheoretiker (Mach), welche erwarten, daß die Naturwissenschaft erst dann vollauf erblühen werde, wenn die letzte Spur von Metaphysik in ihr ausgetilgt sein wird.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Selder.

(Sortfegung.)

In der Hauptallee des Praters, die das Lusthaus als Terminus erbliden läft. sah "ich an jedem 1. Mai die herrschaftlichen Caufer rennen und unter dem Applaus der Kavaliere atemlos mit blauroten Gesichtern zurücklehren, sie in Kohen hüllen und dann zu einem Frühltüde führen. Schon als Knabe war ich empört über diese unmenschliche Barbarei, die der chevalereske Sport in Szene gesetzt hatte. Links der Wurstelprater mit seinen Pimperltheatern, in welchem unter Jubel der Jugend der hanswurst mit einem hammer, der größer war als er, den Juden erschlug. Hutschen und Ringelspiele, in welchen für 1 Groschen der Stolz erkauft wurde, auf einem hohen Schimmel zu sigen. Dann die lebendigen hanswurste, die von den Dächern der Buden herab das anspruchslose Publikum mit ihren banalen Wiken ergötten und zur Besichtigung von außerordentlichen Dingen, 3. B. einer Meerkate, einer Seejungfrau, eines Riesen oder eines Zwerges, einluden. Endlich der Seuerwertsplat mit einem riefigen, die höchsten Bäume weitaus überragenden Gerüste. Mir war er stets im hohen Grade unheimlich und es lief mir selbst in späteren Jahren immer ein Schauer über den Rüden, wenn ich ihn erblicte. Doch die Raketen, die ich von unseren Wohnungsfenstern an Seuerwerkstagen aufsteigen sah, und die Schluftanonade im dumpfen herüberdröhnen machte uns Kinder immer aufjauchzen. Ein geuerwerkstag war übrigens immer ein dies nefastus für Wien, boch regnete es fast immer an den zuerst angesetzten Cagen, und zwar nach der Dolksmeinung als Strafe Gottes, weil der alte Stuwer einmal in Wut wegen eingetretenen Platregens am Morgen eine Gotteslästerung begangen haben soll. Auch erzählte man sich, daß ein herr einen Frack gehabt habe, und wenn er ihn angezogen, sicherlich Regen eingetreten sei. Er ließ den Frack auftrennen und untersuchen und es fand sich darin im Unterfutter ein Anschlagezettel eines Stuwerschen Seuerwerks.

Auf der Candstraße selbst war alles noch so ziemlich beim Alten. In der Gärtnergasse das querstehende haus der Bäckerfamilie Kreß, deren ältester Sohn mein Mitschüler war, mich jedoch später aristocratisch über die Achsel ansah, weil er bessere Klassen hatte. Er ward später Schöngeist und Buchhandlungs-Associé

und starb, ohne in der Welt eine Spur seiner Existenz zu hinterlassen. Auf der hauptstraße das haus und der fast in den Straßengrund gesunkene Bäderladen des alten Khun, dessen Sohn lange Jahre mein Kollege im Gemeinderate war und mir durch seine hypergemütlichkeit vielen Verdruß bereitete. Gegenüber das Schild mit dem halbnackten, schwißenden Mann im roten Mantel am Destillierherde und der Branntweinphiole der erbgesessen Bürger- und Branntweinschanksamilie huber, deren Sohn auch mein Schulkamerad und, ich weiß nicht aus welchem Grunde, später im Gemeinderate mein, wenn auch unschädlicher Codseind wurde. Daneben das Gewürzgewölbe (so nannte man damals die Spezereihandlungen) des blonden freundlichen Kausmannes Senz zum "grünen hut", wo Mandelbögen höherer Qualität sets zu haben waren. Senz hatte einen Bruder in Brünn, der, Advokat, mit einer Schwester Zelinkas verheiratet war.

Beim großen Einkehrwirtshause "Jum roten hahn", der damaligen Jufluchtstätte verschuldeter ungarischer Kavaliere, die sich zu Suf und verkleidet bei der St. Marrer Linie hereinschlichen, weil Gerichtsdiener mit Schuldenarrest-Aufträgen sie im Linienamte erwarteten, befand sich noch immer das Kaffeehaus, auf dessen Außenbank fast den gangen Cag über auf unterschlagenen Beinen ein alter dider Türke mit geschorenem Kopfe, grünem Kaftan, hoher Müße, die gelben Pantoffeln am Boben, aus langer Pfeife schmauchend, saf und jeden porübergehenden Buben um so ausdrucksvoller anlächelte, als wir uns vor ihm mehr als vor dem leibhaftigen Satan fürchteten. Er soll, wie ich später erfahren, ein türkischer Spion und Berräter gewesen sein, der, im österreichischen Solde gestanden, eine Staatspension genoß. Am Marktplage gegenüber der Kirche waren junge Akazien gepflanzt, inmitten der heutigen Strafe stand ehemals eine ziemlich große Kapelle, welche ich noch in frühester Kindheit gesehen zu haben glaube. Aber soviel weiß ich mit voller Bestimmtheit, daß bei Aushebung des Straffengrundes lange Schichten alter Graber mit halb und gang vermoderten Leichen, die Kleider wie Junder gerfallen, in verfaulten Särgen zum Schreden aller Schulfinder aufgedecht wurden, da um die Kapelle herum einst ein Friedhof bestanden hatte.

Döllig unverändert war die Augustinerschule, die Stern- und Sechstrügelgasse mit dem beiderseitigen Echause in die Ungargasse. Weiter auswärts dampste das Neulingsche Brauhaus mit den von der Gasse aus sichtbaren, von mir stets angestaunten Schauselrädern der Kühlpfannen. Der Erbauer, Sohn eines Juwelenhändlers, brachte sich durch bodenlose Verschwendung um sein großes väterliches Erbe. Er machte 3. B. mit einer eingeladenen Gesellschaft in mehreren vierspännigen Extrapostzügen eine Lustreise nach Paris, um sich dort in jeder möglichen Weise zu unterhalten. Er richtete das Brauhaus nach englischem Muster ein und gab bei freiem Eintritt und glänzender Beleuchtung im Brauhausgarten Konzerte, wobei die größten Künstler Wiens, wie 3. B. Manseder, mitwirtten. Eine Gräfin war seine splendid soutenierte Maitresse und als er sein letztes großes Geschirr aus purem Golde in die Münze geschickt hatte, soll er gesagt haben, daß ihm doch

noch seine Violine erübrige. Auch das sogenannte Wollschlagerhaus bestand noch, aus dessen geöffneten Senstern von früh morgens bis spät abends unausgesetzt wuchtige Stockprügel erdröhnten, glücklicherweise nicht auf Lebendiges, sondern auf die ungeheuren Lager ausgebreiteter Schaswolle, die dichte Staubwolken auf die Straße trieben.

Noch eine andere Stätte war mir aus meiner Jugendzeit geblieben, die Strecke des Wiener Neustädterkanals von der St. Marzer Linie dis zum großen Reservoir, wo heute der Eislaufplatz ist. Die Gelände waren beiderseits mit Roßkastanien bepflanzt und gaben an den hin- und zurückfahrenden, mit Ziegeln, Holz, Steinen u. dgl. von einem Pferde gezogenen Kanalschiffen immer etwas zu sehen, insbesondere an den Schleusen, an welchen die Schiffe aus- und abstiegen. Jede solche Schleuse hatte ein sogenanntes Schleusenzieherhäuschen und einen beweglichen Steg über die Kanalenge. Auch Leichen Ertrunkener sah ich öfters zu meinem Entsehen herausziehen. Der große Kanalhafen endlich lieserte mir das Bild einer Reede und eines Docks am Meere.

So waren die schönen Tage vorübergegangen. Ich hatte sie heiter angetreten und ohne sie vergeblich genossen zu haben, schied ich nicht minder heiter von ihnen. Bald schlossen mich wieder die Pforten des Stiftes Seitenstetten von der Welt ab. Die Schulstudien gingen unverändert ganz gut vor sich, zumal die Professoren dieselben geblieben waren. Nur das Primat meines Nebenmannes Walter kam durch mich ins Wanten, da mir nunmehr die levis macula eines Repetenten nicht mehr anhaftete. Aus Sorge bekam er einige Pusteln mehr im Gesichte, die er mit Schönheitspflästerchen zu verkleben pflegte, was ihm den Spiknamen "Pflasterlmadame" eingebracht hatte. Jeder von uns hatte ein derartiges Sobriquet, oft ein ganz sinnloses. Ich hieß 3. B. "Käsmann", ich wußte nicht weshalb. Die Nennung des Spignamens ins Angesicht galt für die größtmöglichst denkbare Insulte, die wenn auch nicht mit Blut, so doch mit einigen fraftigen hieben gefühnt werden tonnte. Erfinder des meinigen war ein punkig-stämmiger Junge aus Steiermark. namens Kusmics, dem ich, weil er der Kräftigste unter uns war, den gewiß nicht geringschätzigen Titel "hertules" aufbrachte. Dessenungeachtet geriet er in Berferterwut, wenn ihn einer so nannte. Dann tat er einen gewaltigen Spuck auf die Erde, pacte seinen Gegner beim Kragen und schmift ihn dermaßen zu Boden, daß er sich eine Weile nicht erheben konnte. Nach einem zweiten gewaltigen Spuck entfernte er sich langsam im Theaterschritt. Und wenn der Niedergeworfene ihm nachschrie: "Du lumpiger Hertules!", so warf er ihm nur einen verächtlichen Blid zu. Meine finanzielle Lage hatte sich im zweiten Jahre gebessert, denn ich betam nunmehr täglich 1 Groschen W. W., und zwar immer auf 3 Tage voraus, was die leidige Solge hatte, daß die dreitägige Srühstüdzulage icon in der ersten halben Stunde verfressen war. Einen Kropf zu besiten, galt bei uns für ein gang besonderes blud, denn die tropfigen Steirer und Salzburger genossen das wertvolle Privilegium, schmachaftes, mit haller Salzwasser bereitetes sogenanntes Kropfbrot zu beziehen, welches allwöchentlich der Postbote aus Stadt Stenr brachte. Auch ich war so qludlich, nach ärztlichem Befund, als Kropfiger erklärt zu werden und deshalb von meinen Wiener Kameraden arg beneidet. Briefgeheimnis kannte man damals im Konvitte zu Seitenstetten nicht. Jede abgesendete und antommende Korrespondens ging durch die Hände des Präfekten; aber nichtsdestoweniger erwarteten wir mit Sehnsucht den zweimal die Woche von der Post Amstetten antommenden Boten mit den Briefen aus Wien, die mir P. Ceopold, wenn sie an mich adressiert waren, auch sofort ohne alle Bemertung aushändigte. Sein Benehmen gegen mich war überhaupt freundlicher geworden, und ein besonderes Zeichen seiner Gunst war es, daß er mir ganz ausnahmsweise Unterhaltungsbücher aus seiner Bibliothek zu lesen gab. Unglaublich, aber doch wahr! Von ihm erhielt ich zur Cettüre die ersten Romane, die mir gur hand gekommen, nämlich die damals vielgelesenen Romane Walter Scotts. Dadurch wurde zuerst meine poetische Aber angeregt und die Neigung zur Romantik wachgerufen, die mich troth der trodenen Prosa des Cebens niemals gang verließt. Die Schilberungen Walter Scotts bezauberten mich selbst in ihrer Minutiolität und brachten mich zu dem Vorsake, Schottland dereinst zu besuchen, was ich übrigens rücksichtlich der alten Welt bereits auf der Schulbank beim Übersetzen des Julius Casar, Aurelius Victor, Livius und Sallustius heimlich mir angelobt hatte.

Die Ofterferien, an welchen unsere Sale gescheuert und geputt wurden, brachten unserem kleinen diden Konviktsdirektor und Gymnasialpräfekten Gindl wieder einen Codesschrecken. Inmitten unseres ausgeräumten Studiersaales stand ein großer Tisch, und der Sohn eines Jägers, der etwas Schießpulver mitgebracht hatte, kam auf den Einfall, bei offenem Senster eine kleine Explosion zu peranstalten. Unter ein umgestürztes Trinkglas wurde ein Dadchen Schiefipulver gestedt, mit einer hutschachtel zugededt und auf dem Tische selbst zu einem Lauffeuer Pulverkörner gestreut. Schon lag der glimmende Schwamm auf demselben und wir hatten uns in die entgegengesetzte Saalede zurüdgezogen, als sich die Tür öffnete und Präfekt Gindl eintrat. "Was macht ihr denn da?" sagte er zu uns, die wir in einen Knäuel zusammengedrückt standen und erhielt als Antwort die furchtbare Detonation, die wahrscheinlich durch die Zugluft beschleunigt den Saal mit Pulverdampf füllte, während Glasscherben an Dede und Wänden zersplitterten. Der arme Präfekt konnte sich nur an dem Türpfeiler erhalten und es brauchte einige Zeit, bis er gur Belinnung tam und den strengsten Urteilspruch: Sasten und Jimmerarrest, ergehen lief.

Das größte Ereignis dieses Jahres für mich war ein Brief meines Onkels aus Wien, worin er mir anzeigte, daß er sich verheiratet habe und Referent der Kammerprokuratur in Brünn geworden sei; er lud mich ein, die Schulferien bei ihm in Brünn zu verbringen. Dies ließ mich nicht mehr ruhig schlafen. Ich zählte die Tage im Kalender und war selig, allabendlich einen wegstreichen zu können, um den sich die Frist verkürzte. Endlich war der 7. September da, die seierliche

Klassenverlesung, und ich tam mit einem eminenten Zeugnisse zu meinem Vormunde Weitzinger nach Wien in die Schönlaterngasse.

Meine Expedierung nach Brünn erfolgte mittels des damals neutreierten Posteilwagens, der nach den Begriffen der Zeit das Außerordentlichste leistete, indem
er die 20meilige Strecke in 15 Stunden durcheilte. Die Eile war so groß, daß zum
Mittagsmahl in Poisdorf nur eine karge halbe Stunde erübrigte. Ich war der
Obsorge des Kondukteurs übergeben, der mich pflichtschuldigst im Postgebäude zu
Brünn, wie ein Frachtgut meinem dort mich erwartenden Onkel ablieferte.

So befand ich mich unter völlig neu gearteten Verhältnissen. Ich sah in meiner Cante eine junge, schöne, hochgewachsene brünette Frau, welcher die Cebenslust aus den Augen sprühte. Sie empfing mich herzlich und hatte an mir nur auszusehen, daß ich ihr zu wenig sauber gekämmt, gewaschen und gebürstet erschien. "Das wird bald anders," sagte sie, "schau beinen Bruder Karl an, den hab' ich oft in ein Wasserfaß gestedt und mit einem Strohwisch gerieben, bis er so aussah wie jetzt." Die Cante hat ihr Wort gehalten. Schon in wenigen Tagen war ich neu equipiert, hatte einen modernen hut und war nach ihrem beschmade gekammt und frisiert. Zu allen Spaziergangen wurde ich mitgenommen und so lernte ich bald die öffentlichen Merkwürdigkeiten in Brunn kennen, den Franzensberg mit dem Obelisten und der weiten Aussicht über die Ebene gegen Süden, im Dordergrunde die isolierte Kirche von Mettrig und am außersten horizonte die zwei Polauerberge bei Nikolsburg, die mit der einen Seite nach Brunn, mit der anderen gegen Wien sehen. Rechts Alt-Brünn mit dem Königskloster, das Schwarzawa-Tal, eingeschlossen von dem senkrechten rötlichen Gestein des sogenannten "Roten Berges", weiter den Schreibwald mit Bad und Gasthaus und gegenüber die Steinmühle am Sufe eines tahlen Grashugels, "Gelber Berg", der von einem Rasenlike an der Spike auch den Namen Kanapee führt und gleichfalls eine überaus anmutige Rundschau der Umgebung bietet. Der die Stadt beherrschende Spielberg mit seinen Sestungsbastionen, die nur von den Dachern der schauerlichen Kerterverließe überragt wurden, hatte mir vom ersten Cage an den erschütternosten Eindrud gemacht. Dorthin hatte damals die unerbittliche Strenge des Kaisers Franz die häupter der Karbonari neben den scheuflichsten Mördern und Räubern untergebracht, und es überlief mich immer ein talter Schauer, wenn ich auf den öffentlichen Plägen Brunns die Sträflinge vom Spielberg, angetan mit zweifärbigen Jaden und Hosen, mit Kettengeklirr unter Muskettenbewachung kehren sah. Ich habe es auch niemals über mich gebracht, das Innere des Spielbergs zu besuchen, obgleich ich dazu Gelegenheit gehabt hätte, da der Vater meines Kollegen Wieser Verwalter war.

Erfüllt von neuen Eindrücken tam ich nun zum dritten Male in die wohlbekannten Klostermauern zurück.

Schon beim Eintritt erfuhr ich mein Avancement. Ungeachtet nur humanisten auf eine Offiziersstelle im Konvitte Anspruch hatten, war ich zum Senior ernannt

worden, d. i. zum Aufseher einer Truppe von sieben Mann, die an demselben großen Pulte ihre Studierplätze hatten, mit dem Rechte, auch im Tafelzimmer den großen Vorleglöffel zu führen, den Untergebenen inappellabel die Portionen auszuteilen und im wöchentlichen Turnus beim Morgen-, Abend- und Tischgebet als Vorbeter zu fungieren.

Während der letten Monate des Schuljahres ward uns eine Aberraschung zu teil, die uns alle in fast wahnsinnige Freude versetzte. Die großen Serien wurden nämlich vom 7. September auf den 7. August verlegt, somit das Schuljahr um einen vollen Monat verkurzt. War das ein Jubel! Mit dem glühenosten Eifer ging es an das Auflernen der vorgeschriebenen Lehrbücher. Ernstlich sach ich meinem bisherigen Vordermann Walter noch mehr am Rüden. Die Gerechtigkeit erforderte, daß ich vor den übrigen ausgezeichnet werde, und da die geringe Schülerzahl zwei Praemiferi nicht zulieft, so wurde ich bem einen mit dem Abjette in dem gedruckten Klassentataloge zur Seite gestellt: Huic proxime accessit Cajetanus Felder Austriacus Viennensis. Nach feierlicher Vorlesung im betorierten Prüfungssaale wurde auch ich mit dreifachem Crompeten- und Paukentusch herausgerusen und bis zum Schlusse der Seierlichkeit mit den übrigen Prämianten auf einen Ehrenplat gestellt. Die pompose Krönung eines Wahlkonigs von Polen hätte in der Person des Gehuldigten teinen höheren Stolz wachrufen tonnen, als dieser Tag in meinem Gemüte. An der Spige der Gratulanten stand Baronin Riesenfels, die wie immer durch ihr lebhaftes, liebenswürdiges Wesen alle entzückte. Sie hatte Grund, mit ihrem Söhnchen, einem hubschen, braven Jungen, sowie mit dellen Mentor gufrieden zu sein; denn auch jener hatte ein gutes Zeugnis. Als ich Bürgermeister von Wien geworden, erhielt ich von meinem ehemaligen Eleven Serdinand ein freundliches Begrüßungsschreiben, das ich selbstverständlich herzlichst erwiderte. Diesmal führte uns eine Dame nach Wien und Konviktspräfett Gindl fuhr mit. Er hatte, als wir bei Tagesanbruch in drei oder vier Candtutschen das Stift verließen, teine Ahnung, was einige Malefizienten unter uns in der Nacht angerichtet. Aus haß gegen die Studententöchin war ein großes Saß vor ihre Jimmertur gerollt, der Dedel ausgehoben, mit Wasser gefüllt und gegen die Tur gelehnt worden, so daß es beim Aufmachen umstürzen und der Köchin ein gräfliches Bad bereiten mußte. dieser Zeit befanden wir uns aber bereits im Freien auf der Candstrafe. Präfett Gindl hatte mich in seinen Wagen genommen, und ich hatte so Gelegenheit, wahrzunehmen, wie der sonst so strenge Mann auch unterhaltend und galant zu werden im stande sei. Als ich sieben Jahre banach auf meiner zweiten italienischen Wanderung wieder Seitenstetten besuchte, war er bereits Prälat.

Drei Schuljahre hatte ich im Konvikte Seitenstetten verbracht. Daß ein viertes nicht nachfolgen sollte, wußte ich damals noch nicht. Man hat viel gefaselt gegen Knabenerziehungsanstalten, insbesondere gegen geistliche Konvikte. Meine vielfältigen Erfahrungen und mein eigener Lebenslauf geben die bündigste Widerslegung. Diele Männer, die im Staate, in Wissenschaft und Kunst Bedeutendes ge-

leistet, haben in den Benediktinerstiften Kremsmünster, Seitenstetten und Melk ihre Erziehung und Ausbildung genossen, und es bleibt immerhin eine merkwürdige Tatsache, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl derselben sich dem geistlichen Stande widmete. Ordnung und Disziplin, strenge Einhaltung der vorgeschriebenen Zeiteinteilung, steter Verkehr mit den Lehrern, die jeden ihrer Schüler genau kennen und entsprechend zu behandeln wissen, dann der geweckte Ehrgeiz wirkt geradezu Wunder. Zweimal war ich der von manchen, aller Menschenkenntnis baren Pädagogen gepriesenen freien Entwicklung überlassen und zweimal wäre ich verkommen, wenn nicht die Einsicht meines Vaters und Vormundes den richtigen Weg gefunden hätte. In der Tat verdanke ich dem Stifte Seitenstetten meine Laufbahn auf dem Gebiete des Wissens und des praktischen Lebens. Denn hier wurden in mir die Keime gepflanzt zu meiner nachmaligen Neigung für geistige Arbeit, die mir später Beruf und Erholung zugleich, in meinem Alter aber zur großen Wohltat ward.

Das Ungeborene.

Eine Ergählung von 3. 3. David.

Das Sprechzimmer der Realschule war gesteckt voll. Denn das Wintersemester ging zu Ende und so hatten viele das Bedürfnis, sich noch einmal Bescheid über das wahrscheinliche Geschick ihres Buben zu holen, es vielleicht durch Bitten oder Dorstellungen noch vor der Schicksalsstunde ins Günstige zu kehren.

Es ist erstaunlich, wie sinnreich Eltern aus solchen Anlässen zu werden pflegen. Sie haben Beredsamkeit, ganz merkwürdige Einfälle, einen großen Reichtum an wirksamen, ja schlechterdings zwingenden Gründen, die allerdings leider nur zu oft durch Wiederholung versagen, für so neu und unwiderleglich sie die auch halten mögen, die sie aus tiefster Aberzeugung vorbringen. Das Geschlecht der Mittelsschulkehrer ist nun einmal hartherzig und wird frühzeitig abgestumpft.

Einen Gegner aber fürchtet es dennoch, weil es ihn aus manchem harten, oftmals ganz wider Erwarten endenden Strauß tennt; diese sind die Mütter. Sie tämpsen mit einer großen Jähigkeit, ohne jede Rücksicht auf die beschränkte Zeit des Hörenden oder auf die übrigen, die ein gleiches Anliegen hiehergeführt hat. Den Gegner, den sie nicht gewinnen können, womit sie es am liebsten vorerst probieren, den möchten sie übermüden und so zu einem Zugeständnis verlocken. Die Gabe des Wortes, die ihnen von Geschlechts wegen zukommt, steigert sich ganz unglaublich. Alle ihre Künste versuchen sie: Anmut und verheißendes Lächeln in jüngeren, Würde und ihren Nachdruck in reiferen Jahren.

Inzwischen erharren die herren Jungen auf dem Gange ihren Bescheid. Mehr oder minder beklommenen Gewissens; denn irgend etwas, wovon er nicht wünscht,

Stunde verging. Die Straße, die so lange so still gewesen, begann von eitel Jugend zu schwärmen. Endlich kam der Knabe, auf den er gewartet. Ein sehr umständliches Abschiednehmen von einem Kameraden zuvor; ein gnädiger Gruß über die Gasse hinüber, ehe er auf den Harrenden zukam, der ihn mit innigem Vergnügen aus der Entsernung betrachtet hatte. Er war doch ein hübscher Junge; flachsblond, zierlich und dennoch kräftig; nur mit sehr lebendigen braunen Spizbubenaugen, die immer rundum gingen und nicht ein noch so kleines Weilchen ruhig waren. Und angezogen war er doch, als wär' er eines Oberingenieurs und nicht eines armen Dieners Kind. Und wie ihm nur alles zu Gesicht stand! Der Winterrock war freilich ganz neu; und das frische Knabengesicht sah unter der braunen Pelzmüße so hoffnungsvoll und unternehmend in die Welt! Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander; nur manchmal, kosend, strich der Diener dem Knaben übers Gesicht. Endlich: "Du darst dir heute zu Mittag was Gutes wünschen, Gregor. Die Professoren sind recht zusrieden mit dir."

"Recht? Ich möcht' wissen, mit wem sie's besser seine können. Du hättest dir den Weg sparen können." Noch klang die Betonung des Slawen vor; aber schon versuchte sich der Junge in der weicheren, wienerischen Mundart.

"Ja," der Alte fiel in Kümmernis, "aber deine ganze Klasse taugt nicht viel, sagt der Herr Klassenvorstand."

"Dafür kann ich doch nichts," entgegnete ber Junge.

"Ja — aber du mußt noch braver sein, Gregor. Dent dir nur, wenn ich hätte das Glück und du könntest vielleicht gar einmal wirklich Professor werden." Er war ganz Andacht und Verwunderung über eine solche Möglichkeit.

"Na — die werden auch einmal Buben gewesen sein," lachte Gregor und ließ seine muntern und beweglichen Augen schweisen. Denn es war ein heller und blanker Wintertag, an dem die Welt aussieht, als wär' in ihr ein großes Scheuersest gehalten worden und nun funkelt alles vor Reinlichkeit. Der Schnee flirrte und die Sonne war hell; und ein klingender Frost war und die Wagen knirschten, wenn sie die Straße durchfuhren. Dazu Aussicht auf ein gutes Jeugnis, auf famose Eisbahn, auf ein gutes Mittagessen. Er schlenkerte mit seinem Bücherriemen vor innerer Vergnüglichkeit und rief manchmal einem Kameraden einen Gruß zu, aber wie einer, der weiß, es ist eine Auszeichnung, mit wem er verkehrt, und es wird auch so ausgenommen. Immer ward herzlich gedankt. Der Alte freute sich sehr darüber. Denn ihm war das ein Beweis, daß sein Gregor was galt, und daß man ihm zugetan war. Und so gingen sie, im letzten Grund zwei glückliche Menschen, heim durch den flodenstiebenden und hellen Wintertag.

hinter dem Franz Josefs-Bahnhof steht noch ein lettes, wunderliches Stüdchen Wien. Mit engen Gäßchen, auf denen die Kinder unbekummert spielen können, als waren sie in einem Dorf und nicht in einer Großstadt.

Noch hat sich die Strafenbahn hier nicht gewaltsam den Pfad gebrochen. Nur ein Streifwagen fährt manchmal mit schwerem Gerumpel durch, zwischen den



er es ja behalte. "Und dasselbe hab' ich ihm auch gesagt — weiß ich nicht einmal, wie oft, daß ich's ihm hab' gesagt. Sehr dankbar mußt du sein zu den Herren Professoren, hab' ich ihm gesagt, welche so gut zu dir sind und sich so mit dir plagen. Denn du warst ein ganz dummer Bub, wie du hergekommen bist, und hast nichts gewußt und nichts gelernt. Woher auch? Oder von wem denn? Und du mußt ihnen die Hand küssen in Gedanken, weil sie sich's in Wirklickeit nicht lassen, und mußt sür sie beten, sag' ich ihm. Verstehst? Weil sie doch einen Menschen aus dir machen. Aber sie sind heutigentags nicht mehr so" und er schüttelte in inniger Betrübnis den Kopf, "vielmehr — ganz anders sind sie."

"Das sind sehr löbliche Gesinnungen," meinte der Professor schon sehr absgespannt. "Aber der Junge ist auch wirklich brav."

"Ist er tein Raufer nicht? Und nicht Dickschädel?"

"Nein. Es ist durchaus nicht zu klagen."

Ein ungläubiges und dennoch sehr seliges Lächeln: "Nicht, weil ich ihn loben möcht' — aber das ist doch wirklich zum Staunen, herr Prosessor! Wo er es zu haus doch nicht hat, wie andere Kinder. Nämlich, wo wir doch kein Weib nicht haben, und ich hab' Dienst, einen Tag um den anderen, und kann nicht achtgeben auf ihn, wie man soll, damit so ein Bub nicht Streich macht, und er kommt zu mir auf die Bahn und wir essen zusammen unser bisel Essen, und er hat gar keine hilse, außer was ich gelernt hab' und kann's ihm zeigen. Und das ist wenig, herr Prosessor! Denn ich kapier' nicht mehr leicht und sonst was hat unsereiner gelernt und was weiß er? Nix hat er gelernt und wissen tut er also genau das nämliche. Und wenn ich nach hause komm' — no so bin ich ihm vielleicht gar im Weg, weil ich müd bin und ich muß schlafen, wenn er vielleicht gerade laut lernen möchte, und er ist sehr klug und weiß, ich brauch meine Ruh auch. Und . . . "

Die Glode zeterte und auf dem Gang erhob sich der Cumult eilfertiger und trappelnder Knabenfüße, aufgerissener und hastig zugeschlagener Türen. Er brach erschroden ab, mitten im Satz: "Bitt' ich um Verzeihung," dienerte abermals und ging. Der Prosessor sah ihm lächelnd nach. "Ein tomischer Kauz," dachte er sich. "Das sprudelt doch nur so aus ihm, und er ist doch tein Schwäßer. Und was es für eine Bewandtnis mit dem Buben haben mag? Daß er doch nie nach seinem Sohn fragen tommt, immer nur nach Gregor Gazda? Na — es wird seinen Grund haben und geht mich endlich nichts an." Er rätelte sich ein wenig, gähnte und schlenderte langsam seiner Klasse zu.

Unten auf der Gasse aber wartete der Mann, die die Schule zu Ende war. Jeden Cehrer, der aus dem hause trat oder hineinging, grüßte er tief und respekte voll. Er war in sonderlichen Gedanken: tief und fröhlich. Einen Virginiastummel suchte er aus seiner Brusttasche, widelte ihn aus vielem Zeitungspapier, betrachtete ihn höchst liebevoll, zündete ihn an und tat einige Züge aus ihm, um ihn dann wieder ausgehen zu lassen. So verlängerte er sich kunstvoll den Genuß, der zu kolkspielig war, als daß man sich ihm so ohneweiters hätte hingeben können. Die

Stunde verging. Die Straße, die so lange so still gewesen, begann von eitel Jugend zu schwärmen. Endlich kam der Knabe, auf den er gewartet. Ein sehr umständliches Abschiedenehmen von einem Kameraden zuvor; ein gnädiger Gruß über die Gasse hinüber, ehe er auf den Harrenden zukam, der ihn mit innigem Vergnügen aus der Entsernung betrachtet hatte. Er war doch ein hübscher Junge; flachsblond, zierlich und dennoch kräftig; nur mit sehr lebendigen braunen Spizubenaugen, die immer rundum gingen und nicht ein noch so kleines Weilchen ruhig waren. Und angezogen war er doch, als wär' er eines Oberingenieurs und nicht eines armen Dieners Kind. Und wie ihm nur alles zu Gesicht stand! Der Winterrock war freilich ganz neu; und das frische Knabengesicht sah unter der braunen Pelzmütze so hoff-nungsvoll und unternehmend in die Welt! Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander; nur manchmal, kosend, strich der Diener dem Knaben übers Gesicht. Endlich: "Du darst dir heute zu Mittag was Gutes wünschen, Gregor. Die Professoren sind recht zufrieden mit dir."

"Recht? Ich möcht' wissen, mit wem sie's besser sein können. Du hättest dir den Weg sparen können." Noch klang die Betonung des Slawen vor; aber schon versuchte sich der Junge in der weicheren, wienerischen Mundart.

"Ja," der Alte fiel in Kümmernis, "aber deine ganze Klasse taugt nicht viel, sagt der Herr Klassenvorstand."

"Dafür tann ich boch nichts," entgegnete ber Junge.

"Ja — aber du mußt noch braver sein, Gregor. Dent dir nur, wenn ich hätte das Glück und du könntest vielleicht gar einmal wirklich Professor werden." Er war ganz Andacht und Verwunderung über eine solche Möglichkeit.

"Na — die werden auch einmal Buben gewesen sein," lachte Gregor und ließ seine muntern und beweglichen Augen schweisen. Denn es war ein heller und blanker Wintertag, an dem die Welt aussieht, als wär' in ihr ein großes Scheuerselt gehalten worden und nun funkelt alles vor Reinlichkeit. Der Schnee flirrte und die Sonne war hell; und ein klingender Frost war und die Wagen knirschten, wenn sie die Straße durchsuhren. Dazu Aussicht auf ein gutes Zeugnis, auf famose Eisbahn, auf ein gutes Mittagessen. Er schlenkerte mit seinem Bücherriemen vor innerer Dergnüglichkeit und rief manchmal einem Kameraden einen Gruß zu, aber wie einer, der weiß, es ist eine Auszeichnung, mit wem er verkehrt, und es wird auch so aufgenommen. Immer ward herzlich gedankt. Der Alte freute sich sehr darüber. Denn ihm war das ein Beweis, daß sein Gregor was galt, und daß man ihm zugetan war. Und so gingen sie, im letzten Grund zwei glückliche Menschen, heim durch den flodenstiebenden und hellen Wintertag.

hinter dem Franz Josefs-Bahnhof steht noch ein letztes, wunderliches Stüdchen Wien. Mit engen Gäßchen, auf denen die Kinder unbekummert spielen können, als wären sie in einem Dorf und nicht in einer Großstadt.

Noch hat sich die Strafenbahn hier nicht gewaltsam den Pfad gebrochen. Nur ein Streifwagen fährt manchmal mit schwerem Gerumpel durch, zwischen den

häuschen, die niedrig und bunt getüncht sind. Die Kirche in ihrer Mitte ragt wirklich beherrschend auf über diese schmalen und verworrenen Gäßchen, ist der Mittelpunkt dieses Dörschens, das kleine Ceute bewohnen, ganz für sich, unter andern Gewohnheiten und Bedingungen des Cebens, als die sonst in der großen Stadt gültig sind.

Am Donaukanal, auf den Anlagen um den Bahnhof, vergnügt sich die Jugend, die sich als Stamm für sich, mit einer eigenen, sehr reschen Mundart empfindet. Noch werden hier zahlreiche Singvögel gehalten und zwitschern an linden Abenden vergnüglich durcheinander. Hier gibt es noch große Core. Ziemliche Hofräume, in denen das Geslügel sein Wesen treibt; Treppen, ausgetreten und Hühnerleitern ähnlich, die zu dem ersten und einzigen Stockwerk führen. Beschränkte Wohnräume.

Schon erhebt sich da und bort am Rande dieses Eilandes eine Mietskaserne und blickt hoffärtig nieder in das Gewimmel unter ihr. Aber noch bestehen billige Mieten; noch ein sehr freundschaftliches Verhältnis zwischen Mietern und hausherren, die noch mit der ganzen Seele an ihrem Besitz hängen und alles daran wenden, das häuschen, das den Ertrag der eigenen oder gar der Lebensarbeit der Ahnen darstellt, so schmud und heimelig zu erhalten, wie nur möglich.

hier wohnte Gregor Gazda der Ältere seit vielen Jahren und genoß allgemeine Achtung als ein stiller Mann, der nur für sich lebte, von keinem was wollke, niemandem etwas schuldete und ganz ohne Dünkel war; der gerne Freundslichkeiten, ja nach seinen Mitteln Dienste erwies. hieher hatte er seinen Jungen gebracht aus dem mährischen Dorf, das ihrer beider heimat gewesen.

Er hatte keine näheren Freunde, kaum einen Umgang, nicht einmal unter seinen engeren Candsleuten, deren einige gleichen Dienst mit ihm taten und etwas von seiner Vergangenheit und ihren Schicksalen wußten. Er selbst kam nie darauf zu sprechen. Er hatte vordem schon selten genug mitgetan, wenn sie ins Wirtshaus oder sonst in eine Unterhaltung gingen. Nachdem er sich den kleinen Gregor geholt, schloß er sich noch mehr ab. Er sparte jeden Heller und man schalt ihn dennoch nicht geizig, obwohl man bestimmt wußte, daß er einiges Vermögen habe.

An seine Wohnung wendete er manches. Die war sehr sauber und gut eingerichtet und ihm siel immer wieder was ein, damit man sie behaglicher und seinem Buben, der nun einmal leider Gottes keine Mutter mehr hatte, wohnlicher machen konnte. Er hielt sich eine Menge Blumen und gärtnerte sehr geschickt und sinnreich herum. Es waren ganz weibliche Talente in ihm; und man bespöttelte ihn dennoch nicht zu sehr. Ganz glücklich war er, wenn er, den Dienst hinter sich, zu hause sach dem Jungen gegenüber, der so ernst und wiederum so leicht lernte, daß es eine Freude war. Er horchte andächtig und mit der Miene völligen Derstehens den fremden Worten oder den rätselhaften Formeln, die sich der einprägte, und nickte sehr beifällig mit dem Kopf, wenn er endlich seine Lektion herunterschnurrte, daß es nur so eine Lust war. Denn er hatte ein samoses Gedächtnis, der Bursche, und das Lernen machte ihm wirklichen Spaß. An freien Tagen ging

er gerne mit dem Buben spazieren. Er versuchte alsdann ein gebildetes Gespräch mit ihm zu führen. Das bekam ihm übel genug; denn der Knabe merkte bald, wie unzulänglich die Kenntnisse seines Begleiters seien, war stolz auf seine junge Schülerweisheit und duldete keinerlei Abweichung davon. Etwas Rechthaberisches hatte er immer an sich, das Musterschüler oftmals so unleidlich macht. Es verletzte den anderen häusig und er ließ es sich dennoch gefallen, ja nachmals, wenn er sich die Dinge zurechtlegte, so hatte er seine Freude damit, wie treffend und bestimmt der Junge zu antworten wußte. Tausendmal demütigte er sich in seinen Gedanken vor ihm, der ihm tief verpflichtet hätte sein müssen, und oft und oft schiene es ihm genug, daß sich der kleine Gregor seine große Liebe eben nur gesfallen ließ.

Ja, in dem Knaben lebte halt ein anderer und ein höherer Geist. Er selber hatte die Pflicht, sich davor zu beugen und ihn zu hegen. Wie leicht ihm zum Beispiel nur das Deutsche wurde! Der Alte lebte doch so viel länger in Wien, pafte nach Kräften auf und man konnte ihm immer noch anmerken, woher er eigentlich gekommen war: hier war selten mehr etwas zu spüren und dabei blieb die Muttersprace sicher und geläufig. Und er war im letten Grund auch ein guter Junge, dem die ganze Klasse samt der Cehrerschaft zugetan war. Daß ihn am Ende die Themen wenig interessierten, bei denen sich sein Ofleger am liebsten verweilte — ja, er war gerecht genug, das auch dann noch zu begreifen, wenn es ihm weh tat. Begann dem Jungen doch sogar das Bild der Mutter langsam vor ber Sülle neuer Eindrücke zu verbleichen, deren Erinnern ihm frisch und heilig zu halten sich der Alte aus guten Gründen bemühte. Und wenn ihn der kleine Gregor noch nicht so gerne hatte, als er es just um ihn zu verdienen meinte, so tut bei derlei die Gewöhnung viel und einmal mochte schon das richtige Derständnis erwachen und ihr Wert vollenden. Denn für sich begehrte Gregor Gazda ber Altere so wenig von ihm, als er sich jemals etwas vom Leben verlangt hatte. Je höher er ihn steigen sah in seinen sorgenden und liebevollen Gedanken, besto weiter und unüberbrückbarer wurde doch auch der Abstand zwischen ihnen 3meien.

Wie hübsch er nur war! Und wie fein er sich hielt! Ja, wenn man nicht darauf geachtet hätte, daß er doch handreichungen tue da oder dort, er hätte nicht übel Anlagen zur hoffart gehabt. Die waren nicht zu dulden, so gut Gregor Gazda wußte, woher er sie, woher er jede seiner Gaben und Anlagen empfangen haben tönne. Er zergliederte sich ihn nach seinen einfachen Begriffen immer wieder, wenn er im Dienst eine Pause hatte und an einem gedeckten und erlaubten Ort einige rasche Züge aus seiner Pfeise tat; hatte einen unerschöpslichen Stoff zum Nachbenken an ihm und war klug genug, von niemandem zu begehren, daß er da mithalte. So ward er: immer schweigsam und grüblerisch verschlossen. Nur, wenn wieder einmal das Zeugnis kam, dem er entgegensiederte, dann konnte er nicht länger an sich halten. Er steckte das kostbare Blatt zu sich und studierte es so

ernsthaft und eifrig, bis irgend wer neugierig ward oder mindestens aus Höflicketeit so tat, als wär' er's geworden, und es zu sehen begehrte. Er zeigte es her und wisperte: "Aufpassen du! damit du kein Flecken hineinmachst! Denk dir nur, der Bub ist wieder der beste! Unter so vielen der beste — denk dir!" Der andere tat einen Blick hinein und schmunzelte und meinte hernach zu den übrigen: "Was der Gazda mit dem Bankert treibt! Das ist doch nicht zu glauben. Er ist halt wie ein Weib. Ja — ganz wie ein altes Weib ist der Gazda."

Und so lebten diese beiden für sich, einträchtig und einsam. Schon taten sich dem Jungen Kreise auf, in die der Alte niemals zu kommen auch nur hätte träumen dürsen und ehrfürchtig vernahm er, was der Gregor an Berichten darüber vergönnte, der so schon seine ersten Schritte der Zukunft entgegentrat, während der andere eigentlich nur noch in der Vergangenheit lebte und ins Kommende nur so weit sah, als er dem teueren Wahlkind mit den Augen folgen und nachtommen konnte.

Anregungen zur Frage der Verwaltungsreform in Österreich.

Don Dr. Mar Shufter-Bonnott, Rat des t. t. Derwaltungsgerichtshofes.

Nicht jene Derwaltung ist die politommenste, welche die meisten Geldmittel und die größte Anzahl persönlicher Kräfte erfordert, sondern vielmehr die, welche mit einer möglichst sparsamen Auswendung von Geldmitteln und von persönlichen Kräften die größten Erfolge erzielt. Wünschenswert wäre es also, daß endlich einmal auch die staatliche Derwaltung an die Durchführung solcher Mahregeln schreite, welche den inneren Geschäftsbetrieb vereinsachen und beschleunigen. Bisher hat gerade eines der wichtigsten Mittel zur Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges, die Stenographie, in ben staatlichen Derwaltungsämtern nicht die gebührende Anwendung gefunden. Es ist keine Übertreibung, zu behaupten, daß, wenn viele unserer Konzeptsbeamten, welche im staatlichen Derwaltungsdienste verwendet werden, stenographische Kräfte zur Verfügung hätten, denen sie die Konzepte rasch diktieren könnten, nicht das Doppelte, sondern das Sünffache von dem leisten könnten, was sie unter den gegenwärtigen Derhältnissen mit großen Opfern an Mühe und Zeit zustande zu bringen vermögen. Die Stenographie in Verbindung mit der Schreibmaschine wurde eine wesentliche Dereinfachung, Derbilligung und Beschleunigung des ganzen Derwaltungsapparates wahrscheinlich auch zugleich eine Derbesserung des Amtsstiles — bedeuten.

Bei dem Rufe nach Reform der Derwaltung wird vielfach auch an eine ausführliche Regelung des Derwaltungsverfahrens gedacht.

Indessen entspräche es kaum den Zwecken der Verwaltung, wenn sie das einsache, natürliche, sich den Bedürfnissen des einzelnen Falles anschmiegende, vielleicht etwas regellose Versahren aufgeben und an dessen Stelle ein streng geordnetes, formalistisches Versahren annehmen müßte, etwa ein solches, wie es die Zivilprozesordnung und die Strafprozesordnung für die Gerichte als bindende Norm aufgestellt haben. Denn gerade

die Austrage der Ihrentichen Verstäteren der Verweitungsdehrichen ist es, weiche weisest der Aumich erregt, es mögen Techesitrertigkeiten, die ihrer Nauer mad der Institutigkeit der Amstängernübe unieinställen, der der Vermeitungsdehrichen ausgerengen werden. Nitt Reche institutionen ich isto die in renerer Teit unigeramisten Vorschäuge zur Resonn des Vermeitungswerinirens daupriführlich mi die Stifteilung Leger, dändiger Normen, war den Nauerigehörs, seiner des Grundlages, daß seher Varrei die Beweiße, weiche dam zugen die verwender werden, zur Armanis gedernicht sein mitzen, damit die heichenhalt zuhr füre Auffärung oder ihre Einwendungen vorzubringen, endlich daß den Parceien in genicher Verschauft vorzubringen. Der Too der iffentlichen Verschlenen, das Recht auf Alteneinsicht angereinung werde. Der Too der iffentlichen Versublikung aber wäre es, wenn ihr ein is dreugken gefinereres, gelegisch narmiernes Verschlenen vorzuszeichnet wahre, wie es dei den heruchen Seitelet.

Auch die Kodifizierung des nuterieilen Verwaltungsrechtes wurd weisigd als wie der Verwaltungsrechten hingeiteilt; dieses diel wird sedach kunn semais in einem daucht verwaltlicht werden Weit mehr wirde es dem Wunsche nach einer Kloriseitung der Rechtsmutmen augemeisen sein, wenn von den dentralkeilen moglicht vollständige und brouchbure Sammlungen der geltenden Normen site die Verwaltungsbehorden verwaldske würden. Auch könnten die von den Gemeinden zu besorzenden Verwaltungsgeschilch weitentend gesördert werden, wenn sich die Regierung entschliehen möchen, die ober ausbeitung von gemeinverständlichen hand bildern zu verwaltungsgeschlichen der Gemeindeurgane sur die einzelnen Jurige der Verwaltungsgeschiliehe darzuskeilen würzen.

Es may hier nur mad auf desjenige einzegeneen werden, was aus dem Gejichespunkte der Dereinigung und Ausgleichung der staatlichen Interessen und der koduskisse der Bevöllerung vielleicht als eine der wichtigiten forderungen un die Urrwaltung anzuschen Mr. Dur allem kommt dabei in Betracht die politische Perwaltung in der unterfren Infranz. Durch diefe Derwaltungstätigkeit wird der Staat am unmitwibarfen mit der bevolkerung in Berührung gebracht. Es ist dies der Punkt, wo zuerst eine Resoum einselen muß, wenn durch sie die staatliche Verwaltungstätigkeit den gegenwärtig in underen Kulturländern geltenden Anschauungen angepakt werden soll. In Srankreich sowiehl als auch in den meisten deutschen Staaten, nicht minder in Italien, wird dieser Ceil der staatlichen Derwaltungstätigkeit zutreffend als Lokulverwaltung bezeichnet. Vergleicht man nun die Organisation der vom Staate geführten Colalverwaltung, wie jie in Ojterreich einerseits. in Frankreich, Italien, in den meisten deutschen Staaten anderseits besteht, so fallt ein wesentlicher Unterschied sofort in die Augen. In Osterreich sind die Beharden der staatlichen Cofalverwaltung wesentlich nur aus Berufsbeamten gebildet. Sie führen ihre Geschäfte streng bureautratisch. In den anderen Kulturstaaten dagegen finden wir den Berufsbeamten in Derbindung mit Vertretern der Bevollerung des Verwaltungsprengels. Wir sehen in diesen Staaten, daß die wichtigeren Angelegenheiten der stuatlichen Lakulverwaltung nicht von ernannten Berufsbeamten allein, sondern unter Mitwirkung artstundiger Laien als Chrenbeamter besorgt werden.

In Frankreich besteht an der Seite des Präsetten, des von der Zentralregierung ernannten Verwaltungsbeamten für das Departement, der Präsetturrat. Dieser seht sich zusammen aus drei die vier Mitgliedern (in Paris aus acht Mitgliedern, die in zwei Sektionen geteilt sind); er entscheidet gemeinsam mit dem Präsetten, dessen Stimme

in allen die Derwaltung betreffenden streitigen Angelegenheiten allerdings doppelt zählt; in vielen anderen Angelegenheiten der Derwaltung nimmt der Präfekturrat die Stellung eines beratenden Organes ein, derart, daß er in manchen Fällen gehört werden kann, in gewissen vom Gesetze bezeichneten Fällen aber gehört werden muß, bevor der Präsekt einen Derwaltungsakt erläßt. Diese in Frankreich bestehende Einrichtung hat ihre Grundlage in dem von Napoleon I. als erstem Konsul erlassenen Gesetze vom 17. Februar 1800. Sie überdauerte alle politischen Wandlungen, die in Frankreich seither vor sich gingen, und besteht heute noch, ohne daß jemand an die Abschaffung oder wesentliche Änderung dieser Organisation gedacht hätte. Die Mitglieder des Präsekturrates werden im Wege der Ernennung durch die Regierung berusen.

Die Einrichtungen in den deutschen Staaten weisen eine große Mannigsaltigkeit auf. Den Chpus aber bildet die Organisation der preußischen Derwaltung, welche sich seit den denkürdigen Zeiten der Minister Stein und hardenberg in den Jahren 1806 bis 1808 bis zum Erscheinen der Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 und des Gesetzsüber die Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 allmählich herausbildete. In Preußen steht neben den vom Staate ernannten Berufsbeamten der Provinzial-, Bezirks- und Kreisverwaltung ein aus Vertretern der Bevölkerung gebildetes Kollegium, der Provinzialrat, der Bezirksausschuß, der Kreisausschuß. Diese Kollegien werden teils im Wege der Ernennung durch die Regierung, teils im Wege der Wahl (durch den Provinzialausschuß, beziehentlich durch den Kreistag) berufen. Sie bilden zusammen mit dem Oberpräsidenten, dem Regierungspräsidenten, dem Landrate kollegial organisierte Staatsbehörden, welche als Verwaltungsbehörden und als Verwaltungsgerichte fungieren.

Aber auch in Österreich finden sich mehrfach Ansähe für eine Mitwirtung von Dertretern der Bevölkerung bei der Ausübung obrigkeitlicher Gewalt. Das Gebiet der Rechtspflege, welches die Schwurgerichte, die fachmännischen Caienrichter bei handels-, Berg- und Seegerichten, und die Beisitzer aus dem Stande der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bei den Gewerbegerichten aufweist, mag hier nur berührt werden. Ebenso braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß gewählte Sunktionäre die den Gemeinden im übertragenen Wirtungstreise zugewiesenen Verwaltungsaufgaben besorgen. Auch in der Schulverwaltung wirten in den Bezirtsschulräten und Candesschulräten teils gewählte. teils ernannte Vertreter der interessierten Bevölkerungskreise mit. Es ist auch bekannt, daß die Personaleinkommensteuer und die allgemeine Erwerbsteuer durch Kommissionen umgelegt werden, welche zum Ceil aus ernannten, zum Ceil aus gewählten Mitgliedern bestehen, in welchen also das Caienelement dermalen vielleicht die praktisch wichtigste Rolle im ganzen Organismus der staatlichen Verwaltung zu bilden berufen ist. Überdies find noch die Beiräte zu erwähnen, welche in verschiedenen Spezialgebieten der Derwaltung in neuester Zeit vielfach ausgebildet wurden. Allein alle diese Organisationen erfüllen nicht das Bedürfnis nach einer Mitwirtung der Bevölkerung bei der Sührung ber staatlichen Lokalverwaltung. Die politischen Behörden erster Instanz fungieren gerade in den wichtigsten Zweigen der Verwaltung, ohne Vertreter der Bevölkerung. Der Ursprung der gegenwärtig bestehenden staatlichen Cotalverwaltungsbehörden ist in den ehemaligen Kreisämtern und Kreishauptleuten zu suchen, einer Institution, welche Kaiserin Maria Cheresia allgemein durchführte, um dadurch das Staatsinteresse gegenüber den 3u jener Zeit noch fungierenden mannigfachen ständischen Organen, in deren handen die

öffentliche Verwaltung ruhte, wirksam zu vertreten und um eine Instanz zu schaffen zum Schuße der Untertanen gegen Übergriffe oder Mißbräuche der ständischen Verwaltungsorgane. Es ist klar, daß vermöge dieser Bestimmung der Kreishauptleute an Vertreter
der Bevölkerung, welche damals nach ihrer Gliederung wieder nur in den Repräsentantender Stände hätten bestehen können, gegen die man eben den Staat und die Untertanen schützen wollte, nicht zu denken war.

Als nach den Wandlungen des Jahres 1848 die Cotalverwaltung, die dahin von ständischen Organen geführt, gerade in den wichtigsten zweigen auf staatliche Behörden überging, wurde in den Fünfzigerjahren des XIX. Jahrhunderts, entsprechend den damals herrschenden Ideen des strengsten Absolutismus, eine rein bureaukratische Organisation geschaffen, in welche das Caienelement keinen Eingang fand, obschon noch das "Sylvesterpatent" vom Jahre 1851 in seinen Schlußsähen die Beiziehung von Vertretern der Bewölkerung in Aussicht genommen hatte. Damals erstanden in Unterordnung unter die Statthaltereien, Candesregierungen und Kreisbehörden die Bezirksämter, welche nicht nur die Verwaltung zu führen, sondern auch die Justizgeschäfte der heutigen Bezirksgerichte zu besorgen hatten. Als im Jahre 1868 die Kreisbehörden ausgehoben und die Bezirksämter ausgesassen, sielen die administrativen Zuständigkeiten beider Gruppen von Ämtern den Bezirkshauptmannschaften zu. Die innere Organisation der Bezirkshauptmannschaften aber blieb eine ebenso streng bureaukratische, wie die der vorausgegangenen Verwaltungsbehörden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Laienelement in Sachen der staatlichen Cotalverwaltung einen großen Sortschritt bedeuten würde. Denn nicht nur würden die Kräfte der Bevölkerung im Interesse des Staates ausgenütt und dadurch wieder die politische Schulung der Bevölkerung gefördert, sondern auch das wechselseitige Vertrauen zwijchen den Staatsbehörden und der Bevölferung gehoben werden; es würde darin auch ein Antrieb für die Regierung liegen, zur Hebung des Ansehens der Verwaltung nur die besten Kräfte im Dienste der staatlichen Cotalverwaltung an der Spitze der Bezirtshauptmannichaften zu verwenden. Das mitunter drudend empfundene Gefühl der perfonlichen Unterwerfung unter einen Berufsbeamten würde für die Bevölkerung der Verwaltungsbezirke gemildert werden. Der wesentlichste Vorteil einer solchen Teilnahme von Vertretern der Bevölferung an der Ausübung der staatlichen Derwaltung lage aber in einer Derbesserung, in einer Dervolltommnung der Derwaltung selbst. Wenn der staatliche Berufsbeamte das Gesamtinteresse des Staates und die allgemeine Rechtsordnung verkörpert, so würden bei der Teilnahme von erfahrenen Vertretern der Bevölkerung an der staatlichen Verwaltung auch die örtlichen Interessen des Verwaltungsbezirkes eine eingehende Berücklichtigung finden, und es ist bekannt, daß viele administrative Maßregeln weniger auf der folgerichtigen Anwendung festgefügter Rechtsnormen oder allgemeiner Verwaltungsgrundsähe, sondern auf der einsichtsvollen, allseitigen Würdigung örtlicher Beziehungen und Verhältnisse beruhen muffen. Die vom Gefette gezogenen Schranken muffen freilich auch in der Berwaltung eingehalten werden; innerhalb dieser Schranken aber soll die Administration ihre Makregeln nach freiem Ermessen treffen. Dieses Ermessen darf indessen nicht mit persönlicher Willfür verwechselt werden; es soll vielmehr stets dasjenige geschehen, was sich nach ben Umständen des einzelnen Salles als geeignet herausstellt. Speziell auch für die Lokalverwaltung gilt das in den Juniusbriefen (44. Brief vom 12. April 1771)

enthaltene weise Wort, daß menschliche Angelegenheiten keinen Augenblid durch genaues positives Recht regiert werden. Gerade in dieser Richtung mußte die Zuziehung von Dertretern der Einwohnerschaft des Derwaltungssprengels eine wichtige Unterstützung für die staatlichen Berufsbeamten und eine Ergangung ihrer Sahigkeiten bilden. Daß die lokale garbung der einzelnen Bezirke eines und desselben Candes eine sehr verschiedene ist, bedarf keiner näheren Erörterung. Wer das Gebiet unseres Kaiserstaates offenen Blides durchwandert hat, wird eine Menge solcher partifularistischer Eigentumlichteiten der einzelnen Verwaltungsbezirte innerhalb desselben Candes beobachtet haben. Es ist dies auch ganz begreiflich und historisch zu erklären. Denn die Angliederung vieler Bezirkssprengel an die einzelnen Cander vollzog sich durch nicht minder äußere historische Ereignisse wie die Bereinigung der Länder zu einem Staatsganzen. Eben deshalb wäre es unrichtig, jedes Candesgebiet vom Standpunkte der Cokalverwaltung als ein gleicartiges, einheitliches Gebiet aufzufassen. Die partikularistischen Eigentümlickkeiten begründen zwischen den Bezirken eines und desselben Candes nicht selten einen weit größeren Unterschied, als ein solcher zwischen den Candern untereinander besteht. Mag nun die Zentralisierung der Derwaltung vom Mittelpuntte des Staates oder aber vom Mittelpunkte des Candes aus erfolgen, mag man sich also auf den zentralistischen oder föderalistischen Standpunkt stellen, in jedem Salle bedarf die von Staatsbehörden besorgte Cotalverwaltung der Mitwirtung von Dertretern aus der Einwohnerschaft der einzelnen Bezirte. Eine folde Jugiehung wurde einen wesentlichen Sortschritt in der gegenwärtigen Organisation der Derwaltung bedeuten, mögen die Dertreter der Bevölkerung zu diesem Chrenamte berufen werden, im Wege der Ernennung durch die Staatsregierung, wie in Frankreich bei den Dräfekturräten, oder im Wege der Wahl, oder im Wege eines gemischten Spstems, welches in Österreich bei den Bezirks- und Candesschulräten schon eingeführt ist und in Preußen bei den Provinzialräten, den Kreis- und Bezirksausschüssen besteht.

Die Sorge, daß die Bevölkerung in Ölterreich zur Teilnahme an der öffentlichen Derwaltung noch nicht reif sei, widerlegt sich von selbst, wenn die Wirksamkeit der Steuerkommission betrachtet wird. Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß die allgemeine Erwerbsteuer und die Personaleinkommensteuer undurchsührbar wären, wenn die unter Zuziehung des Caienelementes gebildeten Kommissionen nicht bestünden. Mag auch hie und da geklagt werden, daß diese Kommissionen zu sehr den siskalischen Tendenzen der staatsichen Steuerbehörden Folge leisten, so erweist sich doch im großen und ganzen ihre Tätigkeit als ein Segen für die Bevölkerung, und viele der mitwirkenden Caien sassen ihre Aufgabe ebenso ernst auf, wie die Berussbeamten. Deshalb sollte die aktive Teilnahme der Bevölkerung auf dem Gebiete der politischen Cokalverwaltung nicht länger zurückgewiesen werden. Durch dieses neue Bindeglied würden Staatsgewalt und Bevölkerung — beide sowohl empfangend, als auch vergeltend — reichlich gewinnen.

Chronif.

Die ruthenische Literatur im Jahre 1904.

I.

Ich ristiere, Wasser in den Brunnen zu tragen, wenn ich meiner übersicht der ruthenischen Literatur in dem Jahre 1904 einige allgemeinere Bemerkungen über die Ruthenen und ihre geistige Entwicklung voranschie, welche zwar nichts Neues oder gar dem deutschen Publikum bisher Unbekanntes enthalten, für das Verständnis der folgenden übersicht aber doch von Nutzen sein können.

Die Ruthenen, nach russifcher offizieller Terminologie Kleinruffen oder Südruffen, find ein Teil des großen russischen Stammes, welcher aus drei mehr ober weniger icarf ge-(nach ruffifcher offizieller Terminologie ruffifcen), weigruffifden und fübruffifden ober ruthenischen - die lettere Bezeichnung ift westlich, lateinisch. Das Dolt felbst nennt sich in Galigien Ruffinen (Rusnny), in Rugland aber Ufrainer; diese lettere Bezeichnung als ein Symbol des erwachenden und fich immer festigenden Nationalbewuftseins wird auch in Galigien von immer weiteren Kreisen der Intelligeng und des gemeinen Volles angenommen und durfte auch in Europa nach dem Vorgange Sr. Bodenftedts (fiebe feine "Poetifche Ufraine"* vom Jahre 1841) bald die allgemeine Geltung

Dieses Dolt bewohnt die große Canderstrede zwischen dem Flusse san in Galizien und
dem Kautasusgebirge, wo es, abgesehen von
mehr oder weniger bedeutenden Inseln fremder
Kolonien, in tompatter Masse angesiedelt ist
und gegenwärtig an 32 Millionen Seelen start
sein dürfte. Obwohl es anthropologisch eine beträchtliche Mannigsaltigkeit der Copen ausweist,
historisch in seiner ganzen Ausdehnung nie
ein einheitliches Ganzes als Staat bildete und

• Es sei mir gestattet, hier auf einen Sprach, und Schreibirrtum mancher Deutschen hinzuweisen. Der Name Ultraine wird nämlich von manchen dreisilbig als Ufrane ausgesprochen und schließlich auch so geschrieben, was ganz unrichtig ist. Er muß viersilbig, mit einem fleinen Jota zwischen a und i und mit der Betonung auf i ausgesprochen werben. auch ethnologisch sehr mannigfaltige Bilber als Anpassungen an mannigfaltige Cebensbedingungen barftellt, so zeigt es boch anderseits in der Sprache und der Volkstradition, in Sitte und Cebensführung eine so durchgreifende Einheitlichfeit, wie fie taum irgendwo anders in foldem Grad und bei einem fo zahlreichen und auf fo weiten Streden, unter so verschiedenartigen politifden und nationalen Einfluffen angefiedelten Dolte angutreffen ift. Diese Einheitlichkeit ber Sprace bringt es mit sich, daß die am Kuban, an der Desna oder am Dnipr gefdriebenen literarischen Erzeugnisse am Dniftr ober am San gedrudt und anstandslos nicht nur von Gebildeten, sondern auch von der Dolfsmaffe perftanden merden.

Dieser südrussische, utrainische Dolksstamm war es, der dank seinen angeborenen Sähigsteiten und seiner glücklichen geographischen Lage noch in vorhistorischen, wenn auch in nicht gar zu fernen Zeiten die Grundlagen einer eigenartigen Kultur und eines mächtigen, interessanten Staatswesens schuf, dessen höchste Entwicklung und allmähliche Auslösung wir im Lichte reicher historischer Zeugnisse vom IX. dies zum XIV. Jahrhundert versolgen können und dessen Sortsehung und Umbildung vom XIV. Jahrhundert angestangen das Erbe und die große historische Arbeit des nordrussischen, moskowitischen Stammes wurde.

Die Blutezeit dieses altrussischen Staatswesens im X. Jahrhundert war auch die Geburtszeit des altrussischen Schriftums, welche, soweit sie unserer Soridung zuganglich ift, mit ber endgültigen Christianifierung Südruflands (um das Jahr 989) gujammenfällt. Unter bem überwiegenden Einfluß von Bygang geboren, hat dieses Schrifttum doch im XI.—XIII. Jahrhundert reiche und eigenartige Bluten getrieben, welche trog der Teilnahme aller ruffifchen Stamme an der Kulturarbeit in ihren besten Erzeugnissen doch den unvertennbaren Stempel fübruffifden, ufrainifden Geiftes an fich tragen. Es moge genugen, bier nur die beften Erzeuge nisse der damaligen geistlichen Beredsamteit (Metropolit hilarion, Cyrill von Turov, Metropolit Klemens von Smolenst), der weltlichen

historiographie (älteste Chronik, Kijever Annalen, volhynische Annalen und das Memoire über die Blendung des Sürsten Vasylko), der hagiographie (das Kijever Paterikon, Biographien und Wunder der Fürsten heil. Vladimir, Boris und hlib, des heiligen Nikolaus), der Couristik (Reise des Abtes Daniel ins heilige Cand) und der Dichtkunsk (Sage vom heereszuge Ihors, das Lied vom Kraute Jevšan) zu nennen, um die Wahrheit dieser Worte zu erhärten.

Der große Mongoleneinfall vom Jahre 1240 gab dem altruffifchen Staatswefen den erften Todesstoß, obwohl er feineswegs einen so totalen Ruin herbeiführte, wie man lange Zeit geglaubt hat. Das politische Schwergewicht des russischen Cebens verschiebt sich von da ab nach Norden; das geistige Ceben sucht neue Bahnen im naheren Anschluß an den Westen. 3m XIV. Jahrhundert tommen immer größere Teile Sübrußlands unter die Herrschaft Litauens und gleichzeitig zieht ruffifche Kultur, Sprache und Literatur an ben hof ber litauischen Surften und Magnaten siegreich ein. 3m XV. Jahrhundert beginnt der Zusammenschluß Litauens mit Polen, welcher nach langen Dersuchen und Reibungen im Jahre 1569 mit der Cubliner Union feinen Abichluß findet. Parallel damit feben wir am Anfang des XV. Jahrhunderts füdrussische Metropoliten als Teilnehmer der westeuropäischen Kirdentongile in Konftang, Sloreng und Serrara, und am Schluffe diefes Jahrhunderts (1491) firchenflawifche Ritualbucher von einem Deutschen, Schweipold Siol, in Krafau gedruckt. Noch beginnt 1519 ber Weifrusse grang Stornna seine erfte populare Bibelüberfegung in Prag gu bruden, doch bald wird Polen mit seiner neugeschaffenen Nationalliteratur die hauptquelle des sudruffischen Schrifttums. Eine Menge übersetzungen und Umarbeitungen aus dem Polnijchen überflutet langfam die ehrwurdige Unterschicht ber Schriftwerte aus ber alteren fürftlichen Zeit. Die Sprache, in jenen alteren Werten hieratifch-firchenflawifch, nahert fich bem Dolksidiom, saugt aber gleichzeitig eine Menge Polonismen ein. 3mar fuchen noch zu Ende des XVI. Jahrhunderts ansehnliche Dertreter des Subruffentums diefer Polonifation durch einen engeren Anichluß an das Griechentum entgegenzuarbeiten; es entstehen griechisch - flawische Schulen mit griechischen Cehrern in Cemberg und Oftrog; boch bald fiegt ber meftliche Einfluft, Catein verbrangt die griechische Sprache und die Kirchenunion mit Rom 1596 brangt die Subruffen, die Unierten fowie die Orthodoren in immer nabere Begiebungen gu bem Weften. Auch politische Saben fehlen nicht: 1595 weilt Eric Caffota von Steblau als Abgesandter des Kaifer Rudolfs II. im befestigten Cager (Sic) ber utrainischen Kosaten unterhalb ber Dnipr-

schwellen, um biese eigenartigen Kriegerscharen zum Kriege gegen die Türken und Cartaren im Interesse des Deutschen Reiches zu bewegen. Einige Jahre später versucht Surft Konftantin Oftrogstij im Kampfe gegen die Union eine Liga aus subruffifchen Orthodoren und litauifchen fowie großpolnifchen Protestanten gu ichaffen. In der tirchlichen Polemit gegen den polnischen Katholizismus greifen südrussische Polemisten ein um das andere Mal zu protestantischen Argumenten. Während so der nordruffifche 3meig, auf altruffifcher, vorwiegend füdrussischer Grundlage bauend, die altrussische geistige Tradition nicht so febr eifersuchtig behutete, als vielmehr vielfältig verduntelte, verengte und pertnöcherte und bochitens in formund fritiflosen Komplifationen Großartiges leiftete, fouf fic der Genius des füdruffifden Dolfes unter ungunftigften Derhaltniffen einen neuen autonomen Kriegerstand, eine Sprache, ein neues Schrifttum, eine neue Schule und eine Gelehrsamteit, sogar ein neues, durchaus eigenartiges helbenepos, die sogenannte Duma. Und alle diese Schöpfungen wirften spater, seit der halfte des XVII. Jahrhunderts befruchtend und teilweise revolutionierend auch auf den nordruffifden Stamm und murben die zweite, die eigentliche Grundlage des modernen Rußlands.

Seit dem Jahre 1648, als unter der Subrung des Bohdan Chmelnigfij die großen Kriege ber Kofaten gegen die Polen begannen, unterlag die Ufraine auf dem rechten Dniprufer einer fo ichredlichen Dermuftung, daß frühere Derwüftungen des Batuchan und Mengli-Girej Kinderspiele bagegen maren. Maffen ber utrainifden Bevolterung flüchteten sich auf das linke Dniprufer, wo sie die endlosen unbewohnten Steppen vom Dnipr bis aum Don bevölkerten. Diese linksseitige Ufraine tam feit dem Jahre 1654 endgültig zu Rugland; gleichzeitig! murbe auch auf dem rechten Dniprufer Kijev, das herz der Utraine, eine russische Seftung. Die ufrainischen geistigen und politifchen Krafte beginnen nun dem gewaltigen Abforptionsprozeß seitens des nordrussischen Staats. wesens zu unterliegen. Die Ufrainer werden die erften Pioniere der Europäisierung Ruglands, sie grunden im Norden die ersten regelrechten Schulen, bringen neues Ceben in die Kirche und in den Staatsorganismus, bereiten ben Grund für die Reformen Peters des Großen und bilden den Stab feiner eifrigften Mitarbeiter (Theophan Protopovie und andere). Dies hat jedoch die Schwächung intelligenter und begabter Clemente in der Ufraine felbst gur Solge, so daß wir im XVIII. Jahrhundert auf geistigem und literarischem Gebiet eine große Abnahme und Kraftlofigfeit bemerten. Gleichzeitig feben

wir dasselbe auch im polnischen Teil der Utraine, wo das utrainische Volkstum sehr geschwächt und verarmt, die Intelligenz entweder ausgerottet oder polonisert war.

Erft am Ende des XVIII. Jahrhunderts zeigt fich huben und druben eine Wendung gum Befferen. Mit der erften Teilung Polens, 1772, tam ein Teil des utrainischen Doltes (Oftgalizien) unter das Szepter Ofterreichs. Diefes hatte ichon früher einen Teil dieses Doltes, die ungarifchen Rutbenen, unter feiner Gerricaft, und bort war seit 1744, seit dem Regierungsantritt der Maria Therefia, ein bemerkenswerter Aufschwung der Doltsaufflarung, des Dolts- und boberen Schulwesens und des Schrifttums eingetreten. Abnliches wollte die große Kaiserin auch im neuerworbenen Kronlande zuwege bringen. Die Aufbesserung der ötonomischen und rechtlichen Lage der Bauernichaft, die Schaffung einer regelrechten Doltsichule, die Erziehung einer aufgeflarten Geiftlichkeit sowie ihre gehörige Dotierung, das waren die hauptpuntte, auf welche fie ihre Aufmerksamteit richtete. Was ihr gu vollbringen nicht beschieden war, das feste mit genialer Initiative und großer Energie ihr großer Sohn Josef II. fort. Die Gründung des griechisch-fatholischen Generalseminars in Cemberg, die Reorganisierung der Stauropigianischen Brudericaft dafelbit, die Grundung der Cemberger Universität, wo zugleich auch Dorträge in ruthenischer Sprache installiert murben, bas find (neben feinen weitgebenden und weitblidenden Agrarreformen) die großen Caten, welche im Andenten des ruthenischen Doltes mit bem Namen Josef II. unauslöschlich verbunden find. Freilich blieb die Ausführung diefer Caten, gewiß ohne Schuld ihres Schöpfers, weit hinter feinen Intentionen gurud; tropbem beginnt feit biefer Zeit für die galigischen Ruthenen ein neues Ceben, die Ara der nationalen Regene-

Dieselbe Ara begann in der linksseitigen Ufraine mit dem Jahre 1798, in welchem die erften drei Gefange eines von Iman Kotljarevstij in der ufrainischen Dolfssprache verfaßten humoriftifden helbengebichtes "Die traveftierte Reneis" erschienen. Seit diefer Zeit beginnt die moderne utrainische Literatur, als deren Reprasentanten in der ruffischen Ufraine neben Kotligrepstij nur hulaf-Artemovstij, Bodjanstij, Kvitta-Osnovjanento, Marimovic, Metlinstij, bann bas große Dreigestirn Sevčento, Kulis und Kostomarov, von den späteren Marto Dovčot, Iman Cevigtij, Michael Starngfij, Athanasius Myrnnj, Michael Dragomanov, Stephan Rudanstnj, in Galigien Martijan Sastevnč, Jatob Holovazini, Anton Mohnlnnginj, Nitolaus Uftijanovic, Joseph Sedtovič zu nennen sind, um von der jungeren und jungften Generation gu ichweigen. Obwohl in höchst anormalen Derhältnissen und unter mannigfaltigen Hindernissen sich entwidelnd, hat diese
Literatur doch im Lause des verssossen Jahrhunderts eine, ich darf es sagen, sehr bedeutsame
Kulturarbeit vollbracht, Derhältnisse beleuchtet,
Lebensfragen angeregt und Geistestämpse durchgesämpst, welche sie ihrer Nation lieb und teuer
machen und ihr auch im Urteil anderer Nationen
eine ehrenvolle Stellung sichern.

Cemberg. Dr. Iman Franto.

Kleine Mitteilungen.

Die Literatur in den Tabattrafiten. Seit turzem bat die Literatur ihren Einzug auch in die Trafit gehalten, und es ift nicht unintereffant nachzuforichen, welcher Art diese Citeratur ift, die im Buchhandel nabezu völlig unbefannt ift. Dem Prefgefete entsprechend handelt es sich hier um periodische Drudidriften, b. h. es murbe biefen Druderzeugnissen die Sorm der Periodita gegeben. Don diesen Sammlungen — Kollettionen wird unter einem Gesamttitel alle 8 ober 14 Tage ein heft berausgegeben, welches eine vollftandige Novelle - ober auch mehrere Ergablungen - enthalt; fein geiftiges Band, fondern lediglich ein gleichmäßiger Umfclag und Preis vereinigt die einzelnen Lieferungen ober hefte. Es liegen mir folgende Sammlungen por, für Dollftandigfeit burge ich nicht: Moberne Bibliothet, 20 h pro heft; Intime Geschichten, 12 h pro heft; Das Seigenblatt, 21 h pro heft; Geheimnisvolle Bibliothet, 24 h pro Beft; Intereffante Bibliothet, 12 h pro Beft; Wochenbibliothet, 30 h; Romanbibliothet, 24 h pro heft. Wie erfichtlich, haben die Derleger, die einen großen Abfat erftreben, auf einen niedrigen Einzelpreis Wert gelegt und icon burch die Wahl des Titels die Aufmertfamteit gu erregen gesucht; noch vielversprechender find bie Einzeltitel, von benen ich eine bunte Ausmahl hier folgen laffe: Eugens Chegeheimniffe, Die Stiefeletten der Komtesse Mag, Drei Strumpfbander, 3m hause der Liebe, Professor Schents Geheimnis, Menichenfleifc, Das Tagebuch eines Stubenmaddens, Streiche einer fleinen Strob. witwe. Ist der Umschlag illustriert, so zeigt er in der Regel eine "intereffante" Studie: den Maler, das halbbefleidete Modell und den neugierigen Freund, oder eine junge Dame, beren einziges Toilettenftud ein Seigenblatt ift, das in geschmadvoller Weise den größten Teil ihres Körpers verbedt ober eine fehr mustulofe Cierbandigerin. Dag das Papier billig und baher ichlecht ift, laft fich begreifen; auffallend ift die große Jahl der Drudfehler, von benen ich übrigens manche auf Rechnung

ber schwachen grammatitalischen Kenntnisse ber Autoren fege, und ber, wie es icheint, ohne Buriditung vorgenommene Drud, fo daß manche hefte den Eindrud von "Bürftenabzügen gur Korrettur" machen; auch wird mitunter, ohne irgendwelche Veranlassung, das Sagbild, die Schriftgattung, von einer Seite gur andern qeandert, was fich auch recht eigentumlich ausnimmt. Aber folieflich find dies alles Auferlichfeiten, benen man, in Anbetracht bes niedrigen Preises, nicht zu viel Gewicht beimessen foll. Wichtiger und beachtenswerter find ichon Stil und Sprache. Die geehrten Geschichtenverfertiger tennen zwei Dittionen: ben Telegrammftil, turze abgehadte Sage, und ben langatmigen, stelzbeinigen, geschraubten Periobenftil. Ein Mittelbing gibts nicht. Stilgefühl ist Curus. Die handelnden Personen sind: Gräfinnen in Wort und Cat Freudenmadchen gleichend, Sterne des Dariétés, berudend ichon, feufch und rein wie ein Eisblod, graufame Comenbandigerinnen, hnpnotisierende Uber-menschen, mannliche Dirnen und abnliche Gestalten! Mit Dorliebe wird als Requisit das Testament eines Sonderlings verwendet, ein Trid, ben wir ben englischen Romanen verbanten; zwei Millionen Mart bemjenigen, ber meine verschollene Cochter eruiert und fie heiratet. Selbstverständlich eruiert er ihren Aufenthalt und heiratet fie, ift fie doch "ein herrliches Weib" und zwei Millionen sind auch nicht gu verachten. Köftlich find in einem Beftchen die eingestreuten frangosischen Phrasen; es macht sich ja bubid, wenn eine Dame mit frangolifden Broden herumwirft. Freilich wurde ein Schuler der erften Realiculflaffe, wenn er fich in brei frangofiichen Worten brei Sehler gu Schulben fommen liefe, den icarfften Cadel ernten, aber einer iconen Frangösin muß man bas zugute halten. Manche Erzählungen sind einfach novellistische Bearbeitungen der Krankheitsgeschichten aus Krafft-Cbings verbreitetem Werte. Die Schilderung der feruellen Perverfitat einer Dame aus den hoheren Gefellichaftstreifen ift nicht bloß ihrer auf: regenden Wirfung ficher, fondern ichafft auch dem einfachen Cefer aus dem Dolte die Uberzeugung: "Wir Wilden find boch beffere Menfchen." Einige Worte verdient auch die geniale Neuerung eines Derlegers, ber bie Sitten und Unsitten der Cageszeitungen auf die Bücherwelt zu übertragen bemüht, wobei es natürlich ohne Verschlechterung nicht abgeht. Mitten im Text bes Buches finden fich, von bem Roman nur durch umrahmende ichwarze Striche getrennt, Anzeigen ber verschiedenften Art: eine fpannende Szene beim Untersuchungsrichter bringt die Anfundigung einer Bartwuchspomade, eine neue Person tritt auf, und mabrend "der Blid des Gutsbesigers über den ibm unbefannten herrn gleitet", erfahrt ber Wiener Lefer gu feiner Freude, daß in Berlin N. ein vortrefflicher Jahnargt zu bestimmten Stunden ordiniert, natürlich fehlen auch die "fingienischen Bedarfsartitel" und "Die wahre Selbsthilfe" mitten im Texte nicht. So dient diese Citeratur der Industrie und wird von diefer durch Inferatgelber unterftutt. Dielleicht ftammt bie Idee aus Amerita, geschmackvoll ist sie nicht und wir konnten aus dem "Cande der unbegrengten Möglichkeiten" wertvollere richtungen importieren. In verschwindender Minoritat befinden fich jene Bande, welche altbemährte Ergählungen als Neubrud bringen; fo find gum Beispiel in Bolgers Wiener Romanbibliothet Mar Schmidt, Gerstäder, Orzeszto, in Weicherts Wochenbibliothet Bedenstjerna, hoder u. a. vertreten, aber die meisten in den Trafiten jum Dertauf gelangenden hefte entfprechen meiner obigen Schilderung.

Wer mag entscheiden, was an diesen Geschichten der bedenklichere Teil ist: die öbe Geschmackossigkeit oder der anwidernde Schmutz. Ein schwacher Trost, daß der österreichische Derlagsbuchhandel diese "breiten Bettelsuppen" nicht mitgebracht hat; die Wiener Sirmen, die vorschriftsmäßig auf dem Titelblatte angebracht sind, dienen bloß als Deckmantel für einen Dresdner oder Berliner Romanverlag.

Es liegt nicht in meiner Absicht, den Staatsanwalt zu allamieren, auch wünsche ich teine Anderung des Preßgesetzes zur Abhilfe, aber die traurige Catsache wollte ich selftstellen, daß die in den t. t. Cabattrafiten feilgehaltene Literatur gröstenteils der niedrigsten Gattung angehört. Und die Frage wirft sich auf: Haben wir an guten und billigen Volksschriften Mangel? Friedrich Schiller.

Bur Ethnographie des Egerlandes. Unter "Egerland" wurde bisher zumeist das engere Egerland, der heutige Begirt Eger, verftanden. Diese Bezeichnung ift historisch richtig, ethnographisch und volkstundlich aber viel gu eng und einseitig. Das in diesem Salle allein in Betracht tommende Kriterium ift die Sprache, die gemeinsame Mundart, Und wenn man nach diesem Gesichtspuntte die Egerlander als Dolt, als ethnographifche Gruppe, festftellen will, fo muffen wir auch diejenigen Bezirte dagurednen, in denen die Egerlander Mundart gesprochen wird, also außer dem engeren Egerland auch die Begirte (gur Gange): Afch, Saltenau, Karlsbad, Plan, Tepl, Ludig, Tachau, Mies, Bifcofteinig. (Bur halfte ober teilweife): Graslig, Joachimstal, Kaaden, Podersam, Taus und Klattau. In allen diefen Begirten wird egerlanderifc gesprochen, alle find durch die gemeinsame Mundart fprach- und stammverwandt. In einzelnen Gebieten (wie Egerland, Plan, Saltenau) ift diese Mundart noch in ihrer vollsten Urfrische vorhanden, in den Grenzbegirten treten allerdings, wie fast überall, Mischgebiete auf, so im Norden Einflusse des Erzgebirges (oberfachsischer Dialett), im Suben der banrische Dialett. Auf die innere Jusammengehörigkeit dieses Gebietes, das man turzweg das nordgauische Sprachgebiet in Bohmen nennt, und das eine geichloffene ethnographifche Gruppe, eine in Sprache, Sitte und Brauch verwandte Volksindividualität barftellt, verdient besonders aufmertsam gemacht 3u werden, umsomehr, als man sich diefer Busammengehörigfeit beute nur mehr lofe bewußt ift und gahlreiche Dorurteile bagegen herrichen, die aber miffenschaftlich nicht haltbar find. Wohl aber tann man Eger und das engere Egerland als Vorort dieses Sprachgebietes bezeichnen. Denn das Egerland bildet den Grundstod der nordgauischen Mundart. Eger war mit feinem Rechte im Mittelalter Rechtsquelle für gablreiche Stabte Westbohmens, der deutsche Charafter desselben ist nie angetastet worden, wie in anderen Strichen des Nordgaugebietes, die vorübergehend in den huffitenfriegen flavifch murden, aber ibren deutschen Charafter wieder eroberten und bis heute bewahrten. Entscheidend aber für die Ethnographie und Doltstunde dieses Gebietes bleibt allein die Sprache und diese verbindet alle von Afch bis Eisenstein, vom hainberg bis jum großen und fleinen Arber, von der bohmifch. baprischen Grenze bis zu dem Duppauer Basaltgebirge und ber tichechischen Sprachgrenze. Wer heute diefes auch landichaftlich prachtige Gebiet, mit feinen gablreichen ansehnlichen Städten, feinen Babern, feiner Industrie, besucht, findet durchwegs einen rührigen Dolfsstamm, emfig und betriebsam. In der hausform, in der hofanlage, in Sitten und Brauchen, im Volkslied, in den Sormen des Aberglaubens herricht fo viel Gemeinsames, daß wir auch barin einen Beweis für eine gemeinsame Abstammung und herfunft annehmen tonnen. Wer fich fur die Dolfstunde und Ethnographie dieses Gebietes intereffiert, findet reichliche Aufschluffe in ber Zeitschrift "Unser Egerland", von der bisher acht Banbe vorliegen. Alois John.

Öfterreichische Universitätsgesetze. In den letten Tagen ist in der Manzschen Hofund Universitätsbuchhandlung in Wien die erste Lieferung eines außerordentlich wichtigen Wertes erschienen, welches eine vollständig umgearbeitete und bis in die lette Zeit ergänzte Neuausgabe der ursprünglich von Thaa herrührenden, später von Freiherrn v. Schweidhardt 1885 in zweiter Auflage umgearbeiteten, im Auftrage des f. f. Ministeriums für Kultus und Unterricht mit Benützung der amtlichen Atten herausgegebenen Sammlung der österreichischen Universitätsgesetzenstellt. Die Ministerialräte im genannten

Ministerium Dr. Ceo Ritter Bed pon Mannagetta und Dr. Karl v. Kelle find die Berausgeber diefer Neubearbeitung, welche fich befonders durch außerordentlich prattifche und übersichtliche Anordnung des umfangreichen Stoffes auszeichnet. Das gange Korpus von einschlagigen Gefegen und Derordnungen ift in zwei hauptteile geschieden worden, deren erster die Dorfdriften über die Organisation und Derwaltung der öfterreichischen Universitäten, alfo alle Vorschriften über die organisatorischen Einrichtungen und Rechtsverhaltniffe ber Univerfitaten als folder und des gesamten lehrenden und hilfspersonals berselben, sowie über die Derwaltung und Einrichtung ber eigentlichen Universitätsinstitute und der öffentlichen Staatsbibliotheken enthalten. Der zweite Teil wird alle Dorschriften über den Studienbetrieb an ben öfterreichischen Universitäten umfassen. Das gange Werf ist mit gablreichen erläuternden Bemertungen im Certe und mit noch gablreicheren Anmertungen unter bem Terte verfeben.

Die firchliche Kunftgeschichte in ber tichedischen Literatur murde im Jahre 1904 insbesondere durch die beiden Kunfthistorifer Monsignore Serd. Cehner und Kanonitus Dr. Anton Podlaha in Prag vertreten. Erfterer gibt bas großangelegte Wert "Dějiny umění národu českého" ("Kunitgeschichte bes bohmischen Doltes"), im Derlage ber "Unie" in Prag beraus, welches bereits gum 31. hefte gedieh. Der erfte Teil enthält nebit Einleitung einen historischen Abrif ber Pflege des romanischen Bauftiles in Bohmen und Mahren, beffen Erlauterung fowie auch eine Beschreibung der einzelnen romanischen Bauten in den genannten Candern (S. 1-376). Der zweite Teil (S. 1-320) bietet bis jest eine Beschreibung jener Kirchen, bei welchen sich nur einzelne überreste romanischen Stiles erhalten haben sowie auch eine Darftellung der Bafilitabauten und Klosteranlagen bis gum XII. Jahrhunderte. Ein durchaus originelles Wert, aus eigener Erfahrung geschöpft, denn der Derfasser reifte burch 30 Jahre als Kaplan in ber freien Beit in Bohmen und Mahren von Stadt gu Stadt, von Dorf gu Dorf herum, zeichnete, forichte in den Archiven und beichrieb. Er stellte mit dem Krafauer Universitätsprofessor, hofrat M. Sotolowsti fest, daß die Miniaturentodere von Wischehrad und St. Deit in Prag sowie auch jene von Gnesen und Krafau das Wert einer bohmischen Malerschule aus dem XI. Jahrhunderte find. Wahricheinlich wurden die beiden letteren von der Cochter des Böhmentonigs Wratislaus, Judith, welche an ben Polentonig Wladislaw hermann verebelicht war, von Böhmen nach Polen gebracht. Dottor

Poblaha, welcher im Jahre 1903 burch die Geschichte und Beschreibung des Kunftschates von St. Deit in Prag ("Chrámový poklad svatého Víta v Praze, jeho dějiny a popis") als Kunfthiftoriter rühmlichft befannt murde, gibt die illustrierte Zeitschrift "České kvety" ("Bohmifche Bluten") heraus, welche gum größten Teile der firchlichen Kunft gewidmet ift. Seine neuesten Publitationen sind: "Sochy a skulptury marianské v Čechách od nejstarších dob až do století XVI." ("Marien-Statuen und Stulpturen in Böhmen feit der altesten Zeit bis 3um XVI. Jahrhunderte") und "Obrazy marianské v Čechách ze století XIV.-XVI." ("Madonnen-Bilder in Böhmen aus dem XIV. bis XVI. Jahrhunderte"), beide Publikationen bei W. Kotrba in Prag. Es sind gelungene Reproduttionen von 18 feltenen Stulpturen und 20 Madonnen-Bildern mit entsprechenden Beichreibungen. Die firchliche Kunft pflegt ferner mit Erfolg die von Monfignore Cehner in Drag berausgegebene Monatsschrift "Method" und in popularer form in Olmun "Nás domov" ("Unser Beim"), in Neutitschein "Nový život" ("Neues Ceben") und in Prag "Čechie"; famtlich Monatsschriften.

Prof. Dr. Josef Kachnik.
Ethische Gesellschaft. Am 10. Desember werden es zehn Jahre, daß die konstituierende Versammlung der "Ethischen Gesellschaft in Wien" – als deren Gründer die herren Dr. J. himmelbauer und Professor. W. Jerusalem angesehen werden müssen –

stattfand. Mancher wird fich noch des herrlichen Dortrages - betitelt "über das Wesen und die Aufgabe der Ethischen Gesellschaft" (in 2. Aufl. 1903 ericienen) - erinnern, mit dem Pro-fessor Dr. Friedrich Jobl der Bereinsgrundung bie Weihe gab. Obwohl es der "Ethischen Gefellicaft" - teils aus mangelndem Interesse an ihren Bestrebungen, teils infolge der damit im Jufammenhang ftehenden materiellen Dürftigfeit, welche sowohl der Intensität wie der Ertensität ihrer Catigfeit große, allgugroße Schranten auferlegte - mahrend des erften Jahrzehnts ihres Bestehens nicht gelungen ift, breite Massen zu gewinnen oder auch nur die Intelligeng vollzählig unter ihr Banner gu icharen, tann sie bennoch auf ihre Catigteit gufrieden gurudbliden. Don großen Attionen, die fie unternommen bat, und die unbeftritten sozialethischen Wert haben, sind por allem bie Enquete über Entlohnung ber grauenarbeit in Wien, die Enquete über die Buftande im Cehrlingswesen in Wien, die Deranstaltung von Unterrichtsturfen über Jugenderziehung für junge grauen und Madden und die Grundung einer Ausfür Wohlfahrtseinrichtunftsstelle tungen (die fich nunmehr als besonderer Derein losgelöst hat) hervorzuheben. Dazu tommt noch eine große Reibe von Dortragen und Distuffionsabenden, welche alle geeignet waren, in die verschiedenartigften ethischen Probleme Licht und Klarbeit zu bringen.

W. B.

Seuilleton.

Erinnerungen an Theodor Mommsen.

Don Kuftos Dr. S. Frantfurter.

Ein bescheidener Beitrag zu dem schon seit Dezennien abgeschlossenn Bilde des großen Forschers wollen die folgenden Zeilen sein. Wenn sie auch manches bereits Bekannte bringen, so dürfen sie doch hier als persönliche Erinnerungen eines Österreichers* ihre Stelle sinden. Der Geburtstag Theodor Mommsens soll fortan, wie der Windelmanntag für die Archäologen, ein Gedenktag der römischen Altertumssorschung sein und in Würdigung seiner Bedeutung hat allen voran die Wiener Gesellschaft "Eranos Vindobonensis" beschlossen, alljährlich um diese

*Don Ofterreichern befinden sich noch folgende unter Mommsens Schülern: Settionschef Dr. Cwillinsti, die Profesoren Jung in Prag, Bauer in Graz, Swoboda in Prag, Kubitscheft in Wien, A. v. Domaszewski in Beibelberg, Dozent Dr. hartmann in Wien, Profesor Bientowski in Kratau,

Jeit eine der Erinnerung an Mommsen geltende Gedentseier zu veranstalten. Mit gutem Bedacht wurde dafür der Geburtstag gewählt, weil stets daran gemahnt werden soll, welchen dauernden Gewinn Mommsen für die Wissenschaft bedeutet.* So mögen denn auch persönsliche Eindrücke, Erlebnisse und Erinnerungen aus Anlaß der ersten Wiener Gedentseier an Mommsen am Plaze sein.

Denkt man an Mommsens gelehrte Tätigteit, so fällt zunächst seine ungeheure Produktivität und seine erstaunliche Arbeitskraft auf. Man darf wohl ohne Übertreibung
die Jahl seiner Werke, zu denen einige stattliche Solianten gehören, Abhandlungen, Aufjäge, Beiträge zu Arbeiten anderer, auf über
1200 schäften. Das zu seinem 70. Geburtstag
(30. November 1887) erschienene Büchsein von

* Die Seier wird in diesem Jahre am 1. Dezember burd einen Sestvortrag des Ministerialrates Dr. Kamillo Kuranda über Mommsens "Römische Geschichte" begangen Karl Jangemeister: "Theodor Mommsen als Schriftsteller. Derzeichnis seiner bis jest erichienenen Bücher und Abhandlungen" enthält auf 60 Seiten nach Jahren geordnet 920 Nummern. Dabei sind allerdings die verschiedenen Auflagen und Abdrude einzelner Werte und Auffage, ferner die Ubersegungen (ber romifchen Geschichte, des Staatsrechtes) besonders gezählt; bringt man diese in Abzug, bleibt noch immer die stattliche Zahl von rund 850 und feitdem find 15 arbeitsreiche Jahre des bis ans Cebensende ruftig ichaffenden Greifes verflossen! Bedentt man nun, daß Mommsen fich nur wenig der hilfe anderer bei der herstellung der Manustripte bediente und die Korretturen während des Drudes felbst besorgte; so tame man bei der Berechnung der Zeit, die ein normal arbeitender Mann auf Schreiben und Derbeffern verwenden mußte, gu ebenfo intereffanten Ergebniffen, wie ein Statiftiter für die Seststellung des für handschriften, Korrekturabzüge und Druck benötigten Papieres. schon das Gewicht aller einzelnen Bücher und Auffage muß ein recht stattliches sein.

Dag ein Mann von folch großer Arbeitsleiftung rafc foreiben und bag die Schrift eine fehr flüchtige fein mußte, ift flar und Mommsens Schrift war klein und zierlich, mehr andeutend als deutlich und bot Cefern und Segern manche Pein. Befondere Arbeit verurfachte aber die Korrettur; denn meift geftaltete der raftlos arbeitende Gelehrte den Tert fo um, daß er im Caufe der Korretturen, deren er oft mehrere verlangte, von Grund aus verandert wurde. Namentlich war dies bei dem ohnehin schwierigen Sat des großen Inschriftenwerkes der Sall und so erklärt es sich, daß gelegentlich einer Streikbewegung in Berlin in einer sozialbemotratischen Dersammlung ein Setzer ein Blatt des Corpus inscriptionum latinarum mit den Korretturen Mommfens porwies, um zu zeigen, was man von einem Seter verlange. Diese Zumutungen des "Bourgeois" wurden mit größter Entruftung aufgenommen. Gleichwohl erfreute lich der Derfasser der romischen Geschichte, ber vielleicht ber volkstumlichfte Gelehrte Berlins war, auch im Kreise der Sozialdemofraten der größten Derehrung, wie er ja auch selbst im Dorjahr das Zusammengeben der Freifinnigen mit ihnen empfabl.

Schon der erwähnte große Umfang seiner Schriftstellerei läßt ja auch die beispiellose Schnelligkeit, mit der dieser phänomenale Kopf arbeitete, dem die Hand nicht schnell genug folgen konnte, schließen. Aber man muß es miterlebt haben, um es voll zu begreisen. Schon Gustav Frentag rühmt und klagt zugleich in seinen "Erinnerungen" aus der Leipziger Zeit: "Mommsen schuf große Not, denn

taum batte man eines seiner Werte in sich aufgenommen, so war eine andere große Arbeit da, welche wieder zwang, ihm nachzugehen." Aber noch viel eindrucksvoller wirfte es auf die Sachgenoffen, wie rafch etwa dem Auftreten eines neuen Sundes, dem Erscheinen eines neuen Buches oft die eingebenoften und umfaffenoften, den Gegenstand von allen Seiten beleuchtenden, alles in Betracht tommende Material verwertenden Abhandlungen, die nicht felten gange Bücher waren, folgten. Derblüffend wirfte es aber auf die Teilnehmer an feinen Ubungen, wie raich als Ergebnis der Besprechungen von ihnen gelieferter Arbeiten - ich habe es an mir felbst erfahren - die fertige Abhandlung des Meifters im Drud ericien.

Mommsen als Cehrer! Wer es nicht an sich felbst erfahren hat, ber glaubt es taum, welche Summe von Empfindungen diese brei Worte bei jedem weden, der als stolze Erinnerung feiner Studienzeit das Bewußtsein bewahrt, nicht nur "horer" des Mannes, beffen Weltruf ichon lange begrundet mar, gewesen zu fein, sondern dem Kreise berer angehört zu haben, die im engeren Sinne des Wortes feine Schuler waren, die bei ihm die erften Dersuche gemacht und bei ihm arbeiten gelernt haben. Auch ich hatte bas Glud 1879-1881 an Mommiens Ubungen teilzunehmen und unvergeflich bleibt ber Eindruck meines erften Besuches bei dem gefeierten Cehrer, der feine bestimmte Sprechftunde hatte. Um nähere Anleitungen für die Bearbeitung eines mir nach meinem bisherigen Studiengang besonders zusagenden Themas zu erhalten, wanderte ich, ein junger Student, eines Tages nach Charlottenburg, wo Mommsen in der Marchitrage 8 ein nettes hauschen bejag. 3ch wurde in das Arbeitszimmer, drei Treppen hoch, gewiesen, wo mich der greife Gelehrte im Schlafrod freundlich empfing, neben sich auf einem fleinen Sofa Plat nehmen hieß, und fich mit mir alsbald in ein Gefprach über bas in Betracht tommende Thema einließ. 3ch war ihm nicht der Belehrung heischende Neophnt, sondern der jungere Kollege, mit dem er Gebankenaustausch pflog. Um so belehrender und anregender war diese Unterredung, sie zwang ben Meuling, sich rafc die zum selbständigen Arbeiten nötigen Kenntnisse anzueignen und gestärft und gehoben verließ er die mit Buchern bis gur Dede vollgefüllte Arbeitsftube bes Gelehrten, die er mit heiliger Scheu und bangen Bergens betreten hatte.

Daß Mommsen die ihm überreichten Arbeiten samt den darüber schriftlich erstatteten Reseraten sorgfältig prüfte, braucht kaum gesagt zu werden. Die "Besprechung" legte davon Kunde ab, noch mehr bewiesen es die am Rande beigefügten Bemerkungen, die, mochten sie anerkennend ober tadelnd sein, kurz und prägnant waren und auch im Ausdruck seinen eigenartigen Stempel trugen. Es fehlte auch nicht an schaffen und drastischen Bemerkungen; so schrieb er einem — es war auch ein Osterreicher — der dem Meister durch übertragen moderner Begriffe auf antike Verhältnisse glaubte eine besondere Freude zu machen, bei einer etwas gewagten Wendung, an den Rand: »Quod licet Jovi, non licet . . . Mit den einleitenden, mit erklärlicher Spannung erwarteten Worten war Erfolg und Misperfolg der Arbeit ausgesprochen; wie freute ich mich, als Mommsen mit den Worten begann: "Ich habe Ihre Arbeit mit Dergnügen gelesen."

Im Kreise seiner Jünger war Mommsen von großer Cebhaftigkeit und der so ernste und ftets arbeitsfrohe Mann tonnte auch frohgesellig fein. Cebhaft ist mir ein Symposion im hause Mommsens in Erinnerung, das die Teilnehmer an feinen Ubungen am Schlusse bes Sommerfemesters vereinte. Wir hatten die lette Sigung, mahrend die fruheren im "horfaal" der Univerlitätsbibliothet stattfanden, draufen in Charlottenburg, und als wir uns empfehlen wollten, wurden wir im Erdgeschoß aufgefordert, eingutreten und uns gu "ftarten". An einer langen Tafel nahm Mommfen mitten unter den jungen Ceuten Plat und mahrend draugen die Frau Drofessor, unterstütt von ibren alteren Tochtern. dafür forgte, daß Speise und Trant nicht fehlten, ließen brinnen ber liebenswürdige Bufpruch bes Wirtes, dem der alteste Sohn setundierte, die anfängliche Scheu bald ichwinden. Gine besondere Würze des Mables aber mar das amar lebhafte, aber zumeist auf ernster, miljenicaftlicher hohe fich haltenbe Gefprach, deffen Koften der hausherr gum größten Teile felbft trug. Die Unterhaltung betraf zumeift Einzelfragen aus der Geschichte der romischen Kaiserzeit. Da der vierte Band der "romifchen Geschichte" noch ausstand - er ist ja überhaupt nicht erschienen - und der fünfte Band, der ihn zum Teil erfeten follte, damals noch fehlte, fo benütten die Junger die Gelegenheit. den Meifter über Einzelheiten, wie Beurteilung hervorragender Personen und Schriftsteller, wie Cacitus, Juvenal u. a., "auszufragen". Konnte man einerseits die Gewandtheit bewundern, mit der Mommsen die von allen Seiten an ihn gerichteten gragen beantwortete und burch feine icarfgeschliffenen Bemertungen gu meiteren gragen anregte, fo war auch ber feine, oft wigigen, manchmal beißenden Spott enthaltende Con seiner, wenn auch vom Moment eingegebenen Antworten von einbrucksvoller Wirfung. So war auch dieses gemutliche Beisammensein, bei dem Mommfen, der dem Weingenuß nicht abhold mar - fein Weinkeller erfreute sich eines guten Rufes — und seine Gaste wader potulierten, doch auch lehrreich im höchsten Grade: wie in den Abungen bot sich auch hier Gelegenheit, in die geistige Wertstätte des Meisters manchen Blid zu tun und dadurch Gewinn für die eigene Arbeit einzuheimsen.

Daß ein Mann wie Mommsen, der zwar ein icarfes Auge hatte, aber turglichtig mar und sich der Brille bedienen mußte, gu deffen Natur es gehörte, seinen Geist stets mit einer bestimmten grage gu beschäftigen, von ber befannten Berftreutheit bes beutschen Professors, bessen Topus er ja auch im Augern gang gum Ausbrud brachte, nicht frei mar, ift fast selbstverftandlich und eine Reihe felten mahrer, meilt faicher Anetdoten wurde in unferem Kreise und wird jest allenthalben ergahlt. Ein Vortommnis aus dem Jahre 1879, das von Augenzeugen, unmittelbar nachdem es ftattgefunden, ergahlt murde, mag bier mitgeteilt werden. Kaifer Wilhelm wurde nach feiner Rudtehr - es war nach feiner Derwundung durch Nobiling - mit besonderen Seierlichfeiten in Berlin begrüßt. Es fanden Empfänge ftatt: Atademie und Universität brachten ihre Gludwuniche bar. Mommien mußte zweimal, als Mitglied der Atademie der Wissenschaften, beren ständiger Sefretar er mar, und als Universitätsprofessor, erscheinen, jedesmal in anderer Cracht. Da paffierte es dem zerftreuten Gelehrten, daß er den Professorentalar verfehrt anlegte, mit der Innenseite nach außen: fein Geringerer als der damalige Kronpring, der spätere Kaiser Sriedrich III., foll diefen Toilettefehler bemertt und lächelnd verbeffert haben.

Aber diese Zerstreutheit und die sich daraus ergebende Unachtsamfeit auf Aukendinge brachten ja auch den greisen Gelehrten zweimal in Gefahr, ihr Opfer zu werden. Und nicht vergeffen tann ich des ichredensvollen Eindrudes, ben eines Morgens die Nachricht vom Brande, der im hause Mommsens in der Nacht - es war 1880 - gewütet hatte, auf uns machte. Ein noch brennendes Zundhölzchen hatte der Gelehrte in den Papiertorb geworfen und nicht bemerkt, daß dieser in Brand geraten war. Und diese Unachtsamfeit passierte nicht das erstemal: acht Tage vorher mar basselbe geschehen, aber damals hatte eine Cochter es noch rechtzeitig bemerft und ein weiteres Umfichgreifen des Brandes verhütet. Erleichtert atmeten wir alle auf, als wir erfuhren, daß die erften ibn felbft betreffenden Nachrichten übertrieben waren und bas Unglud - groß genug- sich nur auf die Bucher und Schriften erstredte. Gang unverlett blieb er allerdings nicht, aber hauptsächlich maren es wohl ber Schred und die Empfindung bes großen Derluftes, der im Brande der Schriften lag, die ihn aufs Krankenlager warfen. Aber bald siegte seine kräftige Natur und er überwand das körperliche und seelische Leid. Damals zeigte sich aber auch glänzend die große Verehrung, deren er sich erfreute; in kurzer Zeit war eine ausreichende Summe im Kreise seiner Freunde aufgebracht, um die Bibliothek wieder herzustellen. Und dadurch angeregt entstand auch der Gedanke, der bald seine Verwirklichung sand: dem verehrten Manne durch eine Art Dotation, was wohl von privater Seite noch nie geschehen ist, die Möglichkeit sorgenfreien Schaffens zu bieten; über 100.000 M wurden als Ergebnis dieser Sammlung ihm überreicht.

Bei dem Brande gingen jedoch auch handschriften, die Mommsen von auswärtigen Bibliothefen geliehen murden, ju grunde, ein unerfenlicher Derluft für die Wiffenschaft, bei bem nur der Gedante einigen Troft gemahren tonnte, daß Mommsen sie bereits benütt hatte. Und noch nach Jahren wurde ich voll Wehmut an dieses Ereignis erinnert, das der Wissenschaft noch verhangnisvoller hatte werden tonnen. Als ich 1889 in der Bibliothet von Trinity Ball in Cambridge in England eine handschrift verlangte und fie am Standort nicht gefunden wurde, da ichlug ber Beamte nach langerem Suchen im Katalog nach, da er meinte, die von mir angegebene Signatur mare vielleicht falich; lie war jedoch richtig, im Katalog stand aber der Dermert: »burnt at Mommsen«.

Wie bekannt, fam Mommsen noch ein zweitesmal — es war einige Monate vor seinem Ableben — diesmal durch unvorsichtiges Hantieren mit einer Kerze zu Schaden, doch verlor er dabei lediglich seinen Kopfschmuck, die weißen Coden, die sein Haupt umwallten. Aber da er wohl am Geiste, nicht am Körper ein Riese war, so verlor er seine Kraft nicht, wie weiland Simson, mit seinen Loden.

Wie Mommsen der geborene Akademiker war — seine geistsprühenden Reden und Begrüßungsansprachen in der Akademie, in denen er es meisterhaft verstand, mitunter in die liebenswürdigsten Worte den kritischen Stachel zu hüllen, waren ein Geistesfest für jung und alt — so war er auch im besten Sinne des Wortes akademischer Cehrer.

Es klingt deshalb wie eine Ironie des Schickals, daß er seine Cätigkeit als Lehrer an einem — Mädchenpensionat begann. Dielleicht hängt damit die Gemütstiese, die ihm bei aller Geistesschäffe zu eigen war und sich in seinem innigen Derhältnisse zur Samilie nicht minder als zu Schülern und Freunden, besonders aber in seiner Liebenswürdigkeit Frauen und Mädchen und Freundlickeit Kindern gegenüber äußerte, ebenso zusammen, wie das Interesse, das er dem Schulwesen immer

bewahrte. Besonders lag ihm die ungeminderte Pflege der flassischen Studien an den Gymnasien am herzen, wenngleich er einer gedeihlichen Sortentwicklung ber Schulen nicht abgeneigt war; was er aber hafte, das war die Derflachung, die er fur Preugen mit der Schulreform des Jahres 1892 eingeleitet fah. 3ch selbst besitze als wertvolle Erinnerung ein Schreiben Mommsens aus dem Jahre 1892, beffen wesentlichen Inhalt ich hier wohl mitteilen barf. 3ch hatte zwei resumierenbe Artifel über die genannte Reform in der "Neuen Freien Preffe" veröffentlicht und mir fein Urteil über die Reform und meine Artifel erbeten. Er war mit beiden nicht einverstanden: mein Bericht war ihm zu wenig fritisch, was er allerdings auch gunachft nicht fein wollte.

Über die Reform ichrieb er mir am 17. September 1892: "Es ist richtig, daß das ,fraftvolle Eingreifen' des Kaisers zu einem recht traftlosen Ergebnis geführt hat, daß teine "Überstürzung" stattgefunden hat, das heißt kein irgendwie neuer Gebante und fein tonfequenter Dlan durchgeführt worden ist. Das Ergebnis ist Sortwandeln im alten Gleis mit entsprechender Derflachung. Der Unterricht im Cateinischen wird auf bas ichwerfte geschäbigt burch bie Beschränfung des Cateinschreibens. Das absurde Derfahren bei dem frangösischen Unterricht bleibt wie es ist; wo der prattifche Gebrauch der Sprache' hertommen foll, weiß man fo wenig jest wie früher. Das hineinziehen der Politit in den Geschichtsunterricht ift ein mahres crimen læsæ iuventutis; hohenzollerngeschichte mit Friedrich Wilhelm III. und IV. und Burgerfreundlichkeit in unseren Anstalten portragen, heißt geradewegs den Bengeln die Sozialdemotratie einimpfen.

Auf der 1892 eingeschlagenen Bahn ist die preußische Unterrichtsverwaltung auf die Initiative des deutschen Kaisers hin seither fortgeschritten und hat die Sorderungen der Zeit immer mehr erfüllt; mit der Befürchtung, daß dadurch das alte humanistische Gymnasium schwer geschädigt sei, stand Mommsen gewiß nicht allein. Mag aber auch in prinzipieller hinsicht das Urteil anders lauten, daß Mommsen im einzelnen die Mängel scharf und treffend beleuchtete, wird niemand verkennen, und seine kritischen Bemerkungen sind mir bei der Broschüre, die aus jenen Aussätzen entstand, sehr zu statten gekommen.

In besonders lebhafter Erinnerung bleiben mir ein Besuch bei Mommsen zu Weihnachten 1893 und die geistige Frische und jugendliche Schärfe seiner Urteile über die politischen Zustände in Italien und in Osterreich. Erwähnt sei hier, daß Mommsen eine sehr hohe Meinung von dem italienischen Staatsmann Cripi hatte.

Als ich im Sommer 1902 mein "Register zu den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Gsterreich-Ungarn", die auch einige wertvolle Beiträge von Mommsen enthalten und deren 20. Band dem Altmeister zum 80. Geburtstag gewidmet worden war, vollendet hatte, überschickte ich ihm ein Exemplar und trug ihm unter einem die Bitte vor, mich in meinem neuen Unternehmen, der Redaktion der "Pädagogischen Zeit", zu unterstützen und mir, wenn Zeit und Stimmung es gestatten, einen Beitrag zur Derfügung zu stellen. Darauf erhielt ich von Mommsen solgendes, für sein ganzes Wesen und seine damalige Stimmung so charakteristisches Billet:

"Geehrter Herr! Dielen Dank für das nützliche Register, das Sie für die "A. E. M." ("Archäologisch epigraphischen Mitteilungen") hergestellt haben.

Unterstützung für Ihr journalistisches Unternehmen dürfen Sie von einem alten, müden Mann, wie ich es bin, nicht erwarten. Das Hoffen habe ich zu lernen versucht und in einigen turzen Fristen meines langen Cebens dachte ich, es gelernt zu haben; aber wie sehr ich mich geirrt habe und wie alles das wieder verlernt werden muß, das lehrt leider jett jeder Tag. Schule und Staat werden gleichzeitig bei Ihnen wie bei uns sostematisch ruiniert. Ch., 28. September 1902. Ihr Mommsen."

Das Schreiben war wohl Ausbrud feiner bamaligen feelischen Stimmung und bas icharfe Urteil, das für Ofterreich dadurch gemildert wird, daß es auch über Deutschland gefällt ward, mag wohl burch die innerpolitischen Dorgange huben und druben, besonders durch bie schwantende und untlare Unterrichtspolitit in Deutschland und den Nationalitätentampf in Ofterreich veranlagt worden fein. Bezeichnend ift jedoch die gange Außerung für den Ibealismus, der Mommfen stets beseelte, und für die ihm eigene Schärfe des Urteils und die impulfine form ihres Ausbruds, die er fich, mabrend das Alter fonft mild ftimmt, bis gulent bewahrte und die nur eine wehmutsvolle Resignation zuließen. Aber ber "mube, alte Mann" bat seither noch die Ausgabe des »Codex Theodosianus» fertiggestellt und auch in ben Dorgangen des Tages feine Stimme gelegentlich traftvoll vernehmen laffen!

Von der Woche.

20. November. Der beutiche Bergarbeitertag in Dug befürwortet die nationale Gewertschaftsorganisation. - Eine sozialdemotratifche Versammlung in Innsbrud verlangt in einer Resolution, daß ein Nationalitätenbundesstaat ber autonomen Dolfer angestrebt werden foll. - Eröffnung bes Kollegiums für hörer ber tichedischen hochschulen in Prag. Minister Randa halt hiebei eine Ansprache, in ber er den tichechischen Studenten empfiehlt, die Sprachen großer Kulturvölker sich anzueignen und von deren fulturellen und wirtschaftlichen Errungenschaften Nugen zu gieben. Enthüllung eines Dentmals für den Oberbergrat Peter v. Tunner in Leoben. - Eröffnung bes Gewerbeforderungsbienftes für Trieft und Istrien in Triest. — Herrenhausmitglied Graf Abalbert Kottulinsty (geb. 1847) auf Schloß Neudau bei Gra3 †.

21. Hofrat Professor Karl Stellwag von Carion (geb. 1823) in Wien †. — Das t. t. Celegraphen-Korrespondenzbureau veröffentlicht eine Übersicht der bisherigen Ergebnisse des Reformwertes in den makedonischen Vilajets, auf Grund der Berichte der Ivilagenten Osterreich-Ungarns und Ruftlands.

22. Gaserplosion im Südstollen des Karawankentunnels, bei welchem 14 Arbeiter ums Leben kommen. — Die Skupschina beschließt eine Adresse an den Konig, in welcher betont wird, daß freundichaftliche Begiehungen gu Ofterreich-Ungarn die beste Grundlage für eine normale ötonomische Entwidlung Serbiens bilben. - 284. Sigung des Abgeordnetenhauses: Sortfegung der Debatte über die Regierungsertlarung. Der Unterrichtsminifter verteibigt ben Standpuntt der Regierung in Angelegenheit der italienischen Rechtsfatultat, gibt aber gu, daß die Regierung bei Errichtung der flawischen Parallelklassen in Troppau und Teschen sich geirrt baben tonne. Der Ministerprasident nimmt den Statthalter in Tirol gegen die Angriffe des Abgeordneten Dr. Erler in Schut. - Eine Dolfsverfammlung in Innsbrud verlangt neuerlich bie Schließung ber italienischen Safultat und bie Abberufung des Statthalters. — Das neue Sittenstud Artur Schniglers "haus Delorme", welches im Kleinen Theater in Berlin gum erftenmal hatte aufgeführt werden follen, wird von der dortigen Jensur verboten. - In Neapel findet eine tatholische Protestversammlung gegen bie Innsbruder Dorgange ftatt.

23. Inauguration des Rettors der tscheischen Universität in Prag Prosessor. Stora, Der neue Rettor gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Minister Randa für die Errichtung einer tscheichten Universität in Mähren eintreten werde. — 285. Sitzung des Abgeords

netenhauses: Sortsehung der Debatte über die Regierungserklärung. Die Abgeordneten Kaiser, Dr. Petelenz und Dr. Michejda sprechen über die slawischen Parallekkassen in Schlesien, Abgeordneter Biankini greist den Statthalter in Dalmatien an und tritt für die Anerkennung der Zeugnisse der Agramer Universität ("volle Reziprozität") in Cisseithanien ein. Die Kroaten zögen diese Anerkennung dem langen Kampsesür die Gründung einer eigenen kleinen Universität vor. – Der Jungtschechenklub wählt Dr. Pacak zum Obmann, Dr. Stransky zum ersten und Dr. Kramarz zum zweiten Obmannstellvertreter. – Linienschiffskapitän Jerolim Freiherr v. Benko (geb. 1842) in Wien †.

24. Der zweite Wahlkörper des Großgrunds

besites in der Butowina wählt einstimmig den Candtagsabgeordneten, Setretar ber Sinangprofuratur Dr. Alexander Freiherrn v. hormu-3ati (Rumane) in den Reichsrat. — 286. Sigung des Abgeordnetenhauses: Sortsetung der Erflärungsbebatte. Der Ministerprasident erwidert auf mehrere Reden, darunter insbesondere auf jene des Abgeordneten Biantini, ertlärt, daß die Innsbruder italienische Rechtsfatultat deshalb nicht geschloffen werden tonne, weil fonft ben Studenten ein Semester verloren geben wurde, versichert, daß tein handel mit den Cichechen stattgefunden habe und verlangt dringend die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses, "um die wichtigsten Staatsnotwendigteiten zu erledigen, ben Sortichritt gu ermoglichen, den Parlamentarismus zu erhalten". Die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses fei die Erlösung des Staates von seinen größten Sorgen, für die Parteien die Befreiung von allen jenen Gefahren, welche je nach dem im Salle der Sortdauer der Obstruttion ploklamierten Syftem ihnen drohen. Die Abgeordneten Graf Palffn und Freiherr v. Ludwigstorff protestieren in einer Anfrage an den Prafidenten, jener auch im Namen des Polentlubs, des Zentrums, des Rumanenflubs, des flawifden Derbandes und des füdflawischen Sortschrittsklubs, "gegen das unerhörte Dorgehen", daß "einige Abgeordnete die Redefreiheit berart migbraucht haben, daß fie fogar die allerhöchfte Dynastie in emporender Weise in die Debatte gezogen haben". Abgeordneter Daszynsti nennt diese Ertlarung eine arge Provofation und "protestiert gegen diese geschäftsordnungswidrige Bevormundung des Prafidiums". Nach Schluß der Sigung finden auf der Galerie lärmende sozialdemotratische Demonstrationen statt. - Der deutsche Vollzugsausfoug nimmt den ausführlichen Bericht des Diererausschusses über die mit dem Ministerprafibenten geführten Derhandlungen entgegen und empfiehlt den deutschen Parteien, fich ihre weitere Stellungnahme gegenüber den politischen

Ereignissen und den Maßregeln der Regierung vorzubehalten. Angesichts der schwierigen Cage erachtet es der Vollzugsausschuß als die erste Pflicht aller Deutschen, an der Einigkeit unverbrüchlich festzuhalten.

25. Der Verband der Deutschen Volkspartei nimmt den Bericht über die vom Dollzugsausichuffe unternommenen Schritte gur Kenntnis, erflart, bag die haltung und die Ausführungen des Ministerprafibenten unbefriedigend und nicht geeignet feien, das tiefgebende Migtrauen gu gerftreuen, gibt der hoffnung Ausbrud, daß alle Deutschen bei ber Abwehr allfälliger Magnahmen berRegierung, bie eine Schädigung beutscher Interessen bebeuten, gusammenstehen werden und beauftragt den Dorftand, auf den Prafidenten des Abgeordnetenhauses einzuwirfen, daß diefer eine Besprechung der Obmanner aller Parteien einberufe, in der festgustellen fei, ob und wie die Arbeitsfähigfeit des hauses ermöglicht werden tonne. - Die handelstammer in Cemberg mablt den Bürgermeifter diefer Stadt, Dr. Malacomsti, in ben Reichsrat. - Der Candtag ber Proving Rom beschlieft einen Protest gegen die Dorgange in Innsbrud.

26. Eröffnung der Cotalbahn Korneuburg — Ernstbrunn. — Fürst hugo Windischgrätz (geb. 1823) auf Schloß haasberg in Krain †. — hof- und Gerichtsadvotat Dr. Johann Frant (geb. 1839) in Wien †. — Erste Aufführung von Otto Ernsts Schauspiel "Bannermann" im Burgtheater.

Die politische Lage. Don maggebender Seite wird uns geschrieben: Mit feltener Entschlossenheit hat Graf Tisza der Obstruttion im ungarischen Abgeordnetenhaus einen wohlüberlegten, lang und forgsam vorbereiteten Schlag verfest. Mitten mahrend eines ohrenbetaubenden Tumultes ließ der Prafident über einen Antrag auf Abanderung der Geichaftsordnung abstimmen. Che die Minoritat noch wußte, was porging, wurde die Annahme ber neuen Bestimmungen verfundet und gleich barauf bie Session geschlossen. Kein Zweifel, daß bier ein Gewaltstreich vorliegt, aber Graf Cisza will ihn gar nicht beschönigen, offen gesteht er ein, daß "der gangen Komodie ein Ende" bereitet werden mußte, sollten nicht Staat und Nation zu grunde gehen durch das Derhalten einiger weniger, die alle Traditionen und die Pietat für die große Institution des Parlamentarismus vergessen hatten. Und er baut auf die 3ustimmung des Doltes. hat die Nation der fortwährenden unfreiwilligen Derletung der Gefege durch die Regierung mahrend des langen Ex-lex-Zustandes ihre Sanktion erteilt, so wird sie diese noch viel eher der einmaligen nicht. beachtung ber Geschäftsordnung geben, die nur die Wiederherstellung normaler Verhältnisse bezwedt.

Auf Tiszas Vorgehen lenkt sich heute die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur in Ungarn, sondern auch diesseits der Leitha. Es kann folgenschwer werden, dort und hier. Der ungarische Premier hat gewiß nicht an entlegene Länder gedacht, als er jüngst im liberalen Klub meinte, daß jene Völker, denen das Gefühl der Verantwortlichkeit, die Entschlußfähigkeit und die sittliche Kraft zur Überwindung gewisser Krisen des Parlamentarismus mangeln und die dadurch den Bankrott des Verfassungslebens herbeisühren, der Freiheit unwürdig sind, die sie besitzen.

Die Probe auf das Exempel wird in Ungarn nicht ausbleiben. Es ist die Stimmung im Lande, die bei den Wahlen zum Ausdruck kommen wird. Steht die Nation auf Tiszas Seite, dann wird er der große Mann sein, denn wer in der Politik den Erfolg für sich hat, der — hat auch recht.

Ein abnlicher Gewaltstreich in Ofterreich ware von viel größerer Bedeutung, weil bei uns das politische Leben noch lange nicht fo tief in das Dolf gedrungen ift, daß seine Stimme als oberfter Richter gilt. Freilich für den Augenblid icheint gludlicherweise die Gefahr beseitigt gu fein, daß Tisgas Dorgeben bier gur Nachahmung anregen könnte. Dammert es auch noch, durfte doch der Cag nicht ferne fein, wo endlich wieder geordnete Juftande in unferem Parlamente herrichen werben. Der tote Puntt icheint überwunden und die Begiehungen gwischen den Deutschen und der Regierung, die durch die letten Ereignisse in bedenklicher Weise gestort waren, beffern fich. Die jungfte Rede des Ministerprasidenten hat augenscheinlich beruhigend gewirtt und es ift zu erwarten, daß das Mißtrauen der Deutschen gegen die Regierung allmählich schwinden wird. Man hat freilich von einzelnen Seiten eine bestimmtere Sprache von ber Ministerbant aus erwartet; man vergißt dabei aber, wie vorsichtig das Ministerium gerade jest feine Worte mahlen muß, um nicht jenen Elementen, die um jeden Preis obstruieren wollen, den willtommenen Dorwand hiefür gu bieten.

Mit lebhafter Freude muß die Einigkeit der Deutschen begrüßt werden. Mögen sie endlich zu der Überzeugung gelangt sein, daß sie nur durch festes Zusammenhalten und nachdrückliches aber geschicktes Derfolgen ihrer Interessen und festigen können. Untereinander geeinigt, müssen sie Bundesgenossen werden. Hoffentlich werden die eingeleiteten Derhandlungen von günstigem Erfolg begleitet sein und den Weg zur Arbeitsfähigkeit des Hauses weisen. Die Deutschen hemmt so häufig

ihr angestammter hang zur Theorie. In der Politik führt aber meist entschlossenes und geschicktes handeln zum Tiel. Ist auch zu loben, daß sie die Aufstellung eines Arbeitsplanes forderten und sich weigern, die Arbeitsfähigkeit von Fall zu Fall zu erkämpfen, so sollte doch nicht die allzu strenge Verfolgung eines Prinzips wieder die Sache selbst gefährden.

Die Boller Ofterreichs tonnten frohe Weihnachten feiern, wenn ihre Abgeordneten bis babin ein wichtiges Stud Arbeit erledigt hatten.

Ein eingegangenes Wiener Blatt. Im ersten heft wurde mitgeteilt, daß das "Deutsche Tagblatt" aus der von Karl hermann Wolf gegründeten "Oft deutschen Rundichau" bervorgegangen, am 23. Oftober gu ericheinen aufgehort habe und zwei Cage spater an seine Stelle das außerlich fast unveranderte "Neue Deutsche Cagblatt" getreten sei. Nun hat auch dieses Blatt sein Ericheinen eingestellt und damit findet eines ber seltsamsten Kapitel in ber Geschichte ber Wiener Zeitungsgrundungen seinen Abschluß. Ein Kenner ber deutschnationalen Parteis und Pregverhaltniffe Wiens ffiggiert uns im folgenden den Leidensgang sowie die inneren und außeren Urfachen vom Glud und Ende diefes Unternehmens, das eine Zeit hindurch im politischen Ceben Ofterreichs eine so hervorragende Rolle gespielt hat, daß ein Rudblid auf sein Werden und Dergehen hier wohl am Plage ift:

"Sonntag den 20. November ist die lette Nummer des "Neuen Deutschen Tagblattes" er-Schienen. Kaum einen Monat hat die "neue" Berrlichfeit eines alten, icon feit langem dem Untergange geweihten Beitungsunternehmens gedauert: lie mar nur das lette Stadium einer zweijährigen Agonie, beren unerquidliches Schaufpiel nun ein Ende gefunden hat. Diermal hat das Blatt im Derlaufe ber letten zwei Jahre ben Befiger gewechselt und zweimal den Titel. Umsonst waren alle Bemühungen, es in den Dienst ber deutschen Dolkspartei zu ftellen und bafür ihre finangielle Unterstützung eingutauschen; es tonnte fich von dem Todesstoße, den Schonerer feinem Grunder verfett hatte, nicht mehr erholen, und die politische Unfahigfeit der All-Deutschen steht am Grabe eines nationalen Pregversuches, der ein politischer Machtfattor für die Deutschen in Ofterreich hatte werben follen. Daß er es nicht geworden ist und daß vorzeitig in jämmerliches Siechtum verfiel, was fo fraftvoll und himmelfturmend eingesett hatte, baran ist nicht bloß die lahmende Eitelfeit Schonerers fould, nicht allein seine stets lauernde Eifersucht auf Wolf, sondern vor allem sein unausrottbarer, unduldfamer Parteidottrinarismus, der Bismard vergötterte, obne auch nur die leifeste Abnung gu haben von der Technit feiner politifchen Groß.

taten und Erfolge und der, statt mitzuarbeiten am Webituhl der öfterreichischen Politit, ftatt porzubeugen und zu verhindern, sich hinter feine dogmatischen Ideale verschanzte, um dann gegen vollzogene Catsachen mit dem gangen Pathos raditaler Kraftmeierei zu bemonstrieren. Und noch eines trug den Keim zu dem vorzeitigen Siechtum in das Blatt: der burichitofe Leichtlinn. womit es gegründet worden und der auch dann noch am Werte blieb, als fich die Gelegenheit bot, es vom ichwantenben Boden einengenber Bufallsgonnerschaft auf eine solide wirtschaftliche Grundlage zu ruden. Mit einem Betriebstapital, das taum für die herstellung einer einzigen Nummer hinreichte, wurde die "Oftdeutsche Rundschau" am 1. Ottober 1893 aus einem Wochenblatt, das sein Dasein der Opferwilligfeit eines idealgesinnten Parteimannes verdantte, in ein Tagblatt umgewandelt. Am Tage, an dem abends die erfte Nummer erscheinen follte, mußte vormittags erft die Kaution aufgetrieben werden, die damals von jedem Zeitungsunternehmen gefordert wurde. Täglich pochte die Geldverlegenheit an die Pforten des jungen Unternehmens, täglich ftand es vor der Ungewißheit, ob es morgen noch werde fortgeführt werden tonnen. Es war die frohlichfte und unbefummertste Armut, in der je ein Wiener Tagblatt geschrieben worden ift. Geichrieben vom Ceitartitel bis gur Anfundigungsfeite und jede Rubrit voll fprudelnder Polemit, in der die raditalften Ideen fich redten und gebardeten, als wollten fie Walhall vom deutschen Gotterhimmel herunterholen und auf dem Frangensplat als Trugburg ungebrochenen Germanentums errichten. Und diese frohliche Armut lebte einzig und allein von der nationalen Begeisterung, aus der das Blatt hervorgegangen ift; fie trug es über alle Sabrlichfeiten binmeg und eine wohl organisierte Agitation eroberte ihm die deutsche Proving und brach den Widerstand, den ihm die Wiener Kaffee- und Gafthaufer entgegensetten. Die Sehnsucht nach einem unabhängigen, nur den politischen und fulturellen Interessen ber Deutschen in Ofterreich bienenben Blatte war fo groß, daß jede Nummer der "Oftbeutichen Rundichau" auch von politischen Gegnern auf das eifrigfte gelesen, man tonnte beinabe fagen: verschlungen wurde. Das Blatt hatte in der Cat auch anfangs so etwas wie eine selbstlose Seele, und Wolf schien der Mann, das Ideal eines unabhängigen Tagblattes zu verwirklichen. Er hatte einige von gleicher Gefinnung erfüllte, ftrebfame Journalisten um fich geschart, auf deren Treue und Selbstlofigfeit er sich verlassen konnte. Mit ihnen bilbete er so eine Art Republit. Nur hatte diese Republit nicht einen Großherzog an der Spige, sondern ihrer gleich zwei. Der eine war Wolf, das offizielle Oberhaupt, der andere Schönerer, das

heimliche, das hinter jeder Außerung felbständiger Meinung Derrat an den Parteigrundfagen witterte und fich nicht genug tun konnte, das junge Unternehmen den torichteften Belaftungsproben zu unterziehen. Es mußte für ihn Prozesse führen, für ihn sich tonfiszieren und gu Geloftrafen verurteilen laffen, und nur auf Umwegen mar es ihm beigubringen, bak eine politische Partei, die nicht im Reichsrate vertreten ift, einem Meffer ohne Griff gleichtomme; benn er hatte einmal das große Wort gelaffen ausgesprochen: "Auf, Goten, lagt uns fterben!" und er hielt es fur eine besondere Charaftertugend, an einer Dummheit festzuhalten, auch wenn sie so handgreiflich war wie die, daß ein Polititer - nota bene: ein Parteiführer! um eines rhetorischen Dersammlungseffetts willen fich und feinen Anhangertreis gur refignierenden Untatigfeit, b. h. gum Selbstmorbe, auffordert. Wolf mochte die besten und reinsten Ablichten haben, er wurde an ihrer Ausführung burch das Gefühl parteipolitifcher Abhangigfeit und durch die bottrinare Undulbiamfeit bes Schlogherrn von Rojenau gehindert. Dazu tam noch die ftandige Sorge, Mittel gur Sortführung des Unternehmens zu beschaffen. Da Wolf tein Gefcaftsmann war, pumpte er nur für den Tag das Allernotwendigfte, statt durch eine arofie Sinanzattion die Dorbedingungen zu einer ruhigen Entwicklung zu ichaffen. Und bennoch hielt das von täglichen Geldverlegenheiten umbrandete Schifflein ftand, obwohl oft monate. lang der Steuermann fehlte. Wolf mußte fich auf die Jagb nach Mandaten fur die Gonner feines Blattes begeben, und als endlich bie "Allbeutsche Partei", bant seiner Agitation, fechzehn Mann ftart, aus bem beutschböhmifden Wahlkampfe ins Parlament einzog, ba hatte es ben Anschein, als sollte bas verhöhnte "Spagenblattden" ein politifder Machtfattor in Ofterreich werben. Die fturmifchen Babeni-Cage tamen, wo der "Oftbeutichen Rundichau" aus jeder Konfistation neue Abnehmer erwuchsen, es folgte das Duell mit Badeni, das Wolf eine Nationalspende eintrug. Das icone Summchen wurde jedoch im Freudenrausch vertrobelt, bie "Allbeutiche Partei", die nur in Kataftrophenpolitit ihr heil erblidte, begann in bemonstrationsfreien Stunden sich in perfonlichen Eifersuchteleien zu ergeben, und als Badeni gestürzt war und der große Novembersturm fich gelegt hatte, war auch bas fette Jahr porüber und es folgten wieder die mageren Jahre, bie für das Blatt sich um fo schlimmer gestalteten, als der Kredit erschöpft und die Begeisterung verflogen mar und Wolf feine gefährlichften Seinde im eigenen Parteilager hatte. Endlich ward durch eine von freiwilligen Privatdetettiven ausspionierte Weibergeschichte jene Stelle gludlich entblößt, wo auch Deutschöhmens "Jungssiegfried" verwundbar war. Er fiel und mit ihm brach seine Schöpfung zusammen: die "Ostdeutsche Rundschau". Was dann folgte, war nur mehr ein Kampf um einen Leichnam. So hinterläßt das eingegangene Zeitungsunternehmen keinen anderen positiven Gewinn, als daß es einige heimische Begabungen entdeckt und in die Literatur eingeführt hat.

Puppen.

Ein Duppenfest für Große!

Es ift fo verlodend, aus der Rumpeltammer ber Erinnerung wieder einmal die verstaubten, verrofteten Kindheitstraume heraufzuholen; wieder einmal die alten, einfachen Spiele gu fpielen, vergnügt und harmlos und mit jenem findlichen Eifer, der die Wangen gluben und bie Augen glangen macht und bem Spielenden bas wonnige Bewußtsein vorgautelt, daß er arbeite! Es gibt wenige so anregende und turgweilige Beschäftigungen im gangen Bereich ber weiblichen handarbeiten wie das Duppentleidernaben. Die Nabte find fo turg, die Mube ift so flein, die Aufgabe ist so dankbar. Dieses Wühlen in Stoffen, Sarben und Möglichkeiten bat einen gang eigenartigen Reig, einen doppelten Reig, wenn dabei die Dorftellung freudeleuchtender Kinderaugen mitwirft und anfeuert.

Und um wieviel mehr mulfen die Erwachsenen in dieses Arbeitspiel hineinzulegen wissen als die gludlichen, dummen fleinen Mabden, die mit ungefdidten Patichbandden die geliebte Puppe in irgend einen alten Cappen wideln, immer wieder auf die gleiche funftlofe, formlofe Art, mit Unterfchieben, die nur der Kindesphantasie etwas bedeuten tonnen. Um wieviel mehr muffen die flinten, feinen, geschidten Singer leiften tonnen, benen ein entwidelter Gefdmad, ein geubtes Auge, ein fünftlerifder Sinn gebietet! Bewufte Schöpfertraft, neue Ibeen, in benen fich alles wunderbar ausbruden läft, was man von Schonheit, von Freude an Ceben und Sarbe, von Phantafie und von humor in fich tragt, wie muffen fie wirten, wie muffen fie ichlummernde Gaben weden, von benen bie Besigerin nichts ge-

Was haben die tausend Puppen, die jüngst im großen Musikvereinssaal zugunsten des Vereines "Säuglingsschutz" von ihren Spenderinnen und Schneiderinnen verkauft wurden, von alldem erzählt?

Dieser Jahrmarkt bot ein merkwürdiges Bild. Da war ein Gewoge und Gedränge, viele Erwachsene, wenige Kinder, um die entzüdenden Puppen geschart — um die Leblosen und die Cebendigen, die gleich toftbar getleidet und gleich diamantenfuntelnd auf ober hinter ben Dertaufstischen standen. Es bat den leblosen Duppen fehr geschabet, daß ihre Coiletten benen der lebendigen fo abnlich waren. Es war ein zu ungleicher Wettbewerb, fteifen, glasäugigen Dinger tonnten natürlich trop ber prachtvollen Toiletten auf ben bolgernen Leibern, mit ihren genau fo icon angezogenen Dertauferinnen, zu denen die befagten Toiletten fo unvergleichlich beffer paften, nicht tonturrieren. Diesen Puppen hatte man die runden roten Babymangen erft wegnehmen und ihnen das schmale, blasse, mude Gesicht der modernen Weltdame geben muffen, ehe man fie in diefe Kleider ftedte. 3ch bin überzeugt, bas Kind, das mit schüchterner, zweifelnder Freude diese Duppe in der defolletierten Seiden robe empfängt, fragt nicht nach der Koftbarteit ber Slitterstiderei auf bem Ausschnitt, noch meniger nach dem tadellosen Sin des Kleides auf der geschnurten Taille, die feinem naturlichen Geschmad zuwider fein muß; es wird ihr daheim, sobald es mit ihr allein ift, den Staat rasch ausziehen, sie in die wohlbekannten lieben alten Cappen wideln, ins Bett legen und in ben Schlaf lingen. Was tut ein Kind mit einer Balldame? Sie ist seinem Ideentreis fremd, seine Phantasie tann sie nicht beleben fie ift ihm nichts, hochstens eine unangenehme Erinnerung an harte Worte, die man bekommen hat, wenn man Mama in abnlicher Gewandung bewundert und dabei umarmt ober sonft irgendwie angerührt bat.

Diese Ballpuppen, diese latest fashion dress-Puppen, diese Modellpuppen aus Modesalons sind nur ein Spielzeug für Große, für jene Modedamen, denen das Kleid an sich in seiner letztmodernen Ungestalt mit allen sinnslosen Auswüchsen Selbstzweck ist.

Da ist's mit den Duppen in Nationaltracht schon eine andere Sace. Die sind malerisch, interessant und lehrreich. Jum Beispiel diese bosnische Bäuerin mit dem goldgestidten Rod— ein kleines Kunstwerk bis in jedes Detail—alles "echt", alles handarbeit, vom kopsichmud bis zur bunten Schürze. "Preis 200 K" liest eine vorübergehende Mutter von dem angeschefteten Zettel ab. Ihr Cöchterchen besieht die Duppe mit altklug prüsendem Blid. "Sie ist aber ganz hübsch", sagt sie nach einer stummen Weise.

Wirkliche Freude hatte jung und alt an ben Gruppen. Da war ein Altwiener Hochzeitszug, der geradezu stimmungsvoll aussah. Die tonventionell lächelnden "Puppengesichter" schienen für den kusstlichen Lodenausbau, die stelfen Kostüme und den ganzen zierlichen Auszug wie eigens geschaffen zu sein. Noch viel schöner

aber war die Gruppe der froatischen Bauern; jede Sigur von Künstlerhand geschnitzt mit martigen Charakterköpfen, wirkliche Bauerntupen, jedes Gesicht mit seinem eigenen glaubhaften Ausdruck, dazu die wunderdar sein ausgesührten, individualisierenden Gewänder — das war eine allerliebste Täuschung von Leben en miniature. Es war, als habe da wirklich etwas wie Schöpfersehnsucht die Hand im Spiel gehabt — etwas von des Menschen ewig unerfülltem Verlangen, seinesgleichen zu bilden nach seinem Sinn und mit eigener Hand.

Und bennoch — auch diese preisgekrönten Statuetten in ihren kostdaren Crachten, ebenso wie die reizenden Rokokodamen mit den gepuderten Perüden und dem Lorgnon in der kokett erhobenen hand, ja selbst die naturgetreuen Klosterfrauen und die Dominos mit den schwarzen Masken vor dem Gesicht — sie alle waren Spaß und Augenweide für die Großen, Spielzeug für jene raffinierten, blasierten, vergebens nach naiver Freude dürstenden Großstadtmenschen, denen alles gefällt, wenn sie es lang genug vergessen haben, um es neu zu finden.

Dergebens habe ich im Saal nach entgudten Kindern ausgeschaut, vergebens nach den fröhlichen Cauten hellen Jubels gehorcht. Nichts bergleichen tonnte ich mahrnehmen, nur einmal habe ich ein winziges Mägdlein bitterlich weinen gehört, als man es von den Buden wegichleppte. weil es feine Armchen fo fehnfüchtig gu ben Derkaufstischen emporstredte. Es war ja alles viel zu teuer, die kleine betam nichts als ein hafliches, gablenbeschriebenes Brett - ein Tombolalos, um damit eine schone Puppe gu gewinnen. Das Gludsrad dreht fich - verlorene hoffnung, da hilft tein Weinen. Wo aber eine fleine Käuferin vor der gludlichen Möglichfeit ftand, aus all ber blendenden Pracht nach herzensluft zu mählen, schaute sie ziemlich bebrudt von einem zum andern und griff zulett ficher nach irgend einer von ben einfachen, fugen, himmelblauen Bebepuppen, die ein faltiges hangertleidchen anhatte und einen folden but, wie die fleine Kauferin felbst. Das ist die rechte Gefährtin, mit der läßt fich was anfangen, die fieht aus, als tonnte man Freud und Ceid des Alltags mit ibr teilen

Diese ganze schöne Puppenidee hat in ihrer Ausführung wenig Aberraschendes, hervorragend Neues und Originelles gebracht. Es waren im ganzen die alten Gedanken in neuen Gewändern; und es scheint, daß Puppen in jene alten Gewänder gehören, die ihnen die eigene kleine Puppenmama seit ungezählten Generationen eigenhändig verfertigt und angezogen hat. Helene Riesz.

Burgtheater. Bedachtige Buhnenbichter meiben feit einigen Jahren Berliner Erftlings-Dorftellungen ihrer Reuigfeiten und versuchen ihr Glud gern beim nachfichtigeren Burgtheaterpublitum. Solchen Dorfichtsmagregeln hatten wir nur einmal die Uraufführung einer wirtlichen Dichtung zu banten, bie trot aller Schwächen hauptmanns "Armer Beinrich" mar. Sonst sind es fragwürdige Rollenstüde, die wie Sulbas »Novella d'Andrea« und "Masterade" durch Mufteraufführungen gerettet murben ober unbeschadet außerordentlicher icauspielerifcher Leistungen so grundlich abfielen, wie anfangs November "Im grünen Baum zur Nachtigall" und Ende November Otto Ernfts jungftes Schaufpiel "Bannermann". Ernft magt fich an gutgemahlte Stoffe nur leiber mit ungulänglicher Kraft. Das Narrenschiff ber literarifchen Mobejugend von heute wurde einen neuen Sischart ober Molière so reichlich verbienen wie die von Ernft in "Gerechtigfeit" aufs Korn genommenen Prefbanditen einen zweiten Augier und moderne "Effrontes". Auch ber "Jant und Stant" des heutigen parlamentarifden Unwesens ichreit nach rachenben Satiritern, die freilich anders aussehen mußten als ber Schöpfer bes in feinen engen Grengen gar nicht verächtlichen "Slachsmann als Erzieher". Wer uns heute mit politischen Komobien großen Stils tommen will, muß einen hauch von Caffales und Bismards Geift in ihren Kampfen gegen Manchesterleute verspurt haben. "Bannermann" weht nicht einmal ein Cuftchen aus Sardous "Rabagas" herüber Ernits Strafgericht über einen falschen Dolksmann vollzieht fich technisch unbeholfen, mit einem ftarten Aufwand von großen Worten und fleinen Gedanten, mit bewußten und unbewußten Entlehnungen aus ben "Stugen ber Gefellichaft" und bem "Dolfsfeind". Alles in allem ift diefer "Slachsmann als Politiker" eine Klein-Kindertomobie für Erwachsene, die eine Weile geduldig mitgingen, nachgerade aber defto ungedulbiger wurden. Eine Prachtleiftung, Reimers' Dithmariche, rettete ben Schlugaft por bem Außersten. Tropbem sind Bannermanns Tage gegählt und die Kaffen-Rapporte, gegenwärtig der Inbegriff der Burgtheaterdramaturgie, werden gu neuer hetjagb nach neuen Jugftuden fpornen. hartleben, Sulba und Slachsmann find aber mahrhaftig nicht die einzigen, die solche Wunderwerte Schaffen. Wir wollen nachstens ein bigden revidieren, was dem Burgtheater feit Jahren und Jahren an ficheren, flaffifden Jugftuden fehlt. -m.

Die Vereinigung schaffenber Contunftler in Wien veranstaltete im großen Musikvereinssale das erste der geplanten sieben Kongerte. Dom Schaffen der Confunftler in Wien gab dieses Konzert fein Jeugnis. Nur das Bureau der Dereinigung hat sich da tatig gezeigt. Die Dereinigung ichaffender Contunitler in Wien muß fehr reich fein, wenn fie fich ben Lugus gestatten barf, die Sinfonia domestica« mit Aufwendung ansehnlicher Kosten gung spielt also die Rolle tunstfreundlicher Bantiers. Oder ift es Aufgabe junger, ftrebender, jum Teile noch in den Studien ftedender Künftler, mit der Aufführung einer Tondichtung gu progen, die von allen Kongertinstituten ber Welt, um der Sensation willen, eifrigst umworben wird? Ist das die mit start instrumentierten Phrasen angefündigte Reform der Wiener Kunftpflege? Direttor Mahler, der Ehrenprafident der Bereinigung, hatte dem Prafibenten Alexander von Jemlinsgin, den eine außerordentliche Dirigentenbegabung auszeichnet, längst die gebührende Stellung in der hofoper bieten follen. Wird erft bas Ausland nach Jemlinszty langen, so verlieren wir wieder ein startes beimisches Calent. Indeffen fordert Jemlinsgin als Prafident der Vereinigung den Dirigenten Guftav Mahler, gibt ihm Gelegenheit, nach langer Zeit wieder in Wien am Dirigentenpulte des Kongertsaales zu erscheinen und durch die Aufführung der »Sinfonia domestica« seinen festgegründeten Dirigentenruhm noch zu mehren. Das ift sicher eine gang vertehrte Methobe. Die bentbar verwideltste Orchestertechnit des Richard Straug und die bentbar genialfte Orchefterführung Mahlers konnte man in dem Konzerte bewundern. Was Gustav Mahler an der Spige eines noch jungen Orchesters vollbrachte, grengt ans Wunderbare. Die innere Erregung verbirgt er durcheine ungezwungenehaltung des taum irgendwie bewegten Korpers; allein ber Blid regiert, der Wille, der fich unfichtbar wie durch geheime Kräfte aufs Orchefter überträgt. Die Instrumente werden gur höchsten Anspannung bis über die aukerften Grengen ibr natürlichen Ceiftungsfähigkeit gezwungen, und Guftav Mahler rührt taum die hand, icheint nur einem leichten Spiele porzustehen. Nie hat man eine so aufregende Rube beobachtet. Aus taufend erzentrifden Jugen gestaltete er ein Bild voll geistigen Cebens und der Wit aller klingenden Samilienscherze sprühte aus der »Sinfonia domestica«. Das Werk selbst soll in der "Chronit" noch besprochen werden. Auch die "Dionysische Phantasie" Hauseggers, das Lärmstüd eines begabten Consehers, den der Wiener Konzertverein vor einigen Jahren in Wien eingeführt hat, und die ästhetischen Derirrungen, welche der Münchener Conzerseher Bischoff "Gesänge mit Orchester" nennt, fordern eine eingehende Behandlung. Der Jubel im Saale, zumal nach der Meistertat Gustav Mahlers, war ohne Grenzen. r. h.

Aus Salgburg wird uns geschrieben: Im Stadttheater fand am 21. November die Uraufführung des Dramas: "Der Schleier der Maja" vom Wiener Schriftsteller S. v. Selbegg ftatt. Man tennt den Autor bisher mehr als Derfasser einer Angahl philosophischer Schriften, und Karl Camprecht nennt ihn in seinem Geschichtswerke: "Aus jungfter beuticher Dergangenheit" einen Vertreter des modernen metaphnfifden Dentens. Hun, philosophifden Gehalt hat Selbeggs Drama zweifellos auch, aber ebenjo zweifellos ist es dem Derfasser gelungen, diesen Gehalt in eine wirksame dramatifche, ja buhnengerechte Sorm zu gießen. "Der Schleier der Maja" ift ein Drama der Derneinung: in brei großen Bilbern, dem fterbenden Sotrates, dem dem Pobel ausgelieferten Nagarener und einem durch Selbstmord endigenden Meister der Renaissance (Brunellesco?) wird uns die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens nach Vollkommenheit vorgeführt; ein Dorfpiel und zwei Zwischenspiele, in benen Maja, der Dichter und der Juseber auftreten. erlautern in reich pointiertem Dersbialog biefen Grundgedanken. Die Vorstellung war eine fast durchwegs gelungene, teilweise fein abgetonte. Die hauptrollen, Maja und die drei Titelhelden, wurden trefflich gespielt. Das Publitum stand pom Dorfpiele an unter dem Banne eines ftarten fünftlerischen Eindruds und spendete insbefondere nach dem Nagarenerdrama - in dem, nebenbei bemertt, die Sigur Christi unter der Maste des Predigers Silas unvertennbar und bedeutungsvoll hervortritt - sowie am Schlusse lebhaften Beifall, für ben ber anwesende Autor wiederholt danken konnte.

Old Öfterreichische Rundschau, siest 5. a Redaltionsschluß 26. November 1904. ausgegeben 1. Dezember 19

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Don Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wiefer.

Ш

Der nationale Streit in Böhmen.

1. Geschichtliche Einleitung.

Um zu einem richtigen Derständnisse für die nationale Krise in Österreich zu kommen, muß man den nationalen Streit in Böhmen verstehen, von dem sie ausgegangen ist. Was aber in Böhmen vor sich geht, darüber sind sich wohl die wenigsten Österreicher außerhalb Böhmens wirklich klar. Auch die wenigsten Wiener, wiewohl man es von der Reichshauptstadt anders erwarten sollte.

In unserem wider alle Regel gewachsenen Staatstörper pulsieren neben dem großen Kreislauf der deutschen Kultur auch noch die kleineren des fremden nationalen Eebens, und mit diesen hat auch Wien, obwohl es in allem übrigen der Brennpunkt des Reiches ist, doch nur wenig Verbindung. Der Deutschöfterreicher vermag die anderen Nationalitäten immer nur nach der Macht zu beurteilen, mit der sie ihren Ansprüchen nach außen Nachdruck geben, aber er hat doch fast gar teine Kenntnis davon, was in ihrem Inneren vorbereitet ist. Das goldene slawische Prag ist von Wien durch eine Mauer getrennt; hinüber und herüber berichten die Zeitungen wie bei einer belagerten Seltung doch nur über die Senjationen, vom täglichen Creiben erfährt man nichts. In Wien hat man zwar das Zentralparlament, die Bühne, die die politische Welt des Reiches bedeutet und die alle "Provinzgrößen" vorführt, aber weil man die Säden nicht kennt, die die Bühne mit der Wirklichkeit verbinden, hat man für die parlamentarischen Vorgange taum die rechte Deutung. Crop des naturaliftischen Cones, der neuerdings beliebt geworden ist, glaubt man nicht gang an die innere Wahrhaftigkeit der Reden oder Szenen und ist nur zu bereit, das als eine Art Schauspiel zu genießen, was bei mancher Abertreibung so tiefer Ernst ist. Don der Wirklichkeit sieht man nur so viel, daß der fremde Nationale sich dem überwältigenden Leben der deutschen Weltstadt gefügig unterordnet; unwillfürlich zieht man den Schluft, daß er sich zu hause, wo er der herr ist, ebenso gebarde und daß es im Grunde ziemlich leicht sein musse, mit ihm fertig zu merben.

Öfterr. Rundfcau I, 6.

22

Mein Schickal hat mich aus meiner Daterstadt Wien für lange Jahre nach Prag und vor turzem von dort wieder hieher zurückgeführt. Ich habe es an mir erlebt, welch anderen Eindruck die Dinge dort machen, wenn man sie an Ort und Stelle sieht, ich habe es an mir erlebt, wie schwer es ist, das treue Bild des Gesehenen festzuhalten, sobald man wieder in die weichere Stimmung Wiens untertaucht. Noch glaube ich, alle wesentlichen Jüge bewahrt zu haben, in den ruhigeren Linien, die der Blick aus der Ferne gibt, und vielleicht ist mir die Bemertung gestattet, daß ich mich so ziemlich in denjenigen äußeren Umständen besinden dürste, die für eine Berichterstattung die günstigsten sind. Die Zeugen aus dem Lande selbst, die über die Dinge am besten unterrichtet sein müßten, werden vielleicht minder glaubwürdig scheinen, weil sie die offenbaren Anzeichen der Erregung tragen, die dort die Gemüter beherrscht.

Diese Erregung ist es, die an allen Einwohnern Böhmens so auffällt. Ich habe immer gefunden, daß in Wien und anderen, dem Kampfe ferneren Orten beide Parteien, die Deutschen wie die Cschechen, als "nicht ganz richtig" angesehen werden. Am liebsten möchte hier der ruhige Bürger mit ihnen, die das Reich aus den Jugen bringen, kurzen Prozeß machen, und nur, weil man sich überzeugt hat, daß etwas Gefährliches in ihnen stede, muß man sich wider Willen dazu entschließen, sie behutsam anzufassen. Doll Ungeduld wartet man ab, ob sie nicht endlich zur Dernunft kommen wollen.

In der Cat wird auch derjenige, der die Dinge in Böhmen besser kennt falls es ihm gelungen ist, sein tühles Urteil zu bewahren — zugestehen, daß die Erregung bort alle Mertmale der Aberreiztheit hat. Weniger noch als der einzelne Mensch, vermag eine Nation einer leidenschaftlichen Bewegung mitten in ihrem Caufe Halt zu gebieten, sie wird sie, solange sie nicht durch höhere Gewalten getreuzt wird, bis zum Ende durchleben müllen, dabei wird die Bewegung alles mit sich reißen, wie die flutende Menge auf der Straße jeden, auch den Ruhigsten auf ihren Wogen fortträgt, weil sie im allgemeinen Gedränge keinem die Freiheit läft, die er braucht, um sich nach seinem Entschlusse zu bewegen. Die Entwicklung in Böhmen hat die alten Parteiverbande, welche bei den Massen Ansehen hatten, vernichtet ober gelodert, niemand ist da, weder auf dieser noch auf jener Seite, der Einhalt gebieten könnte. So hat denn die Spannung einen Grad erreicht, der für die Burger im Cande selber beklemmend geworden ist, das Volk ist in zwei nationale Cager geteilt, die sich erwartungsvoll gegenüberstehen; von jedem Namen, ber neu genannt wird, ist es die erste Frage, ob er zu den Deutschen, ob zu den Chaechen zu zählen sei, von jedem Ereignisse ist es die erste Erwägung, ob es hier oder dort das Gewicht verstärken werde. Ab und zu kommt es zu häklichen Ausschreitungen und immerfort zu den lächerlichsten Übertreibungen. Webe dem tichechilchen Abgeordneten, der sich auf der Heimreise vom Wiener Reichsrate vergift und, sobald der Zug tscheckischen Boden berührt hat, noch in deutscher Sprache nach einem Schaffner ober Kellner ruft! Es wäre nichts leichter, als in Böhmen

eine Satire zu schreiben — und hoffentlich sind wir der Zeit auch nicht mehr zu ferne, in der sie geschrieben werden darf.

Aber welch ein Irrtum wäre es doch, zu glauben, daß alles das, was auf Böhmen lastet, nur das Erzeugnis frevelhaften Abermutes ist, der "ruhigen verständigen Menge" aufgedrängt durch ein paar Schreier, durch die bosen Zeitungen. durch Abenteurer, die nichts zu verlieren haben, und daß es nur eines mannhaften Entschlusses bedürfte, um den wüsten Traum abzuschütteln. Nein, was sich in Böhmen vollzieht, hat seinen tiefen Ernst und seine strenge Solgerichtigkeit; es sind geschichtliche Notwendigkeiten, getragen von den mächtigften Strömungen der Zeit, bem Criebe nach Freiheit und nach nationaler Kultur, die unter sich und mit den überlieferten Staatsformen in Widerstreit geraten sind, geschichtliche Notwendigkeiten, beren Vollzug seine wohlgemessene Zeit braucht, geschichtliche Notwendigkeiten, die ihre Würde behaupten, auch wenn die handelnden Personen nicht immer der Größe ibrer Aufgabe gewachsen sind. Jeder österreichische Datriot mußte beglückt sein. wenn die absolute Monarchie den Staat so fest geeinigt hatte, daß wir so wie unsere begünstigteren Nachbarn die Segnungen des Sortschrittes ohne die Solge der nationalen Wirren hätten genießen können, aber wer durfte wunschen, die Justände auf das Maß vor 1848 zurückgeschraubt wurden? Wie konnte ber Sortschritt vermift werben, ben seither jedes Jahrzehnt gum andern gebracht bat? Und vielleicht nicht trok des Kampfes, sondern mit durch den Kampf gebracht hat!

Die Staatskunst ist geschichtlichen Notwendigkeiten gegenüber keineswegs zur Untätigkeit verurteilt, im Gegenteil, wenn man gesellschaftliche Leiden mit Erfolg behandeln will, ist es gerade wie bei den Krankheiten des Körpers das erste, daß man ihre Ursachen und deren Ablauf verstehen mußt. Statt müßig zuzuwarten oder die Geister durch einen sinnlosen Erorzismus zu beschwören, wird der erfahrene Arzt handeln. Die Operation, die in Böhmen zu vollziehen sein wird, ist nicht ganz einfach, aber glücklicherweise ist die Zeit, in der die schwersten Mittel gebraucht werden mußten, längst vorüber, in der hauptsache ist der Kampf längst ausgetragen, der damals begonnen hat, als König Ottokar gegen König Rudolf vor den Toren Böhmens sein Ceben verlor. Der Konflitt von heute ist doch nur ein schwaches Nachspiel zu den wilden, blutigen Kämpfen, die in der Hussitenzeit die Nachbarländer Böhmens weithin und im Dreiftigjährigen Kriege das halbe Europa in ihre Kreise gezogen haben. Früher ein Kampf, in welchem zwei selbständige Mächte mit allen Mitteln der Gewalt um den höchsten Einsak stritten, ist es heute ein Streit zwischen den Parteien eines Staates, ja eines Landes in einem Staate, ein Streit, in welchem alle die tönenden Worte von Kampf und Sieg doch nur übertragen und übertrieben gebraucht werden und der mit den abgestumpften Waffen der politischen Parteien geführt wird, während die triegerischen Waffen und selbst die entscheidenden Machtmittel der bürgerlichen Gewalt im alleinigen Besitze des Staates und von diesem neutralisiert sind.

Es ist nicht schwer, die Erklärung dafür zu finden, daß der alte böhmische Kampfesboden auch heute noch nicht ganz zur Ruhe gebracht ist. Ein Blick auf die Candiarte und Sprachenkarte Böhmens belehrt uns.

Selten ist der politischen Gestalt eines Candes ihr Plan durch die natürliche Gestaltung des Bodens so genau vorgezeichnet worden. Die ringsum durch weite, maldige Bergwälle umichlossenen fluggebiete der oberen Elbe, Moldau und Eger, mit der einzigen Ausgangspforte bei Tetschen-Bodenbach — wo die gesamten, in einem Strombette vereinigten Niederschlagswasser des Candes das Randgebirge durchbrechen — bilden eine natürliche geographische Einheit; oder wie Goethe zwar nicht gang genau, aber mit glüdlicher Freiheit des Ausbruckes sagt, "es läft sich Böhmen als ein großes Cal ansehen, bessen Wasser bei Aussig abfließen". Böhmen ist denn auch, solange wir seine Geschichte kennen, eine politische Einheit gewesen, hieran hat sich auch nichts geändert, als die Deutschen hereinkamen. Die Cschechen halten von der Besigergreifung ber die ganze Mitte geschlossen besetzt, die Deutschen wurden später als Kolonisten berufen, um die köhen am Rand zu besiedeln. Ihre Ansiedlungen bilden also kein Cand für sich — wäre es so, so wäre Böhmen längst politisch auseinandergefallen und Österreich hätte ein kerndeutsches Kronland mehr — aber sie liegen auch nicht mit den tschechischen gemischt durcheinander, sondern wie ein Band, hier breit entfaltet, dort schmal eingezogen, umrahmen sie die letteren, die nur an der östlichen Grenze mit denen der mährischen Cschechen verbunden sind. Die ganze langgestreckte Linie, in der fast ringsum zwischen höhenrand und innerem hochland die beiden Sprachgebiete zusammenstoßen, folgt nirgends einer natürlichen Abgrenzung, so scharf sie auch durch den nationalen Gegensatz der Bewohner gezogen ist. Die schmäleren oder breiteren deutschen Randbegirte muffen mit dem tichechischen Kern, durch den ihre kurgeften Berbindungen geben, zu einem politischen Körper zusammengefaßt werben, es sind zwei widerstrebende Stoffe und nur ein Gefäß: das macht die eigentümliche Schwierigkeit des politischen Problems aus, das in Böhmen zu lösen ist und bei dem gegenwärtig selbstverständlich die einfachen, rohen Auskunftsmittel einer früheren Zeit, kriegerische Unterwerfung und Ausrottung oder gewaltsame Nationalisierung, ausgeschlossen bleiben muffen.

Betrachten wir nun die beiden Dolksstämme, die sich gegenüberstehen.

Abgesehen von Eger, das deutsches Stammland ist und erst durch Derpfändung mit Böhmen vereinigt wurde, sind die Deutschen als Kolonisten eingewandert. Sie haben jedoch durchaus ihr Stammesgefühl ungebrochen bewahrt, anders als die deutschen Kolonisten in Ungarn, die sich in der großen Mehrzahl als deutschesprechende Bürger der Krone Ungarns fühlen. Sie wohnen im unmittelbaren Anschluß an das große deutsche Sprachgebiet im Reiche und in Österreich, Rücken an Rücken mit den Brüdern in Preußen, Sachsen, Bapern, Österreich ob und unter der Enns. Es gibt keine Macht, die groß genug wäre, sie von ihrer Nationalität abzulösen. Sie sind ebenso tücktig als Bauern wie als Städtebürger, sie sind es, denen die

industrielle Blüte Böhmens zu verdanken ist. Der wirtschaftliche Aufschwung, in dem sich namentlich ihre zahlreichen Städte im Norden befinden, steigert ihre Widerstandskraft und das Gefühl ihrer Selbständigkeit.

Die Tüchtigkeit des tschechischen Stammes in Böhmen wird man am besten würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß von all den Slawen, die früher zwischen den Alpen und der Ostsee im Meridian von Prag ihre Wohnsitze hatten, sie die einzigen sind, welche sich gegen die vorrückenden Deutschen behauptet haben. Aberall sonst ist die flawische Sprachgrenze weit nach Often vor den deutschen Ansiedlungen gurudgewichen, die sich um Bohmen herum, über Mahren und Schlesien fast zu einem Ringe geschlossen haben. Dergleicht man Böhmen mit Mähren und Ofterreichisch-Schlesien, so fällt auf, daß hier die Deutschen, dort die Cichechen im Besike der hauptstadt sind. Aberhaupt hat der nachgiebigere tschechische Stamm, der Mähren und Schlesien bewohnt, kaum städtebildende Kraft, der böhmische hat sie. Neben Prag und dessen Vororten mit einer halben Million Einwohnern stellt er noch in Pilsen, der zweiten Stadt des Candes, die überwiegende Mehrheit der Bewohner; die Deutschen, so großen Anteil sie an der Gründung und Entwidlung haben, sind in beiden Städten auf eine Minderheit zurückgedrängt. Während Mähren geschichtlich schon bald gegen Wien gravitiert hat, wurzeln im böhmischen Boben die großen geschichtlichen Erinnerungen der Cschechen, an das Königtum ber Przemysliden, an das luremburgiche Kaisertum, an die kurze Spanne selbständiger nationaler Kultur, die dem Dolke bis zur Schlacht auf dem Weißen Berg beschieden war und aus der die Gestalt des Reformators huß in weltgeschichtlicher höhe herüberragt. Von Böhmen ist auch die gegenwärtige nationale Bewegung hauptsächlich ausgegangen. So erklärt es sich, daß die Deutschen in Mähren, obwohl im ungünstigeren Derhältnisse der Dolkszahl, doch die vorteilhaftere politische Stellung innehaben als die in Böhmen, deren Wohnsitze sozusagen strategisch schlechter liegen und die es mit dem weitaus gefährlicheren Gegner zu tun haben. Die realen Kräfte sind in den beiden Candern zwischen die beiden Nationen verschieden verteilt, politische Aufgaben verschiedenen Inhaltes und verschiedener Schwierigkeit sind hier und dort gestellt, die bei natürlichem Ausgang zu verschiedenen Colungen führen muffen.

Die zähe Cebenstraft des tschechischen Volkes schien durch den Dreißigjährigen Krieg und die folgende lange Periode der absoluten Herrschaft endlich gebrochen zu sein. Die Regierung wurde immer mehr in Wien zentralisiert und der Zentralismus hat, soweit er von jedem nationalen Gedanken entfernt war, bloß durch den Mechanismus einer auf tunlichste Vereinfachung zielenden Verwaltung germanisiert. Die großen Fortschritte der Verwaltung seit Maria Cheresia und Josef haben das Netz des deutschen Einflusses außerordentlich verdichtet, dazu kam der Ausschwung der deutschen Bildung seit der Sturm- und Drangzeit, der alle bildungsfähigen Elemente des Candes in seinen Bann zog. Don den Knotenpunkten der weltlichen und geistlichen Ämter, der Edelsite, der Städte, der höheren und selbst der niederen

Schulen breitete sich über das tschechische Sprachgebiet deutsche Kultur, an seiner Oberfläche schien es mit dem deutschen Sprachgebiet ganz und gar zu einer Einheit verwachsen. Die tschechische Sprache war zur Sprache des gemeinen Mannes herabgesunken und war selbst in dessen Gebrauch schon von starken deutschen Einslüssen durchsetzt, das nationale Selbstgefühl war geschwunden, es schien, daß das ganze tschechische Gebiet nach wenigen Menschenaltern bis in die Tiefe germanisiert sein müßte.

Daß dieser halbvollendete Prozest aufgehalten wurde und daß das tschechische Volk sich wieder erhoben hat, ist kein bloker Zufall, der auch hätte unterbleiben können, noch ist es ein Werk dieser oder jener führenden Männer, am wenigsten ist es das tunstliche Erzeugnis einer Regierung, die ja aus sich allein nirgends über die Massen Gewalt hat, wenn ihr nicht die treibenden Kräfte der Zeit zu hilfe tommen; es ist die Solge der weltgeschichtlichen Wendung, die überall in Mitteleuropa das Bürgertum in die Höhe gebracht hat. Das Bürgertum brachte überall auch die volkstümliche Sprache mit herauf und, wie das deutsche Volk aus dieser in Sturm und Drang einen neuen Frühling seiner Dichtung zauberte, so belebte jede kleinste Nation, die von der Bewegung ergriffen wurde, die ihrige und mit ihr ihr volkstümliches Empfinden. Das ist das ganze Geheimnis der tschechischen Wiedererhebung, die nichts Wunderbareres an sich hat als jede machtvolle Cebensäußerung aus den Ciefen eines Volkes. Die tschechische Sprache war in den Massen, obschon verkummert und verdorben, doch immer lebendig geblieben und mit ihr hatte sich in den Herzen der Millionen der nationale Keim lebensträftig erhalten, der in der Sonne der Freiheit überall emporschoft. Im berauschenden Jubel von Erfolg zu Erfolg eilend, fand sich das tschechische Volt in seiner nationalen Kultur wieder zusammen, das verborgene Erbe einer tausendjährigen Geschichte war wieder aufgeschlossen worden und jeder Griff ging ins Volle.

Die nationale Wiedergeburt des tschecksischen Dolkes ist eine Tatsache, die zunächst nur das innere Kulturleben des Dolkes betroffen hat, aber es ist klar, daß sie sich sehr bald in eine politisch bedeutungsvolle Tatsache umsehen mußte. Die neue Derfassung selbst hat der Nation die Wege gewiesen, um sich als politische Partei zu betätigen. Da die nationale Empfindung sich mit der ganzen ungestümen Wucht einer lange zurückgehaltenen Kraft und einer Massenerscheinung losgerungen hat und da sich sofort zeigte, daß, um auch nur für das innerste nationale Kulturseben die Bahn freizumachen, überall politische Widerstände zu überwinden waren, so war der Umschlag der Bewegung auf das politische Gebiet so natürlich wie mächtig. Der politische Zusammenschluß der Nation wurde ein überaus enger, er ergriff alle Kreise und Schichten, niemand konnte sich ausschließen, alle Gegensche wirtschaftlicher und sonstiger Interessen, auch die politischen Gegensähe der liberalen, konservativen, klerikalen Richtungen wurden überwunden und die Nation war für geraume Zeit zu einer politisch selt geschlossenen Partei vereinigt. Nach einer Pause von zwei Jahrhunderten trat sie gegen die Regierung und die

Deutschen aufs neue auf den Plan, mit einem solchen jähen Umschwung von äußerster Schwäche zu imponierender Stärke, daß es nicht zu verwundern war, wenn die überraschten Gegner sie für unbezwingbar hielten und ihr selber im Taumel des Erfolges die höchsten Tiele erreichbar schienen.

Ein neuer politischer Wert war in Böhmen, war in Österreich erzeugt. Wie hoch war er einzuschähen? Welche Wirkungen mußten von ihm ausgehen? Welche Anderungen im Parallelogramm der Staatskräfte mußte er bewirken? Die Fragen konnten nicht mehr abgewiesen werden. Unserer Staatskunst war durch den Lauf der Dinge die Aufgabe gestellt worden, den realpolitischen Wert der Wiedergeburt des tscheischen Dolkes zu bemessen.

Die Aufgabe war schwerer als irgend eine, die heute der inneren Politik irgend eines europäischen Staates gestellt ist; sie wird an Schwierigkeit nur noch in unserer Monarchie selbst durch die der Auseinandersetzung mit Ungarn übertroffen. Es gab wohl teinen Meister, der sie mit einem Male zu erledigen gewußt hatte, ihre Colung mußte gang allmählich in der Erfahrung der Jahre, im wechselseitigen Abmessen aller Kräfte heranreifen. Die Cichechen, ihre Gegner und die Regierungen, sie alle haben in ihrem Urteile geschwankt und geirrt. Am schlimmsten wohl die Nation selbst, als sie sich von ihren Ratgebern in die Täuschung hineinreden ließ, sie hätte ihr verlorengegangenes "Staatsrecht" wieder gewonnen. In Wahrheit bedeutete die nationale Wiedergeburt des tichechischen Volkes nicht im mindelten die staatliche Wiedererhebung der böhmischen Krone, sie hat von den verlorengegangenen Rechten der staatlichen Selbstbestimmung fürs erste nicht den geringsten Bruchteil zurudgebracht, so sehr sie die Erinnerung an die frühere Größe entzündet hat. Eine geschichtliche Erinnerung gleicht in der Macht, die sie über die Gemüter ausübt, den Täuschungen eines schönen Traumes, die das Licht des Tages wieder zerstört, während eine geschichtliche Tatsache, die den Willen der Millionen erhoben oder gebeugt hat, Eindrude von jener Sestigkeit hervorbringt, wie die von Jugend eingewurzelten Gewohnheiten, die sich ungerufen immer wieder vordrängen und hartnädig nach Erfüllung verlangen. Die geschichtlichen Tatsachen, die seit den Entscheidungen des Dreifigjährigen Krieges durch eine mehrhundertjährige kaiserliche Derwaltung geschaffen worden sind, haben die Millionen daran gewöhnt, sich darein zu fügen, daß die oberften militärischen und politischen Gewalten in Wien beim Kaiser versammelt sind. Kein Wunder, daß die tschechischen Romantiker das Staatsrecht niemals zu definieren vermochten, denn fie vermochten in dem realen Bewuftsein ihres Volkes keines seiner Elemente zu finden, davon gang zu schweigen, daß außerhalb des Volkes selbst jede Erinnerung an dieses Recht ausgetilgt war.

Die Cschechen haben durch ihre nationale Wiedergeburt fürs erste keine politisschen Rechte zurückerworben, sie haben nur eine neue politische Kraft gebildet. Don deren Größe und von der Art und Weise, wie sie sie gebrauchten und wie alle übrigen ihre Kräfte gebrauchten, mußte es abhängen, wie sich die Kraft in Recht umsetze.

Ganz Österreich außerhalb Böhmens, ebenso das deutsche Volk in Böhmen selbst hat die politische Kraft der Cschechen lange unterschätzt. Erst nachdem die Alttschechen in den Reichsrat eingetreten waren und mit den Seudalen die Mehrheit im Candtag gewonnen hatten, hat man gelernt, daß man mit ihr zu rechnen habe. Als die Dunktationen im Candtag beraten wurden, erwies es sich, daß auch Caaffe, ja, daß die Alttschechen selbst sie nicht richtig angeschlagen hatten. In den nationalen Schulen und dem großgewordenen nationalen Leben war eine neue Generation herangebildet worden, die über die Ziele der Alttschechen weit hinausging. durch ihre Sühlung mit der öffentlichen Meinung, brachte die jungtschechische Minderheit durch rücklichtslose Obstruktion die Punktationen zu Salle und vernichtete bei den nächsten Wahlen die altischechische Partei. Es gelang ihr überraschend schnell, die Abneigung zu überwinden, die ihr erstes Auftreten an maßgebender Stelle hervorgerufen hatte, sie gewann äußere Erfolge, wie sie die Alttschemen nicht hatten erreichen können, Badeni machte ihnen das Geschenk der Sprachenverordnungen, im Ministerium Thun wurde der Partei das wichtige Sinanzporteseuille überlassen, und in dem Minister Kaizl besaft sie den Mann, der es verstand, die erlangte Macht im Sinne der Wünsche der Nation anzuwenden.

Dor diesen inneren und äußeren Ersolgen schlug die öffentliche Meinung ins Gegenteil um. Wenn man sich auch gerne vorredete, daß die Cschechen alles nur der Gunst der Regierung zu verdanken hätten, so fügte man doch in einem Atem hinzu, daß die "slawische Hochstu unbezwingbar sei". Wie die Cschechen ihr germanisiertes Gebiet wieder slawisch gemacht hätten, würden sie bald auch das deutsche Böhmen, würden sie das deutsche Mähren und Schlesien tschechssisieren; oder eigentlich, man unterschied gar nicht so genau, man vermengte beide Prozesse unter dem einen Namen des "Rückganges des Deutschtums", für den es dann überhaupt keine Grenzen mehr geben konnte. Don den ärgsten Schwarzsehern wurde ohneweiters vorausgesagt, daß die Cschechen, so wie Prag, längstens in einer Generation auch Wien in ihre hände bekommen müßten, und daß ihnen niemand die Herrschaft in ganz Österreich wehren könnte.

Wieberum kam eine neue, überraschende Wendung. Sie ging diesmal von den Deutschen aus. Die deutsche Opposition in Böhmen war nach und nach immer schärfer geworden, aber man hatte sich daran gewöhnt, sie für ungefährlich zu halten. Graf Taaffe hatte sie noch vorsichtiger behandelt, spätere Regierungen waren zuversichtlicher geworden. Man hatte nur die Sorge, eine Mehrheit gegen sie zusammenzuhalten, und gewärtigte im übrigen, daß die Deutschen sich sodann mit Anstand in das Los der überstimmten Minderheit fügen würden. Das änderte sich mit einem Male, als Badeni seine Sprachenverordnungen herausgab, deren erste die innere tschechische Amtssprache fakultativ für alle Behörden, sowohl im tschechischen als auch im deutschen Sprachgebiete, einführte, und deren zweite die deutsche Beamtenschaft durch ihre Forderungen bezüglich der Sprachkenntnisse in ihrem Fortstommen aufs äußerste bedrohte. Zu der leidenschaftlichen nationalen Bewegung

ber Cschechen trat nunseine solche der Deutschen hinzu, die das ganze deutsche Böhmen mit sich fortriß, zahlreiche radikale Wahlen hervorrief und die Opposition im Absecronetenhause zu einer Heftigkeit entzündete, die man dort noch nicht gekannt hatte. Das jungtschechische Beispiel aus den Candtagsverhandlungen über die Punktationen fand seine Nachahmung, die parlamentarische Zählmaschine blieb auch im Reichsrat steden und gab keinen Ausschlag mehr, allzu empfindliche Interessen weren verletzt worden, welche gewogen und nicht bloß gezählt sein wollten.

Die einmütige Entschlossenheit eines Volkes, das sich dis dahin viel ruhiger gehalten hatte als seine Gegner, machte tiefen Eindrud. In unserer beimischen Staatskunst war es nachgerade zum leitenden Gedanken geworden, den Wert der nationalen Anspruche nach der Empfindlichkeit zu bemessen, mit der sie vertreten wurden; Ansprüche, die eben erst abgelehnt worden waren, hatten die beste Aussicht befriedigt zu werden, mit je größerem Nachdruck sie wiederum und wiederum präsentiert wurden. Bei diesem Derfahren waren bis dabin die phlegmatischeren Deutschen gegenüber den anderen Nationalitäten schlecht weggekommen, die alle, die Cichechen miteingeschlossen, um ein erkledliches heiftblütiger veranlagt sind. Nun mußte man die Erfahrung machen, daß die Deutschen auch in Wallung geraten konnten, und der weitere Verlauf sollte lehren, daß die Sestigkeit ihres Wesens sie auf dem, was sie als ihr Recht erkannt, mit einer hartnädigkeit bestehen machte, die keiner der andern Nationen zu eigen war. Man mußte einsehen, daß man ihren politischen Charatter falsch gedeutet hatte, und man entschlof sich, auch ihren realpolitischen Wert mit einer beträchtlich höheren Sormel als bisher in die Rechnung einzustellen; es ist nicht ihre Schuld, daß es erst dieses äußeren Nachdruckes bedurfte, um die richtige Größe zu finden.

Es war ein bedeutsamer Wendepunkt für unsere ganze innere Politik, denn mit den Deutschen aus Böhmen hatten sich die liberalen Deutschen des gangen Staates solidarisch erklärt, und die vorgenommene Korrektur hatte daher ihre Wirkung für ganz Österreich. Die seit Taaffe festgehaltenen Plane, die mit der weiteren Belastungsfähigkeit des deutschen Nationalgefühles gerechnet hatten, mußten umgestoken werden und ein neues Spstem der nationalen Politik, mit einem anderen Gleichgewichtstaltul, wurde eingeleitet. Sollten nicht auch diesmal Erwägungen der äußeren Politik ihren Anteil gehabt haben, sowie damals nach 1866, als Österreich aufgehört hatte, ein deutscher Bundesstaat zu sein, und sich demgemäß darauf einrichtete, auch im Innern nicht mehr ein deutscher Staat zu sein? Sollte man nicht erkannt haben, daß man gegenüber den Deutschen zu weit gegangen war, und daß die schweren Erschütterungen, die ihr Widerstand hervorrief, das Ansehen des Reiches im Ausland und seine Bündnisse gefährdeten? Übrigens war auch unter den heimischen Parteien eine deutliche Verschiebung wahrzunehmen. Die deutschen Klerikalen fingen an, sich für die nationale Sache zu erwärmen, und sie lösten sich mehr und mehr von ihren polnischen und tschechischen Bundesgenossen, mit ihnen gingen manche außerparlamentarische Kreise mächtigen Einflusses benselben Weg, namentlich bewogen durch die sich mehrenden nationalen Angriffe auf das Gesüge der Armee. Wären alle die auf das gleiche politische Grundgesühl gestimmten Deutschösterreicher nicht eben Deutsche, d. h. Leute, die viel lieber zu ihrem Schaden auf dem bestehen, was sie trennt, statt das auszunühen, was sie einigt, so hätten sie im Parlament und auherhalb seiner eine überwältigende Macht gebildet. Aber selbst in ihrer Sonderung zeigten sie sich allgemach so start, daß sie wieder mehr beachtet werden mußten.

Badeni wurde entlassen, bald barauf wurden auch seine Sprachenverordnungen zurückgenommen und der alte Besitsstand wiederhergestellt, d. h. die deutsche Amtssprache für gang Böhmen mit jenen Zugeständnissen für die tschechischen Parteien, die schon zu Beginn der Ara Caaffe durch die sogenannte Stremanriche Verordnung formuliert worden waren. hiemit waren aber die Solgen der unglückfeligen Derfügung Badenis nicht auch ungeschehen gemacht. Nicht nur, daß die Gegner sich persönlich härter angegangen hatten, als daß die Erinnerung daran sich sobald hätte verlieren können, so war in der Sache selbst kein Teil zufriedengestellt. Die Deutschen hatten immer schon die Stremanrsche Verordnung als eine arge Verlekung ihrer nationalen Ansprüche bekämpft und die Cschechen, die den lange ersehnten Kampfpreis, nachdem sie ihn taum gepflückt, wieder hatten aus der Hand geben müssen, fühlten sich vollends schlimmer daran als je zuvor; sie glaubten, den alten Zustand, den sie sonst wohl noch in einiger Geduld weiter hingenommen hätten, nicht mehr länger ertragen zu dürfen. Ihre Abgeordneten hatten eine Miederlage erlitten, die sie vor ihren Wählern blofstellte, und eingedent des Schicksales, das die Jungtschechen den Alttschechen bereitet hatten, brachen sie alle Derhandlungen ab, bis sie nicht ihre Waffenehre durch eine der Regierung bereitete Miederlage gerettet hätten, und traten ihrerseits in die Obstruktion.

Immerhin ist in dieser Zeit ein überaus mächtiger Schritt nach vorwärts, zum Frieden hin, gemacht worden. Die gemäßigten deutschen Parteien erklärten sich bereit, im tschechischen Sprachgebiete die innere tschechische Amtssprache zuzugestehen, unter gewissen Bedingungen, die sich dahin zusammenfassen lassen, daß dem deutschen Sprachgebiete die "nationale Abtrennung" gewährleistet werde. Während sie die Ansprüche ihres Volksstammes in dessen Bezirken unerschütterlich verteidigten, entschossen sie sich, die geschichtlich überlieserten Ansprüche der deutschen Amtssprache in den tschechischen Bezirken, mit Ausnahme eines gewissen durch die Staatsnotwendigkeiten gesorderten Restes, auszugeben. Es war ein Akt der Festigsteit zugleich und der Besonnenheit, wie er in der ganzen langen Geschichte des heimischen nationalen Kampfes noch nicht vollzogen worden war.

Junächst schien er vergeblich getan. Auf tschechischer Seite war die Gereiztsheit zu groß und mehr noch war die taktische Aberlegung im Wege, es müsse, nachdem die deutsche Obstruktion ihren Sieg gewonnen hatte, auch die tschechische Obstruktion vorerst ihren Triumph haben. Vielleicht liegen die Schwierigkeiten heute weniger in der Sache selbst als in solchen persönlichen Stimmungen und Erwägungen. Der Leser wird aber von mir gewiß nicht erwarten, daß ich mich mit ihnen be-

schäftige, sie lassen sich ja doch nicht literarisch erledigen; mit ihnen fertig zu werden, ist die persönliche Aufgabe und Kunst der leitenden Männer, sie erfordern geheimes, mündliches Verfahren.

Auch die sachlichen Streitpunkte, so wie sie sich heute stellen, kann ich selbstverständlich nicht anders als in ihren Hauptrichtungen besprechen, für die vielen
verwirrenden Einzelheiten ist in einer für ein weiteres Publikum bestimmten Darstellung selbstverständlich kein Raum. Aber freisich ist der Streit so hartnäckig geworden, daß in ihm nichts, und schiene es noch so kleinlich, als klein gelten kann,
wie denn auch nichts einzeln für sich genommen werden darf, weil jedes Ding
immer mit jedem abgewogen wird. Ich kann daher die Darstellung doch nicht
ganz allgemein halten, sondern muß dis zu einem gewissen Grade auf die Einzelheiten eingehen, die aber wieder alle in jenem Jusammenhange gelesen werden
müssen, den das "Junktim" des Interesses zwischen den äußerlich verschiedenartigsten
Gegenständen zu schaffen vermag. Ich will es offen bekennen, daß mir kein Stück
meiner Arbeit so schwer geworden ist als dieses und daß ich öfters nahe daran
war zu verzweiseln, ob es mir gelingen könnte, des spröden Stosses auch nur
einigermaßen herr zu werden.

Ein österreichischer Staatsphilosoph des XVIII. Jahrhunderts.

Don Profesjor Dr. Abolf Mengel.

Im Jahre 1754 hielt die Wissenschaft des Naturrechts ihren offiziellen Einzug in die hörsäle der Wiener Universität. Diese Wissenschaft von dem Rechte, das man aus der menschlichen Dernunft ableiten könne, von dem Rechte, das erhaben ist über alle Satzungen der verschiedenen Zeiten und Völker, von dem Rechte, das den kritischen Maßstab bildet für die Beurteilung gesellschaftlicher Zustände, diese Wissenschaft hatte außerhalb Österreichs längst die Geister mächtig bewegt. An den gesehrten Schulen Deutschlands fand sie sorgsame Pflege; verrottete Zustände und alte Mißbräuche im Staats- und Rechtsleben wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gebracht, freilich zaghaft und maßvoll, um die herrschen Gewalten in Staat und Kirche nicht zu reizen.

In Österreich haben die konservativ-kirchlichen Kreise das Eindringen des Naturrechts lange Zeit zu verhindern gewußt, von ihrem Standpunkte nicht ganz mit Unrecht. Die Philosophie und insbesondere die Rechtsphilosophie ist in der Cat eine gefährliche Wissenschaft. Wird es einmal gestattet "zu vernünfteln", wo gibt es dann eine Grenze?

Solche Bedenken wurden in der Cat geltend gemacht, als Maria Cheresia im Jahre 1753 daran ging, die österreichischen Hochschulen nach deutschem Muster um-

zugestalten. Speziell die Rechtsstudien an der Wiener Universität erklärte sie, wie Arneth, der Geschichtsschreiber der großen Kaiserin berichtet, zu solcher Blüte bringen zu wollen, daß keine Hochschule Europas sich hervorragenderer Rechtsgelehrter rühmen dürfte. Als Mittel zur Erreichung dieses hochgesteckten Zieles wurden ihr in einer Denkschrift der "Neuerungspartei" vorgeschlagen: materielle und soziale Hebung des Standes der Hochschullehrer, Berufung ausländischer Gelehrter und Schaffung neuer Lehrkanzeln, darunter insbesondere einer solchen für Naturrecht, für Staatsrecht und für Geschichte, unter gänzlicher Umgestaltung des Lehrplanes.

Gegen diese geplante Reform erhoben die konservativen Kreise heftigen Widerspruch. Es war merkwürdigerweise ein katholischer Kirchenfürst, der Erzbischof Trautson, der ins einer an die Kaiserin gerichteten Denkschrift die Sache der Reform vertrat. Die Bureaukratie hatte es höchst bedenklich gefunden, den neu zu ernennenden Professoren den Titel von Hose und Regierungsräten und hohe Gehälter zu geben. Trautson bemerkte dazu: "Wenn man einem solchen Professor sehntausend Gulden Gehalt gebe, so wird eine derartige Ausgabe sich selbst vom wirtschaftlichen Standpunkte rechtsertigen lassen, denn es ist kein Iweisel, daß durch einen solchen Tehrer mehr als zehntausend Gulden ins Land gezogen werden, indem eine große Anzahl von Fremden sich einsinden werde."

"Ich muß bekennen," entschied die Kaiserin, "daß ich völlig dem Erzbischof beifalle." So kam die Studienreform von 1753 zustande und mit Beginn des Studienjahres 1754 waren alle Lehrkanzeln, zum Teile mit Ausländern, besetz. Die Bedenken, welche namentlich gegen die Lehrkanzeln des Naturrechtes und des Staatsrechtes erhoben worden waren, erhielten Berücksichtigung in einer besonderen Instruktion, welche den neuen Prosessoren hinsichtlich ihrer lehramtlichen Tätigkeit zuteil wurde.

Für die Cehrkanzel des Naturrechts war zunächst ein an der Universität in Würzburg wirkender Gelehrter berufen worden. Als diese Berufung nicht zustande kam, wurde ein Osterreicher, ernannt; im Alter von 28 Jahren bestieg der von Dan Swieten warm empsohlene Karl, Anton von Martini den Cehrstuhl "für Naturrecht und "römisches Recht", wie der offizielle Citel, lautete. Diesem Manne ein literarisches Denkmal zu setzen, ist die Absicht der folgenden Zeilen.

Nicht barum handelt es sich uns, Martini der Vergessenheit zu entreißen. Was er als treuer Berater Maria Theresias, Josefs II. und Leopolds II. in verschiedenen Zweigen der Verwaltung und Gesetzgebung geleistet hat, seine Tätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens und der Justiz, namentlich seine Bedeutung als Verfasser des Entwurfes unseres bürgerlichen Gesetzbuches ist gewiß unvergessen und schon von berusener Seite geschildert worden. Alle diese Taten gehören dem reisen Alter Martinis an. Wie er aber in jungen Jahren als akademischer Lehrer und rechtsphilosophischer Schriftsteller gewirkt hat, welche Stellung ihm in der Geschichte der Wissenschaft gebührt, davon war bis nun wenig die Rede.

Das besondere Vertrauen, dessen sich Martini schon in jungen Jahren bei der großen Kaiserin erfreute, gelangte zu sichtbarem Ausdrucke in der Catsache, daß er mit dem Unterrichte mehrerer junger Erzherzoge beauftragt wurde. So hat er insbesondere dem Erzherzog Leopold, dem späteren Großherzog von Costana, Vorträge über die Grundzüge des Natur- und Völkerrechts gehalten. Das berichtet er selbst in der Vorrede zu seinem zuerst 1768 in lateinischer Sprache erschienenen Werke Lehrsähe über das Staatsrecht, zum Gebrauche der Studierenden in Wien. Für den Geist, in welchem sowohl die Prinzen des Kaiserhauses erzogen als die künstigen Staatsbeamten herangebildet wurden, ist es nicht ohne Interesse, selszustellen, was Martini in seinen Vorträgen über das allgemeine Staatsrecht gelehrt hat. Allein das genannte Werk verdient auch aus einem andern Gesichtspunkte der Vergessenheit entrissen zu werden: es hat zwar keine bahnbrechende Originalität, aber solide Denkarbeit auszuweisen; es gebührt ihm eine Stelle in der neuestens mit Recht sehr gepslegten Literaturgeschichte des Naturrechts.

Unser Werk, das mehrsache Auflagen erlebte und östers ins Deutsche übersetzt wurde, zuletzt durch den Dersasser selbst unter dem Titel "Allgemeines Recht der Staaten, Wien 1797", bildet keineswegs die einzige literarische Leistung Martinis. Im Jahre 1755 war ein Lehrbuch der Rechtsgeschichte, im Jahre 1760 ein ethisches Werk "Die Natur des Menschen", 1767 ein Lehrbuch des Naturrechts, 1770 "Abungen über das Naturrecht" erschienen, alle zunächst in lateinischer Sprache, aber bald mehrsach deutsch bearbeitet. Auf diese Schriften kann im solgenden keine Rücksicht genommen werden, da sich unser Aussach auf die Charakteristik der Staatslehre Martinis beschränkt; selbst diese soll nur in den äußersten Umrissen gekennzeichnet werden, namentlich nur soweit sie für einen weiteren Leserkreis Interesse bieten kann.

Der sogenannte Naturzustand der Menschen, ihre Cage vor Begründung staatlicher Verbände, wird von Martini weder als ein Zustand des äußersten Elends, des steten Kampses aller gegen alle, wie hobbes meinte, noch als eine Zeit des friedlichen, bedürfnislosen Glückes, wie Rousseau behauptete, charakterisiert: es gab schon vor Errichtung des Staates mannigfaltige gesellschaftliche Verbindungen, die wechselseitige Unterstühung und Schutz gewährten, freilich in unvollkommener und nicht dauerhafter Art. Martini nennt diese rein vertragsmäßigen Vereinigungen der Menschen oder richtiger der Samilienhäupter anarchische Gesellschaften, weil bei ihnen keine eigentliche herrschaft errichtet, sondern das Prinzip der Gleichheit sestgehalten wird. Das Ansehen, welches etwa einzelne Glieder dieser Sozietäten genießen, beruht auf ihren persönlichen Eigenschaften (Alter, Klugheit, Tapferkeit).

Die Erfahrung lehrte die Menschen, daß diese loderen Verbindungen keine Sicherheit boten, daß nur eine alle Kräfte zusammenfassende und unauflösliche Verbindung dauernden Schutz gewähren konnte. An dem widerstrebenden Willen der einzelnen Gesellschaften krankten die anarchischen Sozietäten. Er mußte über-

wunden werden durch Errichtung einer Oberherrschaft, deren Wille ausschließlich maßgebend war; dabei fiel freilich die unbedingte Freiheit und Gleichheit der Familienhäupter, wie sie im Naturzustande herrschte, weg; an ihre Stelle trat der Gegensat von Herrschenden und Beherrschten. Es entsteht der Staat. Der Cried zur Geselligkeit, auf den Aristoteles seine Entstehung zurückführt, erzeugt nur Gesellschaften, aber keine Staaten. Diese sind ein Ergebnis langer Erfahrung und vernünftiger Erwägung.

Die Sorm, in welcher der Staat gebildet wird, ist der Vereinigungsvertrag unter den bis dahin ganz selbständigen Samilienhäuptern. In dieser
Beziehung schließt sich Martini vollständig an die herrschende Auffassung des
Naturrechts an, welche bekanntlich in Rousseaus »Contrat social« ihren höhepunkt erreichte. Er bekämpst auf das nachdrücklichste die Lehre jener Schriftsteller,
welche die Bildung des Staates auf Gewalt zurücksühren wollen. Die Surcht
vor Gewalt hat die Menschen zusammengeführt, aber diese Vereinigung selbst ist
kein Gewaltakt. Es ist eine Ungereimtheit, anzunehmen, sagt Martini, daß ein
einziger (der Monarch) oder wenige (die Aristokraten) die große Volksmenge bewältigt haben. Bei der Errichtung des demokratischen Staates müßte man gar
annehmen, daß das Volk sich selbst Gewalt angetan habe!

Über den Inhalt des den Staat begründenden Gesellschaftsvertrages gab es in der naturrechtlichen Literatur die verschiedensten Meinungen. Das waren durchaus teine bloßen Dottorsfragen. Aus der Sassung, welche die einzelnen Staatsphilosophen dem Contrat social gaben, wurden die wichtigsten Schlüsse abgeleitet, insbesondere über die Macht des Regenten, über Fürsten- und Volkssouveränität, über allgemeine Menschen- und Bürgerrechte. Der Kampf der Meinungen war nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern zugleich ein politischer.

Jur Zeit als Martini seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, war an den deutschen und österreichischen Hochschulen in bezug auf den Contrat social die Cehre des berühmten deutschen Naturrechtslehrers Pusendorf die herrschende. Sie empfahl sich durch die Dermeidung aller Extreme und durch die Stütze, welche sie dem aufgeklärten Absolutismus gewährte. Pusendorf lehrte, daß der Staat sich auf zwei Derträge und einen Beschluß gründe. Zuerst sollen nämlich die Menschen einen Gesellschaftsvertrag geschlossen haben; sie vereinigten sich, um gemeinsam sür ihre Sicherheit und Wohlfahrt zu sorgen. Dann beschloß die so gebildete Gesellschaft eine bestimmte Regierungsform; endlich kommt ein Vertrag zwischen dem Herrscher und den Untertanen zu stande, der sogenannte Unterwerfungsvertrag. In diesem verpflichtet sich der Herrscher zur Sorge für die Wohlfahrt der Bürger, diese wieder geloben unbedingten Gehorsam.

Martini bekämpft diese komplizierte Lehre von der Entstehung des Staates. Er meint, daß der erste Vertrag, der Vereinigungsvertrag, der zugleich ein Unterwerfungsvertrag ist, zur Bildung des Staates vollkommen genüge. Kraft dieses Vertrages haben die Samilienhäupter sich den kunftigen Beschlüssen der Gesellschaft

unterworfen; die demokratische Staatsform, welche auch geschichtlich die älteste sei, war damit geschaffen. Es hängt dann vom Belieben des zum Staate vereinigten Volkes ab, bei dieser Demokratie zu verbleiben oder die herrschergewalt auf einen einzelnen oder auf wenige zu übertragen; so entsteht dann die Monarchie oder die Aristokratie.

Das Recht des Monarchen beruht also auf dem Rechte des Dolkes, das seine Macht auf den Herrscher übertragen hat; die Majestät hat einen vertragsmäßigen, keinen unmittelbar göttlichen Ursprung; in letzter Linie beruht natürlich auch das Herrscherrecht auf Gott, als die Ursache aller Dinge. Aber dieses Imperium ist, sobald es einmal entstanden ist, völlig unabhängig vom Volke. Der Monarch ist kein bloßer Sachwalter des Volkes, sondern herrscht zu eigenem Rechte. Entschieden bekämpft Martini die entgegengesetzten Lehren Rousseaus, dessen »Contrat social« damals den Siegeslauf begonnen hatte. "Kühn und grundlos", nennt Martini die Behauptungen "dieses zweiten Diogenes", demzusolge die Souveränität des Volkes unveräußerlich, der Monarch daher nur ein stets absetzter Mandatar des Volkes seit. Selbst in der Republik Rousseaus, bemerkt er treffend, besteht keine Gleichheit, da doch die Frauen, die Unmündigen und verschiedene andere Personen kein Stimmrecht besitzen; dazu komme das Mehrheitsprinzip, wodurch die Minderheit gezwungen werde, sich zu unterwerfen. Warum sollte also ein Volk sich nicht gültigerweise einem Monarchen oder einer Optimatenversammlung unterwerfen können?

"Wenn wir nun auch," sagte Martini, "die Meinung der Monarchenseinde verabscheuen, so stimmen wir ebensowenig der machiavellistischen Sette bei."
"Machiavelli und seine Anhänger (namentlich Hobbes) mögen einwenden, was sie wollen, den Untertanen bleiben ihre angeborenen Rechte, auch die gesellschaftlichen, welche sie durch den Unterwerfungsvertrag erhalten haben, wodurch jeder einzelne der ganzen Gesellschaft und diese wieder jedem einzelnen versprochen hat, ihre gegenseitige Wohlfahrt zu befördern. Auch hat der Regent durch den bloßen Unterwerfungsvertrag nicht mehr Macht erhalten, als zur Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks nötig war. Diese Grenze kann er nicht überschreiten, ohne die Rechte seiner Bürger zu verletzen."

Freilich darf sich der Untertan nicht mit Gewalt widersetzen, wenn der Regent diese Rechte verletzt; er hat den Weg der Bitte und schließlich die Flucht. Obwohl also der Herrscher zur Erfüllung des Gesellschaftsvertrages nicht gewaltsam verhalten werden kann, so ist dieser Vertrag doch nicht unnütz; er verpflichtet den Regenten im Gewissen. Nur wenn der Regent zum Tyrann wird, d. h. wenn er offenbar den Untergang des Staates herbeiführen will, ist passiwer Widerstand erlaubt; auch hier darf der Untertan nicht zu den Waffen greifen, aber er kann in unerlaubten Dingen den Gehorsam versagen; dies genügt zur allgemeinen Sicherheit. Ein solcher Regent kann übrigens als ein Wahnsinniger angesehen werden; man kann gegen ihn das Mittel der Einsperrung oder Verwahrung anwenden; verdient doch ein solcher Tyrann, sagt Martini, eher Mitseid als Haß.

In dieser ebenso originellen als geschicken Weise nimmt unser Autor zu einer der bedenklichsten Streitfragen des Naturrechts Stellung, zu der Frage, ob es ein Recht des Widerstandes oder der Revolution gegen tyrannische Regierung gebe, ein Recht, das zuerst die sogenannten Monarchomachen zu begründen versucht haben, ein Recht, das die englischen Denker Milton und Locke energisch versochten, die es in Rousseus »Contrat social« zu einem förmlichen System der permanenten Revolution erhoben wurde. Martini ist weit entsernt, ein Recht der gewaltsamen Erhebung anzuerkennen; aber es gibt eine Grenze des Gehorsams, wenn nämlich der Regent als verrückt anzusehen ist, falls er ein offenbarer Cyrann wird.

Es gibt noch manche interessante Ausführungen in Martinis Cehrbuch, so 3. B. seine Lehre von der Einteilung der Staatsfunktionen in die gesetzgebende, beaufschickgende und vollziehende Tätigkeit des Staates, wobei die richterliche Gewalt nur eine Abart der vollziehenden Tätigkeit darstellt. Um aber den Umfang dieses Artikels nicht ungebührlich anschwellen zu lassen, beschränke ich mich auf die Hervorbebung einer besonders charakteristischen Partie, der Lehre vom Derhältnisse des Staates zur Kirche, einer Lehre, welche die größte reale Bedeutung erlangt hat in der Regierungspraxis der Kaiserin Maria Theresia und noch mehr in der stürmischen Reformtätigkeit Kaiser Josefs des Zweiten.

Das Recht des Regenten in Religionssachen, sagt Martini, hat seine bestimmten Grenzen. Der Regent kann niemandem in das herz sehen; der innere Gottesdienst kann also seiner Macht nicht unterworsen sein. Der Regent kann niemand auf irgend eine Art zwingen, etwas für wahr zu halten, wobei er nicht durch Gründe überzeugt wird. Diese Freiheit vom Iwange — die Gewissensfreiheit — darf vom Regenten nicht verletzt werden. Denn seiner Gedanken wegen kann kein Mensch bestraft, keiner kann gezwungen werden. Freilich hat der Staat für den Unterricht in der Religion zu sorgen; aber zwischen Unterricht und Iwang besteht ein aroker Unterschied.

Der äußere Gottesdienst hingegen, die Organisation der Religionsgesellschaften, die Stellung der Religionsdiener und die Derwaltung des Kirchenvermögens unterliegen der Staatsgewalt. Die drei haupttätigkeiten derselben, Gesetzgebung, oberste Aufsicht und das Recht der Vollstreckung, sinden daher auch auf Religionssachen Anwendung. Aus dem bloßen Begriffe der Kirche ergibt sich kein Iwangsrecht. Indem Christus, der Stifter der Kirche, ihr die geistliche Gewalt gegeben hat, wollte er dadurch der weltlichen Macht nicht das geringste entziehen. Er hat ja selbst befohlen, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, zu geben. Er hat selbst gelehrt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, und daß eine jede Seele auch im Gewissen verbunden ist, der bürgerlichen Oberherrschaft zu gehorchen.

Die Majestätsrechte des Herrschers in Religionssachen folgen aus dem Endzwede der staatlichen Verbindung und dieser ist die Sicherheit. Wird diese gefährdet, 3. B. durch verdächtige Ordensgesellschaften, durch die zu große Jahl der Mönche, durch Ansammlung bedeutender Vermögensmassen in der hand der Kirche, durch die übermäßige Jahl der Seiertage, Wallsahrten und Bruderschaften, so ist der Staat berechtigt, einzuschreiten. Er kann selbst Eide und Gelübde vernichten, sobald sie dem Gemeinwesen schädlich sind; er gibt den Untertanen Gehör, die sich in Religionssachen beschweren. Die Diener der Religion bleiben immer Bürger und Untertanen und die Kirchengüter hören nicht auf, Güter des Staates zu sein; sie müssen im Falle der Not zum gemeinen Besten verwendet werden.

Mit diesen Cehren hat Martini — ich brauche das nicht näher auszuführen — die theoretische Rechtsertigung jener Richtung in der staatlichen Kirchenpolitik versucht, welche in der Geschichte, nach ihrem hervorragendsten Vertreter, den Namen "Josefinismus" erhalten hat. Wie immer man über den Wert und die Berechtigung dieser Kirchenpolitik denken mag, so kann doch nicht bezweiselt werden, daß unser Autor die Grundsätze dieser Richtung klar und geschickt entwickelt hat.

Martinis Werk fand auch außerhalb Österreichs Anerkennung. In dem angesehensten Literaturblatt der damaligen Zeit, in den "Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen", erschien im Jahre 1769 eine aussührliche Besprechung. "Dieses Werk", sagt der ungenannte Rezensent, "ist eines der wohlverfaßten handbücher, in welchem ein gereinigter Stil, volle philosophische Freiheit und Ordnung im Denken herrschen. Keine geringe Bewunderung hat uns ergriffen, als wir des Verfassers Abhandlung von den Rechten der Fürsten über die Kirchen durchlasen. Eine von Dorurteilen gereinigte Vernunft wird von einer heftigen Liebe für den Regenten und das Vaterland geleitet".

Josef von Sonnenfels, der bedeutendste Schüler und spätere Kollege Martinis, außerte sich in folgender Weise über seine Lehrtätigkeit: "Ich bin Martini die Gerechtigkeit schuldig, zu gestehen, daß sein gedrängter, überzeugender Vortrag mich zuerst wahrhaft denken gelehrt, und wenn heute Ordnung, Klarheit und Bündigkeit in meinen Schriften und Vorlesungen nicht ganz vermißt werden, so habe ich es voll dem Unterrichte dieses Mannes zuzuschreiben, der dem Staate so viele Jünglinge gebildet hat, die nun mit Ruhm ansehnliche Amter bekleiden und durch ihre Geschicklichkeit ihn ehren." Auf Martinis Zeugnis berief sich auch Sonnenfels, als er seine weltberühmt gewordene Agitation begann, welche der Aufhebung der Cortur im Straspersahren gewidmet war.

Sonnenfels hat vor einigen Jahren ein Standbild in der Ruhmeshalle der Wiener Universität erhalten. Mit vollem Rechte. Aber unbegreiflich erscheint es, daß sein berühmter Lehrer, der Derfasser des Entwurfes unseres bürgerlichen Gesetz-buches, der Reformator unseres Schulwesens und der geistvolle Rechts- und Staatsphilosoph, Karl Anton von Martini diese Ehrung in dem Prachtbau Ferstels noch nicht erhalten hat.

Die Ortsnamen.

Don J. W. Nagl.

So oft von Ortsnamentunde die Rede ist, denke ich an die Botanik. Es hat jedenfalls in der Entwicklungsgeschichte der Menscheit eine Zeit gegeben, da man sich wenig darum kümmerte, ob ein brauchbares Gewächs zu den Krypto- oder Phanerogamen, ob zu Gramineen oder Orchideen gehöre, wie die einzelnen Bestandteile, z. B. Stempel, Staubgefäße, Epidermis der Blätter, funktionieren, ob die letzteren gegen- oder wechselständig, singer- oder lanzettsörmig seien u. s. w. Dieser Standpunkt der Gleichgültigkeit ist dem Pflanzenreiche gegenüber überwunden, man überläßt ihn jenen Geschöpfen, die mit langer, rauher Junge unterschiedlos Stempel und Blätter, Orchideen und Gramineen in ihren Vormagen verschwinden lassen.

Leider sind wir in der Ortsnamenkunde nicht so weit. Ja es rechnen sich viele zu den Gebildeten, die noch nicht recht überzeugt sind, daß überhaupt alle Namen ursprünglich Sinn und Bedeutung haben, daß der Inhalt der Ortsnamen — wir zählen hier auch Fluß-, Flur-, Berg-, Länder- und Völkernamen dazu — gewissermaßen petrifizierte Geschichte, insbesondere Geschichte der Kultur und der Sprache ist. Und so nimmt man denn die Ortsnamen in den Mund, wie die gehörnte Milchespenderin ihre botanischen Spezies. Aber nicht nur in den Mund, sondern — dies soll nun sofort gezeigt werden — bedauerlicherweise auch in die Seder.

Eine Wiener Gasse heißt "Teinfaltstraße." Wer hat das zuerst geschrieben? und wie hat er den Namen sprechen gehört, um eine solche Schriftform abzuleiten? Mit dem Anklange an die Teinkirche* in Prag, an Salter oder falten hat man sich begnügt: also genug, die Namensform sieht immerhin einem Worte im allgemeinen ähnlich, sogar einem zusammengesetzten. Da erwacht zuerst ber Dilettantismus: er sieht eine oberflächliche Ahnlichkeit zwischen "Ceinfalt" und "Steinfeld" und icon ist der Strafenname "erklärt": er bedeute "Steinfeldstrafe". Da tritt endlich der hiftoriker, der Urkundenleser — Richard Müller ist diesmal sein Name — vor die Öffentlichkeit und zeigt, daß in einer alten Schottenurkunde bie Straffe Domvogtstraffe (Tuomvoitstraze) geheiften, und daß in derselben ein Domvogtshof (Tuomvoitshof) bestanden habe. Aber diese Deutung wird erst zu einer unumstöglichen, wenn die Sprachforschung auch die Möglichkeit eines solchen Migverständnisses — "Teinfalt" für "Domvogt" — nachgewiesen hat. Altes tuomvoget, tuomvoit wurde im banrischen Volksmunde als toanfait gesprochen, wienerisch tanfait. Weil aber auch Einfalt im gleichen Dialette oanfait, anfait lautet (Fajtn = Salte, hajdn = halten), so erklärt sich die migverständliche Schreibung von selbst. Wir lernen somit aus diesem Namen die kulturgeschichtliche Erscheinung

^{*} Der Anklang könnte freilich auch einen tieferen Jusammenhang bedeuten. S. Seuilleton der "Wiener Zeitung", 2. Juni 1904.

eines "Domvogtes" und für die Entstehungszeit der neuen Schreibung die Aussprache oan oder an für mhd. uom, uon, eim, ein, ebenso di, di für al und oi.

Eine andere Frage freilich ist es, ob uns nun, da die Unsinnigkeit der Form "Teinfalt" erklärt ist, der Menschenverstand nicht zur richtigen Schreibung "Domvogt" zurücklehren heißt, mit anderen Worten, ob der Gemeinderat, der 3. B. aus einer historischen "Herrengasse" eine moderne "Gentzgasse" machen kann, nicht hier zu gunsten der Richtigkeit eintreten will?

Und wie orthoepisch gewissenhaft mag mancher Pedant schon in jener Zeit, als die Mundart noch ihr toanstait entgegenhielt, solches "Teinfalt" atzentuiert und sich damit von dem Gemeinen "distinguiert" haben! Wie schon erst, wenn man ein Fremdwort, so ein italienisches oder spanisches, aus dem Dialetinamen tonstruieren kann. Ein Berggipfel, der in die Ramsau hinabschaut, mit auffälliger, halbrunder Kuppel, heißt in der Generalstabskarte "Sinabel". Das klingt in seinen beiden letzten Silben recht prosaisch. Ein anderer Gipfel im Totengebirge heißt in der Generalstabskarte "Siniwähler", das sieht wieder recht politisch aus und scheint die "Wähler" mit "Sinn" wenigstens in der steinernen hochgebirgswelt suchen zu wollen. Doch tun wir nun einen Schritt weiter ins — Spanische: eine Ansichtskarte bietet die Sorm Sinabella, das klingt ganz wie Isabella, selbst Dolabella u. dgl. Der Gipfel der Dornehmheit ist erreicht! — Leider hat Prosessor I. Pommer als sprachtundiger Tourist diese ezotische herrlichekeit vernichtet: es ist mittelhochdeutsches sinewel, d. i. "rund", welches diesem Namen zugrunde liegt.

Man hat die militärische Kartographie, in Österreich besonders, beschuldigt, als ob anderssprachige, 3. B. tschecksische, früher italienische Offiziere zur Aufnahme der Terrainobjekte und ihrer Namen ausgesandt und deren unzureichende Kenntnis der Volkssprache zur Herrin und Verderberin der Namen gemacht worden wäre. Abergehen wir die zahlreichen, offenbar durch Zivilämter verschuldeten Salschschungen wie "Neunkirchen" statt Neuenkirchen, statt Luitprandsdorf, Luippersborf ein "Loibersbach", welche leider allmählich auch im Volke selbst an Boden gewinnen, und bliden wir nach dem Auslande, wo sie keine "tschecksischen Offiziere" haben.

Die bayrische Generalstabskarte weist bei Cham in der Oberpfalz einen einsamen hof auf, der Kronirlet geschrieben wird. Ist das persisch oder indisch? Als ich mir von den Landleuten jener Gegend den Namen sagen ließ, lautete er gar Kru-Irlet, die "Krone" hat also schon der Schriftbold verbessernd hineingelegt. Als ich mich nun mit dem Dialekte der Umgebung näher befaßte, fand ich, daß der Name eigentlich "Krähen-Erlach" ("Erlach" ist ein Erlenbestand) geschrieben werden sollte. Als ich fragte, ob sich dort noch Kru, d. i. Krähen gerne ausschielten, hieß es: Oh! genug.

Ich hatte von solcher Kartenschreibung auch genug. Aber ich sollte mehr als genug bekommen. Auf einer Sußpartie von "Kronirlet" nach Süden glaubte ich mich im Walde bei einem hause orientieren zu sollen. hier heißt es "Dreiberg",

^{*} Ein bestimmter Regensburger "Domvogt" ist für diese Zeit urfundlich nachweisbar.

bort ist der "Uhrberg"? fragte ich, felsenfest auf meine Karte bauend. Der Bauer schüttelte den Kopf und stammelte einen Samiliennamen. Im benachbarten Orte traf ich einen gescheiten Bauer. "Einen Dreiberg gibt es nirgends, einen Uaberg schon; wir sagen halt Uaberg (klingt wie Uhrberg) statt Eichberg." Die Eiche sautet nämlich im Volksdiasekt Uaha*, Uah; der "Eichberg" des Katasters war also zweimal falsch eingetragen worden, einmal als Dreiberg (d'r Uaberg = "der Eichberg") und einmal als "Uhrberg"!

Die Gelehrsamkeit springt überhaupt oft in sträslichem Leichtsinne mit den Ortsnamen um. Aus dem Simplon, dessen ältere Schreibung, "Simpelenberge", auch wieder den Sinwelenberg (runden Berg) erkennen läßt, heute mit der Schweizer Endung -on statt -en geschrieben, hat sich die in der Schweiz grassierende Gallomanie ein legendarisches Saint Plomb (heiliges Blei) herausdeuteln wollen. Nun gibt es zwar "Heiliges Kreuz", "Heiliges Blut" in Ortsnamen, aber das heilige Blei müßte in der Legendenliteratur erst geschaffen werden — vielleicht aus dem unheiligen, welches heidnische Chrannen geschmolzen auf christische Märtyrer träufeln ließen.

Ein Schiffskapitan, der die Kusten Alaskas streift, trifft ein Kap, dessen Namen er nicht erfahren kann und trägt daher vorläufig in seine Karte ein: Cape name? Nun kommt ein ungeschickter Leser darüber, der das a für o liest, bas Fragezeichen übersieht und Cape Nome ist für alle Zeiten fertig. Erst jüngst durch die Goldfunde in Klondyke ist dieses Namenprodukt besonders verbreitet worden. Kehren wir wieder — aber nun ohne besonderen Berdacht gegen die "tschechischen Offiziere" — in unser Daterland zurück, und bewundern wir die Metamorphose eines Krebses, der sich in Südsteiermart in einen Kranich verwandelt hat. Kranichsfeld heißt nämlich 1265 Cressendorf, später Ratschach, slovenisch Rače, was auf rak, d. i. Krebs, unzweifelhaft schließen läßt. Kress, Kröss für "Krebs" ist aber nur eine Nebenform für das häufigere Kroiss oder Kruiss; daher die vielen Kroissbach, Groissbach. Ein Aberkluger von der Feder hat nun diesem Kruiss lateinisches gruis enthorcht, und so ist "Kranichsfeld" entstanden, welcher neue Name sich direkt aus Kroissfeld, selbst bei recht oberflächlicher Dialektkenntnis, schwer ergeben hätte. Solche Gelehrtenexperimente find gewiß nicht besser als der gemeine Volkswig, der die drei Orte Cainticach, Grafenbach (dial. Gramba) und Santt Dalentin (dial. Sallentin) zusammenfaßt in die Schreckensnachricht: "Caintschach laint (lehnt) schon, Grámba grammt (tracht) schon, Sallentin fallt schon."

Doch kehren wir zum Ernste zurück. Unter süddeutschen Ortsnamensorschern ist jüngst ein heftiger Streit ausgebrochen, ob wirklich die Ortsnamen auf -ingen ausschließlich schwäbisch seinen, beziehungsweise auf schwäbische Ortsgründer deuten oder nicht. Man hat sich für das "Nein" entschieden. Dielleicht kann eine Beobachtung aus Österreich diese Entscheidung noch aufschieden. Wir haben nämlich hier die Ortsnamen Ottakring, hiezing, Penzing, Sievering, Speising. Mit "hüets enk" und "Penzts enk" zu deuten — das ist zum Glücke auch bei uns

^{*} Sonft in Bapern und ben Alpen Oacha.

hier vorbei. Es sind durchaus Personennamen der Ortsgründer, an welche eingen gehängt wurde.* Einer dieser Namen ist Spenzo, davon stammt Spenzingen als ursprüngliche Namenssorm für Speising. Da ist aber ein Lautvorgang im Spiel, der nicht banrisch-österreichisch, wohl aber alemannisch ist: ens zu eis (e i s), z. B. lateinisch census, schwäbisch-alemannisch Ze i s (Zins). Wenn nun der nahezgelegene Ort Schwadorf sich urtundlich als Schwadedorf bekennt, so sind wohl wie in Speising auch in Ottakring, Penzing usw. zunächst schwäbische Ortsgründer nicht unwahrscheinlich. Benzingen ist noch heute auch ein schwäbischer Ortsname, vielleicht auch Grinzingen, Siveringen usw.

Ju dieser — mehr politischen — noch eine kulturgeschickliche Erwägung. Bekanntlich haben die Passauer Bischöfe in Zeiselmauer das Recht gehabt, furcas et patibula aufzurichten und hinrichtungen vorzunehmen. Zur Richtstätte gehört auch ein Gefängnis. Nun hat R. Müller den Ortsnamen Chorhern unzweiselhaft auf ze den karkeren (bei den Kerkern, von carcer) gedeutet. Ich glaube, daß die Bischöfe den Kerker wegen ihres häufigen Aufenthaltes zu Zeiselmauer dort nicht wünschten, Chorhern ist nicht allzu entlegen, das vornehmere Königstetten sträubte sich vielleicht gegen ein Gefängnis. Ich möchte noch ein Seitenstüd aus der Umgebung von Neunkirchen in Niederösterreich anführen, das auch das Wort Folter erklären helfen soll.

Wo heute der neue Markteil Neunkirchens, genannt Mühlfeld steht, längs dem Bache dis zur "Au", erstreckte sich "das Urtel" oder "Urtelseld." Das richtige "Mühlseld" als Erinnerung an eine (Wind-?) Mühle liegt südlich der neuen Straße Loiderbach—Neunkirchen, des alten "Totenweges"**; an das Mühlseld stoßen, ebenfalls südlich dieses Weges, gegen Osten die Folter-Äder an, welche im Dialekt Pfälter-Acker heißen. Pfälter (Behalter) bedeutet aber Schranken, Gesängnis. *** Es ist also wieder die Richtstätte (Urtel) und das aus dem Markte hinausverlegte Gefängnis nahe beisammen. Da das spät auftretende vulter, Folter mit italienisch poledro (Pferd) ohnehin ungenügend erklärt ist, wird man lieber Folter für eine ungenaue Wiedergabe des Wortes Pfälter halten. Denn der Abergang vom Begriff "Gefängnis" zu dem Begriffe "Tortur" hat für jene minder bumanen Zeiten nichts Auffallendes.

Zweierlei möchte ich durch diese Zeilen bewiesen haben: erstens, daß die Ortsnamen wesentliche Aufklärung selbst für solche ferne Zeiten und solche entlegene Örtlichkeiten liefern, die von unserem Schrifttum nicht behandelt werden; zweitens, daß man ehestens darangehen müssen wird, die echte, alte volkstümliche Aussprache der Ortsnamen aufzuzeichnen, da sie verläßlicher ist, als gelehrter Wiß.

^{* -}ing bedeutet den "Abfommling", vgl. Kärling, Edeling, Merowing(er).

^{**} Am westlichen Ende des "Totenweges" im "Mühlfeld" liegt das "Pest-Aderl", wo wohl einst auch die hingerichteten bestattet wurden.

^{***} Baprifc pfent für bebende, pfüat Gott für behüat' Gott.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Selder.

(Sortfegung.)

In Brünn.

Nach einem turzen Aufenthalte bei meinem Dormunde Weitzinger in Wien wurde ich wieder nach Brunn spediert. Mein zweiter Einzug in die mährische Hauptstadt geschah mit einigem Eflat. Es gab damals in Brünn zwei ständige Straßenfiguren,* welchen die Gassenjungen einen eigenen Kultus widmeten. Der eine hiek "Baron Schnupftüchel", ein harmloser Halbnarr, der den Stadtlion spielte und immer ein weißes Schnupftuch aus der hinteren Roctasche heraushängen ließ, das er, da es ihm immer weggezogen wurde, mit Nadeln in die Casche heftete. Der zweite, eine wahre Recengestalt, "Schöpsenfranzl" genannt, war mein Reisegefährte im Eilwagen und saß im "Haarbeutel", so nannte man einen am Rücken des Wagens hoch über der Dece angebrachten offenen Six, auf welchem der Passagier gemütliche Rückau auf den zurückgelegten Weg in völlig freier Luft hatte. Schon in der Dorstadt war er bemerkt worden, und als die Postpferde mühselig den Berg zum Judentor hinankeuchten, waren wir bereits von einer Schar Gasseniungen umgeben. Der gefährliche Moment für den Reisenden am Haarbeutel war die Einfahrt in das sehr niedere Cor des Postgebäudes und in diesem fritischen Augenblide erschallte ein hundertstimmiges: "Schöpsenfranzl, duck dich!"

Und er ducte sich wirklich, was ein neues Gejohle der ausgelassenen Buben zur Solge hatte, die sich vor den Hieben des hochthronenden "Schöpsenfranzl" gesichert hielten. Aber wie ein Adler stürzte er aus der Luft herab und richtete ein derartiges Massafer an, daß lange noch davon gesprochen wurde.

Im Hause des Onkels wurde mir eröffnet, daß ich nicht mehr nach Seitenstetten zurücklehren, sondern mit meinem Bruder hier bleiben werde; es sei eben der Vorschlag an meinen Mitvormund abgegangen und ökonomische Gründe geltend gemacht worden. Mit geteilten Gefühlen nahm ich diese Nachricht auf. Einerseits war es mir leid um mein Seniorat und um das für die Poesie und Rhetorit (so nannte man damals die 1. und 2. humanitätse, i. e. die 5. und 6. Chmnasialklasse) in sichere Aussicht genommene Primat, da ich mir einbildete, hiefür mehr Verve zu

* Auch in Wien gab es solche Grotestsiguren. Ich erinnere mich an eine, die fast täglich auf dem Wasserglacis lustwandelte, einen alten, aber noch gelenken Herrn, der in drapfarbenem langem Caputrod mit einem halben Duzend kleiner Mantelkragen über der Achsel, engen, kurzen Hosen, Schuh und Strümpsen, bis an die Baden reichendem Vatermörder und niederem, breitrempigem Hut, in Begleitung eines ganz gleich kostümierten Unaben, eiligen Schrittes einherzog. Auch erinnere ich mich zweier herren, die stets, ob Regen, ob Sonnenschein, ohne Kopsbededung auf der Straße zu sehen waren. Der eine, Graf Palssy, mit struppigen, grauen Haaren oder Perüde, der andere ein Geistlicher, namens Kaharok, der gar keine Haare auf dem Kopse hatte.

haben als mein Seitenstettner Amulant. Anderseits hatte der Wiedergewinn der Freiheit für mich den ausschlaggebenden Reiz. Es wurde um meine zurückgebliebenen habseligkeiten geschrieben, die auch wirklich bald ankamen. Nun ward ich Brünner und sollte mit meinem Bruder, da der Ontel eine größere Wohnung genommen hatte, ein eigenes Zimmer erhalten. Solange wir noch im Mazalschen hause verblieben, hatte ich das Vergnügen, einen ausgezeichneten Gitarrespieler im oberen Stockwert fast allabendlich zu hören, dem ich mit einer Aufmerkamkeit zulauschte, die ich dem Orpheus in Person nicht pietätvoller hätte widmen können. Es war das erste virtuose Spiel, das auf dem so geringschätig mishandelten Instrumente zu meinen Ohren Kang und meine ohnedies dafür seit langem genährte Neigung zu so hohem Grade steigerte, daß der Besitz einer Gitarre von nun an zu meinem sehnlichsten Wunsche wurde. Dieser erfüllte sich bald, indem ich für bare 3 Gulden von einem Tröbler eine "Jammerschachtel" (das war der Spottname) erhielt. Nun wurde fleifig geübt, und noch war ich nicht dem Studienjahre Brünns entwachsen, als ich als purer Autodidakt ein gutes Instrument auch selbständig gut zu behandeln wußte. Die Gitarre, die ich später bei dem Brunner Instrumentenmacher Wurzlhofer für 10 fl. K.-M. taufte, besitze ich noch zur Stunde als mir sehr wertvolles Andenken, und ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich in der 8. Lebensdetade mir damit manche wehmütigen Augenblide in Erinnerung an vergangene ideale Zeiten vertreibe. Auf teuren Instrumenten bester Qualität habe ich gespielt, aber ich vertausche sie um keinen Preis um das mir viel länger als ein halbes Jahrhundert treu gebliebene.

Die diesjährigen Schulferien hatten für mich nicht nur den Vorteil, daß sie um einen Monat länger dauerten, sondern auch, daß sie die schönen Augustwochen in sich schlossen.

Ich wanderte einsam auf Insettenfang in der Umgebung herum und nahm nur gezwungen an gesellschaftlichen Ausflügen teil, die wöchentlich bald in den Schreibwald, bald in die Steinmühle stattfanden. Der Grund war ein eigentumlicher, hatte aber für mein ganzes Ceben die nachhaltige, und ich kann es jekt mit Überzeugung aussprechen, wohltätige Solge. Die Schwester meiner Cante hatte eine Anzahl Gespielinnen, die, tange und unterhaltungslustig, den weiten, staubigen, sonnigen Weg durch Altbrunn und die Cehmstätte nicht scheuten, um sich dann von einem Schwarme junger herren die Cour machen zu lassen. Obgleich sie alle ungefähr in demselben Alter mit mir waren, so sahen sie in diesem Salle auf mich und meinen Bruder hoch hernieder, die ihnen noch als Buben galten und nur dazu qut waren, ihre Canzichuhe und Umhängtücher ihnen nachzutragen. Dies verdroß mich in die Seele, und wenn ich mich auch für die erlittene Unbill mit manchem Schabernad rächte, 3. B. daß ich ein Derzeichnis der Suflängen und ebreiten nach ben ausgedehnten Schuhen anlegte und sogar die Schuhe der Schönsten und Stärksten unter ihnen über meine Stiefel anzog, so ward doch in mir ein derartiger Widerwillen gegen gesellschaftliche Zusammentunfte rege, daß er später in förmlichen

Haß ausartete und mir das nicht unverdiente Prädikat eines Sonderlings zustande brachte. Dadurch wurde ich in der Solge großer Kapitalist, zwar nicht an Barem, wohl aber an ersparter Zeit, die mir durch kluge beharrliche Benützung Wucherzinsen trug. Die goldene Wahrheit der Worte: »Time is money« habe ich durch meine eigene Erfahrung besiegelt. Oft in späteren Jahren, ja selbst noch por turzem ist man an mich mit der Frage getreten, wie war es denn möglich, daß Sie dies oder jenes zuwege gebracht haben neben dem vielen anderen? hatte für Sie der Caq mehr als 24 Stunden und das Jahr mehr als 365 Cage? "Nein, meine Herren!" tonnte ich ihnen antworten: "Ich habe mit der Zeit gegeizt und sie nicht vergeudet wie Sie. in Wirts- und Kaffeehäulern und dergleichen, bei geistlosem Kartenspielen oder in noch geistloseren Gesellschaften oder in gedankenleerem Herumschlendern, sondern ich habe gearbeitet, durch die Arbeit gelernt und selbst bei der notwendigen Erholung das Cernen nicht aufgegeben, und daß dies so fort bis in mein hohes Alter ging, das verdanke ich der Richtung, die ich bereits in früher Jugend eingeschlagen." Ich las damals alles, was mir zu handen kam: Die deutschen Klassiker, vor allen Schiller, Goethe (mit und ohne Verständnis) und Wieland, bei dessen Cetture mir durchaus nicht in den Sinn tam, daß die Agathons, Aristipe und Aspasien unmöglich so gesprochen haben konnen, wie sie Wieland nach ben bamaligen Pariser Salonschablonen miteinander konversieren ließt. Ich war begeistert pon dem schlichten Wandersmann Seume, der mich schon damals den Vorsatz fassen ließ, zu Suk gleichfalls nach Sprakus zu pilgern. Da geriet ich an die Samilienrührromane August von Cafontaines; ich las zuerst bessen: Quinctius Benmeran von Flaming, dem die damals in Schwung befindliche Schädellehre in den Kopf gestiegen und der damit die traurigsten Erlebnisse gehabt, bis er endlich im Schofe einer Schönen aus der phrenologisch niedrigst gestellten Rasse, einer tohlschwarzen Negerin, sein häusliches Glud gefunden.

Diese Geschichte unterhielt mich außerordentlich. Unter den Bekannten meiner Tante befand sich auch eine reifere Dame, die gerne über Literatur sprach und in diesem Gediete auch ihre junge, für eine Schönheit ersten Ranges geltende Tochter abrichtete. Sie hatte es in diesem Punkte auf mich abgesehen, und es war eine Leidenschaft von ihr, jungen Leuten über ein oder das andere sgesehrte Thema Dorträge zu halten, und zwar zur größten Belustigung meines Onkels. Als ich einst das Wort Menschenrasse aussprach, hatte ich bei der guten Frau in ein Wespennest gestochen. Ihr Gatte war Landestierarzt, der sich fort auf Kommissionsreisen befand und dem gewiß die Deredlung der Tierrassen sehr viel zu tun machte. Seine Theorien mochte nun die Gemahlin auch auf das Menschengeschlecht in Anwendung bringen und sie hatte deshalb unsere junge Gesellschaft, männlich und weiblich, selbstwerständlich in aller ehrbarster Weise in Kategorien geteilt. Mich hätte sie durch ihre Dorlesungen beinahe aus meinen idealen Träumen gebracht, und es war höchste Zeit, daß ich mich wieder einem anderen Zweige heimatlicher Literatur zuwandte, nämlich den damals die ganze junge Welt bezaubernden, sentimentalen Romanen H. Claurens.

Ich wurde im Brünner Staatsgymnasium für die erste Humanitätsklasse rite instribiert. Die Einrichtung des Gymnasiums selbst ist meinem Onkel nicht unbekannt gewesen, da mein jüngerer Bruder Karl bereits zwei Klassen absolviert hatte und nun an der dritten stand. Direktor war ein Weltgeistlicher, namens Genik, ein äukerst gutmütiger Mann, der im Brünner Afzente fast nach jedem dritten Worte: "Do hier, do so ju sagen" einzuschalten pflegte und daher bei den Studenten nicht Genit, sondern Dohierdo hieß. Der Religionsprofessor Weiß war das flagrante Widerspiel desselben, eher ein roher Sachin als ein Priester. Die übrigen sechs Profelloren waren Laien. Profeljor Schenkl, Verfaller einer lateinischen Grammatik und Dater einer großen Samilie, der größte, aber gutmütigste Pedant, den Brünn damals besaß, war unserer Samilie wohl bekannt. Die Frau, ebenso geschwätzig als ihr Gatte schweigsam, und die ältere Cochter tamen in unser haus, die jungte war noch ein Kind. Ein zweiter Professor hieß hatlanet, im Rufe als ungemein rob, ber britte, Boczek, wieder human, der vierte, Austmann, sehr alt und im Cause des Jahres durch Dr. heinrich aus Croppau ersett. Die beiden humanitätsprofessoren Jobl und Ment waren schief gewachsen, doch jeder auf anderer Seite, so daß, wenn sie nebeneinander gingen, sie den zweitopfigen taiserlichen Abler darstellten. Jobl, und das war mein Professor, hatte noch die besondere Eigentümlichkeit, einen bis an die Sukzehen reichenden grünen Mantel zu tragen, den er rückwärts mit der Hand von innen in die Höhe hielt. Wir nannten ihn den "Grünmantel von Venedig".* Das Gymnasium selbst war in delabriertestem Zustande, der Gang durfte nicht betreten werden wegen Gefahr des Einsturzes. Unser Schulzimmer, das bei 50 Scholaren zu fassen hatte, war ein Rechted, so daß nur die hälfte der Schüler den Professor en face, die andere hälfte bloß en profil zu sehen bekam. Bald zeigte es sich, daß das weltliche Gymnasium weit unter dem geistlichen von Seitenstetten stand, denn ich hatte dort in der vierten Klasse mehr gelernt, als hier in der fünften zu lernen war. Es tostete mich daher gang wenig Mühe, mich auf meinem Eminentisten-Plate zu behaupten, was aber leicht für die Sortdauer meines Sleiftes hätte von üblen Solgen werden können. Mein Professor Jodl war übrigens ein ganz ausgezeichneter Cehrer. Slawift durch und durch und früher Cehrer an einem flawischen Cymnasium in Slawonien, ließ er dies durchaus nicht merken, behandelte deutsche und tschechische Schüler gang gleich, sprach auch mit den letteren iniemals tschechisch in der Schule und trug sogar mit Vorliebe deutsche Klassiker vor, die gar nicht zu ben Schulgegenständen gehörten. Dabei burfte wohl auch Politit im Spiele gewesen sein, denn Slawismus galt damals für staatsgefährlich und die ostensiblen Tschechen hatten einen schwarzen Makel bei der Polizei. Die Schulsprache war übrigens die lateinische, wobei allerdings unser Professor zu unserer großen Beluftigung banale Phrasen mit absonderlicher deutscher Kumulierung in Vorrat hatte. So gab er einst, als ich das Unglud hatte, von den Zwölftafelgeseigen nichts mehr zu

^{*} Der Titel eines Dramas von Franz Freiherrn von Schlechta, das am 21. Mai 1820 zum ersten Male im Theater an der Wien aufgeführt wurde. (A. d. R.)

Das neue Schuljahr begann nun und ich wurde "Rhetor", so nannte man damals die Cymnafiasten der VI. Klasse. Drofessor Jodl lehrte die Redekunft selbstverständlich lateinisch nach allen Regeln, wie er es das Jahr zuvor mit der Dichtfunst getan hatte. Exordium, Thesis, Expositio, Argumentatio, Conclusum mukten uns in allen Teilen, gang abgesehen von dem materiellen Inhalt, wenigstens nach schematischer Sorm geläufig sein und wir bekamen allwöchentlich Chemata auf, die oratorisch zu bearbeiten waren, unter anderem auch über den berühmten Satz: "Οπ χαλλόν το άγαθόν, über welchen sowohl in klassischem, als in modernem Geiste sehr viel in allen fünf rhetorischen Partien gesagt werden kann, wir aber nichts sagten, weil wir es noch nicht ganz recht verstanden. Ich habe diese rhetorischen Dissiplinen niemals ganz vergessen, aber sie auch niemals praktisch in Anwendung bringen können, tropdem mein Geschid mich nicht zum Dichter*, wozu ich die Befähigung mir einbildete, sondern zum Rhetor, und zwar in umfassendster Bedeutung werden ließ. Die einfachen Regeln der praktischen Redekunst hat man damals in Öfterreich gar nicht gekannt und konnten demnach von Professor Jobl uns auch gar nicht gelehrt werden. Sie sind in turzem folgende: Nur im äußersten Notfalle unporbereitet öffentlich sprechen und auch dies nur so selten als möglich. Die Vorbereitung nicht merken lassen, deshalb immer mit der Widerlegung eines Vorredners oder eines turz zuvor ereigneten Novums anheben. Niemals lange reden und wenn nicht unerläßlich, auch nicht mehrmals über denselben Gegenstand. Endlich den Schluß auf durchschlagenden Effekt berechnen und mit einer gewaltigen Phrase schnell enden. Diese fünf Grundsätze haben mit der Schulrhetorit und ihren abgezirkelten Teilen wohl wenig zu schaffen, aber fie machen ben parlamentarischen Redner unserer Zeit. Ungeachtet dessen ich mir wegen meiner anfänglichen Scheu vor öffentlicher Rede und wegen anstürmender Gedankenverwirrung und Überhäufung wenig zutraute, hatte ich doch in dem Laufe eines Vierteljahrhunderts durch möglichste Beachtung vorerwähnter Sage in allen Kategorien der Redefunft von Trinksprüchen bis zu Netrologen, von Philippiten bis zu den ernstesten Parlamentsreden große Erfolge, über die niemand mehr erstaunt war als ich selbst.

Endlich mußte vom Gymnasium Abschied genommen werden und er vollzog sich mit einem eminenten Zeugnisse.

* Meine poetischen Lukubrationen brachten mir boch einen wesentlichen Nugen, und zwar für die Prosa, denn auch diese hat einen Rhythmus, der weit schwieriger zu fühlen, weil er "ungebunden" ist. Wenn mir in späteren Jahren Schmeicheleien über meinen Stil schriftlich oder mündlich zuteil wurden (dies ersuhr ich als Anonymus schon 1839 in der Theaterzeitung), so vindizierte ich dies im Herzen meiner Jugendpoesie. Und der Dichter und Hosburgtheaterdirektor Dingelstedt schrieb mir unterm 13. Sebruar 1877: "Damit doch auch was Gutes dem Schlimmen sich geselle, sei Ihnen bei dieser Gelegenheit herzlich gedankt für die guten Stunden, die Sie mir durch ihre sans phrase reizenden Reisenovellen im Seuilleton der "Neuen Freien Presse" dann und wann bereiteten. Schade, ernstlich und wirklich schae, daß der Bürgermeister dem Meisterschriftsteller so sehr im Wege steht."

von lelbitgeschaffenen phantaltischen Idealen. wobei mir die immer wachsende Neigung zur Einsamkeit beträchtlichen Dorschub leistete. Tief gekränkt durch die Geringschätzung meiner Jugendgenossinnen, aber auch von der Natur mehr zur Wirklichkeit gedrängt, suchte ich nun in der höheren Altersklasse die Sormen meiner Traumgebilde und fand die harmlose Freundschaft eines — harmlosen Kindes. Stundenlang stand die Aeine, vielleicht nicht achtjährige Mili mit ihrem sansten Engelstöpfchen, ihr bereits üppiges Haar in zwei Slechten gewunden, und hörte mir mit ernster Aufmerksamkeit zu, wenn ich ihr ebenso harmlose Kindermarchen erzählte. In meiner damaligen Gemütsstimmung tat es mir wohl, wenigstens ein Kind mir anhänglich zu sehen.* Unser hauswesen hatte sich vor Ablauf des Jahres um zwei Personen vergrößert. Aus Poltenberg bei Inaim hatte Oberamtmann David seinen Sohn Josef Augusta, der ein Jahr vor mir studierte, als er eben in die Philosophie tam, zu uns gebracht und die zwei separierten Zimmer wurden an einen Kollegen des Ontels, Dr. Ignaz Klobus, vermietet. Dieser, ein höchst gebildeter und gewandter Mann, den ich schon von Wien aus und insbesondere von einer Partie im Dornbacher Parte tannte, ward von nun ab mein Gönner, von dem ich in Literatur und Sprachen viel lernte und sogar in die Politik eingeführt wurde.** Merkwürdigerweise kam ich dazu, auch in den damals bedeutenden Wuft sogenannter "verbotener" Bucher eingeweiht zu werden. Domherr Bed,*** mit dem der Ontel und ich schon in Wien, wo er turze Zeit Direktor des Priefter-Krankeninstitutes gewesen, in Verkehr gestanden, genofe in seiner Eigenschaft das Vorrecht, verga schedam«, der damalige zensorische Ausbrud einer persönlichen Bezugsligenz, berlei verponte Drucksachen zu taufen. Da aber die Kosten zu groß waren, tam er auf den Gedanken, eine beisteuernde Gejelljágaft zu gründen und darunter war auch mein Ontel. So tam allwöchentlich ein Dad Bucher, von welchen ich mit einem beschränkten Derstande nicht einsehen tonnte, warum sie verboten find. Dieses punctum saliens herauszufinden, war die Ursache, daß ich unreif so manches studierte, worüber mir erst in der Folge der Knopf aufging. Schaden habe ich hiebei jedoch in teiner Beziehung genommen.

^{*}Dem Kinde Emilie, dem später der allzuhäufige Besuch bei mir unter dem Titel: "Sie stören mich im Studieren", untersagt worden war, begegnete ich später nur ein einzigesmal wieder in Brünn, ansangs der Sünfzigerjahre, und zwar an ihrem Brauttage. Sie vermählte sich nach langem Widerstreben ihrer Anverwandten mit dem hauptmanne Giesl von Gieslingen, nachmals Seldmarschalleutnant, Freiherr, Geheimrat und Kommandant der Gendarmerie, der mich wiederholt besuchte und mich an meine Jugendzeit erinnerte. Sie selbst sah ich nie mehr. Denn als ich mir ernstlich vornahm, mich ihr als Greis vorzustellen, war sie plötzlich in Meran an einem herzleiden im Alter von einigen 60 Jahren verstorben. Ihre Söhne sind bereits gleichsalls Militärs höheren Ranges.

^{**} Alle Sonn- und Seiertage morgens mußte ich ihn zum Srühftud abholen, das in einem Kaffeehause eingenommen wurde. Dem folgte ein einstündiger Spaziergang, bei welchem er mich in echt klassisch peripatetischer Weise über Tagesfragen und andere interessante Themata unterrichtete und unterhielt.

^{***} Bruder des Direttors der Staatsdruderei und Herrenhausmitgliedes Dr. Anton Bed,

Das neue Schuljahr begann nun und ich wurde "Rhetor", so nannte man damals die Gymnasiasten der VI. Klasse. Professor Jodl lehrte die Redekunst selbstverständlich lateinisch nach allen Regeln, wie er es das Jahr zuvor mit der Dichttunit getan hatte. Exordium, Thesis, Expositio, Argumentatio, Conclusum mußten uns in allen Teilen, ganz abgesehen von dem materiellen Inhalt, wenigstens nach schematischer Sorm geläufig sein und wir bekamen allwöchentlich Chemata auf, die oratorisch zu bearbeiten waren, unter anderem auch über den berühmten Sat: "Οπ χαλλόν το άγαθόν, über welchen sowohl in klassischem, als in modernem Geiste sehr viel in allen fünf rhetorischen Partien gesagt werden kann, wir aber nichts fagten, weil wir es noch nicht gang recht verstanden. Ich habe diese rhetorischen Diziplinen niemals ganz vergessen, aber sie auch niemals praktisch in Anwendung bringen können, trothdem mein Geschick mich nicht gum Dichter*, wogu ich die Befähigung mir einbildete, sondern zum Rhetor, und zwar in umfassendster Bedeutung werden ließ. Die einfachen Regeln der praktischen Redekunst hat man damals in Österreich gar nicht gekannt und konnten demnach von Professor Jods uns auch gar nicht gelehrt werden. Sie sind in kurzem folgende: Nur im äukersten Notfalle unporbereitet öffentlich sprechen und auch dies nur so selten als möglich. Die Dorbereitung nicht merten lassen, deshalb immer mit der Widerlegung eines Dorredners oder eines kurz zuvor ereigneten Novums anheben. Niemals lange reden und wenn nicht unerläftlich, auch nicht mehrmals über denselben Gegenstand. Endlich den Schluß auf durchschlagenden Effett berechnen und mit einer gewaltigen Phrase schnell enden. Diese fünf Grundsätze haben mit der Schulrhetorik und ihren abgegirkelten Teilen wohl wenig zu ichaffen, aber sie machen den parlamentarischen Redner unserer Zeit. Ungeachtet dessen ich mir wegen meiner anfänglichen Scheu vor öffentlicher Rede und wegen anstürmender Gedankenverwirrung und Aberhäufung wenig zutraute, hatte ich doch in dem Laufe eines Dierteljahrhunderts durch möglichste Beachtung vorerwähnter Sätze in allen Kategorien der Redekunst von Trinksprüchen bis zu Nekrologen, von Philippiken bis zu den ernstesten Parlamentsreden große Erfolge, über die niemand mehr erstaunt war als ich selbst.

Endlich mußte vom Gymnasium Abschied genommen werden und er vollzog sich mit einem eminenten Zeugnisse.

* *

^{*} Meine poetischen Cukubrationen brachten mir doch einen wesentlichen Nugen, und zwar für die Prosa, denn auch diese hat einen Rhythmus, der weit schwieriger zu fühlen, weil er "ungebunden" ist. Wenn mir in späteren Jahren Schmeicheleien über meinen Stil schriftlich oder mündlich zuteil wurden (dies ersuhr ich als Anonymus schon 1839 in der Cheaterzeitung), so vindizierte ich dies im Herzen meiner Jugendpoesse. Und der Dichter und Hosburgtheaterdirektor Dingelstedt schrieb mir unterm 13. Sebruar 1877: "Damit doch auch was Gutes dem Schlimmen sich geselle, sei Ihnen bei dieser Gelegenheit herzlich gedankt für die guten Stunden, die Sie mir durch ihre sans phrase reizenden Reisenovellen im Seuilleton der "Neuen Freien Presse" dann und wann bereiteten. Schade, ernstlich und wirklich schade, daß der Bürgermeister dem Meisterschriftsteller so sehr Wege sehr."

Mit Anfang des Schuljahres 1832 war ich Philosoph, so nannte man die hörer der beiden zur philosophischen Sakultät gehörigen Jahrgänge, die den unerläßlichen Durchgang zu den Universitätsfachstudien bildeten. An den Universitäten waren sie mit derselben verbunden, wo keine war, bestanden besondere Cehranstalten. Philosoph war aber zu jener Zeit schon etwas, er hieß nicht mehr "Schüler", sondern "hörer" und ihm gebührte offiziell der Citel "herr". Wir bildeten uns darauf auch nicht wenig ein und ich bin überzeugt, daß es von Nutzen war.

Die Brünner philosophische Cehranstalt, in der es keine "Schulftunden" mehr, sondern nur "Vorlesungen" gab, befand sich damals in der Gassenfront des Minoritenflosters. Der Gegenstände gab es wenige, aber diese wenigen wurden gründlich behandelt. Wir hatten täglich mit Ausnahme Sonn- und Seiertage und Donnerstags vier Kollegienstunden, die besucht werden mußten, wenn nicht eine üble Sortgangsoder Sittenklasse riskiert werden wollte. Absenzen mußten gerechtfertigt werden, insbesondere beim Kirchenbesuche Sonn- und Seiertags. Im ersten Jahrgange, erstes Semester: Mathematik, zweites Semester: Geometrie; Philosophie, erstes Semester: Logit, zweites Semester: Geschichte ber Philosophie. Im zweiten Jahrgange folgte dann Psychologie, in beiden Jahrgangen außerdem lateinische und griechische Philologie und Religionswissenschaft. hauptgegenstand des zweiten Jahrganges war Physit. Naturgeschichte im ersten Jahrgange und Weltgeschichte im zweiten waren nur für diejenigen obligat, welche vom Schulgelde befreit gewesen. Das waren aber nahezu alle. Als aukerordentliche Gegenstände wurden behandelt: Candwirtschaftskunde und Erziehungskunde. Am Schlusse eines Semesters war über die tradierten Gegenstände Prüfung und der Erfolg dieser für die Klassifikation mafgebend, denn mährend des Semesters wurde nur höchst sporadisch von einem ober dem andern Professor ein ober der andere hörer zu einem Tentamen herausgefordert, das freilich auch für dessen Ruf von Bedeutung war. Ergab sich bei einem Semestraleramen eine zweite Klasse, so mußte sie in einer Nachprüfung forrigiert werden oder der Eintritt in den höheren Jahrgang war unmöglich. Die Professoren waren mit Ausnahme eines einzigen, nämlich für Naturgeschichte und Candwirtschaft, sämtlich Stiftsgeistliche, denn den drei Klöstern, dem Benediktinerstifte Rangern, dem Augustiner Chorherrnstifte Königkloster und den Prämonstratensern zu Neu-Reusch oblag die gesetliche Verpflichtung, die mit der staatlichen Befähigung versehenen Professoren zu stellen. Den ersteren beiden gehörten je zwei, dem letteren einer an. Unter diesen fünf Geistlichen und einem weltlichen Professor befanden sich drei wahrhafte Originale. Obenan der Religionsprofessor, nachmals auch Dr. phil. Beneditt Richter aus Rangern. Einen närrischeren Kauz als diesen tann ich mir heute noch nicht vorstellen. Dem Aufern nach mit seinem in unaufhörlicher Muskelbewegung befindlichen Gesichte, mit zirkelrund geöffnetem, mit einer roten PiperInase beschatteten Munde, starken Augenbrauen und struppigem 311 Berge stehendem haarwuchse, der durch eigentümliches Auf- und Abgerren der Stirnhaut sich ausnahm, wie ein Stoppelfeld im Sturmwind, glich er vollkommen einem

Prater-Hanswurst, der seine Spaßhaftigkeit darin sucht, daß er immer im tiessten Ernst versunken ist. Daneben seine Sprache und Deklamation mit einem Akzente, der alle deutschen Mundarten und Dialekte geradezu in die Schranken rief. Aus dem Jambus wurde ein Trochäus und aus dem Trochäus ein Jambus und aus jedem dreisslibigen Worte unerbittlich ein Daktylus.

Er ließ keinen Anlaß vorübergeben, um Gedichte und Verse deutsch, lateinisch oder griechisch zu rezitieren, oder vielmehr nach einem von ihm selbst erfundenen Tatte zu singen. Sein Lieblingsdichter schien Schiller zu sein, dessen Balladen er oft mitten in seiner religiösen Dorlesung neben einem Schriftterte von Paulus ober sonst einem Kirchenvater einwebte. Untilgbar in meinen Ohren klingen noch so manche Knallverse, deren unnachahmlichen Ton wiederzugeben eine Unmöglichkeit ist. Das Katheder, auf welchem er vortrug, war sehr geräumig und er spazierte unaufhörlich dabei von einer Ede gur andern, gestitulierte und schlug mit den handen in der Luft herum, als gelte es, die ihn umschwirrenden bosen Geister gu erschlagen. Einmal tam er auf einen Propheten zu sprechen, der seit verdammte und wie ein Stier die bose Welt angriff. Flugs hatte er mit beiden händen sich zwei Ochsenhörner gebildet und wühlte wie ein rasender Ochse damit auf den Cisch und Geländer des Katheders. Das risum teneatis amici war die schwierigste Aufgabe in seinem Kollegium. Wir waren in seiner Stunde immer perschnupft und hatten die Tücher vor Nase und Mund geballt. Glücklicherweise mertte er dies niemals, mochte vielleicht die Wassertropfen in unseren Augen für Tranen Den Glanzpunkt seiner religiösen Vorlesungen der Rührung gehalten haben. bildeten aber vier von ihm selbst komponierte Beweise über das Dasein Gottes, die, was Wortschwall und dialettischen Gallimathias betrifft, weitaus die schläfrige Cangweiligkeit des Ceonhardschen Cehrbuches überbot. Diese vier Beweise hatte er also getauft: den ontologischen, tosmologischen, physitotheologischen und moralischen. Es war glatterdings unmöglich auch nur einen dieser vier Beweisarten mit eigenen Worten wiederzugeben, ihr Cert mußte ad verbum auswendig gelernt werden. Und doch bekam jeder, der Vorzugsklasse ex religione haben wollte, einen unerbittlich zu rezitieren, ich sogar aus besonderer Gunst ihrer zwei. Diese hatte ich mir dadurch erworben, das ich, da das Cor der philosophilchen Cehranitalt ohne Schild war, eine solche Aufschriftstafel talligraphisch malte, die mertwürdigerweise von mir noch nach vielen Jahren an selber Stelle angetroffen worden ist. Wir hatten jeden Sonn- und Seiertag mit Hochamt und Predigt in der Kapuzinertirche Gottesdienst, in welchen wir paarweise in Prozession unter Anführung Professor Richters ziehen mußten. Das kleine Kirchlein war in der Regel bei unserer Antunft schon vollgefüllt von der schönen Welt, alt und jung, bei welcher die poetischen Vorträge Richters in großem Rufe standen. In der Cat war auch da das Gebiet, auf welchem er mit Stolz bewuft war, die dichtesten Lorbeeren zu sammeln. Predigte er doch einmal über den "ersten Kuß" und dessen Gefahren, jedoch mit einem solchen Seuereifer, daß Kleistsche Liebesschilderungen weit zurud-

blieben. Im Hochamte waren nicht minder seine Kantaten unnachahmlich und noch höre ich sein: ">Suhuhuhursum cordahahaha«; groß war er aber auch bei tirch» lichen Prozessionen: Martus-Prozession, die drei Bittgange und Fronleichnam, die wir alle mitmachen mußten und darauf sehr stolz waren, daß wir paarweise im ernsten Theaterschritte von den Gymnasiasten gang abgetrennt, conspectu populi, von den jungen Damen betrachtet, die Stadt durchzogen. Professor Richter war bei unseren Zugen der kommandierende Seldmarschall. War irgendwo das Allerheiligste ausgestellt oder zum Segen geklingelt, so suchte sich Richter, wenn nur immer möglich, eine Kotlache ober ausgegossenes Wasser aus, um sich hineinzuknien und den Schmutzsled als Attest seiner Frömmigkeit den Tag über herumzutragen. Am Fronleichnamstage befand sich auch das bewaffnete Bürgertorps von Tagesanbruch an in rosig-stolzer Laune. Denn es war der einzige Tag, an welchen sie ihre Uniform an die Euft bringen durften, Vormittag bei der Prozession, Nachmittag in den Wirtshäusern, aus welchen nicht selten die Cehrbuben die Musteten und Patrontaschen nach hause zu tragen hatten. Der Marsch in der Sonnenhige war sehr beschwerlich und erheischte vorherige Erfrischung. Diese burfte einmal bei dem Slügelmanne des Burgerregiments zu ausgiebig genommen worden sein, denn es passierte ihm das Unglud, daß er, als er beim Prasentieren des Gewehres vor dem Allerheiligsten hervoreilen mußte, um die Tempi vorzumachen, stolperte und in aller Cange seiner flafterweit vorausgeflogenen Muskete auf das Strafenpflaster hinstürzte, wobei sich die hintern Schöfe seines Uniformfrads ganz sonderbar öffneten und er wie der erschlagene Patroklus liegen blieb. Zum Entseken P. Richters schlug die gange philosophische Lebranstalt inmitten bes Segens in eine olympische Lache aus, die er zu sühnen nicht im stande war. Einmal noch sah ich ihn in einer derartigen Verzweiflung. Den Gymnasiasten war das Tragen von Spazierstöden strenge verboten: »Te vidi petulantem,« saate einmal Professor Jobl zu mir, det quidem cum baculo « (es war mein Schmetterlingsnehstod). Als Philosophen machten wir jedoch von der Freiheit umfassenbsten Gebrauch und einige von uns trugen sogar Stöde ins Kollegium zum großen Derdruße Richters. Da kam einer auf den Einfall, daß wir alle zum Unterscheidungszeichen gleiche Stöcke haben sollten. Nach eingehender Beratung wurde ein Musterstod fabriziert, schwarz mit lichtblauen Quasten. Diele Duzende wurden bei den Drechslern bestellt und es war ein Sestaa für uns, als wir zum erstenmale damit bei der Musik am Franzensberg paradierten. Aber Professor Richter sah dies mit scharfen Polizeiaugen als das Erfennungszeichen einer damals höchst verpönten, geheimen Burschenschaftsverbindung an, und sann auf Mittel, die Geheimnisse herauszubringen und die Derschwörer zur Strafe zu ziehen. Aber es gab keine Derschwörer und keinen Geheimbund und er fiel abermals der allgemeinen Lächerlichkeit anheim. Das zweite Original unter den Professoren war der Mathematiker Chaler, das gerade Gegenteil von dem Vorhergehenden, ein Inniker, wie ihn die Antife nicht treffender hatte malen tonnen. Erafter Gelehrter durch und durch,

Mathematiker, Zoologe, Botaniker von ausgezeichnetem Wissen, war er einer der ärgsten Alkoholisten, die damals in Brünn lebten und keinen Tag des Jahres nüchtern. Dabei war er niemals gewaschen, stedte in nie geputten Juchtenstiefeln und in niemals von Kot befreitem Rod ober Talar mit ansehnlichen Rupturen. Er trug seine Materie stets ohne Buch oder Schrift frei vor und tam bei den schwierigsten Rechnungen auf der Cafel niemals aus dem Kontert, obgleich er häufig nicht wußte, ob es Vor- oder Nachmittag sei. Er teilte seine Gelage nicht selten mit seinen Schülern, mit welchen er die Nächte hindurch philosophierte, ohne sie jedoch bei der Prüfung mehr zu kennen. Er eraminierte privatim niemals, wußte auch taum irgendeinen bei seinem Namen zu nennen. Der höhepunkt wurde jedoch bei dem sogenannten "Ausmessen" im Sommer erreicht, wo er schon in der ersten Stunde sternhagelvoll betrunken war und mit sich Schindluder treiben ließ, wozu der damalige Titel der Professoren: Klarität, vielen Stoff gab. Zwei oder drei gleichfalls weinselige Kommilitonen nahmen den Armsten, einen zertepschien hut mit hineingestedten Rabenfedern am Kopfe. ihn unter Vortragen des Meßtisches taumelnd in sein Kloster zurück. Troßdem er wegen seiner Gerechtlichkeit im Klassifizieren und seinen sonstigen Schulliberalismus lehr beliebt war, nahm doch gerade in unserem Jahrgange, und zwar auf Beranlassung der Studenten selbst der Standal sein Ende. Bei unserer Semestralprüfung im zweiten Semester (ich war bereits cum eminentia geprüft) war er urplötzlich durch einen außergewöhnlichen Erzeft aus seinem gewohnten Konterte gefallen und gab unmögliche Prüfungsfragen, 3. B. fechs Schuh machen einen Klafter; wieviel Quadratklafter mißt dies 3immer? Alle Dorstellungen halfen nichts und der unalüdliche Studiosus, der die Zahl der Quadratilafter nicht herausrechnen konnte, wurde mit einer zweiten Klasse fortgeschickt. Da begab sich eine Deputation zum Dizedirektor, Domherrn Calsky, einem fehr alten herrn, der trog feiner sonstigen Apathie doch sofort intervenierte und die Prufung sistierte. Das war die lette Professorenfunktion des bedauernswerten Thaler, der beim Umwechseln des Talars auch noch die gang abgerissenen hemdärmeln sehen ließ. (Sortfetung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von 3. 3. David.

(Sortfegung.)

Als er zum Militär, ober wie sie bei ihm zu Hause immer, auch bei den friedlichsten Zeiten zu sagen pflegen: in den Krieg mußte, hatte sich Gregor Gazda mit der Ludmilla Hajduk versprochen.

Daß er keine andere heiraten würde, nur sie, dies wußte er freilich schon viel früher, fast von ihren ersten Kindesbeinen. Denn sie gehörten zu Nachbargründen und waren beide Waisen.

Ihm waren die Eltern sehr zeitig weggestorben, und nun wuchs er auf wie er eben wollte. Etwas Vermögen, so viel, daß er in seiner sehr armen Gemeinde sogar für wohlhabend gelten konnte; ein häuschen, einige Striche Seld hatten sie ihm hinterlassen.

Er war ein Grübler und ein ungeselliger Bursche von klein auf. Sehr leicht war er verwirrt zu machen, auch bei Dingen, die er ganz sicher wußte. Zum Beispiel in der Schule mußte er darum viel Unrecht leiden. Man hielt ihn nicht für gar klug; vielmehr für etwas schwach im Kopf. Denn er verwunderte sich sehr über Dinge, an denen andere nichts zu vermerken fanden, und er machte sich wiederum nichts aus Sachen, um die sie sonst meilenweit laufen.

Ein großes Bedürfnis nach Unterordnung, wo er liebte, war in ihm. Sagte ihm jemand etwas, den er gerne hatte, so schwor der Gregor darauf. Das schien ihnen töricht und sie haben ihn also oft mißbraucht, daß sogar er es merken mußte. Darüber hat er sich natürlich gekränkt, ohne sich anders helsen zu können, als indem er sich immer mehr in sich zurückzog.

Er hätte gerne was Ordentliches gelernt. Dazu war aber so ohneweiters nicht Gelegenheit; von außen kam kein Anlaß, und aus sich selbst nahm er die Kraft eines Entschlusses nicht. Und so las er denn, was ihm eben unterkam, immer wieder dasselbe Buch und sand immer wieder in jedem Satz etwas zu vermerken. So ward er anderen beschwerlich und kam immer mehr ins Schweigen und ins Nachdenken, spann sich immer tieser in das wunderliche Weltbild ein, das er in sich trug. Und so vieles ging ihm durch den Kopf auf das er sich einen Reim sinden mußte, das er nicht zu ordnen verstand, daß er sich alles planmäßig einteilte und nach seiner Zeit und nach bestimmten Vorsätzen machte, damit er nicht im Wirrwarr vollkommen unterginge. Auch das ward natürlich ruchbar und versspöttelt.

Gerne saß er bei den hajduts drüben und machte sich nühlich, so gut er's vermochte. Da war nämlich Leben. Der Vater war ein sehr armer Teufel, der in den Taglohn ging und dabei lustig war und beständig lachte. Das verstand der Gregor gleich nicht, wenn man sich so ums trodene Brot plagen mußte, und es wimmelte nur so von Kindern, immer eines kleiner als das andere, daß man achtgeben mußte, über keines zu stolpern und niemandem weh zu tun, und die Frau war tot, und es quitschte und schrie immer durcheinander, wie ein hausen Serkelchen, und die Ludmilla, die eben die älteste war, hatte ihre liebe Not mit ihnen und um nur ein wenig Ordnung zu halten.

Da heißt es immer: die Lustigen sind die besten Brüder, hat er sich gedacht, aber, warum sind sie's? Weil sie keine Augen haben und nicht sehen, wenn sich alles um sie plagt und nichts so ist, wie es in einer ordentlichen Wirtschaft sein soll. Lieber stellen sie sich blind, nur damit sie sich die Laune nicht verderben. Aber gehört sich das? Für einen wirklichen Menschen? Der doch über seine Nase hinausdenken und ein Gefühl haben soll für andere? Das ist doch sehr bequem, so ein

lustiger Kerl sein, mit dem gut hausen ist. Solche Gedanken hat er in sich gehabt, wenn er die Wirtschaft bei den hajduks sehen mußte; und die Rackerei von der Ludmilla, die er sehr, sehr gerne gehabt hat. Er bewunderte das kleine Frauenzimmer maklos. Wie sicher sie nur in allem war! Und wie sie sich in Respekt zu feßen verstand! Da waren ihre Brüder — Lümmel, halt richtige Lümmel, mit end= losen Beinen, die sie gar nicht weit genug von sich zu strecken wußten, und eben in den Jahren, da man sich sonst gegen so ein Mädchen aufzuflegeln beginnt und es verachtet, weil es halt boch nur Kittel trägt. Die hatte sie ganz gehörig am Pfiff und muckte einer einmal auch nur auf, dann verstand sich die Ludmilla zu helfen. Sie war wirklich eine handfeste Person und was man so sagt: ein loceres Gelent. Sie brauchte teinen Ritter und verließ sich am liebsten auf sich selbst; und sekte sie einmal einem eine hinter die Ohren, dann tam die so flint und sak so ausgezeichnet, daß der eben nur das Maul aufsperren konnte. Dabei vergift man das Antworten und sieht nicht klug aus. Aber schon gar nicht. Sie hatte die Kinder unendlich gern. Gang flein war sie selber noch gewesen und hatte lich schon abbalgen mussen, daß es ein Jammer war und den Gregor oftmals sehr erbarmte. Wollte er sie aber darum bedauern, so sah sie ihn an, wie einen, der nicht klug ist und allerhand daherredet. Noch wie die Alte lebte, hatte das begonnen und nach ihrem Tode war doch alles auf sie gekommen. Ganz wie eine Mutter, die immer weiß oder errät, was ihr Kleines just brauchen oder wünschen könnte, so war das mit ihr. Niemals war sie ungeduldig oder heftig mit ihnen, auch wenn man nicht mehr verstand, daß sie den Kopf nicht verlor. Und wenn sie davon sprach, sie werde wohl einmal in Dienst gehen muffen, weil die Chaluppe so verschuldet war, daß man nicht wissen konnte, wie lange sie sich erhalten ließ, dann wollte sie wiederum nur zu Kindern. Sie mußte zu pflegen und wieder zu tommandieren haben; sie lachte über den lustigen Carm der Spielenden, sie ward nicht ungehalten vom Greinen geärgerter Fraken. Brauchte sie ihre Ruhe, so schaffte sie sich sie schon.

Daß sich ihr der Gregor so unterordnete, gefiel ihr natürlich. Und er war nicht übel zu leiden und manchmal ganz gut zu Gängen und sonst zu brauchen. Nur zu viel aufgeben durste man ihm nicht auf einmal, sonst geschah bestimmt ein Unglück. Aber daran war sie zumeist nur selber schuld. Denn er konnte kaum was anderes denken, nur sie und wie sie sich's einzurichten verstand, daß man satt zu essen habe und einander nicht gar zu hungrig auf den Löffel sähe, daß keines zu abgerissen war, wo die Buben doch Reißteufel gewesen sind; wie gesegnete hände sie hatte, unter deren Pflege alles geriet; und wie sie stets guter Laune blieb und niemals eine Müdigkeit zeigte, wenn man nur zu oft nicht verstand, daß sie sich überhaupt noch auf den Süßen erhalten konnte.

Auf einen großen hof hätte sie hingehört. Dies stand bei ihm fest. So eine echte Bäuerin: hellstimmig, daß man sie durchs Fallen und Klappen des Dresch-flegels, oder auch durchs Raspeln und Pfnausen und Klirren der Dresch-

maschine hört, wenn sie zu Mittag ruft. Das konnte er ihr freilich nicht bieten; die vielen Untergebenen nicht, die, nicht zulett der Bauer selbst, sich ihr willig fügen, weil sie immer weiß, was notwendig ist, und nichts sonst will oder anschafft. Aber endlich, so gut wie's einer im Dorf oder in der Gegend hergeben mochte, so gut hatte sie's zu seiner Zeit bei ihm auch. Aber damals schon empfand er es so deutlich, wie er überhaupt nur etwas empfinden konnte: sie brauchte vieles Leben um sich, weil es in ihr schlummerte und von ihr ausging.

Er mertte nicht einmal, wie wenig hubsch das Madchen eigentlich war. Eben nur gesund, tuchtig zur Arbeit und durch sie gestählt. Reiches haar hat sie freilich gehabt und voll und fräftig war sie. Das aber ist hier nicht so selten, daß man sich gar viel darauf einreden könnte. Aber ihre Nase war denn doch ein wenig gar zu stumpf und der Mund war zu groß; und gerade vorne hat sie eine Lücke zwischen den Zähnen gehabt. Da war sie einmal hingeschlagen und hatte sich sehr weh getan, wie sie ein Schwesterchen holen wollte, das ein Truthahn anging und das sich ängstigte vor dem bosen und häklichen Dogel. Ihr flok das Blut vom Munde, sie preste die Linke dagegen, damit sie nicht besudelt wurde, mit der Rechten aber hielt sie das Kind und weinte nicht, damit sich die Kleine nicht neuerdings aufrege und hatte dabei selber Angst und beherrschte sich. Aber sie blieb so verunstaltet ihr Leben lang. Ihr aber machte das nichts, denn sie war nicht eitel. Und der Gregor wußte überhaupt nicht, wie sie aussah. So vertraut sie ihm war, er hatte durchaus von teinem ihrer Juge Bescheid geben konnen. Er war gang gludlich, wenn sich zu Abend Zeit fand, daß sie ein wenig nebeneinander sigen tonnten. Dann rauchte er sich eine schöne Pfeife an und saft so, daß der Dampf daraus ihr zugog, weil sie nämlich den Geruch von Tabat sehr gerne hatte. Er erzählte dieses oder das, das er eben gelesen oder sich nur so ausgedacht hatte. Und sie hörte ihm andächtig zu, und es war eine gesunde und ehrliche Müdigkeit in ihr, und die Worte wehten um sie und weckten bieses, und anderes schläferten sie ein, und manchmal dachte sie sich etwas, traute sich aber nicht so heraus damit, und immer sagte sie ihm dasselbe. Nämlich, weil nichts aufflattern konnte vom Ceben, ohne daß er ihm eine nügliche Betrachtung ausrupfte, wie man einem Sedervieh ein Sederchen ausrupft, und sei's nur, sich die Pfeife damit zu puken oder sich's auf den hut zu steden, und weil er sich, sie ausgenommen, aus ben Madchen so gar nichts gemacht hat, so sagte sie ihm nämlich: "Du hättest eigentlich auf Geistlich lernen mussen, Gregor." Da lachte er: "Das wär' nicht gegangen." "Warum benn nicht, Gregor? Dafür tätest bu wohl taugen und wärst schon geschickt genug." "Deinethalben nicht, Mila." Und dies war das einzige Mal, daß er auf seine Zukunftsabsichten deutete.

So tam ihm auch teine Besorgnis, daß sie ihm wer wegfischen könnte, während er bei den Kaiserlichen stehen mußte, oder daß sie sich vergessen könne. Davor schützte sie schon das Gefühl der Verantwortlichteit, ihr Pflichtbewußtsein, denn sie mußte den Jüngern doch immer ein Beispiel geben wie bleiben. Sie zu

brängen aber fiel ihm wieder nicht ein. Innerlich waren sie sich, seiner Meinung nach, unverbrüchlich verbunden. Redensarten machen oder vor der Zeit so herum-löffeln, das war nicht gut. Denn es stedte wirklich was vom Pietisten in ihm, wie man ihm aufgebracht, und er war von einer großen und ehrlichen Frömmigteit. Was der liebe Gott wollte, dies geschah und sonst nichts auf der Welt. Kein Eilen half und kein Zögern hielt eben auf.

So näherte sich der Tag, der den Gazda auf so lange Zeit fortführen mußte aus dem Dorf, das er bis dahin noch keine Stunde seines Lebens verlassen hatte.

Er saß zu Abend bei den Hajduts. Sehr bewegt ist er gewesen und konnte teine einzige Pseise ordentlich zu Ende rauchen. Unsinnig viel vom sündteuren Tabat hat er vertan; immer wieder gestopft, angesogen, ausgeklopft und ein jämmerliches Gesicht hat er dazu geschnitten, daß es der Ludmilla zu Herzen ging und wieder ordentlich zu dumm ward. Aber gesagt hat sie nichts gegen ihn; wo ihr das Scheiden auch nahe ging und er sie sehr dauerte.

Sein Kofferchen hatte er schon vorausgeschickt. Mit den anderen, die das Dorf mit ihrem Lärm und ihrem wüsten Wesen erfüllten, das er gar nicht vertrug und sehr mißbilligte, gemeinsam einrücken wollte er nicht. Allein aber und für so geraume Zeit ganz ohne Geleite scheiden, wie einer, zu dem auf der weiten Gotteswelt schon gar niemand gehört, dies tat ihm denn doch mächtig weh. Dies hat er der Ludmilla gesagt, und sie hat versprochen, ein gutes Stück Weges, so weit sie eben konnte, mit ihm zu gehen.

Es war ein richtiger Nachmitag im Herbst. Sahlgraue Stoppeln; dann wieder ein Stück brauner, unbrauchbarer Erde; oder das Grün von Zuckerrüben in einer Breite, zwischen den Stoppeln manchmal ein blankes Leuchten von den weißen Sedern der Gänse, die da ihre Nahrung rupsten oder die gleichmäßige, schläfrige Bewegung einer fernen Schafherde, die nun sich verweilte, langsam weiterzog, sich neigte und hob, alles wie auf ein Kommando, das irgendwer irgendwo abgab, und das man nicht hören konnte und das dennoch pünktlich befolgt ward. hirtenfeuer waren entzündet, der Rauch zog sich langsam und bedächtig am Boden hin, hob sich mühselig ein wenig, das Seuer aber glomm vor.

Immer einsamer ward es um die Schreitenden. Nur ein versprengtes Rebhuhn huschte wie ein flinker und bräunlicher Schatten durch die Furchen und klagte und lockte ein vergebliches Cocken. Die Ludmilla deutete darauf hin, schwieg aber. Sah man nach rückwärts, so war das Dorf ganz in der Mulde verschwunden, in der es sich barg. Die Windmühle auf einem einsamen Bühl tat ihren gespenstigen Umgang: durch das Kreuz ihres Flügels sah man den himmel. Der Abendwind strich und klagte. Die Sonne war unter und eine empfindliche Kühle wehte durch die Welt, daß sie beide gemeinsam erschauerten, als griffe ihnen nun erst die Crennung an die Seele. Ein vereinzelter Wolkenstreif hatte sich entzündet; er glomm mit roter Cohe durch die Welt, fand orangenen Widerschein an Wolkensaumen. Immer wieder summte der Gregor ein altes Lied vor sich hin:

"Raufen die Sürsten dann, Ob wer gewinnt — Kostet's den Bauersmann Gut, ach! und Kind!"

und die Ludmilla nickte den Cakt zu der traurigen Weise, die so gut zum Raunen des Windes stimmte.

Endlich blieb das Mädchen stehen: "Weiter kann ich nicht mit, Gregor. Ich komm' sonst ganz in die Nacht hinein."

Er ergriff ihre Hand sehr innig: "Ja. Du kommst sonst ganz in die Nacht hinein. Behüt' dich also Gott, Ludmilla."

"Und so schwer mußt du's nicht nehmen, Gregor", denn sie merkte wohl, wie zu Tode betrübt er war. "Wenn du lieber mit den anderen fahren möchtest?" Denn ein Leiterwagen, übervoll mit Rekruten rasselte eben an ihnen vorbei und ein übermütiges Jauchzen, Zurufen, Kappenschwingen begrüßte die Wandernden.

Gregor winkte ihnen ganz zornrot ab. Das gab Anlaß zu neuem Spott. Er aber wartete bis sie verschwunden waren, hinter sich eine mächtige Wolke Staubes, als wären böse Geister dahingesahren. Dann meinte er sehr ernsthaft: "Das ist nichts für mich, gar nichts. Immer wenn sie lustig sind so muß ich traurig sein. Und sind sie denn ehrlich lustig? Einer von ihnen? Nein, sondern wenn sie sich nur nicht genieren täten, so wollten sie am liebsten heulen, und, damit man's nicht sieht, so tun sie ein dummes Spektakel machen. Wozu das, wenn's einem doch kein Mensch nicht glaubt! Ist's nicht besser — man ist ehrlich?"

"Aber du tust, als ging's wahrlich in den Krieg. Du nimmst es zu schwer, Gregor!" Und sie legte ihm die Linke auf die Schulter und sah ihm in die Augen.

Er umklammerte mit beiden händen ihre Rechte: "Das kann man gar nicht zu schwer nehmen. Nämlich — seitdem ich weiß, hat mir noch kein Mensch was zu schaffen gehabt. Hast du mir einmal was geschafft — no, so hab' ich's getan. Warum hab' ich's getan? Weil du's bist — klüger als ich und weil ich dich gern hab'. "Das kam mit einer Leidenschaftlichkeit, die sie wohl fühlte. "Und jetzt, jetzt wird man mir besehlen — der dies und der das. Und nicht einmal fragen dars ich: ja wozu ist das? Oder — ja, woher dars er's? Und ich bin immer gern sür mich und allein gewesen und hab' nichts wissen wollen von den Leuten. Weil — weil, wenn sie nur spüren tun, einer ist anders als sie, so sticheln sie schon gegen ihn. Hab' ich mir geholsen und hab' sie reden lassen und bin für mich gegangen. Und jetzt kann ich das nicht mehr und muß zusammen sein, ich weiß gar nicht mit wie vielen, jeden Tag und jede Nacht. Wie wird man das aushalten können? So viele Tage und Nächte, wie drei Jahre haben? Tausend Tage und Nächte? Und kein Gesicht soll man sehen, das man lieb hat. Ludmilla! So lang! So gotteslang, Ludmilla!"

Sie hielt an sich mit einer letzten Anstrengung. Sie wollte scherzen: "Ich hab's halt immer gesagt. Hättest halt doch geistlich werden mussen, Gregor."

"Solltest du nicht sagen. Just du nicht."

Er fühlte den warmen und fräftigen Druck ihrer hand und beruhigte sich: "Und werd' ich dir fehlen, Ludmilla?"

"Sehr wirft du mir fehlen, Gregor."

"Und wirst du auch auf mich warten? Bis ich zurücktomm'?"

"Ich werd' auf dich warten. Ob aber da, weiß ich nicht. Wo die Geschwister immer größer werden, und das Sutter wird immer knapper, und man mich braucht immer weniger. Und ich kann nirgends sein, nur wo man mich braucht."

"Wort halten, Ludmilla."

"Cu' ich immer."

Er rift fie an fich. Und so schieden fie für drei Jahre.

Gregor Gazda hat sich ganz gut ins Soldatenleben gefunden. Ohne alle Strafe überstand er die drei Iahre, vor denen er sich so sehr gefürchtet. Ein Pietist ist er nach der Meinung seiner Kameraden im Innern geblieben. Aber die Dorgesetzen mochten den stillen und pflichtgetreuen Menschen gut und beschützten ihn vor Mutwillen und Mißhandlung. Jeden Samstag und Sonntag aber schrieb er einen Brief an Ludmilla, in einer steisen, aber tadellosen Schrift. Sonst, bis aufs schönste Papier und aufs Porto, vertat er keinen Kreuzer und nahm nichts von dem Seinigen. Mit besonderer Andacht ward immer die Adresse ausgesertigt. Fräulein — das kam ihm so fremd vor, da er es zuerst niederschrieb! — Ludmilla Hajduk. Sogar der Briefträger mußte damit seine Freude haben und merken: das war Liebe, was hier die Seder regiert hatte . . .

Sie haben geheiratet. Nur freilich viel später, als ursprünglich in den Absichten des Gazda gelegen war.

Als er nämlich seine Dienstzeit heil überstanden hatte, da war die Ludmilla wirklich nicht mehr im Dorf. Die diente in der Stadt und mochte nicht gleich fort, weil man sie auf ihrem Plaze hielt und sehr gerne hatte.

Auch saß ihr etwas im Kopfe und war also in keinerlei Weise von der Welt hinauszubringen, und der Gregor war der letzte, der sich ihr etwas dareinzureden getraute. Denn ihr Vater war gestorben als ein rechter Bruder Liederlich und habenichts und die Keusche hatte man ihnen verkauft, so daß die Kinder sich verlaufen hatten, in die weite Welt, ein jedes, wo es eben meinte, es könnte ein bischen Sutter sinden oder picken.

Das geschieht oft. Man regt sich darüber nicht auf. Hört man hernach von einander, so ist es gut; wenn nicht, so schiedt man sich auch darein. Denn diese Welt ist sehr groß; und es ist Raum auf ihr für viele, wenn sie arbeiten wollen; und der liebe Gott hat einen langen Arm und reicht über sämtliche Welten; und ein Slawenkind weiß sich überall einzugewöhnen und einen Landsmann zu sinden, damit es sich nicht gar zu einsam fühle und zur Krippe sinde. Genug, wenn sie in der Fremde gut tun und es kommt keines mit dem Schubwagen zurück, und es macht keiner der Gemeinde eine Schande oder wird ihr zur Last.

Man glaubt nämlich gar nicht, was für Pech es gibt. Jum Beispiel: es probiert einer sein Glück und wandert weg, der Arbeit nach. Und wo er hinkommt und sagt, woher er ist, machen die Leute ein Gesicht und nehmen ihn nicht gern, oder wenn sie schon nicht anders können, so sehen sie ihm auf die Singer, daß es ein Graus ist und als könnt' er sonst am Ende Ziegelsteine stehlen. Natürlich kränkt sich ein Christenmensch aus der Slowakei etwa, einigermaßen darüber und fragt, warum? Da hört er dann: es war schon einer aus dem Ort da und hat krumme Singer gemacht. Und nun kann er sagen, so viel er will, bei ihm zu hause seinen alle ehrlich und die paar Diebe seien längst fort, so kriegt er keine andere Antwort, nur: könnte sein bei sich zu hause. Und warum? Weil es da nichts zu stehlen gäbe, anderwärts aber würden sie anders.

Weil also die Ludmilla von zu hause gar nichts bekommen konnte und weil sie wieder nicht nacht und so wie eine, die man nur aus Barmherzigkeit nimmt, ihrem Mann ins haus kommen mochte, so hat sie sich vorgesetzt, sie heiratet nicht, ehe sie sich nicht etwas gespaart hat. Bis dahin ist sie geblieben, wo sie war, bis das jüngste Kind von ihrer herrschaft hat laufen können, und der Gregor hat auch so lange dienen müssen, hat aber seinem Pächter zur Zeit aufgesagt und sein haus herrichten lassen, wie es sich gehört. Schon grün hat er es färbeln lassen, daß es eine Freude war; denn er wollte ordentlich ansangen und wie einer, der etwas ist und etwas hat.

Chronif.

Die Wiener Operette.

3mei Werte aus der Blutegeit der Wiener Operette sind bis in unsere Tage jung und wirtsam geblieben : die "Sledermaus" und ber "Bigeunerbaron". In der "Sledermaus" fprudeln die beiden Quellen, aus welchen diefes Genre fließt, noch rein und hell: das gemütliche Wiener Singspiel und das heiter ichaumende Parifer Daudeville. Es ift eine Mijchung von beiden, das Wienerische totettiert mit dem Frangofischen und die schelmische Pitanterie ber Franzosen biegt in das frohliche Behagen des Wieners um. Aber es ift die rechte Mijchung; Anmut und Abermut haben einen herzensbund gefchloffen und ein Ganges erzeugt, das in allen Teilen harmonisch ist. Eine teineswegs originelle, nicht sonderlich interessante, aber flott-luftspielmäßig geführte handlung, die nicht durch irgendeinen aparten Aufput, sondern nur durch harmlos Menschliches unterhalten will, gibt den ungezwungenen Dorwand für allerlei Cang und Gefang; und wie nun der Musiter diesen Dorwand ausnützt, wie er stets der Situation treu bleibt und fie mit feiner duftigen Melobit boch gleichsam wie mit einem Marchenfdimmer umfleidet, wie er aus urwuchsiger Srifche und weltmannifcher Grazie die feinften afthetischen Werte icafft, erleben wir eine flassifice Derherrlichung des Wienertums und des Wiener Walgers, die dem gedankenlosesten "Wiener Kinde" unmittelbar verständlich bleibt und dem tultivierteften Denter und Grubler ein paar befreiende Stunden ichentt. Der "Sigeunerbaron" sieht icon von weitem anders aus. Man mertt sofort, daß mehr als ein Jahrzehnt seit der "Sledermaus" vergangen ift. Die Beit war jener gludlichen Mischung von Caune und Empfindung offenbar nicht gunftig; fie verlangte nach stärferen Reigen. Der Sinn für das Ganze murde durch das Interesse an Einzelheiten abgelöft. Da mußte es hauptfächlich "bankbare" Rollen geben, die auch dem minder begabten Schauspieler und Sanger eine gewisse Wirtung sicherten und dem caratteristisch begabten einen großen Erfolg verbürgten; allerlei Grotest-Komisches und Erotisch-Abenteuerliches hatte die Handlung auszustaffieren und die gewünschten Chargen zu liefern; auch die Schaulust war zu befriedigen und wenn der einfachen Dolfsweise, dem ichlichten Walgerrhythmus dabei der Atem ausging, so hatte der Musiter umfomehr Gelegenheit zu mannigfachen Sormen und Sarben, zu tomplizierteren Bilbungen, zur Massenentfaltung und zum "Effett". Die Operette nabert fich ber Oper. Alfo taum mehr Blutezeit, eber Detabeng. Aber - noch immer ist es Meister Strauß, der dieses Werk geschaffen hat und bem auch diesmal ein gutes Textbuch gu hiffe gefommen ift. Wir verfpuren teinen Swiefpalt zwischen ben reichen Mitteln. die er aufwendet, und dem banalen 3mede; wir find auch hier wieder in einer Art Marchenftimmung - diese Musit abt einen Jauber aus. Nirgends flafft ein Rig zwischen bem "Opernhaften" und bem "Dolfstumlichen" ber Partitur; es ist eine Partitur, die den Kenner entzudt und vom "Pulcher" gefungen und gepfiffen werden tann. Den engen Bereich bes Wienerischen bat der Musiker diesmal verlassen. er bewegt sich jest mehr in der österreichischungarifden Monardie. Der Walger wird mit dem Czardas vermählt und das geht so einfach zu, als ware es das Natürlichfte von der Welt. Durch die personliche Kraft des Musikers erlangt auch diefes - icon etwas außerlich-spetulativ geratene - Werf Blut, Ceben und innere harmonie.

Seitdem sind wieder nahezu zwanzig Jahre vergangen. Und ein Blid auf das Repertoire lehrt uns, wie weit wir inzwischen kamen: jene zwei hauptwerke des Wiener Meisters nehmen eine Ausnahmsstellung ein. Die "Sledermaus" ist Repertoirestüd der — hofoper und der "Tigeunerbaron" sozusagen das Weihefestspiel der Operettenbühnen, in welcher Eigenschaft er nur mit der "Schönen helena" von Offenbach abwechselt; zur Eröffnung der Saison, zum Jubiläum eines beliebten Darstellers oder einer gefeierten Darstellerin, zu außerordentlichen wohltätigen Zweden wird regelmäßig der "Sigeunerbaron" oder die "Schöne helena" gegeben. So sind denn "Sledermaus" und "Tigeunerbaron" trotz ihrer bestridenden Dolks-

tümlichteit eigentlich schon "Kaviar fürs Dolt" geworben und vom allabendlichen Jugitud gu "literarischen Abenden" vorgerudt. Was jest täglich zum besten gegeben wird und nach dem unvermeidlichen "rauschenden Erfolge" der Premiere bis zur 25., 50., 100., ja felbst 200. Aufführung weiterlebt (es ist unglaublich, aber wahr!) - das ist von einer Trivialität, einer tertlichen und musikalischen Erfindungsarmut und Geschmadlosigfeit, die uns das miflungenfte Werf von Johann Strauf ober die Arbeiten des in seiner Art bedeutenden Suppé und des fomaderen, aber immer noch respettablen Milloder, wenn diese alteren Sachen bie und da doch wieder auftauchen, geradezu als Erlofung empfinden lagt. Dabei fann man nicht einmal fagen, daß die Operettenkomponisten kein Talent hatten; sondern die Gattung liegt barnieber und icheint auch bas Calent unbarmbergig gugrunde gu richten. Die Operette ift nămlich heute die einzige Gattung, in die fein modernes Element Eingang gefunden hat. Diese merkwürdige Catsache aber weist trog "Sledermaus" und "Jigeunerbaron" birett auf Johann Strauß gurud. Das Genie dieses Mannes bat die Operette umgebracht.

Johann Strauß war ein großer Musiker für fein tleines Genre, für Tange und Singfpiele; eben deshalb vermochte er auch das Gebiet der Operette gu erweitern und ihren musitalischen Gehalt gu steigern. Aber er mar tein Dramatiter. Um dieselbe Zeit, als Richard Wagner bereits endgültig gesiegt hatte und ebensowohl der Tert an sich als auch die verftandnisvolle musitalifche Durchdringung des Textes eine nicht zu übersebende Wichtigfeit für die Opernbubne erlangt batte, war Strauf immer noch "absoluter Musiter", auch im Theater. Er ließ sich wohl durch dramatische Aufgaben musitalifc anregen und erreichte innerhalb ber bergebrachten formen, deren er fich bediente, eine erstaunliche Sulle und Beweglichkeit des Ausdrudes, die nicht genug bewundert merden tann. Aber aus der dramatischen Dorlage heraus und namentlich auch aus dem Worte fouf er eigentlich niemals. Dielmehr mußte sich ber Tertverfasser, wie in ber alten, von Wagner befiegten Oper, feinen mufitalifden Bedürfniffen anpassen und die Worte durften auch blob, finnlos, jeder geistigen Kultur bar fein, wenn fich nur ein iconer Walger bagu fingen ließ! Die Genialität der Straugifden Walger bewirkte, daß das Publitum sich auch an blode Texte gewöhnte, und die dadurch genährte Sorglosigkeit des Musiters ließ ihn immer haufiger und rettungslofer jenen Textfabritanten verfallen, die nur gewinnen tonnten, wenn Straug fich felber verlor. Daber die Migerfolge, die diefer in feiner letten Epoche, trot ftets gunehmender

Derfeinerung feiner musitalifchen Kunft, im Theater davontrug, und daher die unselige Tradition, an der die Wiener Operette dabinfiecht. Denn ein Mann wie Strauf ichafft natürlich eine Tradition: jeder muß von ihm lernen, jeder municht ihm nacheifern gu tonnen. Derwandte Begabung und Neigung ift ja auch reichlich vorhanden. Was aber mar die Solge? Wahrend nach dem großen, fruchtbaren Bei-spiele Richard Wagners das Bewußtsein von ber Wurde ber Kunft, aber auch von ber Bebingtheit aller Kunft, von den Wechfelbeziehungen der Kunfte untereinander und ben Beziehungen zwischen Kunft und Ceben auf fonft allen Gebieten gum Pringip des fünftlerifden Schaffens geworben ift, mabrend wir von der mufitalischen Tragodie bis berab gum burlesten Aberbrettel-Scherz eigentlich nur mehr "Gesamtfunstwerte" vertragen, in benen bie verschiedensten fünftlerifden Ausbrudsmittel sich gemeinsam einem 3wede, einer 3bee unterordnen und gerade badurch das Ausdrucksvermögen der einzelnen Kunfte unendlich bereichert wird, herricht in der Wiener Operette noch immer die absolute, geile Melodie und der absolute, ordinare Rhythmus und den Tertverfassern fällt teine bobere Aufgabe gu, als in der handlung und den Worten jene unfittliche Alleinherricaft zu motivieren und gu rechtfertigen.

Ware Strauß ein Dramatiter gewesen, er hatte der Richard Wagner der Operette werden muffen; mare ihm ein Dichter begegnet, so hatten wir an ihm den Raimund der Operette — Realismus und Romantit des echten Wienertums in vollgultiger bramatifcher Eigenart. So aber war er nur der Johann Strauß, eine herrliche, aber unfruchtbare Er-Scheinung. Mit ihm war die Wiener Operette gur bolbeften Blute gebieben, mit ibm war fie bem Tobe verfallen. Taufend Möglichfeiten eines modernen, wahrhaft fünstlerischen Stiles find in der Operette gegeben: die gartefte Poesie und die tollste Satire tann sich hier zwingend aussprechen. Statt beffen haben wir jest die textliche und musikalische Jote in widerlicher Derquidung mit jener falichen Sentimentalität, die in "pidfugen" und "pagmachen" Conen" immer wieder ein bei den haaren berbeigezogenes Lied zum Preife ber "Weanastadt" und der "Weana Madln" anstimmt. Ein Autor nach dem andern wird zum Opfer des Sluches, der auf der Operette liegt, und den lauteften Triumph erringt jener, der sich nicht so febr aufopfert, als vielmehr gleich fomungelnd dem Teufel verfdreibt; fiehe Beinrich Reinhardt, beffen "Suges Mabel" gur Stammmutter des "Lieben Schatges", des "Babys", ber "Wiener Frauen", des "Deilchenmabels",

des "Garnisonsmädels" und anderer Operetten-Weiblichfeiten murde. Das "Baby" ift von Richard heuberger, den man einst als Erneuerer und Deredler der Operette gu begrugen hoffte; ftatt deffen hat ihn die Operette hinabgezogen. Die "Wiener Frauen" sind von Frang Cehar, einem prachtigen Mufiter, ber ein außerft wirtungsvolles flawifches Element mitbrachte; aber es vereinigte sich nicht so zwanglos mit bem auch ihm unerläglich buntenben "Wienerischen" wie etwa das ungarische Element im "Tigeunerbaron" und Cehar fah feine schönften Eingebungen nicht gewürdigt, indeffen er durch Konzessionen an die Muse Ziehrers und Reinhardts vorübergebend der Mann des Tages wurde. Sur feinen "Raftelbinder" fdrieb Dittor Céon den Text und man braucht die "Gebildeten Menfchen" von Céon für tein Dichterwert gu halten, um es bennoch unbegreiflich zu finden, bag ber Derfasser jenes Cheaterstudes ben "unmöglichen" Tert jum "Raftelbinder" fcreiben tonnte. Was aber Krenn und Lindau, Candesberg und Stein und andere für gewöhnlich als Operettentert bieten, wird nur dadurch entfouldigt, daß die Komponisten solche Terte annehmen und das Publitum Beifall flaticht. Alexander Candesberg hat es sogar dem Klavierpoeten Grunfeld und dem Musikprofessor Schutte angetan: der "Cebemann" von Grünfeld hat ben Ruhm feines Schöpfers nicht vermehrt und Schattes "Mamelud" bem foliden Confeger ernftlich geschadet. Ift es boch betlemmend, gu feben, wie ein gebildeter und tüchtiger Menfc auf einmal, von der Sucht nach dem Erfolge gestachelt, seinen wohlerworbenen Ruf preisgibt und in der ungeschidten Nachahmung gludlicherer Dorganger felbst von feinem handwert im Stiche gelaffen wird! Man atmet formlich auf, wenn ein fo bescheidenes Talent wie Edmund Ensler wenigstens das Richtige trifft und durch die feine Anpassung seiner Musik an gut ersonnene theatralische Dorgange namhaften Darftellern eine tiefere Wirtung ermöglicht (Alexander Girardi und Lina Abarbanell in Enslers "Bruder Straubinger"), oder wenn ein gefunder Routinier den rechten parodiftifchen Con für ein paar lustige Variéténummern findet (Josef Hellmesberger im "Deilchenmadel"). Don allen Göttern und Musen verlassen ist Raoul Maders "Garnisonsmädel", das jest im Theater an der Wien auch icon über die 25. Aufführung hinaus ift. Das gange Stud eine einzige Bote: drei Atte lang ift nur von ber Schäferstunde die Rede, der das "Garnisonsmadel", deffen Eltern unbefannt find und gu bem ein ganzes Regiment Dater sein will, seine Entftehung verdantt. Gewiß tann auch bie Suche nach einem Dater literarisch behandelt werden. Aber hier ift es eben nur eine Jote.

An diesem Text und an der Musik, die nicht einmal schlecht, sondern einfach gar keine Musik ist, versagt sogar die Kunst Girardis.

Das Carltheater, deffen Aufführungen beffer und deffen Erfolge nachhaltiger gu fein pflegen als jene des Cheaters an der Wien, hat diesmal einen gescheiten Griff mit einer Berliner Operette getan, von ber bie Wiener manches profitieren follten. "Die luftigen Mibelungen" (Text von Rideamus, Musit von Ostar Straus) erinnern gunächft an Offenbach: wie bei diesem das griechische Gotterund heldengefindel, fo werden bei Rideamus und Ostar Straus die altgermanischen Redengeftalten aus dem Nibelungenliede perfifliert, nicht so beißend scharf und wigig, wie es Offenbach getan, sondern etwas ichnoddrig. berlinerisch und im Grunde recht harmlos. Aber wie wohl tut just diese harmlosigfeit, die sich burch feine "Brautnacht" u. bgl. gu einer Unanständigfeit verleiten laft! Wie ergöglich find die studentischen Derultungen der Ribelungenstrophe und des Wagnerichen Stabreims! Ostar Straus kommt vom Aberbrettl und es gibt keine beffere Empfehlung für einen mobernen Operettenkomponisten. "Der luftige Chemann" und "Die Musik kommt" sind als kleine Kabinettftude pragnanter Rhythmit und guter melodischer Pointierung bekannt. Wer Worte Bierbaums und Ciliencrons in Mufit fest, der beachtet eben das Wort und läßt sich durch den Dichter gur Musit inspirieren. Und Inspiration ist im fleinsten Genre nötig, harmonische übereinftimmung aller Teile macht erft ben Stil. Don ber Partitur zu den "Custigen Nibelungen" fann man zweierlei sagen; daß es endlich wieder eine von ehrlichem Konnen zeugende, ernft gu nehmende Partitur ift und daß fie Stil hat. Ein starter Erfinder Scheint Straus ja nicht gu fein; wenn man die ironischen Zitate aus Ricard Wagner und die parodiftischen Anklange an oftgeborte Lieder und Mariche wegnimmt, fo bleibt nicht viel übrig. Der britte Att lebt - nach alter Operetten-Unsitte - überhaupt nur von Wiederholungen. Aber gerade auch biefe Wiederholungen find fehr gefdidt und wirksam angebracht und die Art, wie Straus feine Antlange und Entlehnungen fpottifc ineinandermischt, wie er beispielsweise das Ringmotiv aus "Rheingold" mit einer banal schmachtenden Walgermelobie gum glatten melodifden Ringe zusammenschweißt und wie bas alles klingt, wie bas alles ins Ohr geht, ohne jemals gemein zu werden, wie man stets den überlegenen Ironiter heraushört und dabei doch einen wirklichen Ohrenschmaus bat - das ift toftlich! Wenn der Text fich noch mehr über einen blogen Dereinsult erheben wollte, wenn er einige Cropfen deutschen humors in sich

batte, ber nicht nur, wie man zu fagen pflegt, unter Tranen ladelt, fondern auch durch Laden das Gemut erquidt, wenn die handlung einen mahrhaft poetischen Moment enthielte, der trop Scherz und Ulf und allerlei Narrheit den unverganglichen Gehalt der travestierten Sage erfennen ließe, ober wenn der leider vorhandene Mangel an solcher Vertiefung durch eine um so wütendere "Simplizissimus"-Satire auf das Ceben an Sürftenhöfen, das deutsche Samilienleben u. f. w. wettgemacht wurde - furg: wenn ber Tert, ber gut ift, beffer mare - wir hatten eine Operette, wie fie fein foll. Wahrscheinlich wird Wien die Gattung an das Deutsche Reich mar morold. abtreten muffen.

Besprechungen.

hans Grasbergers Ausgewählte Werfe. I. Band. Novellen aus Italien und der heimat. Mit einer Einleitung von Peter Rosegger und einem Geleitwort der herausgeber. München und Leipzig bei Georg Müller. 1905. XIX und 385 Seiten 8°. Substriptionspreis 4 M. Einzelpreis 5 M.

Am 11. Dezember 1898 ftarb in Wien, wo et lang als Journalist gewirft hatte, hans Grasberger; in weiteren Kreisen fannte man seine Dialettgedichte, von seinen Novellen wußten wohl nur wenige. Jest haben fich freunde des Derftorbenen zusammengetan, um eine Auswahl feiner Werte zu veranstalten und so bas literariiche Bild Grasbergers den Nachkommen zu erhalten. Deter Rosegger hat eine turggefafte. durch Grasbergers bescheidene Selbstbiographie geschmudte Einleitung als vorläufige Charatteriftit beigesteuert und die Derlagsbuchhandlung Georg Müller in Munchen für eine murbige Ausstattung gesorgt. Eine Kohlenzeichnung von Michalet zeigt die lebensfrohen Juge des Dichters, ber einft nabe baran mar, Geiftlicher zu werden, wie fein Studiengenoffe Rudolf Salb. Don der Dietat der Derehrer ift also geschehen, was nur möglich war, um eine Auferstehung des Dichters berbeiguführen, und es bangt nun vom Publitum ab, wie es diese Bemühungen aufnehmen wird.

Bei der Cektüre des ersten Bandes mit vier "Novellen aus Italien und der heimat", die mir bisher unbekannt waren, mußte ich immersort an Bilder denken, wie wir sie in unserer Jugend bewunderten. "Der verpfändete Maler" gemahnte mich an die Candschaften großen Stils, etwa im Geiste Albert Timmermanns, "Das Aloeblatt" an ein graziöses Genre im Stil der Wiener Schule, "Die haberwirtin" an ein Bauernstüd nach dem Muster Dautiers und die letzte Novelle "Maler und Modell" an die Wiedererwedung

ber Dergangenheit, wie fie uns etwa hermann Kaulbach naberüdte. Was ihnen gemeinsam ik. läkt fich vielleicht am besten durch ben Ausdrud "Stillifierung" wiebergeben. Die große Kunft schwebt dem Dichter vor, auch wenn er nur fleine Themen behandelt; er gebort eben einer vergangenen Zeit an, die von den einen als die beffere, von den anderen als die überholte angeseben wird. Das Motiv selbst hat meist nur geringere Bedeutung, in der Ausführung liegt ber hauptwert diefer Novellen. Die erfte 3. B. fucht ein Bild Roms, feiner landfcaftlicen Schonheiten, seiner Umgebungen gu geben und zeichnet barein ein paar Künstler, eine schlichte Liebesgeschichte, ein halb icherzhaftes, halb ernftes, pipchologisch nicht uninteressantes Derhaltnis. Grasberger bat bei langem Aufenthalt die Stätten, bie er schildert, liebgewonnen und möchte diefes Gefühl auch beim Lefer erweden, was ihm nicht übel gelingt. Freilich nehmen diese Schilderungen einen breiteren Raum ein, als dies bei den jetigen Novellisten Brauch ist, dem Publitum Abalbert Stifters aber gang lieb und vertraut war. Diesen Jug konnen wir in allen vier jest vereinigten Geschichten beobachten, am ftartiten im "verpfändeten Maler". Grasberger fieht die Gegenden leibhaftig vor sich und halt sich die Ceffingiche Regel vor Augen, wenn er mit feinen Personen durch die Candicaft mandert; er hat Sinn für die verschiedenen Beleuchtungen und verfügt über eine reiche Mannigfaltigfeit von Sarben bei ihrer Wiedergabe, wobei ihm mandes bezeichnende Wort gludt. Seine Gestalten sucht er uns naheguruden, indem er in ihr Inneres blidt und mitunter durch ihren Mund Aufschlusse gewährt, die vielleicht mit einem strengen Realismus nicht gang in Einklang zu bringen find; bas fällt am meiften in ber "haberwirtin" auf, ja Grasberger entschuldigt es in gewissem Sinn, benn er meint einmal nach einer wohlburchbachten Rebe ber flugen, aufrechten Greifin: "Es war, als . . . batten einzelne gereifte Gedanten nun ploglich wie einen außeren Anftof, fo auch einen Einigungspuntt gefunden" (S. 229). Er beherricht aber auch die vericiebenen Mittel mit voller Kraft und wendet sie immer gutreffend an. Er icheint ein anderer, wenn er uns Bauern vorführt, ein anderer, wenn er ein zierliches Rotofolustspiel, wie im "Aloeblatt", entfaltet, wieber ein anderer, wenn er einen ernften Konflitt ber Jopfzeit ("Maler und Modell") in leicht humoriftifcher Eintleidung gludlicher Colung guführt.

Man lieft seine Novellen mit angenehmem Wohlgefühl, ohne große Spannung und Aufregung, aber mit nachhaltiger Freude; Zweifel an einem guten Ausgang steigen niemals auf, benn auch bort, wo es tragisch zu werden broht, beweist der leichte Con des Erzählers, daß

Anzengrubers Wendung zutrifft: "es kann dir nir g'ichehn"; bezwungen wird man nicht burch die vorgeführten Konflitte, wenn sie auch recht traurig erscheinen, denn es strömt ein Gefühl von "Frohmut" aus den Blattern des Buches, ein hauch von Anmut weht über allem, etwas Sonniges strahlt vom Ergähler aus. Die herausgeber haben es unterlaffen, die Entstehungszeiten ber einzelnen Movellen zu verzeichnen, aber der Lefer ift flar darüber, daß er es mit einem "unmobernen" Autor zu tun hat, mogen die Geschichten auch erft fpat aufgezeichnet fein. Ebenfo flar jedoch, daß er folche Eintehr bei der Dergangenheit angenehm und wohltätig empfindet und fich dem Genuß diefer etwas bestaubten Kunftwerichen mit vollem Behagen bingibt. Lefer, die von den Anstrengungen des Tages und der Zeit gerne in einen lauschigen Winkel fluchten und bort ein Stunden vertraumen wollen, werden bei Grasbergers "Ausgewählten Werten" ihre Rechnung finden und es nicht bereuen, daß fie gu ihnen griffen.

Professor Dr. Richard Maria Werner.

Sestgabezum siebzigsten Geburtstage Anton Ritter von Randas, überreicht von der böhmischen juridischen Satultät. Prag, 1904. 651 Seiten.

Die Seier des 70. Geburtstages des Großmeisters der böhmischen Juristen, Anton Ritter von Randa, hat eine Publikation hervorgerusen, die unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen der böhmischen wissenschaftlichen Literatur in der letzten Zeit gehört. Es ist dies die Sestgabe der Prosessoren und Dozenten der böhmischen juridischen Sakultät zu Ehren ihres geliebten Lehrers. Die Sestschrift enthält eine so große Sülle von wertvollen Arbeiten aus allen Gebieten der Jurisprudenz, daß sie in diesem kurzen Reserate nur flüchtig berührt werden kann.

Die Dublikation wird mit der Abbandlung "Wiederaufnahme des Problems des Naturrechtes in der gegenwärtigen rechtswiffenicaftlichen und soziologischen Literatur", von Drofessor Cratal, eröffnet. Der Derfasser macht uns mit einigen topischen Sormen des Naturrechtes in feiner modernen Gestalt befannt. Das Droblem des Naturrechtes verdankt nach Tratals Meinung seine Wiedergeburt einesteils einer Reattion gegen das einseitige Ubergewicht ber historischen und dogmatischen Methode in der Jurisprudeng des 19. Jahrhunderts, andernteils der Derteidigung der idealen Gerechtigkeit gegenüber den Pringipien der Gewalt und der sozialen Utilität in modernen Legislativen als auch dem Streben nach einer wissenschaftlichen Bearbeitung und Sormulierung gesellschaftlicher Ideale. Im Auffage "über die Notwendigkeit der flawifchen Rechtsaltertumer" legt Privatdozent Kablec dar, daß die Slawen für ihre Rechtsgeschichte ein ähnliches Werk benötigen, wie es Jakob Grimms "Deutsche Rechtsaltertümer" für Deutsche sind. Der Verfasser zeigt an einzelnen Beispielen, welche Wichtigkeit technischen Ausdrücken als ältesten Rechtsquellen innewohnt. Prosessor "Judex datus im römischen Zivilprozesse" ben Richter, welchen sich die Prozesparteien selbst erwählten und dessen Spruche seisch freiwillig unterwarfen, von dem Aushilfsrichter, welchen der Magistrat, anstatt selbst Untersuchung zu pflegen und Entscheidung zu treffen, nach seinem eigenen Willen für eine Untersuchung oder Entscheidung bestellte.

Privatdozent Daneura widerlegt Artitel "Die Inhaber- und Ordrepappri" Grund des aufgefundenen Papprusmateriales die Meinung Goldschmidts, als ob icon das flassische Altertum die Inhaber- und Ordrepapiere gefannt batte. Profesor Benner behandelt in seiner "Einführung in das ungarische Cherecht" die Geschichte des ungarischen Cherechts, die Spftematit des Chegefeges vom Jahre 1894 (G.-A. XXXI.) und bessen örtliche und zeitliche Grengen. hofrat hanel ift bestrebt, in feiner Abhandlung "Jur Frage ber Rezeption des deutschen Rechtes im bohmischen Candrecht" am Institute des Schubes (Anefang, flamisch svod) zu beweisen, daß das böhmische Candesrecht fehr fruh beutschrechtlichen Einfluffen unterlag. Privatdozent Stieber befaßt sich im Artitel "Der Ursprung und die Natur des Befriedigungsrechtes nach der öfterreichischen Eretutionsordnung" mit der Genesis des Befriedigungsrechtes. In feinen Grundgugen wird diefes Recht icon in der Seilbietungsordnung der rheinischen, mit Preugen vereinigten Provingen vom 1. August 1832 eingeführt, aus welcher es in die preußische Subhastationsordnung vom 15. Märg 1869 und in das preußische Geset, betreffend die Eretution auf Immobilien, vom 13. Juli 1883 und daraus in die öfterreichische Erefutionsordnung übergegangen ift. Professor Celatovsty foreibt über "Die Anfänge der Derfassungsgeschichte der Prager Altstadt" und beweist in dieser grundlichen und umfangreichen Studie, daß die Prager Altstadt aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jahren 1232-1234 gegründet murde, d. h. daß die frühere Marttgemeinde sich zu dieser Zeit in eine Stadtgemeinde mit einer immunierten Stellung verwandelte. hiebei merden auch das Privilegium der Prager Deutschen sowie die auf die neue Stadt bei St. Gallus fich beziehende Urfunde vom Jahre 1265 erörtert. Dom Drofeffor B. Freiherrn von Rieger rührt der Auffat "Kaifer Josef II. und der Derwaltungszentralismus in seinem realen und territorialen Pringipe" her. Der Autor verfolgt daselbst die Anichauungen Kaifer Josefs II. betreffs der gegenftandlichen (realen) und territorialen Kongentration der Staatsverwaltung. Als Beilage gelangt bier zum ersten Male bas handschreiben des Kaisers vom 26. März 1781 zum Abdruck. Professor Stupecty beweist im Artitel "Uber die Derjährung periodischer Cohnzahlungen", daß die Sorderungen periodisch wiedertehrender Cohnzahlungen nicht in der frift von 30 Jahren, wie in der Cheorie und Praxis geglaubt wird, sondern in drei Jahren verjähren. Mit großer Sachtenntnis greift er bis zum Codex Theresianus gurud und benutt auch ungedrudte Quellen. Professor Tilfd ichreibt "Uber den Kausalzusammenhang im Privatrechte". Das Antecedens, auf welches in der grage des Schadenersages eine icablice Catjache gurud. geführt wird, fteht entweder in einem gufälligen (fingulären) ober in einem üblichen, regelmäßig im Leben eintretenden (adaquaten) Jusammenbange mit dem Resultate. Der Verfasser berührt die Standpuntte, welche einzelne Legislativen in betreff des ermahnten Jufammenhanges einnehmen. Privatdogent Kremar liefert eine Abhandlung "Über das Derhältnis des Dölferrechts zum internationalen Privatrechte". Die Gebote des Dölferrechts einzelnen Staaten gegenüber find in bezug auf die Dorschriften des internationalen Privatrechtes vorläufig nur Sorderungen allgemeinen Charafters, daher teine spezialifierten Doftulate. Professor Bermann Ebler von Otavsty findet im Auffage "Die handelsunternehmung und die Rechte an immateriellen Gutern" eine größere ober mindere Abhängigkeit der immateriellen Rechte vom Betriebe der Unternehmung. Der Autor tonstatiert in der Entwidlung der Immaterialrechte im Derhältnis zu den handelsunternehmungen zwei Momente: ein Individualisationsmoment und eine Attraftionsseite der Unternehmung. Bu den tüchtigften Abhandlungen der Seftgabe gebort die Arbeit des hofrates Ott "Uber die Entwidlung und den Gegenstand des Derfahrens außer Streitsachen". In meisterhafter Weise ftellt der Derfasser dar, wie das Derfahren außer Streitsachen im Caufe ber Zeit aus fleinen Anfangen zu einer umfangreichen Disziplin emporgemachsen ift. hofrat Juder fdreibt "Uber ben unwiderstehlichen 3mang nach dem öfterreichischen Strafgesete". Der Begriff des unwiderftehlichen 3wanges (§ 2, lit. g St.- G.) ift feiner Meinung nach eine follettive Bezeichnung jedes pfpchischen 3manges auf den Willen des Taters einer strafbaren handlung, durch welchen die Freiheit in hohem Mage eingeschrantt wird. Professor Stord befaßt sich mit dem Thema "Kulpoje Cotung im öfterreichischen Strafrechte". Der Autor interpretiert § 335 St. G. im 3usammenhange mit den Anschauungen und Richtungen der Dottrin aus der Zeit, aus welcher die Strafgesetze vom Jahre 1803 und 1852 herrühren, und gelangt zum Resultate, daß im § 335 fein anderes Delitt als die tulpose Cotung befiniert wird, welche bort jedoch nicht birett genannt wird, sondern in ihre Begriffsmert. male zerlegt ericeint. Die Abhandlung des Privatdozenten Prusat "Die Anfange ber triminellen Atiologie" macht uns mit ber neuen Art der Soridung im Strafrechte, wo die Urfachen und Wirfungen des Derbrechens ftubiert werden, befannt. Die neue Richtung legt uns nabe, daß die Kriminalpolitit neue Bahnen einschlagen und zu Praventivmagregeln im Strafrechte greifen muß. Privatdozent Mitieta tonstatiert im Artitel "Die Straffculd und ber Kaufalzusammenhang", daß das positive Rect in der grage der Straffculd einen verfehlten Standpuntt eingenommen bat, da es (bei fogenannten durch ihre Solgen qualifizierten Delitten) die Derantwortlichfeit auch für unverfoulbete Solgen anertennt. Sur die Pragis bietet der Aufjan des hofrates Prazat "Rechtsmittel im Derwaltungsverfahren" einen portrefflichen Leitfaden. Der Autor gablt die Rechtsmittel des Derwaltungsverfahrens auf, schreibt über ihre Friften und ihre Rechtswirfungen.

Sehr intereffant auch für Nichtfachmanner ist der Beitrag des hofrates Braf "Die politische Gtonomie am Anfange des XX. Jahrbunderts". Der Derfasser ichildert hier, wie fich die Gegenfage zwischen der flassischen und bistorischen Schule der Nationalotonomie betreffs der Methode der wissenschaftlichen Soricung am Ende des XIX. Jahrhunderts ausgeglichen haben. Dom Privatdogenten Gruber rührt ber Beitrag "Die Idee der Genügsamteit in der Wirtschaftsgeschichte" her. Der Autor verfolgt die Idee der wirtschaftlichen Selbständigfeit innerhalb gemiffer gefellichaftlicher Kreife und bemertt, daß diese Kreise nicht nur in bezug auf ihre Produttion, sondern auch in bezug auf ihre Konsumption solidarisch sind (ein einheitliches Ganges bilden). Professor horadet tritifiert im Artitel "Ein Beitrag gur Frage ber Steuerzuschläge" das Snitem der Zuschläge in ber Wirtschaft einzelner Organismen im Staate und weist auf seine Dorteile sowie feine Mangel hin. 3m Artitel "Jur Cehre von der Ubermalgung ber Steuern und öffentlichen Abgaben" ichreibt Privatdozent Drachovsty über die rechtlichen und wirtschaftlichen Dorbedingungen als auch wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen der Aberwälzung. Privatdozent Sunt behandelt das Thema "Das Erlofden und die Deranderungen von Steuer- und Gebührenforderungen des Staates."

Dr. Karl Kablec.

Kleine Mitteilungen.

Aus Alt. Wien. Ich besitze einige alte Wiener Kalender, die mein Dater forgfältig gesammelt hatte. Zwischen den einzelnen Monaten find Blatter durchichoffen, worauf Geburts- und Sterbedaten und lotale Begebenheiten verzeichnet find. Solde Samiliendroniten werden noch in vielen Bürgerfamilien bewahrt. Es gehörte zum Sonntagspergnügen der hausväter, in mehr oder minder forgfältiger Orthographie gu verzeichnen, was die Woche brachte. So ist mancher Bürger, ber in den Werttagen fein handwert trieb, an Rubetagen gum Geschichtsschreiber geworben, zum Annalisten, der forgfältig verzeichnete, was sich in dem engen Kreise seines Wirkens ereignet hatte. Das spricht für ben historischen Sinn unserer Dorfahren, der langit erloschen ift. Man begnugt fich heute mit ber Seitung, die fo eifrig gelefen und über die fo gern geschimpft wird. Wie wenig Menfchen führen heute ein Tagebuch. Wie Schade! Denn jeder erlebt etwas und tonnte davon ergahlen. Der eine von großen Ereignissen im Staate, der andere von fleinen Sorgen ums Ceben, in benen oft mehr Poefie ftedt als in den weltericutternden Attionen hoher Politit. 36 blättere in dem fauber gebundenen Kalender des Jahres 1854. Auf einer der letten Seiten ftehen die Worte: "heute (12. Dezember) ift Jojef Daum an der Cholera gestorben."

Der jungen Wiener Generation ist bieser Name fremd, den Datern und Grofvatern aber war er der Inbegriff des heitern, lustigen und gemütlichen Wien, das fich in Daums Elnfium versammelte, wo es so viel zu seben und gu boren gab. Josef Daum ift ber Begrunder bes Wiener Dariétés. In seinem Elysium, das er in den Dreißigerjahren in dem Kellerraum des alten Seizerhofes eröffnet hatte, bot er den Wienern vielerlei Vergnugen. Er hatte Geichmad, Phantafie und Kunftfinn. In jedem Jahre brachte er neue Aberraichungen. Don seinem Tempel der Nacht sprach man damals in gang Wien und felbft in auslandifden Zeitungen murbe die Pracht gepriesen, die im Elnsium gu sehen war. Es gab da geheimnisvolle Grotten mit natürlichem Wafferfall, allerlei Beleuchtungseffette, einen gestirnten himmel mit ber feuschen Cuna, phantaftifch getleidete Mondbewohner mit echt wienerischem Afgent. Ploglich erschienen die Geftalten der Bühnenlieblinge Carl, Scholz und Meftron und empfingen Gefchente für die Erdbewohner, die fie bann an die Schonen perteilten. Ein andersmal war es ein oberöfterreichischer Kirchtag mit allerlei Buben, Schießftatten, einer Eisenbahn und dem beliebten Ringelftechen. Bu alledem Canner und Morelli, Dolksfänger, Jodler, Jongleurs, Equilibriften, Athleten, Wahrjager, Estamoteure und Improvisatoren, unter welchen der beliebteste Georg Stöger war, der im Kostüm des XVIII. Jahrhunderts gegen ein geringes Entgelt, oft auch für einen Schluck Wein oder einen setten Bissen seinen Pegasus sattelte. Er wußte seine Zuhörer durch allerlei Schmeicheleien zu kaptivieren. Man trank ihm zu und opserte willig einen Zwanziger um den andern in seinen goldbordierten Dreispig. So ging es von Tisch zu Tisch und überall lohnte der Schnellpoet die Gabe mit den Worten:

> "Das Publitum ist heut so auserlössen, Wie es noch nie im Elysium gewössen."

Den Glanzpuntt des Arrangements aber bildeten die vier Weltteile in den neuen Cokalitäten, die Daum 1838 in den Kellereien des St. Annagebaubes eröffnet hatte. Der gange Marchenflitter der Wiener Zauberposse ward hier mit dem realen Ceben vereint. Schon die Entreehalle, "im afiatifchen Geschmad" beforiert, gab ben Dorschmad für die Sebenswürdigkeiten, die nun folgten. Eine halle im türkischen, eine andere im dinesischen Stil. Und nun gar ber große Tanglaal (Afrita) in form eines Beduinenzeltes. an ben fich mit Anfichten von transatlantischen Städten der Sestsaal (Amerita) reihte, deffen Wande mit Dijangblattern verziert waren. In allen Eden durch natürliche Kastaden belebte Grotten und den gangen Saal entlang eine Eisenbahn, pon einem Zwerapferd gezogen. Phantaftische Beleuchtungsforper: Eidechfen, Sledermaufe, Riefenichlangen, trugen nicht wenig bagu bei, die Sinne gu reigen, indes lebendige Affen und Dapageien den Realismus der Candicaft erhöhten. Sur geringes Legegeld war also in Daums Elnsium genug zu sehen, und die Scharen seiner Besucher mehrten sich von Jahr gu Jahr. Es gab in diefen Raumen feinen Klassenunterschied. Es tam hoch und nieder. Neben dem Dandy der letten Mode der Subrmann mit Dubelhaube und Juchtenftiefeln, neben den Damen in Samt und Seide der Nachwuchs "aus den seligen Gefilden der Marianta". Es berrichte in diefen unterirdischen Raumen ein bemofratischer Jug im Gegensate gur Oberwelt mit ihrem profaifden Alltagslehen

In der Kulturgeschichte Wiens verdient daher Josef Daum neben anderen berühmten Zeitgenossen sein Plätzchen als Resormator der öffentlichen Dergnügungen. Ihm haben aber die Wiener auch die Resorm des Gast- und Kasseehaus- und Hotelwesens zu danken. Neben seiner Wirtschaft im alten Seizerhof betrieb Daum auch das Gasthaus "Zum grünen Saßl" am Kohlmarkte. Dort besand sich seit Kaiser Josefs Zeiten auch ein Wirtshaus "Zum holzgewölbe" (No. 7), das Josef Daum 1836 zur vornehmsten Restauration umgestaltete. "Es ist

— schrieb damals der Wiener hans Jörgl — "nit anders, als ob ein Modist aus einem alten Caput von Prinz Eugen ein modernes Galafleid ausgetipfelt hätte." Wo früher nur Cafaien und Kutscher im wüsten Lärm ihre Kehlen mit saurem Wein beseuchteten, ergötzte sich nun die vornehme Welt an lukullischen Genüssen. Alles war auserlesen dis auf das Wasser herab, das in Slaschen aus Schönbrunn bezogen wurde.

Im Herbst 1829 eröffnete Daum am Kohlmarkt auch ein Kaffeehaus, das nahezu fünfzig Jahre hindurch den ersten Rang behauptete. In diesen Räumen wurde später viel Politik gemacht. Giskra, Brestl, Berger, Mühlseld, Schindler und Kuranda zählten zu den täglichen Gästen und manch geslügeltes Wort des geistreichen Berger pflanzte sich von dort in die Wiener Salons. Der alte Daum hat diese Glanzzeit nicht mehr gesehen, wohl aber sein ältester Sohn Josef, der seinem Dater in dem Geschäfte folgte, das im Mai 1877 geschlossen wurde.

Daums Unternehmungen waren vom Glud begunstigt. Er hatte sich schon fruhzeitig von den Geschäften gurudziehen und ein Ceben voll Behagen führen tonnen. Aber der raftlofe Mann wollte nicht ruben. Das Bedürfnis nach einem modernen hotel locte ihn 1849 an, sein Binshaus am Petersplat in ein solches umgubauen. Was für Wien vom Dorteil gewesen, ift für den Erbauer gur Quelle bitterer Erfahrungen geworden. Er opferte nicht nur fein ganges Dermogen, es brudte ihn auch eine fcwere Schuldenlaft, die ihn notigte, im Jänner 1854 das Hotel gegen eine Leibrente an den Unternehmer Wandl zu übertragen. Er genoß die Leibrente nicht lange, denn noch im felben Jahre, am 12. Dezember, mard er ein Opfer der damals herrichenden Cholera.

Don allen seinen Schöpfungen, die einst im Gesellschaftsleben Wiens große Bedeutung hatten, ist keine die auf unsere Tage erhalten geblieben. Gast- und Kaffeehaus sind längst verschwunden, und auch das Elysium, das Daums jüngster Sohn Franz die 1863 geleitet hatte, besteht nicht mehr.

Als 1861 der Auftrag erging, die Kellerlotalitäten des Annagebäudes dem Unternehmer
zu tündigen, erhoben sich viele Stimmen dagegen. Selbst die Polizeibehörde sah sich veransaßt, für das Sortbestehen dieses Unternehmens einzutreten. Polizeirat Selsenthal, bekannt
durch seine Erfolge auf triminalistischem Gebiete, schrieb damals: "Keine Stadt Europas,
selbst Paris und Condon nicht, tann einen derartigen Unterhaltungsort ausweisen und kein
Fremder versäumt, diesen Unterhaltungsort zu
besuchen, er scheidet mit dem Bewußtsein, etwas

Außerordentliches gesehen zu haben. hier lernt ber fremde gunachit die legten Refte des Wiener Genuglebens fennen, er ftaunt insbesondere, wenn er sich an Unterhaltungsorte in Paris und Condon erinnert, nicht allein mit welchem Geschmade, mit welcher Phantafie Kellerräume in solcher nie geahnten Ausdehnung in lichte, freundliche Cofalitäten umgeandert werden tonnen, sondern er staunt noch mehr, wenn er eine, aus allen Schichten ber Bevolkerung gufammengewürfelte Gefellicaft, von der Küchenmagd bis gur reichen Burgersfrau, vom Bedienten bis zum Kavalier, von dem gemeinen Soldaten bis zum General in ungenierter, aber immer anftandiger Weise sich bewegen sieht. Der gemütliche, beitere Sinn ber Wiener zeigt fich hier in feinem iconften Lichte: Seit bem Beftehen des Elnfiums ift nicht ein bedeutender Erzeß vorgefallen . . . In diefen trüben ichweren Zeiten, die wir durchgemacht haben und noch durchmachen muffen, bis es gelungen fein wird, die allererite Grundbedingung jeder Regierung. die Untertanen wohlfeil leben und dadurch gufrieden zu machen, prattifche Geltung gu verichaffen, muß die Polizei von ihrem Standpuntte mit aller Cebhaftigfeit barauf bringen, daß wenigstens der urwuchfige Trieb nach Unterhaltung, wie er in der Wiener Bevolkerung liegt, nicht ohne bringende Ursachen eingefdrantt, fondern erweitert werde."

Trot dieser warmen Sürsprace blieb es bei der Kündigung, und so endete im Jahre 1863 ein Unternehmen, das den Wienern in vor- und nachmärzlicher Zeit viele Stunden heiteren Genusses geboten hatte.

Neues über das Radium. In dem por turgem in St. Louis abgehaltenen elettrifchen Kongreß hat Rutherford einige Ergebnisse feiner Sorichungen über das Radium mitgeteilt, durch welche unsere Kenntnis von den radioaftiven Körpern wesentlich erweitert wurde. Das Radium ist ein Metall von bobem Atomgewichte. Aller Wahrscheinlichkeit nach entsteht es fortwährend aus dem Uran, welches den wesentlichen Bestandteil des Decherzes bildet, Sehr langsam, so etwa in 10.000 Millionen Jahren, verwandelt sich das Uran in Radium. Cetteres geht bann verhältnismäßig raich, fo etwa in 1000 Jahren, in andere Körper über. Bringt man eine Radiumverbindung in ein luftleeres Gefäß, so füllt sich dieses mit Gasen, die aus dem Radium entstehen. Wenn man das Gefäß dann öffnet, fo findet man, daß fich an seiner Innenwand ein Belag gebildet hat. Don jenen, als Emanation des Radiums befannten Gafen, find drei zu unterscheiden. Rutherford nennt sie Radium A, B und C. Sie sind febr unbeftandig, gehen rafc ineinander über und verwandeln sich schließlich, in etwa einer

halben Stunde, in ein viertes, beständiges Gas, von fehr geringem Atomgewicht, das helium. Bei diesen Umwandlungen werden dreierlei Strahlen, die α=, β= und 7=Strahlen, die, wenigstens jum Teil, mit ungeheuerer Gefdwindigfeit fortgefdleuberte Partifelden find, ausgesandt. Auf diesen Strahlen beruht die Radioattivität des Radiums. Zugleich wird Warme erzeugt. Der an der Gefähmand haftende Belag besteht, wie Rutherford jest nachweift, aus zwei verschiedenen Korpern. Wenn man ihn in Schwefelfaure auflöst und in diese eine Wismutplatte eintaucht, fo fcflägt fich ber eine auf den Wismut nieder, mahrend der andere in Cofung bleibt. Und wenn man ihn am Platinblech auf 1000° erhipt, fo verflüchtigt fich ber eine, mabrend ber andere gurudbleibt. Diese beiden Körper werden Radium D und Radium E genannt. Erstes sendet nur 3-Strablen aus und verliert in etwa 40 Jahren die halfte seiner radioattiven Kraft. Centeres fendet nur a-Strahlen aus und verliert in einem Jahr die Salfte feiner radioattiven Kraft. Rutherford halt es für möglich, daß fein Radium D dasselbe wie der als Radiumblei beschriebene Körper sein dürfte. Das Radium E stimmt mahrscheinlich mit Polonium und auch mit Radiotellurium überein. Diefe Sorfdungen eröffnen ben Ausblid auf eine gang neue Welt von mehr ober weniger unbeständigen, einfachen Körpern. Sie bestätigen die Richtigkeit der auf Grund des Studiums der Regenbogenfarbenreihen der Sterne gewonnenen Auffassung, daßside chemischen Elemente nicht absolut unveränderliche Körper sind. Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß sich alle Elemente fortwährend auseinander entwickeln, daß da gewissernaßen ein Kreislauf stattfindet, und daß die im Raum vorhandene Menge jedes Elementes derart in unmittelbarem Derhältnis zu seiner Beständigkeit steht, daß von den Beständigken (Eisen, Wassertsteht, von den Undeständigsten (Radium A, B 2c.) stets am wenigsten vorhanden ist.

Dolfsbibliotheten. Der Wiener Volksbildungsverein (Kanzlei I. Tegetthoffstraße 4) unterhält gegenwärtig 14 Volksbibliotheten, in welchen über 100.000 Bände ausgewählte Bücher unterhaltenden und belehrenden Inhaltes: Romane, Erzählungen, Theaterstüde, Jugendschriften, Reisebeschreibungen und wissenschaftliche Werte jeder Art ausgestellt sind. Die monatliche Lesegebühr beträgt 30 h. Einschreibegebühr ist feine zu bezahlen. Wer mit einem jährlichen Beitrage von 3 K. Mitglied des Vereines wird, kann das ganze Jahr hindurch ohne Entrichtung der Lesegebühr aus beliebigen Bibliotheten des Vereines Bücher entlehnen.

Seuilleton.

Aus dem Wiener Westen.

Wenn man von hietzing, dem westlichen Dillenvororte, der seit ein paar Jahren schon ein recht großstädtisches Ansehen bekommen hat, die hauptstraße entlang weitergeht, wird bald ein Ausblick auf das breite Talrund frei, worin das westliche Wien seinen natürlichen Abschlüg und seinen nicht mehr allzureichen ländlichen Bodenvorrat sindet. Allmählich lockert sich das Gestüge der häuser, die Gärten werden schütterer und über das Geleise der Verbindungsbahn kommt man in ein noch ziemlich freies Seld, das allerdings schon da und dort von Bauten durchwachsen wird.

Die Berge, welche diese weite Calrund und damit zugleich die Stadt Wien im Westen umfassen und abgrenzen, wirken von hier aus ziemlich ansehnlich, die Ortschaft Ober St. Deit schmiegt sich an sie an, sieht mit ihrem alten, stattlichen Barockturm, der aus Baumwipfeln träftig hervorsteigt, wie ein echtes Landdorf aus und war dies auch noch vor nicht gar zu langer Jeit, ehe die Dororte angegliedert waren und die Stadtbahn dieses weitmaschige Net von

Bezirken zusammenzog. Hading, die Nachbarortschaft, ganz an den nördlichen Hügelabhang des Cainzer Tiergartens gedrückt, auf der andern Seite durch das Bett des Wienflusses kurzgehalten, ist es eigentlich noch heute.

Jedenfalls aber bilden diese beiden Teile bes Bezirkes hieging, obgleich gang zu Wien gehörig, eine recht felbständige, eigenartige Gegend, die wohl noch auf lange Zeit hinaus ihr landschaftliches Gesicht bewahrt, bis man folieflich - wir heutigen Menfchen werben es hoffentlich nicht mehr erleben - vielleicht nur aus dem erhalten gebliebenen Namen, wie etwa aus dem von "Cerchenfeld", mit turiofem Staunen die Erinnerung hervorholen wird an Dorfichaften, an Weingelande, Obstgarten, Wiefengrund, an grunen Boben, mit bem Pflug begangen, wo im grühling Lerchen aufflogen. Ceben und Derhaltnisse des Ortes erinnern beim erften Anschein an die Proving, schauen die Ceute einander doch in die Senfter und in den Garten hinein; das Ganze läßt sich so leicht überbliden. Aber in Wahrheit hat auch hier ber einzelne alle die Freiheit, welche die große Stadt gibt, die allerdings mächtige Menschenorganisationen

schafft, ohne fich indessen um das Ceben des Individuums sonderlich zu fümmern. Zwar tennt bier einer den andern vom Seben, aber das fleinstädtisch = boshafte gegenseitige Behindern fehlt gottlob, und die meiften Ceute, die einander auf ihren Abendspaziergangen begegnen, aus den vielfachen Betrieben beimgekehrt, haben eine gewise Derwandtichaft ber Gemutsstimmung. Deshalb haufen sie hier. Es war wohl bei allen die Sehnsucht nach Rube, nach guter, freier Luft, nach ein bifchen Wiesengrun und Wald, nach einem Garten hinter dem hause, für die Kinder, der Wunsch, sich doch auf ein paar Stunden in der eigenen Welt ergehen, den eigenen Gedanten nachbangen zu tonnen. Es gibt ja manche wohlhabende Sommervillen reicher Städter, aber darum geht es doch hier nicht so prunthaft nobel zu, wie in den fünftlich landlichen Cottagevierteln, sondern eine ruhige, bescheidene, schlichte Cebensart nachdenklicher Menschen gibt ben Grundton, Keiner will auffallen oder berrichen oder sonderlich viel gelten, jeder mag nur befceiden untertauchen in dem Strom reinerer Cuft und anspruchsloser Einsamfeit. Jedem gehört die fleine, große, feine Candicaft. Da ift fein Plat, fein Baum, fein Gartenzaun, der nicht jedem vertraut mare, und fo eng ift der Spielraum der freien Natur hier, daß nicht einmal ein blühender Rosenstrauch unbemertt verichwinden durfte, der einen im Dorübergeben erfreute. So beobachtet man jahraus, jahrein das Wachsen, das hier still, stetig und sichtbar fich ereignet, man gahlt die fleinen Kinder. die zum Ort gehören, man begegnet ihnen auf ihrem Schulweg, und eines Tages, wenn man aus der ichmuzigen Stadtbahn aussteigt, tommt einem ein icones, blondes Madchen entgegen, das doch gestern noch ein Kind war. Es fann fein Rosenstrauch aufblüben, ohne daß wir uns im Dorbeigehen daran freuen.

Oben, gang am Rande von Ober-St. Deit liegt, gegen Suben ansteigend, die hobe ber "Einsiedelei", von wo man den weiteften Blid über die Stadt hat, die abends mit ihren Lichterreihen und dumpfen Maffen ichwer atmend und breit daliegt, trub und grau ins Unendliche verschwimmend. Diefe "Einsiedelei" war einmal ein start besuchter Ausflugsort, wo jeden schönen Tag die Equipagen reiche Leute aus Wien auf eine turge Stunde unter die ichattigen Baume des alten Wirtsgartens führten. heute entspricht das Gafthaus icon beffer feinem Namen, denn es ist meist recht leer und still, nur an Sonntagen stärfer besucht, mahrend ber Woche iteht es fast melancholisch da, aber ungemein anmutig, als eine jener weitraumigen Berbergen. wie man fie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu bauen pflegte. Das breit ausladende Dach, der machtige Grundrig der gangen Anlage ift auf gaftliden Empfang und reide Einfehr berechnet. Jur Rechten des hauses bilden die Suttermauern Terraffen gegen die Berglebne, beren Waldbeftand, einigermaßen gelichtet, bie alten, schattigen Baume für den Wirtshausgarten abgab. Bur Linten, von einem ziemlich verfallenen holzgitter umfriedet, folaft ein fleines vierediges Wasserbeden; tumpelig, gang grun von Schlamm und Moos, verbirgt es an feiner Rudenmauer unter einer Sulle von wildem Wein die Statue eines Apoll ober Bachus, von beffen Geftalt man nur die fandfteinernen, porofen Beine matt berabbangen fiebt. Als es hier noch lebhafter zuging, follte ber griechische Gott wohl ben Schugherrn ber Wirt-Schaft porftellen, gab es doch in den Seiten bet "Eremitagen" teine "Einsiedelei" ohne fandfteinerne antite Liebespaare, Helden und Olympier. Jede Zeit hat ihr Griechenland. Mäßig ansteigend führt der Weg den gleichen Berg binan zum Ortsfriedhof, den man gelegentlich wohl auffucht, auch wenn einem bier fein Anverwandter ruht, weil er ein fehr icones, dicht umgruntes Gruftgewölbe birgt, mit Statuen von Natter. Meift aber geht man bis zur höhe weiter, wo die Mauer des Lainger Tiergartens einen großen Bogen giebt, ber eine ansehnliche Slace des Gelandes freilaft und umgibt. Dort steht, am Rand von Wiese und Wald, mit dem Blid auf die füblichen hohen des Wienerwaldes, auf die bunkeln Sorfte des Jagdparkes und auf bie ferne Stadt unten, ein überaus gierlicher Bau, por bem man immer wieder mit Staunen und Bewunderung verweilt, wie por einem Stud Marchen und Traum. Wer hat biefes Schlößchen gebaut, mit feinem folanten, in ficheren Derhaltniffen gegrundeten Mittelftud, beffen Kuppel bie gange Gegend beherricht, mit feinen gart gegliederten, icheinbar vollig zwanglos angefoloffenen und auslaufenden Seitenflügeln und beren Saulengangen nach florentinischer Art, mit feinem ftillen, von einer mäßig hohen Mauer eingeschloffenen Garten, beffen Inpreffenreihen feierlich von ber Saffabe binabführen? Einft ein vornehmer Canbfig, wurde er vom Besitzer, deffen Name der Wiener Kunstwelt vertraut ist, einem wohltätigen Beilzwed gewidmet und bient heute ber Erholung franker, junger Madden. Meift liegt bas fone haus gang still ba, nur von dem Geist der Candschaft und der Jahreszeit wunderbar befeelt und durchleuchtet. Wenn ber Sommer mit feinen beiterften Tagen, mit dem vollften Wiefengrun und dem blaueften himmel über der Gegend ruht, tann man sich auf diesem Plage gern in Italien glauben, ober in jenem beutschen Traumland südlicher herrlichteit, wie es Bodlin auf feinen blubenben Bilbern gemalt bat.

Dann wendet man sich gurud durch den Wald, an einem ausgedehnten Obstgarten vorbei - im grubjahr fteht er in einer gangen, rofigen Schneemasse von Bluten - und geht, will man den Dillenort, der gleich unterhalb beginnt, vermeiden, wieder die Selder aufwarts bis zur Mauer des Tiergartens, hügelauf und sab über ein schönes grunes Cand, gur Cinten ben eingehegten Wildpart, gur Rechten lauter Wiesen. Gegen Suben fallen hange mit mohlgepflegten Weingarten ab, beren es gerade genug gibt, um dem Ort feinen "heurigen" gu verburgen. hier und ba öffnet fich an ber Tiergartenmauer ein Wafferdurchlag, und wenn es der Jufall fügt, tann man unversebens ein machtiges Cappen und Rafcheln hören und durch das Eisengitter eine fette, großmächtige Wildlau beobachten, die, den Kopf zu Boden gesentt, auch eine Art von Abendspaziergang macht.

Wieder steht man nach einer Weile por einem größeren Candgute, dem "himmelhof". Ruch das war einmal eine wohlbesuchte Gaftwirtschaft, ein andermal ein Klofter, dann wieder eine Pachtung und ein bewegtes Jahr lang die herberge des armen, gehetten Schwarmers Dieffenbach, ber mit feinen Kindern und Jüngern bier haufte, mit icheelen Augen angefeben. Auch das ift icon wieder lange ber, bie Gemeinde ift gerftreut worden, ber rubelofe Mann im harenen Mantel weiß Gott wohin gezogen, feine Guter-Weiber-Geiftesgemeinschaft gerblasen, wie ichon so manche Schwarmgesellschaft, die jo oft gerade an die Wind- und Wetterfeite einer Großstadt anfliegt, wo fie am wenigsten gebeihen fann. Der vom himmelhofe fteil abfallende Wiesenhang ift im Sommer und Winter der Cummelplat des Ortes. Wenn der Schnee liegt, wird hier eifrig der Stifport getrieben. Es gibt ein prachtiges Dergnugen, diefe weiße Slace hinabzufaufen, wenn es fein muß, zu follern, mit Staunen und Schmergen immer neue Musteln gu fpuren und fich gu mundern, wie viele ichwierige, fünftliche Gleichgewichtsprobleme der Menfc in feinem Spiel sich allen Ernstes auszudenten weiß. Um der turgen Cuft willen, den Berg hinabzufliegen, steigt man unverdroffen, langfam wieder hinauf und nimmt als heifperdienten Cohn ein Gefühl von fraftiger Erhöhung des Willens und des gangen Menschen mit. Aus Notwendigkeiten Freiheit, aus Freiheit Notwendigkeiten sich zu feten, machte ja immer ben Stolg und die Luft unferes Geschlechtes aus, und in folden, icheinbar willfürlichen Spielen prägt fich die gange Wurde und Begabung der menschlichen Natur aus, den Kerter von Raum und Zeit durch die Tiefe ihres Willens machtvoll auszudehnen.

Aus einem verwandten Kraftgefühl ichranten die feinsten und freiesten Geister das Gebiet ihres Cebens und Wirtens oft genug bewußt ein. Können sie es nur auch gang ausfüllen mit der Warme der Empfindung und Belligfeit des Dentens, so mächst gerade aus solchen Grengen die weiteste Welt mit ihrem tragischen Gebeimnis und seinem heiteren Widerspiel. Aus bem großen, verftreuten, ungesammelten außern Dafein, fanden folde Menfchen in ihr weites, aber finnvolles inneres Ceben gurud und ftrahlten Licht und Ordnung nach außen. Rembrandt und Dürer, Jean Paul und Beethoven waren Kinder folder Enge, die fie mit ber ftillen Gute und Einfalt einer Mutter nahrte, welche nicht weiß, was für ein helbenkind an ihrer Bruft liegt.

Wenn auch hier, nicht wie in heiligenstadt, wo Beethoven lebte, meines Wissens kein solcher Geist gehaust hat, kann sich doch vielleicht in diesem Stadt- und Candwinkel, in aller Stille ein großes Schickal entwickeln, wer weiß, vielleicht geht ein Kind hier in die Schule, das unser held werden soll.

Besonders aber diesem ichmalen Gartenort hading ware ein solches Geheimnis gang wohl gugutrauen, wie es in dem Dammerichein leifer, gleitender und ratfelhafter Stimmung baliegt. Die hauptstraße mit ihren fleinen hausern hinter Dorgarten ift gang angetan, der Schauplat traumerifder Begebenheiten gu werden. Nie buft sie ihre vornehme, feine Kuhle ein und ihre Ruhe, wenn auch im Sommer eine laute Menge von Radfahrern und Wagen durchjagt, nach ber lodenden Jutunft anderer, weitergelegener Gegenden. Sie bleibt vornehm und verschlossen, nicht die Jufunft, die Gegenwart ist das tiefere Geheimnis. So oft ich diese Straße entlang gebe, tommen mir Maeterlindiche Szenerien ins Gedachtnis, mit ihrem mertwürdigen feelischen Schauplat. Auch fie haben feinen andern Gegenstand, als die grenzenlose Einsamfeit des Augenblicks, fein anderes Geheimnis, als das unergrundliche der Gegenwart, feine andere Welt als den Traum einer Phantafie, die in ihre eigene Tiefe hineingubliden nicht ermubet.

Die letzten häuser von hading verlieren sich in die "Au", wie die natürliche Anlage am Wienuser genannt wird, das jetzt sorgsältig ausgebaut, vor den Tüden des unscheinbaren Flühchens Schutz bieten soll. hier atmet die Gegend, von der Cast der häuser befreit, wie mit einem innigen Juge auf. Das Tal, schon außerhalb Wiens, öffnet sich zu einem neuen, weiteren Rund. Längs der Tiergartenmauer ziehen in drei parallelen Streisen drei Wege, alle eine Fortsetzung der hackinger hauptstraße, die nach ihrem Endpunkte, dem "Auhose" ihren Namen "Auhosse" führt.

Dieser "Auhof", ein stattliches Sorsthaus, flantiert den Eingang in den "Tiergarten", als ein schlichtes, mit dem bekannten Gelb der kaiserlichen Bauten getünchtes, schiefergedecktes Gebäude, bei aller Einsachheit von vornehmem Ansehen und inmitten eines hübschen Gartens mit Obstbäumen und Rosen, hinter ihm liegt eine offene Waldblöße, der Sutterplatz für die Rehe und hirsche.

An dieser Stelle hat man von der Straße aus den freiesten Ausblid auf den Wildpark, weit hinein in dessen höhen und Waldungen, und wenn an herbstadenden die halbstreien Tiere mächtig zu röhren beginnen, erfaßt einen bei diesen furchtbaren, durch Dämmerung und Ruhe verstärken Tönen, das tiefe, unverholene Leiden aller Kreatur. In den Schreien der Tiere, aller Tiere, liegt als in ungehemmten, notwendigen Lebensausbrüchen eine unheimliche, abgründige Gewalt: die Drohung der ganzen Natur selbst, die ihren Wesen einen solchen ungeheuern Freiheitssichrei gelassen hat.

Dor diesem Gehege der Gefangenen dehnt sich die Straße mit ihrer töstlichen Kastanien-allee, deren Wipfel so herrlich gerundet sind, und deren Zweige, mit solchem merkwürdigen Rhnthmus nach abwärts geschwungen, die Cast des Caubes tragen.

Als in diesen Tagen der Dollmond durch die Kronen schien, war es, als siese ein silberner Taler immerzu durch auf und nieder gehende Wellen. Das Laub färbt sich jetzt wie mit allen bunten Launen des Glüdes und der schwere, üppige herbstgeruch gährt von tausend Ahnungen der Erneuerung mitten im Sterben der Landschaft.

So zieht hier diese herbstliche Straße, über den Abendhimmel wandern heitere, goldene Wolken der untergehenden Sonne nach, die rasche Dämmerung geht nieder, die stille Allee scheint noch mehr in sich zu versinken, die Menschen, die einander begegnen, schreiten stumm aneinander vorbei. Weit drüben brausen mit glühenden Lichtern und zischenden Dampswolken die Eisenbahnzüge. So weit und so nache ist diesem dunkeln Wege Leben und Lärm der Stadt.

Wir loben es uns, daß es noch solde stille Wintel in Wien gibt, noch Wege ins Cand, wo man im Frühling die Cerchenruse, im herbst das Schreien des Wildes und die tiefe, sonore Stimme einer dunkeln, duftenden, feuchten Dammerung hören kann.

Was tappt und schlappt da hinter mir? Ein weiches, zottiges Sell streift meine hand, ein guter, schwarzer, großer hund trabt mit weichen Pfoten porbei. — Abend. — Otto Stoessell.

Von der Woche.

27. November. Sozialdemofratische Demonstrationen gegen die niederösterreichischen Schulgeschnovellen vor dem Ministerratspräsidium, den Ministerien des Innern und des Unterrichts und vor dem Rathause in Wien. — Erster österreichischer Beamtinnentag in Wien. — Der Papst spricht sein lebhastes Mißfallen darüber aus, daß sich tatholische Derbände an irredentistischen Tereibereien beteiligten. Er lähem Klerus von Trient, Triest, Jara und Siume Instruktionen erteilen, wonach die Geistlichkeit alles zur Milderung des Nationalitätenkampses ausbieten solle.

28. Eröffnung der städtischen Wassergasanstalt in Wien.

29. Die Deutsche Sortschrittspartei hält die Erklärungen des Ministerpräsidenten nicht für befriedigend, sieht jedoch keinen Anlaß, ihre haltung zu ändern und betont, daß vor allem unbedingt an der Einigkeit der deutschen Parteien sestzuhalten sei. Die Situation im Parlament sei unhaltbar, und die Partei werde sich an allen zur Sanierung dieser Verhältnisse unternommenen Aktionen beteiligen. — 287. Situng des Abgeordnetenhauses: Fortsetung der Erklärungsdebatte. Abgeordneter Dr. Men ger

bedauert den Bersetzungsprozes, der sich in Ofterreich vollzieht und municht, daß es gelingen moge, die Grundfage eines Nationalitätenrechtes gu finden. Abgeordneter Dr. hort is verlangt die Errichtung der italienischen Rechts. fatultat in Trieft. Abgeordneter Dr. Serjancic spricht sich gegen die Wahl der Stadt Trieft als Sit einer italienischen Rechtsfakultat aus, weil dies die irredentistische Propaganda ftarten murde und verlangt die Errichtung einer flowenischen Universität in Caibach. Abgeord. neter Dr. Baga verlangt aus staatsrecht. lichen Grunden die Sortfegung der Obstruttion feitens der Cichechen, weil ihm der Augenblid getommen scheint, das, was sie "so lange angestrebt haben, durchführen und das Zentralparlament und damit auch die jest geltende Derfassung sturgen" gu tonnen. -Der Polentlub beichließt, auf die Jungtichechen einzuwirten, daß sie die parlamentarische Behandlung des Budgetprovisoriums und der Notstandsvorlage zulassen mogen. - Die letten ber in Innsbrud perhafteten italienischen Stubenten werden freigelaffen. - In einer fogial. bemofratischen Dersammlung in Wien wird ausgesprochen, daß der Austritt aus der tatho.

lischen Kirche die wirfungsvollste Demonstration gegen die Schulgesetnovelle ware.

30. Der Staatsminister Graf Dofabowsty verläßt Wien; die Derhandlungen zwijchen Ofterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich behufs Abschließung des handelsvertrages sind vorläufig als gescheitert zu betrachten. — 288. Sigung des Abgeordnetenhauses: Abgeordneter Dr. Karl Freiherr von Offermann (f. u. G. K. Brunn. D. S.) nimmt die Regierung in Sout und verlangt von ben Dollsvertretern, daß fie dem Chaos ein Ende bereiten. Er betont die Gleichwertigleit der Nationalitäten und verlangt die Bildung einer ktaatserhaltenden Partei, welche eventuell unter der Ceitung eines hervorragenden Staatsmannes ben Ausgleich in die hand nehmen soll. Die bentiche Sprache ware als Staatssprache nie bekämpft und angefeindet worden, wenn nicht gerade die Deutschen seinerzeit, vielleicht in engherziger Auffassung, die zweite Candesfprache aus dem Studienplane ihrer Kinder geftrichen hatten. Abgeordneter Dr. Groß erklart namens der Deutschen Sortschrittspartei, bag die Rede bes Abgeordneten Dr. Freiherrn von Offermann nicht im Sinne und noch viel weniger im Auftrage biefer Dartei gehalten worden fei und tonftatiert, daß Baron Offermann gang im eigenen Namen und auf eigene Derantwortung gesprochen habe. - Die von ber Deutschen Dolfspartei angeregte Obmannertonfereng findet unter Dorfit des Prafidenten Grafen Detter ftatt. Der Cichechenflub, der flawifche Derband und die tichechischen Agrarier haben die Teilnahme an der Konferenz abgelehnt. Es tommt daber zu teinem positiven Resultat, wiewohl alle vertretenen Parteien ihre Arbeitswilligfeit betonen. Der Minifterprafident führt aus, baf, falls die Arbeitsfähigfeit bes Abgeordnetenhauses zu erzielen sei, die Regierung, fobalb nur bie brei unabweislichen Gefege über ben Notstand, die italienische Rechtsfakultat und bas Budgetprovisorium erledigt sind, es als im Intereffe ber Konfolidierung ber Derhaltniffe gelegen erachten wurde, bas haus zunächst einige neutrale und alle Parteien gleichmäßig interessierende Angelegenbeiten, wie das Prefigefet u. f. w., auf feine Tagesordnung stelle. Im Interesse der Arbeitsfähigfeit fei ferner geboten: die Parteien follen fich zu einer einzigen großen Partei ber Ordnung zusammenschließen, um felbft ben Ausschreitungen entgegengutreten und die Würde des Abgeordnetenhauses zu mahren. - Die Tragodin Sanny Janaufchet (geb. 1829 in Prag) in New Nort +.

1. Dezember. Ungefahr achtzig ben verichiebenen Parteien angehörige agrarifche Abgeordnete verpflichten sich in einer gemeinsamen Dersammlung, in ihren Klubs dafür einzutreten, daß der Notstandstredit in irgend einer Form noch vor Weihnachten zur Erledigung gelange.

— Der Vorstand der deutschen Fortschrittspartei, die Abgeordneten Funke, Groß und Marchet, wird wiedergewählt. Abgeordneter Dr. Freiherr v. Offermann erklärt seinen Austritt aus dem Klub.

2. Der russische Botschafter in Wien, Graf Peter Kapnist +. - Im Notstandsausschuß erklart der Ministerprasident, daß die Regierung an dem Junttim zwischen dem Notstandstredit und der Refundierungsanleibe von 69 Millionen Kronen unbedingt festhalten muffe. - Die freie induftrielle Dereinigung im Abgeordnetenhaus betont, daß die verfassungsmäßige Erledigung des Jolltarifs, der die Doraussegung der handelsvertrage sei, nicht als ein Politikum, sondern als eine wirtschaftliche Notwendigkeit behandelt werden solle. Die Arbeitsfähigkeit des hauses muffe durch den Jusammenichlug ernfter Elemente ber verschiedensten Darteien gewonnen werden. - 289. Sigung des Abgeordnetenhauses: Sortsetzung der Erflarungsdebatte. Abgeordneter Schuflje verlangt eine flowenische Universität und schlägt ein Junktim zwischen ihrer Errichtung und ber einer italienischen por. Die Regierungsvorlage eines "Gefetes betreffend die Gewährung von Notstandsunterstützungen aus Staatsmitteln und die Ausgabe von Obligationen gur Refundierung der ben staatlichen Kassabeständen zu entnehmenden Notstandsunterstützungen, sowie der in den Jahren 1903 und 1904 vorläufig aus Kassenmitteln bestrittenen Tilgungen der allgemeinen Staatsichuld" im Ausmaß von 69 Millionen Kronen (Beilage 2047 des ften. Prot.) wird ebenso wie die Beschlüsse des Notstandsausicuffes ohne erfte Cefung dem Budgetausichuß zugewiesen. - Plenarsigung des Eisenbahnrates. - In der italienischen Deputiertentammer ertlart ber Minifter bes Augern in Beantwortung einer Interpellation über die Dorfalle in Innsbrud, es tonne die Derirrung einer aufgeregten Menge die Bande nicht ichmachen, durch die deutsche Wissenschaft und Kultur mit italienischer Wissenschaft und Zivilisation verfnüpft sind, noch auch auf die Beziehungen zwischen Italien und Ofterreich-Ungarn einen Einfluß üben, die tief murgeln in dem Schute großer Intereffen, in dem gur Erreichung hober Biele verfolgten Werte, in den entichloffenen und lonalen Intentionen der beiden Regierungen.

3. Anläßlich der Einweihung des neuen Dereinshauses der Studentenverbindung "Ceseund Redehalle" in Prag, tommt es zu antideutschen Demonstrationen, die sich abends erneuern. — Einweihung eines neuen Mädchenwaisenhauses in der Villa Andrassy auf der hohen Warte in Wien.

Im herrenhause ift von einer großeren Anzahl aller Parteien angehörender Mitglieder ein Antrag "zur Derbesserung bes Soutes ber Ehre" eingebracht worden. Diefer Antrag fucht dem Bedürfniffe nach Austragung von Ehrenhandeln auf dem Rechtswege, welches für ansehnliche Schichten der Gefellichaft in der gegenwärtigen Ordnung unseres Strafrechtes und Strafverfahrens eine entsprechende Befriedigung nicht findet, abzuhelfen. In diefen Spharen der burgerlichen Gefellichaft unterläßt man wegen eines, wenn auch noch fo empfindlichen Angriffes auf die Ehre, den Gang gum Berichte, weil dessen Spruch nicht als eine ausreichende Wiederherstellung des gu Unrecht angegriffenen, ebenfo toftbaren als gebrechlichen Rechtsqutes ericeint. Das Nichtzureichen des Richterspruches zu diesem 3wed hat zwei Grunde, erstens den, daß das Urteil sehr häufig und felbft in Sallen ichwerfter verlaumderifcher (bas beißt wider befferes Wiffen erfolgender) Ehrabschneidung nur auf eine Geldstrafe oder nur auf geringfügige Arreststrafe lautet und zweitens ben, daß der Richter, der es fällt, ein ftrafrechtlicher Bagatellrichter ift, daß er, abgefeben von den Beleidigungen und einigen wenigen anderen ichwereren Deliften, über hochft unbedeutende Catbestande zu urteilen hat, modurch das Gewicht seines Spruches herabgedruct wird. Nach beiden Richtungen will der Antrag Abhilfe icaffen, indem er die Strafe für wider befferes Wiffen erfolgende Beleidigungen verschärft und indem er die Möglichkeit gemahrt, einen Richter angurufen, der nicht mit Aburteilung jener eigentlich gar nicht vor das Gericht gehörenden Cappalien befaßt ift, der vielmehr im übrigen, abgesehen von den besonders ichweren Beleidigungen, über Zivilfachen gu urteilen hatte. Auch durch die Möglichkeit die Öffentlichkeit des Strafverfahrens in Angelegenheiten, welche nicht vor die Offentlichfeit geboren, auszuschließen, foll der Gang gum Gerichte erleichtert und dadurch die Austragung von Chrenhandeln auf einem ungesetlichen Wege vermieden werden. In der Erörterung des Antrages von Seite der Tagespresse haben diese wichtigften Bestimmungen desselben fast teine Beachtung gefunden. Alles Augenmert wurde darauf gerichtet, daß nach demfelben die durch Drudidriften begangenen Ehrenbeleidigungen fürderhin nicht mehr von den Geschwornen. gerichten, sondern von Senaten der Gerichtshofe abgeurteilt werden follen. Auf die Begrundung diefes Punttes einzugehen, ift hier umsoweniger Anlaß, als erft vor einigen Tagen Dr. Edmund Beneditt fich in diefer Zeitschrift (4. heft, S. 219) in dem gleichen Sinne ausgesprochen hat. hervorgehoben moge nur werben, daß ben beiden Bedenten, welche Benedift gegen die Regierungsvorlage des Prefigesetes vorgebracht hat, der liftigen Umgehung bes Schwurgerichtes burch einen gefehestechnischen Kniff und dem Sprunge vom Schwurgericht gum Gerichtssetretar durch diesen Antrag abgeholfen wurde, ber einerseits offen die Abanderung des Staatsgrundgeseiges und anderseits die Derweisung der Pregehrenbeleidigungen an ein Dierrichterfollegium beantragt. Bu den übrigen Bestimmungen jenes Prefgesegentwurfes ber Regierung Stellung gu nehmen, lag für ben Antrag tein Anlag vor, weil er nicht ein Entwurf eines Prefigesetes, sondern der Entwurf eines Gefetes jum Schute der Ehre fein foll, der, abgesehen von diesem einzigen Puntt, mit den Bestimmungen des Prefrechtes nicht zusammenbangt. Cammaid.

Der handelsvertrag mit Deutich. land. Die durch die Abreise des Grafen Posadowsty unterbrochenen Derhandlungen zwischen Ofterreich-Ungarn und Deutschland werden wohl bald in Berlin wieder aufgenommen werden. Der gegenwärtige Stillstand wurde dadurch verursacht, daß Graf Dosadowsty einen Dertrag zu stande bringen wollte, der von den deutschen Agrariern nicht nur angenommen, sondern auch belobt werden wurde. Durch die neuen Bolle auf landwirtschaftliche Produtte wird der Derbrauch derselben im Deutschen Reiche mit weit mehr als 1 Milliarde Mart jährlich belaftet werden, wovon ungefähr 200 Millionen als Jolleinnahmen in die Staatstaffen fließen, mehr als 800 Millionen jahrlich ben Grundbesigern gu gute tommen werden. Seit der Aufhebung der Seudalrechte find fo große Opfer den Dolfsmaffen gu gunften bevorrechteter Gruppen nicht auferlegt worden. Da Öfterreich-Ungarn fich offenbar mit deutschen Jollerhöhungen in dem von der deutschen Regierung festgehaltenen Ausmaße im allgemeinen abfindet und nur noch auf die Beseitigung gewisser harten brangt, im übrigen aber bie Kompensation in Erhöhungen feiner Industriezölle sucht, wird der Dertrag aller Doraussicht nach zu stande tommen. Es ware seltsame Politit, wenn die deutsche Regierung eines der wichtigften Absatgebiete ber beutschen Industrie preisgeben und einen mit bem politischen Bundnisse nicht vereinbarlichen Zolltrieg beginnen wollte, nur um zu verhindern, daß die bevorstehende, viele bunderte Millionen Mart betragende Belaftung der Nahrungsmittel des deutschen Dolfes um einige Millionen geringer ausfalle.

Jedenfalls aber wird der neue Dertrag für beide Teile wesentlich ungünstiger sein als der gegenwärtig bestehende. Infolge der übermäßigen Erhöhungen der Schutzölle wird der gegenseitige handelsverkehr mehr als bisher behindert werden, ohne daß eine entsprechende Steigerung der Produktion herbeigeführt würde. Der Getreidebau

und die Diehzucht Deutschlands sind auch unter dem Schutze der geltenden Jölle dauernd gewachsen und können nicht noch rascher gesteigert werden. Diel eher kann die industrielle Produktion Gsterreich-Ungarns durch erhöhten Schutz gegen die deutsche Konkurrenz erweitert werden. Auch hievon abgesehen ist die handelspolitische haltung der Monarchie rationeller und maßvoller als die Deutschlands, was schon durch das Derhälknis zwischen Gsterreich und Ungarn bedingt ist, deren vielsach ungleichartige Interessenader in Schranken halten.

Neben den allgemeinen ichungöllnerischen Übertreibungen macht sich noch ein spezielles Moment bei diesen handelsvertragsverhand. lungen fehr ftorend bemertbar. Don unferer Ausfuhr nach Deutschland entfällt etwa ein Diertel auf Gerste und Malg, Dieh und Sageware. Der Erport diefer Waren ift für wichtige Produttionszweige von fehr großer Bedeutung. Dessenungeachtet ift es den realen Derhältnissen nicht angemeffen, daß in der Offentlichkeit immer nur von diesem einen Diertel unserer Ausfuhr die Rede ift und die drei anderen Diertel außer Betracht gelaffen werden. Diefe Art der Behand. lung entspricht der herrschenden Manier, alles nach bequemen Schlagworten gu beurteilen und muß für die Derhandlungen felbst den Nachteil haben, daß auch die Unterhandler auf beiden Seiten gerade bei den fo viel besprochenen Bollen besonders unnachgiebig find, weil fie wiffen, daß ber gange Dertrag fast nur nach den in diesen Puntten erzielten Erfolgen beurteilt werden wird. Die Solge ift, daß man sich viel schwerer einigt und außerdem beiderseitig auf viele für andere Waren erreichbare Jugestandnisse verzichtet, um nur bei den zum Schlagworte gewordenen gragen um etwas, wenn auch um noch so wenig, besser abzuschneiden. Dies muß beiden Dertragsteilen gu ichwerem Nachteil gereichen.

Die Sprachenfrage. Der steierische Candtagsabgeordnete Karl v. Ritter. 3 ahonn peröffentlicht eine Broichure über die Cofung der Sprachenfrage in Ofterreich. Er geht "vom großofterreichischen Standpuntt" aus und meint, daß das gefegliche Sefthalten der deutschen Sprache als Staatssprache mit dem Wortlaut und Sinne des Artifels XIX des Staatsgrundgefetes nur fo lange unvereinbar fei, als man in dieser Sestlegung "einen Ausfluß der Nationalität" erblict. Anders fei es, sobald man naturgemäß als Staatssprache "das Bindemittel ber Derständigung, und zwar das einzig mogliche unter allen Candessprachen" auffakt. Staats: sprache sei "die Sprache, in welcher der Staat in seiner Gesamtheit, das ist in den Zentralstellen, in der Beamtenschaft, im Parlament und in der Armee spricht" und dies muffe die deutsche Sprache fein. Abgeordneter v. Ritter verlangt, baß die deutsche Sprache obligatorischer Lehrgegenstand in allen Dolts- und Bürgerschulen,
Lehrerbildungsanstalten und Mittelschulen sei,
daß aber an allen diesen Schulen auch die deutschen Schüler die Candessprache erlernen müßten.
Um einen Beamtenposten zu erhalten, müßte
von nichtdeutschen Kompetenten die vollständige
Beherrschung der deutschen, von deutschen jene
wenigstens einer Candessprache nachgewiesen
werden. Der schriftliche Dertehr der einzelnen
Staatsämter untereinander wäre ausschließlich
in deutscher Sprache zu führen, der Dertehr mit
den Parteien jedoch in jener Sprache, zu deren
Nationalität sich die Partei bekennt. —v—

Deutsches Dolfstheater. - Es gilt als Wunder, wenn der Berg gum Propheten tommt, und in dem hohen Gleichnis ift die harmonie der Welt ausgedrudt. Aber weder etwas Wunderbares, noch harmonisches tritt gutage, wenn ein Dichter fein Wefen vermummt, feinen "Berg" verläßt und unten auf dem Martte nach wohlfeilen Preisen ichachert. Er tut's nicht ungestraft. Künstlerische Chrlichfeit, funftlerische Wahrheit, sind befanntlich gepachtete behre Guter des deutschen Dichters; er spricht von ihnen mit begeisterter Andacht und bas Auge fieht den himmel offen. Aber Jahr um Jahr tut einer den himmelssturg. hinter all ber aufgewendeten Routine, Ciefgrundigteit, Apostelpose, Kulturichmoderei verbirgt sich das alte, verbrauchte, aber "fichere" Publitumftud. Mag Drener nun, der sich bisher an der großen Cantiemenjagd wissentlich nicht beteiligte, bietet in feinem neuen Opus das unergögliche Schauspiel der Liebedienerei. Was sondert denn ichlieflich den Dichter vom Autor? Daß er mit reinlichem Geiste die Instintte des Publifums begahmt und erhebt. Leicht ift diese Aufgabe allerdings nicht! Um nun an den "Siebzehnjährigen" Dreners den Sall im besonderen gu zeigen! Ein Sudermann-Milieu; oftpreußisches herrentum. Grofvater, Dater und Sohn, auch militarifch abgestuft als Oberst, Major und Kadett. Man dentt natürlich an einen Konflitt der Generationen; es tommt aber nur eine Liebesgeschichte. In der Sigur der weiblichen Siebzehnjährigen, einer blonden Erita, lagen die Keime zu einem erotischen Konflitt, und Drener mare Dichter genug, um eine Pubertatstragodie in der Art der "Jugend" geben zu tonnen. Aber er bachte zu lebhaft an Sudermann und fo wurde ein plumpes Chebruchs- und Selbstmorddrama draus. Drener leitet sehr lebendig, geschmadvoll und pointiert ein; ein paar Gestalten find mit iconem Ernit gegeben. Auf der hohe des Dramas verliegen Dreper seine guten Geister, die aus startem

Gefühle für das Leben, bald sinniger, bald berber Fröhlichkeit und kluger Cheaterkenntnis bestehen. Die einfallende allgemeine Rührung verwischt den prächtigen Ansang. — Es gab aber einen Darstellungsersolg. Dornehmlich überraschte Frau Glödner durch ihre schone, innige, ungemein lebenswahre Zeichnung der Mutter; sie wird im älteren Sache jene Ruhe und Güte geben, die bei Frauen Macht sind. Eine abgestimmte Darstellung boten dann auch Fräulein Erl, die herren Kutschera, Räder und Birron.

Raimund. Theater. Friedrich hebbel im Raimund-Theater. Ein ungewohnter und unbequemer Gaft! Bum zweiten Male ericbien ber nordischeste Dramatiter deutscher Junge auf ber Buhne, wo fonft die subdeutsche Mundart gemutlich ihr Szepter ichwingt. Dor einigen Jahren hat das Gaftspiel von Fraulein Irene Triesch den Anlag zu einer Aufführung von "Maria Magdalena" gegeben, in der vergangenen Woche war es herr Paul Wie de vom hoftheater in Dresden, dem guliebe eine Aufführung von "herodes und Mariamne" versucht worden ift. Man begrüßte den Dersuch als willtommene Belegenheit, fein Derhaltnis gur herben Mufe hebbels zu revidieren, und die Revision war von wohlvorbereiteten Kundgebungen platoniicher hochachtung und Wertichatung begleitet. Man pries den unnahbaren Dichter als Dorläufer Ibfens und als Dorahner des Wagnerichen Butunftsdramas; man verurteilte feine unfünstlerische Neigung, aus der Liebe ein Problem gu machen, nicht mehr fo beftig wie einft, und bewunderte defto lauter feine "blübende Dittion", obwohl hebbel recht wegwerfend von ihr gefprocen und fie einmal ausdrudlich als "jammervollen bunten Kattun, worin die Marionetten fich fpreigen", bezeichnet batte, weil ihm beim dramatischen Schaffen die Sachlichkeit, die Notwendigfeit über alles ging; man fühlte sich endlich verpflichtet, in jeder Szene "Unterschonheiten" zu entdeden, ohne zu bedenten, daß hebbel darin taum eine verftandnisvolle Anertennung erblidt haben murde, benn fein anderer als er hat, an ihnen arm gu fein, für die erfte Solge feines dichterifchen Reichtums gehalten. Mun ja, hebbel ist heute gludlich über das Alter hinaus, wo einer noch der subjektiven Kritif unterliegt, und die eifrige Bebbel-Propaganda unferer Tage macht es der verlegen taftenden Objeftivitat fdwer, nicht daneben gu bewundern. Die Bebbeliche Poefie will eben erobert fein, und man fann fie nur durch die genaue Kenntnis feiner Perfonlichkeit fich gu eigen machen. Wer nicht feine wunderbaren Tagebücher tennt, wer durch sie nicht seine innere Entwidlung erfahren hat und nicht weiß, daß hebbel im bewußten Gegensage zu seinem Dolle und zu feiner Zeit fich allein durch die Kraft feines revolutionaren Willens aus Nacht und Drangfal emporgetrout bat, der wird nicht leicht ein inniges Derhaltnis finden zu seinen Dramen, die alle wie der leibhaftige Trop fic reden und gebarben und uns pon ber Bubne herab ein "Justament!" zurufen, so hart und fcroff, daß uns seine bramatifcen Intentionen als starrer Eigensinn erscheinen, der Selsblode por die Core seines Cempels walgt. In "herodes und Mariamne" find es gleich zwei bramatifche Motive, die fich breit und fcwer por das hauptmotiv lagern. hebbel begnügte fich nicht mit ber Darftellung ber tiefen Ibee. daß fein Mensch mit dem Leben eines anderen wie mit einem "Ding" nach Willfur icalten und malten burfe, und daß auch die in Liebe ergebene grau por ihrem Manne ein Recht habe auf Achtung ihres Eigenlebens, er wollte nebenbei noch die Tragodie des genialen Emportommlings, der feiner Macht und Stellung fein Cebensglud opfern muß, an einem hiftorischen Beispiele aufzeigen und überdies ein realistisches Gemalde liefern von der Decadence des Altertums, aus deren morichen Trummern die Wunderblume des Christentums erblühte. Wozu Ibjen ("Nora"), Grillparger ("König Ottotars Glud und Ende") und Sudermann ("Johannes") je einen Theaterabend brauchten, um eines von ben drei Motiven, die in "herodes und Mariamne" angeschlagen werden, plaftifch zu veranschaulichen, das vermaß fich hebbel in einem einzigen Theaterstud pon brei Stunden Spieldauer vorzuführen. Was Wunder, wenn der unvorbereitete Jufchauer bei den fich brangenden, ftogenden und freugenden Dorgangen nur ahnend bleibt, mo er miffend merden sollte. Und noch eines ist es, was die volle hingabe an hebbels Dramen erschwert; die un. gesunde Sieberglut, aus der sie entstanden sind. "3d habe," fo lefen wir in feinen Tagebuchern, "das Talent auf Koften des Menichen genährt. und was in meinen Dramen als aufflammenbe Ceidenschaft Ceben und Gestalt erzeugt, das ift in meinem wirflichen Ceben ein bojes, unbeilgebarendes Sieber." Es mußte ein fehr intimes Theater fein, wo die Sieberglut des Schöpfers auf den Juichauer übertragen werden tonnte: fonft fieht diefer in feiner Ruchternheit nur Schauspieler, die sich überheizen und gewaltsam gu traumhaften Ubermenichlichfeiten forcieren, was immer mit der Gefahr einer unfreiwilligen parodistischen Wirtung verbunden ift. Sie ichwebte über der Darftellung des Raimund. theaters wie das Schwert, unter das Berodes Mariamne gestellt hat. Selbst Berr Wiede, ein pornehmer und gewandter Kopfichauspieler, ber den Bebbelftil im fleinen Singer hat, mußte zu einer robufteren Theatralit Juflucht nehmen, um in diesem hause und neben der künstlich aufgepeitschten Dorf- und Wiesentragik des Fräuleins Reingruber zu bestehen. Um die wahre Bühnenwirkung von "herodes und Mariamne" kennen zu lernen, müßte man die Cragödie von unseren Burgschauspielern im Josefskädter Cheater dargestellt sehen, wo man nicht zu schreien und zu posieren braucht, um sich verständlich zu machen. —tr-

Literarifche Matinee. Das "Lites rarifde Deutid. Ofterreid" bereitete vergangenen Sonntag feinen Mitgliedern zwei veranuate Stunden theatralifden Nervenfigels, indem es ihnen im Raimundtheater mit einem "Renaissancespiel" von Alois Regid Spigner aufwartete, zu dem Frau Annie Dirtens die holde Weiblichkeit und herr hermann Bente die unwiderstehliche Mannlich. teit für einige Corbeerbaume und Blumentrange beisteuerten. Das dreiattige Spiel führt den geheimnisvollen Citel "Das Cacheln ber Teffa" und endet mit dem Sieg der freien Liebe über die 3wangsehe eines Kondottiere, ber allen Madden im Umfreis nachstellt, babei natürlich seine arme grau vernachlässigt und ibr es bann fürchterlich frumm nimmt, daß fie Liebesersat bei einem jungen Maler sucht. Ein Doldftoft fest dem wuften Treiben des brutalen Lilientniders in dem Augenblide ein Ende, wo er in einem Anfall von Eifersucht und Liebesraferei feine grau vergewaltigen will. Ohne 3meifel gab es in den glorreichen Cagen des Cinquecento auch Liebeshandel abnlicher Art, und man weiß, daß damals neben der feinsten Kultur die roheste Gewalt herrichte, die das perfonliche Recht bes Schwächeren mit Sugen trat und der nichts beilig war, als die rudsichtslose Befriedigung von wilden Begierden und bofen Cuften. Wer aber einen folden Liebeshandel auf der Buhne ausschrotet, darf daraus noch nicht das Recht ableiten, ihn folechtweg ein "Renaissancespiel" zu nennen, wenn er dafür feine anderen Eigenschaften mitbringt, als die erprobten Effette und Sensationen des Pariser Boulevardstudes. In der Darftellung des technisch nicht ungeschickt gemachten, aber im Dialog recht banalen Schauspiels stach von der aufdringlich polternden Art des felbstgefälligen herrn Bente der warme, vornehme Con des herrn Ciller vorteilhaft ab.

Das beliebte tomische Ballet "Robert und Bertrand", von dem foniglich preußischen hofballettmeister M. hoguet (geb. 1792, geft. Berlin, 5. April 1871), das Paul Taglioni (geb. Wien, 12. Janner 1808, geftorben als Ballettdireftor des f. hoftheaters in Berlin, 7. Janner 1884), für das f. t. hoftheater nachft dem Kärntnertore neu bearbeitet und in Szene gesetst bat, gebort nunmehr fünfzig Jahre bem Spielplane ber Wiener hofoper an. Am 8. Dezember 1854 jum ersten Male gegeben, wurde "Robert und Bertrand" im alten hause bis 8. Februar 1869 73mal zur Aufführung gebracht. Im neuen hause ging das Cangpoëm vom 27. Jänner 1873 bis 4. Juni 1898 71mal in Szene. Die Citelrollen des Balletts freierten in Wien Couis Frappart (Bertrand) und Josef Wintler (Robert). Bei ber erften Aufführung des Balletts im neuen hause wurde Robert von Julius Price dargestellt; die Rolle des Bertrand batte Berr Frappart beibehalten. Die Musit gu "Robert und Bertrand" tomponierte der Berliner Ballettmusitdirettor hermann Schmidt (geb. zu Berlin, 5. Marg 1810, gest. baselbst 10. Ottober 1845). W.

Aus Olmut wird uns geschrieben: Die Gefellicaft der Kunftfreunde veranstaltete in zwei Salen der graflich Potulidifden Domherren-Resideng eine Ausstellung von Werten moderner graphischer Kunft, die am 20. Nopember eröffnet.am 4. Dezember geichloffen murde. Der Direttor des mabrifchen Gewerbemufeums in Brunn, herr Julius Ceifching, leitete die Ausstellung mit einem Dortrage über "Moderne graphische Kunst" ein. Die Radierung war durch öfterreichische Künftler, von benen nur Orlit, Schmutger und Unger genannt feien, febr gut vertreten, weniger die lithographische Kunft, bie zumeist burch Reproduttionen nach Bilbern reichsdeutscher und frangofischer Maler reprasentiert war. Als Bild des vaterlandischen Kunfticaffens hat uns daber die Grubjahrsausstellung ber neuesten Werte mabrifcher Maler mehr angesprochen, und es ware wünschenswert, wenn das mabrifche Gewerbemuleum bei fünftigen Ausstellungen im Interesse ber paterländischen Kunftpflege mehr die öfterreichischen Künftler berüdfichtigen wollte.

Prof. Dr. Josef Kachnit.

```
O| Öfterreichische Rundschau, Heft 6. | Redaktionsschluß 3. Dezember 1904. | Rusgegeben 8. Dezember 1904. | O|
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossp. | Derantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
| Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. | O| | | |
| Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. | O|
| O| Derlag: Carl Konegen. | Drud von Christoph Reiher's Söhne, Wien V. | Papter: Schlöglmühl. | O|
| Redaktionsschlüß für Heft 7: 10. Dezember 1904.
```

-pp.

Jum hundertjährigen Geburtstag Lord Beaconsfields.

(21. Dezember 1804.)

Don Ernft v. Plener.

In diesen Cagen werden es hundert Jahre, daß Benjamin Disraeli geboren wurde. Er ist einer der wenigen Männer des vorigen Jahrhunderts, welche auch noch in unserer Gegenwart großes personliches Interesse erweden und beren Catigteit noch lebhaft auf die Politit ihrer Nachfolger herüber wirkt. Er begann als Literat. als Romanschriftsteller, allein vom ersten Buch an hatte das Publikum die Empfindung, daß hier teine bloß literarische Leistung porliege. Er war auch tein Dichter im forretten Sinne des Wortes, er hatte viel Phantasie, aber die Sorm war, namentlich in seinen Anfangswerken, unbeholfen und verworren. 3hm waren seine Romane eigentlich nur Betätigung seiner Persönlichkeit, daher gehen sie fast alle von demselben Vorwurf aus: ein begabter junger Mann, der in die Welt hinaustritt, durch Abenteuer und geistige Krisen hindurchgeht und früher oder später, durch sich selbst oder einen weisen Ratgeber zur Erkenntnis kommt, daß Macht und Einfluß das edelste Lebensziel sind. Das war seine eigene Lebensanschauung, die er als junger Mensch von siebzehn Jahren hatte, die sein langes, reiches Leben erfüllte und ihn auch tatsächlich zu seinen großen Erfolgen führte. Der junge Held ist immer er selbst, der ehrgeizige, willensstarte junge Mann, der um jeden Preis eine Stellung erringen will. Selbst die schwächeren ersten Romane fanden Beifall, das lebhafte Temperament, der stark individualistische Zug, das Hervortreten der Persönlichkeit des Verfassers gefielen dem Publikum, dann reizte seine charakteristische Schilderung einzelner typischer ziquren die Neugierde der Ceser, die immer ganz bestimmte Porträte hervorragender wirklicher Personen zu erkennen glaubten, daher bie ganze Anzahl von Schlüsseln, die zu seinen Romanen herausgegeben wurden, oft ganz unrichtig, die ihnen aber eine sehr wirksame Reklame machten.

Aber in diesen Romanen entwickelte er nicht nur sein eigenes, ehrgeiziges Streben nach Macht und Ruhm, er arbeitete sich daran zugleich eine allgemeine Weltanschauung und Geschichtsphilosophie heraus. Seine jüdische Abstammung war für ihn ein Gegenstand des Stolzes, er konstruierte sich eine Rassentheorie auf dem Gegensat zwischen semitischen und arischen Dölkern und ihrer verschiedenen Religionsund Geistesrichtung. Das Christentum war ihm nur der populäre Ausbau des Judentums, nur die hebräsch-christliche Kirche begreift die wahre Religion: die Liebe zu Gott und zu den Menschen; das kassische heidentum in seiner herz- und

Gsterr. Rundschau I, 7.

Gemütlosigkeit ist unfähig, ein Volk moralisch zu heben oder zu führen. Diese Cehren, die er in seinen Romanen gewöhnlich durch irgendeine mysteriöse jüdische Persönlichkeit, wie Sidonia oder Alron, vortragen ließ, die er später in seiner schönen Biographie von Lord George Bentind theoretisch und historisch begründete, waren eigentlich sein ganzes Leben hindurch seine Weltanschauung. "Die Juden," sagte er, "vertreten das semitische Prinzip, all das, was geistig in unserer Natur ist. Sie sind bie Pfleger der Cradition und die Erhalter des religiösen Elements. Sie sind ein lebendiger und schlagender Beweis gegen die verwerfliche moderne Cehre von der natürlichen Gleichheit aller Menschen." "Wenn wir Juden unter den modernen Revolutionären sehen, so hat dies nur den Grund in der Seindschaft gegen die historische Staatsordnung, unter der sie bedrückt werden. Diese Verfolgung hat die europäische Gesellschaft eines wichtigen tonservativen Elements beraubt und den destruktiven Parteien einen einflufreichen Derbündeten zugeführt." Es ist möglich, daß sich Disraeli diese Dottrin gern deshalb zurechtgelegt hat, um als getaufter Jude über bie Widersprüche seiner eigenen Stellung hinweggutommen, er verwendete sie später als tonservativer Parteiführer, um seinen hochtirchlichen Anhängern mundgerecht 3u sprechen, aber schließlich war das doch nicht deren Dentweise, und wenn er endlich mit anerkennenswerter Anhänglichkeit an seine hertunft die Aufnahme der Juden im Parlament durch Abänderung der Eidesformel durchsette, so hatte er darum doch nicht die alten Englander zu seiner Rassentheorie und mustischen Geschichtsphilosophie betehrt. Aber für ihn schien tein Zweifel zu bestehen. Ich selbst hatte einmal den Eindruck, daß diese Ideen für ihn die Bedeutung und Kraft einer religiösen Aberzeugung hatten. Es war bei einem Diner, einer der Gaste hatte eine Bemertung über die Juden gemacht, worauf Disraeli mit einer gewissen Strenge erwiderte: >we are all Jews<, und dann kurg, aber nachdrucklich seine Ideen über die göttliche Mission des Judentums und seiner notwendigen Voraussetzung für das Chriftentum mit einem solchen Ernft und Aplomb entwidelte, daß niemand in der Gesellschaft den Ernst seiner Aberzeugung in Zweifel ziehen oder gar seine Bemertungen ironisieren mochte.

Ein anderer durchgehender Jug seiner Romane ist sein Interesse an der englissen Aristotratie. Er bekämpft zwar das Venetian government der alten Whigsfamilien, er ist oft voll Spott und Sarkasmus gegen den Hochmut und die Beschränktheit der Privilegierten, aber er kann seine Helden vom großen Adel nicht trennen, das Leben der großen herren, ihre unnahdare Größe, ihr Reichtum, ihre Macht und ihr Einfluß üben einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn. Es war der Ehrgeiz seiner Jugend, diesen Kreisen näher zu kommen, es war der Erfolg seines Lebens, ein Sührer der Aristotratie geworden zu sein. Das tuft hunting, sagt man, ist eine englische Eigentümlichkeit, es kommt aber auch in anderen Ländern vor. Er hatte diese Eitelkeit. Wenn er in den Sechziger- und Siedzigerjahren, wo ich ihn oft sah, in Piccadilly oder St. James' Street spazieren ging, da gab er gewöhnlich einem besonders eleganten und vornehmen jungen

Mann, womöglich dem Sohn eines Herzogs, den Arm, der übrigens seinerseits es ganz als Auszeichnung anzusehen schien, den großen Staatsmann begleiten zu dürsen. Innerlich durchschaute er natürlich alle diese Äußerlichseiten auf ihren wirklichen Wert, wenn er sie auch im täglichen und politischen Ceben als etwas ganz Angenehmes genoß. Wenn er in der überlegenen Stimmung war, dann kehrte er die andere Seite heraus; so sagte er mir einmal nach seiner ersten Ministerpräsidentschaft: I have made dukes and given garters, but I have none. Das war auch nur ein gesteigertes Selbstbewußtsein, der Stolz, durch eigene Kraft die große Stellung erworben zu haben, von der aus er die höchsten Auszeichnungen verteilen konnte, ohne selbst eine solche zu erwerben. Er hielt nicht immer an der Geringschätzung äußerer Ehren, er ließ bekanntlich seine Frau zur Viscounteß erheben und ging schließlich selbst als Earl of Beaconssield ins Oberhaus, was übrigens in England von Walpole und dem ältern Pitt an bis in unsere Zeit als ein ganz normaler Schluß der politischen Läusbahn auch sehr populärer Staatsmänner gegolten hat.

Seine Romane, namentlich seine älteren, sind keine literarischen Kunstwerke, sie stehen weit hinter jenen seiner Zeitgenossen Bulwer, Thaderan und Didens zurück. Die Sprache ist oft nachlässig, der Aufbau der Erzählung oft unklar und verwickelt, die Konversation abwechselnd spannend und breitspurig, die Beschreibungen oft übertrieben, manchmal sogar grotesk. Am besten gelangen ihm die politischen Schilderungen und deshalb ist auch meines Erachtens "Coningshy" sein bester Roman. Dies ist ein eminent politischer Roman, nicht ein Roman politischer Spekulation, sondern eine lebendige Schilderung des wirklichen englischen politischen Lebens, seiner parlamentarischen Intriguen, des großen Umschwungs in den Ideen der neuen Generation, der Cage der arbeitenden Klassen und zugleich eine sehr anziehende Geschichte seines jungen helden.

So wie er es in seinen Jugendschriften angekündigt hatte, daß die Politik das richtige Seld für die Entfaltung seiner Calente sei, so betrat er diesen Boden auch, sobald er nur konnte. Im Anfang ohne Freunde, mit geringen Geldmitteln, kandidierte er zunächst mit einem radikalen Programm. Es ist ihm bekanntlich immer porgeworsen worden, daß er als Radikaler begonnen und dann, um Karriere zu machen, sich auf die konservative Seite gewendet habe. Außerlich trifft der Vorwurf zu, namentlich was seine beiden ersten fruchtlosen Kandidaturen betrifft, sowie bezüglich seines Programmes (kurze Parlamente, Kritik des bisherigen oligarchischen Regimes), als bezüglich der Elemente, die ihn unterstützten. Wenn man näher zusseht, so steden selbst in seinen Jugendreden deutlich konservative Gedanken und ebenso sindet sich in seinen späteren konservativen Reden ein volkstümlicher Einschlag. Es war nicht bloß Windsahnenpolitik, und schließlich ist der Vorwurf des Schwankens Peel und Gladstone in viel stärkerem Maße zu machen, deren Gesinnungstüchtigkeit viel weniger angesochten wurde als jene Disraelis. Um unparteisch namentlich sein erstes politisches Auftreten zu beurteilen, muß man sich ins Gedächtnis rusen,

daß gerade zu jener Zeit eine große Garung der Geister herrschte, und neue Ideen in Sluß waren. Die alten Parteigruppierungen hatten durch die napoleonischen Kriege und dann durch die Reformbill ihren hergebrachten Inhalt verloren und neue Prinzipien traten auf den Plan. Da waren in erster Linie die Reformer der Benthamschen Schule. Ihre Grundanschauung gehörte eigentlich der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts an, rationalistisch, utilitarisch, Geringschätzung der historischen Tradition, Gegnerschaft gegen die alten Monarchien und die Aristotratie, größt= mögliche Wohlfahrt der Massen, wirksame Derwaltung und Rechtspflege, Beseitigung der alten Mißbräuche und Privilegien. Diese Schule war für England von der größten Bedeutung, sie hat tatsächlich das alte England des XVIII. Jahrhunderts umgestaltet, die neue Verwaltung, Justizreform und großenteils auch die Wahlreform gelchaffen. Aber dieler Utilitarismus hatte etwas unendlich Nüchternes, er war revolutionär und demokratisch in seinem Inhalt, er wurde aber nicht mit revolutionärem Schwung oder populärem Pathos vorgebracht, so dak er einem Ceil der Jugend unsympathisch war. An diesem Gegensake bildeten sich die verschiebenen anderen reformatorischen Strömungen, die Christian socialists, die tractarians und zulett die Gruppe von Jung-England, der Disraeli zustrebte. Es war ein etwas unklares Ideal von der Erhaltung der stolzen alten Tradition und beren Einklang mit den großen sozialpolitischen Aufgaben der neuen Zeit. Das war die Gruppe der radikalen Tories, zum Unterschiede von den Philosophical Radicals. Es war eine Scheidung, wie jest in Frankreich, in Nationalisten und Intellettuelle, patriotic, not cosmopolitan, wie Disraeli selbst gern sagte. "Die Königin von England," sagte er in einer Rede, "herrscht über zwei Nationen, die Armen und die Reichen. Die Klassen haben sich gegeneinander gestellt. In den Industriebezirken gibt es keine Gesellschaft mehr, nur ein Aggregat. Die alte Verfassung erteilte einem Leinen Ceile der Nation politische Rechte, aber unter der Bedingung, daß diese Klasse die bürgerlichen Rechte der Massen wahre. Die großen Pflichten gaben eine große Stellung. Seitdem (seit der Verwaltungsreform der Dreikigerjahre) ist an Stelle der alten Ehrenämter die Organisation einer neuen Klasse getreten, die keine Pflichten des Besitzes kennt und in der Derwaltung kein anderes Ziel kennt, als Sparsamkeit in den lokalen Ausgaben und Aushilfen seitens ber Regierung. Ich sehe kein anderes heilmittel gegen den Klassenkampf und Glaubenszwiespalt als die ernste Rudtehr zu einem System der Untertantreue und der Chrfurcht, der volkstümlichen Rechte und der sozialen Sympathien." Es war eine unklare Romantik in diesen Ideen, die gegen die unerbitkliche Entwicklung der neuen industriellen Gesellschaft schwach und aussichtslos schien, aber doch lag in ihr die Möglichkeit, die konservative Partei zu beleben. Der alte Ruf the church and constitution verfing nicht mehr, die Alliang der neuen Raditalen, der Freihändler und der alten Whigs war so mächtig, daß die Konservativen, wenn sie nur das landed interest vertreten wollten, auf die Dauer teine regierungsfähige Partei geblieben wären, und gerade diese Durchdringung mit neuen Ideen erhielt ihre

Zukunft und machte es möglich, daß sie bie Sabrikgesehung und noch zu Ende des XIX. Jahrhunderts die großen Verwaltungsreformen durchbringen konnten.

Wenn Disraeli als denkender Politiker nach einer politischen Gesamtanschauung strebte, die über die hergebrachte Parteischablone hinausging, und wenn er auch tlar erkannte, daß der wertvolle Inhalt der politischen Catiakeit sich nicht in kleinen taktischen und rednerischen Erfolgen erschöpft, so mußte er doch zur praktischen parlamentarischen Betätigung ben gangen mühsamen Weg bes Anfangers gurudlegen. Als es ihm endlich, bei der fünften Wahlbewerbung, gelungen war einen Sit 3u erobern, so galt es zunächst das Ohr des hauses zu gewinnen. Sein erstes Auftreten war bekanntlich ein entsetzlicher Migerfolg. In lächerlich auffallender Kleidung und haartracht, mit dem Ruf eines literarischen und politischen Abenteurers, versuchte er mit einer schneidigen Rede die Aufmerksamkeit des hauses auf sich zu lenken und wurde einfach ausgelacht. Das hohngelächter schüchterte ihn nicht ein. "Die Zeit wird kommen, wo Sie mich anhören werden." Und sie kam bald genug. Er sprach häufig, manchmal sachlich, manchmal parador, aber das haus gewöhnte sich allmählich an den Redner, seine volkstumlichen Sympathien brachte er in einer Rede über die Chartisten zum Ausdruck. Er tam vorwärts, aber das langsame Aufrücken in orthodoger Parteitreue war gegen sein ungeduldiges und unbotmäßes Naturell. Junge, selbstbewufte Abgeordnete vertragen es nicht, gleich mit dem Croft der Partei behandelt zu werden. Ist einmal die Eitelkeit verlett, so wird man sehr kritisch und, da man die eigenen Sührer gewöhnlich weit besser und genauer kennt, als die Eigenschaften der fernerstehenden Gegner, so entladet sich der Unmut über Jurudsehung sehr gern gegen die eigene Sührung, und die Kritit aus dem Schofe der Partei macht mehr Aufsehen als die berufsmäßigen Angriffe der Gegenpartei. Nun lag im Charatter und der Haltung des Chefs der konservativen Partei, Sir Robert Peels, ein innerlicher Gegensatz zum Wesen Disraelis. hier der auf der höhe angelangte, berühmte, bewunderte Staatsmann, talt, stolz, mit einem riesigen positiven Wissen, schwungloser Beredsamkeit, musterhafter Korrektheit, auf der andern Seite der unruhige, leidenschaftliche, phantaftische jüngere Mann, dem die guten Seiten Peels abgingen, der dafür Temperament und andere Eigenschaften und Ideen besaft, für die Peel weder Verständnis noch Anerkennung hatte. Der Kontrast war zu groß, als daß er nicht zu einem Bruch führen mußte. Schon in irischen und auswärtigen Fragen begann Disraeli gegen seinen Parteichef zu fronbieren, als aber Peel in der großen Frage der Korngölle schrittweise den alten Tornstandpunkt verließ, da griff Disraeli die Sache der Grundbesiker auf. Aus der keden Meuterei eines undisziplinierten Parteimitglieds wurde durch die Bedeutung der Sache und die großen Interessen, die auf dem Spiele standen, eine ernste politische Spaltung der Regierungspartei. Er hatte schon bei der ersten Ermäßigung der Kornzölle Peel aufs heftigste angegriffen, ihm den Widerspruch gegen seine frühere haltung und gegen die Grundsage, auf deren Grundlage er die Regierung übernommen hatte, vorgeworfen. Nach einer turzen Ministerkrisis

fündigte Peel in der nächsten Session (1846) die gangliche Aufhebung der Korngölle als das Ziel der handelspolitik der Regierung an. Das haus war überrascht und die alten Schutzöllner fanden das Wort nicht zur Abwehr. Da sprang Disraeli plöglich ein mit einer leidenschaftlichen Attacke gegen den Minister, dem er Wortbruch, Seigheit, Demoralisation, Herabsetzung des öffentlichen Geistes und des politischen Anstandes vorwarf, der nie eine eigene Idee gehabt und in seiner sublime mediocrity sich hinterher noch des Gesinnungswechsels rühme. Der parlamentarische Erfolg dieser großen Improvisation war außerordentlich, Disraeli hatte schonungslos und schneidig all das ausgesprochen, was die grundbesikenden Mitglieder, die Candedelleute seit langem gegen Deel auf bem Herzen hatten. In dem Moment hatte er sich zu ihrem Sührer aufgeschwungen und aus dem parlamentarischen Candstnecht war plöglich das haupt einer großen und mächtigen Gruppe geworden. Es war tein bloger Eintagserfolg, die Dissidenten organisierten sich und Disraeli stellte mit kluger Bescheidenheit Lord George Bentind formell an die Spike der neuen Partei, einen vornehmen Aristokraten (Sohn des herzogs von Portland), einen populären Sportsmann von nicht geringem Talent und angesehenem Charatter, der übrigens an heftigkeit und Rücksichtslosigkeit die Angriffe Disraelis in der nächsten Solgezeit womöglich noch überbot. Disraeli hat ihm später ein prächtiges biographisches Dentmal gesetzt in einem Buch, das ein Muster einer politischen Biographie ist, seine besten Gedanken und zugleich eine meisterhafte Charakteristik ber Zeit und babei eine gerechte, selbst anerkennende Würdigung seines großen begners, Peel, allerdings nach beffen Tode, enthält. Freilich in dem fortgefetten parlamentarischen Kampfe gegen ihn war noch lange nichts von jener objektiven Kritik zu bemerken. Alle Waffen des Sarkasmus und der persönlichen Invektive schwang er gegen Peel, dem er in der gehässigsten Weise vorwarf, daß er den Sturz, ja selbst den Cod seines früheren Chefs, George Canning, auf dem Gewissen habe. Die Gegner Peels, denen sich aus parteipolitischen Gründen die Liberalen gugesellten, brachten ihn an der hand eines irischen Ausnahmsgesetzes auch richtig zu Sall. Disraeli hatte gesiegt, aber die Art seines Kampfes wirft einen dauernden Schatten auf sein Charafterbild.

Das neue liberale Ministerium war nicht stark, Disraeli machte Opposition ohne große heftigkeit, griff die schwächliche haltung der Regierung in der Frage der katholischen Bischoftitel an, brachte mehr zur Wahrung des Parteistandpunktes als aus eigenem Drang einen Antrag über den Notstand der Candwirtschaft ein und ließ das Kabinett an seinem inneren Zwiespalt zwischen Palmerston und Russell sich selbst auflösen. Der Königin blied nichts übrig, als ein konservatives Ministerium mit Cord Derby zu bilden, in das Disraeli als Schahkanzler und Sührer des Unterhauses eintrat (1852). So hatte er endlich erreicht, was er wollte, aber es war keine machtvolle Stellung, die er errungen hatte. Auch das neue Kabinett war schwach und innerlich gespalten. Cord Derby hätte gern die Kornzölle wieder hergestellt, Disraeli war zu klug dazu. Es war ihm klar, daß die Entscheidung darüber, im

Jahre 1846, eine endgültige war, und daß die große öffentliche Meinung nicht mehr darauf zurücktommen wollte. Er legte sofort ein nüchternes und annehmbares Budget vor, das allgemein befriedigte. Aber seine Kollegen und die protektionistische Gruppe waren damit nicht zufrieden, sie plankelten immer weiter mit Retriminationen und Propotationen; Disraeli ließ sich unzweifelhaft von dieser Stimmung der Partei beeinflussen, als er sein zweites Budget mit einem deutlich agrarischen Einschlag (Ermäßigung der Malzsteuer, Einkommensteuerbegünstigungen der Landwirte, Erhöhung der Gebäudesteuer) vorlegte. Der Eindruck war nicht vorteils haft, die Debatte brachte heftige Angriffe, die Disraeli mit seiner früheren Schärfe und persönlichen Invettiven nicht sehr glücklich abwehrte. Da erhob sich unmittelbar vor der Abstimmung Gladstone, der treue Anhänger Peels, zerriß in einer glanzenden Rebe den Sinanzplan Disraelis und brachte ihn und damit auch das Ministerium zu Sall. Ex ossibus ultor. Don diesem Tage an begann der politische Zweitampf zwischen Gladstone und Disraeli, der mehr als ein Vierteliahrhundert der parlamentarischen Geschichte Englands ausfüllte. Beide waren dominante Naturen, innerlich aber grundverschieden. Gladstone impulsiv, strengreligiös, der ganatiter seiner jeweiligen Aberzeugung, keinen Widerspruch vertragend, ein Redner mit dem schonungsvollsten, binreikenosten Dathos, im Drivatleben von einer sonst gesuchten Schlichtheit und puritanischer Einfachheit; Disraeli hatte den fühleren Kopf, mehr politische Berechnung, er ließ sich nicht so leicht von einer neuen politischen Welle forttragen, für äußeren Glanz und Ehren war er viel empfänglicher.

Das Koalitionsministerium Aberdeen trieb in den Krimtrieg, Disraeli als Oppositionsführer unterstützte alle militärischen und finanziellen Sorderungen der Regierung, um dem Staat in Kriegszeiten keine Verlegenheiten zu bereiten. Auch als Palmerston die Regierung übernahm, hielt sich die Opposition ziemlich ruhig, bis dieser nach dem Attentat Orsinis auf Napoleon III., ganz im Widerspruch mit seiner früheren nationalenglischen Haltung, dem Kaiser zuliebe, ein Fremdenpolizeigesetz gegen fremde Verschwörer einbrachte, das allgemeinen Widerspruch erregte. Palmerston fiel und die Konservativen kamen wieder ans Ruder, allerdings ohne ausreichende Majorität.

Diesmal wollte Disraeli seine Ministerschaft etwas mehr politisch markieren. Die Wahlresorm lag in der Luft; wenn auch keine große populäre Agitation im Gange war, so konnte Lord John jeden Augenblid einen Resolutionsantrag einbringen, den das haus nicht ablehnen würde. Bright, von seiner Krankheit wieder hergestellt, hielt bereits außerparlamentarische Reden für eine Erweiterung des Stimmrechts. Disraeli war entschossen, diesen Bewegungen zuvorzukommen und selbst eine Wahlresorm einzubringen. Er sand nicht viel Begeisterung dafür bei seinen Kollegen, von denen zwei sogar deshalb aus dem Kabinett ausschieden, legte aber schließlich doch eine Resormbill vor, welche nicht einmal die bescheidenen Erwartungen der gemäßigten Resormer befriedigte. Der hauptinhalt des Entwurfes war die Ausdehnung des städtischen Zensus (10 Pfund Sterling jährlicher Mietwert)

auf die Grafschaften. Neben dem bisherigen Zensus wurde ein gewisses Staatspensionse, Staatsschuldene oder Sparkasseneneinkommen auch als Wahlrechtsqualifikation erklärt. Er wollte durch diese "laterale" Ausdehnung des Wahlrechts die obere Schichte der arbeitenden Klasse heranziehen. Damals verwahrte er sich aufs entschiedenste gegen eine allgemeine household democracy, die gerade den Charakter der Resormakte von 1867 ausmacht. Sein Entwurf befriedigte niemanden und wurde ziemlich rasch abgetan. Die Regierung löste auf, die Wahlen vollzogen sich gerade während des italienischen Krieges, das Interesse an inneren Fragen war zurückgetreten, das neue haus hatte eine oppositionelle Mehrheit, die auch sofort das Ministerium durch ein Mistrauensvotum stürzte.

Lord Palmerston war wieder Premier, so energisch seine auswärtige Politik oft war, in inneren Angelegenheiten wollte er Ruhe haben. Er ließ zwar Lord John Russell eine ziemlich unbedeutende Vorlage einbringen (1860), die unter allgemeiner Teilnahmslofigkeit wieder zurückgezogen wurde. Disraeli griff Palmerston niemals vehement an, er beantragte zwar ein Tadelsvotum gegen ihn, wegen seiner haltung in der dänischen Frage, aber ohne große heftigkeit; Palmerston binwiederum behandelte ihn stets mit einer gewissen Geringschätzung. Der Cod Palmerstons hob die von ihm dem Cande und dem Parlament auferlegte Ruhe auf. Die Neuwahlen hatten die Wahlreform wieder in den Vordergrund gestellt und Gladstone brachte im Namen des Ministeriums Russell 1866 eine neue Bill ein, die aber auch nur einen schwächlichen Inhalt hatte. Der Zensus in den Grafschaften sollte von 50 auf 15 Pfund Sterling, in den Städten von 10 auf 7 Pfund Sterling wirklichen Mietwert herabgesett werden; er berechnete eine Dermehrung ber Wählerzahl von 400.000, wovon die hälfte Arbeiter. Disraeli bekämpfte die Bill, kam aber dabei nicht über Allgemeinheiten hinaus, warnte vor der Ameritanisierung Englands; der eigentliche prinzipielle Gegner war Lowe, der damals zu einem der ersten Redner aufrückte. Ein Teil der Liberalen opponierte auch, er sette ein Amendement durch (steuerbarer Wert statt wirklicher Mietwert), worauf das Ministerium resignierte.

Die Konservativen kamen wieder und diesmal mußten sie mit der Wahlresorm Ernst machen. Eine große Agitation begann sich im Land zu entwickeln, es kam zu ernsten Unruhen im Hyde-Park und im Sebruar 1867 kündigte die Regierung ihren Entschluß an, hand an die Wahlresorm zu legen. Disraeli schlug einen neuen Modus der Behandlung vor; alle letzten Resormbills seien gescheitert, weil die beiden großen Parteien nicht vorher über die Grundprinzipien der Resorm einig geworden waren. Darum empsehle es sich, erst eine Anzahl prinzipieller Resolutionen vorzulegen und zu beschließen, die Ausarbeitung des Gesehentwurfes sei dann eine reine Sormalität. Diese ungewöhnliche Sorm hatte er gewählt, weil er überhaupt der Mehrzahl des Hauses nicht sicher war und darum die Derantwortung auf das Parlament selbst überwälzen wollte. Damit gab er aber vom ersten Moment die Sührung der Sache aus der hand und konnte sie auch tatsächlich troß

aller späteren Wendungen seiner haltung nicht mehr zurudgewinnen. Die Resolutionen enthielten neben einigen politischen Gemeinpläten das Pringip der Cotalsteuerleistung als allgemeine Wahlqualifikation und ein Pluralvotum für gewisse qualifizierte Zensuswähler. Ihre Aufnahme war die denkbar ungunstigste. Disraeli tonnte sie nicht über eine Sitzung aufrechterhalten und versprach nun einen Gesetzentwurf vorzulegen, von da beginnt ein Rudzug nach dem anderen. Dazu tam die tlägliche Uneinigkeit der Minister untereinander. Durch eine Indistretion eines Ministers kamen die wenig erbaulichen Szenen im Schofe des Kabinetts zur allgemeinen Kenntnis. Es waren zur Auswahl zwei Entwürfe vorbereitet worden, der eine, raditaler, enthielt household suffrage, gemäßigt durch Pluralvotum, der andere Zensuswahlen mit Herabsetung des Steuerwertes auf 6 Pfund Sterling. Lord Cranbourne, Lord Carnarvon und General Peel machten plöglich Opposition, eine Bill mußte aber eingebracht werden, und zwar mußte man sich binnen gehn Minuten entscheiden, da eine halbe Stunde später Lord Derby in einer Parteipersammlung über die haltung der Regierung sprechen mußte. Da griff man zu der zweiten, zahmeren Bill. Sie hatte aber sofort den Namen der Zehnminutenbill erhalten und verschwand unter dem hohngelächter der Opposition. Die drei Gegner der Wahlreform traten aus dem Ministerium und nun 30g Disraeli den andern weitergehenden Entwurf aus der Schublade und brachte ihn als neueste Regierungsvorlage ein. Sie enthielt keinen nominellen Zensus mehr, verlangte aber personliche Jahlung der Lotalsteuern und stellte daneben eine Anzahl von Qualifikationen wie ein gewisses Ausmaß von staatlicher Steuerleistung, akademische Grade u. a. auf. welche dem Wähler eine zweite Stimme gewähren sollten. Alle diese Kautelen wie auch die Ausübung des Wahlrechts durch Vollmacht und die zweijährige Ansässigkeit wurden im Caufe der Spezialdebatte abgelehnt. Gladstone hatte Disraeli die Sührung qang aus der hand genommen und dieser erklärte gewöhnlich nach einem gewissen Widerstand, daß er sich schließlich fügen wolle. Der heftigste Kampf tobte um den sogenannten compound householder, fleine Mieter, die bisher nicht selbständig zu den Sofalsteuern eingeschätt waren und für die der hausbesiter in einer Abfindungssumme die Steuer mit einem Abschlag entrichtete, natürlich nicht ohne sie im Mietzins sich wieder hereinzubringen. Disraeli bestand lange auf der personlichen Steuerzahlung, selbst Gladstone wollte die unterste Stufe der kleinen Mieter ausschließen, da kam plöglich eine Gruppe von Abgeordneten im tea-room des Unterhauses auf die Idee, die ganze umstrittene Frage durch Abschaffung der compound householders zu lösen, indem auch diese in das Steuerregister eingetragen werden sollten, selbst wenn sie selbst dirett die Steuer nicht entrichten. Das haus war in dieser verwidelten Frage ohne rechte Sührung und, um einmal mit der Sache fertig zu werden, nahm es diesen neuen Vorschlag an, der tatsächlich das household suffrage einführte, zugleich wurde noch ein Stimmrecht der Zimmermieter (bis 10 Pfund Sterling) eingefügt. Disraeli machte gute Miene zum bosen Spiel, er wollte zu seiner Rechtfertigung noch behaupten, daß er schon 1859 im Schoße der Regierung für das

allgemeine household suffrage eingetreten sei und mußte sich eine sehr unangenehme Widerlegung seiner Behauptung durch Cord Carnarvon gefallen lassen. Später entschuldigte er seine schwankende haltung damit, daß er seine Partei habe schrittweise "erziehen" mussen. Er war sich zu Beginn der Aktion über seinen eigenen Plan nicht klar, und als die weitgehende Reform beschlossen war, ebensowenig klar über ihre spätere Bedeutung, er schmeichelte sich und seinen Anhangern mit der Erwartung einer neuen, großen konservativen Arbeiterassoziation, was sich nur in sehr beschränktem Umfange verwirklichte. Gang klar konnte niemand die Wirkungen ber Wahlreform voraussehen, es war, wie Lord Derby sagte, ein "Sprung ins Dunkle". Die Arbeiter, wegen beren eigentlich die ganze Aktion geführt worden war, zogen unmittelbar als soziale Klasse nicht den erhofften Vorteil. Die große Vermehrung der Wähler um mehr als eine Million tam eigentlich in den Städten in erster Linie den sogenannten kleinen Leuten zu gute, es war ein Schritt zur Demokratisierung, aber nicht zur Vertretung der spezifischen Arbeiterinteressen. Aber eine Umgestaltung trat alsbald ein. die Einführung des amerikanischen Kaukussnstems in die politische und Parteiorganisation. Statt der früheren persönlichen Begiehungen gwischen Abgeordneten und Wählern trat die streng disziplinierte Parteiorganisation mit ihrer hierardischen Gliederung und strengen Ausschlieklichteit. Machinery statt individuality, wie der geistreiche E. Courtenen sagte.

Einen bleibenden Erfolg hatte das Ministerium durch die Zusammenfassung der einzelnen kanadischen Staaten zu einem großen Bundesstaat mit Repräsentativssischem und fast selbständiger Autonomie, und legte so den Grund zu dem heute so blühenden Gemeinwesen des Dominion of Canada, wie denn überhaupt diese Partei immer in äußeren Fragen mehr Geschick und Glück hatte, als in inneren Reformfragen. Die fenische Bewegung schien einen Augenblick der Regierung große Verlegenheiten zu bereiten, sie wurde ihrer aber bald Herr.

Cord Derby wurde alt, er war immer ein temperamentvoller brillanter Cory gewesen und fand es unter seiner Würde, sich mit Spikssindigkeiten in die neue Situation hineinzusinden. Er gab anfangs 1868 seine Entlassung und es war begreislich, daß die Königin Disraeli zu seinem Nachfolger ernannte. Nun stand er auf der höchsten Stelle, die sein Ehrgeiz immer angestrebt hatte, allein eine wirkliche Machtfülle, die Kraft, souverän die Politik seines Candes zu bestimmen, hatte er nicht erreicht. Die Regierung hatte keine eigentliche Majorität im Unterhaus und dann war er trotz seiner Sührerschaft und trotz seiner mannigsachen Erfolge persönlich doch noch nicht von der öffentlichen Meinung als der normale Premierminister Englands voll rezipiert. Es war ein Rest des alten Mißtrauens, des Zweisels an seinem Ernst zurückgeblieben, selbst in der Partei hatte man gerade nach seiner widerspruchsvollen haltung in der Wahlresorm kein volles Vertrauen zu ihm, man wußte nicht recht, wohin er führen werde. In der größeren Öffentlichkeit galt er als Rätsel. Man rief sich seine frühern phantastischen Ideen zurück, man kannte seinen maßlosen Ehrgeiz, für viele war er kein sase man. Ich kam gerade in jenen

Jahren nach England und erinnere mich, daß über seine Persönlichkeit und seinen Charatter die widersprechendsten Urteile zu hören waren. Die einen hielten ihn für ein politisches Genie, die andern mit Carlyle (in dessen Shooting Niagara) für einen grundsahlosen Gaukler und frivolen Streber, die alten Cories haßten ihn, Lord Cranbourne (ber spätere Lord Salisbury und als solcher später wieder sein Kollege) griff ihn mit derselben gehässigen Seindseligkeit an, wie er es mit Peel getan hatte, aber das Gros der Partei hielt zu ihm, er war schließlich doch ein gewandter Sührer, der die neue Zeit verstand, er hatte die Partei mehr als einmal trog numerischer Minderheit zur Stellung einer regierenden Partei gebracht. Dabei war sein Derhältnis zur Partei doch niemals ein intimes, er teilte nicht ihre Gefühle und Vorurteile, er war ihr geschickter Wortführer, aber nicht von ihrem Sleisch und Blut. Walter Bagehot, einer der geistreichsten Publizisten jener Zeit, verglich ihn mit einem Elefantentreiber, der vermöge seiner Geschicklichkeit und Klugheit die Gewohnheiten und Instinkte des großen Tieres zu seinem Nuken und für seine Zwecke leitet, es aber dabei vor jeder Gefahr und zugleich vor jedem Ausbruch des eigenen heftigen Naturells bewahrt. Sein Ziel war der Erfolg, aber es war meistens sein Erfolg, nicht immer der ihre. Im großen Publikum hatte er viele Anhänger, nicht so sehr aus politischen Gründen, als aus jener guten englischen Eigenschaft, welche ben mutigen Kämpfer als solchen bewundert, welche den großen Erfolg gern jenem gönnt, der gegen alle widrigen Chancen, von unten herauf, durch eigene Kraft, durch Ausdauer und Jähigkeit, durch unerschütterliches Selbstvertrauen und fortwährendes Einsehen seiner Person endlich das Ziel erreicht. Darum war Dizzy, wie man ihn spöttisch nannte, populär und als er zum ersten Male als Premier zur Parlamentssigung ging, umtoste ihn der Beifall der Bevolkerung und zuletzt auch des hauses.

Ich habe ihn in jener Zeit oft sprechen gehört. Er hatte allerdings nicht die Silberstimme und die bezaubernde Beredsamkeit Gladstones, aber die hatte überhaupt niemand. Sein Organ war troden, aber fräftig, er hatte gang die haltung und Entschiedenheit des großen politischen Redners, der die Bedeutung tennt, die seine Worte haben. Seine Geste war in der Regel makvoll; wenn er in Affekt geriet, ballte er sein Taschentuch in der hand zusammen und warf es zuletzt auf ben großen Tisch des Speakers, der ihn von seinem Gegner trennte. Er war der erfahrene und gewandte Debatter, Ironie und Sartasmus waren seine besten Waffen. In der Exposition war er meistens klar, seine Detailkenntnisse waren nicht so gründlich, wie die seines Rivalen, der sein ungeheueres Wissen immer parat hatte. Er gebrauchte oft bombastische Wendungen, ich war gegenwärtig, als er den Abschluß der abyssinischen Expedition mit den Worten feierte: "Lord Napier (der kommandierende General) führte die Elefanten von Indien mit der Artillerie Europas durch die Passe Afrikas, welche die Trapper von Kanada erstaunt und die Jäger der Alpen erschreckt hatten", was fast allgemeine heiterkeit hervorrief. Aber manchmal fand er am Schlusse prächtige Sätze; später einmal, als Gladstone nach seiner irischen Kirchen- und Candbill einen lokalen Ausnahmszustand für einen

Teil Irlands verlangte: »You have condoned high treason, destroyed the church, shaken the foundations of property, and yet you cannot govern a county.« Als Sinanzminister war er geschiedter, als man erwartet hatte, allein er war kein Meister und kein Liebhaber der technischen Details und nannte einmal das ingeniöse selbstätige Tilgungsspstem der Postsparkassen the hocuspocus of terminable annuities. Die bloße Sparsamkeit schien ihm für einen englischen Schatztanzler ein zu kleinlicher Zug: I cannot pretend to secure a cheap government for Great-Britain.

Er hatte damals ein Haus in Parl Lane und lebte verhältnismäßig einfach, seine Verhältnisse hatten sich durch eine Erbschaft und seine heirat wesentlich gebessert. Seine Frau war um 15 Jahre älter als er, sie war voll aufopfernder Liebe und Sorgfalt für ihn, von ihrer rührenden hingebung für ihn sind einige Züge weltbekannt geworden. Er vergalt ihr dies durch eine immer gleiche Gute und Dankbarkeit, er war voll gärtlicher Rudfichten für sie; wenn sie an seiner Seite in der Welt erschien, alt, ungraziös, vorlaut, geschmacklos geputzt, den Spott der Boshaften erregend, so behandelte er sie demonstrativ mit dem größten Respekt und ausgesuchter Aufmerksamkeit und machte ihr schließlich doch eine gewisse Stellung in der Gesellschaft. Sür jüngere Ceute war er, was auch ein hübscher Zug ist, immer freundlich und liebenswürdig, ich erfreute mich seines Wohlwollens, er sprach öfters über Politik mit mir, was ich als eine große Auszeichnung ansah, er ergählte mir von seinen Begiehungen gum alten Sursten Metternich, den er auf dem Johannisberg besucht hatte. Dann ploglich nahm sein Gesicht wieder den Sphingausdruck an, er hüllte sich in Schweigen oder sagte irgend ein Paradox in orakelhaftem Con.

Die Liberalen hatten die Wahlreform durchgesett, sie hatten gesiegt, aber der Preis des Sieges stand noch aus. Der Kampf gegen die Konservativen mußte weiter geführt werden bis zu ihrer formellen Niederlage. Ein irischer Abgeordneter brachte das schreiende Unrecht des Bestandes einer englischen Staatskirche in Irland zur Sprache. Gladstone griff in seiner impulsiven Art die Sache sofort auf und brachte drei Resolutionen ein, in welchen die Aufhebung dieser Staatstirche ausgesprochen murde. Die Regierung mar in großer Derlegenheit, die alte, streng tonservative, protestantische Partei wollte von einer Aufhebung überhaupt nichts wissen, eine kleine gemäßigte, mit den Derhältnissen des Candes wohlvertraute Gruppe gab die Unhaltbarkeit des bestehenden Justandes zu, neigte aber zu einer gleich= mäßigen staatlichen Subventionierung aller kirchlichen Genossenschaften in Irland, also auch der katholischen und presbyterianischen Kirche. Ich war immer der Meinung, daß dies der richtige Weg gewesen ware. Disraeli konnte sich zu keiner entschiedenen haltung entschließen. Er ließ das Ministerium eine Gegenresolution einbringen, welche die Aufhebung im Pringip zugestand, aber die Regelung der Frage bem nächsten Parlament vorbehalten wollte. Damit hatte Gladstone erst recht Oberwasser, er griff die Regierung mit einer gangen Breitseite von Argumenten

an. Disraeli antwortete sehr heftig, ließ sich in der hige des Gefechtes von jenem vermittelnden Standpunkt abdrängen und verteidigte die irische Staatskirche mit einem leidenschaftlichen Appell an den englischen Protestantismus, mit der Warnung por römischen Abergriffen und den alten orangistischen Schlagworten. Die Wirkung blieb aus, Gladstone siegte mit einer großen Majorität und Disraeli beschloß die Auflösung des hauses. Die Neuwahlen auf Grund des neuen Wahlgesetzes brachten noch teine besonderen demotratischen Aberraschungen, sie waren vielmehr auf eine fast persönliche grage gestellt. Soll Disraeli bleiben ober soll Gladstone barantommen? Gladstone war in den letten zwei Jahren tatsächlich der Suhrer des hauses gewesen, er bestimmte die neue Richtung und die große Mehrheit der Wähler gab wie bei einem Plebiszit ihre Stimmen formell für die liberale Partei, tatsächlich für Gladstone ab. Disraeli wartete das Zusammentreten des neuen Hauses gar nicht ab und gab sofort seine Demission; das war vielleicht die erste neue politische Wirtung der Reformbill, daß die Entscheidung der Frage, wer Ministerpräsident sein soll, nicht mehr durch ein parlamentarisches Votum, sondern durch die Stimmen der Wähler erfolgte.

Gladstone, der das Baumfällen bekanntlich als Sport betrieb, sagte, der irische Upasbaum hat drei Aste, die abgehauen werden mussen, die Kirche, die Candfrage und die Universitätsfrage. Die beiden ersten fielen in der Cat sehr rasch. Der Reformeifer hielt an, englische Volksschulreform, Abschaffung des Stellenkaufs in der Armee, geheime Abstimmung bei Parlamentswahlen, Zulassung der Dissenter zu den akademiichen Graden folgten rasch aufeinander. Die konservative Opposition war anfangs etwas eingeschüchtert. Disraeli benütte diese Zeit der verhältnismäßigen politischen Untätigkeit, um nach langen Jahren wieber einmal einen Roman zu schreiben. "Cothair" tnupfte an die Konversion des Cord Bute an, enthielt wieder eine Schilberung der englischen Aristofratie, der aber diesmal mit einer fast wehmütigen Ironie der Vorwurf nicht geschenkt wurde, daß sie hinter der neuen Zeit zurückgeblieben sei. Das Buch hatte einen riesigen Erfolg, mehr als wegen seines Inhalts wegen der Person des Verfassers und der darin gezeichneten Persönlichkeiten. In der Politik begannen die Zeichen eines Umschwungs, die öffentliche Meinung war durch die unruhige Politit Gladstones nervös geworden, das Zurüdweichen Englands in der Schwarzen Meer- und Alabamafrage verstimmte, die zunehmende Gärung in Irland bewies die Erfolglosigkeit der Gladstoneschen Politik, so daß Disraeli 1873 wieder einen Vorstof wagen konnte. Er hielt eine gange Reihe agitatorischer Reden im Lande, und als Gladstone seine irische Universitätsvorlage einbrachte, konnte die Abrechnung beginnen. Der Gesehentwurf befriedigte teine Partei und Disraeli konnte wieder einmal einen von Dorwürfen und sartastischer Kritit strokenden Kampfangriff machen. Gladstone blieb in der Minderheit, demissionierte, Disraeli aber, der nicht noch einmal Ministerpräsident ohne wirkliche Majorität werden wollte, lehnte ab, zwang badurch Glabstone, die Regierung mit erschüttertem Prestige wieder zu übernehmen. Er hatte gang richtig gerechnet, die liberale Ara war überwunden, "die Dulkane waren explodiert", und als Gladstone im darauf folgendem Jahre auflöste, ergaben die Neuwahlen eine konservative Majorität von fünfzig Stimmen und Disraeli übernahm die Regierung.

Jett, in seinem siebzigsten Jahre, hatte er erst die Stellung, die er immer anstrebte, wirkliche Macht und unbestrittenes Ansehen. Don diesem Moment an stand er auf einem neuen, höheren Niveau, nicht mehr der kämpfende Parteiführer, der sich mühlam hinaufarbeitet, nein, der anerkannte Staatsmann von großer europäischer Autorität. Und wie das zu geschehen pflegt, von diesem günstigen Moment an hatte er auch Glück. Das erste glückliche Ereignis war der Rückritt Gladstones von der Leitung der liberalen Partei, das erleichterte ihm die tägliche parlamentarische Arbeit, die man in diesem Alter doch zu fühlen beginnt. Er wollte sich und das haus mit unruhiger Reformarbeit nicht ermüden, er brachte eine gute sozialpolitische Dorlage über Arbeiterwohnungen durch, lenkte mit Recht bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des hauses und des Publikums auf die Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege, nahm mit Geschick und richtiger politischer Empfindung die nicht aus Privatinitiative hervorgegangenen Antrage gegen die extremen Ritualisten und zur Sürsorge der Seeleute der Handelsmarine als Regierungsmaßregeln auf, sonst wollte er aber dem Cande bezüglich der inneren Politik Ruhe lassen. Sein Interesse wandte sich den auswärtigen und Reichsfragen zu, hierin wollte er den Gegensatz zur Politik der Liberalen, die den Frieden um jeden Preis wollten, und die den Kolonialbelik eigentlich wie eine Verlegenheit empfanden, zum vollsten Ausbruck bringen, und tatfächlich ist der große Umschwung der öffentlichen Meinung Englands in diesen Fragen auf ihn zurückzuführen. Der heutige Imperialismus und die neueste Chamberlainsche Schutzollpolitik mit Vorzugszöllen für die Kolonien hat ihren nachweisbaren Ursprung in den Ideen Disraelis. Er verlangte eine Imperial policy, imperium et libertas, Söderation der autonomen Kolonien, einen Reichszolltarif, und wenn er auch nicht tatsächlich Hand anlegte, um diese Plane zu verwirklichen, so hat er doch die öffentliche Meinung dafür vorbereitet, was in einem Cand wie England die absolut notwendige Doraussehung für jede große Attion ist. Dak er diese großzügige Politik auch gern mit etwas theatralischem Flitter ausstattete, lag in seiner Art, er ließ den Prinzen von Wales eine pomphaft inszenierte Reise nach Indien machen und ließ das Parlament der Königin den Citel "Kaiserin von Indien" verleihen; ein Meisterstück war die Erwerbung der Suez-Kanalaktien, die er auf eigene Verantwortung dem verschuldeten Khedive abkaufte und womit er den Grund zur Vorherrschaft Englands in Agypten legte. Die orientalische Frage begann sich wieder drohend aufzurollen, die Aufstände in der europäischen Türkei führten zu ersten Resormschritten der Mächte. Disraeli war von tiefstem Miftrauen gegen Rufland erfüllt, er hielt die Türkei trot ihrer schlechten Wirtschaft doch für ein Bollwert gegen die russischen Expansion und folgte nur teilweise der Reformattion ber Machte, er nahm die Reformnote des Grafen Andrassy an, dem Berliner Memorandum, das eigentlich nur eine Bekräftigung jener Note war, versagte er seine Zustimmung, er wollte nicht zu nachdrücklich gegen die Pforte vorgehen. Die Lage verschlimmerte sich, als Gladstone plöglich aus feiner Reserve heraustrat und mit seinem ganzen Ungestüm eine Entrüstungsagitation gegen die bulgarischen Greuel begann, Disraeli suchte seine Behauptungen zu verkleinern, weil er England nicht in eine türkenfeindliche Politik hineintreiben lassen wollte. War es die Scheu vor neuen parlamentarischen Kämpfen ober waren es andere politischen Erwägungen, er überraschte die Welt am Schlusse der Session von 1876 mit seinem Abertritt ins Oberhaus mit dem Titel, der einmal Burke zugedacht war. Die Verwicklung im Orient ging ihren bösartigen Gang weiter, nach dem Scheitern der Konferenz in Konstantinopel kam es zum Krieg zwischen Rukland und der Türkei. Im englischen Kabinett waren Lord Derby (ber Sohn) und Lord Carnarvon friedfertig, ja selbst voll Sympathien für die unterdrückten driftlichen Völkerschaften, diese Tendenzen wurden durch die Geschicklichkeit und den bedeutenden Einfluß des russischen Botschafters Grafen Schuwaloff in der öffentlichen Meinung nach Kräften gefördert. Disraeli ließ sich nicht beirren, nicht bloß daß er seine eigene Meinung für richtig hielt, er wußte, daß im englischen Dolt ein altes, tiefes Migtrauen gegen Rufland saß, auf das er sich selbst im äußersten Notfall verlassen konnte. Die tapfere Haltung der türkischen Armee verstärkte die antirussische Stimmung in England, und als endlich die Friedenspräliminarien befannt wurden, brach ein Sturm der zornigen Überraschung aus. Jetzt war der Moment für Lord Beaconsfield zu einem fräftigen Zug gekommen, er beorderte die englische Mittelmeerflotte nach den Dardanellen und verlangte einen außerordentlichen Ruftungstredit von 6 Millionen Pfund Sterling vom Parlament. Das war die erste energische Drohung gegen Rufland. Carnarvon und Derby verließen das Kabinett und Cord Salisbury als neuer Minister des Aufern protestierte gegen den Frieden von S. Stefano, insbesondere gegen die Schaffung des neuen großen Bulgarien unter russischem Einfluß. Disraeli gab Befehl, indische Truppen nach Malta zu schaffen und lieft die europäischen Reserven einberufen. Die Welt stand vor einem großen Krieg. Das war auch der tritische Moment für unsere Monarchie, auch Andrassy verlangte seinen Rüstungstredit von 60 Millionen Gulden, und wir, und vielleicht auch er, wußten nicht recht, ob es blok der Erwerbung Bosniens oder einem Krieg mit Rußland gelte. Damals spielten vertrauliche Beziehungen zwischen Beaconsfield und Andrassy, nicht durch die Botschafter vermittelt, deren Inhalt bis heute nicht zur allgemeinen Kenntnis gekommen ist. Rukland nahm den hingeworfenen handschuh nicht auf, es rücke nicht in Konstantinopel ein, es gab der englischen Forderung einer Revision des Vertrages von S. Stefano durch einen europäischen Kongreß nach und gestand in einem geheimen Vorvertrag mit England die Verkleinerung und Zweiteilung Bulgariens zu. Ebenso sicherte sich England durch ein Separatabkommen mit der Curkei gegen eine in der Wirklichkeit nicht eingehaltene Garantie ihrer asiatischen Besitzungen, die Besetzung Epperns, ein Gedanke, den Disraeli in seinem Roman "Tancred" als junger Mann ausgesprochen hatte. Auf dieser Basis

ging England und in seinem Namen Lord Beaconsfield auf den Berliner Kongreft. In dieser illustren Versammlung der ersten Staatsmänner Europas war seine Sigur eine der interessantesten und angesehensten. Im vorletzten November-Heft der »Revue des Deux Mondes« schildert ein Augenzeuge, Graf Moun, einer der Protofollführer, in anziehender Weise den gangen Kongrest und dabei das Auftreten und die Haltung Beaconsfields: »Les années et les fatigues de sa noble et laborieuse existence avaient alourdi son attitude: il ne s'avançait qu'appuyé, d'un côté, sur une canne, et, de l'autre, sur le bras d'un secrétaire: mais il recevait les hommages de tous avec la dignité de l'homme du monde, investi d'un grand pouvoir. Loin de plier sous le fardeau, il travaillait sans relâche, vivait à Berlin dans une retraite studieuse et assistait à toutes les séances: »et pardessus tout cela,« me disait-il un jour en souriant, »j'ai en même temps à gouverner l'Angleterre.« L'effet de son éloquence était d'autant plus saisissant qu'il demeurait ordinairement impassible dans son fauteuil et ne se mêlait que fort rarement aux échanges d'idées et aux dialogues. Il parlait debout - en anglais - sans regarder personne, ses périodes se succédaient rythmées et sonores, calmes ou véhémentes, selon la marche du discours, hardiment prononcées, et sa fière dialectique se produisait avec une énergie et un éclat dont l'auditoire subissait visiblement l'ascendant esthétique et l'irrécusable autorité.«

Seine Rüdlehr nach Condon war ein Triumph, peace with honour bringe er zurud, sagte er der jubelnden Menge, und das ganze Volt war in diesem Augenblick stolz auf ihn, der Rufland gedemütigt, Englands Ansehen gehoben und schließlich den Frieden bewahrt hatte. Die öffentliche Meinung hatte sich damals fast ausschlieflich auf das Großbulgarien von S. Stefano konzentriert, barin erblickte man den Übermut Rußlands und die Vernichtung der Türkei und gerade in diesem Puntte brachte Beaconsfield einen großen Erfolg nach hause. Daß die Zweiteilung Bulgariens nicht vorhalten konnte und auch nicht vorhielt, bak kleinere Balkanstaaten, die unerfüllte Aspirationen haben, von Rukland abhängiger sind als größere und gesättigte, wurde damals gern übersehen, geradeso wie die anderen Mängel und Luden des Berliner Vertrags. Das große Publitum will einen momentanen tatsächlichen Erfolg und ein deutliches Jurudweichen des Gegners in einer hauptstreitfrage, und das war erreicht; bei seiner Rückehr sah man nur den Sieg Englands, und es war für den alten Parlamentarier eine stolze Erfahrung, daß er nicht bloß als parlamentarischer Kämpfer, sondern auch als europäischer Staatsmann siegen konnte.

Diele seiner Freunde rieten ihm damals, die günstige Stimmung zu Neuwahlen zu benüßen, die voraussichtlich eine neue konservative Majorität für die nächste Wahlperiode bringen würden. Er konnte sich nicht dazu entschließen, vielleicht aus Ruhebedürfnis oder aus Rücksicht für lokale Parteiverhältnisse. Die gute Stimmung hielt nicht lange an, der afghanische und der Julukrieg erzeugten große Un-

zufriedenheit, die Verhältnisse in Irland wurden wieder schlimmer, und als er endlich im März 1880 auflöste, ergab sich eine ganz unerwartete große liberale Majorität. Beaconsfield gab seine Entlassung und übergab Gladstone die Regierung, der bald darauf seine zweite große irische Kampagne begann. Er führte im Oberhaus die Opposition in würdiger und unauffälliger Weise, das Alter lastete auf ihm und sein Ebraeis brauchte teine weitern Anstrengungen, seine Persönlickteit hatte nichts von ihrem Glanz verloren, und als er im nächsten Jahre (19. April 1881) starb, war sein hingang ein großes Ereignis. Die Trauerkundgebungen waren allgemein, sie rühmten nicht bloß seine öffentliche Tätigkeit, sondern auch seinen ehrenhaften Privatcharakter und seine guten menschlichen Seiten. Er war ein heftiger, oft bitterer politischer Gegner gewesen, aber er behielt keine Rankune gegen seinen Widersacher. Niemand hatte ihn gehässiger beleidigt als Carlyle, und die Antwort darauf war, daß, als Disraeli Premierminister wurde, er der Königin porschlug, dem großen Schriftsteller einen Rubegehalt und das Groffreuz des Bathordens zu verleihen. Es war vielleicht Eitelteit, eine solche Rache zu nehmen, aber ein unedler Sinn hatte wahrscheinlich eine andere Art der Vergeltung erdacht. Seine amtlichen Ernennungen wurden von allen Seiten als sachlich begründet, frei von parteimäßiger Befangenheit oder personlicher Gunstbezeugung anerkannt. Sur die historische Betrachtung ist wohl die eminent parlamentarische Seite seines Lebens der charakteristische Zug. Im Parlament und durch das Parlament ist er gewachsen, im Wettbewerb mit parlamentarischen Größen ersten Ranges hat er Ansehen und Macht errungen, durch parlamentarische Beredsamkeit bas Interesse und die Sympathien der Bevölkerung erworben, als Zierde des Parlaments ging er dabin. Die neue demotratische Zeit ist der alles überragenden Bedeutung des Parlaments nicht gunftig, jest streben die Suhrer nach direkter Sühlung mit den Massen, in demselben Verhältnis geht das Ansehen des Parlaments zurud und wächst die Macht eines populären Ministeriums. Aber auch in der neuen Zeit wollte die große Parteiorganisation sich seines Namens nicht begeben, die mächtige konservative, dabei aber sehr polkstümliche Parteiassoziation der Primrose League hat die Lieblingsblume Beaconsfields als ihr Symbol gewählt, als dauernde Huldigung für sein Andenken. Er rief einmal in übermütiger Caune einem Gegner gu : » We are here for fame! « nun, die Geschichte hat, wenigstens was ihn betrifft, diesen selbstbewuften Appell an den Nachruhm vollauf bestätigt.

Die Ausgestaltung der k. k. hofbibliothek.

Don Dr. Rubolf Beer.

In dem ersten als Einführungsartitel gewählten Aussatz dieser Zeitschrift hat Eduard Sueß das Werden und Wachsen der Bewegung geschildert, die sich im Interesse der "Fortbildung außerhalb der Schule" immer nachdrücklicher geltend macht. Als wirksame Mittel, diese gemeinnützigen Bestrebungen zu fördern, erscheinen ihm Lesezirtel, populäre Vorträge, die University Extension, endlich auch die Volksbibliotheten. Erfreulich ist es, daß Sueß, der Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, sich mit der vollen Autorität seines Wortes für die populären Vorträge der Dozenten an den höchsten Bildungsstätten einsetze, von ihnen den Vorwurf "vorlauter Reklame" abwehrte. Hiemit ist nach einer Seite hin treffend auf den Zug unserer Zeit hingewiesen worden, die Arkana bestimmter Sachkreise in wohlerwogenem Maße der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

In der Reihe der Bildungsstätten, die den erwähnten Bestrebungen dienen, darf eine nicht unerwähnt bleiben, die dem Bildungsbedürfnis nicht blok der Sorscher und Cehrer, sondern auch der großen Masse der Cernenden sich immer mehr und mehr erschließt — wir meinen die k. k. hofbibliothek. Es gibt wenige Weltinstitute, die so viele verschiedene und doch innerlich zusammenhängende, durch jahrhundertelange Cätigkeit ausgestaltete Sammlungen in sich vereinigen, wie die Bücherei des taiserlichen hauses. Die Jahl ihrer Drudschriften steuert der runden Jiffer von einer Million entgegen; unter diesen finden sich neuntausend frühdrude (Intunabeln). Erzeugnisse der verschiedensten europäischen Pressen vor 1500, sowie, um nur eine einzige Sachgruppe hervorzuheben, erlesene Musikalien, von denen namentlich die aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammenden weit berühmt sind. Die geographischen Bestände umfassen außer vielen Tausenden einzelner Kartenblätter fostbare Atlanten; das Stichtabinett verwahrt etwa eine halbe Million Blätter, deren Grundstod vom Prinzen Eugen von Savonen herrührt. Nach wie vielen Richtungen der fast sämtliche Literaturen des Morgen- und Abendlandes umfassende Manustriptenbestand (rund 30.000 Bände, die aber gewiß etwa 100.000 Einzelschriften umfalsen) von Bedeutung ist, erhellt daraus, daß die Bilderhandschriften allein einen Schatz repräsentieren, um den jede andere Sammlung unser Institut beneiden könnte, und daß sich unter den dem Mittelalter und der Neuzeit angehörenden musikalischen Manustripten Kleinode ersten Ranges befinden. Den handschriften im geläufigen Sinn des Wortes schließen sich etwa 30.000 Autographen an.

Ju diesem althergebrachten, Generationen hindurch vermehrten Gut treten nun die Erwerbungen der allerjüngsten Zeit, die sich an Reichtum und Wert den alten Beständen würdig zur Seite stellen. Der "Papprus Erzherzog Rainer" allein rechtsertigt es vollkommen, daß man für ihn ein eigenes Museum, besondere Arbeitszäume mit entsprechend ausgewählter Studienbibliothek, errichtet. Ähnliches gilt von

den anderen Beständen, unter denen jeder von einem heim, wie es die hofbibliothet ist, bequeme Unterkunft und Erschließung erwartet.

Es ist ein Derdienst der gegenwärtigen Bibliotheksdirektion und der maßgebenden Dertreter der Hosperwaltung, diesen wohlbegründeten Wünschen Rechnung getragen zu haben. Kräftigen Impuls hiezu gaben gerade die großen Bereicherungen, welche die Bibliothek während des letzten Custrums erfuhr, nicht in letzter Linie auch die von so segensreichem Erfolg begleiteten Bestrebungen zur Derallgemeinerung wissenschaftlichen Rüstzeugs, deren wir eben gedachten. Der University Extension sollte auch eine Popularisierung der früher gar zu ängstlich gehüteten literarischen Hilfsmittel der Wissenschaft, also, wenn man will, eine Art von Library Extension zur Seite treten.

So schön der Gedante, ebenso schwierig erschien dessen Derwirklichung.

Junachst galt es die Aufgaben zu losen, welche die Raumfrage stellte. An Schwierigfeiten solcher Art mag fürs erste nicht glauben, wer den mächtigen, zur hofbibliothet gehörigen häusertompler betrachtet. Don dem Redoutentratt an ber rechten Ede des Josefsplates angefangen bis zur Augustinerkirche und südwärts bis zur Albrechtsrampe gehört heute jeder Raum der Bibliothet; gleichwohl macht lich der Planmangel aufs empfindlichste fühlbar. In der sogenannten "Remise". dem alten, schier endlos scheinenden Buchermagazin unterhalb des Pruntsaales, in dessen vielverschlungenen, büchertapezierten Gängen man wirklich einen Ariadnefaden braucht, um sich zurechtzufinden, stehen die Werte in zwei, ja in drei Reihen auf ben Stellbrettern ber Schränke. Womöglich noch schlimmer ist es mit ben Amts-, Katalog- und Studierräumen bestellt. Zur Charakteristik des gegenwärtig noch als öffentlicher Cesesaal dienenden Raumes sei ein Urteil angeführt, welches der Derfasser ber Geschichte der t. t. Hofbibliothet zu Wien, Ignaz Franz Edler von Mosel, gefällt hat: "Der Cesesaal der Hofbibliothet", klagt er (S. 264), "ist für den zahlreichen Besuch weber groß genug, noch für seine Bestimmung licht genug . . . ein Raum, der als sehr unzureichend erkannt werden muß." Die Geschichte Mosels erschien im Jahre 1835, sein Urteil wurde also vor fast siebzig Jahren abgegeben; tropbem die scharfe Kritik vollkommen berechtigt war, diente dieser Lesesaal noch Generationen bindurch demfelben 3mede.

Der Grund, warum nicht schon längst diesem Abelstand abgeholsen wurde, liegt in den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Raumverhältnisse des alten Bibliotheksbaues darboten. Diel einfacher hätte sich die Sache gestaltet, wenn man für die Hosbibliothek gleichwie für die andern großen Hosinstitute einen ganz neuen Palast hätte aufführen wollen. In der Cat hatte man bereits vor langer Zeit — es war dies zu Beginn des Jahres 1856 — beabsichtigt, ein neues Hosbibliotheksgebäude in den Gesamtplan der Stadterweiterungsbauten einzubeziehen und hiebei an das ausgedehnte Areale hinter den beiden Hosmuseen gedacht, auf dem sich die Hosstallungen befinden. Künstlerische Gründe machten sich jedoch geltend, dem altberühmten Palast der Palatina, dem Meisterwerke des Joh. Bernselben, dem altberühmten Palast der Palatina, dem Meisterwerke des Joh. Bernselben

hard Sischer von Ersach, seine ursprüngliche Bestimmung nicht zu nehmen. Birgt boch dieser Palast einen Prunksaal, der an architektonischer Schönheit, majestätischem Einklang der Linienführung und Bilderschmud (durch die Fresken Daniel Grans) seinesgleichen sucht. Die Hosbibliothek in einen neuen, sei es noch so glänzend und zwedmäßig ausgestatteten Bau transferieren, hieß nicht nur einen Prachtbau der Barock seinem durch die Cradition geweihten Iwed entziehen, sondern auch einem Denkmal der Bücherfreundlichkeit Kaiser Karls VI., eines der erleuchtetsten Mitglieder des Erzhauses, die Bedeutung rauben, die es noch ungezählte Jahr-hunderte behaupten soll.

Diese Gründe sind heute noch maßgebend; sie stellen aber die moderne Umgestaltung der hofbibliothet, die durchgreifendste und wichtigste, welche die Geschichte des Institutes seit zwei Jahrhunderten kennt, vor die denkbar schwierigste Aufgabe. Der berühmte Prunksaal mußte bei der baulichen Reorganisation selbstverständlich völlig intakt gelassen werden, ja man mußte ihn, soweit dies irgend anging, als Zentrum der baulichen Ausgestaltung betrachten.

Den Angriffspunkt zur Umgestaltung des mächtigen Gebäudekompleres zum Iwede der Schaffung neuer, den modernen Anforderungen entsprechender Bibliotheksräume bot in erster Linie der alte, gegen den Kaisergarten zu gelegene Crakt, in dem sich der bekannte "Augustinergang", die Sideikommisbibliothek und andere Räume befanden. Man hatte im Jahre 1902 dem alten hoftrakt den Garaus gemacht und an Stelle dessen einen Bau aufgeführt, der bestimmt ist, in der "Neuen hofbibliothek" eine wichtige Rolle zu spielen.

Das Projett, in diesem Neubau den künftigen großen Cesesaal einzurichten, hatte man allerdings als undurchführbar erkannt. So sehr namentlich die Lichtverhältnisse bieses Crafts, von dem aus der Blick weit über den Kaisergarten hinweg ungehemmt bis gur Ringstraße ichweifen tann, hiegu verlodten, so erwiesen sich boch die neugeschaffenen Räume zur Unterbringung eines Cesesaales in den gewünschten Dimensionen als nicht groß genug. Nachdem man einen früheren Plan, ben hofraum — wie bei der alten, nunmehr für die Marciana bestimmten Zecca in Denedig — mit Glas zu überdachen und für Bibliothekszwecke zu adaptieren, fallen gelassen hatte, murde hiezu der sogenannte Augustinersaal, d. h. der frühere Bibliotheksraum des benachbarten Klosters, bestimmt. Eine zielbewuft durchgeführte Abaptierung des Saales hat gezeigt, daß die Wahl eine glückliche und biefer Raum besfer als irgend ein anderer in dem gesamten Gebäudekompler dazu berufen war, als neuer, großer Lesesaal zu dienen. Diese Erkenntnis festigte sich umsomehr, je weiter die Freilegung des Saales, in dem mindestens doppelt so viel Cefer bequemen Plat finden als in dem alten Arbeitszimmer, und die Restaurierungsarbeiten fortschritten.

Das Cesepublikum der Hofbibliothek wird künftighin an einer Stätte arbeiten von geschichtlicher, speziell kunsthistorischer Bedeutung. Der Bau dieser Augustinerbibliothek wurde im Jahre 1773 begonnen, und das Hofärar hatte sämtliche Kosten der

alphabetischen Kataloges werden zwei Abschriften auf fleinen Zetteln genommen, von benen der eine für den Sachtatalog, der andere für den handtatalog bestimmt ift.

Diese Arbeit ist unerschrocken in Angriff genommen worden. "Unerschrocken" ist hier das richtige Wort; die doppelte Abschrift einer Million von Zetteln ist wohl eine Arbeit, bei deren Beginn auch herzhafte Arbeiter Bangen beschleichen kann. Denn hiezu bedarf man ja nicht bloß eines Korps von Schreibkräften, sondern auch einer Zahl wissenschaftlich geschulter Beamter, welche die Kopie überwachen, die Revision und die bibliothekarisch richtige Einteilung der Zettel besorgen.

So viele Schwierigkeiten materieller Natur dem großen Unternehmen auch entgegenstehen mögen, es wird und muß durchgeführt werden, und damit ist auch bei der Einrichtung der Bibliotheksräume gerechnet worden. Iwischen der neuen Garderobe und dem großen Cesesaal — in dem jüngst umgebauten Crakt — befindet sich ein heller, ungemein freundlicher Raum, an dessen Wänden massiwe eichene Schränke aussteigen, deren Sächer speziell zur Aufnahme von etwa tausend Ietelkartons eingerichtet sind. Dort wird das Publikum Gelegenheit haben, den jetzt allerdings erst begonnenen Katalog zu benützen nnd eben dort, an der geeignetsten Stelle, wird auch das Ausleihamt untergebracht werden. Don diesem Raum gelangt man unmittelbar in den großen Cesesaal. Es wird dieser Ceil der Bibliothek am meisten frequentiert, benützt und auch zuerst — schon zu Beginn des kommenden Jahres — dem Publikum eröffnet werden.

Abrigens sind so ziemlich alle Vorbereitungen getroffen, daß auch sämtliche andere Abteilungen der Bibliothet ihr neues heim bald beziehen können. Unter biesen sei zuerst das handschriften- und Autographendepartement genannt, welches völlig neue Cotalitäten in dem fürzlich errichteten Mitteltratt, und zwar zwischen Prunksaal und Augustinergebäude, erhalten hat. In der handschriftenabteilung arbeiten, wie bekannt, die Quellenforscher; die Elite der Gelehrtenwelt findet sich da zusammen, und demgemäß war man darauf bedacht, möglichst lichte und vollkommen ruhige Räume, die auch die Aufnahme ein**e**s entsprech**en**d großen Bucherapparates gestatten, zu schaffen. Das neue handschriftendepartement entspricht vollkommen allen Anforderungen, ja es dürfte schwer ein Arbeitsraum ausfindig gemacht werden, der so stimmungsvoll zur Cätigkeit einladet wie dieser. Die Front sieht gegen den Kaisergarten, eine Fülle von Licht flutet durch die hohen Senster herein, es herrscht absolute Stille inmitten des wogenden Getriebes der Großstadt, ohne daß der Blick durch graues Gemäuer eingezwängt wäre, wie im handschriftensaal der Pariser Nationalbibliothet, in der Rue Richelieu, oder im Professorenzimmer der Wiener Universität. Wie von der neuen Marciana zu Denedig ber Blick auf die Eagunen, Santa Maria della Salute, und weit hinaus auf das Meer schweift, den gewaltigen Erreger venezianischer Geschichte, so trifft hier das Auge die Ausläufer der taiserlichen Burg sowie die Stätte der alten Basteien.

An dieser Stätte sollen Werke geschaffen werden, die unser Wissen quellenmäßig erweitern und vertiefen. Alles ist einladend bereit, um solcherlei Früchte reifen zu

lassen. Die Büchersammlung selbst spielt, wie in unzähligen anderen Sällen, die Rolle des ungenannten Gebers; nur mögen die Rechten kommen, die beschenkt sein wollen und die Gabe Gemeinqut werden lassen.

Wie in der eigentlichen Handschriftensammlung noch unendlich vieles schlummert, das erweckt zu werden verdient, so ist auch die ebenso reiche wie kostbare Autographenkollektion noch wenig bekannt. hie und da hatte man ein und das andere Stück dei historischen oder biographischen Studien herangezogen; in der Wiener Musik- und Theaterausstellung war eine größere Zahl von Autographen hervorragender Komponisten, aus diesem Sonds stammend, zur Schau ausgelegt worden; eine eingehendere Studie über diese interessante Kollektion der Bibliothek sehlt aber noch, obwohl eine ganz vorzügliche Grundlage, ein genau abgesaßter handschriftslicher Zettelkatalog bereits vorhanden ist, der ohne wesentliche Anderungen in Druck gelegt werden könnte.

Im selben Crakte, unmittelbar an den Handschriftensaal anschließend, befindet sich die für das Studium der Frühdrucke (Inkunabeln) bestimmte Abteilung. Die genaue Erforschung von Erstlingsdrucken und die zahlreichen Untersuchungen, welche sich dem ungemein reichen einschlägigen Sonds der Hosbibliothek gerade jetzt zuwenden, insbesondere auch der Umstand, daß die illustrierten Frühdrucke wichtiges Material für die Geschichte des Holzschnittes abgeben, rechtsertigen die Einrichtung einer eigenen Abteilung für die ältesten "Monumenta typographica" der Hosbibliothek. Als bezeichnendes Saktum sei hier erwähnt, daß der Herzog Rivoli, der Herausgeber der bekannten prächtigen Werke über die Illustrationen in Venezianer Frühdrucken, sast ein ganzes Jahr durch mehrere Delegierte das einschlägige Material aus den Wiener Inkunabeln bibliographisch genau aufnehmen und zum beträchtlichen Teile photographieren ließ.

Ähnliche Einrichtungen erhalten die geographische und die Musikalien= abteilung; unter den Candfarten finden sich erlesene Stude in prächtigster Ausstattung mit Stichen, die sie zu Kunstblättern von Rang erheben, sowie seltene, für die Sortschritte der Erdunde aufschluftreiche Blätter, die bisher wenig gekannt sind. Jum großen Teil trägt hieran der Umstand schuld, daß es seit dem Bestehen der Bibliothet an einem entsprechenden Studienraum hiefür mangelte. Auch diesem Bedurfnisse ist nunmehr Rechnung getragen worden. Auf Grund eingehender Beratungen wurden zur Derwahrung der kostbaren Blätter eigene Schränke und Behälter mit langen Schubfächern tonstruiert, ebenso gelangen in dem betreffenden Raum eigens konstruierte Studiertische zur Aufstellung. Don nicht geringerer Bedeutung ist die Installation der Musikalienabteilung. Die herrliche Sammlung musikalischer handschriften und Drude, von kunstsinnigen Mitgliedern des Kaiserhauses mit fachmännischem Derständnis gepflegt, hat, wie man sich erinnert, wesentlich zum Glanz der Wiener Musik- und Theaterausstellung des Jahres 1892 beigetragen; sie ist während der Amtsführung des gegenwärtigen Direktors burch Aufnahme des Opernarchivs und der handschriften der hofmusitkapelle sehr erheblich erweitert worden. Dadurch, daß dieser bedeutende Zuwachs sich harmonisch an die reichen früheren Bestände anschloß, wurde eine Sammlung erzielt, die kaum ihresgleichen hat. Verschiedene Umstände, unter anderem die rege wissenschaftliche Tätigkeit des musikhistorischen Instituts der Wiener Universität, serner die Publikation der Denkmäler der Tonkunst in Österreich haben dazu beigetragen, daß die kaiserliche Musikaliensammlung eine gesteigerte Benützung erfährt. Um so schwerzlicher empfand man daher den Umstand, daß sowohl Ausbewahrungswie Studienräume dieser Sammlung sast alles zu wünschen übrig ließen.

Eine sehr wertvolle Neuorganisation wird das Kupferstichkabinett erfahren, das sich im zweiten Stodwerke des alten, der Augustinergasse zugewendeten Traktes befindet; es erhält nicht nur beträchtliche räumliche Erweiterung durch Einbeziehung freigewordener Säle, sondern auch alle jene Einrichtungen, die dazu dienen, die taiferliche Stichsammlung dem Publitum in dem längft ersehnten Mage zugänglich und bekannt zu machen. Die Albertina, ja selbst kleinere, aber gut installierte auswärtige Stichkabinette waren bisber besser befannt als die Kunstblätter der Palatina, die seit Erwerbung der Sammlung des Prinzen Eugen von Savonen im Laufe ber Jahrhunderte verständnisvoll und ansehnlich vermehrt wurde. Unter den namhaften Zuwächsen, welche die Stichsammlung der Hofbibliothet während des letzten Luftrums erfuhr, fei zunächst die 10.000 Blätter umfassende Sprtl - Friedlowskische Porträtsammlung von Naturforschern und Arzten genannt; nicht minder wertvoll ist die von Hofrat Wlassak mit umsichtiger Sorgfalt zusammengestellte Porträtsammlung der t. u. t. Generalintendang der t. t. hoftheater in etwa 20,000 Blättern, bie gleichfalls erst vor wenigen Jahren der Kunstabteilung der Hofbibliothek einverleibt wurde. Sie ist vor nicht gar langer Frist durch die von der Samilie Boschan der hofbibliothet gespendete Wolter-Sammlung bereichert worden, die, abgesehen von anderen Reminiszenzen und Reliquien, mehr als taufend Darstellungen der Künstlerin in den verschiedensten Lebensaltern und Rollen enthält.

Keine der in den letzten Jahrzehnten erfolgten Erwerbungen oder Widmungen von Kunstblättern läßt sich an Wert und Umfang mit diesen beiden Sammlungen vergleichen; durch sie ist der Blätterbestand der Stichabteilung der Hofbibliothek auf die kolossale Jahl von einer halben Million gestiegen, so daß dieses Kunstkabinett des Hoses sich in der Cat den reichsten ähnlichen Sammlungen der Welt ebenbürtig an die Seite zu stellen vermag. Es ist dies ein Grund mehr, um die Bibliotheksleitung dazu zu bestimmen, einem längst und vielsach geäußerten Wunsche zu entsprechen und temporäre Ausstellungen, wie sie andere ähnliche Institute veranstalten, zu inaugurieren und hiedurch die einschlägigen Bestände der Hosbibliothek zum ersten Male größeren Kreisen bekannt zu machen.

Es wird dies dadurch möglich werden, daß gewisse Manipulationsabteilungen und gleichzeitig mit diesen das erst fürzlich der Hofbibliothek angegliederte Österreichische Bureau des internationalen bibliographischen Katalogs der Naturwissenschaften verlegt werden.

Mehrere bedeutende wissenschaftliche Akademien sind im Interesse der Herausgabe eines alljährlich erscheinenden umfassenden Registers sämtlicher Publikationen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften an die Regierungen aller Kulturstaaten, wo sich Akademien befinden, mit dem Ersuchen herangetreten, Regionalbureaus zu errichten mit der Aufgabe, die einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten, soweit sie in den betreffenden Ländern veröffentlicht werden, nach einheitlichem Plan und bibliographisch genau zu registrieren. Die österreichische Regierung kam dieser Einladung bereitwillig nach und hat die Errichtung des Regionalbureaus an jener Stätte genehmigt, wo die Abersicht der betreffenden Literatur am leichtesten zu gewinnen war: an der Hosbibliothek. Seit zwei Jahren sind entsprechend eingeschulte Kräfte an der Arbeit, die ihnen zugewiesene Aufgabe zu erfüllen; sie vertreten Sächer, welche die Hosbibliothek ihren Traditionen gemäß zu pslegen nicht in der Lage war, und tragen somit wesentlich zu der modernen Ausgestaltung dieses Institutes bei.

Kurz nach dem Amtsantritte des gegenwärtigen Direktors der hofbibliothek wurde ein in des Wortes strengster Bedeutung einzig dastehender Schatz, der "Papprus Erzherzog Rainer", dem kaiserlichen Institute einverleibt (1900). Man weiß, daß diese durch die hochherzigkeit des allverehrten kaiserlichen Prinzen für Wien gewonnene Sammlung zunächst in dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie geborgen und teilweise ausgestellt worden war. Mit Genehmigung des Kaisers wurde das Geschenk des Erzherzogs für die hofbibliothek angenommen und verfügt, daß es hier für ewige Zeiten seine Ausbewahrungsstätte sinden solle.

Man erinnert sich noch der Aufstellung in geschmackvollen Schreinen und Rahmen, welche einige vorzüglich wichtige Stücke in einem Crakt des österreichischen Museums gefunden haben. Schon damals staunte auch der Laie über den Reichtum und die Dielgestaltigkeit dieser merkwürdigen Sammlung. Flechtwerke aus der Rinde der Paphrusstaude, Pergamente, holztäselchen, Conscherben mit aufgetragenen Schriftzügen, Wachstafeln mit eingeristen Buchstaben, Urkunden auf Leinwand und Leder und uraltem Papier, das alles gruppierte sich um den hauptbeschreibstoff, den Paphrus, der auch den generellen Namen für die Sammlung abgab, deren hauptsächlichste Bestandteile im Winter 1877 auf 1878 in der mittelägnptischen Stadt El Sasum von Sellachen entdeckt wurden.

Der "Papprus Erzherzog Rainer" umfaßt in weit mehr als hunderttausend Stücken und in zehn Sprachen originale Aufzeichnungen vom Beginne der Dynastie der Ramessiden bis zum Auftreten des tscherkessischen Mamelukenstammes, also vom XIV. Jahrhundert vor Christus bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts nach Christus. Es sind Denkmäler aus siebenundzwanzig Jahrhunderten einer beispiellosen, eigenartigen Kultur. Je weiter die "Entwicklung" und Entzifferung dieser Schriftstücke vorschritt, deren Sichtung ein Derdienst des Hofrates Karabacek ist, desto überraschender waren die Ergebnisse, die ans Licht gerückt wurden. Kaum irgend eine Kunst oder ein Gewerbe, die mit dem Schrifttum zusammenhängen, dürfte es geben, die nicht in uralten Denkmälern hier vertreten wären. Ein Bruch-

stüd des euripideischen Dramas "Orestes", dem Beginn des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung angehörend, mit Musiknoten, für Orchesterpartitur, wie auch für die Vokalmusik, bildet eine köstliche Reliquie antiker Instrumentation. Wir sinden die ältesten Beispiele des Buchdrucks durch Abdrücke geschnittener Stempel und Holztaseln, Handzeichnungen, die dem Altertum angehören, ferner Mumienbilder, auch den ältesten bisher bekannten Bucheinband, der eben jetzt in der Ausstellung der Hosbibliothek die Reihe der exponierten Objekte eröffnet, Schreibrequisiten, die etwa aus dem XII. Jahrhundert vor Christus stammen u. s. w.

Unvergessen bleiben die bahnbrechenden Ergebnisse, welche die Erforschung der Beschreibstoffe auf Grund des Materiales der erzherzoglichen Sammlung gezeitigt hat. In großen Zügen entrollt sich da vor uns das Bild des hartnäckigen Kampfes, welchen das aus hadern erzeugte Papier mit dem Papprus führte, um schließlich allein und dauernd das Seld zu behaupten.

Diese und viele ähnliche Sorschungen sind im Laufe der letten Lustren gum Teil abgeschlossen, zum Teil tatträftig fortgesett worden. Daraus ergibt sich, daß zwischen der Aufstellung des "Papprus Erzherzog Rainer" im österreichischen Museum und ber gegenwärtigen, endgültigen Installation in der hofbibliothet ein wesentlicher Unterschied besteht; stand man damals vor Bergen von Rätseln, so weiß man heute, welchen Schatz verschiedenartiger, auf urkundlicher Grundlage beruhender Erkenntnisse uns diese Sammlung vermittelt. Es war selbstverständlich, daß ihr bei der Ausgestaltung der Hofbibliothet ein Ehrenplat gezieme, und demgemäß sind auch vier der größten und schönsten Sale des obersten Stodwertes ausschließlich für die Unterbringung der unvergleichlichen Sammlung sowie aller zum Studium derselben notwendigen Behelfe eingeräumt worden. Die betreffenden Installationsarbeiten sind beendigt. Die Säle haben auch durch Wandgemälde und sonstige detorative Elemente eine stilgerechte Ausschmüdung erhalten und die Eröffnung des neuen heims des "Papprus Erzherzog Rainer" steht in fürzester Srift bevor. Mit der Neuorganisation der wissenschaftlichen Sammlungen und Abteilungen, die hier knapp stiggiert wurde, ist die im Juge befindliche Ausgestaltung der hofbibliothet noch teineswegs erschöpft. Ähnliche Surforge wie den Rulttammern der Sorschung als solchen mußte auch jenen Einrichtungen zugewendet werden, welche der Aufbewahrung, Konservierung und der Manipulation dienen. An erster Stelle sei hier der Schaffung neuer Magazine gedacht, welche die seit Jahrzehnten herrschende Raumnot auf Menschenalter hinaus gebannnt hat. In aller Stille wurde da ein Werk vollbracht, durch dessen Ausführung sich die Hofbauleitung ein bleibendes Derdienst erworben hat. Noch unter der großen "Remise", die heute etwa 500.000 Bände birgt, wurden in der ganzen Ausdehnung des Josefplatzes Connengewölbe bis zu einer höhe von zehn Metern ausgegraben, die als ein Meisterwert des Tiefbaues bezeichnet werden durfen. Durch sinnreich angelegte Lichtschachte, deren mit hartglas bedecte Mündungen außen am Josefplatz wahrnehmbar sind, ferner durch einen ungeheuren Ventilator, der mit solcher Kraft arbeitet, daß 3. B. eingelegte Papiersäde wie vom Sturmwirbel erfaßt hinausgesegt werden, ist die erstaunliche Wirtung erzielt worden, daß die unterirdischen Kellergewölbe tatsächlich Tageslicht erhalten und troß der Tiese vollkommene Trodenheit herrscht. Diese Anlage, welche ganz geräuschlos in fürzester Zeit hergestellt wurde, bildet an sich schon eine Sehenswürdigkeit und ist von in- und ausländischen Sachmännern bewundert worden. Dom Anfang bis zum Ende der mächtigen hallen und bis hart an die Decke hinan steigen in drei Geschossen die Büchergestelle, mit Galerien versehen, empor. Diese Magazine bieten bequem Raum für die Aufstellung von mehr als einer Million Bänden, d. h. für eine größere Masse von Büchern, als sich in der hosbibliother seit ihrem nun sast halbtausendiährigen Bestehen angesammelt hat.

Wie diese Magazinsräume zur Ausbewahrung künstigen Gutes bestimmt sind, so soll das künstige Restaurierungsatelier zur Erhaltung der überkommenen literarischen Schäße dienen. Das Bedürsnis, Büchern, Handschriften, Kunstblättern u. s. w. konservierende Sorgsalt zuzuwenden, hat sich in der letzten Zeit immer dringender fühlbar gemacht, namentlich haben prächtige Einbände der kaiserlichen Sammlung, von deren Wert man sich gerade jetzt in der Ausstellung der Bibliothek überzeugen kann, erheblich gelitten. Es besteht die Absicht, jeden der kostbaren Einbände in einem, wenn nötig, gefütterten Karton zu bergen, vorher allen beschädigten Bänden eine Restaurierung angedeihen zu lassen, bei der selbstverständlich nicht bloß der Buchbinder, sondern auch der bibliothekarische Sachmann mitzusprechen hat.

Nicht bloß der Bekanntmachung, sondern auch im gewissen Sinne der Erhaltung literarischer Kostbarkeiten dient das photographische Atelier, das im Dachraume des umgebauten Crattes Unterkunft gefunden hat und dessen Konstruktion fertiggestellt ist. In den letzten Jahren verging kaum eine Woche, in der nicht Gesuche um Bewilligung von photographischen Reproduktionen größeren oder kleineren Umfangs an die hofbibliothet gelangten. Diesen Ansuchen zu entsprechen gebot nicht blok das streng festgehaltene Pringip, wissenschaftliche und literarische Unternehmungen werktätig zu fördern, es riet hiezu auch die Erwägung, daß die Erhaltung eines Objekts im weiteren Sinne gefaßt, durch vollständige Nachbildung bis zu einem gewissen Grade gewährleistet erscheint. hat doch gerade der Bibliotheksbrand zu Turin die Bewegung zugunsten vollständiger Reproduktion literarischer Unita sehr merklich gefördert. Bei einem solchen Anlaß hat sich das Atelier der Hofbibliothet bereits vortrefflich bewährt: vor turzem ist im Auftrage der Sirma Sijthoff in Leiden die berühmte Diostorideshandschrift der Hofbibliothet Seite für Seite photographiert worden, wozu mehr als tausend Aufnahmen nötig waren. Die handschrift hätte wegen ihres außerordentlichen Wertes zu keinem Photographen gebracht werden dürfen — dank der Errichtung des Hausateliers ist die vollständige Reproduktion ermöglicht worden und vortrefflich gelungen.

Sügen wir noch hinzu, daß neue Garderobe-, Toilette-, Warte- und Sprechräume geschaffen, sämtliche Teile des großen Gebäudekomplezes elektrisch beleuchtet und untereinander telephonisch verbunden werden sollen, so erhellt aus der hier gebotenen gedrängten Übersicht der großartigen, zum Teil bereits abgeschlossenen Neuorganisation der Hofbibliothet, daß das ehrwürdige Institut eine Ausgestaltung erfährt, die, buchstäblich genommen, von dem Sirst des Daches bis in die tiefsten Kellerräume hinabreicht und in allen Einzelheiten den modernen Anforderungen entspricht.

Es ist die größte räumliche Umgestaltung, welche die taiserliche hausbibliothet seit jenen Tagen erfahren hat, da Kaiser Karl VI. den Pruntbau Sischers von Erlach seiner Bestimmung zuführte. Der Sürsorge zu gedenken, welche die zuständigen Hofbehörden und die gegenwärtige Bibliotheksdirektion bei dem modernen Ausbau des Institutes betätigten, haben wir alle Ursache. Sie wird dauernd in Anspruch genommen werden mullen, nicht nur aus dem Grunde, weil die innere sorgfältige Einrichtung der einzelnen Abteilungen etappenweise vollzogen werden soll, sondern auch weil die Verwaltung eines so wesentlich vergrößerten Institutes, einer gangen stattlichen Reihe neu eingerichteter Institute weit erheblichere Dotationen für sachliche Ausgaben und die Erhaltung eines größeren wissenschaftlichen und Manipulantenpersonals unbedingt erfordert. Diese Opfer werden gebracht werden muffen, wenn man verhüten will, daß die neuen, so zwedmäßig ausgestatteten Abteilungen und Magazine unbewegliche Massen einsargen. Soll der wissenschaftliche und gemeinnützige Geist, der diese Massen zum richtigen Leben erweckt, erhalten und genährt werden, dann ist die Sicherung eines Stabes älterer, erfahrener und sorgenfreier Beamten, sowie die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses die erfte unerläßliche Bedingung.

Die große neue Schöpfung stellt erhöhte Ansprüche an die Hofverwaltung. Daß aber die hier notwendigen Opfer nicht fruchtlos gebracht werden sollen, dafür liegen nicht bloft Versprechungen für die Zufunft sondern vollgultige Beweise aus der jüngsten Vergangenheit vor. Ehe noch der erste Stein zum modernen Ausbau der hofbibliothet gelegt wurde, hat der gegenwärtige Direttor der hofbibliothet durch sustematische Dorführung bedeutender Bestände derselben die Schätze ber taiferlichen Sammlung in einer Weise befannt gemacht, wie dies früher niemand zu hoffen magte. Die temporaren Ausstellungen der hofbibliothet erfreuten sich eines Massenzuspruchs, der am besten durch die Tatsache charafterisiert wird, daß die Mitglieder der Atademie der Wissenschaften ebenso wie die Arbeitervereine und Bürgerschulen sich wiederholt in korporativen Besuchen einstellten. Wir werden da unwillfürlich wieder an jene eindringlichen Mahnungen Eduard Suek' erinnert, deren wir eingangs gedachten. Die räumlichen und äußeren Grundlagen für eine zeitgemäße Reorganisation bei der ältesten und reichsten Bibliothet der Monarchie sind geschaffen. Wird auch für die unbedingt notwendige innere Ausgestaltung Sorge getragen, dann ist unserem Daterlande ein Institut neu erstanden, auf das es mit berechtigtem Stol3 hinweisen kann.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder. (Sortsetung.)

Der dritte Professor im Bunde der Lächerlichen war Professor Dibl. ein Dater mehrerer Töchter, Candwirt und sehr mittelmäßiger Naturhistoriker. Wir machten es uns in seinen Kollegien sehr bequem, kannten nicht einmal das Citelblatt seines Dorlesebuches und machten dessenungeachtet Eramen. Er hatte die herrschaft Kretin gepachtet, und wir konnten seines Wohlwollens sicher sein, wenn wir irgend ein Naturprodukt auch als auf diesem Boden vorkommend bei der Prüfung bezeichneten. Was ist das für ein Mineral? war die Frage. (Meist stand der Name auf einem kleinen daraufgeklebten Zettelchen.) Malachit. Ja. Wozu wird er verwendet? Zu Stod- und hembinöpfeln, Petschierstödeln. Nun ja, zwar auch noch zu etwas anderem. Wo findet man ihn? In Kretin. Ich habe zwar noch keinen dort gefunden, war die Antwort des Professors, aber es ware schon möglich. Einmal kam bei der Prüfung der Diamant vor. Wo wird er gefunden? Der Examinand, der seine Prüfung recht aut machen wollte, antwortete sofort: in Kretin. Meine Herren, erwiderte der Professor, ich besitze keine Diamantengruben, und ging über den offenbaren Spak sine ira hinweg. Philosophie wurde von einem sehr ehrwürdigen Augustiner, den wir nur mit seinem Klosternamen: Sulgens nannten, porgetragen. Gin sehr ernster, tiefer Denker, der sich nicht an das Likavehiche Lehrbuch hielt, sondern aus selbst verfaßten Schriften vorlas, und vor dem wir alle geradezu Chrfurcht hatten. Bei seinem überaus trodenen, monotonen Vortrage herrschte so tiefe Stille im Saale, daß man eine Maus hätte laufen hören können. Er kannte keinen von uns persönlich, prüfte strenge, aber ganz unparteiisch. Er ließ sich tief in Kant, Sichte und Schelling ein, berührte sogar nicht selten die damals vom Cehrplane ausgeschlossene Metaphysit und sprach außer seinem Cehrfache tein Wort.

Physit dozierte gleichfalls ein ausgezeichneter Cehrer, der Prämonstratenser Dr. Franz, der, ungeachtet er brustkrank war, das ganze Jahr hindurch von Stunde zu Stunde in klarer Weise seine Materie nach dem Cehrbuche von Baumgartner erschöpfte und niemandem Unrecht tat.

Der letzte endlich der philosophischen Professoren, der Philosogie und Weltgeschichte zum Sache hatte, war der Benediktiner Gregor Wolny aus Rangern, Derfasser einer Weltgeschichte und der bändereichen Topographie von Mähren — eine schwierigere Persönlichkeit. Wir hatten eine lateinisch-griechische Chrestomathie, ungefähr drei Singer dich, zum Lehrbuche, und er nahm daraus mindestens zwei Drittel für die beiden Jahrgänge. In den Kollegienstunden beschränkte er sich darauf, die Autoren kapitelweise lateinisch frei zu erzerpieren und ebenso frei eine möglichst wörtliche Abersehung zu geben.

Etymologische oder grammatikalische Glossen hörten wir niemals von ihm, höchstens nur dann und wann historische Notizen.

Während des Semesters prüfte er höchst selten, vielleicht nicht zehn hörer im ganzen Jahre, aber das Ergebnis einer solchen Examinatur war für die Semestralprüfung maßgebend. Ich ersuhr dies an mir selbst. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich ihm bei einer solchen Gelegenheit eine ciceronische Tusculane zu seiner Zufriedenheit exornierte, und nun hatte ich bei allen vier Semestralprüfungen die Dorzugsklasse gesichert, ohne daß ich hiebei viel Lateinisch perorieren und Deutschübersehen mußte.

Umgekehrt ging es mir in der Weltgeschichte, in der ich in beiden Semestern nur erste Klasse errang, ungeachtet ich viel fester im Sattel sak, als in der mir minder angenehmen Philologie. Die Prüfungssprache war lateinisch und das kapitelweise Erzerpieren der Autoren, das man Argumentieren hieß, hatte das Gute, daß teinem von uns Juristen passierte, irgendeine Stelle des Codex civilis oder canonicus nicht zu verstehen und nicht übersehen zu konnen, was bei der gegenwärtigen erweiterten Gymnafialeinrichtung häufig der Sall sein soll. Wolny und Richter, obgleich Konventualgenoffen, waren untereinander die gehäffigften Gegner, denn jener galt diesem als Freigeist. Uns wurde die Anekote bekannt, Richter aus Bosheit eine Tür, die außerhalb der Klausur zu den Kollegien führte und von Wolnn zu späten Ausgängen benütt wurde, während der Serien mit Jiegeln verlegen, aber die Türflügel stehen ließ. Als nun Wolnn von den gerien zurudtehrte und seinen geheimen Ausgang im Dunteln benützen wollte, stieft er sich beinahe die Nase ein. Catsache war, daß er längere Zeit mit beschädigtem Gesichte herumgeben mußte. Wolnn erreichte ein hobes Alter, und zu seinem 50jährigen Jubiläum überreichten ihm alle seine noch lebenden Schüler ein Autographenalbum. Der Greis soll bei der Durchsicht dessen, was aus seinen so viele Jahrzehnte umfassenden Schülern geworden, tief gerührt gewesen sein.

Professor Richter tradierte als unobligaten Gegenstand auch die Erziehungstunde und übertraf sich darin selber. Er zeichnete auf der Tafel Instrumente und Säuglingsgeräte auf, und es fehlte nicht viel, daß er uns in der ars obstetricia unterrichtet hätte.

Der Onkel hatte inzwischen wieder die Wohnung geändert und wir bezogen ein an der Glacis gelegenes, dem alten Advokaten Masal gehöriges haus samt großem Garten, auf welchen der Onkel als Blumenfreund einen großen Wert legte.

Der Garten erweiterte aber auch das Dergnügen der Cante; er war sehr groß, vorne mit Blumen- und Gemüsebeeten, inmitten ein Kiost mit großem stuttatierten Salon und zwei Nebengemächern und hinter demselben dichtes Gebüsch und ein schattiges Wäldchen mit hohen Bäumen. Da gab es fast allabendlich zur schönen Zeit Gesellschaft, bei welcher die jungen herren aus dem Bureau des Onkels die hauptrolle spielten, insbesondere Baron Karl Sterneck und der Sohn des damals sehr in Ansehen stehenden Kreishauptmannes von Inaim, Morit Czikan.

Nichtsdestoweniger wurden auch Promenaden außer dem Garten veranstaltet. An zwei Nachmittagen der Woche gab es Militärmusik, eine in dem uns sehr nahe gelegenen Augarten, die andere am Franzensberge, von der schönen Welt sast vollzählig besucht. In der Cat stand damals Brünn im wohlberechtigten Ruse, eine große Menge reizender Frauengestalten zu besitzen, darunter Schönheiten ersten Ranges, die sicherlich ein reichhaltigeres Material für ein Schönheitsalbum geboten hätten als vor einigen Jahren dem Photographen Löwn in Wien zu einem solchen zur Verfügung gewesen.

Aus dem kleinen aristokratischen Kreise befand sich da obenan die junge Gräfin Herberstein, die einen gleichfalls jungen Gemahl hatte. Im Herrenhause ward er mein in der Nähe sitzender Kollege. Ganze Jüge anmutiger Fräulein in einfachen Kleidern und mit ebenso einfachen Strohhüten, wandelten von ihren Gardedamen begleitet, an solchen Tagen westwärts dem Franzensberg, ostwärts dem Augarten zu, mußten jedoch zuvor die Revue dreier stadtbekannter Stuzer an der Ede des großen Plazes passieren, die sich dort regelmäßig aufgestellt hatten.

An Sonn- und Seiertagen ging es aber noch weiter, insbesondere nach dem Schreibwalde und der Steinmühle, wo getanzt wurde. Die Schüler Platons und des Sokrates ließen da ihren Freiheitsgelüsten vollen Lauf, und es gehörte zum stolzesten Bewußtsein, eine Cabakspfeise aus der Brusttasche herausguden zu lassen. Auch ich schaffte mir eine ansehnliche, falschlilberbeschlagene Buchsbaumpseise an, und als ich zum ersten Male an einem studentenbesetzten Gasthaustische im Schreibwald angesichts der versammelten schönen Welt meine Pfeise stopste, sie anzündete und den ersten Zug gravitätisch machte, wurde mir dergestalt übel, daß ich totenbleich und wankend noch vor Erreichung der Gastgartengrenze St. Ulrich mit nicht endenwollendem Ach und Weh anries. Natürlich besohnte mich für das frevelhafte Heldenbeginnen von allen Seiten schallendes Gelächter. Hochmut kommt stets vor dem Salle.

Während der Ferien pochte der Jagdteufel wieder einmal an meine Tür. Aber uns im selben hause wohnte ein Beamter mit seinen beiden Söhnen, der, ein passionierter Jagdliebhaber, mehrere Reviere um Brünn gepachtet hatte. Nicht etwa aus Jagdlust, sondern sediglich aus Eitelkeit, mit einer Jagdtasche und einer Flinte an der Achsel paradieren zu können, ging ich mit, um in höchst langweiliger Weise die Felder auf hasen zu durchstreifen. Gelang es, einen herauszustöbern, so war ich es sicher, der ihn fehlte, mit einziger Ausnahme von ein paar Hällen, in welchen der arme hase das Unglück hatte, sich nicht schnell genug aus dem Staube zu machen. Besser ging es mir auf der Schmetterlingsjagd, zu welcher ich durch einen alten herrn, namens hauer, animiert wurde, der eine mir damals noch unbekannte Art der Konservierung seiner Insektenschäfte praktizierte. Jedes Stück bewahrte er nämlich in einem eigenen, oben und unten verglasten Pappenkästchen. Mir gesiel diese Methode so gut, daß sich sie selbst in Anwendung brachte. Ich

fand damals in Brünn auch einige einheimische Arten, die um Wien gar nicht vortamen, 3. B. Limenitis aceris, dagegen aber nicht Apaturiden und Parnassier, von welchen nur Mnemosyne auf einer Wiese beim Schreibwalde vorlam, die ich merkwürdigerweise auch nur auf einer einzigen Wiese von Wien am Kahlenberge in Masse angetroffen.

Im Winter war das Cheater* nicht mein Vergnügen, sondern geradezu mein Mißvergnügen. Die Tante war mit der Frau Musil auf eine Loge, wie es damals der gute Ton mit sich brachte, abonniert, und mir oblag die Verpflichtung, sie abzuholen. Abgesehen davon, daß in finsteren Nächten, in welchen auch der Gärtner mit einer Laterne vorangehen mußte, im Regen und Schnee der Weg über das unbeleuchtete und nicht gangbar gehaltene Glacis kein angenehmer war, mußte ich dieselben Stücke unzählige Male verzehren, dabei die Bemerkungen der gelehrten Frau Musil hören, die jeden Stoff für "geschichtlich" mir salbungsvoll vorhielt, von dem sie etwas in irgend einem Roman gelesen hatte. Mir wurde dadurch das Theater, für welches ich doch in meinen Flegeljahren selbst gedichtet, so zuwider, daß ich alle Illusion verlor und in meinem ganzen Leben nur gezwungen ein Theater besuchte. Nur Opern, und diese nur der Musik wegen, machten eine Ausnahme.

Um einige Gulden zu meiner Disposition zu erhalten, hatte ich eine Lektion bei zwei Mädchen, Töchtern des Pächters des Volksgartens zu Kumrowitz, einem bekannten Sabriksorte, berühmt wegen der Kumrowitzer Kollatschen, im Deutschen, Französischen und Zeichnen übernommen. Das Dorf war durch eine Woche des Jahres während des Kumrowitzer Kollatschen-Sestes allabendlich besucht, und man sah die schöne Welt in langen Reihen auf improvisierten Bänken vor den gescheuerten Bauernhäusern sitzen und nicht ganz romantisch eine ziemliche Anzahl Kollatschen, das Stüd zu 2 Kreuzer, verzehren.

Die Kumrowister Bauernweiber, vulgo Godeln genannt, genossen während der Zeit sogar das Privilegium, in der Stadt damit hausieren zu gehen. Wenn ich nicht irre, geschah das zum Andenken an die anno 1643 vor Brünn vom General Souchez verjagten Schweden. Kumrowis hatte einstmals auch eine berühmte Sabrik, wo die türkischen Sez in Massen fabriziert und von dort exportiert wurden. Durch Slaubeit verloren sie jedoch im Orient den Markt und die Sabrik ging zugrunde. Aus derselben entstand der sogenannte Volksgarten, der aber auch nicht florierte. Als ich nach vielen Jahren in orientalischen Basaren mir Sez vorweisen ließ, die merkwürdigerweise auch dort der wechselnden Mode unterliegen und ich mehrere derwürdigerweise auch dort der wechselnden Mode unterliegen und ich mehrere der-

^{*} Solojänger waren Kunert, Tenor; Reder, Bariton; Dworzat, Baß, war zugleich Regens chori, sang vormittags mit seiner wunderbaren, alles übertönenden Stimme das hochamt im Dom, nachmittags das Miserere bei einem Leichenbegängnisse und abends den Leporello oder Sarastro im Theater. Primadonna Signora Muzzarelli mit schriller, treischender Stimme, in großer Protektion bei den habitués, starb vor einigen Jahren in Paris, mit hinterlassung eines Testamentes, in welchem sie Stadt Wien zur Erbin einsetze, aber ihrer Gesellschafterin eine Lebensrente von so hoher Summe bestimmte, daß der Nachlaß sich schon binnen turzem erschöpfen mußte.

selben sehr teuer fand, zeigten mir die Araber und Türken geringschätzig andere vor, mit den, mir vom Dragoman verdolmetschten Worten: "È roba austriaca buon mercato, ma cattiva."

Einer unsinnigen Mode der damaligen Zeit schreibe ich die hauptursache meines Leidens zu, nämlich des Blutandranges gegen den Kopf, das in diesem Jahre begann, mich, sich immer steigernd, mein Leben hindurch nicht verließ, mich auch nie mehr verlassen wird, die eweiß Gott wie endet. Man trug damals hohe steise Krawatten, wahre Pferdtummete, in welchem der hals mittels einer hinten angebrachten Schnalle so zugeschnürt war, daß man ihn kaum bewegen konnte. Meisterschaft in Anfertigung dieser Garottier-Maschinen war einem hausbesorger des Grasen Mitrowsky zuerkannt, der aus Leder und Sischbein sörmliche Mieder krawatte eine Krümmung gab, daß sie, während sie nach unten die Schilddrüse quetsche, noch oben über das Kinn ging.

Als ich über mein Leiden dem Stabsarzt Friedrich klagte, riß er mir allerdings das Bindel herunter, aber der Embryo des Abels war bereits gegeben und entwickelte sich später in eine mir sehr lästige Cyste.

Die philosophischen Studien nahten sich allmählich ihrem Ausgange und wir rüsteten uns zum Abschiede. hatten wir doch die zwei Jahre ein recht tollegiales Leben geführt. Nur eine ganz eigentümliche Spezies unserer Kommilitonen beklagte deshalb das Dorübergehen der schönen Tage schmerzlicher. Es waren dies — die Kapuziner. Wenn ein armer Teufel umsonst und ohne große Mühe die Philosophie in Brünn absolvieren wollte, so ging er ins Noviziat zu den Kapuzinern, verlor dadurch ein Jahr, aber hatte die weitere Versorgung während der Studien, wenn es ihm gelang, die große Proseß noch einige Zeit hintanzuhalten. In diesem Halle traten sie gewöhnlich mit ein oder zwei Jahren Theologie aus. Unsere Kollegen in der Kutte waren übrigens recht joviale Kerle, hatten immer volle Schnupstabatdosen und durften sich nur nicht am Kokettieren beteiligen, welches im zweiten Jahrgange, der im 1. Stockwerk residierte, in ausgiebigem Maße mit unseren Dis-a-vis stattfand.

Ein wahrer Schandsled unseres Kollegiums war aber ein sicherer Alois D.... Sohn eines Amtsdieners und Cartuff schlimmster Sorte, der, wenn Molière zu unserer Zeit gelebt hätte, ganz unbestritten für das Prototyp der berühmten Komödie gehalten worden wäre. Frömmelnder heuchler, durch und durch Bösewicht im Schaspelze, stedte er seine lange Nase immer zwischen hinein, wenn zwei oder drei nebeneinander standen. Er war der offizielle Spion des Religionsprosessors Richter, der große Stücke auf geheime Polizei hielt. In späteren Jahren tauchte er in gleicher Mouchardeigenschaft als Buchhaltungsbeamter auf und betrieb, wahrscheinlich mit Unterstühung des Polizeisonds, sein Geschäft im großen.

Er hatte auf der Candstraße, im Spiegelmacherhause, eine große Wohnung, in die er hunderte von Ceuten zu Soireen einlud und den gewandtesten Maître de

plaisir machte. Bei einer derselben war auch ich mit meinem Freunde Romani gegenwärtig. Die Immer waren alle ausgeleert von Möbeln, nur in einem stand ein kleines Büsett, zu dem aber niemand beschieden wurde, und es war uns im ersten Augenblicke klar, daß es sich für den Hausherrn nur darum handelte, vertrauliche Gespräche zu belauschen. Ende Oktober 1848 tras ich das elende Subjekt in einer Sizung des Gemeinderates, ich weiß nicht, unter welchem Vorwande er hineinkam, und hörte eine der fulminantesten Reden, die während der ganzen Zeit im Landhaussaale gehalten worden waren.

Da kein Blei mehr vorhanden sei, schrie er wie wahnsinnig, so musse man die Kupferkreuzer einschmelzen, Kugeln daraus gießen und das ehemalige Bild des Kaisers hinausschießen. Und als mich das Unglück traf, in dem großen Hochverratsprozesse wider Hans Kudlich als dessen Derteidiger von Amts wegen zu fungieren und ich alle vom Militär-Standgerichte abgetretenen Akten durchsehen mußte, wen fand ich darin als eifrigsten Hauptdenunzianten? Den elenden Alois D.....

Wir hatten drei Kollegen semitischer Rasse; alle drei wurden späterhin Ärzte und machten ihre Karriere. Leopold Dietl ist heute Prosessor der Chirurgie in Wien und berühmter Operateur. Er besuchte mich erst fürzlich und scheint von allen von uns am meisten Jugendfraft bewahrt zu haben. Ein zweiter, namens Slamm, ward hofarzt und starb, wie mir Freund Marg mitteilt, nach langem Siechtum vor kurzem.

Ignaz Maier endlich schwang sich schnell zum Krankenhausdirektor in Brünn empor, starb jedoch schon in den besten Jahren. Er war ein äußerst gutmütiger, humaner Mensch, und wir standen als Studenten in bestem Einvernehmen, das soweit ging, daß er mich sogar für die großen Ferien in seine Heimat Teschen oder Troppau einlud.

So endeten die vier Jahre meines Studienaufenthaltes in Brünn, die ich zu zu den schönsten und heitersten meines Lebens rechne, ungeachtet des Bedrängnisses der letzten zwei Monate, das jedoch in der Folge ein neuerlicher einjähriger Aufenthalt in Brünn reichlich vergütet und in Vergessenheit gebracht hat.

Ende September padten ich und mein Bruder unsere Siebensachen und zogen nach Wien. (Sortsetzung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von 3. 3. David. (Sortjetzung.)

Also: auf einmal waren die beiden da. Natürlich schon verheiratet. Daß sie in der Stadt Hochzeit gemacht, so daß ihre Candsleute nichts davon hatten, wie es sich eigentlich gebühren würde, ist ihnen zu Beginn sehr verargt worden. Sie machten sich nichts daraus. In aller Ruhe haben sie sich eingerichtet und ihre Sache getan, wie eben zwei Menschen, die wissen, daß man arbeiten muß, will man gedeihen, und sich gar nicht davor fürchten. Keinem sind sie nachgelaufen und vor niemandem

haben sie sich verstedt, weil sie das durchaus nicht nötig hatten. Was immer sie anpadten, das hat einen Schid gehabt und ist ihnen geraten. Man hat ordentlich gesehen, wie sie vorwärtsgekommen sind in jedem Sinn. Denn der Gazda war beim Militär doch viel selbständiger geworden und hatte allerhand erlernt, was nicht nur er gebrauchen tonnte. Ein langfamer Peter ist er immer geblieben. Jum Beispiel, man hat ihn um einen Rat gefragt. Dann hatte er so ein umständliches Wohlwollen an sich und hat nachgedacht und endlich gesagt: "Nachbar" oder "Sreundchen — halt, das braucht seine Zeit. Dielleicht kommt 's beim Pflügen. Wart'." Nun, das geht schon manchmal, und hat er hernach etwas für gut gehalten, bo bat es immer schon seinen Sinn gegeben. Nur freilich — immer kann man doch nicht warten, bis wem das Richtige einfällt. Gespottet aber hat man auch nicht Aber sie, wie man's sonst auf dem Dorf gern tut, je mehr sie gediehen sind und je mehr man erkannt hat, daß an ihnen auch wirklich nicht das mindeste auszurichten ist. Sie haben miteinander gelebt, daß man mit Augen gesehen hat, wie lo sehr gern die Zwei einander haben und wie besonders der Gregor nichts getan bat ohne sein Weib und alles so eingerichtet hat, daß sie sich ja nicht übernimmt ober zu viel tut. Kein lautes Wort hat man bei ihnen gehört, keinen Jank. Wie denn auch? Sich über den Gazda erbosen, war doch gang und gar unmöglich. Denn er hatte nicht einmal Unarten an sich; und der immer nachgibt, mit dem kann nicht einmal ein Streithammel zanken, der die Ludmilla für ihr Teil sicher auch nicht gewesen ist. Nun freilich — gar zu still und friedfertig ist es ihr manchmal gewesen, in der denn doch mehr unverbrauchte Leidenschaftlichkeit stedte. Wie ein lebendiges Seuer hat sie es manchmal in sich heben gefühlt; jeder Tag, der so eintönig vergangen ist, hat es tiefer niederbrennen lassen und etwas mehr graue Afche war da. Und ihr ist dann gewesen, wie manchmal im Sommer, wenn kein Wetter kommen will und die Sonne hebt sich und geht schlafen, leuchtend, einen Caq um den andern, und es fällt kein Cropfen. Erst freut man sich, wie schön das Wetter ist und wie gut alles gedeiht und eingebracht werden tann. Und dann wird man ungeduldig. Und einer jeden Wolke sieht man nach, von da, wo sie auftaucht, und man hofft, sie wird wachsen und schwarz werden und das Erdreich überschatten, und die Sonne zerzupft sie in lauter weiße und zarte Säden, die wie Silberdraht das Blau zusammenhalten, das sich hoch und endenlos spannt, und das so schön ist, aber auch so einförmig, und auf die Dauer tut einem die Stille weh, und man sehnt sich nach einem gesunden Donnerwetter und nach roten Bliken.

Gar zu still ist ihr also der Gregor gewesen und auch zu anhänglich. Denn er ist gar nirgends hingegangen und hat auch weiter keinen roten Kreuzer für sich allein gebraucht, und ist er einmal, Marktes wegen, in die Stadt, so hat sie mit müssen und er hätt' ihr gekauft, was sie sich nur wünschen oder erdenken konnte. Denn ohne sie ist er sich ganz verloren vorgekommen und hat sich eingeredet, er habe alsdann gar kein Glück. Ineinander gewöhnen haben sie sich nicht erst müssen, die sich von ganz klein gekannt haben; zu reden hatten sie miteinander

auch nicht viel, aus dem gleichen Grund. Sie hat ihn zum Bekenntnis bringen wollen; aber er hatte wirklich nichts zu beichten. Und sie hat's probiert, ihn zu reizen, damit sie sieht, ob er überhaupt aufbegehren kann, weil man sich doch ein wenig vor seinem Mann muß fürchten können, schon damit man die Freude hat, ihn wieder zu besänftigen; oder sie war ungerecht gegen ihn ohne seden Anlaß, damit er sich einmal wehrt und wild wird und auf den Tisch schlägt oder ihrethalben auch wo anders hin. Das war alles umsonst. Und so, während das Dorf immer mehr Respekt vor Gregor Gazda bekommen hat, hat ihn sein eigen Weib mehr und mehr verloren und ihn dabei doch lieb und immerdar lieber gehabt.

Es hat sie nichts gefreut. Wenn sie wieder einmal ein gut Stück Geld, größer als sie einem zugestanden, in die Sparkasse getragen oder zu schönem Ins ausgetan haben, so war ihr das ganz gleich. Man hat es ja doch nicht anders gehabt, hernach wie vorher; wozu also oder für wen?

Denn dieses war sehr merkwürdig an der Ludmilla: so lange ihre Geschwister klein gewesen waren, hatte sie sie doch sehr lieb gehabt und alles für sie getan und auf sich genommen. Sowie sie aber herangewachsen oder ihr sonst aus den Augen gekommen waren, hat sie ihrer kaum mehr gedacht.

Was man so Samiliensinn nennt, dies war kaum in ihr. Wer einmal auf eigenen Beinen stand, der hatte sein Teil Liebe dahin und auf weitere keinen Anspruch mehr, der mußte sehen, wie er sich selber darauf behaupte und auf ihnen weiterkomme. So war das doch immer gewesen, seitdem die Welt stand. Küchlein, die ein und aus geschwärmt sind, die kennen einander nicht mehr.

Als hochmütig hat man sie ausgeschrien, weil sie von ihren Freundinnen aus der Mädchenzeit nichts mehr wissen wollte, wie sie reich und eine Frau im Dorfe geworden war, deren Mann jeden Tag Starosta werden konnte, wann es ihn nur darnach lüstete. Überhebung oder Stolz aufs Geld aber war es bestimmt nicht. Das war ein ganz ander und ein viel schlimmer Ding.

Die Ludmilla hat es in sich werden, wachsen und groß sein gespürt. Und sie hat sich dagegen gewehrt und hat Versteden gespielt vor sich selber und vor dem in ihr. Sie ist zur Beichte gegangen damit, und immer, wenn sie das letzte, das entscheidende Wort vorbringen und bekennen wollte, so hat es sie gewürgt, wie etwas, um das niemand wissen darf, und sie ist wieder heimgegangen, ohne ihre Seele befreit und für immer erleichtert zu haben.

Und gegen den Gregor ist sie ausfällig geworden. Und was er getan und unternommen hat, nichts, gar nichts, hat sie interessiert oder war ihr recht, und in jedem Wort gegen ihn war ein Stachel und ein Vorwurf. Das war nicht anders, mußt' er sich oftmals denken, als hätt' er sie ganz schmählich angeschmiert und betrogen. Vor ganz Fremden war sie auch so zu ihm, und, weil sie gewußt hat, sie tut durchaus Unrecht an ihm und hat sich dennoch nicht helfen können vor sich selber, so ist sie in ihr saunisches Wesen immer tieser hineingeraten und immer gehässiger, ja seindseliger gegen ihn geworden.

Sie ist trank, hat sich ihr Mann gedacht, und es kommen ihr Muden und schwärmen um sie und sie weiß sich keinen Rat vor ihnen; und also hat er keine Mühe und keine Sorge gespart, damit sie ruhiger wird und ihm nur nicht jede Stunde verdirbt, die er zu seiner Erholung braucht. Der hafer sticht sie, haben sie im Dorf gegen sie gehechelt, wo sie es ihr natürlich nicht vergönnten, daß es ihr so gut ging, und meinten, die beste Medizin bei solcher Krankheit sei der Ochsensteden. Denn, so umsonst es war, ein wenig hehen gegen die Ludmilla hat man aus allgemeiner Menschenliebe doch müssen. Aber nicht einmal der hämische Spott über sie permochte etwas dagegen und brachte sie nicht zur Besinnung. Denn ihr ganzes Wesen war in eine Gärung geraten, und was trüb war, hob sich in ihr.

Er war heimgekommen und ohne Gruß empfangen worden. Das war er kaum mehr anders gewöhnt. Er versuchte, sein Weib zum Reden zu bringen. Ohne allen Ersolg. Er wollte Licht machen, um seine Rechnungen wieder einmal in Ordnung zu bringen. Sie litt es nicht. So gingen peinliche Augenblicke. Es war sehr sinster; so ein frostiger Herbstabend, wo der Nebel huscht und es wie Gespenster in die Zenster sieht; und der Wind kauert sich manchmal in sich und springt wieder auf; und die Pappeln an der Straße ächzen und jammern sehr, wenn er zusährt und sie grimmiglich anpact.

Der Gregor hat also dies und das probiert, hat auf ihre Neugierde gerechnet, nur um sie zu einem Wort zu bringen. Es war alles umsonst. Er hat endlich ins Dunkle gestiert, wie sie, und hinübergehorcht auf ihren Platz. Doch hat sich nichts gerührt. Er rückt nah und näher zu und hört, wie schwer sie atmet; nimmt ihre hand und streichelt sie. Ein Augenblicken läst sie sich das gefallen; dann stößt sie ihn fort und springt auf, in die Küche.

Er wartet und wartet und sie kommt nicht wieder. Da ist ihm sehr bang geworden; nach ihr und überhaupt. Er schleicht ihr nach. Sie hat Seuer gemacht gehabt, um ihr bischen Nachtessen zu kochen. Das wollte nicht recht brennen und sie blies mit Macht in die Glut, und die Augen sind ihr übergelausen, weil viel Rauch war, wie sich der Wind mit einem recht kläglichen Lamentabel durch den Schornstein gezwängt und die Flamme niedergedrückt hat, eben wenn sie steigen wollte. Und das Gesicht von der Ludmilla war, wie es der Gregor noch nie gesehen hat: wild, zum Fürchten, und die Haare hingen ihr verworren in die Stirn, die sonst immer sehr auf sich achtgegeben hatte, und die Augen waren rot und traurig. Und manchmal hat sie einige Tatte zu singen angesangen, schrill, hoch, ganz falsch und leidenschaftlich und er hat sich besinnen müssen, bis er erkannt hat: es ist ein Wiegenlied, das sie so verzerrt für sich hinsingt.

Endlich nimmt er sich ein Herz: "Ludmilla!"

Sie hat ihn ganz gehässig angesehen: "Was schleichst hinter mir her, Gregor? Was willit?"

Er trat ganz nahe an sie heran: "Was ist mit dir, Ludmilla? Was willst du? Sag' mir's doch, liebe Milla!"

Das Haar strich sie sich mit unwirscher Gebärde aus der Stirn. "Hat dich wer gerufen? In Ruh' lass mich. Hörst, in Ruh' sollst mich lassen."

"Aber was ist mit dir? Was hat sich mit dir begeben, Ludmilla?"

"Nichts ist mit mir. Nur lustig bin ich und tu' mir also eins singen. Ober darf ich nicht mehr, Gregor?" Und sie sah ihn bose an.

Er war tief bekümmert in seiner grundguten und ihr durchaus anhänglichen Seele. "Eben, so sag' mir's Ludmilla. Was willst eigentlich? Oder wem willst es sonst sagen?"

"Dir zulezt", schrie sie. Dann wurde sie rot — aus einer Zornigkeit, ohne Grund und ohne Maß und voll von Trauer rot, und sie holte tief Atem: "Ober wart'! Erraten kannst's nicht. Gregor? Ich bin allein. Derstehst mich, Gazda? Und wenn ich decken tu' zum Essen, so frag' ich, wie lang werden noch nur zwei Leut' da sizen und das Lachen verlernen von einander und das Reden? Und eine Wiege hab' ich mir gekauft von meinem gesparten Lohn, wie wir geheiratet haben. Und ich hab' sie nicht geschaukelt, die so vielen Jahre, weil man glaubt, wenn man das tut, so nimmt man dem Kind den Schlaf, welches einmal darin soll schlasen. Und jezt steht sie auf dem Boden, und ich bin davor, wenn ich ganz allein bin. Stundenlang, und ich schwarel' sie mit dem Juß und ich denk mir, wie lang ist sie schon leer und soll sie immer so bleiben? Und ich sing' meine Wiegenlieder, alle, welche ich weiß, damit ich sie nicht vergess'. Und ich werd' schlecht. Und kommt eine Bettlerin und sie säugt ein Kind, so geb' ich ihr nichts und wenn sie noch so tut, weil ich ihr neidig bin, um das Kind, was sie bei sich hat, Gazda!"

Das kam zischend durch die Jahnlücke, vorgesprudelt in einer nicht mehr zu meisternden Erregung, die sie hob und verklärte und schoner erscheinen ließ, als sie der Gregor jemals gesehen. Er wollte etwas entgegnen. Aber sie hob die hand fast drohend und fuhr fort:

"Und ich geh' darum zu keiner, die ich kenn'. Denn am meisten haben tu' ich im Dorf und am ärmsten bin ich. Und wenn eine an mir niedersieht, so weiß ich, was sie sich denken tut von mir und ich schäme mich in mich hinein, ganz in mich selber, Gazda, als wär' ich kein rechtschaffen Weib und du wärst nicht mein Mann, sondern wir lebten nur so miteinander, so daß der liebe Gott nichts davon wissen will. Und wenn ich allein bin, so hör' ich um mich, ob was ruft nach mir, wie ich 's gewöhnt bin, oder mich am kleid zupsen tut, oder was will von mir und mich braucht. Und nichts will was von mir und nichts braucht mich, damit ich's betreu' und psleg' und hätschel'. Und ich bin überstüssig auf der Gottes Welt und wir taugen zu nichts, Gazda!" Sie schlug die hände vors Gesicht, wie eines, das mehr gesagt hat, als es soll und es nun mit Gewalt zurüchalten möchte. "Und ich bin gesund und stark, Gazda!"

"Dielleicht, wenn wir eines annehmen täten? Don deinen Ceuten, Cudmilla?" Sie tat die hande fort. Sehr bestimmt und seindselig sah sie ihn an. "Damit darsst du mir nicht kommen, Gazda! Ein Kind sich nehmen? Das ist Unsinn und

ist eine Sünde. Das könnt' ich gar nicht lieb haben. Denn es muß mein sein, ganz mein, sonst ist's, wie wenn man sich einen jungen Hund kauft oder man läßt sich ihn schenken. Man hat ihn eine Zeit lang, und spielt mit ihm, und richtet sich ihn ab, und wenn er nicht mehr da ist, no so kauft man sich halt wieder einen, und hat man den gern gehabt, so wird man den auch lieb haben . . ."

"Was tut man aber denn, Ludmilla, mein Seelchen?"

"Nix tut man. Einander in Ruh' lassen!"

"Man könnt' vielleicht eine Wallfahrt machen?"

"Meinst?" Das war voll Zweifel und einer Hoffnung, die sich nicht mehr recht vorwagt. "Meinst? Aber dann müßtest du mit. Aber — jetzt lass' mich allein. Jetzt kann ich dich nicht seh'n. Keinen Menschen kann ich nicht seh'n."

Er blieb ein Weilchen allein. Aber die Tür zur Küche ließ er offen und hörte sie wirtschaften und zwischendurch ihr Singen anheben und es wieder abbrechen. Dann brachte sie Licht und ein Schüsselchen und stellte beides mit einem harten Schlag vor ihn hin. Sie sah ihm zu, während er nachdenklich und ohne Hunger so herumlöffelte in der Milch und nahm selber keinen Bissen zu sich. Er sah ziemlich fassungslos vor sich hin. Und plöglich fühlte er ihre Arme um seinen Hals... "Halt" mich, Gregor! Oder es nimmt mich von dir." Und ihr ganzer Körper bebte in der Leidenschaft und in unterdrückten Schmerzen.

"hast mich benn gern, Ludmilla? Immer noch?"

"Sehr gern," nickte sie ernsthaft und traurig. "Und das ist ja das Unglück für uns."

"Das versteh" ich nicht."

"Ich schon. Ich schon."

Er 30g sie immer enger an sich und strich ihr rauh über die hand und die Wangen, und ihr ward sehr weich dabei, wie sie sich so immer näher und inniger an ihn schmiegte. Und so sasen sie eine gute Weile beisammen: zwei Menschen, die sehr aneinander hingen und sich dennoch zu verlieren fürchteten. Denn so nahe sie diese Stunde wieder verband, zwischen ihnen, traurig und unentrinnlich, sassichon das und rätelte sich immer machtvoller, was sie schied. Und wie sie so an seiner Brust gelegen ist, ganz hingezogen und hilfsos vor ihrem Kummer, der sie geschüttelt hat, wie eine Katze eine arme Maus schüttelt, da ist sie dem Gregor sehr hilfsbedürftig vorgesommen, hilfsbedürftig und zu bedauern, und sehr schön auch und sehr jung, und er hat sich wieder einmal als der Stärkere gespürt.

Es wäre vielleicht ein Glück gewesen, hätte der Gregor dieses Gefühl festhalten und durchführen können. Denn ein Weib, und sei es noch so gut geartet, braucht doch einen Meister, gar wenn es seiner selbst unsicher zu werden beginnt, damit es sich halten kann an ihm.

So aber hat er der Ludmilla bald wieder in jeglichem nachgegeben und sie hat sich gegen ihn und seine Gutheit wieder zu verstocken angesangen. Sie haben Wallschrten gemacht, wohin immer wer gemeint hat, daß man sich in solchen Sällen wenden kann, haben Opfer gebracht und beten lassen.

Immer und überallhin sind sie zu Fuß gegangen. Denn anders ist es kein Derdienst, hat die Ludmilla gemeint. Und so mußten sie oft länger ausbleiben, als der Wirtschaft gut war. Und sind sie heimgekommen, so war die Frau zuerst müd' und abgespannt vom Weg und ihren Erwartungen und hat hernach in einem Ritt einbringen wollen, was sie versäumt hatte, und hat sich also mehr abgenützt nnd abgespannt, als ihr gut sein konnte. Und Geld ist am End' auch genug in solcher Weise aufgegangen. Das hatte man doch am Ende. Aber, sie war hernach immer in einer großen und glücklichen Aufregung. Und dem Gregor, dessen Liebe zu ihr sich stets gleich blieb, so großen Schaden er durch ihr unkluges Treiben hatte, dem ist sie begegnet, wie er sich 's eigentlich alle Zeit um sie verdient hätte. Das hat ihn guten Mutes gemacht und ihm hoffnung gegeben, sie werde sich besinnen, wie undankbar sie gegen ihr Schickal sei und wie töricht gegen ihren Mann, der's ihr nach Kräften gut vermeint und zubereitet hatte.

Niemals aber durfte dies Gefühl bei ihm alt werden und erstarten. Er verstand noch immer nicht, wie der eine Wunsch, den ihr das Leben so hartnäckig vorenthielt, in ihrer tiessten seele saß, immer mehr mit ihr verwuchs, alles daraus verdrängte, was sonst in ihr gehaftet, das Sesteste sprengte wie ein Birkenstämmchen, das sich im lebendigen Selsen bewurzelt. Nichts hatte daneben mehr Raum oder Wert. Sie ist von einer großen, aber unerfreulichen Frömmigkeit geworden. Sehr viel ist sie in die Kirche gelaufen und hat dem Herrn Pfarrer von Ansechtungen erzählt, die es dem beinahe zuviel geworden ist. Denn er war ein älterer und bequemer Herr, der sich nicht leicht oder gerne mehr aufgeregt hat, und wußte durchaus nicht mehr, was er ihr raten oder sagen sollte, nachdem Crostworte nicht verfingen.

Und dann gibt es in jedem Dorf Weiber, mit denen man nicht gerne spricht, und die abseits wohnen und von denen man meint, sie verstünden Dinge, die eigentlich nicht ersaubt sind und mit denen man an der Seele Schaden nehmen kann. Sie wüßten zu besprechen und kräftige Worte und Tränke, die der Doktor nicht verschreiben und der Apotheker nicht machen darf, denen die Karten reden und das Blei Antwort gibt und was so bose Kunststücke mehr sind.

Nachdem, wenn man der Ludmilla Gazda mit so etwas auch nur spasseshalber gekommen ist, so hat sie meist gelacht und ist aufgefahren, wenn man hernach nicht aufgehört hat. Denn sie war nun einmal nicht neugierig nach ihrer Zukunft und sie hat sich nichts vom Leben begehrt, wovon sie nicht glaubte, sie kann's mit der Kraft ihrer Arme gewinnen und mit dem Verstand ihres Kopfes festhalten.

Nun hat sie gerade mit ihnen Freundschaft gemacht und Kameradschaft gehalten. Nachbarinnen hat sie solche Personen genannt und ihnen Kaffee, vom besten und teuersten zugestedt und hingetragen. Dort hat sie Stunden versessen; und hat sie von einer gehört, die besonders geschickt sei, dann ist sie, ohne jedes Besinnen und wenn noch so drängende Arbeit war, der über Land zugelaufen,

hat alles stehen lassen und sich zergrübelt, was ihre Weissagungen bedeuten. Und kein Geld war ihr zu viel; und nichts so Unsinniges hat es gegeben, das sie nicht probiert hätte, nur weil es so eine niederträchtige here von ihr begehrte. Je grauslicher so ein Ding war und je teurer es gekommen ist, desto eher hat sie's probiert und desto lieber genommen. Abrigens weiß das jeder Arzt: Medizin muß schlecht schmeden, sonst taugt 's niz. Und natürlich haben diese Personen, die ja immer ausgespicht und niederträchtig sind, bald ihre Schwachheit bemerkt, sie ausgenützt und sich hinterrücks noch nach Kräften über sie lustig gemacht. Und so ist sie für viele ein Gespött geworden und ihr Mann hat da und dort davon gehört, und schief angesehen hat man ihn, wie einen, dem man eben nur nicht ins Gesicht lacht, denn man hat ihn immer geachtet; und zu hause war eine unerquicksiche und schlampige Wirtschaft; und hat er der Ludmilla was gesagt, so hat sie ihn kaum gehört vor ihren Gedanken oder abgeschnappt; und zu helsen hat er sich gar nicht gewußt und hat alles gehen lassen. Denn das Wirtshaus hat ihn nie gesreut; und sein überreiztes und abgehärmtes Weib nun denn doch auch nicht.

Und reden haben sie gar nichts mehr miteinander können. Aberhaupt: haben zwei Menschen einander gern und es geht ihnen gut, so brauchen sie keinen Freund und keine Gesellschaft. Dann verstehen sie sich immer. hat sich aber in ihnen selber ein Zwist und ein Vorwurf erhoben, bei dem keines dem andern eine bestimmte Schuld geben kann, dann ist das ein großes Unheil, wenn sie sich keinen Freund wissen und keinen Mittler. Denn alsdann ist jede handreichung Gift und sie geschieht unlustig genug; und jede Berührung ist eine Pein; und man atmet auf, kann man einander und den ewigen Vorwurf vermeiden, den das bekümmerte Gesicht des Gesährten bedeutet, und ist dennoch gezwungen, so viel beisammen zu sein! Und man sucht in sich und findet nichts. Keine Schuld und keine böse Absicht; und man grollt sich selber, daß man so tut, gegen allen Sinn, gegen jede Gerechtigkeit, und läßt sogar dieses den anderen entgelten, daß er einem das Schlimmste zubereitet hat: den Selbst-porwurf, der niemals schweigen will, desto minder, je mehr man sich Lust macht.

Und dazu sahen diese beiden kein Ende. Denn sie waren noch jung und gesunde Menschen. An eine Scheidung aber dachten sie nicht einmal, weil sie für Katholiken doch keinen Sinn hat, und insgeheim hat die Ludmilla den Gregor denn doch lieber gehabt, als irgend was auf Erden. Nur halt, davon hat sie sich nicht frei machen können, das so häusig und so hählich ist, daß sie sich gedacht hat: tut mir etwas weh, warum soll's der andere nicht auch spüren? Er aber ist geduldig und gütig gegen sie geblieben; und wenn er sie für ein Weilchen ausheitern konnte, so war er glücklich und hat sich abgemartert, bis ihm was einsiel; und wenn sie gemurrt hat, oder ihn gehechelt mit spizigen Worten, so ist er für sich allein gegangen und hat sür sich gegrübelt, wie gut er's einmal gehabt hat und ist aus dieser Erinnerung heraus doppelt sanstmätig und geduldig und vorsichtig gegen sein Weib geworden. Denn sie war einmal krank, die Arme. Und er konnte nichts dawider und er durste sie's nicht entgelten sassen. die doch zumeist darunter

litt, und mußte sein Kreuz tragen und nur hoffen, daß sie wieder zu ihrer Gesundheit und zu sich käme. Und, um zu erkennen, daß er sie eben damit martere und reize, dafür war der Gregor Gazda doch nicht klug genug. Er war eben nur gut und vor seiner Güte schmolz ihm der Jorn, wenn er sich schon einmal in ihm erheben wollte . . . (Sortsetzung folgt.)

Christian Felix Weiße (1726–1804).

Ein Gebentblatt von Dr. Egon von Komorgynsti.

Mehr als die Literaturgeschichte ist die Musikgeschichte berechtigt, des vor hundert Jahren, am 16. Dezember 1804, verstorbenen Schriftstellers Christian Felix Weiße ehrend zu gedenken. Denn auf so vielen Gebieten sich Weiße auch betätigte — hat er doch Crauer-, Schau-, Lust- und Singspiele versaßt, als Lyriker, Dramaturg, als Redakteur und Kinderschriftsteller gewirkt — einzig das Singspiel war es, auf dessen Gebiet er bahnbrechend gewesen ist; und so berühmt, bekannt und beliebt er zur Zeit seines Wirkens war: nur seine Betätigung auf dem Gebiet der Singspielschichtung hat ihn selbst überdauert. Die neuere deutsche Oper verdankt ihm ihre Grundlage und insbesondere die Wiener volkstümliche Oper der Achtziger- und Neunzigersahre des XVIII. Jahrhunderts — das Schaffensgebiet eines hensler, eines Perinat, eines Schikaneder — hat die von Weiße begründete Singspielsorm übernommen, gesestigt und zu lokalen Zweden weiter ausgebildet. So hängt der biedere säcssische Dichter zusammen mit der Grundlage des wienerischen Volksstückes mit Gesang!

Des äußeren Lebensganges Chr. Sel. Weißes gedenken, heißt das Bild eines rechten Philisterdaseins aufrollen. 1726 geboren als Sohn eines Schulmannes, besuchte der junge Weiße das Altenburger Gymnasium und bezog 1745 die Universität Leipzig — die Residenz des Citeraturpaschas Gottsched. Diese Leipziger Studentenzeit ist die einzige Deriode in Weikes Leben, die etwa ein wenig feurig genannt werden kann, denn bald hielt das Theater — in Leipzig durch die Truppe der Neuberin vertreten — den Jungin seinen Bann und er begann um die Wette mit Cessing, den er in Ceipzig kennen gelernt hatte, Dramen zu schreiben. Lessing hat gewiß die Richtung der Weißeschen Schriftstellerei entscheidend beeinflußt; immerhin aber ist die Freundschaft, die den jungen Cessing — wenn auch bloß turze Zeit — mit Weiße verband, seltsam genug und am besten mit Minors Worten zu erklaren: "Cessing verschmahte es auf teinem Gebiet, im Wettkampf mit bem Freunde die jungen, aber so ungleichen Kräfte zu üben; Cessing lernt, indem er sich übt. Weiße lernt von dem Freunde — das ist der Charatter der uns fast unbegreiflichen Derbindung, welche nicht dem Gleichgefühl, sondern dem Streben nach demielben Jiele ihre Entstehung verdankt." Diese Freundschaft mit Cessing, die freilich, als Cessing Leipzig verließ (1748), gleich erlosch, war für Weißes poetisches Wirten in vielfacher hinsicht grundlegend. Aber im übrigen fehlt seiner Dichtung alle Selbständigkeit und Kraft. Ein echter Philister, hielt er sich auf der bequemen Mittelstrafe zwischen ber Gottschebichen Derftanbesdichtung und ber Schweizerischen Derehrung der Phantasie; ja, er verspottete beide Richtungen in dem Lustspiel "Die Poeten nach ber Mode", das einen größeren Erfolg errang. Auch seine übrigen Lustspiele entbehren

der Originalität und des wahren Humors, sowie seine Crauerspiele hölzern und steif sind ober in seichter Rührung gerfließen. Als Redatteur der "Bibliothet der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" von 1759 an hat er einen gewissen lauen, gleichgültigen Standpunkt beibehalten, der zu der literarischen Revolution des Sturmes und Dranges teineswegs paßte: von den Gewittern, die sich damals in der Literatur entluden, findet sich nicht ein schwacher Widerhall in der "Leipziger Bibliothet". Mit wenigen Ausnahmen dauernd in Ceipzig, wo er 1762 Kreissteuereinnehmer geworden war, entzückte er weite Kreise durch seine bedächtige Lebensführung: seine Samilie wurde als das Ideal eines beutschen Hauses, er selbst als braver Chemann und zärtlicher Dater, als pünktlicher Beamter allgemein verehrt; ja man kann beinahe sagen, daß er der Berater des ganzen Mittelstandes wurde, so wie es früher der zartherzige Gellert gewesen war: in padagogischen, familiären und schriftstellerischen Angelegenheiten wandten sich oft gang unbefannte Personen an ihn, und die Liebenswürdigkeit, mit der er alle solche Bitten bereitwillig und nach bestem Können erfüllte, bildet auch bei heutiger Betrachtung ein schönes Gegengewicht gegen den veralteten, moralisierenden Standpunkt, den er in seiner ganzen Cebensauffassung einnahm. Als die Werke eines allgemein so warm verehrten Mannes tamen seine Schriften naturgemäß rasch in die Mode, aber ihre Beliebtheit dauerte länger als Weißes Leben.

So beliebt Weiße eine Zeitlang als Dichter war, er ist eigentlich auf keinem Gebiete der Citeratur selbständig gewesen — auf allen aber um so fruchtbarer und auch um so erfolgreicher. Als Enriter ist er in seinen "Scherzhaften Liedern" ein Schüler der Anatreontifer hageborn und Gleim, in seinen "Amazonenliedern" ein Nachahmer der Gleimschen Grenadierlieder, deren Strophenform er sogar topiert. Seine Jugendschriftstellerei, in deren Behaglichkeit er sich por den Orfanen des Sturmes und Dranges immer weiter zurudzog, ist philisterhaft, ohne alle Phantasie, altklug und lehrhaft. Seine Zeitschrift "Der Kinderfreund", die in 24 Banden von 1775—1792 erschien, war gleichwohl über ganz Deutschland verbreitet und machte Weißes Namen auch außerhalb Deutschlands aekannt und beliebt. In seinen Custspielen folgt er der Schablone des sächsischen Charafterlustspieles, läßt sich von den grangosen beeinflussen, gehrt von Cessing und bringt nicht einmal in die aktuelle Satire "Die Poeten nach der Mode" einen lebendigen Zug. Weißes altere Crauerspiele sind Alexandrinertragodien, nicht nur der Sorm nach, sondern auch in ihrem steifen Aufbau; von ihnen war insbesondere "Richard III." sehr beliebt. In späteren Studen wandte er den fünffüßigen Jambus an, auf den ihn Cessing hingewiesen hatte. (Der Schauspielbirektor Koch führte in Leipzig am 28. Jänner 1769 Weißes "Atreus und Chnest" auf; die erste Aufführung einer Jambentragödie in Deutschland.) In der Stoffwahl berührt sich Weiße mit Shakespeare nicht nur in den Dramen aus der englischen Geschichte, sondern auch in "Romeo und Julie", die er ohne Rücksicht auf Shakespeare verfaßte — ein wässeriges, rührseliges Stud, das aber seinerzeit sehr beliebt gewesen ist.

Dauernde Cebensfähigkeit aber besaßen einzig und allein die Singspiele Weißes. Seine Bearbeitung des englischen Singspiels von Coffen "Der Teufel ist los", die 1752 von der Kochschen Truppe in Leipzig aufgeführt wurde, errang ungeheueren Beifall, und Gottsched, der mit aller Macht sich dagegen stemmte, daß ein seiner Verbannung des Komischen und der Oper hohnsprechendes Werk in seiner Domäne Leipzig gespielt werde, erntete für diesen Protest bloß lauten Spott. 1766 errang das Singspiel, das Weiße inzwischen nach französischem Vorbild überarbeitet hatte, einen neuen Triumph, und das wohl

mit Recht; insbesondere trug zu dem Ersolg Johann Adam hillers einfache, aber liebliche Musik viel bei. Ermutigt durch diese Ersolge, entwickelte Weiße jest eine rege
Tätigkeit auf dem Gebiet der Singspieldichtung; er lehnte sich in seinen solgenden Singspielen
gern an französische Originale an und blieb bei der Form eines Volksstücks mit gesprochenem
Dialog, in dessen Derlauf einfache Gesangstücke eingestreut wurden. Die Ansorderungen
an die Gesangskunst der Schauspieler durften nicht groß sein; aber gerade diese Einfacheit
gereichte den Stücken zum Vorteil und machte sie so beliebt, daß das Singspiel ein Jahrzehnt die herrschende Gattung wurde und Weiße zahlreiche Nachahmer und Nachfolger fand.

In Wien, wo die extemporierten Stuce eines Kurz und seiner Genossen ja eine ähnliche Sorm besagen, griff man bei der Erneuerung und Weiterführung des lokalen Volkstuds begierig die Sorm des von Weiß geschaffenen Singspiels auf. Schikaneder und andere hatten schon auf ihren Wanderzügen gern beutsche Singspiele aufgeführt. In Wien gar kamen nationale Grunde bazu, sich für die neu aufblühende deutsche Oper zu begeistern. Der Frühling der deutschen Oper, die Josef II. im hoftheater einrichten wollte, verflog nur zu raich — er hat uns freilich Mozarts "Entführung" geschenkt, beren von Stephanie bearbeiteter Bregnericher Text jest auch das Dorbild für andere deutsche Opern werben konnte. Aber die Ceibdichter der seit dem Beginn der Achtzigerjahre des XVIII. Jahrhunderts erstehenden Dorstadttheater richteten sich bei der Neubearbeitung der alten ertemporierten Stüce und bei der Abfallung neuer Volksltüce ganz nach dem Multer der Weißeschen Singspiele. Diele von diesen waren in den Achtziger- und Neunzigerjahren noch gern gegebene Stücke: so führten Marinelli und Hensler im Ceopolostädter Cheater "Die Jago" und den "Ärntefranz" mit Dorliebe auf; Schifaneder, der ja sein Repertoir von Regensburg nach Wien brachte, tischte im Freihaustheater gern einmal ein Werk Weißes auf. Er selbst sowie Marinellis Theaterdichter, Hensler und Perinat, arbeiteten nach Weißes Vorbild: gesprochener Dialog und eingestreute Arien und mehrstimmige Gesangsstüde; der Chor trat recht steif erst an den Aktschlüssen ein - erst Mozart hat hierin Beweglichkeit und Geist gebracht, denn für Wenzel Müllers und Kauers Musik waren in vielem noch hiller und dessen Nachfolger, wie Dittersdorff, bas Mufter. Freilich erfüllten die Wiener Dichter die übernommene Sorm mit einem neuen Inhalt: anstatt der affektiert-ländlichen Handlung, die meist eine dörfliche Liebesgeschichte war, brachten sie eine handlung voll frischen, echt volkstumlichen humors, die nicht selten in phantastischer Sorm spielte und mit allerhand Zaubereien verbrämt wurde: eine alte Wiener Cradition ist da mit der neuerwachten Dorliebe für die Seenmarchen perbunden worden. Als ein Spektatelstud mit Musik schrieb Schikaneder 1791 seine "Zauberflöte" ganz in der Cradition der Weißeschen Sorm, und diese, die ja dem Wiener Voltsstüd bis ins XIX. Jahrhundert treu blieb — treffen wir auch in ber romantischen Oper; Kind-Webers "Freischut," bietet uns ein schones Beispiel dafür, baf die spätere beutiche Oper ber Sorm nach immer noch "Singspiel" heifen sollte und gerade im "Freischütz" lebt auch inhaltlich noch gar viel von Weiße fort, was Kind bewuft ober unbewuft übernommen hat; insbesondere ist die Ahnlichteit der handlung mit Weißes "Die Jago" auffallend.

So ist, was zu Lebzeiten Weißes seinen Ruhm ausmachte, bald geschwunden — nur das deutsche Singspiel ist geblieben und deshalb wird er als dessen Begründer neben Hiller immer genannt werden mussen.

Chronif.

Neuere Literatur zur Afthetik.

An der Entwicklung der neueren Afthetik haben öfterreichische Gelehrte einen hervorragenden Anteil genommen. Nirgends haben die leitenden Gedanten der Afthetit Berbarts so starten Widerhall gefunden; nirgends find sie so selbständig ausgebaut worden. Die eine Seite bes großen Gegensages, welcher biefe Disziplin feit hegel und herbart in zwei getrennte Cager ichied - Vertreter der inhaltlichen ober gebanklichen Bedeutsamkeit des Schonen und Dertreter ber formalen Dollendung - wurzelt vorzugsweise in den österreichischen herbartianern: 3immermann, hanslid, hoftinsty, Dogt u. a. Und namentlich die beiden erfteren haben es verftanden, die Ansichten, welche fie - 3immermann in feiner "Wiffenfcaft vom Schonen", hanslid in feinem weltbefannten Buchlein "Dom Musitalisch-Schonen" größter begrifflicher Scharfe entwidelt hatten, als Krititer auf das lebendige Kunstichaffen anguwenden und ihnen dadurch eine Unmittelbarteit der Wirtung zu verleihen, die fie in rein theoretischer Sorm nie hatten üben tonnen. Die weiteren Schidfale ber Afthetif - die 3mpulfe, welche fie durch den fteigenden Einfluß ber Kunft und Kunfttheorie Richard Wagners, burch bas Einströmen neuer psnchologischer und fogiologifcher Gefichtspuntte, endlich burch ben großen Wandel der stilistischen Anschauungen in der bildenden und dichtenden Kunft erfahren hat - können hier nur angedeutet werden. Und obwohl fast alle neueren Kunftrichtungen die Afthetit gu Bilfe rufen - die Afthetit namlich, welche ihnen jeweils gerade paßt - hat es auch nicht an Solchen gefehlt, welche diefer Disziplin in aller Sorm bereits einen Totenschein ausstellten. Daß aber tatjächlich das Interesse am Droblem des Schonen nicht erstorben ist, beweist die erhebliche Jahl von neuen Bearbeitungen, welche die letten Jahre gebracht haben: Konrad Cange "Wefen ber Kunft", Karl Groos "Der afthetische Genuß", Theodor Cipps "Afthetit: Pinchologie des Schonen und der Kunft", Jonas Cohn "Allgemeine Afthetit"; und daneben eine Menge von

prinzipiellen Untersuchungen, welche auf einzelne Kunstgattungen gerichtet sind.

In diese Reihe treten nun neuerdings zwei Osterreicher mit umfassenden Bearbeitungen ein: hugo Spitzer, Professor an der Universität zu Graz, und Johannes Volkelt, Professor an der Universität zu Leipzig.

3h mochte zunächft von bem Buche Spitgers sprechen und mir einige Bemertungen über Dolfelts "Spftem der Afthetit", von welchem fürzlich ein erfter Band zur Ausgabe gelangt ift, auf eine spatere Stelle verfparen. Es ist nach Inhalt und Umfang eine zu bedeutende Ceistung, um nur anhangsweise befprocen zu werden. Spigers Buch tragt den Titel: Bermann Bettners tunftphilofophische Anfange und Literarafthetit. Untersuchungen zur Theorie und Gefcichte ber Afthetit. (Grag, Leufchner und Cubensty 1903; XVII und 506 S. Gr.-Ottav.) Auch dieses Wert ist auf dem Titel als erster Band bezeichnet. Spitzer ift auf diesem Gebiete tein Neuling. Schon im Jahre 1892 hat er "Kritifche Studien gur Afthetit ber Gegenwart" peröffentlicht, welche in ber Befprechung einer Angahl neuerer Arbeiten feine eigenen Anfichten bedeutsam hervortreten ließen; Referate in der Zeitschrift "Euphorion" fologen sich an, und die ebendort im Jahre 1899 begonnene Abhandlung "Afthetit, Sozialpolitit und Entwidlungslehre" zeigt in ungemein intereffanter Weife, wie fich im Geifte des von der Biologie hertommenden Sorichers ethische und afthetische Drobleme vertnüpfen. An diefe früheren, durchaus auf literargeschichtlicher Grundlage rubenden Arbeiten Schließt sich auch die neueste an. Aber selten bat es ein Buchtitel so gut verstanden, ben eigentlichen Inhalt einer Arbeit gu verbeden wie diefer. Denn fein größerer Irrtum ware bentbar als der, zu meinen, das umfangreiche Buch handle nur von den afthetifden Schriften hettners, welche nach feinem Tobe in die Sammlung feiner fleinen Schriften aufgenommen worden find. Don diefen und ihrer eigentumlichen Doppelftellung zwischen ber fpetulativen und ber positivistischen Philosophie ist Spiger offenbar ausgegangen. Ihn,

der selbst ein hervorragender Vertreter positivistischer Dentweise ist und Seuerbach nabefteht, icheint es gereigt zu haben, fich hettners afthetische Anfichten naher zu befehen, der, unter ausbrüdlicher Berufung auf Seuerbach, im Jahre 1845 feine Abhandlung "Gegen die spetulative Afthetit" veröffentlicht hatte. Diese Befannticaft brachte offenbar eine Enttaufdung. Was Spiger bei hettner fand, hielt seinem fritischen Geifte in feiner Weise stand. hettner war gur halfte in ber spetulativen Afthetit fteden geblieben, die er beseitigen wollte. Um diese Kritik hettners aber auf eine moglichst breite Basis zu stellen, hat Spiger weit ausgegriffen. Die Probleme, welche in hettners Schriften berührt werden, machsen in ihm selbständig weiter. Die Literatur der Afthetit alter und neuer Zeit, nicht nur Deutsche sondern auch grangofen und Englander, wird im größten Mafftabe herangezogen, um jede grage in den Bufammenhang ber gangen gefchichtlich ertennbaren Argumentation zu ruden. Die Belefenheit bes Autors ift so erstaunlich wie der Grad ber Ausnützung des Gelesenen. Auch dem mit ber Literaturgeschichte ber Afthetit wohl Vertrauten wird das am Schlusse des Buches befindliche bibliographische Derzeichnis manche Aberraschung bieten und manche neue Befanntichaft vermitteln. Was sacilich erörtert wird, ist nicht das gange Gebiet der Afthetit, sondern eine Reihe von prinzipiellen gragen, welche auch burch die überichrift des zweiten, viel umfangreicheren Abichnittes "Afthetit und Kunftwiffenfcaft" nicht ericopfend bezeichnet werben. Nur mit einigen Worten tann hier wenigstens einiges herausgehoben werden. Dor allem die von Spiger mit dem größten Nachdrud und ben gludlichften Grunden vertretene Trennung von Afthetit und Kunftwissenschaft. Sie bildet den entscheidenden Charafterzug feiner eigenen Anficht. Sie ruht gang auf bem Gedanten, bag das Gebiet des Schonen viel weiter reiche als das der Kunft, und wiederum, daß es in der Kunft unmöglich fei, nur nach Rudfichten ber Schonheit zu produzieren. Die Art, wie diefe Sate burchgeführt und burch Prufung des Derhaltnisses zwischen Kunft und Natur, bann durch Erörterung des Kunftgewerbes, der Garten- und Baufunst illustriert werden, durfte gerade in der Gegenwart, in der ja die Grenzen der Kunft so vielfach Gegenstand der Distuffion geworben find, geeignet fein, Intereffe gu erregen und Klarheit gu ichaffen. Nicht minder auch die Analyse der psychologischen Momente, die in dem Begriff "Kunftlerifche Catigfeit" liegen und der Derfuch, die Grenglinie zwischen Kunft und Wissenschaft genau zu bestimmen. Don hier aus gelangt Spiger am Solusse zu einer Drufung ber neuen Ansichten von ber Geschichte als rationaler Wissenschaft (Camprecht) und ber von da tommenden Bezeichnung der bisherigen Geschichtsschreibuna als einer "Kunft". Die wesentlichen und, wie ich glaube, methobologifch fehr erfprieglichen Ergebnisse des Buches sind: Afthetit ift eine rationale Wissenschaft, beren Gebiet fo weit reicht, als es afthetische Wirtungen gibt, das beift Gegenstande ober Einbrude, welche "icon" find und dadurch das Gefühl des Gefallens hervorbringen. Der Kreis dieser Phanomene ift viel weiter als das Reich des kunftlerischen Schaffens. Afthetit und Kunftwiffenschaft tonnen barum nicht zusammenfallen; sie berühren sich nur an gewissen Duntten. Die Kunftwissenschaft felbft hat einen pfpchologischen und einen historischen Teil: die Untersuchung des Wefens ber fünftlerischen Anlage und Catigfeit und das Studium der Entwicklung der einzelnen Künfte im Jufammenhang der Individualitäten und des Kulturlebens überhaupt, Manche Mikverftandniffe und mander im Grunde gegenstandslofe Streit werben verschwinden, wenn diese Abgrengungen Anerkennung finden. Das Buch ift feine bequeme Cetture für benjenigen, der wenig Zeit hat und nur rafc einige leitende Begriffe aufnehmen will. Aber benjenigen, der fich feinem Gebantenguge bingibt, entschädigt es reich durch die Grundlichkeit und ben Ernft feiner Beweisführung, wie burch bie Sulle von Anrequng und Belehrung, die der Derfasser oft wie im Dorübergeben mit verichwenderifder hand ausstreut.

friedrich Jobl.

Kleine Mitteilungen.

Stadtmusitanten. Kurglich hat ein Gemeinderat beantragt, in Wien eine ftabtifche Musittapelle zu errichten. Sie soll auch uniformiert werden, damit die Mitburger nicht nur etwas zu hören, sondern auch zu seben betommen. Neben uniformierten Steuerezetutoren wird es also auch uniformierte Musikanten geben, und es ift im gemutlichen Wien qu erwarten, daß sie tollegial zusammenwirten. Eine Steuereretution mit Musitbegleitung mare gewiß eine neue Errungenschaft auf bem Gebiete ber humanitat. Es durfte wenig Wiener geben, die gegen den Antrag des herrn Gemeinderates etwas einzuwenden hätten. Jeder Wiener, gleichviel welcher Partei er angehört, liebt die Mufit und ichatt gute Mufiter. Auch die Beborden von heute find der Musit und dem Gefang freundlich gesinnt, weit freundlicher als bie por 200 Jahren. Als Wien 1704 gegen ben Einfall ber Kuruggen in Verteidigungszuftand verfest wurde, hielt es die Regierung für angezeigt, auch die Wiener gröhlichkeit auf langere

Zeit zu suspendieren. Die Strenge der Beborde richtete fich zunächft gegen die Dolfsfanger, weil fie in ihren Liedern auf öffentlichen Plagen und in den Strafen "große Surften und herren mit ungezüemblichen Calumnien und Schmachworthen angegriffen, nicht wenig andere erdichtete und unwahrhaffte Zeitungen eingemischet hatten." Der Rumorhauptmann wurde damals beauftragt "die mueffig gehenden Lieder-Singer und Singerinnen" abzuschaffen, weil durch fie die Dienstboten von ihren Derpflichtungen abgehalten wurden. Das Verbot icheint aber nicht beachtet worden gu fein, denn im Jahre 1711 tabelte die nieberöfterreichische Regierung, daß noch immer "verschiedene Gefange und Lieber burd allerhandt unnuzig und sonften mueffig gehende Ceuthe hin und wider auf den Plagen und Gaffen in und vor der Stadt abgesungen werden", weshalb "die auf denen Bandben gewöhnlichermaken aufftebenden Singer" von nun an allfogleich abgeschafft werden follen. In demfelben Jahre, 1704, ba man ben Wiener Volksfangern bas handwert legen wollte, wurde auch die Cangmusit verboten "weillen durch bergleichen Anmuethungen nicht allein unterschiedtliche Erzeß und Muethwillen verüebt, sondern auch der Muessiggang eingeführt, die Dienstbothen und andere gur Trundenheit und unterschiedlichen Caftern perlaittet, der verbottene Aufenthalt verdächtiger Ceuth geziglet, in villfeltige Gottslefterungen, Rauffhandel und Morththatten gum öffteren verurfacht werben, bennebens auch durch dieses Tumultiren, Cangen und Springen die Ehr Gottes theineswegs befürdert sondern villmehr die gottliche Majeftat febr offt und beschwärlich belaidigt wirdt". Nur auf eindringliches Bitten der in ihrem Erwerb beeintrachtigten Stadtmusitanten ließ sich die Regierung herbei, "die musitalische Bedienung nur allein bei jenen hochzeiten, die in feinen Wirthshäufern gehalten werden und langift nur big 10 Uhr in die Nacht" zu bewilligen. Derlei Derbote tehrten fast jährlich wieder bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Sie erstrecken sich auch auf die heitere Musit in Privathäusern, betrafen aber vorzugsweise die öffentlichen Dergnügungsorte. In wiederholten Eingaben an die Regierung flagten die Stadtmusikanten, daß sie nicht in der Cage feien, "ihr Studhl Brod zu gewinnen, mithin fpe vor dem ganglichen Untergang und Ergreiffung des Bettlitabes allermildtreichift errettet werden möchten". Auch die beliebten Nachtmusiten in den Strafen, die bei Anwenbung von Trommeln, Binten und Jagerhörnern freilich nicht fehr fanft gewesen fein durften, wurden damals von der Obrigfeit verboten, die jedoch oftmals das Ohr verschloß, wenn es galt, einem Patrigier ein Standchen gu bringen.

Es schien also, als ob Wien vor zweihundert Jahren keine Musikstadt gewesen. Es schien, denn in Wirklichkeit ließ man sich trots aller Verbote nicht abhalten, nach herzenslust zu siedeln, wobei auch das Canzbein nicht zu kurz kam. Von jeher war Wien ein Anziehungspunkt für Sänger und Musiker, und schon der "Freudenleere" in "Der Wiener mervart" singt:

> Wiene daz ist lobes wert da vendet man ros unde pfert grozer kurze wile vil sagen, singen, seiten spil.

Gab es doch in Wien ein eigenes Spielgrafenamt, dem Musitanten, Komodianten, Gautler, Seilfahrer, hollhupfer, Ceirer, Baren- und Affentreiber, Jauffer, Buchftecher, Würfel-, Cafchenund dergleichen Spieler, Schaltsnarren und Schaltsnärrinnen ginsbar waren. Als Ceben 1354 dem Geichlecht der Eberftorf verlieben. tam es später an Christoph Sreiherrn von Eiging und nach dessem Cobe an die Grafen Brauner, in welcher Samilie es verblieb, bis Kaiser Josef 1782 verordnete, daß "das Privilegium des faiferl, tonial, oberften Spielgrafenamtes in Ofterreich ob und unter der Enns als eine gar nicht mehr anpassende und wider die natürliche Freiheit, durch Kunft fein Brod gu verdienen, streitende Beschrantung" aufzuheben fei. In ben bei Jofeph v. Kurgbed gebrudten Statuten dieses Amtes finden wir die Wiener Musikanten in zwei Klassen geteilt: in Stadtund Burgfriedensmusici" und in "Candbruder". Jene waren berechtigt, in ber Stadt, in ber Dorftadt, auf allen burgerlichen und Freigrunden sowie außer den Cinien an allen Orten bes flachen Candes gu fpielen; ber "wienerische Canbbruber" bagegen tonnte in Wien nur auf ben sogenannten Freigrunden spielen, dafür mufte ber Stadtmufitant 110 Gulben 30 Kreuger. der Candbruder 16 Gulden 30 Kreuger Intorporierungstare entrichten. Jeder Musitant mußte überdies eine Probe feiner Sahigfeit ablegen und außerdem der Stadtmusitant 3 Gulden, der Candbruder einen Gulden 30 Kreuger jährlich bezahlen, widris gens ihm fein Instrument abgenommen murbe. Ein feltsames freies Gewerbe, das mit fo hohen Abgaben belegt murbe. Dazu noch bie geringe Achtung der Stadtmusikanten in der Wiener Gesellicaft. In den Atten des Oberfthofmeisteramtes befindet sich ein Gesuch des Stadtmusikanten Gottfried Schweinberger, der im Jahre 1727 bei den hofballen die "Ceutich und Contra Tang gu geigen und babei bas Directorium gu führen hatte", mithin hofballmusitbirettor war. In feinem Gesuche bittet er, ihm die Gage zu erhöhen "umb nur die jo gar gemeinen und verächtlichen Statt Dienste

meiden und meine fo geringe und unwurdige Persohn bardurch von solcher Verachtung entsegen zu tonnen". Solche "Ballgeiger" aus der Klaffe ber Stadtmufitanten murben guerft unter Kaiser Josef I. angestellt. Wir finden in den hofrechnungen, bereits 1708 einen Michael Jatob Kramer verzeichnet, mit einem Monatsgehalt von 30 Calern, und 1710 einen Paul Gottfried Schareif, ber 20 Caler monatlich erhielt. Das Derhaltnis der Stadtmusitanten gu den eigentlichen hofmusitern scheint tein besonders friedliches gewesen gu fein, denn in dem Dortrage über Schweinbergers Gesuch berichtet der Obersthofmeister an den Kaifer von den 3mpertinengen, welche ber Bittsteller von ben hofmusitern zu erleiden hatte, "wie im letten Safding fie ihme feine Mufitalien gerriffen, feinen Jungen aber gar mit Schlagen tractiret haben . . . " - - hoffentlich ergeht es den fünftigen Stadtmusitanten beffer und vielleicht ift die Zeit nicht fern, wo die "uniformierten" Stadtmufitanten den Allerhöchften und höchften herricaften gum Cang aufspielen.

Die öfterreichifde Poft in ber Curfei. Der in jungfter Zeit ausgebrochene, nun wieber beigelegte Posttonflitt mit der Türkei gibt die Deranlassung, einige historische Details über die Gründung der öfterreichischen Post im osmanischen Reiche mitzuteilen, wobei wir einer außerft verbienftvollen, einschlägigen Arbeit des f. f. Doftrates Alexander v. Eberau folgen. Die Anfänge unserer Dosteinrichtungen in der Curtei sind mit den Kurieren in Zusammenhang zu bringen, beren fich ber öfterreichische fof gum Austaufche ber Depeschen mit feinem Dertreter bei ber Pforte bediente. Diefer Kuriere gefchieht icon im Karlowiger Frieden (1699) Erwähnung, in beliem Artifel 17 wir ben folgenden, auf ben Soun der Kuriere Bezug nehmenden Passus finden: >Cursores etiam, et alii eorum homines, Vienna ad fulgidam Portam, atque iterum redeuntes et ultro citroque venientes salvo passu, tute et secure permeent, atque ut commode iter suum perficiant, omni favore coadjuventur. Ein regelmäßiger Derfehr von Kurieren zwischen Wien und Konstantis nopel fand erft nach dem Paffarowiger Frieden (1718) statt, beffen Artitel 18 fast ben gleichen Wortlaut wie der gitierte Passus hat. In ben darin enthaltenen Worten somni favore coadjuventur« ift ausgesprochen, daß außer bem ben Kurieren zugesicherten Schute auch die Benütung der einheimischen turtischen Dofteinrichtungen zugestanden murde. Allerdings mußte um diese Benützung in jedem eingelnen Salle bei bem Reig Effendi (Minifter des Außern) eingeschritten werden, der dem öfterreichischen Residenten das fogenannte "Doftcommandament" ausfolgte, d. h. die Anweisung an samtliche langs ber Route aufgestellte türtifche Doftmeifter, ben Dorweifer bes "Com. mandaments" mit ben nötigen Pferden gu verfeben. Den Dertretern anderer Staaten murden trog wiederholter Ersuchen, an ihre hofe Kuriere absenden zu durfen, die hiezu erforderlichen "Posttommandamenter" ftets verweigert. Sie waren bemnach, wenn fie ihren hofen raid einen Bericht gutommen laffen wollten, auf bas Entgegentommen des öfterreichischen Dertreters angewiesen. In dieser Lage befanden sich beispielsweise die Vertreter von holland, England und Franfreid. Die Dermittlung der Depefchen ber Dertreter biefer Canber und spater ber Privatforrespondeng von und nach diesen Candern find mit eine Urface bes großen Aufschwunges, ben ber öfterreichifche Poftfurs zwifden Wien und Konstantinopel binnen turger Zeit nahm. Der erfte nachweisbar mit bem Dienstpatete aus Wien nach Konstantinopel beförderte Dripatbrief stammte aus Drag und trug das Datum vom 21. November 1719. Der Brief wurde 3war bem Empfanger ausgefolgt und beffen Antwort gur Dermittlung nach Prag übernommen; ber Antwortbrief follte aber ihn, für den er bestimmt war, nie erreichen: er liegt noch in ben Aften bes haus-, hof- und Staatsarchivs. Die regelmäßige monatliche Absendung ber Berichte von Konstantinopel nach Wien bestand schon im Jahre 1723, sie erlitt aber oft im Winter langer andauernde Unterbrechungen; die Absendung der Restripte von Wien an den Dertreter des öfterreichischen hofes in Konstantinopel erfolgte bagegen nur fallweise, das heißt wenn dem Residenten wichtige Instruktionen zu erteilen waren. Bu Beginn des Jahres 1746 wurde der monatliche Postfurs stabilifiert. Mit Reffript der Kaiferin Maria Theresia vom 20. Janner 1746 an den Residenten Pendler wurde namlich verfügt, daß die Post monatlich einmal auch bann nach Konstantinopel zu befördern sei, wenn teine Befehle für den Dertreter felbst vorliegen; der Resident murde angewiesen, gleichfalls die Post monatlich einmal nach Wien abgehen zu laffen. Es heißt in dem ermahnten Restripte: ... und finden wur uns . . . hauptfaclich veranlaffet . . . anben auch zu mehrerer Bequemlichfeit bes publici und beren in die turtifden Canbe handelnden in- und ausheimb-negotianten eine ordentliche correspondens nach erstgebachter Curthen . . . bergeftalten babin einzurichten gnabigit entichloffen, bas monathl. einmahl und benantlichen allzeit ben erften pofttag, es moge folder auf einen mittwoch ober Sambstag fallen, gefambte auf unserem Obrift hof Postambt allhier vorfindige dahin lauthende Brieficaften nacher Semblin abgeforttiget, und von bannen weithers ohne auffenthalt nacher Constantinopel befördert werben sollen . . . Da aber die nembliche accuratesse in respedirung den Briefen, und abstattung beiner berichten zu boobachten . . . haben wirft." Am 2. Sebruar 1746 trat diefe Derfügung in Kraft; die vorhandenen Brieffchaften wurden am erften Posttage des Monats Sebruar nach Konftantinopel abgefertigt. In der Gegenrichtung erfolgte die Beforderung der Post von Konstantinopel nach Wien am Ende eines jeden Monats. Das Jahr 1746 tann bemnach als das Entstehungsjahr des öfterreichischen Poftamtes in Konstantinopel angesehen werden. ---ma---

Professor Stellwag als Lejer. Als herporragender Ophthalmologe wurde Stellwag pon tompetenter Seite gewürdigt. Er hatte aber noch eine Eigenschaft, er war ein vortrefflicher Cefer und feine Methode verdient Nachahmung. Er las nie, ohne sofort zu notieren und fertigte so einen Zettelkatalog an, wie er wohl vollftanbiger taum exiftiert. Er notierte, fo wie er in einer Abhandlung oder in einem Buche eine originelle Mitteilung ober einen felbftandigen Gedanten fand, doppett. Junachft unter dem Schlagworte des Autors und unter der Rubrit des Gegenstandes. Ich weiß nicht, wie weit er hiftorisch zurudging, aber über neuere Literatur dürfte kaum eine Notiz fehlen. So viel ich weiß, hat er diesen wertvollen Zettelkatalog einer Universitätsbibliothet icon bei Cebzeiten übergeben. Bu einer solchen Arbeit gebort ein hoher Grad von Pedantismus, besonders in der Seiteinteilung. Stellwag erzählte mir einmal, daß, wenn die angesette Cesestunde zu Ende war, er grundfäglich das Buch zuschlug, auch wenn er mitten in der Cetture eines Sages war. Die Cesetunst und Verwertung berselben durch Stellwag steht im scharfen Gegensat zur Einseitigfeit der großen Wiener Schule. Es durfte taum eine zweite Schule gegeben haben, in ber unter den Matadoren so viele schlechte Leser und so viele Unbeholfene in der Derwertung der Literatur zu fachschriftstellerischer Bearbeitung ezistierten, als in der genannten. Die großen Kliniter Stoda und besonders Oppolzer, die es so portrefflich verstanden, im Buche ber Natur zu lesen, waren in der Ausbeutung der Sachliteratur nicht besonders geschickt. Ich habe unter den Zeitgenoffen nur noch zwei so gute Cefer wie Stellwag tennen gelernt. Der eine von diesen ift Professor Jaccond in Paris, der jezige Generalfelretär der Académie de Médecine. Ich hatte einmal Gelegenheit zu erfahren, wie wertvoll ein so gewissenbafter Leser und Notierer fei. Professor Strumpell interpellierte mich einst wegen einer meiner Arbeiten. Ich fagte ihm, ich hatte über dieses Thema nie ein Wort geschrieben. Er entgegnete, er habe sie bestimmt !

Jaccond nachschlagen. Richtig war sie dort zitiert und ihr Inhalt angegeben. Ich hatte über dieses Thema in der f. t. Gesellschaft der Arzte gesprochen und im Journal der Gesellschaft war ein Referat erschienen, das der Pariser Kollege in fein Buch aufnahm. Professor Benedict.

Ein neues Studentenheim in Prag. Kaum ift das neue bohmische Studentenkonvillt in Prag, die Stiftung des Oberbaurates und Atademiepräsidenten Josef Hlavka, eingeweiht und bezogen, und icon wieder ift über die glanzvolle Eröffnung eines neuen, ftudentischen 3weden gewidmeten hauses in Prag, diesmal einer Grundung für deutsche Studenten, gu berichten. Dor einigen Tagen fand die Seier der Eröffnung des von dem altesten Drager beutfchen Studentenvereine, der "Cefe- und Redehalle der deutschen Studenten", aus eigenen Mitteln ober vielmehr aus dem Erloje langjähriger Sammlungen und Geldoperationen angetauften Dereinshauses ftatt. Der angesehene Derein ist in den Stürmen des Jahres 1848 entstanden und hat sich seither trop mancher Spaltungen innerhalb der deutschen Studenten-Schaft machtvoll entwidelt. Die Unterbringung der bereits stattlich angewachsenen Bibliothet und die Angliederung einer eigenen, sich immer mehr entwickelnden Vortragssettion an die Dereinsaufgaben, notigte den Derein ichon por Jahren zu einer Aberfiedlung und legte ihm immer dringender die Erwerbung eines eigenen Dereinshauses nabe. Gang Deutschöhmen half werttatig mit, diefen Gedanten zu verwirtlichen, namentlich als die "hall", wie der Derein allgemein genannt wird, ihre hoffnung, icon bei bem 50jabrigen Vereinsjubilaum ein eigenes heim besitzen zu tonnen, nicht in Erfüllung geben lassen tonnte. Auf Anregung des um das Gedeihen des Vereines hochverdienten früheren Mitgliedes, Dr. Bruno Kaffa, wurde mit ministerieller Bewilligung in den Jahren 1903 und 1904 eine hansbaulotterie veranstaltet. welche unter werftätiger Mitbilfe besonders der Prager Deutschen und verschiedener Komitees in einzelnen deutschbohmifden Stadten ein Reinerträgnis von mehr als hunderttausend Kronen abwarf. Der ursprüngliche Plan, einen umfaffenden Neubau für die Unterbringung des Dereines aufzuführen, wurde fallengelaffen, und mit hilfe des von den Mitgliedern feit Jahren gesammelten Baufonds und des Erträgnisses der hausbaulotterie in der sehr gunftig gelegenen ruhigen Krafanergaffe, einer Seitengasse des Wenzelsplayes, ein vertäuflices dreiftodiges haus erworben und für die Vereinszwede adaptiert. Die Adaptierungsarbeiten, welche ein Vereinsbautomitee, dem and mehrere hodidulprofessoren angehörten, gelefen. Dann, fagte ich ibm, werben wir bei i durch den rubrigen Architetten Jajde durch

führen ließ, sind fehr gelungen; das neue Dereinshaus, von dem vorläufig allerdings nur bas Parterre und ber erfte Stod für Dereinszwede in Anspruch genommen worden find, prafentiert fich nunmehr in einfacher, aber gediegener Elegang. Im Parterre des stattlichen hauses ist die nach Sachgruppen geordnete, über 50.000 Bande umfassende, auch an wissenschaftlichen Werten fehr reiche Bibliothet in lichten und luftigen Raumen fehr zwedmäßig untergebracht. 3m erften Stodwert findet man Cefe-, Studier- und Ausschußzimmer, daneben einen größeren Saal, in welchem nunmehr die Dortragssettion der "Halle" ihre Tätigfeit in weit ausgedehnterem Mage beginnen fann, als dies in den bisherigen engen Mietlofalitäten geichehen tonnte.

Zeitschriftenschau.*) In ber .Illustrazione Italiana« (Mr. 47) findet fich die lefenswerte Schilderung eines Besuches der Infel Cissa von Dico Mantegazza. - Das zehnte heft ber "hiftorifd politifden Blatter für das katholische Deutschland" enthält eine ein-gehende Schilderung des Lebens und der Werfe des Dropftes von Nitolsburg Karl Candfteiner von Dr. Karl Suchs. - Ludwig Gumplowicg widmet in ber "Butunft" bem "öfterreichifden Philosophen" Guftav Ragenhofer einen warmempfundenen Nachruf. Er ruhmt die icarfe Beobachtungsgabe und den unbegahmbaren Wahrheitsdrang des Derftorbenen, bessen Werte er genau analysiert. Der große öfterreichische Nationalitätenkampf führte den Philosophen zur Soziologie und, wenn er auch nicht mehr dazutam, fein por-bereitetes hauptwert, ein Spftem der Soziologie, gu ichreiben, bilden feine Arbeiten, die freilich heute noch von mancher Seite totgeschwiegen werben, boch einen Martftein in ber Gefchichte ber Staatstheorie. - In den "Preugischen Jahrbuchern" findet fich eine politische Kor-respondeng aus Ofterreich, in der getadelt wird, daß fich die Deutschen nicht von Anfang an mit ber Errichtung einer Rechtsafabemie in Trieft einverstanden erflarten und fo "die alten Verbundeten den Slawen in die Arme getrieben" haben. Die Politit der Deutschen musse darauf beruhen, das Erreichbare zu verlangen, das Notwendige festzuhalten, das Unerreichbare aber preiszugeben, das Entbehrliche als Caufchware zu verwenden. - In - Worlds Work and Play beichreibt Charles G. Ammon den Siegeszug der Korrespondengfarte

feit ihrer erften Ausgabe in Wien am 1. Oftober 1866 bis heute. - Tropdem »L'Européen« angeblich ber Ibee bes Friedens gu bienen beftimmt ift und für die friedliche Entwidlung ber Dolfer eintreten will, enthält seine Mr. 157 vom 3. Dezember einen von Ditterio R. di Olivieri gezeichneten Artitel, in dem in ber gehäffigften und tenbengiofeften Weife bie Innsbruder Dorgange besprochen werben. -Auf einem ebenso einseitigen, die realen Derbaltniffe migverftebenben Standpuntt als ber Schreiber jenes Artitels ftebt leiber auch Bjornftjerne Bjornfon, der jungft im "Berliner Cageblatt" einen Auffaß "Sriedensheuchelei" veröffentlichte, in dem es hieß: "Man tann in Ofterreich tein Pazifift fein, ohne die ungerechte Art gu betampfen, mit ber die flawifden und italienischen Bruber behandelt werben, benen man nicht freie Schulen und hochschulen gonnt, felbft bort, wo fich bas Bedürfnis bafür geltend macht."

Die meteorologifche hohenftation auf dem Donnersberge. Ein Komitee von tattraftigen Tepligern, an beffen Spige ber Bezirksschulinspettor Wenisch steht, hat es seit Jahr und Tag unternommen, durch öffentliche Sammlungen die nötigen Mittel aufzubringen, um auf dem der nordbohmischen Kurftabt nabegelegenen Milleschauer oder Donnersberge, einem der besuchtesten Aussichtsberge Nordbohmens, eine meteorologische hohenstation gu errichten. Die von diefem Komitee gefammelten Summen reichten zwar, trogbem gu ihrer Ergangung eine Staatssubvention erwirft wurde, bisher noch immer nicht aus, um bie icon für den herbit 1904 in Aussicht genommene Eröffnung der Station zu ermöglichen. Immerhin hat das Komitee bereits das Observatoriumsgebäude felbst fertiggestellt, dem ein Aussichtsturm aufgesett wurde, zu welchem bem den Berg besuchenden Dublitum der Bugang gegen geringfügiges Entgelt offenftebt, das dem Baufonde des Observatoriums que fallen foll. Die innere Einrichtung des Observatoriums, zu welcher auf Ersuchen des ruhrigen Komiteemitgliedes, des Prager Univerfis tätsprofessors Dr. Spitaler, der Staat und vor allem die Wiener t. t. meteorologische Reichsanstalt beigetragen haben, foll bemnachft vollendet werden, damit für die Eröffnung des regelmäßigen Betriebes des Observatoriums wenigstens alle Dorbereitungen getroffen sind. hoffentlich findet das Komitee bald Gonner, die es von der Schuldenlaft befreien, die behufs Vollendung des Observatoriumsgebäudes gemacht werben mußte. Don bem bohmifchen Candtage, auf den man anfangs gerechnet hatte, ift ja berzeit leiber fein Beitrag gu erhoffen.

^{*)} Wir wollen in dieser Rubrit unsere Leser auf Arbeiten aufmertsam machen, welche in ausländischen Seitschriften von Osterreichern ober über Osterreich erschienen sind. An die Autoren und Derleger ergeht daher die Bitte, solche Arbeiten unserer Redattion einzusenden.

Seuilleton.

Eugène Sue.

Es ist hundert Jahre her, daß Eugène Sue geboren wurde, und da er der sehr fruchtbare Vater einer unsterblichen Literaturgattung ist, möchten wohl einige Noten zu diesem Zentenarium nicht unangebracht erscheinen.

Man hört oft fagen, der Kolportageroman vergifte das Volt und man muffe ihn ausrotten, ihn mit einer besseren Literatur verdrängen. Die Absicht ift aut, aber der Erfolg zweifelhaft. Denn es handelt sich hier so wenig um die Citeratur als bei den religiofen Kulten um die Religiosität: Ceben und Brauchbarkeit, beides hängt von ihren Sähigfeiten ab, frembartige Raufche zu geben, die mit denen des Schnapfes und der Politif tonturrieren tonnten; und ein primitives oder gestörtes Reaktionsvermögen wird ein leichtes Kipeln erft bei derben Sauftfolagen fpuren. Der Jorn der Volkspadagogen behandelt die literarischen Schnapswirte wie Brunnenvergifter, wo fie doch nur ausschenten, was man verlangt und braucht. Ich bin durchaus geneigt, die Methode eines Wiener Sabrikanten folder Literatur zu glauben, die darin bestand, daß er am Abend, wenn die Zeitung mit feiner "Sortfetang" beraus war, in den Kuticherbeiseln horchte, wie die Ceser den Verlauf der Geschichte weiterbachten und danach die nächste "Sortsetzung" einrichtete. Das Publitum ist der Autor und der, der sich so - mit einem Pseudonom - nennt, schreibt nur ein Dittat. Es foll das auch in höheren Gattungen der Literatur porfommen. - Sue brauchte nicht in die Beifeln gu geben, denn fein feiner Spurfinn machte das überflüffig, wie er überhaupt sein Geschäft mit einem nicht geringen Talent betrieb. Er brauchte es nicht, wie jener andere heutige Sabritant zu machen, der die Personnagen feines weitläufigen Romangeschreibes aus Padpapier ausgeschnitten und wohlbezeichnet vor fich auf den Schreibtisch stellt. Geht jemand natürlichen ober anderen Tobes ab, dann wirft der gewissenhafte Derfasser das betreffende Papierfigurden gerriffen unter den Schreibtifd, und tann es ihm so nicht passieren, daß der im Kapitel 17 Gebenkte im Kapitel 57 eine Unfould um ihren rührenden Charafter bringt. Sue tonnte wie ein Quabrigenlenter feine Pferde, vier Seuilletonromane, gleichzeitig im Geschirr haben, ohne daß ihm die Sachen durcheinanderkamen. Er war geschidt und ein Fran-30fe. Steht der Kolportageroman beute auch nicht mehr auf der hohe seines Anfangs, hat ihn der Industralismus der Nachkommen - und nicht nur dies - raich tief heruntergebracht, so sind doch die Züge des Ahnherrn noch in den Wassertöpfen der letten Entel wiederzuertennen, und das bedeutet für die Kraft des Ahnherrn schon etwas.

Als Eugène Sue, der Reichgeborene, noch Geld hatte, dachte er nicht daran, Romane gu machen und pofierte er den Debauché des britten Aufgusses. Beim letten Napoleon, den er wechselte, überlegte er, was zu tun, um zu Beld zu tommen, und entichied fur die Literatur in Berechnung aller Chancen wie ein Abenteurer, nicht aus dem Drang jener inneren Berufung wie ein Kunftler. Dorsichtig sondierte er, was man gerade am liebsten las: wie einer, der ins Waffer will, probierte er erft die Cemperatur mit dem linken Sug, mit dem rechten Sug. Cooper war der Erfolg des Tages, also entschied sich Sue für Marineromane, bann tamen han d'Islande und Bug-Jargal, und er folgte beren Kielwasser mit Büchern voller Grauel und Schreden. Er versuchte es nach bewährtem Beispiel mit der blafierten fteptischen Sehnsucht des jungen Mannes seiner Zeit und fcrieb "Arthur". Als die >Liaisons dangereuses« für eine Saison wieder auflebten, stellte er sich rasch mit den »Mémoires de Mathilde« ein, in benen man auch bas zweitgrößte Buch des XVIII. Jahrhunderts, die "Delphine" der Madame de Stael, findet. So schrieb Sue jedes erfolgreiche Buch eines anderen sofort vielbändig noch einmal. Und doch blieben die beiden erwarteten Erfolge, viel Geld und unerhörte Berühmtheit, aus. Sue überlegte noch einmal, wie es anfangen, und hatte einen glücklicheren Einfall: er machte eine raditale Wendung, gab die affettiert aristofratische Gefinnung und die vornehmen Bucalluren auf und schlug sich auf die Seite des Proletariats, deffen Sozialismus wohl Theoretifer und Redner. aber feinen Romancier hatte. Mit der Sabris tation der Parfums für die eleganten Boudoirs war es ihm nicht geglückt, das Ditriol der "Mufterien von Paris" und der "Sieben Todfunden" wurde ein glangendes Gefcaft. Sur zwanzig Jahre war Sue ein berühmter Mann und verdiente das Geld, das er für seine noblen Passionen - des dritten Aufgusses - brauchte, in großen Mengen. Denn neben feiner Ambition des Ruhmes hatte er auch in feiner sozialistischen zweiten Zeit diese andere Neigung, wie ein Generalpächter ober Marquis des Ancien régime zu leben und hatte seinem Wagen am liebsten feine Diener in Roja und Silber vorauslaufen laffen, daß fie mit Stoden und Rufen Plag für den herrn machen.

Don horace Vernet fagt der Wig, er habe eine Leinwanden entlang reitend gemalt, fo

möchte man Sue feine 140 Banbe Romane fcreibend benten, die voller Erfindungen, Kontrafte und Cendengen find, ober ohne Chrlich. feit und ohne Perfonlichfeit, eine Cetture, um feefrant zu werden. Ich weiß nicht, wie es die heutigen Schreiber der Gattung mit ihren Bebienten in Roja und Silber halten möchten und ob fie auf den großen Ruhm aus find, aber daß fie es an Cechnit nicht mit Sue aufnehmen tonnen, liegt nicht gang an ihnen, ba fie ja nur das machen, was ihr Publitum will. Das des Sue war der revolutionare Bürger und ber sozialistische Proletarier, das Publitum der heutigen Sabrifeure find Proletarier faum mehr, bie andersmo und beffer verforgt werden, aber ein verelendetes Kleinburgertum, das unfahig wie in allem anderen auch in seiner Cettüre den plumpsten Schwindel am schönsten sindet und liebt: Kriminalgeschichten "nach dem Englischen" und letzte Hosstandale für die großen Aufregungen stumpser Sinne, den Kaiser Joses für des "Patriotismus erhebendes Gefühl" und Karl May und Co. für die Lust am Abenteuer und Heldentum. Ein Elend, das sich nicht zu helsen weiß, sucht Trost in den wildesten und lebensfernsten Imaginationen: Cotto, Radaupolitis, Kolportageromane — und wenn Regierungen und Politiser servieren, was gewünscht wird, so soll man es Eugen Sues rhachtischen Enkeln auch nicht übel nehmen, daß sie ihrem Dolke dienen.

Von der Woche.

4. Dezember. Unter Dorsit des Professors Jobl findet in Wien eine Protestwersammlung freisinniger Bürger gegen die Schulgeseknovelle statt. Reichstatsabgeordneter Dr. Idento Schücker (geb. 1842) hält hiebei eine Rede und wird während der Versammlung vom Herzschlag getroffen †. — Antideutsche Demonstrationen in Prag.

5. Architett Ostar Merz (geb. 1830) in Wien †. — Sigung der zweiten Abteilung des Industrierates: v. Pacher und v. Ginzten besprechen die zahlreichen Mängel des Gesesentwurfes betreffend die Gesellschaften mit besichten haftung.

6. 290. Sigung des Abgeordnetenhauses: Sortfegung der Erflärungsdebatte. Die Regierung legt einen Gesetgentwurf, betreffend den Schut ber Auswanderer por (Beilage 2097 des ften. Drot.) - Sigung des Budgetausschusses: Beratung der Regierungsvorlage über die Notstandsunterftugungen und das Refundierungsanlehen. Der Sinangminifter und der Ministerprasident begrunden die Sorderung der Regierung. Abg. Dr. v. Baernreither verteidigt den "einzig torretten Standpunkt", den der Ministerprasident im Notstandsausschusse eingenommen habe, indem er fich bereit erflarte, die Emission der Tilgungsrente mit dem Budgetprovisorium gu verbinden. Auf diesem Standpuntte stehe auch er. Abg. Dr. Kramarz nennt das Vorgehen der Regierung eine Erpresjung. - Die freie gewerblice Dereinigung im Abgeordnetenhaus bezeichnet die Beseitigung des parlamentarischen Notstandes als die dringenofte und wichtigfte Pflicht der Abgeordneten und erklart, daß nur durch die Beratung der Notstandsvorlage in Derbindung mit dem Budgetprovisorium der erste Schritt gur Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit des Parlamentes getan werden tonne. - Der reichsrätliche italieniiche Klub erklärt darauf zu beharren, daß so. wohl bei provisorischen als definitiven Maßnahmen in der Frage der italienischen Universität ausschließlich Triest als Standort ausersehen werde. — Der Gewerbeausschuß fordert die Regierung zur Vorlage der Gewerbereform auf.

7. Sigung des Budgetausschusses: Abg. Dr. v. Dericatta erflart, daß er und die Deutiche Dolkspartei gegen die von der Regierung geforderten 69 Millionen Kronen stimmen, das Erfordernis für den Notstand des laufenden Jahres im Betrag von 151/, Millionen aber bewilligen werden. Abg. Graf Palffy bemangelt die Einbeziehung der Refundierungsforderung in die Notstandsvorlage und erflart daber, für den Regierungsentwurf in der vorliegenden Sorm nicht stimmen gu tonnen. Abg. Graf Stürgth unterftugt die Regierungsvorlage. Abg. v. Stene hält die Verquidung der Bededungsfrage mit dem Notstandstredit finanztechnisch nicht für richtig, ertlart aber für die Dorlage ftimmen gu wollen, da es sich nur um eine formsache handle und gur Refundierung der Kaffenbeftande die Mittel geboten werben mußten. Das Eingehen in die Spezialdebatte über die Notstandsporlage wird sodann beschlossen. - 43. Sigung des herrenhauses: Die von der Regierung eingebrachten Bejegentwürfe, betreffend die Enticadigung für ungerechtfertigte Anhaltung in Untersuchungshaft (Beilage 240 des sten. Prot.) und die Einberufung der Gläubiger (Dortonturs) (Beilage 235), werden der juridischen Kommission, jene, betreffend ben Sched (Beilage 241) und die Gefellicaften mit beidrantter haftung (Beilage 236), Spezialtommissionen zugewiesen. Hofrat Dr. Cammafc beantragt, den von ihm im Derein mit freiherrn v. Chlumecfy und Ritter v. Bilinsti gestellten Antrag, betreffend bie Schaffung eines Gefetes gur Derbefferung

des Schutzes der Ehre (Beilage 239), auf die Tagesordnung der nächften Sigung zu ftellen. Surft Soonburg . hartenftein begrundet seinen Dringlichfeitsantrag auf Abanderung des Gesetzes vom 12. Mai 1873 über die Geschäftsordnung des Reichsrates. Das herrenhans habe die Pflicht, die Initiative zu ergreifen, um die Ordnung im parlamentariichen Leben wieder herzustellen. Es habe zwar schon wiederholt seine "warnende Stimme gegen die Übertreibungen der nationalen Kampfe" erhoben, doch sei dies nicht genugend. Das Gefet über die Geschäftsordnung muffe abgeandert werden, um es wirtfamer zu machen, bamit ben Regierungsvorlagen die Priorität in der Behandlung gewahrt und dadurch die Staatsmafchine in Gang erhalten werbe. Der Antrag wird einer fünfzehngliedrigen Spezialtommiffion zugewiesen.

8. \$ML. C. Miecislaus R. v. Caszowsti v. Krastowice (geb. 1831) in Wien †. — In ber Generalversammlung des ungarischen landwirtschaftlichen Vereines in Budapest sprechen sich die meisten Redner für die Aufrechterhaltung des gemeinsamen Zollgebietes aus und verlangen die Kündigung der handelsverträge mit Serbien, Rumänien und Russland.

9. Auf der Wiener Universität finden Demonstrationen gegen das Rettorat statt wegen Derzögerung der Antwort auf das mit Rūdficht auf die Innsbruder Dorgange von den deutschen Studenten überreichte Memorandum. Der atademische Senat verfügt infolgedeffen die Schliegung der Universitat. - 291. Sigung des Abgeordnetenhauses: Die Regierung legt ein "Programm für die Reform und ben Ausbau der Arbeiterverlicherung" und die Dentidrift "Studien über die Reform ber inneren Verwaltung" vor. Der Abgeordnete ber Brunner handels- und Gewerbetammer Dr. Karl Freiherr v. Offermann hat fein Mandat niebergelegt. Sortfetung der Erflarungsbebatte: Abg. Dr. Kramarz greift die Regierung an und wirft ihr vor, die Parteien, wie nie guvor, auseinandergehett und nur Croblergeschäfte gemacht zu haben. Die Resultate biefer Politif und der Zustand der Sinangen seien geradegu trostlos. In Osterreich gewänne nur eine Politit, die fest bleibt; seine Partei verlange nichts als die Erfüllung der Gesetze und wolle nicht das geringste beutsche Interesse verlegen; ihre Nachgiebigkeit wurde nichts nugen. Das einzige hindernis der Entwirrung fei die Regierung, ihre Selbitliquidierung mare mirtlicher Patriotismus. Er verlangt eine Regierung, die ehrlich und offen bereit mare, die volle Gleichberechtigung aller Dolter Ofterreichs durchzuführen. Der Minifterprafident erinnert, daß bie gegenwartige Regierung von Anfang an dafür eingetreten fei, daß in den grundlegenden nationalen Problemen eine dauernde Cosung ohne eine gütliche Auseinanderfegung der beteiligten Parteien nicht gefunden werben tonne. Die Zeit, in welcher die Macht ber Ereignisse auch ben fanatischeften Nationalismus gur Befinnung ruft, tonne nicht ausbleiben. Bis dahin muffe sich der Staat allerdings in Gebuld fassen. Gegen Abg. Dr. Kramarz betont er, man durfe nicht alle Schuld für die tatfächlichen Juftande der Regierung aufladen, das Parteileben muffe einen beträchtlichen Teil ber Verantwortung auf fich nehmen. Das öffentliche Ceben fei in Ofterreich formlich atomisiert. So lange die Jahl der Parteien so groß und die Berfplitterung innerhalb berfelben so vielfältig sei, so lange werde das haus teinen festen Kurs gewinnen und feine Regierung werde im ftande fein, ihm einen folden vorzuzeichnen. Erft wenn die Parteien fich felbft befiegt und mit vereinten handen dem Staate eine sichere nationale Grundlage gegeben haben, wird das den Interessen der Dolfer und dem Gedeihen des Staates so abträgliche Parteienhaos sein Ende finden, wird das haus eine Majorität formieren und eine diefer Mehrbeit homogene Regierung verlangen konnen. Die Obstruttion habe nur negative Erfolge gegeitigt und leiber babingeführt, bag Ofterreich in einer fo gang und gar wirtschaftlichen Seit. inmitten eines noch nicht bagewesenen Wettlaufes um Arbeit und Wohlstand gurudfteben mülje. Der Staatshaushalt tonne nicht mehr mit Ubericulien ichließen, wenn die hand des Probugenten gelähmt werde. - Sigung des Budgetausschusses: Spezialdebatte über die Notftandsporlage. § 6 ber Regierungsvorlage, ber bie Begebung von Renten im Betrage von 69 Millionen verlangt, wird mit 29 gegen 14 Stimmen abgelehnt und wird im Sinne des Antrages herzmansty nur der Betrag von 151/2 Millionen bewilligt. Auf Antrag des Abgeordneten Dr. Kramary wird Dr. v. Derichatta gum Berichterstatter für die Dorlage bestellt. Der Ministerpräsident erflärt, daß die Regierung aus der Abstimmung über § 6 leider nicht den Soluß ziehen tonne, daß das haus ernftlich bereit fei, neben einzelnen wirtschaftlichen auch einzelne andere Angelegenheiten, namentlich wichtige tulturelle gragen auf die gleiche Art ber Ausschaltung aus bem politischen Parteienstreite zu behandeln, indem sich sonst durchaus gegnerische Parteien auf einem gemeinfamen Boben gufammenfinden. Unter biefen Umftanden ziehe es die Regierung vor, ihrerfeits auf dem bisher begangenen Wege gu beharren und, fo ichmerglich ihr dies fei, "auch die Linderung des Notstandes auf jenen nicht fernen Moment ju verschieben, in welchem fie eine Entscheidung der politischen hauptfrage gemartigt." Die Regierung werbe die ihr nun angemessenerscheinenden Beschlüsse softet affen. — Der Ministerpräsident richtet an die Präsidenten der beiden häuser des Reichsrates eine Zuschrift, wodurch "auf Grund Allerhöchsten Auftrages die Vertagung des Reichsrates ausgesprochen wird." — Im Deutschen Reichstag erklärt Reichstanzler Graf Bülow, daß die handelsvertragsverhandlungen mit Osterreichlungen an einem toten Punkt angelangt waren, daß aber nach Mitteilungen, die ihm von österreichslich-ungarischer Seite zugegangen seien, nun die Aussicht auf ein Einverständnis bestehe. —

10. Inauguration des Rettors der deutschen Universität in Prag Professor Dr. Rzach. — Der Polenklub gibt einstimmig der Aberzeugung Ausdruck, daß die Reform der Geschäftsordnung eine unabweisliche Dorbedingung zur Sanierung des konstitutionellen Lebens in Giterreich sei. — Die niederösterreichischen Reichsrats- und Candstagsabgeordneten der Deutschen Dolkspartei, der Deutschen Sortschrittspartei und Abgeordneter Dög veröffentlichen ein offenes Schreiben gegen die niederösterreichische Schulgeschnovelle. — Das Prager Stadtverordnetenkollegium beschließt die Erbauung eines tscheichen Repräsentations-hauses.

Die politische Lage. Dor viergebn Tagen hatte es noch ben Anschein, als ware der tote Duntt überwunden und als tonnte fich unser Parlament endlich gu einer fegensreichen Catiqteit wieber emporichwingen. 3m Jungtichechen-Klub tobte zwar noch der Kampf, aber die Gegner der Obstruttion hatten die Oberband gewonnen und man mar gur Dermutung berechtigt, daß die Cichechen die Brude überfcreiten wurden, die ihnen die Regierung durch die Berufung des Candsmannministers und in ber Notstandsvorlage gebaut zu haben glaubte. Doch bald anderte sich die Stimmung. Doftor Kramarz hatte das Aufgeben der bisherigen Cattif zu verhindern vermocht. Seine Argumente wirften um fo ichlagender, als einerseits bekannt wurde, daß die Regierung an der gorderung der 69 Millionen unbedingt festhalten wolle, anderseits ein einiges Busammenhalten der Deutschen immer unwahrscheinlicher schien. Catfächlich machte fich auch ein bedentliches Schwanten in den Reihen der Linten bemertbar, gum Teil durch die unter den einflufreichen Mitgliedern der Deutschen Dolkspartei herrichende Derstimmung veranlagt, die zu verscheuchen auch der letten Rede des Ministerprasidenten nicht gelungen war. So tam es zu jener Abstimmung im Budgetausschuß, die wieder deutlich zeigte, wie wenig Difgiplin in unserem Parteileben berricht. Es berührte geradezu peinlich, wie von den Deutschen die einen für, die andern gegen die Regierung stimmten, einige sich ber Entscheibung

durch Abwesenheit entzogen, wie sie aber alle burch den Mangel festen Jusammenhaltens nur die Geschäfte der Cichechen beforgten, deren feierlicen Dant fie am Ende auch entgegennehmen mußten, als Dr. Kramarz den Obmann der Deutschen Dolfspartei jum Referenten porichlug. Dielfach wird geglaubt, daß die Regierung durch diefe Abstimmung zu einem entschiedenen Dorgeben bewogen werden burfte. Sur die nachfte Seit ift dies nicht anzunehmen, da fie die Dertragsverhandlungen mit dem Deutschen Reich zum Abschluß bringen und jedenfalls auch die Klärung der Derhältnisse in Ungarn abwarten will. Duntel ift freilich noch, was bann folgen wird. Möglich, daß in der Wahlericaft eine Bewegung eintritt, die endlich eine fegensbringende Arbeit ihrer Dertreter fordern wird; find boch die Candwirte felbst durch die Aufschiebung der Notstandsunterstügungen schwer geschäbigt und leiden auch die Industriellen unter ben ungeflärten Derbaltniffen. Selt ftebt nur eines, daß leider die Deutschen aus Mangel an Einigkeit ihre politifche Position nicht geftartt haben.

Ein Richard Wagner-Theater in Wien. Das ift das neueste Theaterprojett, womit wir Wiener juft in den Tagen überrafcht murben, wo das "Wiener Bürgertheater" aus den Regionen der Cuftichlöffer in das erfte Stadium feiner Derwirklichung getreten ift. Nichts Geringeres als ein Theater nach dem Mufter des Banreuther Seftspielhauses soll das Wiener Wagner-Theater werben. herr Mag Burg, der Impresario eines Baritonisten, ift der geistige Urheber des fühnen Projettes, und es beißt, daß er dafür bereits ein tapitalsfraftiges Konsortium gewonnen hat, das aus Berliner und Wiener Sinangleuten, gewesenen Industriellen und Bantiers, besteht. Mit ihrer Bilfe nun mill er die Kunft- und Kulturideale des Banreuther Meisters ihrer Erfüllung guführen, und zwar in Wien und Berlin zugleich, benn auch die hauptstadt des Deutschen Reiches foll burch feinen Willen ein Richard Wagner-Theater erhalten. Ein fachlich nüchterner Dergleich zwischen bem, was herr Burg will, und dem, mas Wagner wollte, durfte für die richtige Beurteilung des geplanten Unternehmens nicht ohne Nugen fein. Das Richard Wagner-Theater des herrn Burg ift als ein internationales Theater mit wechselndem Repertoire gedacht; es will nicht bloß die Werte Wagners und alterer beutscher Meister gur Aufführung bringen, fondern auch Neubeiten und neben beutschen auch fremblandische Opern. Unterscheiden wird es sich also von den üblichen Opernhäusern nur durch die technische Einrichtung ber Buhne und des Juschauerraumes nach dem Banreuther Beispiele, sonst aber wie jene der Neugierde und der Berftrenung eines Grofftadtpublitums dienen, das mit gleicher Blafiertheit Gutes und Schlechtes, hohes und Niedriges entgegennimmt, heute "Triftan", morgen die "Regimentstochter" und übermorgen "Carmen". Wagner hingegen bat es als seine Cebensaufgabe betrachtet, "die theatralisch-dramatische Kunft aus einer untergeordneten Dienerin frivoler Vergnügungssucht gu einer felbständigen und geachteten Dertreterin eines modernen Kulturelementes und nationalen Cebens zu erheben." Das konnte er nur erreichen, indem er fich überhaupt außerhalb des geschlossenen hertommens und Gewohnheitsmäßigen ftellte. Er fagte fich: wo jeden Abend gespielt werden muß, die verschiebenften Werte fich in unaufhörlichem Wechsel aufeinander drangen, tann auch beim redlichften und ernstesten Wollen Würde und Weihe der Kunft nicht gewahrt bleiben, und fie muß für den Jufchauer Unterhaltung, für den Darfteller Routine werben. Er fagte fich weiter: man mag die nationale Einseitigkeit und Abgeschlossenbeit, wie sie den Chinesen jenseits der Dogesen eignet, für ein noch fo großes übel halten und unfere deutsche Empfänglichfeit für alles Schone, welchem Dolfe es auch immer entstamme, als noch so großen Dorzug preisen, ein sicheres Stilgefühl, wie es die Frangofen und Italiener auszeichnet, tann sich im bunten Wechsel internationalen Kunftbetriebes weber bei den Buichauern noch bei den Darftellern ausbilden und erhalten. Die Aufgabe, die fich Wagner ftellte, war darum die, "im Gegensate zu dem täglichen Bühnenbetriebe ber bramatifchen Kunft. eine feste Statte gu errichten, ber roben Wirtlichteit das Idealbild einer nationalen Kunft zur Selbstbespiegelung entgegenzuhalten." Kunftvollendete Aufführungen sollten zu einer Schule für Künstler und Publitum werden, und gegenüber ber Derwilderung und Stillofigfeit unferer Theater follten von Zeit zu Zeit wiederkehrende Seftspiele einen festen Stil für das deutsche Drama ausbilden, einen "boheren deutschen Originalstil", wie ihn sich icon Cessing, Goethe, Schiller und Kleist ertraumt hatten. Das ist der ibeale Sinn und der prattifche 3med des Banreuther Seftspielhauses, also das gerade Gegenteil vom internationalen Wagner-Theater bes

herrn Burg. Der unternehmungsluftige Mann bat es übrigens selbst ausgesprochen, was vor allem in ihm den Plan seiner Cheatergründung zur Reife brachte: es ift die lodende Aussicht, daß Wagners Werte im Jahre 1913 tantièmenfrei werden, und stol3 fügt er hingu: er wolle als einer der erften den "Parfifal" nach Ablauf ber Schutfrift in Wien und Berlin gur Aufführung bringen. Wer nun weiß, welch fcmer3liches Opfer es für Wagner bedeutete, als er fich gezwungen fah, den "Ring der Nibelungen" dem Alltagstheater preiszugeben, und wer fein lettes und einziges Streben fennt, den "Parfifal" durch feine ausgeprägte religiofe Geftaltung por gleichem Cofe zu bewahren, der wird dem geplanten Cheaterbau des herrn Burg taum die Berechtigung zusprechen konnen, sich mit bem Namen Richard Wagners zu schmuden. herr Burg erbaue ruhig fein Opernhaus, wenn er sich geschäftlichen Erfolg davon verspricht. Es tann uns insoferne nüglich sein, als es die übrigen Buhnen gu fünftlerifdem Wettbewerb anspornen wird. Nur lasse er den Namen des Bapreuther Meisters aus dem Spiele.

---tr --

Deutsches Voltstheater. Armes, armes deutsches Enftspiel! Es ift unentrinnbar herrn Blumenthal und brei oder vier anderen handwertern ausgeliefert. Was angebliche Literaten "in diesem Artitel erzeugen", zeigte herr Raoul Auernheimer. Letthin faben wir einen Ginafter, der luftig gemeint war, durch die Schäbigfeit feiner Siguren aber anwiderte. Jest gefällt einem Teil der Volkstheaterbesucher das dreiattige Luftfpiel "Die große Leibenichaft". Die Schauspieler wenden die umftandliche, breit gewaltte Gebantenlosigfeit ins Ironische. Eine Wohltat! Wie Weinberln im Strudelteig drangen fich die wige und geiftstrogenden Aperçus. Diefes Wert ift fehr geeignet, die berühmte Wiener Liebenswurdigfeit, den Wiener Efprit gu vertreten! Wenn man nicht einschläft ober flieht, bantt ber Dichter bies feinen Schaufpielern, herr Kramer - ausgezeichnet -, herr Jenfen, herr Raeder, die Damen Wallentin und Dewal geben ihr Cemperament und ihre Naturen her, um ein flammchen von Leben anzufachen. -lz-

Ofterreichtische Rundichau, Keft 7. 🗆 Redaktionsschluß 10. Dezember 1904. 🗅 Ausgegeben 15. Dezember 1904. 🗘 Gerausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossp. 🗘 Derantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

O Redaktion: Wien, I. Opernsting 3. Telephon 4636. OO

Sprechftunde: Denstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. OO

Derlag: Carl Konegen. O Drud von Christoph Reiher's Söhne, Wien V. O Papier: Schlögsmühl.

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Don Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wiefer.

Ш

Der nationale Streit in Böhmen.

2. Die gegenwärtige Sage.

In dem halben Jahrhundert, durch welches der nationale Streit in Böhmen hin und her wogt, ist jede der beiden Parteien immer von der vollsten Aberzeugung burchdrungen gewesen, daß sie gang und gar im Rechte und daß der Gegner völlig im Unrechte sei. Wer nur etwas Völkerpsychologie kennt, wird dies ganz begreiflich finden, er wird aber auch wohl nicht glauben können, daß Recht und Unrecht wirklich so scharf verteilt seien. Heute, da wir den ersten Perioden des Streites schon so weit entrudt sind, daß wir über sie ein unbefangeneres Urteil zu gewinnen vermögen, tann jeder, der sehen will, es deutlich sehen, daß teiner der beiden Teile gang im Rechte, teiner gang im Unrechte ist; teiner stellt seine Sorderungen gang grundlos, aber jeder fehlt darin, daß er sich den Gründen, die im eigenen Dolte wirken, mit innerster Teilnahme allzuwillig hingibt, dagegen sich denen, die für die fremde Sache sprechen, als strenger Richter gegenüberstellt ober selbst ganglich verschließt. Es braucht nicht viel Beobachtungsgabe, um wahrzunehmen, daß immer diejenige Partei, die gerade die Herrschaft innehat, zur Unduldsamkeit geneigter ist, während die andere die Rücklichten der Billigkeit um so eifriger anruft; die Sorderung der nationalen Abtrennung, die heute von deutscher Seite gestellt wird, ist gang ähnlich vor Jahrzehnten, als die Cschechen noch die Schwächeren waren, von ihren Sührern gestellt worden.

Warum sollte nicht auch ein Deutscher die Irrtümer seiner Nation, die die geschichtliche Entwicklung klargelegt hat, einbekennen dürfen? Ich will kein hehl daraus machen, daß nach meinem Urteil zu Beginn des Streites die Deutschen im Unrecht waren; sie haben meines Erachtens den zehler begangen, daß sie in treuer hingebung an das alte Österreich, welches nach ihrem Bilde geformt war, übersehen haben, wie im tschechischen Volke ein neues Leben sich regte, dem Licht und Luft benommen war. In der langen schweren Zeit, die für sie mit Caaffe begann und mit Badeni endete, in der sie immer mehr zurückgedrängt wurden und fast

Öfterr. Rundichau I, 8.

jede Hoffnung auf eine gunftige Wendung verloren hatten, haben sie gelernt, sich zu beschränken; in den Vorschlägen, die sie nach der Ara Badeni machten und mit benen lie für die tichechischen und gemischten Bezirke bezüglich des gröckten Teiles der Geschäftsführung die innere tschechische Amtssprache anboten, ist keine Spur von Abermut enthalten. Wenn die stolzen Männer, die in der großen liberalen Zeit Böhmen und mit ihm Ofterreich regierten, hatten erfahren fonnen, wie bescheiden ihre Nachfolger geworden sind, so hätten sie ihre Ruhe im Grabe nicht gefunden. Es ist übrigens sehr leicht zu sehen, daß in der Stimmung der letzten Zeit die deutschen Ansprüche, so wie sie von den Extremeren vertreten werden, wieder erheblich im Steigen sind. Ebenso deutlich aber ist es zu sehen, daß die Cschechen, als sie an die Macht gekommen waren — denn sie sind im Cande an die Macht gekommen, wiewohl sie sich noch immer als die Bedrücken geben — ihrerseits die Macht unbillig anwendeten, und ihre große Schuld ist es, daß, als sie endlich die belegenheit hatten, auf Grund ber deutschen Vorschläge den Kampf mit einem reichen Gewinne abzuschließen, sie sich nicht beschränken konnten, sondern in völliger Derkennung ihrer Machtmittel den angebotenen Frieden ablehnten.

Ich tehre zur Erzählung der Anfänge zurud. Eine deutsche Regierung hatte in Böhmen die Sührung; man fann es sich taum mehr vorstellen, daß der Bürgermeister von Prag vor gar nicht zu langer Zeit deutsch war. Ein alter Prager Bürger hat es mir einmal in lebendigen Einzelheiten geschildert, mit welchem übermaß verhaltenen Grolls die national fühlenden Cichechen die beutsche Vorherrschaft trugen, die ebenso eine gesellschaftliche wie eine politische war und gesellschaftlich vielleicht noch frankender empfunden werden mußte. Welcher Zwang, in der Offentlichkeit ihre Sprache nicht sprechen zu durfen, die sie mit Stol3 zu neuem Leben erwachen fühlten! Es war ein unnatürliches Verhältnis, daß die Cichechen, als die Mehrheit der Bevölkerung und mit dem Gefühle wachsender Kraft, im Candtag und Candesausschuk in die Minderheit verwiesen waren. Es ist begreiflich, wenn die Nation das Gefühl hatte, einen heiligen Kulturkampf zu tämpfen. Wie viele Verwaltungseinrichtungen waren ibr nicht vorenthalten, die der deutschen Kultur bereitet waren! Die Deutschliberalen haben ihr dann allerdings mit freigebiger hand eine Gabe nach der anderen gebracht, ohne Dant dafür zu haben, die freie nationale Volksschule wurde eingerichtet, bald darauf erhielt die Nation auch ihre selbständigen Mittelschulen, aber hatte sie nicht ein Recht, noch mehr zu fordern? Noch immer blieb ihr die eigene Universität versagt, selbst als ihre Mittelschulen immer zahlreichere Abiturienten lieferten, die für die deutsche Hochschule nicht mehr vorgebildet waren, und selbst als sie an der alten Prager Universität eine gange Angahl tichechischer Cehrer, darunter solche von ausgezeichnetem wissenschaftlichen Rufe, gestellt hatte. Erft das Ministerium Caaffe brachte die nationale Universität — heute könnte man den Zustand gar nicht mehr denken, daß die Universität nicht bestünde. haben die Deutschen in Böhmen nicht sich und ihrer Sache außerordentlich geschadet, wo immer sie solchen tichechischen Nationalinteressen entgegentraten, die billigerweise und nach allen tatsächlichen Verhält-

nissen gar nicht mehr unberücksichtigt bleiben konnten? Immer noch ist im tichechischen Dolle etwas von dem Gefühle erlittenen Unrechtes und dem glübenden Gifer jener Tage, immer noch gibt es in Wien und den Alpenländern viele Deutsche, die sich in Erinnerung an damals auch heute noch nicht voll auf die Seite ihrer Candsleute in Böhmen gestellt haben. Um so nachdrudlicher muß hervorgehoben werden, daß ber Kulturkampf wenigstens in Böhmen beendigt ist; es ist gewiß bezeichnend, daß bie große Kulturforderung, mit der die Cichechen heute tommen, eine Universität in Mähren betrifft. Was sie heute in Böhmen unter diesem Citel vom Staate zu fordern haben, haben die Deutschen reichlich ebenso zu fordern, beiden steht in erfter Linie die finanzielle Enge des Staatshaushaltes entgegen. Mögen manche von den alteren Ginrichtungen, aus der Zeit der deutschen Dorberrichaft, auf deutscher Seite besier sein. so ist dagegen anderes, was seit Caaffe eingerichtet ist, auf tschechischer Seite besser; die Candsmannminister haben ihres Amtes nicht vergeblich gewaltet. Die Prager Kunftatademie und Kunftgewerbeschule 3. B. sind unter dem Namen utraquistischer Anstalten in Wahrheit fast ganz tichechisch. Zur Unterstükung der wissenschaftlichen Sorschung tommt den Cschechen übrigens neben den staatlichen Einrichtungen noch eine Reihe von anderen Anstalten zugute, die sie, obwohl sie zum Teil deutsche Gründungen sind, fast ausschließlich in ihrer Hand haben. Seit Caaffe haben die Deutschen das Recht, gegen den Staat und weit mehr noch gegen das Cand und die Hauptstadt mit Kulturklagen zu kommen. Die kleinen Schritte, die unter dem Ministerium Körber unternommen worden sind, um den tichechischen Dorsprung einzuholen, 3. B. die Ernennung eines deutschen Professors an der Kunstafademie, sind nie ohne den heftigften Einspruch in der tichechischen Presse geblieben. Die neue taiserliche Stiftung der Candesgalerie, die den Ansprüchen beider Nationen gerecht geworden ist, hat in der tschechischen Presse ebenso heftigen Widerspruch hervorgerufen, indem die Mitbeteiligung der Deutschen als ein Raub an der Nation erklärt worden ist. Wer ist es, der da heute einen Kulturkampf zu tämpfen hat?

Don allen Streitpunkten hat der über die Amtssprache weitaus am stärksten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Bewohner eines einsprachigen Candes, in welchem der sprachliche Dollzug der Amtssachen gleichsam von selbst abläuft, kann sich unmöglich vergegenwärtigen, welche Unsumme von Schwierigkeiten entsteht, sobald dieser selbstverständliche Ablauf aus dem nationalen Gesichtspunkt bewußt geregelt werden soll, so daß "was sonst getrieben frei, eins! zweil drei! dazu nötig sei". Und doch ist es nicht bloß nationale Eitelkeit, die den Streit nährt; selbst wenn die ganze Empfindlichkeit abgerechnet wird, die daher kommt, daß alles auf den nationalen Ehrenpunkt getrieben wird, bleibt noch genug an schwerwiegenden Machtinteressen und wirtschaftlichen Interessen übrig, die mit der Amtssprache im engsten Jusammenhange stehen; von der Amtssprache redet man, aber die Nationalität des Beamten ist gemeint und wird getroffen. Daher die ungeheure Aufregung unter den Deutschen über die Badenischen Derordnungen,

die ihnen die Aussicht auf Mitbeteiligung an der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung des Beamtentums fast benahmen und die dessen politische Macht sast ganz den Cschechen auslieferten. Wie bei den Cschechen die Erregung des Kulturkampses, wirkt bei ihnen das durch diese Verordnungen erweckte tiese Mißtrauen noch heute nach, sie werden die Sorge nicht los, irgend eine folgende Regierung könnte den gleichen tödlichen Streich versuchen und das tschechische Staatsrecht tatsächlich dadurch einführen, daß sie überall die tschechischen Beamten einführt.

Es ist ein mühseliges Gewirre von Einzelbestimmungen, in denen sich die Dorschläge zur Regelung der Amtssprache in Böhmen ergehen, aber die eigentliche Schwierigkeit liegt nicht in der Sülle der Einzelheiten, sondern in den leitenden Gedanken, über die bisher noch keine Abereinstimmung gewonnen werden konnte. Iwar rusen beide Teile eine und dieselbe Formel an, die Formel der Gleichberechtigung, aber die Auslegungen, die sie ihr geben, führen sie soweit auseinander, als ob sie nichts gemeinsam hätten. Niemals ist der Streit leidenschaftlicher geworden, als seitdem er an die Tiesen rührte, die unter dieser Formel verborgen sind.

Eine dieser Tiefen ist, daß sie stillschweigend die Voraussetzung macht, als ob es sich nur um eine Auseinandersetzung zwischen ben beiden Nationalitäten handelte. In der Cat ist aber noch ein dritter Sattor mitbetroffen, der Staat. Auch der Staat bat im Interesse des Ganzen, im Interesse beider Candesparteien und all der Parteien außerhalb des Candes gewisse Sorderungen in Rudsicht auf die Amtssprache zu wahren, die er nicht fallen lassen darf und die er, weil sie das Ganze angehen, den Sorderungen der beiden streitenden Nationalitäten voranzustellen hat. Wie der militärische Dienst gebieterisch die einheitliche Kommandosprache und die einheitliche Sprache der höheren Befehlgebung verlangt, so darf auch im bürgerlichen Dienste die sprachliche Einheit nicht gang verloren geben, für einen gewissen innersten Bereich des Dienstes ist sie unerläftlich. Bisher hat sich noch teine österreichische Regierung gefunden, die nicht diese Auffassung geteilt hätte und die nicht der Meinung gewesen ware, daß für diese "innerste Dienstsprache" das Deutsche auch weiterhin aufrechterhalten werden solle, selbst die Badenischen Derordnungen haben diesen Dorbehalt, freilich nur in einem sehr engen Ausmaße, gemacht; und nachdem die Badenischen Derordnungen mit Zustimmung der führenden tichechischen Partei herausgekommen sind, so hat daher wohl selbst diese zur Aufrechterhaltung der "innerften deutschen Dienstsprache" in einem engsten Ausmake ihre Zustimmung gegeben. Wie es aber tschechische Stimmen gibt, die das beutsche militärische Kommando als Herausforderung ihrer Nation erklären, so gibt es umsomehr solche, die in der burgerlichen "innerften deutschen Dienstsprache" eine frasse Verlegung der Gleichberechtigung, einen schweren Schimpf für ihre Kultur ertennen. Demgegenüber sei nur das Selbstverständliche gesagt, daß die "innerste beutsche Dienstsprache" nicht den Deutschen in Böhmen guliebe und nicht aus Rud-

sichten der Cambespolitik aufrechtzwerhalten ist, sondern aus Rüdsichten der Staatspolitif, und daß sie überhaupt nicht durch nationale Dorliebe, sondern durch die Notwendigkeiten der Staatseinheit und durch die Macht der geschichtlichen Uberlieferung diltiert ist. Wenn diese Rudfüchten bewirft baben, daß Ofterreich-Ungarn in den menoffupierten Provinzen die oberste Derwaltung deutsch einrichtete, so werden sie wohl in einem Gebiet der alten "deutschen Erbländer" noch die Kraft haben, einen deutschen Rest der Verwaltung zu erhalten. Die Nation, die der Meinung sein sollte, daß sie die geschichtliche Überlieferung zu brechen start genug wäre, wird lich auf einen langen Kampf gefakt machen muffen, denn was in Jahrbunderten gebaut worden ist, wird nicht in einem Caqe zerstört werden können. Wenn einmal die tschechische Nation für ein neues Österreich die Arbeit getan haben sollte, die die Deutschen für das alte von den Babenbergern ber getan haben, dann wird es ihr niemand streitig machen konnen, die innerste Dienstsprache des Staates zu bestimmen. Einstweilen hat es den Anschein, daß sie in ihrer großen Masse, tros der hoben Worte dieses oder jenes Volksvertreters oder Dubliziten, einen solchen Anspruch noch nicht erhebt, unterwirft sie sich in der praktischen Staatsverwaltung boch ruhig den geschichtlichen Notwendigkeiten, die ihr zur Gewohnheit geworden sind. Die drohende Gebarde in der Offentlichkeit wird durch die Sugsamkeit widerlegt, mit der die Masse des tschechischen Volles, trotz des lebhaften Nationalgefühles, von dem es in allen Schichten durchdrungen ist, dem österreichischen Staate gibt, was traft seiner Geschichte des Staates ist.

Erft nachdem im Bereiche der Amtssprache sichergestellt ist, was des Staates ift, tommen die Rechte der beiden Volksstämme des Candes in Frage, nur auf den verbleibenden Rest kann der Begriff der Gleichberechtigung angewendet werden. Auch für diesen Rest definieren ihn die beiderseitigen Vertreter verschieden. Die orthodore tichechische Sormel, so wie die Badenischen Verordnungen sie übernommen haben, lautet: Jeder Bürger des Candes, welchem der beiden Völker er angehöre, solle por jeder Behörde des Candes seine Muttersprache gebrauchen dürfen und durch die Sprache der Partei solle dann immer die Sprache bestimmt sein, in der die Sache selbst in den Atten der Behörde und in ihrem ganzen weiteren Verlauf auf dem Wege zu anderen Behörden und durch alle Instanzen durch zu behandeln sei. Auch die deutsche Auffassung will den Tschechen für ihr prattisches Bedurfnis das Recht mahren, por der Beborde ibre Muttersprache zu gebrauchen, aber fie stellt der äußeren Amtssprache, in der das Amt die Parteien bedient, die innere Amtssprache entgegen, wie sie in den Atten des Amtes angewendet werden soll; von der früher ermähnten "innersten beutschen Dienstsprache" abgeseben, soll sich die innere Amtssprace immer nach der Nationalität des Gebietes bestimmen, im deutschen Gebiete foll deutsch, im tichechischen tichechisch amtiert werden, nur in den gemischten Bezirken soll sich die innere Amtssprache jeweils nach der Sprache der Partei richten.

Man sieht, jede der beiden Auffassungen wahrt äußerlich die Gleichberechtigung, indem sie der gegnerischen Sprache unter gleichen Verhältnissen genau das gleiche Recht

wie der eigenen einräumt. Welche der beiden Auffassungen wahrt aber das Wesen der Gleichberechtigung? Darauf muß es ankommen — und da läßt sich leicht erkennen, daß die deutsche Auffassung kein wirkliches Interesse auf tschechischer Seite verletzt, weil sie jedem der beiden Teile seine Art läßt, während die Gleichberechtigung, wie sie die orthodoze tschechische Sormel fordert, ganz und gar auf ihre nationalen Verhältnisse zugeschnitten ist und sich für die deutschen Verhältnisse in Unrecht verwandelt. Wenn jemand, der meinen Rock tragen kann, ihn abwechselnd mit dem seinigen trägt, erweist er mir dadurch Gerechtigkeit, daß er mich verhalten will, mich seines Rockes zu bedienen, auch wenn ich seinen Rock nicht tragen kann? Die Gleichberechtigung der Badenischen Verordnungen ist, um es drastisch zu sagen, eine solche "Gleichberockung", die der Amtstracht aller Beamten, auch der deutschen, etwas vom Juschnitt der Cschamara gibt.

Der Ceser muß, um hierüber zu einem richtigen Urteil zu gelangen, sich die Ansiedlungsverhältnisse ins Gedächtnis gurudrufen, wie sie früher geschildert worden lind. Das deutsche Gebiet, obwohl langgezogen, ist in sich großenteils "geschlossen"; an den Grenzen zwar und dort, wohin die tschechischen Einsprengungen der zugewanderten Arbeiterschaften reichen, versteht oder spricht man tschechisch, aber im Innern ist diese Sprache so fremd, wie in irgend einem deutschen Kronland. Das verdorbene Cichechisch, wie es früher üblich war, konnte sich der Deutsche für den Derkehr mit den Dolksschichten, die es damals sprachen, leicht genug aneignen, das moderne Cschechisch aber ist eine formenreiche, grammatitalisch sehr schwierige, dem Deutschen durchaus fremdartige Sprache, die nur schwer bis zu dem Grade erlernt werden tann, um in Wort und Schrift den Ansprüchen zu genügen, mit denen sie beute auftritt. Die große Masse der Bewerber um Beamtenstellen, die aus den beutschen Gegenden stammen, tennt sie von haus aus nicht und kann sie späterhin nicht mehr ausreichend erlernen; von ihnen ihre volle Kenntnis fordern, heißt soviel, als sie von der Bewerbung ausschließen, in Eger, Karlsbad oder Reichenberg nicht anders, als etwa in Ling ober Grag. In den tschechischen Bezirken ist es mit der Kenntnis des Deutschen anders bestellt. Zwar ist es nicht mehr wahr, was noch por turzem gesagt werden tonnte, daß jeder gebildete Cicheche das Deutsche poll beherricht, aber immerhin ist auf tschechischer Seite die Kenntnis der zweiten Candessprache Lungleich verbreiteter; der Militärdienst, das geschäftliche Interesse, die Rücklicht auf die großen Beziehungen der Welt außerhalb Böhmens, die Überlieferungen von früher halten diesen Zustand aufrecht, aus dem die Cschen reichlichen Vorteil ziehen. Mit diesen Catsachen muß gerechnet werden, es wäre ganz unbillig, es nicht zu tun. Die vielgebrauchte Rede: "die Deutschen sollen die zweite Sprache erlernen, wenn sie vorwärtskommen wollen", ist leicht gesprochen, aber schwer erfüllt; mit welchem Rechte darf die Amtsvorschrift sie für ihr Vorwärtskommen unter solchen Zwang stellen? Der Beamte kommt aus dem Volke heraus und man wird für die Masse der Beamten nie mehr an lebendigen Sprackkenntnissen durchseten, als sich in den Volksschichten vorfindet, aus denen sie kommen. Es wird zwar auch

gesagt, "der Beamte ist für das Volk da, und er muß daher, um seiner Amtspsicht zu genügen, die Sprache des Volkes sprechen", aber dieser scheinbare Einwand ist in Wahrheit nur eine volle Bekräftigung des deutschen Standpunktes, denn er gilt ja nur dort, wo das Volk tschechisch spricht, d. h. in den tschechischen und gemischen Bezirken — dort muß ohne Zweifel auch der deutsche Beamte dazu verhalten werden, die Volkssprache zu beherrschen. In den deutschen Bezirken aber, in denen das Volk mit Eisersucht darauf hält, deutsch zu sein, genügt der Beamte seiner Amtspslicht gegen das Volk ganz und gar dadurch, daß er deutsch spricht, falls nur in entsprechender Weise dafür Vorsorge getroffen ist, daß dem praktischen Bedürfnisse der zum Amt kommenden tschechischen Candesbürger gedient wird; solche Vorsorge läßt sich aber treffen, ohne daß alle Beamten mit der Pflicht belastet werden, die fremde Sprache zu erlernen.

Welche Interessen auf deutscher Seite werden also durch die orthodoge tschechische Auffassung der Gleichberechtigung verlett? Salls sie ganz ernst genommen und bis zu ihren lehten Solgerungen durchgeführt wird, wie dies in den Badenischen Derordnungen geschehen ist, werden die meisten deutschen Bewerber vom Amte ausgeschlossen und dadurch wird neben ihren persönlichen Lebensinteressen auch ein nationales Interesse ersten Ranges verlett, weil für das deutsche Volk der Anteil des Beamtentums am Mittelstande und an der politischen Macht größtenteils verloren geht. Auch wenn die äußersten Solgerungen nicht gezogen werden, indem den beutschen Beamten irgendwelche Zugeltändnisse in Rudficht der Beherrschung des Cichechischen gemacht werden, so bleiben noch in den rein deutschen Gegenden jene Nachteile der Rechtsunsicherheit für die deutschen Parteien übrig, wie sie schon seit ber Stremanrichen Derordnung ertragen werden mullen. Wenn 3. B. im beutichen Grundbuch zu gunsten einer tichechischen Partei eine tichechische Eintragung gemacht wird, die fast allen Parteien unverständlich ist, widerspricht das nicht dem Zwecke des Grundbuches, verletzt es nicht die gerechten Ansprüche der überwiegenden Zahl der Interessenten, ja dient es denn auch nur dem praktischen Bedürfnisse der tschechischen Partei selbst?

Welche Interessen auf tschechischer Seite werden umgekehrt durch die deutschen Dorschläge verletzt, die außerhalb des innersten Dienstes die nationale Amtssprache zugestehen? Die der einzelnen tschechischen Beamten und Amtsparteien doch gewiß nicht. Damit ist aber freilich die Frage noch nicht erschöpfend beantwortet, denn es fragt sich noch um das Gesamtinteresse der Nation. Die Nation will sich nicht damit absinden lassen, ihren Bürgern den Gebrauch der eigenen Sprache in Schule und Amt zu sichern und ihren zum Amte befähigten Söhnen Stellung zu schaffen, noch auch damit, in sich ihre Kultur pflegen zu dürfen, sie will nicht zu neuem Leben erwacht sein, um sich in Schöpfungen nationaler Literatur und Kunst genugzutun, sie strebt vielmehr auch, und wer dürste ihr das verdenken, nach politischer Sicherstellung ihrer nationalen Kultur und nach Macht, ohne die kein Recht ist. Weil ihr eigener Staat in dem größeren Österreich ausgegangen ist, will sie in Österreich ihren Raum

haben, und damit sie ihn im Staate einnehmen könne, will sie zunächst als Unterlage hiefür im Cande ihre Macht gesestigt haben, in dem Cande, auf das sie ein ererbtes Recht zu besitzen glaubt. Und wer dürste es ihr verdenken, so lange sie die Existenzrechte des Staates nicht angreift und das gleiche Recht der Deutschen nicht verletzt?

Welcher gerechte Anspruch der tschechischen Nation wird also durch die deutschen Dorschläge verlett, die ihr in ihrem Candesteil die nationale Amtssprache andieten? Aber darf man denn diese Frage überhaupt noch stellen? Liegt es nicht vielmehr offen, daß durch diese Vorschläge der bestehende Zustand für die Cichechen ganz aukerordentlich verbessert wird? Zwar erkennen sie den bestehenden Zustand nicht als zu Recht bestehend an, sie bestreiten ihn nach ihrer Deutung des Staatsgrundgesethes, sie bestreiten ihn durch Berufung auf ein, von den Gegnern anders gedeutetes und übrigens die längste Zeit in Vergessenheit geratenes altes kaiserliches Schreiben und sie bestreiten ihn durch Berufung auf ein oberstgerichtliches Urteil; zwar ist auch der bestehende Zustand seit Badeni tatsächlich erschüttert, weil seither die nationale Amtssprache nicht mehr ganz zurückgedrängt werden konnte: aber all ihre Ansprüche, so eifrig sie sie behaupten, all diese tatsächlichen Gewinste, so ausgiebig sie sein mögen, sind doch in die Luft gestellt, solange der Buchstabe so und so vieler Gesehe und Urteile anders lautet, solange der Gegner aus vollster Aberzeugung und, gestüht auf die langjährige unangefochtene Überlieferung, ebenso eifrig sein Recht behauptet und solange das Kampfobjekt doch größtenteils noch im gegnerischen Belike ist. Ein Ausgleich, der ein flares, unbestrittenes Recht gäbe, wäre demgegenüber ein außerordentlicher Gewinn. Wenn die beiden Volksstämme jett auf dieser Grundlage neue Punktationen schlössen, so wäre der Zuwachs an Rechten, die die Jungtschem in der kurzen Spanne Zeit seit den alten Punktationen gesichert nach hause brächten, ein ungeheurer und sie könnten ihre politische Bilang mit einem Gewinne abschließen, wie sie ihn selber damals nicht erwarten durften.

Es hat des öfteren den Anschein gehabt, als ob dies auf tschechischer Seite erkannt würde, und als ob man unter grundsätlicher Wahrung der orthodozen Sormel sich in der praktischen Aussührung der deutschen Auffassung so weit anzunähern geneigt wäre, daß nur noch eine dünne, papierene Wand die beiden Parteien trennte, aber bischer ist das erlösende Wort noch immer nicht gesprochen worden. Vorläusig haben sich die Sührer der Nation noch nicht entschließen können, ihr Maß von den Tatsachen zu nehmen, sondern sie nehmen es noch immer von den weit größeren hoffnungen, an denen diese sich erhitzt hat. Die Kraftprobe, die im Kampf um die Amtssprache abgelegt werden soll, hat für sie die Bedeutung einer vorbildlichen Entscheidung für das Schickal ihrer nationalen Erwartungen überhaupt. Wenn es ihnen gelungen wäre, die tschechische Amtssprache auch nur fakultativ ins deutsche Gebiet einzusühren, so wäre ein wichtiger erster Schritt zur Derwirklichung ihrer staatsrechtlichen Träume getan, der Suß wäre zwischen Tür und Angel der deutschen Ämter gesetzt und die Aussicht wäre immer da, die Tür später einmal ganz zu

öffnen. Wenn sie dagegen einmal anerkannt hätten, daß im deutschen Gebiet nur deutsch zu amtieren sei, so hätten sie sich selber die Grenze ihres nationalen Machtbereiches im Lande gezogen. Dazu konnten sie sich nicht entschließen und so haben sie denn, sich auf die geschichtliche Einheit und Unteilbarkeit des Landes berufend, die deutschen Dorschläge zurückgewiesen.

Ich behalte mir vor, auf die Solge der Gedanken, die mit dieser Berufung eröffnet ist, zum Schlusse noch ausführlich zurückzukommen. Sur jetzt fahre ich in der Darstellung der einzelnen Streitpunkte fort.

In den wenigen letten Jahren haben sich die deutschen Sorderungen in Rudsicht auf die Beamtenverhältnisse gang erheblich gesteigert. Wollte man gegen Badeni nur die bedrohten deutschen Beamten schützen, so geht heute durch die beutschen Begirte der Ruf, teine tichechischen Beamten mehr hereingulassen. Ift es bei der gesteigerten Empfindlichkeit zu verwundern, daß man anfing, sich gegen tichechische Beamte zu wehren, die des Deutschen nicht recht mächtig waren? Ift es zu verwundern, daß man noch weiter geht und daß man heute, "wo alles haßt", den tschechischen Bezirksbeamten oder Richter als Gegner ansieht, statt ihm das Vertrauen zu schenken, wie es die erfolgreiche Verwaltung seines Amtes fordert? Aber man hat auch angefangen, empfindlich zu werden, wenn in den technischen Diensteszweigen, wenn bei der Post und Eisenbahn oder selbst bei Amtern, die mit bem Publitum nicht in Vertehr tommen, tichechische Beamte hereingezogen wurden, namentlich wenn sie in größerer Zahl kamen. Sie verstärken die anwesende Minorität. sie werden vielleicht ihre Sührer, schon dadurch, daß sie ihre Zahl erhöhen, rucken sie vielleicht die unerwünschte Notwendigkeit näher, den fremden Nationalen auf Gemeindekosten eine Minoritätsschule zu errichten. Bedauerlicherweise treffen diese Folgen den Friedfertigen ebenso wie den, der den Streit sucht, aus dem Gifte des Kampfes entstanden, tragen sie das Gift weiter. Je länger der Streit noch dauert, besto tiefer und gefährlicher werden die Wunden, besto schmerzlicher die Narben sein.

Ich habe damit an einen weiteren Streitpunkt gerührt, die Minoritäten. Die deutschen Minoritäten im tschechischen Gebiet sind wenig zahlreich, sie sind meist Reste alter Ansiedlungen, sie sind sozial höher gestellt, wirtschaftlich kräftiger und vermögen sich selber besser zu helsen, aber auch sie haben Ursache genug zu klagen. Die wichtigsten unter ihnen sind die deutschen Ansiedlungen in Prag und in Pilsen; beide halten Posten von größter nationaler Bedeutung besetzt, und jeder künftige Ausgleich wird etwas zu ihrem Schutze tun müssen, wenn er seiner Aufgabe genügen soll. Die tschechischen Minoritäten sind überaus zahlreich und sind ganz anderer Bildung; sie sind zu einem guten Teile in jüngster Zeit durch Einwanderung von Industriearbeitern oder Bergarbeitern entstanden und haben sich selbst in Gegenden, die die dahin rein deutsch waren, rasch und auffallend verbreitet. Sie bringen den deutschen Gemeinden die schwere Cast der Minoritätsschulen und andere Casten, sie bringen nationale Agitation hinein, rühren die Frage der Amtssprache auf. Auf tschechischer Seite sind es diese Wanderungen, mit denen sich

für den fanatischen Schwärmer die Hoffnungen auf Rüderwerbung des deutschen Gebietes verbinden, ein nüchtern denkender Radikalismus sieht in ihnen, die weithin im beutschen Boben einsidern, das Mittel dazu, den geschlossenen deutschen Besitz zu sprengen und mindestens die Frage der Amtssprache offen zu halten und so ben Grundsatz der Einheit und Unteilbarkeit des Candes zu retten, aber auch dem gemäßigten Teile der Nation wird das Schickfal ihrer Minoritäten nicht gleichgültig sein können, denen das Ceben im fremden Cager so wenig leicht gemacht wird, als den deutschen Minoritäten in Böhmen, und die nach ihrer sozialen Stellung weniger widerstandsfähig sind als diese. Das tschechische Volk verliert so wie so alljährlich durch Auswanderung aus dem Cande nach Wien und anderwärts einen großen Teil seines natürlichen Zuwachses, der dort entnationalisiert wird. Trog seines großen Geburtenüberschusses verschlechtert sich seine Bevölkerungsquote im Cande von Volkszählung zu Volkszählung, wenn auch nur um ein geringes. Seine "statistische Lage" ist ungünstig und es ist selbstverständlich, wenn die Nation ängstlich bedacht ist, auch die kleinsten sich von ihr ablösenden Splitter zu zählen und por Entnationalisierung zu bewahren — beide Teile haben also in Rücksicht auf die Minoritäten wichtige Interessen zu wahren. Ist es schon schwer, dort wo lie in festen Sigen voneinander getrennt wohnen, zwischen ihren Ansprüchen billig zu entscheiben, so wird es um so schwerer, wo sich ihre Ansiedlungsverhältnisse verschieben.

Ich habe endlich noch einen letzten Streitgegenstand zu besprechen, der erst allmählich hervorgekommen ift und dem man außerhalb Böhmens viel zu wenig Aufmerksamkeit schenkt; ich meine den wirtschaftlichen Interessengegensatz. Eigentlich sind es ihrer mehrere, ich kann jedoch hier nur den einen besprechen, der von beutscher Seite hervorgehoben wird, nämlich das arge Migverhältnis, das zwischen ber großen deutschen Steuerleistung und der viel geringeren Leistung besteht, welche die öffentliche Verwaltung zu deutschen Gunften vollzieht. Es ist schwer, die Sache flar zu machen, ohne Jiffern zu bringen, und es ist schwer, Jiffern zu bringen, ohne in Einzelheiten einzugehen, für die mir hier der Raum fehlt. Don deutscher Seite werden mitunter gang maflofe Siffern gerechnet, um die man verkurgt gu sein behauptet; niemals vielleicht begeht die Leidenschaft größere Irrtümer, als wenn sie sich auf Jiffern wirft und zu rechnen beginnt. Ich barf mich wohl auf die Jiffern berufen, die ich in meinem Buche über "die deutsche Steuerleiftung und ben öffentlichen haushalt in Böhmen" gebracht habe, und die ich gegen alle Anfechtungen auch heute noch aufrechterhalten kann. In aller Kürze läßt sich sagen, daß die Deutschen von den Abgaben für die autonome Candesverwaltung damals — es war turz vor der Einführung der Landesbierumlage — die gute Hälfte zahlten, und daß ihnen von den Leistungen dieser Derwaltung, ihrer Bevölkerungsquote etwa entsprechend, etwas mehr als ein Drittel zutam; hieraus rechnet sich ein Betrag von beiläufig 5 Millionen Kronen jährlich, den sie aus ihren Steuergelbern unmittelbar für Zwede ihrer Gegner aufzahlten, die weiteren Summen noch nicht gerechnet, die diesen mittelbar dadurch gutommen, daß in Sachen, die die Einwohner des deutschen Gebietes betreffen, tschechische Beamte bestellt und tschechische Sirmen beschäftigt werden. Für den Staatshaushalt läßt sich die Rechnung nicht leicht machen, sicher ist nur, daß die Deutschen von den direkten Staatssteuern mehr als die Hälfte zahlen, wie denn die industrielle und geschäftliche Blüte des Candes ihnen zu danken ist, und das Cand durch sie die großen Aberschüsse hervorbringt, die es zum Staatshaushalte beiträgt.

Es ist nicht lange her, daß man sich deutscherseits über diese Aufstellungen Rechenschaft zu geben vermag. Der Candeshaushalt hat sich noch vor 30 Jahren in ganz bescheidenen Ziffern bewegt, auch hat sich die deutsche Steuerkraft erst in den letten Jahrzehnten, mit der industriellen und geschäftlichen Entwicklung, über bie Bevölkerungsquote gehoben. Dielleicht hatten die Deutschen die Erhöhung ihrer Steuerleistung überhaupt niemals für sich geltend gemacht, wenn nicht die Candesverwaltung zugleich in einem ihnen immer ungunftigeren Sinne geführt worden wäre, soweit es insbesondere die Bestellung der Beamten angeht. Der große Beamtenkörper des Landes zählt heute fast keinen Deutschen mehr. Ist das billig? Konnte das ruhig hingenommen werden? hierüber wurden die ersten Beschwerden erhoben, und man fing nun auch genauer zu rechnen an. Der Candeshaushalt läßt sich national größtenteils aufteilen, es läßt sich ganz gut nachrechnen, wieviel von den deutschen Steuergeldern für tichechische Schulen und andere Verwaltungszwecke aufgeht. Wer etwas Geschichte kennt, weiß, wie oft ein Steuerunrecht die letzte Deranlassung dazu war, daß eine große, durch tiefere Ursachen erzeugte Volksgarung endlich zum Durchbruch tam; so war es mit dem ameritanischen Unabhängigteitstrieg gegen England, so wird es von dem Aufstand der Niederlande gegen Spanien ergählt. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Entdedung, daß die Deutschen die Kosten des tichecischen Kulturkampfes mitzutragen hatten, unter ihnen die tieffte und nachhaltigste Wirkung hervorbrachte. Ich habe eben gesagt, daß die Ceidenschaft, wenn sie zu rechnen beginnt, geneigt ist, sich zu ben größten Irrtumern hinreißen zu lassen, aber es muß hinzugefügt werden, daß, wenn sie beweisträftige Ziffern gefunden hat, sie aus ihnen eine hartnäcigfeit der Uberzeugung gewinnt, wie sie ihr sonst kaum zuteil werden kann.

hier ist die Quelle aufgedeck, aus der die deutsche Opposition in Böhmen in der letzten Zeit vornehmlich ihre Kraft und ihre Richtung erhalten hat. Es hat sich ein bemerkenswerter Frontwechsel vollzogen. Die Regierung, gegen die vorher die Angriffe fast ausschließlich gerichtet waren, wurde seit der Zurückziehung der Badenischen Verordnungen zwar auch nicht ganz geschont, aber der Kampf wurde mehr hinhaltend geführt; um so entschiedener aber wurde die tschechsschendale Candesverwaltung bekämpft. Während die gegen die Regierung gerichtete Opposition im Abgeordnetenhause eingestellt wurde, wurde gegen das autonome Candesregiment die Obstruktion im böhmischen Candtag eröffnet.

Die deutsche Obstruktion im böhmischen Candtage wird gewöhnlich mit der tschechischen Obstruktion im Reichsrat in Verbindung gebracht, sie wird als ein

tattisches Manöver aufgefaßt, zu dem 3wede ersonnen, um die letztere zu brechen. Dies ist ein Irrtum, oder es ist wenigstens nur ein Teil, ein geringer Teil der ganzen Wahrheit. Wie die deutsche Obstruktion im böhmischen Candtag zustande gekommen ist, ist genau bekannt. Die unmittelbare Veranlassung war die Rede eines Abgeordneten der Sortschrittspartei, in der auf die Unerträglichkeit der geschilderten Zustände der autonomen Landesverwaltung hingewiesen wurde; die ersten zustimmenden Zurufe kamen von der Partei des Redners, aber sofort stimmten die andern deutschen Parteien mit ein. Der Tumult, welcher folgte, nötigte dazu, die Sigung auf turze Zeit zu unterbrechen, aber statt daß die Gemüter sich beruhigt hätten, einigten sich die deutschen bürgerlichen Parteien, die in der Erregung des Augenblids zu einer gemeinsamen Beratung versammelt blieben, sozusagen aus bem Stegreif dazu, es mit der Obstruktion zu versuchen, von der man damals noch gar nicht wußte, ob die Geschäftsordnung des Candtages auch wirklich die handhaben zu ihrer erfolgreichen Weiterführung böte. Zu einem tattischen Manöver mit so entfernten Zielen wären die deutschen Parteien bei den Gegensätzen, die unter ihnen bestehen, niemals zu vereinigen gewesen; der Versuch wäre schon an den ersten Vorbereitungen gescheitert, nur der unmittelbare Ausbruch gereizter Ceidenschaft konnte diese Wirkung haben. Der nationale Groll hatte endlich sein lange verfehltes Ziel genau erkannt, die tschechische Regierung im Cande; die Deutschen waren es endlich satt geworden, in dem Cande, zu dessen Berwaltungskosten sie die volle Hälfte beisteuerten, nur als die überstimmte Minderheit behandelt zu werden, sie waren es satt geworden, die nationale Herrschaft des Gegners mit ihrer Steuertraft zu stügen, sie konnten es endlich ziffermäßig beweisen, daß die Gleichberechtigung, über beren Berletung die Cichechen so viel zu klagen hatten, ihnen gegenüber durch die Cschechen aufs empfindlichste verletzt wurde, und sie forberten und fordern die nationale Parität, die ihnen für die Candeslaften auferlegt ist, auch für die Candesrechte, wo immer nationale Interessen in Frage kommen. Sie werden sie auch weiterhin fordern, darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, und mit dem äukersten Nachdruck fordern, sie werden sich niemals mehr vorbehaltlos in das Derhältnis zurückbegeben, daß sie aus ihren Steuergelbern tschechische Candesbeamte dazu bezahlen, um ihre deutschen Angelegenheiten durch diese verwalten zu lassen. Gemäßigte und radikale Abgeordnete und Wähler werden darin einig und unerschütterlich sein. Die besonnene Nachgiebigkeit, mit der die gemäßigten Parteien den Tschechen für ihr Sprachgebiet die nationale Amtssprache eingeräumt haben, ist von einer ebenso unbeugsamen Sestigkeit begleitet, auf deutschem Gebiet die eigenen Volksansprüche unverkümmert durchzuseken.

Jedem Teile auf seinem Boden sein Recht, das ist der leitende Gedanke des Projektes der Kreisvertretung, über das sich die gemäßigten deutschen Parteien, die bürgerlichen und der verfassungstreue Großgrundbesitz, geeinigt haben. Der Gedanke der nationalen Abtrennung, der seinerzeit in den Punktationen von den Altstichechen und Seudalen anerkannt wurde, der übrigens längst vorher von den Cschechen

selber, als sie noch der schwächere Teil waren, aufgestellt worden war, ist wieder aufgenommen, aber nun in einem bis ins einzelne forgfältig durchgeführten Plane bis zu seinem Ende gedacht worden. Das Cand soll in große Kreise eingeteilt werden, welche zwischen die obersten Verwaltungsinstanzen, Statthalterei, beziehungsweise Candtag und Candesausschuß und die ihnen heute unmittelbar untergeordneten Bezirke eingeschoben werben sollen. Daburch sollen die oberften Instanzen entlastet, ein großer Teil ihrer Befugnisse soll den Kreisen gugewiesen werden. Indem die Kreise, so weit es nur angeht, nach den nationalen Grenzen gebildet werden sollen, wird damit die Möglichkeit genommen, für den weitaus größten Teil der Bevölkerung und für den größten Teil der Geschäfte die Verwaltung und mit ihr die Amtssprache bis in die zweite Instanz hinauf national zu sondern. Nur wenige gemischte Kreise wären notwendig, die große Mehrzahl wäre national ungemischt ober boch nur mit gang kleinen fremden Einmengungen vermischt. Im Norden des Candes, in welchem, wie ich es früher ausdrückte, das Band der beutschen Ansiedlungen breit entfaltet ist, wurden deutsche Kreise gebildet. Um auch in den obersten Candesinstanzen die nationale Unabhängigkeit zu sichern, sind gewisse ergänzende Einrichtungen geplant, unter denen die nationalen Kurien im Candtag hervorzuheben sind, deren Kompetenz, um den deutschen Interessen zu genügen, wohl auf die Sinanzangelegenheiten auszudehnen wäre.

Der Plan der nationalen Abtrennung, so zu Ende gedacht und so durch die paritätischen nationalen Kurien ergänzt, ist eine jener ganz eigentümlich gestalteten Ordnungen, durch die allein in Böhmen der Friede hergestellt werden kann. Die einfachen Ordnungen eines einsprachigen Candes genügen nicht, die roben Auskunftsmittel einer früheren Zeit sind ausgeschlossen. Das Projekt der Kreisvertretung paßt sich glücklich der Eigenart der gegebenen Verhältnisse an. Es erkennt die durch die Gestalt des Candes geforderte Einheitlichkeit der Verwaltung an, indem es die Einheit der obersten Candesinstanzen beibehält, es gibt aber den Deutschen ihre Unabhängigkeit, dort wo es die Ausbreitung ihrer Ansiedlungen gestattet. Sie erhielten in ihren Kreisen für den Bereich der staatlichen Derwaltung ihren besonderen Beamtenkörper mit dem Kreishauptmann an der Spike, für den Bereich der autonomen Verwaltung ihre eigene Kreisvertretung mit einem geschäftsführenden Ausschuft; und da die Kreise in dem letteren Bereich einen ansehnlichen Teil der Verwaltung von Candtag und Candesausschuft mit dem zugehörigen Beamtenkörper und der zur Dedung erforderlichen Steuerwirtschaft in sich aufzunehmen hatten, so ware in diesem ganzen Umfange auch die finanzielle Autonomie gesichert und die Gelegenheit zu nationalen Zusammenstößen, wie sie eine gemeinsame Verwaltung mit sich bringt, endgültig beseitigt.

Es ist trozdem begreiflich, wenn gerade eifrige Freunde des Friedens an dem Gedanken der nationalen Abtrennung Anstoß nehmen. Die "Trennung" innerhalb des Landes, die "Absonderung" derer, die doch miteinander verkehren müssen, scheint etwas so Unnatürliches, scheint die Besiegelung des Unfriedens, die endgültige

Ohnmachtserklärung aller Wünsche der Versöhnung. So urteilen viele qute österreichische Patrioten, die das Cand nicht kennen, ich gestehe, daß ich, bevor ich das Cand kannte, ebenso geurteilt habe. Im Cande wird man sehr bald eines anderen belehrt, man wird sehr bald gewahr, daß die Trennung das einzige Mittel ist, um zum Frieden zu tommen. Was der Natur der Sache nach untrennbar ist, soll ja nicht zerrissen werden, nur das wirklich Trennbare, was sich innerlich ja längst geschieden hat, soll nicht mehr länger durch äukeren Zwang zusammengeprekt werden. In der alten gemeinsamen Universität konnte der hader nicht gur Rube tommen, die zwei selbständigen Universitäten bestehen ruhig nebeneinander; und so wird die nationale Abtrennung überall wirken. Die beiden nationalen Parteien sind in dem Derhältnisse von zwei Wohnparteien, denen es im alten hause zu enge geworden ist, weil dieses nur für eine selbständige Partei Raum bietet, während die andere sich als Zimmerherr bescheiden mußt. In Böhmen wollen nun einmal beide Volksstämme selbständig sein, keiner will sich mit der Rolle eines Zimmerherrn des anderen abfinden lassen. Das Projekt der Kreisvertretung will iedem der beiden Ceile für seinen persönlichen Haushalt sein eigenes Haus bauen. mit einem gemeinsamen Tratt für die gemeinsamen Angelegenheiten. Der entworfene Grundrif ist nicht gang einfach, er scheint dem uneingeweihten fremden Beurteiler unnötig verworren, aber Böhmen ist eben tein einfacher politischer Körper, das Problem, die beiden widerstrebenden Stoffe in Ruhe nebeneinander zu lagern, kann nicht einfacher gelöst werden. Es geht nun einmal nicht länger mit ber alten schulgerechten Lösung, mit ber Schablone von ber herrschenden Mehrheit und der beherrschten Minderheit, wobei es dem Ermessen der Mehrheit überlassen sein soll, mit welchem Grade des Wohlwollens sie die Minderheit zu behandeln gebenkt. Die nationalen Interessen mussen rechtlich gesichert sein, und sie werben es am besten sein, wenn sie tunlichst voneinander getrennt werden.

Den Jungtschechen ist es gelungen, die Punktationen, die den Gedanken der nationalen Abtrennung in seinen Anfängen formulierten, zu Sall zu bringen, es ist ihnen auch gelungen, die Nation gegen das Projekt der Kreisvertretung einzunehmen. Ihr Schlachtruf war damals und ist heute die Einheit und Unzerreißbarkeit des Candes. Damit sind keineswegs jene Notwendigkeiten gemeint, die aus der geographischen Einheit des Candes folgen und denen sich ja, wie gezeigt, der Plan der Kreisvertretung einordnet, sondern die alte geschichtliche Einheit und Unzerreißbarkeit ist gemeint; diese aber besteht in Wahrheit schon längst nicht mehr. Böhmen war einheitlich, so lange die böhmische Krone ihre Selbständigkeit hatte und die deutschen Kolonisten ihr als Untertanen gehorchten, es war wiederum einheitlich geworden, als die kaiserliche Regierung die Ämter und die gebildete Gesellschaft germanisiert hatte: früher ein slawisches Reich, war es jeht eine deutsche Provinz geworden. Dadurch, daß die Cschechen sich wieder als Nation erhoben haben, ist auch diese Einheitlichkeit zerrissen und ist es mit der Einheitlichkeit des

Candes überhaupt für absehbare Zeiten vorbei. Es ist der Triumph der Tscheen, daß sie die Kraft zu dem Werke besaßen, das sich bereits schließende Netz der Germanisierung zunichte zu machen, die Kraft aber besitzen sie nicht und werden sie nie besitzen, die Deutschen wieder irgendwie in Abhängigkeit zu bringen und über deren Köpfen ein Netz slawischen Einflusses zu spinnen, sei es auch nur in dem engeren Bereiche der Candesautonomie.

Darf ein österreichischer Patriot es den Deutschen in Böhmen zum Vorwurf machen, wenn sie diesen Bestrebungen Widerstand leisten und ihre nationale Selbständigkeit zu erhalten suchen? Was heißt es denn in Wahrheit, wenn sie sich beutschnational nennen? Es heift im tiefften Grunde nichts anderes, als daß sie gegen die Bersuche tichecischer Dorberricaft ihre geschichtliche deutschöfterreicische Individualität verteidigen, die historisch-politische Individualität ihres Volksstammes, die über der historisch-politischen Individualität des Candes übersehen wird und die doch allein eine Wirklichkeit ist, während jene ein bloges Wort geworden ist. Die Deutschen in Böhmen haben die Vorstellung, abhängige Kolonisten der Krone Böhmens zu sein, längst verloren, seit Generationen sind sie an eine deutsche Verwaltung von Wien aus gewöhnt, sie haben gelernt, sich genau so als österreichische Staatsburger zu fühlen, wie die Deutschösterreicher überhaupt, mit denen sie eins sind und von deren staatsbürgerlichen Anschauungen sie sich auch nicht in einer geringsten, auf ein besonderes böhmisches Bürgertum gefärbten Schattierung unterscheiden. Die Vorstellung eines gesonderten böhmischen Staatsrechtes wird ihnen niemals wieder aufgedrängt werden können, die tschechischen Plane, ihnen aus dem Grunde dieses Staatsrechtes eine doppels sprachige Verwaltung aufzunötigen ober gar eine mit selbständigeren Rechten ausgerüstete Verwaltung in Prag zu errichten und den Zusammenhang mit dem Zentrum des Reiches zu lodern, erfüllen sie mit dem tiefsten Miktrauen und rühren in ihnen alle Masseninstinkte zum Widerstand auf. In dem heutigen Abschnitt des Kampfes ist darum die ganze ungeheure Macht der geschichtlichen Aberlieferung, die zuerst auf tschechischer Seite wirkte, auf ihrer Seite, und hieraus erhält ihr Widerstand eine elementare Kraft, die niemand zu brechen imstande sein wird. Seit die tschechische Bewegung ihre Angriffslinien auf das deutsche Gebiet eröffnet hat, hat sie ihren Mutterboden verlassen und damit ihre beste Kraft verloren; nur auf dem Mutterboden ihres Sprachgebietes war sie unaufhaltsam, die deutschen Berge sind zu hoch für die flawische flut. Jeder der beiden Dolksstämme ist in seinem nationalen Leben auf seinem eigenen Boden unbesieglich — ist das nicht die deutliche Lehre aus den Ereignissen dieser schweren Zeit?

Das böhmische Wappen, welches bekanntlich den doppelgeschwänzten Löwen zeigt, ist nicht mehr zeitgemäß. Einstmals konnte es auf den tschechischen Staat mit dem Anhang deutscher Kolonisten, später auf die deutsche Provinz mit den verschwindenden Resten der tschechischen Nation gedeutet werden, heute müßte es die Zweiheit der gleichberechtigten Volksstämme stärker hervorheben: dem Löwenkörper,

der die geographische Einheit des Candes ausdrückt, müßten zwei Köpfe gezeichnet werden. Die österreichische Regierung mindestens wird nicht länger daran zweiseln, daß sie es in Böhmen mit zwei Köpfen zu tun hat, und daß sie mit keiner Politik durchzudringen vermag, die es nur einem von beiden recht macht.

Es ist tein unwürdiger Friedensschluß, der den Cschechen auf der Grundlage ber nationalen Abtrennung angeboten ist. Wenn sie ihre hand bazu geben, so batten sie die lange, schickalsreiche und, wie es einmal schien, in ihrem "Glück und Ende" schon abgeschlossene Geschichte ihrer Nation zu einem ehrenvollen Ausgang geführt, es ware ein stolzes Gefühl, mit dem sie, von der wiedererreichten hohe, der vernichtenden Schläge des Dreifigjährigen Krieges und der folgenden Unterwerfung gedenken durften. Sie hätten nicht nur ihre Sprache und Kultur wieder erhoben, nicht nur ihren Bürgern die nationalen "Einzelrechte", wenn man so sagen darf, zurudgewonnen, sie hatten auch für die Nation wieder politische Macht zuruderobert, soweit sie von dieser in dem neuen großen Staate, in dem sie sich befindet, erworben werden tann: neben der Mehrheit im Candtage, die nur durch die den Deutschen zu verbürgende Parität in den nationalen Dingen eingeschränkt wäre, die ganze große Amtsmacht eines nationalen Beamtentums in ihrem Sprachgebiete und im Staate den gewaltigen Machtanteil, der ihrer Stimmenzahl im Abgeordnetenhause und ihren natürlichen Bundnissen entspräche — ist es gewagt hinzuzufügen, daß, nach einem ehrlichen Frieden mit den Deutschen, diese in allen Angelegenheiten auker den nationalen ihre natürlichen Bundesgenossen wären, wodurch eine unbesiegliche Mehrheit der aktiven gegenüber den passiven Nationen gebildet wäre? Allerdings kostet die Annahme der deutschen Friedensvorschläge die Chaechen das Opfer ihrer um so viel weitergehenden Hoffnungen in Cand und Staat. Sie sollten aber nicht vergessen, daß die deutschen Vorschläge ein nicht minder schmerzliches Opfer gekostet haben, ein Opfer an höchst wertvollen, tatsächlich ausgeübten Rechten und übrigens auch an Hoffnungen, denn warum sollte der Deutsche sich nicht die Hoffnung erhalten dürfen, die ihm so teure Vorstellung des alten, starten, in geeinter Kraft wirkenden Österreich in der Zukunft noch einmal zur Wahrheit zu machen? Und ist es kein Opfer, wenn die Regierung nach so vielen in andern Ländern schon erlittenen Verlusten nun auch in Böhmen die schwer errungene und koltbare sprackliche Einheit von Rechtspflege und Verwaltung aufgibt? Solche Opfer an lebendiger Wirklichkeit wiegen die tichechischen Opfer an Erinnerungen und Erwartungen reichlich auf. Wenn das Cos, das die Nation auf ihre Zukunft in der hand hat, mit dem angebotenen Barbetrage ausbezahlt wird, so hat sie weit mehr erhalten, als sein mathematischer Wahrscheinlichkeitswert vor einem halben Jahrhundert, ja noch vor einem Jahrzehnt eingeschätt werden konnte — und vielleicht auch nach einiger Zeit wieder eingeschätzt werden wird. Manchmal erhält man den Eindruck, daß sie dies selber gang aut fühlt und nur den Willen nicht aufbringen kann, den handel endlich abzuschließen, so daß sie es gar nicht ungerne sähe, wenn irgend ein 3wang sie dazu nötigte, oder wenn irgend jemand anderer für sie den Handel abschlösse.

Wie immer sie sich entscheiden wird, so wird sie die Verantwortung allein zu tragen haben. Das heutige Österreich anzuklagen, hat sie kein Recht, denn dieses hat ihr, alles in allem genommen, weit mehr Beihilfe zu ihrer Wiedererhebung geleistet als Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Nicht nur daß die doch hauptsächlich von den Deutschen gemachte Verfassung ihr die größten und wertvollsten Freiheitsgrundlagen geschenkt hat, so haben die Regierungen seit Caaffe ihr ihre Macht geliehen und mit den Slawen haben sie die Deutschonservativen als treue Bundesgenossen unterstützt. Wo wären die Cschechen sonst trotz all ihrer tüchtigen Arbeit? Wo wären ihre Erfolge, wo ihre Hoffnungen? Sie fordern vom Staate Gerechtigkeit, es ist an ihnen, dem Staate Gerechtigkeit zu erweisen.

Kritische Glossen zu Schillers "Don Carlos".

Don Dr. Alfred Freiherrn v. Berger.

Das alte dramaturgische Problem, Schillers "Don Carlos" ohne Verstümmelung der Sabel, Verfürzung des Gehaltes und Abstumpfung der Wirkung den unabweisbaren Anforderungen des Theaters anzupassen, ist bis zum heutigen Tage noch nicht völlig gelöst. Mir ist keine Buhnenbearbeitung bekannt, die nicht in irgend einem Sinne eine Verunstaltung des Werkes ware. Auch die neueste Theatereinrichtung von Eugen Kilian macht in dieser hinsicht keine Ausnahme. Da sie in Reclams Universalbibliothet erschienen ift, tann sich jedermann hievon überzeugen, ber sich nicht schon durch die erste Zeile vom Weiterlesen abgeschreckt fühlt. Diese ist nicht Domingo, sondern Carlos in den Mund gelegt und lautet: "Der Erzspion verfolgt mich überall." Kilian hat "die schönen Tage von Aranjuez" gestrichen und durch einen Ders ersett, der einer älteren Ausgabe des Wertes entnommen ist. Diese Versündigung wird dadurch nicht gutgemacht, daß Kilian hin und wieder die älteren Salsungen mit Glud verwertet. Der hauptfehler der Kilianichen Ginrichtung besteht darin, daß sie durch mancherlei Kürzungen und Weglassungen den Schauspieler um die stärksten und gartesten Wirkungen bringt. Welcher Darsteller König Philipps durfte es sich gefallen lassen, daß ihm im dritten Att in der Szene mit Alba und Domingo der gewaltige Ausbruch, der mit den Worten schließt: "Wenn ich zweifeln soll, so lagt mich wenigstens bei euch den Anfang machen," vorenthalten wird? Solche Freveltat wird durch bas Verdienst, das sich Kilian an vielen anderen Stellen durch sinnreiche, Prägnanz und Wirtung steigernde Striche erworben hat, nicht aufgewogen.

Aber ist denn, so wird mancher fragen, eine "Bearbeitung" des "Don Carlos" überhaupt notwendig? Kann man ihn nicht im großen und ganzen so spielen, wie er gedruckt vor uns liegt? Die Antwort liegt in der Catsache, daß eine Aufführung

des vollständigen "Don Carlos" länger als sechs Stunden dauern würde. Das Werk hat 5370 Verse und schon ein Stück von 3000 Versen überschreitet die Länge eines normalen Cheaterabends um ein erkleckliches. Um die lediglich durch den Umfang des "Don Carlos" erforderlichen Striche auf das Mindestmaß einzuschränken, hat das Burgtheater, welches seinem Publikum eine Neuaufführung des "Don Carlos" als kostdares Weihnachtsgeschenk darbringt, zu dem Ausweg der Drehbühne gegriffen, durch welche, wie man hofft, die Verwandlungen so sehr beschleunigt werden sollen, daß ein gutes Stück Zeit, das der Bühnentechniker erspart, dem Dichter zu gute kommen kann. Wenn diese Hoffnung sich bewähren sollte, so wird das Burgtheater nicht viel mehr als tausend Verse zu streichen brauchen; tausend Verse aber lassen sich in "Don Carlos" durch geschmackvolle Zustutzung des in tropischer Appigkeit wuchernden rhetorischen Rankenwerkes leicht beseitigen, ohne Gefahr, der Dichtung ins Leben zu schneiden.

Durch einen rasch und glatt arbeitenden Verwandlungsapparat wird also die erste Schwierigkeit, dem "Don Carlos" eine bühnengerechte Sorm zu geben, auf mechanischem Wege überwunden.

Ungelöst aber bleibt die zweite große Schwierigkeit: die große Anzahl der Derwandlungen. Die Handlung spielt abwechselnd auf 21 Schauplähen. Sünfmal wechselt der Ort der Handlung im zweiten, achtmal im vierten Akt. Da der vierte Akt 1133 Verse zählt, also, die nötigen Kürzungen in Anschlag gebracht, ungefähr vierzig Minuten Spieldauer hat, muß der Zwischenvorhang durchschnittlich alle fünf Minuten, ja, da die Szenen von sehr ungleicher Länge sind, zeitweilig alle zwei Minuten fallen.

Durch solche Unterbrechungen wird Einheit und Jusammenhang des dramatischen Vorganges für das Publitum zerrissen, gleichviel ob der Zwischenvorhang verwendet wird oder nicht, ob die Pausen lang oder turz sind. Aberdies ist es psychologische Tatsache, daß der Zuschauer nicht durch Spiel ausgefüllte Zeitspannen als viel länger empfindet, als sie tatsächlich sind. Ein Zwischenatt, den die Ungeduld des Publitums auf eine Diertelftunde schätt, hat, nach der Uhr gemessen, meistens taum acht Minuten gedauert. Man tonnte diese Erscheinung, aus der sich unmittelbar ergibt, wie ungunstig Zwischenatte, die nicht durch das Erholungsbedürfnis erfordert sind, die seelische Empfänglichteit des Publitums beeinflussen, das Urphänomen der Cangweile nennen. Mit Rudficht auf diese Tatsache sind auch die eigentlichen Kunstpausen auf der Bühne meistens fürzer, als sie dem Zuschauer erscheinen. In dieser hinsicht findet sich in den Anweisungen, die Schiller in "Don Carlos" dem Schauspieler gibt, etwas sehr Mertwürdiges. In der Szene, in welcher Prinzessin Eboli der Königin ihre Schuld beichtet, schreibt Schiller vor, daß die Eboli, nachdem die Königin fortgegangen, einige Minuten, das Gesicht auf den Boden gedrückt, liegen bleiben foll. Gleich nachher, nach Abgang ber herzogin von Olivarez, soll die Eboli wiederum einige Minuten stumm und unbeweglich vor der Tur der Königin auf den Knien liegen bleiben. Durch buchstäbliche Ausführung bieser Vorschriften wurde das Publitum in große Unruhe geraten; es wurde sich biese, sicherlich auf fünf Minuten geschätzte Pause nur durch Annahme eines verssäumten Auftrittes oder einer andern Störung erklären können.

Als volltommen gelungen könnte nur jene Bühnenbearbeitung des "Don Carlos" gelten, welche im zweiten und namentlich im vierten Akt die Anzahl der Derwandlungen auf ein erträgliches Maß vermindert hätte. Ganz beseitigen ließen sie sich nur durch eine, die Grenzlinie der erlaubten Bearbeitung kühn überschreitende freie Umdichtung des ganzen Aktes, zu der wohl kein lebender Dichter Sähigkeit und Mut besitzen durfte.

Würde doch schon der Dramaturg, dem eine ausgiebige Reduktion der Derwandlungen unter vollinhaltlicher Wahrung der dichterischen Absichten Schillers glückte, etwas geleistet haben, was eigentlich Schillers künstlerische Pflicht war. Denn es ist immer ein Zeichen, daß der Dichter seinen Gegenstand nicht von der rechten Seite angefaßt und nicht völlig durchkomponiert hat, wenn er den Zuschauer achtmal mit der Zumutung belästigen muß, seinen Beobachterstandpunkt zu verändern, um die vorgeführten Begebenheiten überblicken und verstehen zu können.

Daß für Schiller, während er in jahrelanger Arbeit an "Don Carlos" selbst ein anderer wurde, das Interesse von Carlos auf Posa übersprang, so daß er eigentlich ein anderes Stud vollendete, als er begonnen hatte, ist allgemein bekannt. Es ist aufschlufreich zu sehen, wie sich dieser Prozest in der Brust des Dichters in seinem Werke widerspiegelt. In großer, mit ruhiger und energischer Hand gezogener Linie, die entscheidenden Dorgänge in wuchtigen Kernszenen zusammenfassend, hat Schiller die Handlung bis zum Schluß des dritten Aktes emporgeführt. Don diesem Moment an aber wird es auch dem aufmerksamen Leser oder Juschauer schwer, dem Saden der handlung zu folgen; die ursächliche Verkettung der Begebenheiten, die Motivierung der Caten und Unterlassungen, durch welche die bramatischen Personen uns überraschen, wird undurchsichtig, die Auseinanderspaltung bes handlungsstromes in schmale, nebeneinander herlaufende Episoden, das unruhige Springen von Ort zu Ort berührt uns wie ein Symptom, daß die führende und gestaltende hand des Dichters unsicher und zittrig geworden ist. Kleine Ursachen, als Zufälle, Migverständnisse, Derschweigungen und Übereilungen, treten an Stelle der großen, aus dem tiefen Grunde der Menschennatur aufsteigenden Urmotive. Wer vermöchte ein flares Bild der Entwicklung zu entwerfen, die der Charafter des Marquis von Posa durchlebt von dem Moment an, da er das Dertrauen des Königs erobert hat und, man mag sagen, was man will, in seinen Dienst getreten ist, bis zu dem Augenblick, da er sich durch seinen Lügenbrief an Oranien für den Prinzen aufopfert?

Man sollte meinen, daß ein so großes, dem Publikum so feierlich vorgeführtes Ereignis, wie die Anknüpfung eines Verhältnisses wechselseitigen Verstehens und Vertrauens zwischen dem Despoten und dem genialen Freiheitsschwärmer, bedeutende Folgen haben musse. Mit Beunruhigung sehen wir den Freund

des Prinzen den bedenklichen Auftrag übernehmen, die herzensangelegenheiten des Prinzen, in die er eingeweiht ist wie tein anderer Mensch, als Vertrauensperson Philipps auszuforschen, sehen ihn in die Lage versett, sein Ideal von Menschenglud. zu bessen Verwirklichung er sich den Prinzen als Wertzeug erzogen hatte, als allmächtiger Minister selbst durchzuführen. Mit ihm fühlen wir seiner Seele die Versuchung naben, den durch die ungludliche Leidenschaft für seine Stiefmutter seiner Mission halb untreu gewordenen Carlos seinen höheren Zweden aufzuopfern und erwarten mit Spannung, wie in diesem Konflitt zwischen Freundschaft und Ideal Posas Entscheidung fallen wird. Aber zu unserer Enttäuschung trägt sich von all diesen Vorgängen, die wir am Schluß des dritten Aftes als unmittelbar bevorstehend aufdämmern sehen, nicht das geringste zu. Mit Befremden begleiten wir Marquis von Posa aus dem Kabinett des Königs zur Königin, der Form nach, um ihr einen Befehl des Königs zu überbringen, im Wesen, um sie zu veranlassen, Carlos zur flucht nach flandern und zu offener Empörung gegen seinen Vater zu bestimmen. Diesen Plan hat Posa vor der Audienz gefakt und führt ihn nach derselben aus, ohne daß ihm infolge seines veränderten Verhältnisses zum König das geringste Gewissensbedenten tame. Ja, mahrend er den König verrät, äußert er, allem Anschein nach im besten Glauben, er gedenke dem König "redlicher 3u dienen, als er ihm aufgetragen hat". Es war mir immer verwunderlich, daß Schiller nicht bemerkt zu haben scheint, wie sehr er durch diesen Zug die Grundlinien des Posa-Charakters verwirrt hat. Hierauf beschwichtigt er den durch Cermas Warnung mißtrauisch gewordenen Prinzen durch die den Catsachen teineswegs entsprechende Versicherung, er habe es abgelehnt, in den Dienst des Königs zu treten, und verschweigt ihm überhaupt alles, was der Pring notwendig wissen mußte, wenn er nicht gerade in die Gefahren geraten sollte, durch die Posa ihn sicher hindurchgeleiten will. Als Motiv dieses Verschweigens bezeichnet Posa in einem Monolog, wo er also offenbar die Wahrheit sagt, daß er das ihm vom König erzeigte Vertrauen nicht täuschen dürfe. Sein zartes Gewissen hat ihm aber turg vorher gestattet, eine Empörung des Pringen gegen den König mit hilfe ber flandrischen Provinzen anzugetteln. Posa hat den Pringen überdies bewogen, ihm alle wichtigen Papiere, die er der Sicherheit wegen stets bei sich trägt, darunter Briefe der Königin und den Zettel, womit die Eboli Carlos zu einem Stelldichein lub, anzuvertrauen. Diese Papiere übergibt Posa sogleich dem Könia, der soeben eine erreate Szene mit seiner Gattin hatte, in welcher er diese offen des Chebruchs beschuldigte. Der Einblid in die Papiere des Prinzen, unter welchen sich auch der Zettel der Eboli befand, liefert dem König den Beweis, daß sein Derdacht gegen die Königin wie gegen seinen Sohn unbegründet war. Umsomehr sett es uns nachher in Erstaunen, wenn Posa in dem Bericht, den er Carlos vor seinem Ende über die Ereignisse gibt, die ihn angeblich zum Opfertod zwangen, die Situation entgegen dem unzweideutigen Eindrude, den das Publikum, als Augenzeuge der von Posa erzählten Vorgänge empfangen hat, als eine für Carlos ganz und gar verzweifelte darstellt. "Zu laut sprach schon die Cat. Dich freizusprechen, war zu spät. Mich seiner Rache zu versichern, war alles, was mir übrig blieb." Don dieser, für Carlos und die Königin in Wahrheit entlastenden Unterredung weggehend, sieht Posa den Prinzen ins Zimmer der Eboli eilen, errät sofort mit einer ans Wunderbare grenzenden Scharffichtigkeit, daß Carlos der Prinzessin seine Liebe zur Königin gestehen will, und verhaftet ihn, um es ihm unmöglich zu machen, dieser gefährlichen Derson sein Dertrauen zu schenken. Was nun folgt. habe ich stets als einen halsbrecherischen Salto mortale in der Motivierung empfunden. Marquis von Poja glaubt nunmehr nur die Wahl zu haben, die Eboli zu toten oder sich aufzuopfern durch den Brief an Oranien, worin er sich alles bessen beschuldigt, das man dem Pringen aufzuburden versucht hat. Schiller selbst hat in seinen Briefen über Don Carlos zugegeben, daß der Gedankengang, der ben Marquis zum Entschluß der Selbstaufopferung führt, ein übereilter und falicher war. Aber darf ein nur dem verwirrenden Drang der Umstände, nicht der Ceidenschaft, entstammender grober Dentfehler ein entscheibendes Glied in der tausalen Vertettung einer Cragodie bilden? Glücklicherweise erblüht auch aus den Sehlern großer Dichter unverhoffte Schönheit. Dem lebhaften Gefühl der ungulänglichen Motivierung der Selbstaufopferung Posas, dem Schiller sich so wenig entziehen tonnte, daß er es auf sein poetisches Geschöpf, die Königin, übertrug, burfte der geniale Einfall entsprungen sein, der über den Schluß der Abschiedsszene zwischen Posa und der Königin ein so magisches Licht breitet, der Einfall, die Königin dem pon seinem Martyrium Berauschten, mit einer Frechheit, deren nur die besten, aus dem Zentrum der Natur heraus fühlenden Frauen fähig sind, ins Gesicht sagen zu lassen: "Sie haben nur um Bewunderung gebuhlt."

Ich habe in dieser Darstellung der bedenklichen Partie des vierten Attes die klaffenden Lücken und Sprünge der Motivierung, die Widersprücke, in die Posa mit sich selbst und mit den Tatsachen gerät, genügend scharf hervortreten lassen. Leider ist dieser in sich selbst inkohärente Teil der handlung dargestellt in einer Reihe sich überstürzender, von Ort zu Ort hüpfender Szenen, so daß der innere Sinn und Jusammenhang des Geschehens auch dem ausmerksamsten Zuschauer entschlüpft. Als Zuschauer hatte ich immer die Empsindung, wenn der Abschied von der Königin endlich erreicht war, wo die entgleiste handlung des Dramas ihren großen Gang wiedersindet, als sei ich, ohne recht zu wissen, wie und was, durch eine Region verworrenen und verwirrenden halbdunkels wie im Sieber hindurchgetragen worden.

Die Pflicht, die Cessing dem Schauspieler auferlegt hat, mit dem Dichter und, wo es not tut, für den Dichter zu denken, hat der Regisseur in noch höherem Grade. Aber ich bezweifle, ob er sie gegenüber der ersten hälfte des vierten Aktes von "Don Carlos" anders als durch sinnvolle Einschränkung der Derwandlungen wird erfüllen können. Freilich, wer, an Schillers Geist gebildet, dieses verkümmerte Glied des gewaltigen Kunstwerkes lange betrachtet, vor dem werden vielleicht die mächtigen Umrisse seiner gesunden, voll entwickelten Urform aussteigen, die Schiller aus

der Ciefe seines Geistes, wo sie unbewuft vorhanden war, nicht ans Licht zu heben vermocht hat. Caft sich doch aus der Rechenschaft, die der Marquis der Königin und Carlos über sein Cun ablegt, entnehmen, daß Schiller im Ciefsten etwas anderes wollte, als er tatsächlich gemacht hat. Dom König an seine Seite erboben, an die Stelle seines Sohnes getreten, sollte den Marquis die Versuchung allgewaltig ergreifen, seinen Freund zu opfern, um selbst zu leisten, wozu dieser, von franker Ceidenschaft verderbt, kaum mehr fähig war. Vielleicht sollte er, von diesem großen Plan geblendet, schon die ersten Schritte zur Vernichtung des einstigen Freundes tun. Aber in einem Moment, wo sich Carlos durch einen unporsichtigen Schritt (ben Besuch bei der Eboli) selbst ins Verderben zu sturzen broht, erfolgt in Posa der Umschlag, und er beschließt, sich selbst für Carlos zu opfern. Suhne wegen seiner Untreue gegen den stets getreuen Freund ist diese Selbstopferung für ihn selbst, und für Carlos soll sie das Heilmittel sein, das ihn von seiner Liebestrantheit befreien und zum großen Monarchen vollenden soll. Das ist "die große Meinung seines Codes". Aus Posas letzten Reden zur Königin und zu Carlos, in welchen er die Sachen anders erzählt, als wir sie soeben mitangesehen haben, ergibt sich, daß etwas Ahnliches die Intention Schillers war. Eine ideale Bearbeitung mußte das von Schiller Gewollte an Stelle des tatsächlich Geschriebenen seken. Aber um dies zu ermöglichen, mußte Schiller selbst aus dem Grabe auferstehen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Sortfetung.)

Wiener Universitätsjahre.

Ende September 1834 logierten wir uns, ich und mein Bruder, bei unserem Dormunde Weitzinger, Stadt, Schönlaterngasse Nr. 681 ein und waren nun seit dem elterlichen hause endlich wieder alle drei Geschwister beisammen.

Mein und meines Bruders gemeinschaftliches Jimmer war eine eigentümlich polygone Kammer, mit einem Senster an der Ece in einen engen Hofraum, aus welchem man ein kleines himmelssegment nur mit völliger Umdrehung des Halses wahrnehmen konnte. Es war wie innerhalb Kasematten eingeklemmt, aber ungemein ruhig und traulich, im Sommer kühl, im Winter warm, beim Senster hinklänglich Licht.

Das Ameublement bestand aus einem Cadetasten, einem Bette, einem Sofa, zugleich meiner Cagerstätte, einem Tische am Senster, zwei Sesseln und einem kleinen eisernen Ofen. Mehr hatte nicht Platz und neben uns beiden auch nur notdürftig eine dritte Person. Dennoch war ich damit höchst zufrieden, denn höhere

Bedürfnisse ließ ich nicht auftommen. Die Stunden zeigte die Hausglode des Pazmaneums an, das mit einigen Senstern in den Hofraum ragte. Wenn diese Glode 9 Uhr verkündete, war noch immer Zeit, sich anzukleiden, weil die Universität nur wenige Schritte von unserer Kammer entfernt war.

Ich ließ mich in die juridische Sakultät, mein Bruder in die philosophische instribieren. Die Hörsäle befanden sich damals in dem heutigen Akademiegebäude, waren hoch und geräumig, trohdem, daß jeder Jahrgang Hunderte von Hörern zählte. Für die Juristen gab es deren nur drei und hatten 1. und 3. Jahrgang mit wechselnden Stunden denselben Saal. Der 4. Jahrgang lag im Erdgeschoß. Mit Ausnahme der Sonn- und Seiertage waren täglich drei bis vier Vorlesestunden, zwei vormittags, die andern nachmittags. Um die Mittagszeit herum teilten sich die freien Gegenstände, deren es eine nicht geringe Anzahl gab. Für den Gottesbienst an Sonn- und Seiertagen bestand eine eigentümliche Einrichtung. Wir mußten nämlich persönlich erscheinen und unsere Anwesenheit von den Supplenten der Professoren in dem Kataloge notieren lassen.

Es waren in den juridischen Studien im ganzen sieben Professoren, 1. für Naturrecht (Rechtsphilosophie) und Kriminalrecht, 2. für römisches und kanonisches Recht, 3. für Lehenrecht und Wechselrecht, 4. für allgemeines bürgerliches Gesetzbuch, 5. für Staatswissenschaft (Nationalökonomie) und politische Gesetzunde, 6. europäische und österreichische Statistik, 7. gerichtliches Versahren in und außer Streitsachen.

Am Ende jedes Semesters wurde in dem absolvierten Lehrgegenstand öffentliches Examen gehalten, dessen Resultat für das Aufsteigen in den höheren Jahrgang makgebend war. Eine zweite Klasse verpflichtete zu einer Nachprüfung, und wenn auch diese fehlschlug, zur Wiederholung des Jahrganges. Eine zweite Repetierung war unzulässig. Nach Absolvierung aller vier Jahrgänge erhielt man ein sogenanntes Absolutorium und war absolvierter Jurist, der nun zur Erlangung des Dottorgrades schreiten konnte. Zur Befähigung zum Richteramte, zur Abvokatur ober Kammerprokuratur war eine bejondere praftijche Prüfung erforderlich, und tonnte dieje erjt nach Ausweijung ber gesetzlich vorgeschriebenen Praxiszeit abgelegt werden. Zu meiner Zeit fungierten an der Universität als juridische Professoren, und zwar als ordentliche (außerordentlichen gab es damals nur einen einzigen, nämlich für das ungarische Recht): herr Regierungsrat Dr. Ritter von Egger für Natur- und Strafrecht. Er war ein uralter, gang eigentumlicher herr, der nicht nur effektive der Komiker des juribischen Cehrkörpers war, sondern es auch sein wollte, denn wenn er recht ausgelacht wurde, so hatte niemand eine größere Freude daran als er selbst. Schon seine äußere Erscheinung, mit einer dichten schwarzen Perude, groken Brillen auf der Nase und bis an diese reichenden Datermördern, dabei aber die ernsteste Miene, mit der er den Kopf bald an die rechte, bald an die linke Schulter lehnte, regten unwillfürlich die Cachmuskeln an. Da durfte man aber beileibe nicht lachen, sondern erst, wenn die Spässe anfingen, die er aber stets in tiefstem Ernste porbrachte.

Er trug nach einem alten Kompendium des Hofrates von Zailler frei vor, hatte auch eine neue Edition desselben veranstaltet und es soll, wie man behauptete, an den von ihm zur Komit ausersehenen Stellen von ihm stets die Anmertung beigeschrieben worden sein: "Hier pflege ich einen Spaß zu machen." Daß sein Naturrecht nicht subversive Grundsähe enthielt, ist wohl selbstverständlich. Die damals berühmten Cehren von Rotted und Welder verabscheute er aus tiefstem herzensgrunde und führte gegen sie den englischen Verteidiger der absoluten Königsgewalt, hobbes, und den Schweizer Reaktionar von haller zu Selde. Besonders dieser war sein Liebling, und wenn er Stellen aus dessen Schriften gitierte, versette er sich in die Stellung eines Dioloncellisten, hob die linke Hand an das luftige Griffbrett, mit der rechten strich er den Bogen und sang näselnd, wie eine halbgesprungene Darmsaite: "So, meine Herren, geigt der unübertreffliche Haller den tollen Rotted nieder." Der alte Mann hatte aber auch noch andere Mucen. In jeder Bant mußte eine gleiche Angahl Zuhörer sigen, damit er sofort den Abgang bemerkte, und da las er seinen nach Banken geordneten Katalog für die mangelhaft besetzte Bank vor. Derlei Absenzen hatten auf die Prüfung einen maßgebenden Einfluß. Aus naheliegenden Ursachen hatten sich die Kommilitonen der einzelnen philosophischen Cehranstalten zusammengesett, in den vorderen Bankreihen hatten die Wiener Plat genommen, in der fünften und sechsten die Brunner. Nun bildete er sich ein, daß sich unter den Brünnern ein Bauchredner befinde, der laut spreche, als wenn die Unruhe auf der ersten Bank stattfände, die er doch unter seinen Augen habe. Beim hinausgehen wintte er mir einmal zu, ihm zu folgen, und er riet mir, mich aus der lasterhaften Bant wegzusegen. Ich mußte gehorchen und es war nicht mein Schade, denn ich hatte meine Vorzugsklassen, ohne viel mit turiosen Fragen, die er meist zu stellen beliebte, gequält zu werden. Sein Supplent war Dr. hne, mein heutiger Kollege im herrenhause.

Der Professor des zweiten Jahrganges war ein alter, über die Maßen gutmütiger Mann, Dr. von Gapp, der an die Stelle des strengen Professors und Verfasser eines überaus schwierigen Cehrbuches über das römische Recht, Hofrates Halmberger, gekommen war. Er machte uns das römische Recht sehr leicht, indem wir zwar den Haimberger studieren mußten, er aber aus dem alten einfachen Hopser prüfte. Schwierigkeiten machten ihm die Italiener, die das Privilegium genossen, die Prüfungen in ihrer Muttersprache ablegen zu dürfen, und da kam manchmal ein Gallimathias von Catein und Italienisch heraus, was nicht nur die Kandidaten, die sich ihr Vorrecht in Saulheit zunuße machten, sondern auch uns Deutsche nicht selten in Heiterkeit versetze. Im zweiten Semester im kanonischen Rechte kamen aber noch die ungarischen Cheologen dazu, die wieder latine zu examinieren waren, und es ereignete sich nicht selten, daß von drei am Prüfungstische sitzenden Examinanden jeder in einer anderen Sprache stotterte.

Gapps Supplent, Dr. Theser, war ein überaus gutmütiger Tiroler, der in fremden Sprachen besser wegtam, aber nichtsdestoweniger niemanden schädigte. Für

Cehens und Wechselrecht und gerichtliches Versahren war ebenfalls ein alter herr, Dr. Leeb, zum Professor ernannt. Da er aber anderweitig noch verwendet wurde, so ward die Lehrkanzel einstweilig suppliert durch Dr. Wildner, bei dem ich mich länger aushalten muß. Kaum mehrere Persönlichkeiten habe ich kennen gelernt, die mit glücklicheren Aussichten in die Öffentlichkeit getreten als er und dennoch erbarmungswert geendet haben. Fürst Metternich, dessen Protektionskind er war, hatte ihn in die Kommission gebracht, die für Ungarn ein Wechselgesetz abzusassen berusen war. Zur Belohnung erhielt er das ungarische Indigenat und den österreichischen Adel mit dem selbstgewählten Prädikate "von Maithstein". Er ward obendrein zum hof- und Gerichtsadvokaten in Wien ernannt und supplierte mit dem 33prozentigen Professorgehalte die Lehrkanzel.

Die alte Wagnersche juridische Zeitschrift näherte sich dem Marasmus und dies benühte Wildner zur herausgabe einer neuen wissenschaftlichen Monatsschrift "Der Jurist" und kettete hiedurch alle jüngeren strebsamen Kräfte an sich. Auf der Lehrkanzel war er ebenso gewandt als beliebt, und als Advokat hatte er einen derartig ausgebreiteten Geschäftsumfang, daß er sich wiederholt bestimmt fand, um ungestört arbeiten zu können, besondere Sprechstunden auszuschreiben.

Aber in welches Erstaunen versetzte seine plötzliche Wendung schon in den ersten Märztagen 1848, als man ihn nach dem Sturze Metternichs in einem Siaker durch die Straßen sahren sah, aus dessen Senster er massenhaft Exemplare eines Pamphlets gegen seinen früheren Protektor und Wohlkäter auswarf.

Dasselbe war nicht mehr mit Wildner Ebler von Maithstein, sondern nur mehr, wie er sich von da ab schrieb, Wildner-Maithstein gefertigt. Mehrere Slugschriften ähnlichen Sinnes folgten mit sichtbarem Bestreben, um jeden Preis sich populär zu machen. Aber sowohl die Demokratie wie selbstverständlich die Aristokratie wollte von ihm nichts wissen. Er erlitt Siasko am politischen himmel, sowie er seine Klientel verlor. Schon Ansang der Sünfzigerjahre geriet er in Schulden und starb verlassen in Dürftigkeit.

Professor des österreichisch-bürgerlichen Rechtes war Dr. Josef von Winiwarter, früher Professor desselben Gegenstandes in Lemberg, ungemein fleißig, Verfasser eines großen fünfbändigen Kommentars, Sauertopf in Person, stets in Aufregung über die abweichenden Ansichten des Appellationsrates Nippel, der gleichfalls einen weitläusigen Kommentar über das bürgerliche Gesehduch herausgab. Nachdem er sich das ganze Jahr mit seinen nicht immer klaren Vorträgen abgeplagt hatte, war er bei der Prüfung unparteissch und nicht zu rigoros. Sein Sohn hatte eine Tochter seines Wohnungsnachbars im heiligenkreuzer hof, Dr. Michel Bach, geehelicht, ward somit Schwager des nachmaligen Ministers Alexander Bach, der ihn zugleich mit mir und zehn anderen zu hof- und Gerichtsadvokaten ernannte und ihm seine Kanzlei übertrug.

Professor der politischen Gesetzunde war Dr. Josef Kudler, hochgebildet, witzig, liberal und bei der Studentenschaft wegen sehr anständiger Behandlung beliebt; aber auch Lebemann, und wie man es dem geröteten Teint ansah, auch

Freund des Bacchus und dessen Genossen. Er hatte die Gepflogenheit, allabendlich, wenn es dunkel wurde, am Stephansplatze und Umgebung zu promenieren, zeitweilig unter dem Schwibbogen der Brandstatt Posto zu fassen und dann plötzlich, wie ein Stoßvogel, wieder Kurs zu nehmen. Nur sehr blödsinnige Studenten ließen sich beikommen, den herrn Professor in der Dunkelheit zu erkennen und ihn etwa gar zu grüßen. Er nahm eine solche Dernachlässigung durchaus nicht übel. Im Kollegium hatte er Kolloquia über politische Themen eingerichtet, die sich die Schüler selbst wählten und sich damit meldeten. Die Aushebung der Todesstrase, Freizügigkeit, Handelsfreiheit u. dgl. waren hauptrepertoirestücke, in welchen Kudler seine Schlagsertigkeit und seinen Witz leuchten ließ. Auch er war kein allzustrenger Examinator.

Der stillste unter den damaligen Inhabern des juristischen Katheders, Johann Springer, man kann füglich sagen aber auch der gelehrteste, trug in einem hohlen Jammerton in korrektester Weise die trockenste aller Materien, die Statistik, im ersten Jahrgange vor. Es gab kein Cehrbuch. Es mußte daher nachgeschrieben werden und man hörte in der Stunde nichts als das Krahen der zedern und das deklamatorisch richtige Zifserwehklagen des Professors. Noch liegt in meinen Ohren der von ihm oft ausgesprochene Name des berühmten Gründers der Statistik als Wissenschaft "Achenwall", der wie ein geseufztes Ach-Weh-al klang. Regungslos saß er die Stunde am Katheder, und wenn nicht Scharssichtige die Mundbewegung wahregenommen hätten, so würden auch sie eine bemalte Büste vor sich geglaubt haben. Dieser so harmlose Mann brachte mich sedoch um bare 6000 fl. K.-M. Unglaublich, aber wahr! Bei der Prüfung über österreichische Statistik wußte ich ihm über die ungarischen loca credibilia keinen genügenden Bescheid zu geben und erhielt bloß erste Klasse, die einzige, die meine beiden Absolutorien in obligaten Gegenständen auswiesen.

Anfangs des Jahrhunderts verstarb in Wien eine Advokatenswitwe namens Ertl, die ihr Vermögen im Unmute, daß sich sogar Juden zur Advokatur drängen, zu einer Stiftung für unbemittelte neuernannte Advokaten bestimmte, die, christlicher Konfession, in den Universitätsstudien stets Vorzugsklassen erlangt hatten. Jeder so qualifizierte Bewerber solle drei Jahre hindurch 2000 fl. jährlich bekommen und das Vermögen solange Jinsen auf Jinsen angelegt bleiben, dis eine derartige Persolvierung möglich sein würde. Das war geschehen, das Ertlsche Stiftungshaus in der Bischofgasse hievon erbaut und die ersten Stiftpläche zur Verleihung gediehen, als ich meine Advokatur antrat. Aber diese einzige Springersche erste Klasse schoon mich von der Bewerbung aus. So haben nicht selten winzige Dinge sehr schwerwiegende Solgen. Glücklicherweise konnte ich auch ohne die 6000 fl. meine Advokatenkanzlei in Gang und Slor bringen. Allein, was würde die gute alte Ertl dazusagen, wenn sie es noch erlebt hätte, daß von den heute in Wien existierenden 650 Advokaten school 330, also die Majorität, der jüdischen Rasse angehören.

Nachdem ich über meine juridischen Professoren gesprochen, darf ich eine wichtige Persönlickeit nicht unerwähnt lassen, nämlich die des Hofrates Nukhaumer, so lautete der offizielle Studententitel des Schuldieners, des gravitätischen, seiner Würde bewußten, mit aller Welt freundlichen, gefälligen Nußbaumer in schwarzem Bein-fleide und hechtgrauem, gelbbordiertem Livreerode. Er besorgte den Studenten alles, was sie für die Kollegien brauchten, er übernahm und übergab ihre Korrespondenz, alltäglich hing eine große, schwarze Tafel auf seiner Tür mit den Namen derjenigen, für die Briefe angesommen waren, wofür ihm pro Stüd 1 Kreuzer gebührte, selbstverständlich neben dem Postporto. Er vermittelte Absenzen und Entschuldigungen und am wichtigsten waren seine Dienste bei den Prüfungen, insbesondere bei den Rigorosen.

Während der Kandidat nach Schluß seines Examens im Angstschweiß in seiner Stube des Resultates entgegenharrte, hatte er immer Beruhigungsworte für ihn, machte sich möglichst im Prosessorenzimmer etwas zu tun und berichtete über die Stimmung. "Wir sind ja gar nicht so strenge," sagte er zu dem einen; "Es hat uns recht gefreut, daß unanimia daraus geworden," zu dem andern. Oder, wenn es schlecht ging: "Mein Gott, wir konnten nicht anders; Sie müssen halt noch einmal das Rigorosum machen."

Die eigentlichen subjecta iocosa der Studentenschaft waren damals drei außerordentliche Professoren: der Geschichtsprofessor Tiege, der Professor der Naturgeschichte Braunhofer und der Lehrer der böhmischen Sprache fromatto. Tieke, ein alter herzensguter Mann und der denkbar gründlichste Geschichtsforscher, hatte neben seiner Weltgeschichte auch österreichische Staatengeschichte zu dozieren, mit beren Zeugnis sich jeder ausweisen mußte, der den juridischen Doktorgrad erlangen wollte. Seine Vorlesung darüber war aber die größte Erlustigungsstunde, in welcher er durch seine grenzenlose Pedanterie unerschöpflichen Stoff lieferte. Schon die Abgabe des Nationales gestaltete sich zu einer wahren Heke, denn keines war ihm vollständig genug, und die abverlangten Ergänzungen wuchsen zu einem derartigen Bandwurm an, daß Ende des Semesters der Katalog noch immer nicht fertig war. Auch die österreichische Staatengeschichte begann mit Adam und Eva und gelangte Ende des Jahres glüdlich bis zu Karl dem Großen. Ein freundliches Lächeln, mit dem er sich nach allen drei Seiten des Auditoriums wandte, begleitete jedes draftische Ereignis, gewöhnlich vorbereitet durch eine tüchtige Prise Cabat, durch Entfaltung seines blauen Schnupftuches und bedächtige Zusammenrollung desselben. "Lutrezia." rief er mit erhobener Stimme, indem er die Arme ausbreitete, "nahm den Dolch, erstach sich — und starb." "O, die arme Lutrezia!" schrie ein mutwilliger Junge vom hochplateau. "Meine herren," versette ruhig Tiete, "Lutrezia ist schon lange tot und bedarf Ihres Mitleides nicht mehr." Als mein Bruder zur Prüfung aus der Weltgeschichte kam, war er besonders gut gelaunt und stellte die Frage, wie viele Kriege die Römer geführt haben, und munterte den stockenden Examinanden gur Antwort auf. "Nun, einige hundert," erwiderte mein Bruder. "Mehr." "Einige Tausend." "Unzählige, herr Kandidat," lachte Tiege. Ich sollte bei der Prüfung aus der Staatengeschichte ihm sagen, wie viele Kinder Leopold der Heilige

gehabt habe, was eine förmliche Cizitation zu stande brachte, bis ich auf die Jahl 18 kam. Und nun sollte ich erst die Namen derselben oder wenigstens der namhafteren wissen. Nichtsdestoweniger erhielt ich doch ein gutes Jeugnis und war für meine Rigorosen gedeckt. Es war wirklich oft unverantwortlich, was man sich gegen den alten, gutmütigen Mann erlaubte. Ein Brünner, namens Schwarz, hatte ein Nationale des damaligen Studenten-Prügelbuben und Samulus Paperl unterschoben, das den Kauderwelsch einer ganzen Biographie auf einem Bogen enthielt. Tiehe fragte lange in jeder Stunde um diesen herrn Paperl, Schwarz entschuldigte ihn als krank. "So sagen Sie ihm, daß in seinem Nationale, das zwar vollständig, aber sehr konfus ist, die Hauptsache sehlt, nämlich die Angabe seiner akademischen Zeugnisse, ohne welche ich ihn in den Katalog nicht eintragen kann."

Als der Schluß des Jahres herannahte, frug Tietze abermals: "Kennt niemand den Herrn Paperl?" "Ach ja," sagte Schwarz, "der Arme ist gestorben." "So? Mir ist recht leid," antwortete Tietze, benetzte den Rotstift mit der Junge und strich ihn langsam weg.

Tiețe war auch Professor der Diplomatit, wo es Tafeln von alten Urtundenldriften zu lesen aab. Zur Erleichterung der Drüflinge war mit Bleistift an der Seite die Übersetzung geschrieben, die aber der schwachsichtige Professor nicht wahrnahm. Auf Grundlage dieser Dorlagen hatte einer die Keckeit, sich zum Eramen niederzusetzen, ohne auch nur den mindesten Begriff von der Materie zu haben. Er las das Geschriebene ab und entgegnete dem abweisenden Professor: "Ja, ich bitte, so steht's da geschrieben." Tiege sette die Brille zurecht, betrachtete aufmerksam nach allen Seiten die Cafel und sagte mit homerischer Ruhe: "Aber es ist falsch, Sie wissen gar nichts und ich muß Ihnen die zweite Klasse geben." "Nun, da bitte ich mich auszustreichen." Tietze benetzte wieder seinen Rotstift und hatte schon gemächlich einige Striche gezogen, als der nichtswissende Diplomat dennoch wieder um ein Zeugnis bat. Während ber Professor mit dem Schnupftuche die Striche wegzulöschen begann, verwendete sich das Auditorium für den Delinquenten, um noch eine Frage. Diese hatte gleiches Resultat wie die erste, und nachdem Tieke mit dem Auswischen fertig war, brauchte der Bezweierte abermals tein Zeugnis und Tiege strich ihn wieder mit dem Tadel, das hatte er schon früher sagen sollen.

(Sortfenung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von I. I. David.

(Sortfegung.)

Besonders eine Erinnerung hat ihn gemartert und er ist ihr nachgehangen an den traurigen und einsamen Örtern, wo er sich nun gerne verweilt hat. Das war nämlich schon ganz am Anfang ihres Chestandes gewesen, als ihnen noch alles geriet, da hat er sein junges Weib gerne gefragt: "Nun Ludmilla? ist's jeht recht?

Ober fehlt noch etwas?" Und sie hat immer geantwortet: "Recht wär's schon. Aber etwas sehlt noch." Es war das mit lachendem Munde gesagt worden, dann immer nachdrücklicher und mit einem herben Ton, dessen er nicht vergessen konnte. Und früher hatte sie gern gesponnen; wie sehlte ihm nun dies Sausen und heimelige Surren, dem er gehorcht! Aber er wußte, warum sie es nicht mehr tat. So haben sie nebeneinander dumpf und traurig hingelebt. Und nicht einmal die Tage hat man mehr gezählt. Denn das tut man doch nur, wenn man weiß: endlich, und wenn auch noch so spät, aber zu einer bestimmten Zeit kommt einer, welcher das Ende bedeutet und der letzte ist.

Aneinander hingetastet haben sie in der besten Meinung und immer wieder gefunden, wo sie einander berühren, dort tun sie sich weh. Und so waren sie mistrauisch gegeneinander geworden und verängstigt vor sich selbst, rührten sich nicht gegeneinander und hatten etwas Scheues und Derstörtes in den Bliden, wie von bösem Gewissen.

Immer haben sie sich in acht nehmen wollen, damit nicht eins das andere verletzt oder tränkt, und haben vermeiden wollen, was schmerzt. Und eben das ist der Sehler. Beginnt man erst zu suchen, so hat man halt vorher verloren. Geradewegs und aufrecht muß man handeln und der Zuversicht sein, jeder nimmt's und versteht's, wie es gemeint ist. Auch lebt in jeder Wunde eine geheime Anziehungskraft und sie zwingt zu immer neuer Betrachtung.

Nun ist der Grund, der einmal den hajduts gehört hat, wieder zu verkaufen, weil sich niemand darauf behauptet hat. Und eigentlich hat der Gregor Gazda im Sinn gehabt, ihn zu erhandeln, so im dunkeln Gefühl, als könnt' er der Ludmilla damit eine Freude machen oder sie würde ruhiger oder vielleicht gar gesund, säße sie als Frau erst wieder dort, wo sie in lustiger Armut ihre Kinder- und ihre besten Jahre verbracht. Und er war reichlich wert, was man dafür gesordert hat.

Er hat aber mit seinem schweren Kopf und wohl auch mit seiner Unschlüssige teit, weil er sich nicht mehr zu fragen traute und so nie mehr wußte, ob es das Rechte sei, was er in der besten Gesinnung unternahm, den Termin verpaßt und so ist das häuschen mit dem bissel recht elenden Seld, wo man selbst den Erdäpseln sehr schön zureden mußte, damit sie sich überhaupt zum Wachsen entschließen, einem Fremden sehr billig, eigentlich nur um die Steuerschuld, zugeschlagen worden.

Der Gregor hat das seiner Frau erzählt und dabei mehr Worte gemacht, als nötig oder als die Keuschen Kreuzer gekostet hat, weil er immer noch glücklich war, wenn er mit ihr reden konnte und sie ihm nur ruhig zugehört hat. Sie hat getan, wie wenn sie das gar nichts anginge. Weil es aber gerade ihnen gegenüber war, so hat sie die Zuzügler kommen sehen und ihnen, die Arme breit in den hüsten, zugeschaut, wie sie abluden und sich einzurichten ansingen.

Das Pferden, welches die Karre gezogen hat, war klein und abgetrieben. Ein schwarzer Spitz ist nebenher gelaufen und hat manchmal getan, als ob er den Gaul zwiden wollte, wenn er gar nicht weiter mochte, und hat es sonst sehr eifrig

gehabt, dem ganzen Dorfe vorzukläffen, wer da aufzog. Und aufgeladen hatten sie einen Kram, wie man ihn noch nie beisammen gesehen hat: als wäre Stück für Stück zusammengebettelt und wie man's ihnen geschenkt, so, ohne etwas zu richten, hätten sie's in Gebrauch genommen, daß es natürlich immer abgestoßener und miserabliger wurde. Wie Jigeuner und nicht wie ordentliche Bauersleute sind sie dabergekommen.

Und unter dem Plunder und Gerümpel sind vier Kinder gesessen, ganz glüdlich und stolz, und die keinen zwei haben gejauchzt und in die hände gepatscht vor lauter Seligkeit, nur weil sie gefahren sind, und die größeren haben sich wichtig gemacht mit Jurusen für das Pferd. Und zunächst hat sich die Ludmilla geärgert; denn ihre hätten gewiß keinen solchen Spektakel gemacht und gewußt, wie man sich benimmt. Je besser sie sich sie angesehen hat, desto hübscher sind sie ihr aber vorgekommen. Denn sie waren es wirklich, und sauber gewachsen waren sie auch. Der Mann hat die Sachen abgeladen, und geholfen dabei hat ihm ein kleines Frauenzimmer, so zwischen Schule und Dienst, wo sie eigentlich noch zu nichts gut sind und nichts können, nur in einem fort stolpern, ohne zu fallen.

Die größeren haben sich mit handreichungen nühlich gemacht, so gut sie's eben konnten. Der Mann entfernte sich mit dem Pferd, das er wohl geliehen hatte und nun zurückringen mußte. Die zwei kleinen aber sind auf der Schwelle gesessen und haben sich nicht gerührt und nicht gemuckt durch lange Stunden. Sie waren einander an Größe und allem so gleich, daß man sah, es waren Zwillinge, ähnelten einander sehr und waren eines die Umkehrung des anderen. Den hund haben sie mit den händchen gehalten am halsband, und er ist manchmal an ihnen aufgesprungen und hat ihnen auf seine Weise so ungestüm schön getan, daß sie sich überschlugen, vor Vergnügen krähten, während vier dicke Beinchen in der Luft strampelten. Wie aber die Zeit vergangen ist und es hat sich niemand um sie umgeschaut und sie haben nichts zu essen weise getraut, so sind sie traurig geworden und haben sich doch durchaus in keiner Weise getraut, sich zu melden.

halt — die haben schon viel und mehr als genug Schläg' bekommen, daß sie so folgsam sind, dachte sich die Ludmilla. Ja, sie hatten offenbar keine Mutter mehr! Und ihr herz schwoll wieder vor Leid über die Ungerechtigkeit, daß diesen die Mutter genommen sei, deren sie noch so sehr und so lange bedurften, daß ihr das Kind vorenthalten wurde, nachdem sie so mit allen Kräften ihrer Seele verlangte und das sie so zu hegen wünschte. Und in ihrem guten herzen hat sie einen Napf Milch genommen und hat weißes Brot hineingeschnitten und das Ganze hinübergetragen. Die Zwillinge sahen sie groß und mit begehrlichen Augen an und machten sich dann darüber her, heißhungrig und dennoch verträglich.

Über ein Weilchen kamen sie, brachten die Schüssel und dankten ganz artig. Es ist nicht das erste Mal, daß sie ihr Sutter an einer fremden Tür holen, drängte sich der Frau dabei auf. Und wie sie zurück über die Straße mußten, so nahmen sie einander bei den händen und gingen vorsichtig und bedächtig, wie

eben Kinder tun, die sich sehr freuen, daß sie es schon können, aber noch nicht ganz sicher sind. Gegenüber aber saß der hund, dem man das Mitkommen verboten; und seine rote Junge hing ihm aus dem Maul, und er sah aus wie ein Teufelchen und kläffte ihnen entgegen.

Die Ludmilla mußte jenen Tag oftmals hinüberhorchen. Denn es dauerte lange, ehe in der Nachbarwohnung Ruhe ward. Ein bösartiges und häßliches Keifen, Gewein, unterdrücktes Klagen von Kinderstimmen, das ihr sehr weh tat und wo sie gerne geholfen hätte.

Natürlich! hat sie sich gebacht. Die Ceute sind halt so arm! Und der Dater geht vielleicht in den Caglohn und kann sich nicht um die Kinder kümmern, weil er froh sein muß, wenn er ihnen täglich ihr Brot schaffen kann. Und der kleine Schlampen, den er eben noch bezahlen kann, ist ein boshaftes und jähzorniges Ding und prügelt sie viel und insgeheim, damit er seine Ruh hat vor ihnen, und hat es schon so weit gebracht, daß sie sich nicht einmal mehr beklagen, sondern sich alles gefallen lassen, nur damit sie für ein Weilchen nicht gemartert werden. Ihre eigene Jugend, so wenig sie sonst zu Gefühlsüberschwang neigte, schien der Ludmilla entweiht, daß eine solche Person dort wirtschaften durfte, wo sie einmal ihr strenges Regiment geführt.

Und überdies ist diese kleine Bestie schlau und hält die Kinder sauber. Natürlich — denn anders könnt' es der Vater merken, wenn sie gar zu schmuzig und zu verwahrlost wären. Aber sie hat kein Gemüt in sich und keine Liebe zu ihnen und denkt nur an sich und ihre Bequemlichkeit und ihren Lohn. Und das spüren die Kinder so gut und sie sind darum so schüchtern, wie sie's gar nicht sein müßten, wie Bettelmannskinder. Denn ihnen ist die Liebe so notwendig, wie die Luft zum Atmen, und sie muß mit in jedem Bissen verlocht sein, den man ihnen reicht. Das schmeden sie heraus.

Und ohne daß sie's eigentlich wußte und wollte, hat die Ludmilla der Wirtschaft drüben einen Blick geschenkt. Ja, das war eben so, wie es sein mußte und wie sie sich's ohnedies vorgestellt. Daß die älteren mithelsen mußten, hatte sie schon den ersten Tag bemerkt, da war nichts dabei. Nüglich machen nach Kräften hatten sich ihre Geschwister auch müssen und geschenkt hatte sie ihnen niemals nichts. Aber, man mußte die Arbeit doch nach dem wählen, was einer nach seinen Kräften leisten konnte. Sonst geschah doch ein Unglück. Wozu aber sollte dieses widerwärtige Geschimps, das sie immer gehaßt und das drüben niemals schwieg? Und einmal warf die Person nach dem Buben gar ein Scheit holz. Das ist doch unerhört! Da kann man eins doch zum Krüppel schlagen damit.

Die Ludmilla nahm sich vor, das bei Gelegenheit dem Nachbar zu sagen, damit er wisse, in was für hände er seine Kinder überliesert habe. Und die nachlässige Wirtschaft drüben war auch unerhört. Gerade in knappen Verhältnissen muß die beste Ordnung sein, damit ja nichts zugrunde geht. Wenn sie sich aber darüber ärgerte, so fühlte sie sich rot werden. Denn viel besser stand es jetzt bei ihr auch nicht. Und so hat sich die Ludmilla Gazda aus lauter Schämen vor sich selber und aus Gall über eine Fremde wieder ein wenig ans Wirtschaften gewöhnt. Daß sie nur wieder arbeitet! hat sich der Gregor getröstet, dem die bose Unordnung bei sich manchmal schon zu viel geworden war. Dieses Müßiggehen mit seinen Gedanken war doch ein Unglück. So aber findet man sich schon zurecht und verziskt bald, was war.

Er für seinen Teil hat sich nichts Besseres gewünscht. Ihr konnte er durchaus nichts nachtragen. Dafür war sie ihm zu lieb; je mehr, so minder er sie begriff. Sie aber war im Geist fast immer bei den Kindern drüben und hat auch in Wirklickfeit nach ihnen gesehen, so oft sie nur konnte.

Natürlich haben sie sie bald sehr lieb gehabt. Denn immer sind doch alle Kinder der Ludmilla zugelausen, und diesen da ist es durch sie viel besser ergangen. Das Dienstmädel hat sich seither nicht mehr so gegen sie getraut wie früher. Sie sind ja doch nur frech, wenn sie glauben, sie können tun, was sie wollen, und niemand sieht ihnen auf die schwutzigen Pfoten und gibt ihnen zur Zeit eine gehörig daraus, wie es sein muß und ihnen gar nicht schadet.

Immer waren sie jetzt lustig und dabei guten Willens zu allem, was man von ihnen begehren durfte. Ordentlich aufgeblüht sind sie; und besonders die Zwillinge hat die Ludmilla oft zu sich kommen lassen und sie aufgeputzt wie zwei richtige Pupperln. Darin war sie nämlich voll von Einfällen und wunderbar geschickt. Auf sich hat sie schon lange nicht mehr geachtet; was aber einem Kind zu Gesicht steht, dies hat sie im Griff gehabt wie keine und hat mit nichts, mit einem Banderl mehr gerichtet als eine andere mit vielem Geld.

Ganz besonders laut und vergnügt ist es drüben hergegangen, wenn der Dater zur Zeit nach hause tommen tonnte, ebe man sie noch schlafen geschickt. Damit hat sich die Frau dann aus der Entfernung gefreut wie eine, die ihr Verbienst barum hat. Das war bann ein Tollen und ein Jauchzen! Niemals, und hatte er sich noch so abgeplagt, ist er für sie zu müde gewesen. Sein ganzes Herz war bei ihnen, und Spielereien hat er für lie zurechtgeschnikelt, und Schnaden hatte er und hat lachen können — wie 's die Eudmilla zuerft gehört hat, so hat sie aufgehorcht und sehr nachdenklich und traurig den Kopf geschüttelt, während sie mitlächelte. Daß man so lachen könne, das hat sie vergessen gehabt. So viel Cebensfreude war darin — ordentlich jung ist man bei dem Klang geworden. Ganz wie ihr Vater ist er ihr vorgekommen und hat ihm auch wirklich ähnlich gesehen. So unbekummert war er um den nächsten Caq, als könnte eins gar nicht alt werden und als wären die Sorgen gutmütige Wachthunde, die einen schon zur Zeit warnen und weden und die man, kommen sie ungelegen, mit einem Critt weglobiden kann, und nicht bose und tucische Kläffer, die zumeist dann geifern und belfern, wenn man seine Ruhe braucht, und wohl gar schnappen, kann man sich ihrer gar nicht erwehren. Und ihr hat das gefallen; besser jedenfalls, als was sie zu Hause sah und hatte. Und daß der Gregor an ihm herummätelte — denn er begann gern auszurichten, nur um zu reden — hat sie mächtig verdrossen. Denn ihre eigene Jugend ist ihr vor dem Creiben da drüben zu Sinn gekommen; und manchmal hat sie sich in Gedanken mitten unter ihnen gesehen, als wären die vielen, bösen Jahre versunken, als gehörte sie zu ihnen, etwa ihre älteste Schwester und sei nicht ein Weib, das mit seiner Sehnsucht schon langsam zu versblühen begann.

Dann hat man gelegentlich einmal miteinander geschwatzt. Erst über die Gasse hinüber, nur einen Gruß; dann immer näher und aussührlicher. Ganz nachbarlich und harmlos: von den Kindern und wie sie heranwüchsen und von den schlechten Zeiten, die immer teurer würden. Er ist ihr mit aller Achtung begegnet, wie sie's nicht anders gewöhnt war und wie es einer Frau zukommt, die das Ihrige hat und in allen Ehren dasteht, der er am End' auch zu Dank für einiges verpslichtet war. Sie aber hat gemerkt, wie wohl das tut, wieder einmal ganz unbefangen mit jemandem sich ausreden können.

Er hat späterhin gern von seiner toten Frau erzählt, mit vieler herzlichteit. Wie brav sie gewesen war, nur leider sehr schwach, und wie fromm und wie ergeben und eine wie gute Mutter. Darum könne er sich nicht entschließen, noch einmal zu heiraten, so notwendig es wäre und so schwer es gerade ihm falle, allein zu bleiben. Aber — was für eine könnte ein Witwer, mit so vielen kleinen Kindern und gänzlich ohne Geld wohl kriegen? Die gute Zeiten mitgemacht, vor der dürse man fordern, daß sie die schlechten auch teile. Und es sei besser, die Kinder hätten am Ende gar keine Mutter, als eine Stiefmutter, wie sie leider meistens sind, die man dann nicht fortschieden kann, wie einen schlechten Dienstdoten, wenn man ihm auf was kommt.

Bei solchen Worten war in der Cudmilla ein Mitleiden, das gar nicht auszusagen ist. Mit den Kindern, mit ihm, und, wunderlich genug, auch mit sich selber, die das ja endlich gar nichts anging. Denn er hat das immer ohne alle Jammerei erzählt, der noch selber genug darunter litt und sich sehr schinden mußte und keinerlei Pflege hatte. Und der Gedanke begann sie zu quälen, er könnte eine rechte Dummheit machen, wohl gar mit dem Crottelchen, das er bei sich hatte, und das am Ende für so was hübsch genug war. Dachte sie das, so bekam sie eine rechte Wut. Denn mehr als sie wußte, gesiel er ihr. Nämlich, er hat sich in keiner hinsicht besser gemacht, als er war. Sehr offenherzig hat er sich gegeben. Ja — damals, wie sie noch den großen Grund hatten, da war er nun einmal leichtsinnig gewesen, und er hatte vergessen, daß der Kreuzer nichts anderes ist, als der ganze Gulden. Dazu schmunzelte er denn sehr vergnüglich.

Und da waren Freunderln und Bürgschaften und natürlich auch allerhand Weiber gewesen. Wozu denn Versteden spielen vor ihr, als einer Frau, die doch auch wisse, wie es in der Welt zugeht? Bei dem sitzt es halt loder, und der hält es sest. Können beide nichts dafür. Und so war man zugrunde gegangen und mußte froh sein, daß es doch noch reichte, um der toten Frau, an der er niemals

nichts gespart, einen anständigen Grabstein zu spendieren und den Unterschlupf zu kaufen, auf dem sie nun die auf weiteres saßen. Freilich — es ging knapp zusammen. Sehr knapp ging es. Aber das wurde nicht anders, und wenn man sich noch so härmte. Hat einer verspielt und weint um sein Geld — was nützt es ihm? Gibt man ihm vielleicht was davon zurüd? Nein — höchstens schmedt dem andern der Gewinst desto besser und sie lachen über ihn.

Pfeifen auf die Welt — das war das Richtige. Alles nehmen, wie es ist und tommt, und nicht erst nachdenten darüber. Denn der liebe Gott hat einem das Leben geschenkt; das nichtsnutze Grübeln über seinen Gang aber kommt vom Teufel, der sich immer freut, wenn er die Menschen verwirren tann, bis sie verzagen und sich keinen Ausweg wissen. Dann geraten sie ihm leicht in sein Garn. Und die Kinder? Ja — das war nur gut, wenn man sie nicht gar zu weich bettete, nachdem man nicht wissen konnte, wie sie später einmal wurden liegen mussen. Er tat für sie, was in seinen Kräften stand. Darüber hinaus könne niemand von ihm begehren und zuerst komme doch er. Arbeiten würden sie halt mussen, aber davon sei noch niemand gestorben. Wenn es ihnen nicht schmeden wird — ja ihr Vater hätte sich auch was Besseres gewußt. Und wenn man's nur recht anpaden tut, den Augenblick nutt und nicht viel fragt, was hinten nachkommt, so gibt es immer noch auch für einen Armen mancherlei Plasier auf ber Welt. Dann machte er ein Gesicht, verschmist, daß man's sehen mußte, um es zu glauben, und kniff bie nuftbraunen Augen zu, wie ein Kater, der spinnt, weil er von unendlichen Mäusen träumt.

Er war nämlich, obwohl nicht mehr ganz jung, ein hübscher Mensch. Diel hübscher und munterer als der Gregor, der schon start abgemüdet gewesen ist, und hat viel männlicher ausgesehen. So was Selbstbewußtes war an ihm. Er machte eine gute Figur, war bräunlich und träftig, als hätte man ihn eben aus einer haselnuß herausgeschält, und etwas heftiges war an ihm in allem; im Lachen, im Reden, in den Bewegungen. Er war immer seiner sicher und hörte sich gerne. Und was er sagte, tam, als könnte es gar nicht anders sein, und als wäre der ein Esel, wer es nicht verstünde oder nicht darnach täte. Und er hat durchaus nicht belehren wollen oder klug getan.

Eben darum hat bei der Ludmilla alles so Eingang gefunden, die ganz anders zu hören gewöhnt war und so ausgehungert, daß nichts an ihr verloren gehen konnte. Dazu kam die böse und innerliche Müdigkeit derer, die sich mit etwas nicht zu Fassendem abgekämpft und abgezappelt haben, die nach Neuem begierig sind und wehrlos dagegen.

Und eine Frage, die nicht aus ihrer Natur zu tilgen war, hat immer wieder aus ihr gerufen: wo braucht man dich, Ludmilla? Denn zu Hause ist sie sich immer überstüssigig vorgekommen. Ihr Mann hat sich sein Leben langsam eingerichtet und sich ohne sie darin zurechtgefunden. Hier aber, beim Isamal, wäre sie notwendig gewesen.

Alles mußte drüben anders werden mit einem tüchtigen Weib, das die Arbeit mit Ernst anging, überall und besonders bei den Kindern zum Rechten sah, die sie nun kannte wie liebte, als gutartig aber dennoch verwildert und wieder verängstigt, weil sie zu oft nach Laune und nicht mit jener immer gleichen Gerechtigkeit behandelt wurden, die allein ihnen gemäß ist. (Shuß folgt.)

Ludwig Ferdinand huber.

Don Dr. Stephan hod.

Ludwig Serdinand huber, der sich vor hundert Jahren noch jung, aber todmüde zum Sterben legte, steht kaum in der zweiten Reihe unter den vielen blühenden Calenten, bie um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts der deutschen Literatur geboren wurden. Zwar hatte er als einer der ersten auf den Spuren Cessings das altenglische Theater zu erneuen gesucht, hatte französische Revolutionsdramen, Beaumarchais' "Sigaro" an der Spitze, dem deutschen Publitum verdolmetscht und schließlich als tüchtiger Redatteur an der Wiege der Cottaschen "Allgemeinen Zeitung" gestanden, aber sein literarisches Wirken trägt den Stempel des Journalismus auf der Stirne und den fluch, mit dem Tage zu vergeben. Tropdem ist hubers Leben eingehender Betrachtung wert. Ein seltsames Geschick hat ihn an entscheidenden Wendepunkten den Cebensweg großer Zeitgenossen kassen lassen, hat ihn teilnehmen lassen an der Huldigung, die dem jungen Schiller aus Ceipzig zutam und ihn aus tiefster Derzweiflung erhob, hat durch seine Hand dem schwantenden Glücksschifflein des genialen Georg Sorster den letten Stoß versett. Er ist das Unglud eines hochbegabten Mädchens geworden, das der junge Goethe auf den Knien gewiegt, Schiller als Freundin geliebt, Theodor Körner als Cante perehrt hat; er hat einer der interessantesten Frauen aus den berühmten und berüchtigten akademischen Kreisen Göttingens das einzige, turze Glud ihres Lebens geschentt.

hubers Unglück waren seine Eltern. Sein Dater, Michael huber, ist 1727 in Niederbayern geboren und ohne Erziehung in ärmlichen Derhältnissen ausgewachsen. Als während des österreichischen Erbsolgekrieges französische Truppen bayrisches Gebiet überschwemmten, mag sich der fünfzehnjährige Knabe einer heimkehrenden Abteilung angeschlossen haben und so nach Paris gelangt sein. hier eignete er sich mit großem Fleiß, unterstütt durch eine außergewöhnliche natürliche Begabung, eine gewisse literarische Bildung an, die ihn zur Übersetzung deutscher Dichtungen ins Französische befähigte; so hat er Gehners Idyslen und Klopstocks Messia in Frankreich bekanntgemacht. Ein Derhältnis zu einer kleinen Pariserin führte zur Che; von sechs Kindern starben fünf im zartesten Alter und nur Ludwig Ferdinand, der am 19. April 1764 geboren wurde, blieb am Ceben. Iwei Jahre nach der Geburt dieses Sohnes übersiedelte Michael huber nach Leipzig, wo er an der Universität als Lektor des Französischen eine angemessene Anstellung sand. Mit besonderer Dorliebe trieb er hier Kunstgeschichte und es gelang ihm, eine ansehnliche Sammlung von Kupserstichen anzulegen, deren Goethe in "Dichtung und Wahrheit" anerkennend gedenkt. Die Mittel zu dieser Liebhaberei verschafften ihm nicht

so sehr seine Vorlesungen, als vielmehr ein Kosttisch für Studenten, den seine Frau hielt und der wegen des vorzüglichen Französisch der hausleute sehr gesucht war. hubers Frau war in allem und jedem die kleinburgerliche Frangosin geblieben, ohne Verständnis für beutiche Derhaltnisse, ohne Interesse für beutsche Kultur, befangen in tindischer Bewunderung der Pariser Eleganz. Und sie war es, welche die "Erziehung" des Knaben leitete. Er lernte nichts, als was er an der elterlichen Cafel auffing: gewandt Deutsch, Französisch und Englisch parlieren. Seiner müßigen Cangeweile durfte er aber auch nicht außerhalb bes hauses abhelfen, denn streng wachte die Mutter über seinen Derkehr, sorgsam bebütete sie ihn vor der leichtesten Erkaltung, schützte ihn vor körperlicher Überanstrengung, hatscheite und mighandelte ihr Sohnchen, wie es eben tam. So legte sie den Grund zu Serdinands Kränklichkeit, zu seinem mädchenhaft scheuen und unselbständigen Wesen, das jedem äußeren Einfluß haltlos nachgab. Der frühreife Knabe suchte die Freuden der Jugend, die ihm die Mutter vorenthielt, durch maglose Cetture zu ersetzen und bald wies ihm der internationale Charatter des Daterhauses die Richtung zu literarischer Beschäftigung; französische und englische Poesie zog ihn mächtig an und als achtzehnjähriger Jüngling veröffentlichte er seine ersten Übersetzungen.

Indessen hatte ihn ein planloses Studium an die Universität geführt und hier schloß er bald eine folgenschwere Freundschaft mit dem Privatdozenten für Jurisprudenz Christian Gottfried Körner. Der neugewonnene Freund war verlobt, und die Schwester seiner Braut gewann bald hubers Liebe. Die beiden Mädchen waren die Töchter des Leipziger Kupserstechers Stock, bei dem der junge Goethe die Ätzunst gelernt und in dessen hause er freundschaftlich verkehrt hatte, Marie — oder Minna, wie sie Körner nannte — und Dora. Beide waren von seltener Anmut und nicht gewöhnlicher Bildung; Dora hatte ein schönes Talent vom Dater geerbt und hat sich späterhin als Pastellmalerin einen Namen gemacht. Ihr seiner Kops sah auf einem kleinen, etwas verwachsenen Körper; ein sester, treuer Charatter, warme Empsindung und sieghafter humor waren ihr eigen. Sie war vier Jahre älter als der unreise huber, der mit leidenschaftlicher hingebung an der Geliebten hing und troß dem Widerspruch seiner Eltern fortan in dem Körnerischen Kreise lebte.

Die vier jungen Ceute schrieben im Sommer 1784 die bekannten Huldigungsbriefe an Schiller, die des Dichters Übersiedlung nach Ceipzig im April 1785 zur Folge hatten. An dem genialen Treiben der "heiligen Fünf" nahm Huber sein vollgemessen Teil. Er war Schillers Dertrauter bei dessen feuriger Schwärmerei für Jettchen Arnim, sein Schlaftamerad in Körners Dresdener Heim, sein "Windelmann", als Schiller-Hogarth in tollem Übermut Bilder aus dem Ceben Telemach-Körners in allzu schissen Wasserstein entwarf. Aber auch in ernsteren Dingen diente Huber dem genialen Freunde mit hingebendem Enthusiasmus; er erwirtte dem "Don Carlos" durch geschickte "Negoziationen" Zensurfreiheit zur Aufnahme in die "Thalia", er las die Korretturen dieser Zeitschrift und versah sie mit Beiträgen, er bearbeitete Rienzis Schicksel für Schillers "Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Derschwörungen".

Stets ein Spiegelbild seiner Umgebung, drängte ihn der Derkehr mit Körner und späterhin mit Schiller zur eifrigen Fortsetzung seiner literarischen Tätigkeit. Schon 1785 hatte er ein Drama von Beaumont und Fletcher etwas nüchtern bearbeitet, aber mit einer klugen Dorrede geschmüdt, im selben Jahre "Sigaros hochzeit" von Beaumarchais

in geschickter Übersetzung veröffentlicht. Der Dichter der "Räuber" inspirierte ihn zu einem "Original"-Drama, in dem sich stlavische Abhängigkeit von literarischen Dorbildern mit dem Bestreben vereint, die aufsehenerregenden Enthüllungen über den Illuminatenorden und seinen Stifter Weishaupt dichterisch zu verwerten. Nähert sich hubers "heimliches Gericht" mit biefer Absicht Schillers gleichzeitigem "Geifterfeber", fo zeigt es fich jonft in allem und jedem vom "Gog", von den "Raubern" und von "Don Carlos" beeinflußt. Ein Ritter gewinnt eine verführerische grau, indem er ihren Gatten mordet, bie Seme entbedt und racht das Verbrechen, ein neueingeweihter Ordensbruder schwantt zwischen Freundschaft und Pflicht. An Adelheid von Walldorf und an Amalia, an Posa und an Weislingen werden wir auf Schritt und Critt erinnert; wie Gökens Georg, findet ein biederer Ritter "verbrämte Buben" im Dorzimmer; er hat für seinen Freund getämpft und eine Narbe auf der Stirn davongetragen; "nicht wahr, sie steht schön?" sagt der Gerettete mit den Worten des Räubers Moor, und wie dieser ruft das haupt bes Ordens: "hutet euch, daß ich nicht einst Musterung halte!" In diesem Wust literarifder Reminisgengen und traffer Greueltaten geht ber philosophische Gehalt des Studes unter, langweilt die Erörterung der Ordensidee, mifrat die Galerie von Ordenscharatteren, auf der der Wert des Dramas eigentlich beruhen soll. Und während Körner wiederholt den "Gehalt" der Arbeit rühmt, trifft Schillers Urteil eher das Richtige, wenn er schreibt: "huber hat teinen dramatischen Stil; im Dlan ist er glücklicher. Sein gehler ist, daß er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet, und das soll man nie. Die Szenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich fie lefe, weil fie keinen Gedanten im Rüchalt haben, den sie nicht aussagen; turz, weil sie erstaunlich wortreich sind. Ich glaube nicht, daß huber viel im Dramatischen leisten wird."

Als "Das heimliche Gericht" 1791 in Buchform erschien, war der Freundestreis längst getrennt. Schiller war 1787 nach Weimar und von da nach Jena gezogen, huber hatte ben Posten eines sächsischen Legationssetretärs in Mainz angetreten. Seine ehrgeizigen Eltern hatten ihre vornehmen Derbindungen ausgenütt, um dem Bürgerlichen die diplomatische Karriere zu eröffnen. Was hätte er auch viel anderes werden können? Er hatte vielerlei, aber nichts grundlich gelernt. Selbst Schiller, der im Anfange seiner Freundschaft mit huber es zu seinen schönsten Träumen rechnete, "die Epoche seines Geistes lenten zu helfen", der die tiefsten inneren Erfahrungen dem jungeren Genossen mitteilte und ihn fruchtbar zu machen hoffte, der "Arm in Arm mit ihm bis vor die Fallture der Sterblichteit" dringen wollte, der lange Zeit an eine dauernde literarische Gemeinschaft mit den beiden sächsischen Sreunden glaubte — selbst Schiller mußte bald einsehen lernen, daß huber ihm wenig bedeute, daß er Dinge betreibe, zu denen er keine Befähigung habe und noch lieber völlig müßig gehe. Körner hatte vor allem das Schidsal Doras vor Augen. hubers Eltern hatten dem Verhältnis ihre Zustimmung nicht mehr versagt, als Körner die Geldfrage zu regeln versprach. Jett galt es auch für biefen, bem Freunde einen sicheren Erwerb zu ichaffen. Mit ber Zeit hatten fich freilich die Beziehungen der Liebenden geandert. Auf die leidenschaftliche Derliebtheit der ersten Jahre war ein so fühler Verkehr gefolgt, daß Körner wiederholt daran dachte, das Derhältnis aufzuheben. Freunde des haufes betten gegen huber, es entstand ein ewiges Klatichen und Nörgeln über ihn und Dorchen, "das allen Beteiligten unangenehme Empfindungen machte". Dor seiner Abreise nach Maing im Marg 1788 erklärte aber huber deutlich seinen Entschluß zur heirat und das Paar nahm schmerzlichen Abschied.

Über Frankfurt, wo Goethes Mutter besucht wurde, reiste huber an seinen Bestimmungsort. Er gab sich Mühe, sich in seinem Fache auszuzeichnen. Man nahm wenig Notiz davon und vermied es, ihn zu beschäftigen. "In seinem politischen Sache wird huber ewig nur holz- und Wassertschen, solange er in Sachsen ist. Nur der Justizmann kann bei uns als Bürgerlicher Einsluß auf Entscheidungen haben, weil hier auch die Entscheidung mühsam ist. In allen anderen Fächern soll unsere Klasse bloß expedieren oder Materialien sammeln", klagt Körner. Wie Goethes Werther, erfährt der Bürgerliche huber Zurücksetung im Amt; wie Werther, begegnet er einer Frau, die einem anderen gehört und in die er sich verliebt. Aber dieser Werther war verlobt, das einzige Glück eines alternden Mädchens, und diese Frau warf sich ihm strupellos an den hals.

Therese Sorster war die Tochter des berühmten Göttinger Philologen Henne und so alt wie huber. Aus dem freudlosen Elternhause hatte sie sich ohne Neigung, aber voll Achtung, ja Bewunderung in die Arme des berühmten Weltumseglers geflüchtet und in der trostlosen Einsamkeit seines polnischen Aufenthaltes schien etwas wie Liebe zwischen dem jungen Paar aufzukeimen. Aber nach Deutschland zurückgekehrt, wurden die Gatten einander immer fremder. Der arglose, enthusiastische Sorster war es selbst, der seine Srau in intime Sreundschaften mit jungen Ceuten hineintrieb, wobei dann mitunter ein gefährliches Spiel mit Gefühlen nicht zu vermeiden war. So hatte Sorster auch den jungen huber gegen den Willen Cheresens in die kalte, ungemükliche Atmosphäre des hauses gezogen, das sein schöner Enthusiasmus bald mit Wärme und Frohsinn erfüllte. Er wurde Sorsters Arbeitsgenosse und der Einfluß des älteren und bedeutenden Freundes zeigte sich gar bald in hubers Schriften, in denen nun Körner das Geschraubte und Deklamatorische, die gewollte Dunkelheit Forsters zu entdeden glaubte. Sehr bald trat das Natürliche ein, die beiden jungen Leute wurden Liebende. hubers schwächliche Natur tonnte sich nicht dazu entschließen, endgültig mit der Verlobten zu brechen. Seine Briefe wurden selten, frostig; klagte Dora, so beruhigte er sie durch einige gartliche Worte. Drei Jahre hatte das grausame Spiel gedauert, Dora hatte um seinetwillen die Bewerbung eines wohlhabenden Freundes zurüdgewiesen, da rissen traurige äußere Ereignisse die Maste von hubers Gelicht. Die heere der frangosischen Republit zogen an den Rhein und besetten Mainz. Don Freiheitsbegeisterung erfüllt, als echter Sohn des XVIII. Jahrhunderts national indifferent, trat Sorster an die Spige der revolutionären Partei, huber ging nach Frankfurt. Als aber die Preufen sich anschieden, Maing zu belagern, willigte Sorster in die Abreise seiner Frau und übergab sie in hubers Schuß. Erst Strafburg, dann Neufcatel bot Theresen und ihren Kindern ein sicheres Afnl. huber erbat seine Entlassung aus dem Staatsdienste, um der Geliebten folgen zu konnen.

Diese Dorgänge konnten den Dresdener Freunden nicht unbekannt bleiben. Schon im August 1792 hatte Dora ihrem Schwager erlaubt, einen Erklärungsbrief an huber zu schreiben und den Abbruch der Beziehungen zu sordern, worein der Entfremdete gerne willigte. "Huber hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlickeit", urteilt Schiller. Einige Monate später dringen zu Körner garstige Gerüchte über die Beziehungen des Liebespaares und dieser bittet Schiller, bei einem Besuche hubers in Jena Doras Briefe zurückzuschern.

Forster ging nach Paris, um dort bald den ungewohnten Aufregungen zu erliegen. Einmal sah er die Seinen noch an der Schweizer Grenze in sester hossnung einer froheren Zutunst. Der enthusiastische Optimist hatte dis zum Schluß an ein Glück zu Dreien gedacht, nichts Unerhörtes freilich im XVIII. Jahrhundert: man denke an die ursprüngliche Sassung der Goetheschen "Stella". Wenige Monate nach Forsters Tod wurde Therese hubers Gattin. Die beiden trieben in ihrer stillen Zurückgezogenheit in dem Dörschen Böle eine emsige Schriftstellerei ums tägliche Brot. huber suchte durch eine Zeitschrift die Errungenschaften der Revolution und die Ereignisse in der französischen Republik dem deutschen Publikum zu vermitteln, er setzte seine alte Übersetzertätigkeit fort, indem er eine Reihe von französischen Dramen sur die deutsche Bühne bearbeitete, er unternahm es, wie sein Dater, deutsche Schristwerke in Frankreich bekannt zu machen, zu er wagte sich sogar an eine Übersetzung der hauptwerke Kants, die freilich bald aufgegeben wurde. Therese begann — von ihrem Gatten beraten und unterstützt — ihre fruchtbare Tätigkeit als schlichte und ansprechende Erzählerin.

1798 berief Cotta den betriebsamen Schriftsteller nach Tübingen, wo er Posselt bei der herausgabe der "Neuesten Weltsunde" unterstützte, deren eigentlicher Redakteur er bald wurde und nach ihrer Verwandlung in die "Allgemeine Zeitung" blieb. Er leitete das Blatt außerordentlich geschick, benützte alte und neue Beziehungen, um sich hervorragende Mitarbeiter zu sichern, und schrieb selbst zahlreiche Rezensionen, von denen eine ganze Reihe eine gewisse kritische Begabung bezeugt. Die junge Zeitung mußte mehrmals den Erscheinungsort wechseln und huber wurde mit ihr von Tübingen nach Stuttgart, von Stuttgart nach Usm getrieben. hier winkte dem Dielgewanderten eine ruhige Zutunft, der Nachlaß des wenig geliebten Daters sicherte ihm ein kleines Vermögen, da raffte ihn am Weihnachtsabend 1804 der Tod hinweg.

"Hubers Tod", schreibt Schiller an Körner, "wird Euch sowie auch mich sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß Er uns zuerst verlassen müßte! Denn ob wir gleich außer Derbindung mit ihm waren, lebte er doch nur für uns und war an zu schöne Zeiten unseres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurteilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt." Und Körner antwortet in milden Worten, sein Groll gegen den Toten sei verschwunden, es habe ihm immer Gewalt gekostet, hart und unfreundlich gegen huber zu sein. "Sein Tod ist wahrscheinlich eine Solge der ungeheueren Anstrengung, mit der er seine Schriftstellerei treiben mußte, da er wenigstens ehemals nicht mit Leichtigkeit arbeitete."

Wie dem auch sei, hubers Leben war zerkört, bevor der Tod den Dierzigjährigen saßte. Ein liebenswürdiger, geistvoller Mann voll Anmut und Enthusiasmus ist mit ihm frühzeitig zugrunde gegangen, weil diesem "raisonnierenden Weichling und gutmütigen Egoisten" Selbstzucht und Tüchtigkeit sehlten. Er war kein wurzelsester Baum; ein schwankes Rohr, hat ihn der Frühlingssturm gefällt, der die herrlichste Blüte unserer Kultur vertündete.

Chronif.

Dolkstunde in Österreich.

Mit ber Dertiefung bes nationalen Empfindens seit den Befreiungsfriegen ift die Wiffenschaft von ber Eigenart und bem Wesen jeglichen Dolfstums, die Dolfstunde gur Entftehung und, im lebhaften Betriebe ber letten Jahrzehnte, zur Blüte und geschulten Pflege gelangt. Überall in Europa ist die volkskundlice Arbeit jest eine rege. In Deutschland und Frantreich, in Rugland, Schweben und Norwegen ift die öffentliche Aufmerksamkeit sogar im großen Stile ben volfstumlichen Gutern ber Nationen zugewandt. In Ofterreich ift in ben Candes- und Ortsmufeen, in verschiedenen Gelehrtengesellichaften der Candeshauptstädte, und feit gehn Jahren, seitdem mit dem Derein und dem Mufeum für öfterreichische Doltstunde in Wien eine zentrale Pflegestelle für Erforichung und mujeale Daritellung unferes polistumlichen Kulturbefiges geichaffen worben, zumal in Wien Bedeutendes für die Sache ber öfterreichischen Dolfstunde geleiftet worden. Ofter und bereitwilliger als auf anderen Gebieten haben sich auf bem neutralen Boden ber Doltswissenschaft die Soricher und Dertreter der verschiedenen Nationalitäten Ofterreichs gu gemeinsamer Arbeit gusammengefunden, um in ber Wiffenicaft von Ofterreichs reichgegliebertem Dolkstum ein wissenschaftliches, d. h. ein friedfertiges Abbild unseres Ofterreich gu liefern, von jener Seite, wo es uns am traulichsten anspricht: von der Seite feines naturwüchsigen Dolkstums. Denn wie verschiedenartig basselbe nach ben Stämmen unserer heimat auch fein mag, zumal nach ber Sprache, diefem engen Käfig jeglichen Dolfstums, getrennt: - einheitlich ift es in feinem Kern und Wefen gegenüber dem nivellierenden Juge der modernen Kultur. Wieviel davon auch in der letten Zeit, gumal feit 1848 abgeschliffen worden, ins herg tann dieses Wesen nicht getroffen werben

Man hat oft und oft bewegliche Klage barüber geführt, baß bereits fast jede Originalität, jede Naturwüchsigkeit aus unserem Volksleben verschwunden sei. Diese Anschauung ist zu pessimistisch. Das Volkstum ist zumal in Österreich noch gar sehr lebendig vorhanden in feinen naiven Außerungen und mit feinem traditionellen Befige. Aber viel gu menig getannt ift es, man befummert fich viel gu wenig barum - wir laffen es in feinen abgeschiedenen Winfeln verbluben und verdorren, ohne es wißbegierig aufzusuchen, seine Bluten gu pfluden und gu fammeln und wenigftens gleichsam im getrodneten Buftande aufgubemahren. Es fehlt an der instematischen, umfassenden Sorgfalt für diese Dinge, es fehlt an dem großen begeisterten Buge, der durch die Menge gehen muß, die allein gur abgerundeten Erhebung fo maffenhafter Beobachtungen, wie fie bier erforderlich find, auslangt. Auf polistundlichem Gebiete harrt gerade in Ofterreich bei feinem nationalen Reichtum und ber wirtschaftlichen Altertumlichteit vieler seiner Candicaften noch eine überfülle des Stoffes der auffassenden und bergenden Sammeltätigfeit. Denn ber volfstumliche Schatz eines jeden Doltes, beffen Tradition noch in der hauptfache ungebrochen fortbauert, ift mahrhaft unermeglich. So viel die einzelnen Sammler und Sinder aus biefem Born icon geschöpft haben, er fließt noch immer über. Es ist eben die geistige Arbeit von Millionen und Millionen, durch Jahrhunderte hindurch aufgespeichert und ausgetauscht und alles im treuen Volksgedachtnisse aufbewahrt, die dem Soricher hier entgegenquillt. Daber ift noch für lange Jahre hinaus und für viele gutretende Arbeiter in Gulle und Sulle gu tun.

Auf literarischem Wege bienen der Volkstunde in Österreich verschiedene größere und kleinere Zeitschriften, die in deutscher, tschecksichen, polnisch-ruthenischer und slowenischer Sprache erscheinen, und von welchen viel wissenstelle Detailarbeit geleistet wird. Auf eine zentrale vermittelnde Bedeutung hat eigentlich nur die "Zeitschrift für österreichische Volkstunde" Anspruch, welche in den zehn Bänden, die bisher von ihr vorsiegen, vor allem die Vergleichung auf ihre Sahne geschrieben hat und ohne nationale Voreingenommenheit den tieseren Entwicklungsfaktoren, als sie das nationale Wesen enthält, in den volkstümlichen Außerungen nachspürt. Diel

Wissenswertes bringt auch der von Professor Dr. C. Zibrt in Prag herausgegebene Cesky lid bei, welcher fur die feit der Prager ethnographischen Ausstellung 1895 mit großem Eifer betriebene tichedifche Doltsforichung gum führenden Organ geworden ift. Die polnischen Zeitschriften » Lud und » Wista , die Schriften der Sevcenko-Gesellicaft in Cemberg enthalten reiches Material gur polnischen und rutbenischen Dolfstunde. Die felbständigen Erscheinungen auf volkstundlichem Gebiete folgen zumeift einer zweifachen ftarten Stromung, welche im Betrieb der Dolfstunde überhaupt vorherricht, und welche einerseits auf die Erforschung des volfstümlichen, urwüchfigen Bauernhaufes. anderseits auf das Studium und die fünstlerische Ausnügung ber Dolfstunft in ihren verichiedenen 3meigen hinausläuft.

Unter verschiedenen Gesichtspuntten gewinnt die Erforschung des Bauernhauses ein mannigfaches Interesse, weit über die fachliche Bedeutung des Gegenstandes hinaus. Es ist auf der einen Seite die altertumlichfte form der Ansiedlungsweise, die in unserem Kulturgebiete anzutreffen ift, gleichsam ein nachgelassenes Stud Urzeit, an deren Derhaltniffe es fich in manchen Jugen noch unmittelbar anschlieft. Es ist auf der anderen Seite ein nationales Dotument, das über hertunft und Stamm feiner Erbauer vielfach ein untrügliches Zeug. nis ausstellt, indem es in topischer Gleichartigfeit auf dem Derbreitungsgebiet des betreffenden Dolfsstammes wiederfehrt, dem geübten Blid bis in die gleichsam mutwilligen Sormenspielereien und Derzerrungen des individuellen Geichmads erkennbar, wie auch ber nationale Frembling ober Mijchling unter den hausformen sich aufs bestimmteste verrat. Es ist das Bauernhaus oder der ländliche hof ferner der mehr ober minder durchsichtige Ausdruck ber Agrarverfassung eines Gebietes, die sich, zumeist mehr minder gestort, als gaber Reft aus ben Beiten der erften und wohl auch fpateren Befiedlung eines Candes herschreibt und die indirett für die nationale Art febr daratteristisch ist. Und endlich hängt so viel der alten Volksfitte an dem Bauernhause, so deutlich wird hier Lebensgeschmad und hunderterlei intime Gewohnheit des Dolfes, daß der Dolfstunde überhaupt aus der Erforichung diefes Gegenstandes ein außerordentlicher Gewinn erwachsen muß.

Sowohl einzelne bewährte und vielverdiente haussorscher in Ofterreich, vor allem Professor Dr. Rudolf Meringer in Graz, der Sührer in diesem Wissenszweige, J. R. Bünker, Anton Dachler u. a., als auch ganze Körperschaften, vor allen die Anthropologische Gesellschaft und der Ofterreichische Ingenieurs und Architektenverein in Wien, dem die vers

wandten Gesellschaften in Budapest und Agram gefolgt find, haben fich in dem letten Jahrgebnt mit vollem Gifer auf diefe Sache geworfen. Wir haben jest, dant ihrer Bemühungen, eine ziemlich genaue Kenntnis der öfterreichischen Bauernhaustypen und ihrer Derbreitungsgebiete, sowie eine leibliche Einsicht in ihre Verwandticafts- und Entstehungsverhaltniffe. Ebenjo ift, namentlich durch die Bemühungen Professor Dr. R. Meringers, die Geschichte und Enpologie bes volfstumlichen hausrates gum Gegenftanb ber Sorfdung geworben, und verschiebene Wissenszweige reichen sich einträchtig die hande, um diefe dunteln, aber febr wiffenswerten Dinge aufzuhellen. Mit Recht formuliert ber Sprachforicher Meringer als methobischen Grundsatz allgemeinster Art, der ihm von feinen volkstundlichen Studien ber aufgegangen, den Sag: ohne Sach. teine Sprachwiffenicaft - was in der hauptsache einer Derbeugung por der Dolfstunde gleichtommt. Die zweite, nicht minder umfängliche, jedoch prattifc noch weitaus belangreichere Stromung, welche im Betrieb und ber Wertung ber voltstundlichen Studien porherricht, ift, die Dolfstunft in ihrer traditionellen Ubung, ihrem reichen, urmuchfigen und eigenartigen Sormenicat, gu einer der Grundlagen der Kunfterneuerung gu machen, welche nun auf allen Linien mit fo beifem Eifer angestrebt wird. Das Schlagwort von der heimattunft - ursprünglich in England aufgeflattert - ift auch unter uns fruchtbar geworden. Die Schattammern diefer altofterreichischen Doltstunft: die gahlreichen Candes. und Cotalmufeen Ofterreichs, in Wien als gentrales, die Dergleichung ermöglichendes Institut, bas Mufeum für öfterreichische Dolts. funde, das ich, durchdrungen von der Wichtigteit der Sache, 1896 begründet habe und das bereits über 18.000 Objette verfügt, durch welche die nationale Eigenart der öfterreichiichen Dolterstämme wenigftens in den Grundzügen bereits ausreichend bargestellt erscheint, hat den Produzierenden, den Künftlern und Kunftgewerbetreibenden, die Augen darüber geöffnet, welche Sulle von gormen und Anregungen für bas fortwebende Schaffen bier bereit liege, wie fruchtbar eine liebevolle Derfentung in diefe eigenartigen und urwuchfigen Arbeiten und Schöpfungen vollstumlicher Phantafie werben tonne. Sowohl die altertumliche holzichnistunit der Alpen- und Karpathenlander, die reiche Certil- und Stidereifunft, wie fie namentlich in Mahren und Bohmen blubte, als die ländliche Keramit, die Schmiedearbeiten und sonstige Gertigkeiten erweisen sich als ein mahrer Jungbrunnen, aus welchem nicht fo febr der Sormentreis von heute als vielmehr die Arbeitsweise felbst, ihr Charafter, ihr icopferifder Bug neue Krafte ju gieben vermag. In diefer hinficht barf ich wohl mit Genugtuung verraten, daß führende Künftler der Wiener Sezession und der mit ihr gusammenhangenden Kreise zu ben Freunden und eifrigen Besuchern des Mujeums für öfterreichische Dolfstunde aahlen. Gerade in dem zu Ende gehenden Jahre habe ich, unterftütt von einem fleinen Stabe eifriger und verständnisvoller Mitarbeiter, wie der Berren Josef Blau und Josef Schramet in Bohmerwalde, Dr. Iwan Franto in Cemberg. Demeter Dan in der Butowina u. a. m. über 1500, zumeift fehr intereffante Dotumente altöfterreichischen Dolkslebens und nationaler Dolfstunft dem Mufeum guführen tonnen, die in ihrer Vereinigung zu einer fleinen temporaren Ausstellung bes Museums im Spatherbit reges und warmes Interesse in Sachfreisen gefunden haben. Auch ber heimische Kunftverlag hat fich mehrfach ichon biefen Dingen zugewendet. Das inhaltreiche, leider nur ungeordnete Album: "Dolfstumliche Kunft" bes Derlags Martin Gerlach, sowie bas ausgezeichnet anregende und fleifige Wert bes gleichen Derlags: "Deutiche Bauerntunft" von O. Sowindragheim, fowie ahnliche Werte des Kunftverlags A. Schroll (namentlich das haubenwert von Maler Uprta fei genannt), endlich das erft vor turgem geschaffene Organ: "hohe Warte", herausgegeben von Josef A. Cur, bewegen sich auf der gleichen Cinie in der Richtung auf die Erneuerung unserer ichopferifchen Kunftfrafte und Kunftbedürfnisse durch die Dolfstunft.

Nicht ohne Erwähnung darf, da es einen bisher nicht vorgetommenen Sall diretter ftaatlicher handanlegung in volkstundlichen Dingen betrifft, die in letter Beit durch die staatliche Unterrichtsverwaltung in die hand genommene Auffammlung undherausgabe des Doltslieberichages in Ofterreich bleiben. Natürlich ift ja unter allen Dolfern Ofterreichs feit langem vieles, ja gewiß schon das meiste und Wichtigste für die Notierung der im Gedachtnisse des Dolfes haften gebliebenen Dolkslieder geschehen. Ungahlige Sammlungen, groß und flein, liegen feit vielen Jahren vor; in den fachlichen Zeitschriften ift vieles und Wertvolles aufgestapelt; auch die musitalischen Weisen, mit benen die Lieber im Dolfsmunde ertlingen, find vielfach bereits aufgezeichnet und geborgen. Es ift aber fein 3meifel, daß eine fostematifche und gemissenhafte Auffammlung über das Geborgene hinaus noch manches nachzulefen finden wird. Durch gut organisierte Arbeitsteilung werden manche Cuden, namentlich auf entlegeneren Doltsgebieten, ausgefüllt werben tonnen; und besonders nach der musikalischen Seite wird das unter fo außerordentlich gunftigen Derhältniffen arbeitende Unternehmen viel Neues und Wich. tiges beibringen. Sur eine gefunde und ben Dolksgeist veredelnde Pflege des Volksliebes in den gebildeten Schichten der Bevölkerung zumal wird bie in Rede stehende Universalsammlung unstreitig bas Allerbeste tun tonnen; benn noch immer barf bas Doltslied neben dem Kunftlied auch im Empfinden der Gebildeten den gleich hohen Rang beanipruchen. Es ift wieber einmal die Gefahr ba. baß die hoher und hochft fultivierten Geifter ben Jusammenhang mit der Volksseele verlieren, in der doch ichlieflich jede echte Dichtung und Kunft murgeln muß. Das Volkslied ift die ftarte Klammer, welche auch den lichteften freien Geift noch zu seinem Besten an die braune Scholle des Volkstums kettet. Dr. M. haberlandt.

Besprechungen.

Léon Séché: Sainte-Beuve. I. Son esprit, ses idées; II. Ses moeurs. Paris, Mercure de France 1904.

Correspondance inédite de Sainte-Beuve avec M. et Mo J. Olivier. Paris, Mercure de France 1904.

Er hat es selbst gesagt: "Der echte Kritiker hat nicht das Jeug zu einem helben" - von Sainte-Beuves Art und Tun ergablen, beift fein helbenleben beschreiben. Gewiß hatte er fein ganglich unblutiges Duell - welcher Parifer Schriftsteller der Zeitungen hat es nicht — und trat sogar unter einem Schirm an, ba es regnete: er bachte nicht baran, erichoffen zu werden, aber naf werden wollte er auf feinen Sall. Das war der eine obligate Mut der Jugend. Den anderen des Mannes zeigte er erft im letten Jahr seines Cebens, als er im Senat für die Freiheit Denkens und Redens eintrat, was ihn die Freundschaft des hofes toftete, beren niedergehenden Kurswert er aber vielleicht icon ahnte. Zwischen diesen beiden Capferfeiten liegen die weit glangenderen Seigheiten und Bosheiten seiner funfzig Bande Kritit, und es ist gut, daß Sainte-Beuve nur diese zweimal pathetischer held und lieber mar, mas fein Ruhm ift: der echte Krititer.

Wir stehen anders zu ihm als seine Zeitgenossen, denen er der erste Kritiker vor allem deshalb war, weil es vor ihm keine Kritik in diesem neuen Sinne gab. Sainte-Beuve hat sich seine Mittel selbst geschaffen. Aber wäre es nur dieses, dann wäre unser Interesse auch vielleicht nur ein literarhistorisches, und es muß mehr an dem Werke sein, daß wir die "Lundis" heute noch und wie oft mit nicht geringem Genuß lesen. Daß diese Aussätzen icht nur von den Künsten und Persönlickkeiten

handeln, daß fie vielmehr felber von Derfonlichfeit erfüllte Kunftwerte find, entscheidet für ihr Weiterleben. Denn was immer die Kritik fonft noch fein mag ober foll, mahr, gerecht, gelehrt, bas steht alles in der zweiten Reibe, wenn anders fie den Cag überdauern foll. Nicht weil einer Romane ichreibt, ist er ein Künstler, nicht weil einer Kritit fchreibt, ift er feiner. Man fann in der Beschreibung des Schidfals der imaginaren Frau N. N. genau fo dilettieren, wie in ber Beschreibung von Ceben und Ibeen bes Windelmann bochfte Kunft erreichen. Stoff und überlieferte Sorm entscheiden gar nichts, bestimmend allein ift die besondere Perfonlichfeit und die Macht ihrer Aukerung.

Der alte Sainte-Beuve hat in dem Auffat über Chateaubriand feine fritische Methode festguftellen versucht, nicht ohne gu bemerten, daß er sie alle Zeit ber als die ihm natürliche übte und ohne besondere deutliche Ertenntnis ihrer prinzipiellen Art, die heute so geläufig ift, daß ihre Sage icon Gemeinplage find: ber Menich ift von feinem Werte nicht gu trennen, um dies zu werten, muß ich jenen fennen. Um ihn aber gu tennen, muß ich fein Derhaltnis gu feiner Raffe in Dor- und Nachftudieren, feine Erziehung, feinen Unterricht, die erfte Gruppe feiner Freunde und Zeitgenoffen, fein erftes Auftreten, feinen Derfall - von dem jeder betroffen wird fein Derhaltnis gu den Frauen, gur Natur, gum Gold, feine Cafter und Schmachen, feine Derheimlichungen, feine Seinde - bies und noch vieles mehr muß ich wiffen, um meine Meinung fagen zu tonnen, nicht als ein Stator. ein Urteiler nach einem festen Pringip, der sich nicht irren fann, weil er alles feinem festen Pringip gemäß findet und darftellt. 3ch tann mir widerfprechen, tann fagen; ich irrte mich, benn mein Pringip ist, feines zu haben; ich habe nur eine aus meiner Praris gewonnene Methode, deren Ubung einen Künftler verlangt, und ber Schliche und Wege, einen Menichen fennen gu lernen, find piele.

Sainte-Beuve glaubte seine Methode wissenschaftlich nennen zu können, aber man sieht es gleich: diese kritische Methode ist im Grunde eine leidenschaftliche Neugier nach dem Menschen, und alle ihre Bemühungen um wissenschaftliche Eraktheit sind von problematischem Wert, solange ein bestimmt differenziertes Temperament die Kritis übt und nicht ein abstrakter Intellekt. Sainte-Beuves Kritis ist eine mit allen dienlichen Mitteln inszenierte Auseinanderschung zwischen Personlichkeiten, in der sich Sainte-Beuve am andern zeigt. Kommt es darauf an, ob, was er von sich zeigt, merkwürdig genug ist, daß wir es sehen.

Die Goncourts, die nicht feine Freunde waren und er nicht der ihre, ergablen im zweiten Band ihres Journals: Sainte-Beuve a vu une fois le premier Empereur. C'était à Boulogne: il était en train de pisser. N'est-ce pas un peu dans cette posture-là qu'il a vu et jugé depuis tous les grands hommes?« Es ift mabr: gu ben Großen, wie Montaigne, Ca Rochefoucauld, Stendhal, Slaubert, hatte Sainte-Beuve feine Liebe, und wenn er sie lobte, tat er es auf eine "lebens-gefährliche Art". Er zählte sich selbst zu ben Proletariern des Beiftes und hafte beimlich beffen Ariftofraten, beren Schwachen er ausfonuffelte mit dem fcarfen Geruch der hunde und, nach Art diefer Tiere, von hinten und unten. Man möchte glauben, er wollte fich bamit Mut gu fich felber machen, bag er an andern, was diese verbergen, aufdedte, benn er war - und dies ist fein bestimmendster Jug ein beimlicher Libertin und fand teinen offenen Mut dazu: es plagte ihn, wenn er den Alfoven verließ, und der eben glübende Saun nahm por der Welt Geften und Gehaben eines gewissenhaften und etwas salbungsvollen Mannes an, eine Mijdung von Bureauchef und jesuitiichem Beichtvater. Seiner außergewöhnlichen Sinnlichfeit machte es feine haglichfeit ichwer; er mußte fruh jenes perfide Calent ber geschidten Worte ausbilben, die auf dem frummen Wege durch das Ohr die Frau neugierig machen und gewinnen, ba er bies auf bem geraben Wege durch das Auge nicht tonnte. Daraus erflärt fich vielleicht auch Sainte-Beuves ftart nuancierter Stil, der ohne Deutlichfeit und Gerad. beit unbestimmt, weich, an Untergrunden reich und jesuitisch ift und etwas Anschleichendes, Derftedtes, Seiges hat, in Andeutungen brilliert, die dem Cefer vielerlei Deutungen suggerieren. Er lernte fich an ben Frauen, indem er, ein Unerfattlicher mit ichwierigen hinderniffen, die Frauen ftubieren mußte, um fie gu gewinnen. Die Frauen bilbeten ibm feinen raffinierten Geschmad an den fleinen, gerriebenen Dingen, in dem er gang sicher ift, wie im XVIII. Jahrhundert, das bei allen raich ericopften, romantischen Neigungen seiner Jugend, die Beit ift, die feinem Wefen am nachften liegt, um die er fein Beftes fdrieb. Er war wie bas ancien régime sinnlich, geistreich egoistisch, liebenswürdig und etwas gelangweilt, nur die ironische Grazie Sentenelles fehlte ihm und die runde Geschlossenheit Saint-Evremonts. Der Dichter wird eber geneigt fein, das ihm fremde gu bewundern, wie Byron den Pope - der Krititer wird das ihm Wesensverwandte stärter lieben. Die Frauen aller Arten und Unarten, die Schwierigeren Chefrauen wie die anderen, welche die Gelegenheit mit fich bringen, maren bie erste Wichtigkeit seines Cebens: an ben Bildnissen von Frauen zeichnete Sainte-Beuve, ben die Prinzessin Mathilde einen Feminin und bessen haus sie ein Bordell nennt, mit seinen feinsten Stiften.

Wie alle Wollüstigen war er graufam, boch war feine Graufamteit nicht von ber impulfiven Art - er tonnte jahrelang im Besit seiner verite vraie auf ben rechten Augenblid marten, mo ber Stich am besten faß, der Stich einer Stednadel, die er dem Gegner lächelnd in den Ruden brudt. Und wie alle Wolluftigen und in ber Wolluft Effeminierten gog es ihn gur Kirche; boch nicht das Sinnliche des Kultus bestimmt ibn, deffen Sinnlichfeit an anderem Orte ruftig genug ift, als daß sie dieses Reiges bedürfte feine sensibilité chrétienne sucht etwas tleine burgerlich Beruhigendes, Protestantisches: . une vie sobre, un ciel voilé, quelque mortification dans les désirs, une habitude recueillie et solitaire« bringen ihn in den Schatten ber Kirche, oder Grunde der herzensnot, wie die Liebe. Wenn alle Wege nach Rom führen, ist bie Liebe gu einer frommen grau ficher ber fürzeste, und den ging auch Sainte-Beuve einmal, da er die bigotte Madame hugo verführte.

So wendet sich des Krititers Methode auf sein eigenes Werk, das er mit 18 Jahren im "Globe", den Goethe interessiert sas, begann und das mit 65 zu schließen den fleißigen Arbeiter nur der Cod zwingen konnte, der ihm die Korrekturen seines letzen "Artikels" aus der hand nahm.

Gewiß, dieses alles tann man fagen: Sainte-Beuve hatte feinen Glauben gehabt, nur 3weifel, feinen haß, nur Medifance, fein Lachen, nur ein Lächeln, Gewiß; er anerkannte und erfannte weber in den Kunften noch in ber Moral, noch in ber Politit irgendwelche Pringipien und machte sich nichts baraus, sich ju midersprechen, da sie sich gegen Willen doch einschlichen. Und besaß teinen tiefen Sinn für die historie, die in Anekdoten aufzulosen er geneigt war. Gewiß ist feine feiner Arbeiten "befinitiv" - er ließ immer noch Raum für bie Möglichkeit einer neuen Notig, und war neugierig nach allem, weil er nicht sicher war. Die von der Kritif verlangen, daß fie gerecht mage, werden Sainte-Beuves hande gu gart finden, biefe ichwere Wage zu halten, die zu empfindlich ift, als daß fie unter folden nervofen Singern gu ihrer Ruhe tommen tonnte. Die von ber Kritif fagen, fie fei mehr als eine mit allen bien. lichen Mitteln Wiffens und Erfahrung geförderte Sensation, die sagen, sie sei eine Ibee, werben das Urteil Sainte-Beuves ablehnen, der einen zu ausgebildeten Geschmad hatte, als daß er anders als mit diesem hatte Kritit ichaffen tonnen. Er toftete, aber boch mit feiner eigenen feinen Junge. Ja, man tann das alles und mehr sagen, um jener abstrakten Idee einer anderen Kritik willen, aber dieser Jdee steht hier, wie sonderbar, das kritische Werk ohne die Idee gegenüber und ist sebendig, als ein Kunstwerk und Ausdruck einer Persönlichkeit. Daß es darauf allein ankommt, das scheint mir Sainte-Beuves Werk zu beweisen. Franz Blei.

Mority v. Sowind: Die Hochzeit des Sigaro. 30 Lichtbrucktafeln nach den Originalzeichnungen. Mit einer Einleitung von Alois Crost. Wien 1904. Derlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Am 2. April 1825 Schreibt Schwind seinem Freunde Schober: "Ich bin eben mit einem langen hochzeitszug fertig geworden, der auf 30 Blättern viel Ernsthaftes und Lustiges enthalt. Die Brautpaare sind Sigaro und Sufanna, Bartolo und Marceline, ber Graf und die Grafin geben auch mit, Doraus geben Mulifanten, Tanger, Soldaten, Bediente, Canbleute, Dagen und foldes Dolt. Burud tommen Gafte und Masten: die 4 Romane aus der Lucinde. der verliebte Papageno, die vier Jahreszeiten, dann ein Blatt mit verschiedenen Personen, die gleichsam den Schluft machen, dann ift Cherubin und die niedliche Barbarina in einer Caube beisammen. Es sind über hundert Siguren, 3 bis 4 auf einem Blatt. Das Papier ist fehr fein, die Sedern haben mir oft viel Kreug gemacht. Ich bin fehr begierig, was Du sagen wirft. Ich glaube, daß einiges gut ift und bas Gange neu." Diesen hochzeitszug des Sigaro, ben bisher als ein Samilienheiligtum Frau Marie Baurnfeind, eine Cochter des Meisters. butete, hat nun die Gesellschaft für vervielfältigende Kunft in einer fehr murdigen Sorm, mit ein paar sympathischen Einleitungsworten von Alois Troft, herausgegeben. Einundzwanzig Jahre war Schwind alt, als er im März 1825 das Wert vollendete. Was er bis dahin geschaffen, etwa einige von den Zeichnungen im Belike des hamburger Sammlers herrn Arnold Otto Mener ober die Solge der "Graber" und "Cobesgebanten", rechtfertigt bei aller Bartheit, vielleicht durch fie gerade, die herbe Auferung bes Deter Cornelius zu Schwind: "Ihre Wiener Sachen find wie von einem grauengimmer". Der hochzeitszug des Sigaro jedoch ist in der blubenden Dracht der Erfindung, in dem großen Duttus der Komposition, in der unerschöpflichen Sulle toltlicher Einzelheiten und der verbluffenden Sicherheit des zeichnerischen Konnens das erfte Zeichen des fommenden Genius, des vielgeliebten Meifters würdige Erftlingsgabe. Weit eber paffen auf ihn, als auf die aus dem Jahre 1823 stammenden Titelvignetten gu "Tau-

fend und eine Nacht" die Worte, die Goethe im VI, Band von "Kunft und Altertum" über "herrn v. Schwind aus Wien" fcrieb: " abwechselnd, gedrängt ohne Derwirrung, ratfelhaft aber flar, barod im Sinne, phantaftifc ohne Karitaturen, wunderlich mit Geschmad, burchaus originell Sur uns in Ofterreich fnupfen fich an diefes flingende gruhlings. wert besondere Empfindungen. Schwind ergablt einmal in einem Brief an Schubert: "Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß ich bei Grillparzer war. Er zeigte viele Freude über meine "hochzeit" und versicherte mich, in gehn Jahren werde er sich noch jeder Sigur erinnern. Da wir in Ermanglung eines Weimarichen herzogs, der zu ichugen und zu gablen vermag, nichts begehren tonnen als das geistige Urteil bedeutender Manner, fo fannst Du Dir denten, wie vergnügt ich nach hause ging." Und auf dem Citelblatt der Zeichnungen hat Schwind eigenhandig vermertt: "Diefes heft hatte ber alte Beethoven in feiner letten Krantheit bei sich. Nach seinem Tode befam ich es erst wieber zurud." Mozart, Beethoven, Schubert, Grill-parzer, Schwind - ein Kreis von Erlebniffen, Gedanken und Stimmungen, an den man lieber nicht mit Worten rührt. hugo haberfeld.

Kleine Mitteilungen.

Jehn Jahre "Derein für öfterreichische Doltstunde". Ein Dezennium ift es her, daß diefer von Dr. M. haberlandt und dem leiber icon verftorbenen Dr. W. Bein ins Ceben gerufene Derein, welcher fich bie wissenschaftliche Erforschung und museale Darftellung ber öfterreichifchen Dolferftamme gur Aufgabe gestellt hat, unter verheifungsvollen Auspizien seine Wirtsamkeit begann. Unter einflugreicher und weiser Suhrung hervorragender öfterreichischer Staatsmanner, feiner Drafidenten Dr. Paul Freiherr Gautich von Franten. thurn (1895), Dr. J. A. Freiherr von helfert (1895-1900), Johann Graf harrach (feit 1901) find dem Derein dank der aufopfernden Wirksamkeit seiner Begrunder und zahlreicher Mitarbeiter in allen Canbern Ofterreichs bedeutende und allgemein anerkannte Erfolge befchieden gemejen. Jehn Bande des miffenchaftlichen Dereinsorgans, der "Zeitschrift für öfterreichifde Doltstunde", welchen eine Sulle von Beitragen zur Erforschung der ethnographischen Derhaltniffe in Ofterreich niedergelegt ift, und die von Dottor M. haber landt mit ftrengfter Unparteilichfeit und in rein wiffenschaftlicher haltung geleitet murden, liegen vor. Die zweite hauptichopfung des Dereines in diefem Dezennium ift die Grundung und bisherige Entwidlung des "Mufeums für öfterreicifche Dolfstunde", burch beffen an 18.000 Objette gahlende Sammlungen bie nationale Eigenart ber öfterreichischen Dolfer wenigstens andeutungsweise bargestellt ericeint, und das für alle vergleichenden Studien auf diesem Gebiet ein festes und unentbebrliches Sundament geworden ift. Aus Anlag feines zehnjährigen Bestandes gibt der Derein eine Sestfcrift beraus, welche, mit gablreichen Abbilbungen geschmudt, wichtige und interessante volkstundliche Beitrage von Professor Dottor R. Meringer, Professor Dr. Petat, Professor Dr. D. hintner, Cehrer Josef Blau, Cehrer Josef Schramet, hofrat Dr. höfler, Dr. M. haberlandt und anderen enthält. Der Derein hofft in gielbewußter Arbeit in absehbarer Beit ein großes umfaffendes öfterreichifches Dolfermufeum in einem eigenen Gebaude fcaffen gu tonnen und darf fich hiebei wohl der fraftigen Unterstützung seitens des Staates, des Candes und ber Reichshauptstadt versehen, für welche bas "Mufeum für öfterreichifche Dolfstunde" icon jest eine Bierde und wissenschaftliches Bildungs. institut ersten Ranges ift.

Die Erhaltung des diofletianischen Palastes in Spalato, Nach jahrelangen Dorberatungen ist nunmehr durch eine Reibe von staatlichen Dorfehrungen die Grundlage geschaffen worden, auf welcher die feit langem angestrebte Rettung des durch verschiedene hochft ungunftige Umftande gefahrbeten biofletianischen Palastes in Spalato, dieses bedeutenden Dentmales antifer Kultur, gesichert erscheint. Wie ber Minifter für Kultus und Unterricht Ritter v. hartel in einer Interpellationsbeant. wortung im öfterreichischen Abgeordnetenhause (286. Sigung vom 24. November) ausführte, handelt es sich bei der Sicherung dieses einzigartigen Bauwerfes um die Cosung eines gangen Kompleges von bautednischen, bauhngienischen und por allem privatrechtlichen gragen. In den Palast ist bekanntlich ein Teil der Stadt Spalato hineingebaut und viele Teile ber Palastwande find einfach als Wande für die neugebauten häuser verwendet worden, so daß es einen gangen Rattenfdwang von Befigrechten an einzelnen Teilen des Palastes zu beseitigen gilt. In Rudfict auf die Schwierigfeit ber gangen Angelegenheit wurde beshalb im April bes Jahres 1902 eine Enquete einberufen, an welcher neben Dertretern der Stadtgemeinde Spalato, der Sinanzprofuratur und der administrativen Bau- und Sanitätsbehörden Dalmatiens auch Dertreter ber Zentraltommiffion für Erforichung und Erhaltung der Kunft. und hiftorifchen Dentmale und des öfterreichifchen archaologischen Institutes teilnahmen, jo daß für alle gragen, welche bei ber in Angriff

au nehmenden Sicherung des Bauwertes auftauchen follten, die geeigneten Sachmanner gehört werden tonnten. Nach den Erhebungen biefer Enquete ist ber Palaft in befferem Bustande, als man eigentlich glaubte und es wird die Konfervierung und Freilegung des Dentmales nicht allgu große Anforderungen an ben Staatsfädel ftellen. In ben beiben neueften Staatsvoranschlägen sind auch bereits 4000 und 6000 K, also bisher im gangen 10.000 K eingeftellt worben, welche gur Bededung ber erften bringenoften Arbeiten dienen follen. Auf Grund ber Dorschläge, welche die dalmatinische Statthalterei in Rudficht auf die Ergebnisse diefer Enquete bem t. t. Ministerium für Kultus und Unterricht vorlegte, wurde weiters eine spezielle übermachungstommission ernannt, in welche auch Vertreter der beiden obengenannten archaologisch-tunfthistorischen Staatsinstitute berufen worden sind. Die Kommission, welche mit allen lotalen Amtsitellen und allen Intereffenten in Spalato selbst in fortwährendem Kontatte stehen und diefelben fur den Sortgang der Arbeit interessieren soll, hat vom 17. bis 19. Ottober 1904

aum ersten Male getagt und bereits eine Anzahl von Anregungen für den gedeihlichen Sortidritt der gangen Aftion gegeben, deren Durchführung in nachfter Zeit ftudiert und vorbereitet werden foll. Schlieglich foll ebenfalls auf Anregung der dalmatinischen Statthalterei bemnächst ein Gesetvorschlag der legislativen Behandlung gugeführt werden, welcher die Anwendung des Expropriationsgesetes auf die eigentumlich verwidelten Rechtsverhaltnife im biotletianifchen Palaft ermöglichen foll. Auch eine Jusapnovelle zur dalmatinischen Bau-ordnung befindet sich in Dorbereitung, nach welcher der oben erwähnten übermachungs. tommission in Spalato ein bestimmter Einfluß auf die Durchführung aller Bauausführungen im Innern des Palaftes eingeraumt werden foll. So ist benn wohl die ganze wichtige Angelegenheit, welche icon fo viel Staub aufgewirbelt und fo viele Besorgnisse bei den Archaologen gewedt hat, noch gur rechten Zeit in die richtigen Wege geleitet und ein hervorragendes Dentmal des Altertums vor dem Untergange gerettet worden.

Seuilleton.

Alt-Wiener Krippenspiele.

Ich weiß nicht, ob sich viele meiner Altersgenossen ber freudigen Stimmung erinnern, die in uns Kindern der Besuch des Krippenspiels erregte, wo wir den ersten Eindruck der darsstellenden Kunst empfingen.

Alljährlich, sobald ber Katharinentag nahte, mahnte mich ein großer Anschlagzettel an das Krippenfpiel am "Plagl", beffen Unternehmer - ich glaube, Sedlmaner hieß er - in bombastischen Sätzen die Pracht seines Krippentheaters anpries. Sur mich gewann dieses Schauspiel noch baburch an Interesse, bag sich mein Singlehrer, ber zugleich Organist an unserer Pfarrtirche war, por Beginn ber Dorstellung und mahrend ber Daufen mit großer Anstrengung bemühte, einem Spinett aus dem XVIII. Jahrhundert einige Cone gu entloden, welche Kunftleistung ihm von ber Juhörerschaft nicht nur durch lauten Beifall, fondern auch burch Buwerfen von Obit und Buderfachen, mitunter auch von Kupfermungen gelohnt wurde. Nicht felten geschah es, daß irgend ein jugendlicher Musikenthusiast noch mahrend des Spiels feinen Obolus opferte, den das alte, budlige Mannden, fein Spiel unterbrechend, bedachtig pon der Diele aufhob, ibn auf seinen Wert prufte und, je nach der Gabe durch ein Kopfniden ober burch eine tiefe Derbeugung dafür dantte. Den bofen Buben aber, die fich unterfangen hatten, ein Blechstüd zu werfen, drückte er seine Derachtung durch ein weithin schallendes "Mistbub" und durch mehrmaliges Spuden auf den Boden aus.

Das beftige Gelächter bes Auditoriums wurde durch die Stentorstimme des Direttors unterbrochen, der hinter der gefchloffenen Szene in derben Worten gur Rube mahnte, die denn auch eintrat, sobald sich die Kurtine des Marionettentheaters erhob und das Dorspiel: "Die Erichaffung der Welt" begann, Die Schauspieler taten ihr Bestes, sie ließen sich willig burch eine Drahtschnur leiten, hoben hande und Sufe, je nach Wunsch des Direttors, der feinen hölgernen Mitgliedern die Darftellung insofern erleichterte, als er alle Rollen in gleich tiefem Bag iprad. Als der Menich erichaffen mar, fiel ber Dorhang unter fturmischem Applaus des Ciliputaner-Publitums, deffen gehobene Stimmung nicht einmal ber barauffolgenbe Gaffenhauer des herrn Musikdirektors gu ftoren permochte.

Nun folgte "Der Sündenfall im Paradiese", wo die mechanischen Bewegungen der Schlange große Sensation erregten, ebenso die Sündslut mit dem natürlichen Wasserregen. Auch der Einzug des ägnptischen Josef wurde mit großem Beifalle begrüßt, worauf "die Beschneidung Jesu im Tempel" folgte, eine Szene, die auch den Komitern Gelegenheit gab, die sauteste heiterkeit zu verursachen. Sie hatten die Auf-

gabe, die Cichter anzuzünden, kamen dabei in Streit und stedten sich nach einer Balgerei gegenseitig ihre Köpfe in Brand, worauf sie sich entfernten. Die größte Überraschung aber bot "Die Zerstörung Jerusalems", wobei der herr Direktor sein Publikum dadurch in Angst und Furcht versetzte, daß er aus einer Papierbülse Kolophonium durch eine brennende Unschlitterze blies und mit einem Pappendedel aewaltigen Donner erzeugte.

Als Nachspiel folgte die Darstellung der vier Jahreszeiten, womit die Dorstellung zu Ende war.

Wieberholt habe ich mich bemuht, Materialien zu einer Geschichte des Krippenspiels in Wien zu sammeln, das mit jener des Puppenspieles und der dramatischen Kunft überhaupt eng verbunden ift und den Derfall des religiofen Schauspieles bedeutet, mit dem die Geschichte des Theaters beginnt. Das Weihnachts., Dreitonigs. und Ofterspiel ift auch in Wien gepflegt worden, und mancher Text aus ber früheften Zeit ift uns erhalten geblieben. Wir feben baraus, wie fich icon bamals die Derfaffer bemühten die Beiligfeit des Stoffes mit dem realen Ceben zu verbinden. Es tommen in biefen beiligen Spielen Unflätigfeiten vor, die ben Kulturgrad ihrer Zeit getreu fpiegeln und ben derben Dolfshumor deutlich veranschaulichen. Das Bestreben, durch diese Schauspiele den wilden Sinn zu zügeln, hatte wenig Erfolg, es zeigte sich vielmehr, daß durch derlei Komödien die Sitten nicht gebeffert wurden. 3m Jahre 1568 hatte der Trabant des Erzherzogs Serdinand von Cirol, Beneditt Ebelbod ein Spiel "von der freudenreichen Geburt Jeju Chrifti" geschrieben, woraus, wie es in der Dorrede heißt, mandes fromme und driftliche herz Troft icopfen tonne. Auch die Jugend, "fo gu biefen bofen Zeitten zu allerlan Sund, Cafter und bosheit" geneigt sei, sollte in diesem Spiel ihre Mangel und teuflische Neigung gu allem Übel ertennen. Edelbod weist weiters auf die Wirtung ber bramatifden Darftellung bin, wodurch "ja viel hefftiger in die herten und gemueter des einfeltigen Capen sich einbildet das, so man augenicheinlich fürbildet, benn bas man allein boret". Auch in dem Prolog tadelt er die Jugend, die nicht einmal das Daterunfer beten, dagegen viel im Kartenspiel tonne. Und von diefer die Befferung des Dolles bezwedenden Komodie berichtet ber fleifige Cotalforider Schlager, daß ber Kontert jest "manchmal anftoffen" murbe.

Die Epoche bes guten Geschmades tam aber gar lange nicht, und das geistliche Schauspiel blieb auch in den folgenden Jahrhunderten das Spiegelbild verwilderter Kultur, trogdem die Darstellung geistlicher Komödien von den Wiener Kirchendienern besorgt wurde. Ein Regierungs-

befret vom 9. Janner 1647 beschulbigt biefe, daß fie in ihren Darftellungen "allerhandt untzichtigte Wörtter und auch bergleichen actiones fich gebrauchen, wodurch den Ceuthen, bevorab der Jugendt, die es am meisten capieren, ergernis und Anlas zu allerlan daraus entstebenden bofen gedanthen geben." Sie tadelte weiters, daß diefe Komodianten fich nicht icheuen, "wann fie Nachts ober tags Zeit auf ber Gaffen geben, die Weibbs Personen ungebuerlich antaften, auch fonften ain ungewöhnliches Gefchran und Judgen erheben". Es wurde ihnen aufs strengfte verhalten, alle Reben, "die auf unguchtige und ungebuerliche Weis thonnen ausgelegt werden", zu unterlaffen. Wie wenig berlei Derbote in einem Zeitalter genütt haben, wo dem Dolte alles porenthalten murbe, mas gur hebung ber Moral hatte beitragen tonnen, zeigt die wiederholte Drohung der Behörden gegen die Auswüchse des geistlichen Schauspieles, "darben ungüchtige und der Chrbahrkeit zuwider laufende Sachen eingeführt wurden". So tam das religiöfe Drama mehr und mehr in Verfall, bis es endlich gang unterfagt wurde. An die Stelle der vollstumlichen Weihnachts- und Dreitonigspiele ift in der zweiten halfte des XVIII. Jahrhunderts das Krippenspiel getreten. Strumpfwirter namens Muller hatte von ber Kaiferin Maria Theresia die Bewilligung gu Dorftellungen einer Krippe "mit rührrenden fleinen Siguren" erhalten. Einige Jahre barnach erhielt eine Witme, unter bem Namen "Frau Godel" befannt, von der Kaiferin ein Privilegium auf ein Krippenspiel, das Maria Theresia mit ihrem Besuch wiederholt beehrte.

Das Unternehmen der "Frau Godel", das nach beren Cobe, 1792, ber Kaffeefieder Cang erwarb, behauptete lange Zeit unter den vielen seither entstandenen Krippenspielen den ersten Rang. Zeitgenoffen haben uns mehr ober minder ausführliche Schilberungen diefes Marionettenspieles hinterlassen. Mit der geschichtlichen Treue foll es die Frau Godel nicht ernft genommen haben. Unter anderem war in der Behaufung ber beiligen Maria eine Schwarzwälder-Uhr qu feben und, unbefummert um Beit und Ort, ließ die Frau Godel vor herodes' Jelt - Kanonen aufführen. Die Ausstattung fei - jo verfichern die auf uns getommenen Aufzeichnungen - außerst geschmadvoll gewesen, im Gegensate gu den anderen Krippenspielen, von welchen ein Bericht des fürsterzbischöflichen Konsistoriums meldet, daß beren "Dorftellungen aus elenden und öfters Etel hervorbringenden Siguren gestaltet und mit schmuziger und auf die Sache nicht paffender Kleidung angelegt find". Auch gegen den Text hatte das Konsistorium wiederholt Dorftellung bei der Regierung erhoben.

"Ceuthe" - heißt es in einem Berichte aus dem Jahre 1774 - "die durch ein Verderbniß der Sitten in die Armuth gestürzt, halten sich nicht in den Schranten, welche ihnen durch die Erlaubniß vorgeschrieben werben. Der hunger bringt fie ben den Dorftellungen auf die Ausschweifungen, auf das Cacherliche und Komilche. um Juschauer benzugiehen. Sie führen die Siquren redend ein, die Sprache ift baben öfters zwendeutig, unwahrhaft und den Dorftellungen felten anpaffend, meiftens den verehrungswurdis gen Wahrheiten entgegen." Ebenso flagte bas Konsistorium, als ein gewisser Schmidhammer die Kaiferin bat, wegen höchft drudender Schuldenlaft das Leiden Chrifti "zur Auferbaulichkeit der Buichauer" porftellen gu durfen, daß diefe Aufführungen "nicht gur frommen Erinnerung, fondern nur gur Ergöglichfeit bienen, in bas Komifche ausarten und die Sitten verderben".

In einem anderen Berichte bemerkt die Kirchenbehörde, daß, trothem jeder Krippenspieler vor erlangter Bewilligung eine Probeaufführung veranstalten musse, die Erfahrung doch lehre, daß bei den folgenden Vorstellungen unerlaubte, zweideutige Zusätze gemacht werden.

Diese häufigen Klagen veranlaften die Regierung zu einer icharfen Aufficht und wiederholt auch gur Abweifung von Gesuchen. So wurde nebst vielen anderen 1775 auch ber erzbischöfliche Küchenmeister Johann Peter handvogel abgewiesen, der gur Unterstützung seiner Bitte anführte, daß er durch einen ungarischen Edelmann um fein Dermögen gebracht worden fei und daher tein anderes Mittel übrig habe, "als febenswürdige, geiftliche, alt- und neuteftamentarifche Mafchinen mit beftbefetter Mufit und Arietteln vorzustellen". Allgulange hielt jeboch die Strenge nicht an, denn in den folgenden Jahren hatte fast jede Vorstadt ein Krippenspiel, deffen Besuch erft abnahm, als Graf Pallffn es unternahm, im Theater an der Wien biblische Dramen in bisher nie gesehener Ausstattung aufzuführen. Erft als Kaifer Frang beren Darstellung auf ber Bubne verboten hatte, fand bas Krippenspiel wieder lebhaften Juspruch und in der nachmärglichen Zeit erfreuten fich ebenfalls Taufende pon Kindern an diesem harmlosen Puppenspiel, das auch heute noch unseren lieben Kleinen manche angenehme Stunde bereitet.

Karl Gloffn.

Von der Woche.

11. Dezember. XVII. Verbandstag des Sentralverbandes der Industriellen Österreichs in Mährisch-Ostrau.

12. Wiedereröffnung der Wiener Universität.

— Infolge der Demonstrationen gegen Professor Marschall wird der Unterricht an der Atademie der bildenden Künste in Wien sistert. — Prinz Johann Georg von Sachsen trifft in Wien ein, um dem Kaiser die Chronbesteigung des Königs Friedrich August von Sachsen zu notifizieren.

— Der Großgrundbesit des Wahlbezirkes Isozow-Brodn wählt den Candtagsabgeordneten Cadislaus v. Gniewosz in den Reichsrat. — hugo Ritter v. Goldegg (geb. 1829) in Meran †.

13. In der Gesellschaft österreichischer Dolkswirte spricht Dr. v. Plener über die Reform der Derwaltung und tritt hiebei auch für die Kreiseinteilung zunächst in Böhmen ein.

14. Professor Dr. Emil Szanto (geb. 1857) in Wien +.

15. Eine Deputation unter Sührung des Präsidenten der Wiener Handelstammer überreicht dem Unterrichtsminister eine Petition des Zentralverbandes der Industriellen Österreichs und fünf anderer hervorragender wirtschaftlicher Vereinigungen gegen die vom niederösterreichischen Candtag beschlossen Doltsschulnovelle. — Der Zentrumsklub verlangt in einer einstimmig ges

faßten Refolution, daß zur herbeiführung eines arbeitsfähigen und arbeitswilligen Darlaments "eine aufrichtige Derständigung zwischen den Nationalitaten in Ofterreich erfolge, die in ihren wichtigften Cebensbedingungen aufeinander angewiesen find". Der Klub richtet daher an die Dolfsvertreter "bas dringende Erfuchen, ohne Scheu und Rudficht auf die rabitalen und Ofterreich feindlichen Elemente, auf Grundlage der Gerechtigfeit und Billigfeit, ein ben öfterreichifchen Gesamtinteressen entsprechendes Einvernehmen qu pflegen und die Möglichkeit zu ichaffen, daß fich alle staatserhaltenden Kräfte zu gemeinsamer Arbeit vereinen". - Der erfte ftabtifche Wahlforper in Trieft mahlt den Industriellen und Grofgrundbesiger Joh. Scaramanga Ritter v. Altomonte mit 215 von 257 abgegebenen Stimmen gum Reichsratsabgeordneten.

16. Der Landesverband der Landwirte von Niederösterreich protestiert gegen "die gewissenlose Art und Weise, mit welcher das Abgeordnetenhaus der von ihm vertretenen Bevölkerung die dringendsten wirtschaftlichen Bedürfnisse verlagt", und sordert die Regierung auf, vor allem darauf bedacht zu sein, "daß ohne Rücksicht auf staatsrechtliche Bedenken ein wirtsiches Volksparlament als aktionssähige Körperschaft zustande komme"; bis dahin möge sie aber im eigenen Wirkungskreise für den hartbedrängten Bauern-

stand hilfreich vorsorgen. — Die Generalversammlung des niederösterreichischen Gewerbevereines stimmt der Vereinbarung mit dem Unterrichtsministerium zu, wodurch das Technologische Gewerbemuseum in Wien am 1. Jänner 1905 in die Staatsverwaltung übergeht.

17. Karl Doigt (geb. 1820) in Wien †.

– Dr. Ludwig Lichtenstern (geb. 1821) in Wien †.

Wien †. — Der Vorstand der Deutschen Volkspartei hält in Wien, das jungtschecksiche Exetutivionitee in Prag vertrauliche Sizungen ab.

*

Die politische Lage. Der deutschfortschrittliche Abgeordnete für Suczawa, Univerfitats-Professor Dr. Artur Stedl, hat im "Neuen Wiener Tagblatt" vom 15. Dezember einen fehr beachtenswerten Artitel über die gegenwärtige politifche Lage veröffentlicht. Er betont, daß es höchste Zeit mare, der Apathie unseres Parlamentes ein Ende zu machen, eine Derftandigung von Dolf gu Dolf gu fuchen und nicht immer auf eine Attion ber Regierung zu warten. Aus ber Rede des Abgeordneten Dr. Stransty im Budgetausschuß, der gang gegen feine Gewohnheit befänftigend gesprochen, ichließt der Derfaffer, daß auch im tichedischen Dolt das Bedürfnis nach einer nationalen Derständigung tief empfunden werde. Es fei nun Sache der Deutschen, ben wenn auch nur außerft vorfichtig gemachten Briedensvorschlag nicht burch Paffivitat von der hand zu meisen, und bei einer Derständigungsattion den Boden der Realpolitit gu betreten, ftatt unerreichbaren Idealen nach-Bujagen. "Die Deutschen" - Schreibt Professor Stedl - "find das führende Dolf und muffen es bleiben, eine Catface, die überhaupt nicht mehr distutiert werben follte, foll Ofterreich Bestand haben. Die Deutschen, die Ofterreich gegründet haben, find nicht nur das historische Sundament, sondern auch der Kitt des Staates, fie halten den Staat gufammen. Aufgabe der Deutschen in Ofterreich ift es baber, bas Deutschtum im Intereffe des Staates por Burudbrangung gu bewahren und die führende Stellung ber Deutschen und ben im gangen Staatsgebiete gutage tretenden beutschen Charafter gu erhalten. Don diefem Gefichtspuntte aus ift auch die Sprachenfrage zu behandeln. Nicht weil Ofterreich ein beutscher Staat ift, nicht weil die Deutschen das herrschende Dolt, nicht weil die anderen Sprachen und Nationen minderwertig find, ift der deutschen Sprache im Parlament, bei den Beborden ein gewiffer Dorzug einzuräumen, fondern deshalb, weil das deutsche Element das gemeinsame Bindeglied ift, weil eine Gemeinschaft gu ihrem Sortbestande ein gemeinsames Derftandigungsmittel unbedingt braucht. Bei diefer Auffasjung ist es möglich, eine den Bestand und die Großmachtstellung Osterreichs sichernde Lösung zu
sinden, ohne die nationale und kulturelle Entwidlung der einzelnen Nationen zu behindern.
Dieser Auffassung steht nicht entgegen, daß
in der Koministration und Justiz volle Rüdsicht auf die einzelnen Nationen genommen
und den sprachlichen Derhältnissen Rechnung
getragen wird. In gemischtsprachigen Gegenden
müßten dann eben auch die Deutschen, falls sie
dort Beamte werden wollen, die andere Landessprache lernen; geschieht dies ja nur zu ihrem
eigenen Dorteile, hat sich doch die entgegengesette Cheorie der Siebzigerjahre in Böhmen
jest an den Deutschen selbst bitter gerächt."

Professor Stedl verlangt daher von den beutschen Vertretern schon mahrend der parlamentslosen Zeit die Andahnung eines Ausgleiches und dann "die Einschlagung einer bedachten, nicht von Popularitätspascherei und Schlagworten beeinflußten Realpolitit".

Dieje Stimme wird feineswegs vereinzelt laut. Der Nationalitätenstreit hat nicht nur seit Jahren unser parlamentarisches Leben zum Stillftand gezwungen, er bemmt auch mittelbar unsere gesamte wirtschaftliche und kulturelle Entwidlung und brobt die Stellung Ofterreichs im Wettkampf mit anderen Staaten ernstlich zu gefährben. Die Deutschen aber find es, die hiedurch am meiften leiden. Es ist charafteristisch, daß im Abgeordnetenhaus ein deutscher Industrieller, alle Parteidisziplin vergeffend, nach einer staatserhaltenden Partei rief, und daß ein fteirifcher Großgrundbesiger eine Brofchure gu gunften ber Erlernung ber zweiten Canbessprache schrieb. Die Sozialisten sind längst geeinigt, agrarische Abgeordnete gehen ohne Rudficht auf ihre Nationalität gemeinsam por und die freie industrielle Vereinigung verlangt die Arbeitsfähigkeit des Parlaments durch den Busammenfcluß ernfter Elemente aus den verfciebenften Parteien.

Der Wille, den trostlosen Verhältnissen ein Ende zu machen, ist also da, es handelt sich nur noch darum, auf, den richtigen Weg zu gelangen. Die Verständigung selbst dürfte heute nicht mehr allzu schwer sein. Die Gegner sind des langen Kampses müde und die Not drängt; so manche Sorderung ward schon im Cause der Zeit zugestanden und manche dürfte nicht mehr ernstlich aufrechterhalten werden. Dielsach mag heute schon der Überblick über die wirklichen Disserenzen sehlen und mitunter ist auch im leidenschaftlichen Streit das Maß verlorengegangen, sie richtig einzuschächen. Es wäre daher verdienstlich, in den einzelnen Kronländern, insbesondere in Böhmen — in Mähren ist ja die Ausgleichsaktion im besten Zug — die Sorde-

rungen wieder einmal zu formulieren und ihre Bebeutung flar zu legen.

Don wem aber foll ber Anftoß zu einer Attion gegeben werben? Don ber Regierung etwa? Da ihre ernsten Versuche an bem Starrfinn einzelner beteiligten Parteigruppen icheiterten und die meisten nationalen Parteien sich berechtigt und verpflichtet halten, einem unparteiischen Beamtenministerium pringipiell mit Miftrauen zu begegnen, muß fie baber in ber Frage der nationalen Derständigung auf die Initiative verzichten und fich nur auf die Sorderung einer solchen Attion, soweit ihre Mitwirfung in Anspruch genommen wurde, beichranten. Aus den besonnenen Kreisen der Wähler, die ben Jammer unserer Derhaltniffe am eigenen Leibe fpuren, muß das übereinstimmende und nachdrudliche Derlangen einer Befferung burch endgültige Verftandigung geftellt werben. Sie mogen dahinwirken, daß ihre Dertreter bann in perfonlicher Aussprache ben Frieden ichliegen, und wer von diefen feiner Aufgabe nicht gewachsen ift, der mache einem Sähigeren Dlak.

Das Weihnachtsfest und der Jahresschluß rüden heran und damit die Zeit der üblichen Betrachtungen. Manche Reden werden gehalten werden, unzählige Artikel erscheinen. Wer um Österreichs Zukunft besorgt ist, der trachte, daß in den weitesten Kreisen der Bevölkerung der ernste Wille sich geltend mache, durch die Volksvertretung zum Frieden unter den Nationalitäten zu gelangen.

Abolf von Sonnenthal. — Auch ein feuriger Romeo, unwiderstehlicher Attaché, glänzender Mark Anton, erlebt, wenn die Dorsehung den Darsteller liebt, die illusionsfeindlichen Siebzig.

Das Theater erhält lange jung. Und liebt das Dublitum einmal einen Künstler, umgibt es feinen habitus mit einem vertlarenben Schein. Man fagt: bas Alter ift ber Künftler gröfter Seind, und vergift, daß die Kunft fie durchdringt, sie wappnet mit einer Art Siegfrieds-Unverwundbarteit. Adolf v. Sonnenthal begeht am 21. Dezember d. 3. den fiebzigsten Geburtstag. So verraten verschiebene Cerita, die aber in Theaterdingen nicht immer das Richtige enthalten. Sei's! hatte Grillparger gefagt. Sei's - auch in Anwendung auf den Siebziger Sonnenthals. Wer hätte bei Bernbard Baumeister nicht das Gefühl völliger harmonie? Er ist uns ein urgermanischer, weiser Alter. Alt im Wefen, altgereift und tief im Geifte. geflärt und überlegen im humor. Anders Sonnenthal: mit leisen Befürchtungen überprüft man die großen physischen Anstrengungen ber

Meifterrollen dieses Künftlers und halt feine Krafte bagegen. Aber allemal ereignet fich bei seinem Spiele das erhabene Wunder geistiger Wiebergeburt. Die Energie, die Leidenchaft des inneren Seuers ist bei diesem Künstler jo groß, noch immer jo hellauflodernd, daß Alter, Mübigfeit und Schlaffheit baran verbrennen. Ein mächtiges Naturell verjungt, verschönt alles, was an ihm physisch ist, und reift das Publitum bedingungslos mit sich fort. Das vermag ein Siebziger, wenn ein wahrhaft starter Wille, ein Ingenium in ihm ruhen. Baumeister, der großen Natur, steht Sonnenthal der große Künftler gegenüber. Sonnenthal ift vor allem eine bewundernswerte Energie, ein junglingsjunger Geift. Diel mehr als Baumeister repräsentiert Sonnenthal den Stil des Burgtheaters. Er ift durchaus Artist und Stillunstler, wie Kaing, nur aus einer anderen Zeit hervorgegangen und mit anderer Entwidlung. Man weiß: Sonnenthal tam als Schneibergeselle zu Dawison nach Wien. Dawison wies ihm auch die ersten Wege und brachte ihn gu Caube. Sur diefen Buhnenstrategen hatte jeder den Marschallftab im Cornifter; nicht nur was Liebe fah, auch die mogliche Entwidlung des Schauspielers galt für ihn, barum ichuf er benn auch aus jungen Ceuten ein neues großes Burgtheater. 1851 debütierte Sonnenthal in Temesvar im "Glödner von Notre Dame". Don Königsberg holte sich Caube ben Künstler nach Wien. Am 18. Mai 1856 spielte Sonnental zum ersten Male im Burgtheater. Der Erfolg in seinen Antrittsrollen soll nicht bedeutend gewesen sein. Aber Caube fette ihn durch und drei Jahre fpater mar Sonnenthal der Liebling der Stadt. Als er eintrat, waren Anschüt, Caroche, Sichtner, Come die Säulen des Burgtheaters, und aus den Erinnerungen dieser Künftler und ihren Analysen geht hervor, daß Sonnenthal von jedem einzelnen Soule und Einschlag erhielt. Sonnenthal machte die Gallomanie Caubes mit; er war das Dorbild des ins Wienerische übertragenen Parifer Salonmannes. Sonnenthals Inlinder foll damals ein Wahrzeichen der Elegang gewesen fein. Es war die Zeit der Salons, der Tendenzstude und ber geiftreichen Wiener Frauen. Bauernfeld versab das Burgtheater noch mit Konversations. ftuden, die das Entguden der Gefellichaft ausmachten, weil man fie mit ben Originalen in ben Salons ber eben entstehenden Ringstrafe vergleichen fonnte. Sonnenthal machte die Matartzeit mit und spielte unter Dingelftedt ben Sauft und den Mart Anton neben der Wolter als Kleopatra. Damit war jene sinnentruntene, farben- und wortprachtige Epoche des Burgtheaters angebrochen, die man heute mit dem Worte Tradition eigentlich meint. Es war ein Stil der abstratten Schonheit, bes Sarbenraniches, des Wortflanges. Sonnenthal verlor sich darin nicht; es lebte in ihm, trop idealistischer Tendeng, startes Gefühl für Cebenswahrheit, nicht für Naturalismus - aber, wie gesagt, für veredelte, geläuterte Wahrheit. Sonnenthals höchstes, edelstes Gut ift fein Gefühl. Die Cone feines Bergens find ichmelgend und - gepaart mit einer ichonen Mannlichkeit - unwiderstehlich. So war er denn nicht verständnislos für die neue Zeit und ihre Schöpfungen. Sonnenthal war kein Suhrmann, aber die Seele und das aufschreiende Leid des Benichel tonnte gar nicht tragifcher gezeigt werden! Wie mahr, getreu und ichlicht war nicht fein Ontel Abolf in den "Müttern" von Birichfeld? - So ftebt denn Sonnenthal als die Personifizierung der fcauspielerischen Proteustraft des Burgtheaters vor uns. Ohne die Derfönlichkeit aufzugeben ober zu verleugnen, ift diefer mundervolle Korper von Künftlern jederzeit befähigt gemefen, den Dichtern zu dienen und nachschaffend der jeweiligen Zeit ihren Stil gu geben. Sonnenthal war diefes Körpers Gemut. Selbst der Wallenstein hat trop all feiner Große und harte Gemut. Der Kunftler fieht offenbar bie Umriffe feiner Gestalten nicht mit bem Blide des Menschenkenners, sondern fühlt fie mit ber geläuterten Gute und Weisheit eines Menichenfreundes. Daß er mehr Freund als Kenner der Menichenartift, verrat ja folieflich fein Nathan, sein Cear, Rudolf Cothar* vermertt mit gutem Blid: "Auch wenn Sonnenthal die Sauft ballt, führt er fie von rechts oben in Kinnhöhe nach links hinunter in die Berggegend, wobei fich wie von felbst zwei Singer loslofen und eindringlich fowanten ... Buweilen aber auch folieft fich die hand wieder, ehe sie die Bruft erreicht und gleichzeitig foließt Sonnenthal das Auge, um es nach einem Moment innerlichen Kampfes um fo weiter gu öffnen." - Costenoble sagte einmal von Anfout, er habe etwas Großes werden muffen entweder ein großer Schauspieler, ober ein großer König. Was hätte Sonnenthal anderes werben tonnen? Bei feiner ruhigen Majeftat, die ihn wie ein Nimbus umstrahlt, den Augen, aus denen Weisheit und Erhabenheit bliden, feinem erichütternden Gefühle und dem Dermogen, die Ciefen des menichlichen hergens gu bewegen! Ein großer Rabbi und weiser Suhrer - oder eben der Sonnenthal des Burgtheaters. _lz__

Raimund. Theater. "Eduard, der Herzensdieb". So nennt sich die jüngste Neuheit dieser Bühne, eine Posse von Ostar Stein und Alfred von Schit. Martenau, zu beren mufitalifden Ausstaffierung 6, fage und fcreibe: fechs Komponisten berangezogen worden find. Man tonnte über das von niedrigfter Gefinnung erfüllte Machwert, das die besten Trümpfe der in der handlung liegenden Situationstomit unverwertet aus ber hand gibt, um fich bilettantifc auf willfürlich eingestreute Einlagen und auf mit unverfennbarer Absichtlichteit eingeschmuggelte Caszivitäten zu stüten, mit fcmeigender Derachtung jur Cagesordnung fchreiten, wenn nicht ber Geift ber Jote, ber barin waltet, eine neue Pitanterie ausgebedt haben würde, die als Migbrand des Kindes auf der Bühne nicht fcroff genug zurüdgewiesen werden tann. Allenthalben grunden fich Schutund Rettungsvereine, um das Proletarierfind por Mighandlung und Derderben gu behuten, Künftler und Gelehrte tun fich gufammen, um ber Kunft im Leben bes Kindes die richtigen Bahnen zu weisen, eine gange Literatur ift im Entstehen, die sich mit den seelischen Bedürfniffen des Kindes befaßt, nur auf der Bühne scheint das Kind vogelfrei zu fein. Sonst ware es wohl nicht möglich, daß man jest im Raimund-Theater, nur weil fich die herren Stein und Schit eine fatirifd-pitante Wirtung bavon versprechen, Kinder als Theatereleven auftreten läßt, die die frechiten und arrogantesten Reben führen und sich benehmen wie die gewissen Auch-Cheaterdamen, deren Einfommenfteuer nicht nach der Gage, sondern nach den Mebeneinfünften bemeffen wird, ober daß ein fieben- bis achtjähriges Kind zu einem Couplet setundieren muß, das von Chebruch und anderen Dingen bandelt, beren Besprechung man im gewöhnlichen Leben mit den Worten: "Schindeln am Dach!" abzubrechen pflegt, wenn Kinder gugegen find. Maturlich ichlug die Satire, die fich fo unerlaubter Mittel bedient, fehl, und man fühlte fich nur angewidert und abgestoßen von einer inneren Robeit, die feine Abnung bat, welchen Schimpf fie ber öffentlichen Gefittung antut, wenn sie das Kind als Dolmetsch ihrer frivolen Caunen vor den Karren spannt. Auf dem Portale des Raimund-Theaters aber prangt noch immer in goldenen Cettern bas ernfte Mahnwort Schillers: "Der Menfcheit Wurbe ist in eure hand gegeben, bewahret sie!"

—tr –

Die Musit ber Cebenden kommt in Wien jest zu ihrem Rechte. Im vierten philbarmonischen Konzert wurde Richard Strauß' "fieldenleben" unter Felix Mottls Ceitung vorgeführt. Tags vorher und am folgenden Tage gab uns Serdinand Come im Konzertverein den Straußschen "Don Quizote". Die "Sinfonia domestica", den letzten sinfonischen

^{*} Sonnenthal, Sammlung "Das Theater". Verlag Schufter und Löffler.

Scherz des Consetzers, haben wir erst jungst gehört. Indeffen war Guftav Mahlers erfte Sinfonie im Kongertverein, im außerorbentlicen Gefellschaftskonzerte auch Mahlers britte Sinfonie gur Aufführung gelangt. Die britte bat bem Dublitum bermagen gefallen, daß fie wiederholt werden foll. Die unterhaltliche Verwendung der Programmusit für Ratfelfinfonien tann einem Auditorium das Spaß verfteht, nur Freude machen. Die Wiener untersuchen jest eifrigft, ob ihre Sinfoniter ober ihre Krititer winiger find. Die Sinfoniter werden diesmal siegreich bleiben. Immerhin ift die Sache aber auch ernft genug, um eine grundfähliche Erörterung berbeizuführen, die den Zusammenhang der sich jest brangenben Ericheinungen barlegen foll.

r. h.

Die Grillparger. Gefellicaft ift uns diesmal musitalisch gekommen. Nur ein einziger Dicter, Grillparger felbit, hatte das Wort, und mit ihm zugleich acht Musiter, die sich durch Grillparzeriche Dichtungen zu Conwerten begeistern ließen. Grillparzer hat wenig echte Enrit, die fich gur Komposition eignen wurde. Seine innigften Lieber sind doch start von des Gedantens Blaffe angefrantelt und tragen durchaus nicht jene stille, heimliche Musik in fich, die vom Condichter eigentlich nur entbunden zu werden braucht. Dafür aber ift in seinen Dramen so viel Sprachmusit und so viel durch die Mittel der Poefie allein überzeugend ausgedrückte musikalische Stimmung, daß die Cone hier nur wiederholen und abichmachen tonnten und jede Anderung des Certes gu Kompositionszweden als Frevel erscheinen muß. Daber durfen wir auch der Absicht heubergers, aus "Weh dem, der lügt" eine Oper gu machen, einstweilen nur mißtrauisch gegenüberstehen. Der Operntert, den Grillparger geschrieben hat, die "Melusine", war für Beethoven bestimmt und ist von Konradin Kreuger tomponiert worden. Und das war auch ganz in der Ordnung. Denn ein Tert, wie Beethoven ihn gebraucht hatte, war ber Grillpargeriche nicht; Kreugers liebenswürdige, aber beschränkte Be-

gabung, mit ihrer etwas fpiegburgerlichen Romantit, ichien da weit beffer am Plage. Die "Melufine", wenn fie auch einzelne Grillparzerfche Juge trägt, ift übrigens ein topifches Beifpiel für bas eigentumliche Derhaltnis mancher Dichter gur Mufit: por lauter Angft, die Mufit (die sie nur als "absolute Musit" tennen) tonnte einen guten Cert umbringen, liefern sie dem Musiter absichtlich Minderwertiges, worin fie ihre Individualität zu verleugnen juchen. Mur für Schubert, mit bem er fich am leichteften verstand, hat Grillparger Derse geschrieben, die auch gute Musitterte find. Schubert war aber auch der einzige, der Grillparzersche Worte in unvergangliche Cone kleidete. "Mirjams Sieges-gesang" und das Ständchen für Altsolo und Mannerchor ("Jögernd leise") haben auch in ber Grillparger-Gefellichaft neulich am tiefften gewirft. "Berthas Lieb in der Nacht", auf das zartefte vorgetragen von Fraulein Sanni Tichampa, war wohl bas Meinob ber Dortragsordnung. Aber dieses fabelhaft "intime", gang moderne, sozusagen hugo Wolfiche Lied (was tonnte es Schoneres und Ergreifenderes geben als ein Wolfiches Lied von Frang Shubert?!) geriet beim Publitum doch in Nachteil gegenüber dem leicht beschwingten Sang "Italien" von Mendelssohn, genauer: der Schwester Mendelssohns, als Mendelssohnsche Komposition veröffentlicht und befannt. Ein feiner und ichlichter Chor von Josef Reiter, "Ruhe" betitelt - es find dieselben Worte, die Soubert als "Berthas Lied in der Nacht" tomponiert hat - tam nicht völlig gur Geltung. Sonst läßt sich ber Aufführung durch einen von Eusebius Mandnagewsti geleiteten herrenund Damendor gewiß nur Cob fpenden. Auch die Solisten sangen alle löblich. Das Sinale des zweiten Attes ber "Melufine" intereffierte, einige Lieber von Wallnofer, Randhartinger und Freudenberg und ein Chor von Mandyczewski wurden gunftig aufgenommen. Mandyczewstis einleitende und erlauternde Worte waren besonders dankenswert. Also Anregung und Erfreuliches genug, aber doch etwas wie bie Schuchternheit des Dormarg und die Dergrämtheit Grillpargers über dem Gangen. M. M.

Derlag: Carl Konegen. Drud von Christoph Reiher's 24. Dezember 1904. Dezember 190

[⊁] Diesem Heft liegt ein Prospekt der Sirma Sriedr. Bayer & Co., Elberfeld, "Somatose", bei. 🔸

Ein funkelnagelneues Jahr.

Plauberei von Peter Rojegger.

Allmächtig durch die Phantasie und allwissend durch die Theorie. Er ist der Schöpfer der Begriffe. Er stellt sich was vor und mit dieser beliebigen Vorstellung mißt er alle Dinge. Vorwegs ist ja alles unbegreissich, aber der Mensch macht sich einen "Begriff". Der Begriff ist sein Eigentum, sein ganzes Um und Auf. Jum Beispiel: der Begriff von neben einander, das ist der Raum. Der Begriff von nach einander, das ist die Zeit. Wenn das menschliche Gehirn mit diesen Begriffen nicht wäre, so gäbe es weder Raum noch Zeit! sagte mir einmal ein sehr gescheiter Mann. Ich weiß nur nicht ganz genau, wo dann eigentlich dieses Gehirn sein soll, wenn nicht im Raum, und wann dieses Gehirn sich Begriffe machen soll, wenn nicht in der Zeit. Es ist eine verzwickte Sache.

Wir haben jest ein neues Jahr im Kopf. Im Kopf ist es fix und fertig. Dieses "Jahr" ist nicht etwas Gewordenes, es ist etwas Gemachtes. Etwas ganz willkürlich Gemachtes und Eingeredetes. Es hält sich nicht etwa an das durchschnittliche Menschenalter, dann müßte das Jahr an fünshundertdreißigmal so lang sein. Es hält sich nicht an den Sonnenlauf, sonst müßte es an einem Sonnwendtage oder an einem Tage der Tages- und Nachtgleiche beginnen. Ohne allen Sinn, nur an lässiges herkommen geheftet, läßt der Mensch sein Jahr irgend einmal beginnen und nennt den Tag den ersten Jänner. Der letzte Dezember ist zwar von Natur wegen genau so ein Tag, wie der erste Jänner. Aber der Mensch mit seiner Phantasie und Theorie macht zwischen diesen zwei Tagen einen ungeheuren Unterschied. Den Unterschied zwischen Greis und Kind.

Wenn es schon alle Welt so treibt, dann kann man es dem einfältigen Waldbauernbuben nicht verdenken, wenn er am Abend des Sylvestertags auf der Anhöhe hinter dem Berghause steht und dem sterbenden Jahre zuschaut.

Spät und mühesam war die Sonne hinter dem Wechselgebirge heraufgestiegen, mit blassem Gesicht und tief herabhängendem Kopf troch sie am himmel dahin. Um 10 Uhr vormittags, als die hausmutter das zweitemal ihr herdseuer andlies, tam die Sonne an der tahlen, reifgrauen Esche vorbei; um Mittag war sie erst bei den Sichtenwipfeln. höher ging's nicht mehr, erschöpft sant sie dem Waldschachen zu und hinter demselben hinab. Der Schein auf dem schneebedeckten hausdach er-

Ofterr. Rundschau I, 9.

blafte, die Wipfel der Sichtengruppe, die erst wie grünes Gold geleuchtet hatten, wurden schwarz und standen als finstere Zaden in den himmel hinein. Uber den fernen Almen lag glatt und blaß das Leichentuch und hinter ihnen dunkelte feierlich bie Nacht herauf, in der allmählich Sternlein zu glimmen begannen, wie Ampeln an einer Bahre. Tagsüber waren von den Dachrändern Tropfen gefallen, zu hören, wie das Tiden von Uhren; das war nun still geworden. An den Dachrändern hingen Eiszapfen — erdwärts wachsend. Auch der Hausbrunnen hat ein Eismäntelchen angelegt und sein bisher ununterbrochenes Rauschen eingestellt, gleichsam nur noch hinter der hohlen hand Geheimnisse flüsternd. Die hühner hatten ihre Stangen gesucht und gaderten nicht mehr, sondern hodten unbeweglich und horchten. Die Rinder im Stalle lagen auf frischer Streu und scharrten im Wiederkauen mit den Zähnen. Der Vater aber ging würdigen und leisen Schrittes mit einem Rauchgefäß im Hofe herum, beräucherte sein Hab und Gut: das Haus, den Brunnen, die Ställe, den Dunghaufen, die Vorräte und Werkzeuge, die Tiere und die Menschen. Das war sein Segnen am Ende einer Zeit. Denn die Sonne des Jahres war gestorben und versunken.

Trotz der feierlichen Stimmung sagte ein schalkhafter Knecht: "Jetzt wird's lang finster bleiben. Die Sonn' geht erst im nächsten Jahr wieder auf." Und beim Nachtmahl hieben sie mit den breiten Hornlöffeln tief in die Schüssel: "Brav Sterz essen, heunt! Heuer kriegen wir nix meh'!"

Und dann — es war ja in meinem Vaterhause — legten wir uns schlafen. Die Neujahrsstunde erwarten, das war im Waldhause nicht der Brauch. Der Schlaf bes Gesunden, die Leiden des Kranken, die Träume und die Sorgen, das alles war wie in jeder Nacht. Ich aber in meinem Dachkammerbette hatte weber Schlaf noch Schmerzen, weder Cräume noch Sorgen — ich wachte, hielt Ohren und Augen auf und wartete auf das neue Jahr. Das unendliche Geheimnis der Nacht lag über dem einsamen hause. Wenn sonst draußen der Wind ging, da ächzte immer ein wenig die Holzwand; heute ächzt sie auch manchmal, aber so, als ob jemand im Sterben läge. Durch das Sensterlein sah ich Sterne. Sie benahmen sich nicht viel anders als sonst, und doch mertte man, es gehe was Besonderes vor, dort oben. Auch wußte ich's von der Ahne: In der Neujahrsnacht tun die lieben Engelein Sterne scheuern, daß sie schön funtelblant werden fürs neue Jahr. — Unten in der großen Stube schlug heiser röchelnd die Wanduhr. Eilf Schläge. Das ist nun die letzte Stunde. Ich hub an zu denken, was in diesem jetzt vergehenden Jahre alles gewesen war. Zu Lichtmeß hatte die Kake den Sinken in der "Dogelsteigen" getotet. Zu Ostern hatte mir der Sleischhader, als er das Kälbel holte, zwei Groschen Suttergeld geschenkt. Eine Woche vor Pfingsten hatte ich mein Taschenmesser mit der Schildkrötenschale verloren. Am Peter- und Paulitag war die Geschichte mit der Cabatspfeife und dem Angstschweiß. Zu Jakobi einen Jahn reißen lassen, hat fünf Groschen gekostet. Zu Michaeli ein Schaf von einem Jagohund verjagt worden. Drei Cage vor Allerbeiligen beim Sorellenfangen in den Bach gefallen, vom Sischpächter herausgezogen und geschopft worden. Das waren die hervorragendsten Ereignisse des Jahres. Möglicherweise waren in der Welt noch wichtigere vorgegangen; möglicherweise sogar um mich und in mir selber. Man sieht nur die oberflächlichsten, es geht auch den Erwachsenen nicht anders. Die geheimen Mächte in unserem Innern, die sachte wirkenden Wünsche und Leidenschaften, die Entwicklung von Schuld oder Seligkeit — diese stillen aber großen Schicksgewalten, die uns das Jahr über geändert haben, so daß wir am Ende desselben nicht mehr das sind, was wir am Anfang gewesen — selten gedenken wir ihrer bei der Rückschau am Spluesterabend.

Aber die Ereignisse, die flüchtigen, versinken mit dem Jahre. — Noch die letzten Minuten. Die Spannung wächst. Es ist, als ob man einem Sterbenden zustähe bei seinen letzten Atemzügen. Man wünscht, daß es zu Ende wäre, und will ihn doch nicht lassen schein. Noch ein Atemzug — und noch einer. — — Und noch einer. . . . Nun schlägt die Uhr. — Es ist aus. Es geht an.

hat's nicht einen Schnalzer gemacht irgendwo am himmel? Nicht einen Ruck, einen Stoß gegeben in der Weltkugel? Nein, die Uhr geht ihren gleichmäßigen Schritt, und der, mit dem sie über den Abgrund gestiegen, war nicht größer gewesen als die anderen.

Ich dachte, in Gottesnamen, jett ist das neue Jahr! Und legte mich aufs andere Ohr. Nun schlafen. Neben Sterbenden wacht man, neben Neugeborenen schläft man. Die ersten Stunden des funkelnagelneuen Jahres gehören dem Traum — dem Zukunftsgesichte. Vielleicht kann es weissagen. Doch siehe, auch die neue Strafe ist nächtig und nebelig.

In einer solchen Neujahrsnacht sah der kleine Waldbauernbub einmal einen Sußsteig, der in der Wildnis steil bergan ging. Ein Knabe mit dem Hirtenstabe stieg munter hinauf. Der Hirtenstab ward zum Wanderstabe — ein neues Land, ein neues Leben in Wort und Geist, ein dornenreiches, freudenreiches, köstliches! — Plößlich erwachend, wußte ich, es war meine Zukunft. Aber groß verwundert habe ich mich nicht. War es doch in einem der früheren Leben auch einmal so ähnlich gewesen. Ist ja recht, wenn's so kommt, ist ja recht. — Damit legte ich mich wieder auss andere Ohr. In dem daraufsolgenden Jahre kam aber gar nichts, als wieder die Reihe der Kindereien. Der Craum indes wiederholte sich, er gehörte zur Art jener Cräume, die immer wieder einsehen und weiterspinnen und mit denen man allmählich so vertraut wird, daß sie neben dem wirklichen Leben wie ein zweites wirkliches Leben einherranken, die endlich die beiden Leben, das wirkliche und das geträumte, in eins zusammensließen, um sich zeitweilig wieder zu spalten und gelegentlich auch die Rollen zu wechseln. Hatte ich einst den glücklichen Büchermann geträumt, so träume ich jeht den noch glücklicheren Waldbauernbuben.

Nun, und wie war nach solcher Neujahrsnacht der erste Morgen? War er wirklich funkelnagelneu? Nein. Die Sensterscheiben hatten gerade so ihre Eisgärten, wie an gewöhnlichen Wintertagen. Die Sonne ging gerade so trüb und träge auf,

troch gerade so traftlos über die tahle Esche hin, tam gerade so spät zu den Sichtenwipfeln und ging gerade so schläfrig und frühzeitig zu Bette, wie gestern. Und doch — es war eine andere Sonne! Gestern konnte sie nicht empor, weil sie eine alte Frau war, heute kann sie nicht, weil sie noch ein Kind ist.

Die Sonne hatte dem Buben überhaupt schon Gedanken gemacht. Da stimmte etwas nicht.

"Oater, wie ist denn das, daß über dem Wechselgebirge alle Tage eine Sonne aufgeht?"

"Mein Kind, das ist die Allmacht Gottes."

"Ja, hat Gott denn so viele Sonnen im Sact?"

"Kind, ich sage es dir noch einmal, das ist die Allmacht Gottes."

Dann aber kam der Schulmeister. Zuerst der kleine und hernach die großen, und die Schulmeister wollten gar nicht mehr aufhören. Sie stellten die Welt auf den Kopf, so daß der himmel zeitweise unten war und die Erde oben. Sie ließen die Erdugel tanzen, wie mein jüngstes Brüderchen den Schnurrhiesel, den ihm der Dater gemacht hatte. Und sie ließen diese tanzende Weltkugel alle Jahre einmal um die Sonne kreisen, die unendlich größer war als die Erde und anderseits doch wieder unendlich kleiner als andere Sonnen, die im unendlichen Raum unter- und durche einanderwirbelten, jede auf ihrer bestimmten, unabänderlichen Bahn. — So war's, jeht wußte man's. Aber seit wann es war? Warum es war? Durch wen es war? Das wußte man nicht.

Früher die Welt und die Allmacht Gottes darüber, das war so einfach gewesen. Und jetzt alles so ungeheuerlich und unbegreiflich, tausendmal unbegreiflich. Man hatte keinen Boden mehr unter den Süßen, kein Dach mehr über dem haupte, keine Richtschnur mehr in der hand — man hing nur so da und wurde mitgewirbelt, daß dem armen Waldbauernbuben hören und Sehen verging.

Früher hatte er gewußt, daß zur Jahreswende das Knistern der Kohlen in dem Ofen, das Miauen der Kaße von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß die Sorm des gegossen Bleies, das Begegnen gewisser Personen am Neujahrsmorgen von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß man mit Almosen und Beten den himmel bewegen kann, ein glückseliges Jahr niederzuregnen und niederzulachen. Und jetzt sagte der Schulmeister, auf das alles sei kein Verlaß. Und wenn der Knabe fragte, auf was denn eigentlich ein Verlaß wäre, wußte der alte Herr keine rechte Antwort. Er suchte lange nach einer herum und sagte schließlich ganz leise: Urkraft. Allmacht. Weltgeist. — Gott.

Wie? Allmacht? Gott? —

So war wieder ein funkelnagelneues Jahr gekommen. Es stand im Glanze des Himmels. Trop allem Leide — es war zum Jauchzen.

Wenn nun die Menschen, bangend vor dem Rollen der Zeiten, draußen in der starren Schneelandschaft nachsannen den ewigen Dingen, oder wenn sie in der Kirche beteten, so andächtig, wie man das ganze Jahr hindurch nicht beten sieht, da sagte

der Waldbauernbub leise vor sich hin: Bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Und wenn in der langen Winternacht alles zu ersterben drohte und das zitternde Menschenherz beim Jahresbeginn sich fragte: Werde ich mich noch einmal durchzuschlagen vermögen? Und wenn am Fenster ein Sarg vorbeigetragen wurde, gerade am Neujahrstage, und der Abergläubische nichts gesehen haben wollte und doch des unheimlichen Zeichens nicht zu vergessen vermochte, da sagte der Bub: Bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Der herr der Zeiten hebt die Sonne höher von Tag zu Tag und läßt sie hinfliegen über Winter und Sommer, über Sarg und Wiege. Das irdische Jahr mit all seinem Wandel, nichts bedeutet es vor Gottes Ewigseit, der an Größe nur eines standhält — die unsterbliche Seele des Menschen. Don dieser sind alle Jahresläuse und alle Geschiede im letzen Sinne ohnmächtig. Arm in Arm mit Gott ist sie die Schöpferin der Zeit und die Beherrscherin des Raumes, schreitet groß und des ewigen Lebens froh über die Welten und Sonnen dahin.

So ist der alte Bub vom kindlichen Glauben durch die Erkenntnis gegangen und mit der Erkenntnis wieder zum Glauben gelangt. Und so — denkt er — möchte allen, die guten Willens sind, endlich wieder einmal kommen ein funkelnagelneues, nein glückseliges neues Jahr, eine Zeit göttlicher Weltfreudigkeit.

Ein französischer Historiker über das moderne Österreich.

Don heinrich friedjung.

Mit turzen Worten sei es gesagt: ein französischer Historiker ist es, der das Dersäumnis wettmacht, dessen sich seine Sachgenossen in Österreich wie in Ungarn — Deutsche, Magnaren und Slawen — in gleicher Weise schuldig fühlen müssen. Couis Eisenmann schentt uns in seinem kürzlich erschienenen Werke über den österreichisch-ungarischen Ausgleich* die erste Gesamtdarstellung des wichtigsten Ereignisses aus der innern Geschichte Österreichs im letzten Jahrhundert, und es ist schwer zu sagen, ob der historische Werdegang oder die politische Sortwirkung des 1867 geschlossenen Vertrages in seinem Werke lichtvoller behandelt ist. Indessen wird der Politiker vielleicht größere Belehrung aus seinem Werke schöpfen als der Historiker, weil Couis Eisenmann nicht in der Cage war, neue Quellen zur Geschichte Österreichs zu erschließen, sondern sein achtunggebietendes Gebäude im ganzen auf Grund bereits früher erschlossener Catsachen aufrichtete. Welch ein Sleiß,

[•] Le compromis Austro-Hongrois de 1867 « par Louis Eisenmann (Paris. Société nouvelle de librairie, 1904). 695 Seiten.

welch wissenschaftliche Gründlichkeit sind jedoch dem Studium der parlamentarischen Beratungen, der Erzeugnisse der Presse, der Slugschriften, der staatsrechtlichen Werke und besonders der Denkwürdigkeiten der Manner jener Zeit gewidmet! Es muß nicht erst gesagt werden, daß er das Deutsche wie seine Muttersprache beherrscht. Der frangösische Gelehrte hat jedoch, um Ofterreich grundlich kennen zu lernen, auch die Sprache und Geschichtsliteratur der Magnaren und Cschechen studiert; er holte sich durch längeren Aufenthalt in Wien, Budapest und Prag Belehrung bei den Männern aller Parteien und liefert somit ein aus vielfarbigen Säden hergestelltes Gewebe. Er empfing seine Schulung zum historiter in der École normale zu Paris, dieser Hochschule zur Heranbildung von Universitäts= und Cymnasiallehrern, und zwar unter der Leitung Gabriel Monods, des hochverdienten Mannes, der dank seinen Studien zu Berlin und Göttingen die Methode deutscher historischer Sorschung so vollständig beherrscht, wie einer unserer Seminarleiter. Louis Eisenmann lehrt jeht als Agrégé an der philosophischen Sakultät zu Dijon Geschichte und erwies durch den Ernst, mit dem er viele Jahre seines Lebens auf sein erstes größeres Werk verwandte, seine volle Befähigung, auch andere, den Franzosen näherliegende Ereignisse barzustellen.

Diese Anerkennung wird sich ein Deutscher, dies sei sofort festgestellt, nicht gang leicht abringen lassen. Denn so große Mühe sich auch Eisenmann gibt, porurteilslos Verdienst und Schuld abzuwägen, so steht er doch als Franzose mit seinen Sympathien vornehmlich auf ungarischer und tschechischer Seite, nicht ohne sich gegen die deutsche Auffassung ablehnend zu verhalten. Er gehört einer elfässischen Samilie an, doch sein Vater optierte nach dem Kriege von 1870, als unser Historiter taum der Wiege entwachsen war, für Frantreich, was dessen Lebensgang für immer entschied. Sur Eisenmann nun steht es fest, daß der Versuch einer Begründung der Hegemonie des deutschen Stammes in Österreich, wie ihre Sestlegung unstatthaft ist. Der Kampf ber Magnaren gur Aufrichtung eines selbständigen Staates, selbst die Bemühungen der Cschechen nach derselben Richtung, genießen seine Sympathie. Den Staatsmännern dieser Völker zollt er den Tribut der Hochschätzung, häuft auf Deat und Andrassy die höchste Anerkennung, rudt Palacky und Rieger in eine gunftige Beleuchtung, mahrend er Manner wie Schmerling, herbst, hasner, Casser, mit einer oft an Ungerechtigkeit grenzenden Strenge beurteilt. Man findet also in seinem Werke eine Sülle von Stoff übersichtlich gruppiert und aufs klarste dargestellt, doch so, daß man sich ihm in Würdigung der deutschen Politiker und ihrer Motive nicht anvertrauen kann. Wohl sucht er jedes seiner Urteile zu begründen; im ganzen aber gilt ihm der Kampf der deutschen Zentralisten um Erhaltung der Reichseinheit doch als tadelnswert, als Zeichen der Herrschlucht, als unberechtigter Wunsch nach Germanisation, über die er als magnaren- und tschechenfreundlicher und dabei demokratischer Historiker verurteilend hinweggeht. So aber steht die Sache nicht. Wohl wird auch der deutsche Geschichtsschreiber anerkennen, daß das Streben der zu Beginn des XIX. Jahrhunderts zurückgedrängten Nationalitäten, ihre Kräfte zu sammeln, ihre Sprache zu beleben und Anteil an der höchsten Gewalt im Staate zu gewinnen, in einem die Freiheit der Völker neuerweckenden Zeitalter eine Naturnotwendigkeit war. Deshalb aber darf man die Männer, welche die Schöpfung des österreichischen Gesamtreiches, dieses Werk dreier Jahrhunderte, verteidigen oder beseltigen wollten, nicht geringschätzig verurteilen. Betrachtet man die Dinge von diesem, die Zinne der Partei überragenden Standpunkte, so ergeben sich die Einwendungen gegen die Darstellung Eisenmanns von selbst.

Ubrigens ist die gange Tiefe des Problems dieser Kämpfe der Nationalitäten um den Staat — um ein von dem trefflichen Robert Springer geprägtes Wort zu gebrauchen — Louis Eisenmann vollständig klar geworden. Nicht die Zentralisation selbst ist ihm unsympathisch, sondern ihre Trager, die Deutschen. Ein politischer Kopf aus dem Cande, in dem Richelieu und Mirabeau in den höchsten Ehren stehen, weil sie an der Derschmelgung der Provingen gu einer ungerreifebaren Einheit mitwirtten, tann nicht blind an dem vorübergehen, was die Habsburger des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts zu denselben Zielen auch in Österreich geleistet haben. Eisenmann widmet dieser Dorgeschichte des Ausgleichs ein eindringendes Studium, dessen Ergebnis in dem Kapitel über das alte System bargelegt ist. hier zieht er die Summe aus den ihm wohlvertrauten Sorschungen Arneths, Biedermanns und Custtandls, Deats, Virozils und Marczalis, Palactys und Tomans, und gelangt zu dem Ergebnisse, daß die österreichische Monarcie vor 1848 tatfächlich ein einheitliches Reich gewesen sei, wenn auch mit ausgedehnten Autonomien der einzelnen Glieder, in erster Linie Ungarns. Darin läßt er sich auch nicht durch den Umstand erschüttern, daß Deat in seiner 1861 im Candtag gehaltenen Rede, wie in seiner Streitschrift gegen Custandl den Beweis liefern wollte, por 1848 habe zwischen Osterreich und Ungarn rechtlich nur das Derhältnis der Personalunion bestanden — eine Auffassung, die Deat übrigens in seinen Reben zur Verteidigung des Ausgleichs von 1867 verlassen hat. Es gibt por Eisenmann in der österreichischen staatsrechtlichen Literatur keine Leistung, aus ber man mit solcher Klarheit den Umfang der Reichsgewalt über Ungarn vor 1848 tennen lernen tann; munichenswert ware, daß an den Cehrtangeln Ofterreichs ber Gegenstand nicht bloß mit gleicher Sachkenntnis, an der es bei den betreffenden Professoren nicht fehlen wird, sondern auch gleich lichtvoll behandelt wurde. hier, besonders aber in dem Schluftapitel, Seite 495—697, das die Natur und die Wirtungen des Dualismus behandelt, tritt uns ein Wert echt französischen Geistes entgegen, eine Sicherheit der Analyse, eine Leichtigkeit der Darstellung, in der man an gelehrten deutschen Schulen nicht immer unterwiesen wird. Der Deutsche verfällt nur zu leicht ins Abstruse, hält sich zu sehr an pruntvolle Sachausdrude und bewegt sich mit Behagen in philosophischen Sormeln oder staatsrechtlichen Cehrsnstemen. hierin konnen wir alle, die wir über öfterreichische Geschichte und Politik schreiben, von Eisenmann lernen.

Man sollte nun, da der französische Autor besorgten Blickes die Zersekung der Einheit der Monarchie verfolgt und die Völker des Reiches nicht selten zur Selbstbescheidung mahnt, auch erwarten, er werde die Arbeit derjenigen würdigen, die sich dieser Auflösung entgegengesetzt haben. Das aber waren ausschließlich die Deutschen. Wären es Romanen oder Slawen oder meinethalben Völker der jest emporftrebenden mongolischen Rasse gewesen — Eisenmann wurde es anerkennen. So aber schüttelt er migbilligend ben Kopf, wenn die beutschen Zentralisten unter Schmerlings Sührung alles daranseten, um die Coslösung Ungarns vom Reiche zu verhindern; und auch der Versuch der Cschechen und des Seudaladels, im Jahre 1871, noch einen dritten, den böhmischen Staat, innerhalb der Monarchie aufzurichten, findet bei ihm, weil er den Cschechen nicht wehe tun will, eine vorsichtige Beurteilung. In diesem Puntte bleibt seine Darstellung hinter der Forderung historischer Unbefangenheit doch zurud. Das zeigt sich besonders in den Kapiteln über die Anfänge der jegigen österreichischen Konstitution. Der konservative Abel wünschte die Rüdtehr zu den vor 1848 bestandenen Candesverfassungen und erwirkte von der Krone das Diplom vom 20. Oktober 1860, während die Bureautratie und das deutsche Bürgertum eine einheitliche Reichsvertretung anstrebten, die bann tatfächlich durch das Patent vom 20. Februar 1861 begründet wurde. Ich teile die Meinung Eisenmanns, daß die Theorie Schmerlings, Ungarn habe durch die Rebellion von 1849 seine konstitutionellen Rechte verwirkt, unhaltbar war und ben Streit zwischen den beiden Reichshälften verschärfte. Unverständlich aber ift, wie Eisenmann von seinem liberaldemokratischen Standpunkt aus die Sebruarverfassung als einen Rudschritt bezeichnen und Schmerling darob wie einen Schul-Inaben abkanzeln kann. Im Ottoberdiplom war doch blok dem ungarischen Candtage das Recht der Gesetzgebung ungefähr im Umfange wie vor 1848 zugemessen; das gegen erhielt der Gesamtreichsrat sowie die Candtage Cisleithaniens nicht einen Anteil an der Gesetgebung, sondern nur das Recht, an ihr mitzuwirken, also eine beratende Stimme abzugeben. Bloß bei der Seststellung des Budgets wurde auch dem Gesamtreichsrat ein beschließendes Votum zuerkannt. Eisenmann macht nun den Deutschen einen Vorwurf daraus, daß sie diese Grundlage nicht sofort akzeptierten, sondern sich lieber auf Seite Schmerlings stellten, statt eine demokratische Derfassung mit ausgebehntem Wahlrecht zu fordern. Nun bedeutet aber das Sebruarpatent doch einen Sortschritt, indem es eine Teilung der gesetzgebenden Gewalt verfügt, wenn auch diese Teilung durch den Artikel 13 (jett 14) eingeschränkt war. Ebenso verhielt es sich mit den Wahlordnungen, da nach dem Ottoberdiplom dem Bürgertum nur eine gang ungureichende Vertretung neben dem Adel und dem Klerus gugewiesen war. Das haben auch die Cschechen anerkannt, was sich darin zeigte, daß von ihrer Seite die von Eisenmann erwähnten, aber von ihm nicht genügend erklärten Kundgebungen für das Sebruarvatent einliefen. Man wukte, dak Schmerling mit seinen Genossen Casser, Plener, Kalchberg die Bedenken der Krone nicht ohne Mühe beschwichtigt hatte. Das war der Grund, weshalb man Schmerling Dank wußte und weshalb die Deutschen es für ihre Pflicht hielten, sich dem Abergang zum konstitutionellen System auch in der verdunnten Sorm der Sebruarverfassung zur Berfügung zu stellen. Diese Motive mußten auseinandergeseht werben, und dann ware das Urteil über Schmerling und die von ihm organisierte Derfassungspartei gerechter ausgefallen. Eisenmann jedoch tritt in der Beurteilung ber Verhältnisse zu Beginn des Verfassungslebens gang der ungarischen Auffassung bei und billigt vollständig den Verfassungsbruch vom September 1865, der ihre "Sistierung" aussprach. Es macht sich bei seiner Schilderung dieser Ereignisse überhaupt ein Bruch bemerklich. In dem historischen Hauptteil seines Werkes, der die Zeit von 1859—1867 umfaßt, gilt ihm alles als Sortschritt, was den Freiheits. rechten der Magnaren gunstig ist; wer ihrem Anspruch auf Spaltung des Reiches Widerstand leistet, ist im Unrecht. Der Erfolg wird zum einzigen ober doch zum hauptmaßstab für das Urteil über Parteien und Politik. Nun ist es gewiß, daß ein den Magnaren gunftiges Geschid ihnen in Deat und Andrasin Sührer gab, die an staatsmännischem Blick, wie überhaupt an persönlicher Begabung die politischen Männer diesseits der Leitha, Deutsche wie Slawen, überragten. Aber Eisenmann geht noch weiter und überschätt selbst die Sähigkeiten ber ungarischen Altfonservativen, der Grafen Szecsen. Dessewffp und Apponni, der Schöpfer des Ottoberdiploms, obwohl diese als die Bewahrer der Auffassungen des Sürsten Metternich, ihm als Demokraten wenig sympathisch sein sollten. über die Deutschen aber urteilt er geringschätig, merkwürdigerweise auch über Kaisersfeld, obwohl dieser hervorragende Mann doch Schmerling gegenüber für die Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung eintrat und dem dualistischen Gedanken in Osterreich die Wege ebnete.

Indessen ist es nicht eigentlich Eisenmanns Schuld, wenn er zu diesem unbilligen Urteil gelangt ist. Er konnte sich eben troth seiner eindringenden Studien nicht dem Einflusse des jungeren, ihm an Jahren gleichstehenden Geschlechtes der Deutschösterreicher entziehen, die oft mit tadelnswerter Lieb- und Dietätlosigkeit über die Manner der früheren Generation urteilen. Wenn ein Fremder sich bei Magnaren, Cschechen ober Polen über die Geschichte ihres Dolkes Rats erholt, so wird er auf der hut sein muffen, um nicht zu einer Uberschätzung der Leiftungen ihrer führenden Köpfe zu gelangen. Bei ben Deutschen verhält es sich umgekehrt. Sie haben zwar keinen Grund, sich der Külle von Calenten zu schämen, die am Wendepunkt vom Absolutismus zu der modernen Zeit gestanden sind. Indessen fühlen sich die Geistesriesen unserer Generation, pon denen wir aufs glorreichste in den parlamentariichen Körperschaften vertreten werden, und die im demotratischen oder ultranationalen Sinne die öffentliche Meinung bearbeiten, bergehoch über Männer, wie die obgenannten, erhaben, an die sich dann noch die gange Reihe von Lichtenfels, Mühlfeld, Anastafius Grün bis Josef Unger, Eduard Sueft und Ernst von Plener anschlieft. Dem sei eine einzige Bemertung entgegengesetzt. Man vergift zu leicht, daß es nach der Ausschließung Ofterreichs aus Deutschland einer unerhörten Anftrengung bedurfte,

um den hof, den Adel und die klerikalen Kreise davon abzuhalten, einen böhmischen Staat zum Schutwall gegen das neugegründete Deutsche Reich aufzurichten, daß es aller Kraft bedurfte, um die Einheit Österreichs westlich von der Leitha zu verteidigen. Das ist die geschichtliche Arbeit herbsts und seiner Zeitgenossen. Wer es noch nicht wußte, der mag in den jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten Schäffles nachlesen, daß zur Zeit des Ministeriums hohenwart (1871) nahezu sämtliche Glieder des kaiserlichen hauses, mit Ausnahme der Kaiserin Elisabeth, die Aberzeugung hegten, Österreichs Bestand und die herrschaft der Dynastie hänge davon ab, daß man die 1870 durch die deutschen Siege erregten Deutschen Österreichs in zwei hälften teile und ihren sudetischen Stamm dem sicheren Gewahrsam eines böhmisch-tschechischen Staates anvertraue. Die Männer, welche die Deutschen Böhmens damals vor dem Schicksale der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben bewahrt haben, verdienen es vollauf, bei den Deutschen Österreichs in dankbarer Erinnerung sortzuleben.

Nun aber ist es eine Eigentümlichkeit unserer österreichischen Landsleute, daß lie ein turzes Gedächtnis für historische Ereignisse besitzen. So tonnte es geschehen, daß die demotratischen Freunde Eisenmanns ihm wenig oder gar nicht von der Cebensarbeit der früheren Generation, sondern vorwiegend davon ergählten, daß Schmerling, Herbst, Hasner, Gistra teils die Schöpfer, teils die Bewahrer einer schlechten Wahlordnung gewesen seien, daß sie es versäumt hätten, den Staat durch Einführung des allgemeinen Wahlrechtes zu verjüngen und auf dieser unfehlbaren Grundlage die Versöhnung der Völker des Reiches herbeizuführen. Dies ist denn auch der vorwaltende politische Gesichtspunkt Eisenmanns bei der Beurteilung der ölterreichilchen Dinge. Ihm, als dem Bürger eines freien Staates, in dem das allgemeine Wahlrecht täglich mehr zur Befestigung der Republik beiträgt und den Ausbruch von Revolutionen überflüssig macht, durch die sein Vaterland durch 80 Jahre überlüüttet wurde, erlüeint die verwidelte, taltenmäkige Wahlordnung Schmerlings als das Haupt- und Grundübel Österreichs. Nun weiß Eisenmann sehr qut — wie er überhaupt in der Kenntnis der Catsachen auf der höhe seiner Aufgabe steht baß die von ihm sehr liebevoll behandelten Sührer des tichechischen Voltes, Palacty und Rieger, in den von ihnen entworfenen gundamentalartiteln von 1871 die Privilegien des Grofgrundbesites nicht bloß unverändert beibehielten, sondern seine Machtstellung noch in gewisser Richtung erweiterten. Weshalb sind also gerade nur die Deutschen die Benter der Volksfreiheit? hatten die Deutschen allein und gegen die Politit des Hofes, des Adels, des Klerus, der Cschechen und der Polen die Wahlprivilegien des Großgrundbesites bekampft, so hatten sie ihren 3wed zwar nicht erreicht, wohl aber die ganze Aristofratie ins tschechische Lager hinübergetrieben. Herbst sowohl wie Rieger rechneten als praktische Staatsmänner mit der alten aristotratischen Ordnung Ofterreichs und mußten sich hüten, alle ehemals herrschenden Sattoren in ihrer Gesamtheit zu Gegnern ihres Doltes zu machen. Als Berbst bennoch vor den Wahlen von 1879 eine Rede hielt, in der er auch nur die Einschrendung der Wahlprivilegien des Großgrundbesitzes empfahl, fühlte sich der Sührer des versassungstreuen Adels, Sürst Karl Auersperg, beunruhigt und schloß mit Clam-Martinitz das bekannte Kompromiß, durch welches die Mehrheit im Reichsrat auf die konservativ-slawische Partei überging. Nicht die österreichische Wahlordnung soll damit verteidigt werden, die den Sortschritt tatsächlich unaushörlich aufgehalten hat; das Gesagte soll nur dazu dienen, die Geschichte Österreichs in den letzten 50 Jahren zu beleuchten, die ein Gemisch ist eines Ständekampses mit dem Ringen von Nationalitäten um die Macht. Wer sich nicht in die Motive handelnder und leidender Menschen hineindenkt und an sie nur den Maßtab einer bestimmten Sormel anlegt, wird ihnen nicht vollständig gerecht werden können.

Allzuleicht verfällt man bei der Besprechung eines Buches in den Sehler, in der Kritit nachdrudlicher zu sein, als in der Anerkennung. Man tann sich eben dort, wo man übereinstimmt, die Begründung ersparen, während man verpflichtet ist, einem verdienten Autor gegenüber für jede Einwendung ernste Argumente anzuführen. Die obigen Ausführungen nun sollen nicht den Eindruck erwecken, als ob die Mängel des Werkes Eisenmanns seine Dorzüge überragen. Auch ihm ift es flar, daß die Nationalitäten bei ihren Ansprüchen auf Erhaltung oder Gewinnung von Macht ihren Kampf nicht rein ausgefochten haben, sondern daß dieser lettere lich vielfach mit dem Ringen freugt, das von 1848 bis heute zwischen der Krone, bem Abel, dem Bürgertum — und jett auch der Arbeiterschaft — geführt wird. Nur sollte Eisenmann diesen Klassenkämpfen größeres Gewicht beimessen; dann wurde auch vieles in den staatsrechtlichen und nationalen Wirren verständlicher werben. Denn an Sachtenntnis und Einsicht fehlt es ihm an keiner Stelle. Er überblickt die Wege und Ziele der nationalen Politit in Österreich in allen Einzelheiten. Er erkennt an, daß die Verfassung von 1867, wenn er auch ihre Wahlordnung verwirft, den einzelnen Königreichen und Candern ein weites Ausmaß von Autonomie gewährt hat. Als moderner Mensch geht er über die Träume und Selbsttäuschungen vom tschechischen Staatsrecht behutsam und fast ironisch hinweg. Die Cschechen werden nicht sehr gufrieden mit seiner Seststellung sein, daß die historischen Catsachen, daß die ganze Verfassung und Verwaltung Österreichs in der zweiten hälfte des XVII. und im XVIII. Jahrhundert von dem Bestand eines selbständigen Staates in Böhmen nichts wissen. Er rat ben Deutschen wie ben Cichechen, sich gegenseitig nationale Autonomie zuzugestehen, die Verwaltungsbezirke möglichst nach sprachlichen Gesichtspunkten abzugrenzen; ja, er ift unbefangen genug, anzuerkennen, daß eine Dermittlungssprache für die Völker eines Staates, wie Österreich, nicht entbehrt werben tann. Diese gange Auffassung entspricht ungefähr ber ber gemäßigten deutschen Parlamentsgruppen, und es bleibt deshalb nicht ganz verständlich, warum er den führenden Mannern dieser Partei Gerechtigkeitsliebe abspricht und den orgueil allemand, den deutschen hochmut, als das haupthindernis der Derständiqung hinstellt. Er warnt seine frangosischen Candsleute mehr als einmal davor, das Schredgespenst des Pangermanismus zu überschäten, da ein starter Sonds von

österreichischem Staatsgefühl in den Massen des deutschen Dolkes in Österreich lebt, und da das protestantische deutsche Reich die Angliederung von Millionen von Katholiken und insbesondere von Slawen nicht wünschen könne. Durch sein nüchternes Urteil überragt er weitaus die anderen französischen Schilderer dieser Verhältnisse, wie Chéradame und Denis, von denen die Slawen Österreichs, besonders die Cschen, mit Lobsprüchen überhäuft werden, während die Deutschen bei ihnen als Verräter an Österreich und gewissenlose Unterdrücker erscheinen.

Sein ganzes Werk ist von der Aberzeugung durchdrungen, daß der Bestand der habsburgischen Monarchie für Europa ein Bedürfnis ist und daß die Loderung des bestehenden Restes von Einheit allen Nationalitäten zum Unheil gereichen müsse. Troß seiner Sympathien für die Magyaren sindet er, daß die Versassung von 1867 dem Reiche zu wenig gab, und meisterhaft ist seine Analyse der Mängel dieser Gesetze. Er warnt die Ungarn, noch weiter zu gehen, und auch an die Einheit der Armee zu rühren. Dem Abergewicht der Magyaren könne nur dann entgegengetreten werden, wenn Deutsche und Cschechen sich versöhnten und sich zur Verteidigung des Reiches gegen die Losreisungsgesüste der ungarischen Radikalen verbündeten. All dies ist klug und wohl abgewogen, wie überhaupt der Geist der Mäßigung dem ganzen Werk das Gepräge gibt. Sein Vorzug ist nicht gerade Originalität und psychologischer Tiesblick, wohl aber Ernst und Gründlichkeit: Louis Eisenmann hat sich um die Geschichte Österreichs von 1848 bis 1867, diesem Hauptstücke seiner Darstellung, wohl verdient gemacht.

Goethes Elektrizitätsforschung.

Don hofrat Kareis.

Goethe verkündete seinem Jahrhundert und wohl auch allen kommenden Zeiten das Evangelium der Natur; vor und nach ihm, den häckel erst vor wenigen Tagen "den größten Naturphilosophen, den es je gab", nannte, hat kein Sterblicher die Liebe zur gütigen Allmutter in den herzen der Menschen zu solcher Glut angesacht, wie dieser erhabene Priester der Naturverehrung es getan. Liest man die Äußerungen unserer größten Forscher über Goethe, so erkennt man bewundernd die Sülle von Anregungen, welche sie aus seinen Schriften gezogen. Durch das Feuer, welches er in den herzen der nach ihm gekommenen Geschlechter entzündet, hat er noch weit mehr gewirkt, als durch die Lichter, welche seine Ideen in die Köpse warsen. Er selbst pries sich wiederholt glücklich, daß er zu einer Zeit lebte, in der die Naturwissenschaft so ungeahnte Fortschritte gemacht; Fortschritte, an denen er nur auszusehen wußte, daß sie den Deutschen nicht so rasche Anwendung gefunden, wie er sie bei den Engländern beobachtet.

Die Bergpredigt des Goetheschen Evangeliums aber ist jener Aussach aus den Achtzigerjahren seines Weimarer Ausenthaltes, der in so apotalaptischem Tone gehalten ist, daß ihn in der Solge sein Versasser nur zögernd und vorsichtig anerkannte. Er schrieb im Jahre 1828, also reichlich vierzig Jahre später, als eine Welt von Ereignissen, Arbeiten, Freuden und Leiden, auch eine Sülle von poetischer und wissenschaftlicher Tätigkeit an diesem Universalmenschen vorbeigerauscht war, in einem Briese an den Kanzler Müller jene Erklärung, worin er über diesen Aussach sagt: "Daß ich diese Betrachtungen versast, kann ich mich saktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte."*

Jener Auffatz sowie die Monologe und einleitenden Szenen im ersten Teil von "Faust" enthalten das Programm zu Goethes Weg im Leben und in der Forschung! Jener titanische Drang nach Wirksamkeit, nach Anschauung, nach Leben und Lebenserweckung, dann die Abwendung von allem Wortkram, von leerem Klang und eitlem Schaum — er kam selten zu so mächtigem Ausdruck, wie in diesen zwei Stellen von Goethes Schriften.

Selbst den reifsten Mann muten sie an, wie die Tonstürme, die aus Beethovens Sinfonien hervorrauschen; der Jüngling aber kann aus denselben Begeisterung fürs ganze Leben schöpfen.

So kommt es, daß Männer wie Humboldt, Helmholt, Hadel u. v. a. des Preisens von Goethes Bedeutung für die Naturforschung kein Ende finden, und daß noch jetzt selten ein naturwissenschaftlich-populäres Werk erscheint, welches sich nicht mit Zitaten aus seinen Schriften schmüdte.

Dor allen Helmholt,** ber ihm zu Beginn und am Ende seiner so reichen wissensschaftlichen Cätigkeit pietätvolle Betrachtungen widmet, hat Goethes Einfluß auf sein Denken und Sühlen in fast allen seinen populären Vorträgen zum Ausdruck gebracht. Wenn er z. B. in der Heidelberger Sestrede (1862): "Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft" den Mannesberuf folgenderweise präzisiert: "Nur das Handeln gibt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewußten oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst muß sein Ziel sein", so spricht er einen Goetheschen Gedanken aus; Goethe läßt noch am Lebensende seinen Saust ausrusen:

"Die Cat ift alles - nichts der Ruhm!"

Aber selbst Männer, die sich der gigantischen Größe des Weimarer Riesen entwinden wollten, stehen unter seinem Einfluß, wie das 3. B. bei Dubois-Ranmond leicht nachzuweisen wäre.

^{*} Goethes Werke; Weimarer Ausgabe 1893. II. Abteilung der von R. Steiner herausgegebenen Naturwissenschaftlichen Schriften. 11 Bde. S. 5-12.

^{*} Helmholt' Vortrage und Reden. Braunschweig, Verlag von fr. Dieweg & Sohn. 1898.

Wenn jedoch ein Sorscher wie Mach, der sonst so gewissenhaft jedes Aberchen, welches seinem geistigen Strome zufloß, verzeichnet, so selten Goethes Erwähnung tut, so geschieht dies unseres Bedünkens nur deshalb, weil ihm Goethes Bedeutung für die Kultur und Sortschritt so selbstwerskändlich erscheint, daß dieselbe nicht erst durch mannigfache Jitate seinerseits bekräftigt zu werden braucht.

Wenn man aber die Schriften Machs mit der denselben gebührenden Aufmerksamkeit liest, so trifft man auf überraschende Übereinstimmungen zwischen seinen Anschauungen über Geist und Welt, über Leben und Sorschung, über Wesen und Schein — ja sogar über die Quellen, aus denen beiden ihre geistige Nahrung zusloß — mit denen Goethes; von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist der Dichtersfürst als Sorscher modernsten Stils zu bezeichnen.

Daß Goethe in Spinoza seinen geistigen Ahnherrn verehrte, ist allbekannt. In "Wahrheit und Dichtung", in den "Annalen", in Briefen und Gesprächen legt er unumwunden, ja oft in der ergreifendsten Weise, Zeugnis dafür ab, was er alles diesem großen Philosophen danke.

In einem Schreiben an Fritz Jacobi gibt der damals schon sehr reise Dichter den angedeuteten Gesinnungen besonders ergreisenden Ausdruck; er sagt: "Gott hat Dich mit der Metaphysik gestraft und Dir einen Pfahl ins Sleisch gesetzt, mich hat er mit der Physik gesegnet. Ich halte mich an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen mögt. Du hältst aufs Glauben, ich aufs Schauen." —

Mach nun, in seiner "Analnse der Empfindungen", hat den von Goethe eingeschlagenen Weg in der Physiologie der Sinne, auf welchem dem großen Seher Männer, wie Schopenhauer und Johannes Müller — letzterer mit größtem Erfolge — nacheiferten, als den richtigen anerkannt; Mach bezeichnet auch* als den Ersten, der in derselben Weise Welt und Denken auffaßt wie er selbst, Spinoza. In der Abweisung der Metaphysik ist der Physiker von Beruf noch radikaler als der Dichter, der sich den Zeiteinflüssen nicht ganz zu entziehen vermochte. Sagt doch Goethe in seinen "Aphorismen zur Naturwissenschaft": "Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu hilfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es ist dassenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird." — Hier aber ist er — im Gegensaße zu Mach — durch einen Sprung mit beiden Süßen ganz im Transzendenten.

Andere Aussprüche beweisen jedoch noch strikter die Verwandtschaft in den Anschauungen beider Männer, als es dieser lette tun konnte. So 3. B. lautet in dem mehrgedachten Aufsatz: "Natur" der zweite Vers (denn das Ganze erinnert ja in seiner Diktion an biblische Äußerungen) folgendermaßen: "Sie (die Natur) schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht

^{*} Mach: Analyse der Empfindungen, Jena 1903, 4. Auflage, S. 38.

wieder, alles ist neu und doch immer das Alte." Macht faßt sich viel kürzer und prägnanter, indem er behauptet: "Die Natur ist nur einmal da" — was übrigens schon der alte Herakleitos mit seinem Sake "vom ewigen Flusse der Dinge" ebenfalls behauptet hat.

Noch auffallender tritt die Ähnlichkeit in der Konzeption der Ansichten Goethes und Machs in folgenden Sätzen hervor; ersterer behauptet in seinen mehrgedachten Aphorismen:** "Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physitalische Apparat, den es geben kann." hören wir Mach:*** "Wir kennen nur eine einzige Quelle unmittelbarer Offenbarung von naturwissenschaftlichen Tatsachen — unsere Sinne."

Während aber Goethes Ausspruch, wenn man ihn im Jusammenhang mit manch anderen über Experimente und Instrumente liest, die Ausschaltung dieser letzteren Behelse aus der methodischen Forschung zu erheischen scheint, kann man den Worten Machs, der selbst ein gewiegter Experimentator ist, diesen Sinn nicht beilegen; was hätte alles ungeschaut, ungehört, überhaupt nicht wahrgenommen bleiben müssen, wenn sich die Forscher nicht, allerdings unter Anwendung der subtilsten Methoden, der mitunter so genial erfundenen Apparate bedient hätten. Ubrigens schränkt Goethe selbst die Juverlässissischen Sinne in manchen Stellen seiner Schriften bedeutend ein; am schwiersten tritt dies hervor in Äußerungen, die er gegenüber Edermann am späten Lebensabend (Februar 1831) getan. "Das Schwierige bei der Naturforschung," sagte er "ist, das Geset auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt und sich nicht von Erscheinungen irre machen zu lassen, die unseren Sinnen widersprechen. Denn es widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr."

Wenn wir hier diese Parallelen dem Ceser vorführen, so leitet uns das oben bereits angeführte Motiv, dann aber auch die Absicht, darzutun, daß Goethe, indem er die Prinzipien der modernsten Naturwissenschaft antizipierte, in der Cat "Vorahnungen wissenschaftlicher Wahrheiten" aufwies, wie das Helmholt an ihm so rühmlich hervorhebt.

Sehr interessant ist Goethes Auffassung des Wertes von naturwissenschaftlichen Hapothesen: in der mehrzitierten Ausgabe seiner Werke, Seite 132, bemerkt er ganz sein: "Hapothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude aufführt, und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist; sie sind dem Arbeiter unentbehrlich, nur muß er das Gerüste nicht für das Gebäude ansehen."

Macht äußert sich ähnlich: "Hypothesen werden nachteilig und dem Fortschritt gefährlich, wenn man ihnen mehr traut, als den Catsachen selbst und ihren Inhalt für realer hält, als diese; man darf die erworbenen Gedanken gegenüber den zu erwerbenden nicht überschätzen."

- * Machs populare Vorlesungen. II. Auflage, S. 221.
- ** Goethe, Weimarer Ausgabe, II. Abteilung, Bb. XI, S. 118.
- *** Machs populare Vorlejungen, II. Auflage, S. 264.
- + Machs populare Dorlefungen, II. Auflage, S. 256.

Sechner drückt sich über diesen Gegenstand noch wiziger aus, wenn er sagt: "Die Hypethesen sind Caternen, die erst dann leuchten, wenn man sein eigenes Licht hineinstellt", und noch kürzer lautet eine Sentenz von Ostwald:* "Naturgesetze bestehen, Hypothesen aber vergehen."

Beträftigung beffen, daß Goethe die in der Sauftstelle:

"Und was sie Dir nicht offenbaren mag, Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

sich manisestierende Abneigung gegen Apparate und Experimente auch später nie ganz los wurde, könnten wir manche Stelle aus dem polemischen Teil der Farben-lehre anführen; hier seien nur die Bemerkungen aus den vielerwähnten Aphorismen wiederholt, welche lauten: "Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf eine redliche Frage ist: Ja, ja! Nein, nein! Alles übrige ist vom Abel!"

"Auf die primären, auf die Urversuche kommt alles an; das Kapitel, das darauf gebaut ist, steht fest und sicher. Aber es gibt auch sekundäre und tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war."

Aus dem Angeführten ist schon deutlich kennbar, daß Goethe nicht ganz einheitlich und konsequent an die physikalische Forschung herantrat. Auch ist er sich dieses Mangels bei seiner bewunderungswerten Wahrheitsliebe deutlich bewußt. In dem streng gedachten Aufsatz: "Der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt" (1793) hebt er die Wichtigkeit der experimentellen Forschung aufs deutlichste hervor und fast noch schäfter geschieht dies in den folgenden Aufsätzen: "Erschrung und Wissenschaft" sowie in: "Beobachtung und Denken".**

Seine verschiedenen Abhandlungen in der bereits so oft erwähnten Solge will Goethe nicht für Teile eines ganzen schriftstellerischen Werkes angesehen wissen: "Nach abwechselnden Ansichten unter dem Einflusse entgegengesehter Gemütsstimmungen versaßt, zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieden, konnten sie nimmer zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt sich nicht hinzusügen, teils weil sie nicht immer bemerkt war, teils weil ich, gegen meine eigenen Papiere mich als Redakteur verhaltend, das Aberstüssige und manches Unbehagliche daraus verbannen durfte. Dessenungeachtet ist einiges geblieden, wofür ich nicht einstehe. Widersprüche und Wiederholungen ließen sich nicht vermeiden.".....

"Und so können diese hefte denn doch als Teile eines menschlichen Lebens für Zeugnisse gelten, durch wie vielerlei Zustände derjenige sich durchzuarbeiten hat, der sich, mehr als es zum praktischen Wandel notwendig wäre, vielseitig auszubilden gedrängt ist."

Dieses mit liebens- und verehrungswürdiger Offenheit abgelegte Bekenntnis möge sich gegenwärtig halten, der das Verhalten Goethes zu den Entdeckungen

^{*} Oftwald, Vorlesungen über Naturphilosophie, S. 211.

^{**} Goethes Werte, Weimarer Ausgabe, II. Abt., 1. Bd., 1. Teil, S. 21, 38, 42

35

und den Cehren der Elektrizität mit objektivem Blide überschaut, denn auch diesem Erscheinungsgebiete gegenüber entwicklie der Nimmermüde rege, wenn auch nicht immer gleichbleibende Teilnahme bis an sein Lebensende.

Schon dem Kinde erregten die Rätsel des Magnetismus und der damals noch weit mehr als heute verhüllten Schwestertraft, die der Elettrizität, brennendste Wishbegierde.

In "Wahrheit und Dichtung" erzählt er anmutig, wie er als etwa achtjähriger Knabe einem zierlich in Scharlachtuch eingenähten Magnetstabe mitspielte.

Derselbe hattesdurch seine Eigenschaft, Eisen anzuziehen und täglich in dieser Krastäußerung stärter zu werden, nicht nur die Sorschungslust sondern auch die staunende
Bewunderung des kleinen Adepten erwedt, so daß er sich lange Zeit in diesem Anschauen gefiel. Die hiedurch erregte Unruhe veranlaßte ihn, die Scharlachhülle zu
beseitigen, um mit dem nachten "Stein" weitere Versuche unter Anwendung von
Mähnadeln und Eisenseilicht anzustellen. "Das vermehrte zwar die Erfahrungen
des kleinen Sorschers, konnte jedoch dessen Geist keinen weiteren Vorteil zuführen."

Die ganze Vorrichtung konnte nicht mehr zusammengebracht werden, ebensowenig als eine Elektrisiermaschine, in deren Besitz die Geschwister — denn es scheint an all diesen Kindlichkeiten auch Schwester Kornelia teilgenommen zu haben — auf folgende Weise kamen. "Ein hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gesallen war, in welcher die Elektrizität alle Geister beschäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine solche Maschine zu besitzen gewünscht, wie er sich die hauptbedingungen abgesehen und mit hilfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneisgläser ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieses gern und oft wiederholte und uns dabei überhaupt von der Elektrizität unterrichtete, so fanden wir Kinder die Sache sehr plausibel und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen alten Arzneigläsern lange herum, ohne auch nur die mindeste Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten dessenungeachtet am Glauben sest und Taschenspielerkünsten auch eine Elektrisiermaschine ihre Kunststüde machte, welche, so wie die magnetischen, für jene Zeiten schon sehr vervielsfältigt waren."

Um diese Zeit gerade quälten sich auch erprobte Sorscher — Repinus und Wilke, der eine in Petersburg, der zweite in Stockholm — mit der Seststellung einer Cheorie der elektrischen Erscheinungen ab, andere Physiker plagten sich wieder mit der am Turmalin, durch Erwärmung dieses Minerals, erzeugten Elektrizität, und waren aller Orten, in Amerika, England, Frankreich, Holland, Deutschland, Osterreich, Italien und Rußland, erlesene Köpfe bestrebt, in die Geheimnisse dieses Sorschungebietes tieser einzudringen. Die Theorien wuchsen nur so aus dem Boden, und daß das Interesse an diesen Erscheinungen ein allgemeines war, beweist die von Goethe berührte Tatsache, daß man dieselben auf Märkten — also wohl für Geld — zeigte. Besonders in Holland und Deutschland soll dies, wie Gralath in seiner "Geschichte der Elektrizität" erzählt, der Sall gewesen sein.

Franklin, der eine neue Epoche in der Deutung und Verwertung der elektrischen Vorgänge einleitete, hatte schon 1747 das Wesen des Blikes, als einer dem elektrischen Funken analogen Energieäußerung, erkannt. Diese Wesensgleichheit hatte übrigens schon ein Jahr zuvor der nachmalige Lehrer Goethes — Winkler in Leipzig — behauptet.

In Leipzig nun trat Goethe den Lehren von der Elektrizität unter solcher Anleitung näher; denn Winklers Name ist mit manchen Neuerungen auf diesem Gebiete rühmlichst verknüpft; er beschäftigte sich unter anderem mit der Leidener Slasche, die damals noch nach ihrem deutschen Erfinder, dem Kaminer Domherrn Kleist, benannt wurde; er — Winkler — hatte zuerst das Reibzeug an der Elektrisiermaschine angebracht, konstruierte — gleich dem mährischen Pfarrherrn Divis — Blitzableiter, kurz, er war einer der eifrigsten Apostel der elektrischen Lehren, die in der Cat ein wunderbares Wachstum zu jener Zeit auswiesen.

In dem bereits so oft genannten elften Band der von Rudolf Steiner herausgegebenen naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (Weimar-Edition) ist der Dichter beflissen, seinen Entwicklungsgang in der Naturwissenschaft durch Schlagworte und kurze Sentenzen zu skizzieren. Die auf Elektrizität darin bezogenen Äußerungen entsprechen unserer bisherigen Darstellung. Das eigentliche Beginnen seiner Naturstudien, also auch der elektrischen, verlegt er nach Weimar, obwohl er bereits in Straßburg unter den anzuschaffenden Studienbüchern — wahrscheinlich als Nachwirkung der von Professor Winkler empfangenen Anregungen — vier Werke über Elektrizität notiert hatte. Daß er mit der Herzogin Amalia elektrische Studien betrieb, erhellt daraus, daß er einen sehr großen Elektrophor für dieselbe angeschafft hat.

Sonst finden wir in jener Aneinanderreihung noch folgende charakteristische Stellen: "Galvanismus wird entdeckt."

"Dorteil, nicht vom Metier zu sein."

"Man hat nicht Altes festzuhalten, das Neue nicht abzulehnen, noch zu beneiden."

Das bezieht sich wohl auf den nach den ersten Wahrnehmungen Galvanis 1791 und seinen später 1792 fortgesetzten Versuchen, die jedoch von Volta sofort richtig gedeutet wurden, entstandenen wissenschaftlichen Streit, der — wie männiglich bestannt — zugunsten Voltas entschieden wurde.

Es lautet ferner ein Absatz in jenem Entwicklungsgang: "Glaube an die Verwandtschaft magnetischer und elektrischer Phänomene." Eine für jenen Zeitpunkt sehr vorgeschrittene Anschauung!

Das Schriftstud ist allerdings vom 11. April 1821 datiert, und man weiß eigentlich nicht, wann jener Gedanke in Goethe ausleuchtete.

Derstedt, der durch die Wahrnehmung der Ablentung einer Magnetnadel jene Derwandtschaft offentundig dargelegt, hat seine Entdedung am 20. Juli 1820 mittels eines an viele Gelehrte versendeten Quartblattes bekanntgemacht.

Schon früher — 1750 — hatte Franklin die Magnetisierung von einem Paket Nähnadeln durch eine Blizentladung bemerkt; allein niemand hätte aus diesem Vorstommnis, dem allerdings auch noch andere folgten, einen kausalen Zusammenhang beider Erscheinungsformen konstruiert.

Welchen Eindruck jedoch die Oerstedtsche Entdeckung auf Goethe gemacht, ist wohl am besten aus einer Stelle seiner Annalen ersichtlich, die bekanntlich vom Jahre 1749 bis zu 1822 reichen. Unter den Ereignissen des Jahres 1820 hebt er solgendes hervor: "Der sich immer mehr an den Tag gebende und doch immer geheimnisvollere Bezug aller physikalischen Phänomene auseinander, ward mit Bescheidenheit betrachtet und so die Chladnischen und Seebeckschen* Siguren parallelissiert, als auf einmal in der Entdeckung des Bezuges des Galvanismus auf die Magnetnadel durch Professor Derstedt sich uns ein beinahe blendendes Licht auftat." Auch diese Bemerkung ist der Ausdruck einer Dorahnung naturwissenschaftlicher Ideen, die später von Faradan, von Julius Robert Mayer sowie von helmholtz zur vollständigen Evidenz gebracht wurden.

Der Galvanismus beschäftigte in Gedanken den Dichter überall, wo immer ihm sonst schwer erklärbare Erscheinungen aufstießen.

So finden wir — um nur ein Beispiel anzusühren — daß er in seinen Jahresheften (1813) die bei einer Erweiterung des Neubrunnens in Karlsbad gemeinsam austretenden Erscheinungen: Auffindung eines "merkwürdigen" Gesteines, starkes Aufbrausen der heißen Quellen und ebenfalls "starkes" Wasser der Tepl — dahin deutet: "diese große Naturwirkung sei als ein ungeheueres galvanisches Experiment anzusehen!"

Neunzig Jahre später fand Stadtgeologe Knett bei erneuerter Aufgrabung dieser in der Mühlbrunn-Kolonnade vereinigten Quellen Baryt-Kristalle, welche radioaktive Wirkungen hervorbringen, d. h. im Dunkeln photographische Bilder erzeugen; was hätte der alte Naturprophet, der einmal auch aussprach, "daß es nichts Denkbares gäbe, was die alles produzierende Natur nicht gelegentlich in Erscheinung treten ließe", zu diesen Sunden und zu den Ersindungen des zum Teil von ihm geweckten XIX. Jahrhunderts überhaupt gesagt?!

Im Jahre 1822 finden wir in den Annalen folgende Mitteilung über Döbereiner, der nebst Seebeck, Ritter und Schweigger viel mit Goethe verkehrte: "Er — Dr. Döbereiner — kam gegen Ende des Jahres nach Weimar, um vor Serenissimo und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigen Versuche galvanisch-magnetischer gegenseitiger Einwirkung mit Augen sehen zu lassen und Erklärungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Besuche des herrn Professor Dersted nur umso erwünschter sein mußten."

Döbereiner, der berühmte Erfinder des einst vielbenützten Wassers, war seit 1810 Professor der Chemie in Jena; Schweigger, der Erfinder des nach ihm benannten Meßinstruments für galvanische Ströme, war zurzeit seines Verkehres

^{*} hier icheint eine Verwechslung mit ben Lichtenbergichen Siguren vorzuliegen.

mit Goethe Professor der Physik in Erlangen. Seebeds Name knüpft sich an bebeutende Neuerungen in der Elektrizitätserforschung, ebenso war Ritter in Jena (1777—1810) als Anhänger Voltas viel mit Elektrizität beschäftigt — er kann als einer der ersten Ersinder der heute zu so allgemeiner Anwendung gelangten Aktumulatoren angesehen werden — alle diese Elektriker scheinen Goethe nur dann besonders interessiert zu haben, wenn sie — wie Seebed — sich auch auf optischem Gebiete hervortaten. Denn die Farbenrätsel beschäftigten — wie wir aus Edermann ersehen — den Dichter dies an die Schwelle des Grabes.

Allein: "bie rätselhafteste aller Energieäußerungen" — wie wir noch heute das Abstractum "Elektrizität" nennen — hatte für ihn, den unermüdlichen Grübler und Sorscher, eine zaubergleiche Anziehungskraft. Schon in der Farbenlehre, worin er die alles Werden und Vergehen begleitende "Polarität" (nicht zu verwechseln mit Polarisation, die er aus der Optik verbannt) dahin definiert*, daß alles, was uns als ein Phänomen begegnen solle, entweder eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten oder sich auf solche Weise darstellen werde. Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkriss und Diakris, das Ein- und Aus-atmen der Welt, in der wir leben, weben und sind": schon hier sieht er im Eisen das Material, an dem sich die Polarität hervortut: "wir sehen die Entzweiung an ihm entstehen, sich sortpflanzen und verschwinden und sich leicht wieder aufs neue erregen: nach unserer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt." Auf diese Definition kommen wir noch zurück.

Aber die Elektrizität spricht er sich an derselben Stelle solgenderweise aus: "Das Elektrische, als ein Gleichgültiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, eine Null, ein Nullpunkt, ein Gleichgültigkeitspunkt, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt und zugleich der Quellpunkt ist, aus dem bei geringstem Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur insofern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes hervortreten erregt wird, sind, nach Beschaffenheit der besonderen Körper unendlich verschieden. Don dem gröbsten mechanischen Reiben sehr unterschiedener Körper aneinander bis zu dem leisesten Nebeneinandersein zweier völlig gleichen, nur durch weniger als einen hauch anders determinierten Körper ist die Erscheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergestalt bestimmt und geeignet, daß wir die Sormeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und harz, schicklich und naturgemäß anwenden."

"In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Kranz von Phänomenen auch die Erscheinungen der Sarbe hereinzubringen und einzuschließen, war das Ziel unseres Bestrebens."

^{*} Goethes "Naturwissenschaftliche Schriften" (Weimarer Ausgabe), bearbeitet von Rudolf Steiner. 1. Bd.: "Jur Sarbenlehre", S. 296, 297.

Irgend eine Ahnung des Jusammenhanges von Licht, Elektrizität und Magnetismus vermöge des Begriffes der Gegensählichkeit, also der Polarität, die er mit der Steigerung — was wir heute Entwicklung nennen, als unentbehrliche Behelfe zur Erkenntnis ansieht — schwebte diesem Riesengeiste vor, der das Ganze der Natur in seinem mächtigen Auge vor sich hatte und das Einzelne aus aprioriorischen Ansichten ableiten wollte. Helmholt sagte einmal: "Das Denken a priorikann nur formal richtige und notwendige Sätze ergeben, die niemals eine Solgerung über Tatsachen ergeben können." Gewiß; stellen wir uns vor, daß wir nach der Goetheschen Vorstellung alle elektrischen Phänomene versuchsweise abgeleitet hätten, daß ferner alle Sorscher das Magnetische bloß als Urphänomen angesehen hätten, "welches unmittelbar an der Idee steht" und "daher keiner weiteren Ableitung sähig ist", würden wir heute elektrische Zentralen, elektrische Bahnen, elektrochemische Industrien haben?

In der sehr bedeutenden Menge von Goethes Aphorismen über elektrische, magnetische und chemische Erscheinungen sinden wir keinerlei Andeutung dafür, daß auch in diesem Gebiete alles nach Maß, Jahl und Gewicht geordnet sei; allein Goethe hatte gegen die rechnerische Behandlung physitalischer Catsachen eine von ihm selbst zugestandene Aversion, obwohl er für die Mathematik selbst die größte Hochschaug hegte, "da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden". Noch im späten Alter (1826) sammelt er eine Reihe von Äußerungen großer Gelehrter, darunter D'Alembert, Ciccolini, La Grange, welche gegen die misbräuchliche Anwendung des Kalkuls gerichtet sind. Aber auch dem Experimentieren ist Goethe, wie bereits angedeutet, nicht besonders hold; am höchsten steht ihm die ruhige, klare Beobachtung der Erscheinungen; er verlangt, "daß jede Erscheinung sich selbst erkläre, wenn wir kräftig in sie dringen".

Als Beleg dieses Urteils führen wir noch einige Aphorismen Goethes an:*
"Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt."

"Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektrizität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird."

Lichtenberg hielt er sehr hoch; an mehrfachen Stellen gedenkt Goethe des "heiteren Naturforschers", in dessen Schriften, "wo er einen Spaß macht, immer ein Problem verborgen liege".

Es ist sehr schabe, daß wir wegen Raummangel nicht erschöpfender auf die nähere Betrachtung und auf die Beurteilung von Goethes Ansichten über die Elektrizität eingehen können; wer sich damit befassen will, diese hochinteressanten Anschauungen aus erster hand kennen zu lernen — um dieselben etwa mit den heute gangbaren zu vergleichen, den verweisen wir nochmals auf die von Rudolf Steiner besorgte Weimarer Ausgabe der "Naturwissenschaftlichen Schriften" des Dichterfürsten (11. Band).

^{*} Bb. 11 der Weimarer Ausgabe. S. 118 u. ff.

Er wird zu seiner nicht geringen Aberraschung dortselbst auch ersahren, daß Goethe im Winter 1805/06 vor einem zweisellos auserlesenen Kreis von Weimarer Damen physitalische Vorträge hielt, in welchen auch sein Wissen über Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus, Pertinismus, unterstützt von Experimenten, zur Darstellung gelangte. In diesen Vorträgen kam wohl sicherlich weder der ganze Umfang noch die richtige Deutung des damaligen Wissens von den elektrischen Vorgängen zum Ausdruck. Wer könnte das aber gerade von Goethe verlangen, da zünftige Natursorscher und speziell Physiker, wie Alex. v. humboldt, Volta, Galvani, Ritter u. v. a. ihre Anslichten über die damals noch so sehr verschleierte Krast durch spätere Ersahrungen widerlegt sehen mußten. Wie viel und wie ausschweisend über das Wesen der Elektrozchemie (Kap. 8) ergötzlich verzeichnet.

Nach allem, was wir in den bereits vielfach zitierten Schriften des Dichters vorfanden, hat sich sein Anteil an diesen Sorschungen an seinem Lebensabend erheblich vermindert. Zwar könnten wir im zweiten Teil des "Saust", der mit gutem Grund an vielen Stellen als poetisch verklärte Naturanschauung und Naturphilosophie angesprochen werden darf, auf Verherrlichungen elektrischer Lichtwirkungen und auf Gewitterschilderungen hinweisen, die Anlaß geben, den Blig "als Liebesboten, der verkündet, was ewig schaffend uns umwallt", zu bezeichnen — aber sicher ist, daß er unseres Wissens von Sömmerings Telegraphen (obwohl er mit dem Münchener Physiologen in mehrfach inniger Beziehung stand) keine Notiz nimmt, daß er ferner von den Arbeiten Aragos, Ampères, Saradans, Davys, ja nicht einmal von jenen der mit ihm so häufig vertehrenden deutschen Popsiter: Seebed, Schweigger, Ritter, Erwähnung tut. Daß Goethe bem von Ohm aufgestellten Stromgesetz, teine Beachtung zuwendet, nimmt weniger wunder, als daß er den Theorien über Luftelektrizität, da er sich ja so angelegentlich mit Meteorologie befaßt, keine Aufmerksamkeit schenkt. Nichtsbestoweniger bricht gerade bei dieser lekterwähnten Beschäftigung das Visionäre in diesem dämonischen Geistesheros hervor!

Stark beeinflußt durch die Schellingsche Naturphilosophie sowie durch Hegelsche Emanationen (er sendet dem letzteren einmal ein Trinkglas, worin folgender Spruch eingraviert war: "Dem Absoluten empfiehlt sich schönktens zur freundlichen Aufnahme: das Urphänomen" — und mit Schelling wollte er sogar ein naturphilosophisches Gedicht herausgeben) spricht er sich über die Elektrizität folgendermaßen aus:

"Clektrizität. Diese darf man wohl und im höchsten Sinne problematisch anssprechen. Wir betrachten sie daher vorerst unabhängig von allen übrigen Erscheinungen; sie ist das durchgehende allgegenwärtige Element, das alles materielle Dasein begleitet und ebenso das atmosphärische; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken. Inwiesern sie sich nun ruhig verbirgt, sodann aber durch den geringsten Anstoß gestimmt wird, sich bald von dieser, bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den anderen Pol herauszukehren, sich anzuhäusen und von da sich

Die Elektrizität als Weeltseele bezeichnen — es ist ein großartiger Gedanke; er trägt aber den Stempel des happothetischen, ja des Metaphpsischen an der Stirn! Dielleicht mutet er gerade darum so unwiderstehlich an. Weltseele, Polarität, Steigerung, Urphänomene, Absolutes all dies sind Worte, die mit dem Zauber des "begreissichsten Unbegreissichen" behaftet sind und welche, wie der "Äther" in der neueren Physik, zu allen Erklärungen herangezogen werden können, wo sich dann — wenn noch etwa die "kosmische Vernunft" herangenähert wird — viele Rätsel lösen und — neue knüpsen.

Wie bereits bemerkt: der Verkehr mit Schelling und Hegel blieb nicht ohne Einfluß auf sein sonst so kristallhelles Denken, welches er mit inniger Freude von zuständiger Seite als "gegenständlich" rühmen hören durfte; ein Denken, das ihn befähigt hatte, Ideen — also höchste Abstraktionen — mit Augen zu sehen, das ferner ihm das Glück gewährt hatte, große Entdeckungen in der organischen Natur nicht bloß vorzuahnen, sondern zu erschauen.

Wenn er nun — als Jünger Giordano Brunos und Spinozas, als Schüler und Zeitgenosse der genannten Vertreter der Naturphilosophie an die physikalischen Erscheinungen herantrat und dort mit demselben Schlüssel, der ihm auf organischem Gebiete den Raum erschloß, wo die "Mütter" hausen, die Mephisto charakterisiert als jene, die:

"ewig thronen hehr in Einsamkeit Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit, Von ihnen sprechen ist Verlegenheit . . . "

so mußte es zu den bereits angedeuteten Erklärungen kommen, wie nachfolgende: "Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es dann auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen." Diese Behandlungsweise der Physik, welche von der heute durch Jul. Robert Maner, Kirchhoff, Mach, helmholt u. a. m. geforderten so grell absticht, leitet sich offenbar von dorther ab, wo die Philosophie glaubte neue Wege entdect zu haben, um die Resultate, zu denen die Erfahrungswissenschaften schließlich gelangen mußten, im vorhinein, durch das reine Denten gelangen zu können. Sie verzweifelt nicht, alle höchsten gragen über himmel und Erde, Gegenwart und Zukunft in ihr Bereich ziehen zu können! . . . Wer sollte nicht ben turgen selbstichöpferischen Weg des reinen Dentens der mühepollen, langsam fortschreitenden Taglöhnerarbeit der Naturforschung vorzuziehen geneigt sein?" (Helmholk.) Wir können und dürfen nicht behaupten, daß dieses große Originalgenie — Goethe - gang im Banne dieser auch sehr interessanten und anregenden Geistesrichtung lag: aber auf dem Gebiete der Elettrizitätsforschung, wo zu Goethes Zeit alles noch im Werden war, und wo — wie Ingenieur Popper richtig bemerkt — nur

burch unaufhörliches herbeischaffen von Catsaden Klarheit, und Gewinn zu erhoffen ist, konnten jene Einflusse — verbunden mit dem Saultschen Drange: "ob ihm durch Geistestraft und Mund nicht manch Geheimnis werde tund" und der Begierde nach rascher Erkenntnis bessen: "was die Welt im Innersten zusammenhält" neben bewunderungswürdigen divinatorischen Aussprüchen auch solches Gedankenmaterial an den Tag fördern, wie es oben charafterisiert ist. — Doch bleibt des Heroen Einfluß und Wirksamkeit gerade auf die Naturforschung in ihren edelsten Dertretern unermeklich! Ein gall für viele: Mit Seebed hatte sich Goethe wahrscheinlich wegen divergierenden Ansichten in der garbenlehre — entzweit, wie bies fast auch mit Edermann geschehen ware. Als nun Seebed starb, mit bem er noch Dezember 1812 wegen Magnetisierung von Nadeln durch violettes Licht forrespondierte, meldete dies sein Sohn dem grollenden Jupiter zu Weimar: "Euer Erzellenz Schriften jeden Inhalts kamen nicht von seinem Cische; sie waren seine liebste Cektüre! Oft sprach er aus: "Unter allen lebenden Naturforschern ist Goethe der größte; der einzige, der weiß, worauf es ankommt! Don allen unseren Dichtern hat keiner der Menschen Wesen so tief erfast, als Goethe! Goethe versteht die Natur, weil er die Menschen kennt und er versteht den Menschen, weil er die Natur tennt" — — — Was Goethe über Schiller sprach, gilt — tonnte man seine Sprache übertreffen — weit mehr von ihm selbst. Die Welt wird nimmer seinesgleichen seben!

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Selder.

(Sortfegung.)

Ein anderes Original war der naturgeschichtliche Braunhofer, zu dessen Prüfungen auch Juristen der Unterhaltung wegen hospitierten. Ich war einmal anwesend, als er einem Prüfungskandidaten einen schwarzen Klumpen vorlegte und Namen und Eigenschaften abheischte. Der Kandidat betrachtete das Stück von allen Seiten und blieb stumm. "Das ist ja eine Steinkohle," rief ein ganz netter Studiosus aus dem Auditorium. "Sehen Sie," sagte Braunhofer zu dem Kandidaten, "jeder Schusterbub weiß es, aber Sie wissen es nicht."

Ein brittes, aber nicht so unschädliches Kuriosum war der Cscheche Hromatto, der mit Bunda und Pelzmütze, seine Bücher in ein rotes Schnupftuch gebunden, ins Kollegium tam.

Sür den Beamtendienst in Mähren und Böhmen war damals ein böhmisches Sprachzeugnis ebenso notwendig als ein italienisches für die Zentralbehörden. Das wußten wir und hromatto recht wohl und dennoch war die Dersuchung zu groß, mit ihm Schindluder zu treiben, was er aber ganz gehörig zu vergelten verstand.

Ich war der Volkssprache ziemlich mächtig und wußte recht gut, daß clovek (Mensch) in der vielsachen Zahl lich hat. Nichtsdestoweniger machte ich mir den Spaß, cloveky zu beklinieren, was er mir mit einer zweiten Klasse im Zeugnis honorierte. Glücklicherweise brauchte ich kein böhmisches Zeugnis zur Aufnahme als Gerichtspraktikant beim Brünner Magistrat und erhielt von diesem sogar amtlich bei meinem Austritte die Kenntnis des Cschechischen beurkundet.

Außerordentliche Vorlesungen besuchte ich möglichst viele, da ich des Glaubens war, daß man nie zu viel Zeugnisse habe. So hörte ich ein ganzes Jahr hindurch bei einem sehr anständigen ungarischen Professor das ungarische öffentliche und Zivilrecht und machte beide Semestralprüfungen, obschon der Gegenstand ein sehr schwieriger war, mit bestem Erfolge. Auch Candwirtschaftslehre und Erziehungstunde, die ich bei der Brünner philosophischen Cehranstalt verabsäumt hatte, holte ich in Wien nach. Mein hauptaugenmerk neben den obligaten juridischen Sächern legte ich aber auf fremde Sprachen. Im Französischen gab es einen vortrefflichen Cebrer in der Person eines Franzosen, namens Legat, der ebenso atturat bei seinen Cehrstunden als strenge bei seinen Prüfungen war. Don ihm betam niemand, der nicht in Rede und Schrift sehr fest war, eine Vorzugsklasse. Auch ich hatte sie nicht, obschon ich damals wegen meiner Aussprache von eingeborenen Franzosen Komplimente erhielt. Ich mußte deshalb, als ich um die frangösische Gerichts-Dolmetschstelle einschritt, mir ein zweites Zeugnis von dem t. t. Professor derselben Sprache am Cheresianum erwirken. Ebenso ausgezeichnet war der Universitätsprofessor des Englischen, Mr. Clermont, dessen Privat-Konversationsstunden ich noch in späteren Jahren als Konzipient besuchte. Das frequentierteste Sprachtollegium hatte aber ber seinerzeit berühmte italienische Professor Sornasari-Verce. Der hörsaal des vierten Jahrganges war so gestedt voll, daß viele Schüler teine Sixpläte fanden. Denn damals mufte jeder Jurift, der im Staatsdienste seine Saufbahn suchte und etwas erreichen wollte, sich mit der Kenntnis der italienischen Sprache ausweisen. Der Unterricht war in zwei Jahrgange geteilt: erster Jahrgang Grammatik und Citeratur, zweiter Gefcaftsstil. Ich habe in meinem Leben, selbst nicht während meines wiederholten langeren Aufenthaltes im Cande, eine fo reine und wohlklingende Aussprache des Italienischen gehört, als von Sornasari, den ich möglichst nachzulautieren bestrebt war. Er mertte dies auch und begünftigte mich sehr, ja, als er nach Jahren mit dem italienischen Gerichtsdolmetsch Dr. Suppantschifch, meinem Kangleikollegen, zu tun hatte, erinnerte er sich sofort meiner und brachte mir anderen Tages zwei neue von ihm ausgefertigte glänzende Atteste über meine italienischen Sprachtenninisse. Der unermudlichste aller linquistischen Professoren an der Universität war aber der alte ehrwürdige Ungar Marton, der merkwürdigerweise nur wenige Schüler hatte, mit welchen er sich die allergrößte Mühe gab. Derfasser einer leichtfaklichen Grammatit, macht er es sich zur gewissenhaftesten Aufgabe, die ohnedies ohne große Schwierigkeit erlernbare Sprache förmlich einzutrichtern, er lehrte ihre unverkennbare Verwandtschaft mit dem Orientalischen, erklärte uns aus den einfachen Schemen der Suffixe Konjugationen und Deklinationen, stellte dies in Tabellen zusammen, die er eigenhändig schrieb und jedem seiner fleißigen Schüler schrike, und war der Überzeugung, daß das ungarische Urvolk sowie die Semiten und andere asiatischen Dölker von der Rechten zur Linken geschrieben haben, weil aus der Konjugationsform hervorgeht, daß vom Objekte aus zum Subjekte gegangen wurde, das heißt, daß ihr Objekt die erste Konjugationssorm, das Subjekt die dritte ist. Das Schwierigste des Ungarischen, das Memorieren der mit keiner anderen Sprache verwandten Stammwörter, suchte er durch merkwürdig geschickt komponierte Gebächtnisverse so zu erleichtern, daß man jeden Tag ein Duzend Grundwörter sich spielend einprägte, die durch ihren Ton so ins Ohr klangen, daß man sie nie mehr vergaß. Mein Gedächtnis bewahrt heute noch treu eine ziemliche Anzahl solcher Wortspiele. Ich war zwar niemals ein besonderer Verehrer der ungarischen Nationalität, und zwar deshalb nicht, weil mir ihre Unduldsamkeit, ihre stolze Überhebung und ihre Herrschsucht sehr widerwärtig ist; aber ihre Sprache hätte mich, wenn mir die Zeit zu Gebote gestanden, sehr interessiert.

Für das Spanische, das mich bereits seit Jahren als die wohlklingenoste Sprache der Erde in hohem Grade entzückte, ließ ich mir von dem nachmaligen Prosessor Charanza, einem Mährer von Geburt, der das Spanische ebenso wie ich erlernt und den Kammerdiener des aus Spanien vertriebenen Friedensfürsten Godon Duque de Alcudia zum Sprachmeister gehabt hatte und eine von Drucksehlern wimmelnde Grammatik geschrieben, ein Zeugnis ausstellen, und ebenso für das Portugiesische. Ich wurde auf Grund dieser Zeugnisse auch Gerichtsdolmetsch für die spanische und portugiesische Sprache und kann mich bei dieser Erwähnung der Erinnerung an die vielen Genüsse nicht erwehren, die mir die spanische Literatur mein ganzes Leben hindurch verschafft hat. War eine trübe Stunde herangebrochen, so nahm ich meinen Cervantes, und ein einziges Kapitel seines unsterblichen Don Quizote, das ich für das geistreichste Meisterwerk der Romanliteratur halte, war immer hinreichend, die Gemütswolken zu zerstreuen.

Um diese Zeit machten ich und mein Bruder Bekanntschaft mit einem im harem des türkischen Gouverneurs von Serajewo erzogenen, aber entsprungenen jungen Kroaten, namens Plechaczek, der in türkischer, persischer und arabischer Literatur hoch ausgebildet und dieser Sprachen vollkommen mächtig war. Er wurde auch später Professor an der k. k. Orientalischen Akademie. Mit diesem sernten wir sehr fleißig Lesen und Schreiben, memorierten Lokmannsche Jabeln und würden es weiter gebracht haben, wenn die Zeit ausgereicht hätte. Ein ausgiebiges Zeugnis mußte auch hier das noch Sehlende ersehen.*

^{*} Die meisten meiner Sprachzeugnisse und jener über außerordentliche Materien, tragen das Datum des Jahres 1842, sind aber in diesem Jahre ausgesertigte Duplikate, da die Originale nach meiner Derheiratung im Jahre 1841 in nie eruierter Weise in Verlust geraten sind. Meine Sprachstudien und Übungen rühren aber alle aus viel früheren Jahren her, insbesondere aus meiner Universitätszeit 1834—1838.

Damals fungierten an den Satultäten noch Dizedirektoren, deren Kompetenz mir heute nicht mehr gang klar ift. An der juridischen ein alter Advokat, Dr. Stöger, ber sich, wenn die Prüfungen im Sommersemester in dem tühlen großen Marmorsaale, jeder Jahrgang in einer anderen Ede desselben, abgehalten wurden, abwechselnd bald zu dem einen, bald zu dem andern Tische setzte, ohne jemals ein Wort zu sprechen; nur sein Name stand links auf allen Zeugnissen. Gine der merkwürdigsten Persönlichkeiten aber unter den Universitätsfunktionaren war der Digedirektor der philosophischen Sakultät, Dr. Karl Ritter von heintl, zugleich Mitglied bes ständigen Verordnetentollegiums. Der sehr reiche herr in tiefichwarzer Perude machte immer tandiszudersufe Mienen, die tiefften Derbeugungen por jedem Studenten, und wenn man etwas mehr vorstellte, so mußte man Dorkehrungen gegen einen Suffall treffen. Er hatte die Tochter des allmächtigen taiserlichen Leibarztes, Protomeditus, Direttors und Reformators der medizinischen Studien, Dr. Andreas Freiherr v. Stifft, zur Gattin und gelangte dadurch, sowie durch die Wahrheit des Sakes: "Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Cand", zu großem Ansehen und Einfluß. Alle Welt tannte ibn, wenn er in unnachahmlicher Weise mit seiner Chehälfte in einem alten hochgestellten Phaeton zwei alte Gäule in möglichst turzem Crabe tutschierte, und keine dritte Hand zur Derfügung hatte, um por jedem ihn grüßenden Studenten seinen alten Dedel submiß herabzugiehen.

Holl von Stahlberg, dieser sonderbare Mann, einst angeblich Herrschafts- und Bergwertsbesitzer in Kärnten, troatisch-ungarischer Indigena (bei der Königströnung war er in hellgrüner Magnatenunisorm sichtbar), Dertrauensmann des Ministers Brud, der ihm eine Dersicherung eines Lizitationsmonopols in Wien erteilte — hatte die einzige Cochter und Erbin Heintls, die damals als die reichste Braut Wiens galt, als die beste Partie für seinen Sohn, einen Leutnant, ausersehen. Das Projekt gelang, und ich erinnere mich noch an den großen Andrang der Gaffer, die der prunkvolle Jug der Brautleute und Hochzeitsgäste in die zu einem Blumengarten verwandelte Dominikanerkirche herbeigeführt.

Die reiche Erbin ihres Daters ward ein weiblicher Sonderling ersten Ranges. Pferdetrabsahren wurde in ihr Manie, sie erbaute sich in ihrem Hause eine Reitschule und einen Pferdestall, der seinesgleichen kaum wo anders sinden dürste. Jedes Pferd hatte darin sein eigenes Gelaß und wurde da so sorgfältig gepslegt wie einst der altägnptische Apis. Diese glänzend ausgestatteten Appartements waren zugleich ihr Gesellschaftssaal, in dem sie Besuche annahm und Gäste empfing. Oberhalb des großartigen Pferdestalles besand sich ihr Schlaszimmer, das, damit sie auch des Nachts des Stallgeruches nicht entbehre, mittels einer Falltür mit dem Stalle in Kommunikation stand. Abrigens blied selbst während des strengsten Winters ihre Wohnung ungeheizt, weil, nach ihrem Gefühle, der Pferdedunst zur Erwärmung vollkommen hinreichte. Ich wünschte ein Bildnis ihres Vaters sür meine Porträtsammlung zu erhalten und sandte meinen Zeichner zu ihr, um ein

soldner, der ganz erfroren zurücklam, weil er in einem großen und von Stallgestank erfüllten, mit allem möglichen Riemen- und Sattelzeug vollgepfropften Saale zu zeichnen hatte, habe ich die Details dieser Beschreibung. Das Porträt der Dame selbst habe ich nicht von ihr, sondern von ihrem ehemaligen Schwiegervater, dem alten Holl, erhalten.

Weil ich nun einmal des alten "biederen Holl" (diese Attribute legte er sich selbst bei) gedacht und taum mehr auf ihn zurücksommen dürfte, kann ich als Nachhang nicht ungesagt lassen, wie viel mich der Mann während meines amtlichen Wirkens belästigt hat. Als der Gemeinderat, nach Muster der Pariser, eine Zentralmarkthalle mit öffentlichen Auktionen errichtet hatte, schritt Holl wegen Verletzung seines von der Regierung ihm verliehenen Privilegiums, derartige Versteigerungen in Wien allein vorzunehmen, administrativ und im Gerichtswege klagbar ein und forderte eine enorme Schadenersatzumme. Ich habe die von Minister Bruck unterfertigte Urkunde im Originale in den Händen gehabt und gelesen. Es stand mir hiebei der Verstand stille, wie sich der staatskluge Bruck zu so etwas hat versteigen können, und ich sinde heutzutage darin einige Erklärung, daß der damals in seinen großartigen politischen Plänen mit dem Oriente befangene Minister in der Person des Holl einen Agenten für dieselben gesehen haben mag und den Mann an sich bleibend sessen Belbst hochbegabte Staatsmänner in schwere Täuschungen verfallen, ist der Geschichte nicht unbekannt.

Sowohl von den politischen als Gerichtsbehörden, mit hinweisung auf das der Gemeinde laut ihres Statutes unbeschränkt zustehende Recht und ihre Derpflichtung, für die Approvisionierung zu sorgen, in allen Instanzen abgewiesen, wandte er sich nun gegen den Staat und brachte eine auf Millionen abzielende Entschädigungsflage ein. Die Aussicht auf einen, wenn auch nur geringen Abfindungsbetrag, scheint dem alten biederen Holl einigen Kredit für seine letzten Cebenstage zustande gebracht zu haben. Er hielt sich für einen genialen Weltverbesserer und trug sich immer mit den großartigsten Projekten in allen Richtungen herum. Immer hatte er ein bides Portefeuille in der Brufttasche, angefüllt mit eigenhändigen Schreiben der größten Zelebritäten. Wie oft zeigte er mir einen Brief Alexander von humboldts, des Grafen von Bismard, des Suezkanalerbauers Cesseps und mancher anderen, immer mit der Bemerkung: "Sehen Sie, was ich im Auslande gelte, und hier hört man mich gar nicht an." Meine Tröstung: Nemo propheta in patria schien ihm wohlzutun und ihn zu immer häufiger werdenden Besuchen zu ermuntern, wobei er mich bald zu diesem, bald zu jenem seiner abenteuerlichen Plane verleiten wollte. Wie ein St. Germain, wollte er von Alter und Tod nichts wissen, behauptete mit 90 Jahren noch jung zu sein, was er auch wirklich unverwultlich ichien, und ich versprach ihm auch einst bei quter Laune, an dem Tage, an welchem er sein hundertstes Jahr vollstrede, ein Volksfest für den "alten biederen Holl" zu arrangieren. Er erinnerte mich wiederholt daran, das lette Mal bei einem Begräbnisse vor der Michaelskirche. Kurze Zeit darauf wurde er selbst begraben. Er hatte 100 Jahre nicht erreicht.

Eine der Studentenschaft nicht unbekannt gebliebene Persönlickkeit war der Universitätsspndikus Dr. Scheidlein, Sohn eines ehemaligen juridischen Universitätsprofesson, weniger seinetwegen, als wegen seiner Cochter, eines mehr beweglichen, als schönen Fräuleins. Mehrere Jahre darnach hörte ich zufällig, daß sie sich auf die Bretter geworfen, die die Welt bedeuten, und zwar anfänglich auf einem Liebhabertheater, das ein Bruder meines nachmaligen Kollegen und Amtssutzessors Uhl, aus unüberwindlicher Leidenschaft für das Cheaterleben, in Baumgarten errichtet hatte. Allsonntäglich suhren mehrere Gesellschaftswagen mit Schauspielerdilettanten und Juschauerpublikum dahin, und Fräulein Scheidlein dürfte wohl auch darunter gewesen sein.

Noch eine Universitätspersönlichkeit darf ich nicht vergessen, den alten gramlichen, zu einer getrochneten Zwetschle zusammengeschrumpften Pedell, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. So oft man von ihm etwas brauchte, saf er in voller Beschäftigung por einem Tuschtiegel und einem großen Bergamentbogen, worauf er mit unnachahmlicher Genauigkeit und Gleichförmigkeit die Doktorendiplome schrieb, so daß eines dem andern mutatis mutandis vollkommen gleichsah. Mit ebenso ernster Würde trug er in faltigem Calar den Universitätszepter vor, insbesondere stets bei den Dottorenpromotionen, bei welchen die Neugraduierten, die hand an denselben gelegt, den Universitätseid leisten mußten. Gang anderer Natur war sein Ablatus und späterer Nachfolger Tiege, ein starter, wohlbeleibter Mann, der im Besithe einer wundervollen Tenorstimme zu den vorzüglichsten Sängern Wiens gehörte. Eine besondere Einnahme des Pedells lieferte die jährliche herausgabe des Universitätsalmanachs, mittels welchen sämtliche Dottoren alten und neuen Schlages à 1 fl. mindestens besteuert wurden. Ich besitze eine ganze Kollektion solcher Almanachs und bedauere, daß die Neuzeit, die so vieles Gute und Schöne weggefegt, auch dieses nühliche Handbüchlein in Abfall hat tommen lassen. Den Sohn des Universitätssynditus Scheidlein sah ich während meiner Bürgermeisterfunktionen als Pedell den Universitätswürdenträgern in der Stephanskirche vorausgehen, bis endlich auch diese ganz wegblieben.

Bu hause bei meinem Vormunde Weitzinger und bessen Schwester Porta ging es uns drei Geschwistern, die wir seit dem Verluste unserer Eltern zum erstenmal wieder beisammen waren, ganz vortrefflich und vergnüglich.

Neben meinem Freunde Romani, der mir zuliebe ein ausgezeichneter Gitarrist geworden war, besuchte uns fast täglich ein Mitschüler meines Bruders, namens Kozouset, das originellste Musiktalent, das ich neben dem Brünner Musil je kennen gelernt habe. Dolltommen Autodidakt, sang und spielte er fast alle Instrumente. Ein Beispiel: Einmal lag eine Flöte auf meinem Tische, die ich soeben für einen baren Gulden gekauft hatte. Er begann hineinzublasen und blies solange, die er den Ton herausbrachte, dat sich von mir die Flöte aus, kam mit ihr nach einer

Woche wieder und blies mir zu meiner nicht geringen Verwunderung ganz nett ein hübsches Liedchen vor, das ich sofort auch auf der Gitarre ihm begleitete.

Bei meinen vielsachen Beschäftigungen fand ich dennoch noch Zeit für Poesie, die ich von Brünn mit herübergenommen hatte. Ich verwahre noch ein heft mit zirka 50 kleinen Gedichten, der Ausdruck meiner damaligen idealen Stimmungen, ferner ein in wahrhaft kindischer Einfalt versattes Lustspiel ohne Titel und ein vieraktiges Drama in Versen mit dem Titel: "Die Jungfrau", von welchem ich jedoch nicht weiß und auch aus dem Manustripte nicht belehrt werde, ob es eine Jungfrau mit Sleisch und Blut oder die Riesin des Berner Oberlandes mit Schnee und Eis angeht. Und wenn ich diese Arbeiten heute auch belächte, so muß ich doch dankbar anerkennen, daß sie mich stillsieren gelernt haben, ein Vorteil, der mir in der Folgezeit treugeblieben und mir allseitig hoch angerechnet wurde.

(Sortfetung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von I. I. David. (Shluh.)

Der Gazda hat nichts von dem allen geahnt. Er ist ruhig seiner Wege gegangen und war im Grunde froh, weil er nun ruhigere Zeit gehabt hat. Und was hätte er auch tun sollen? Gegen Ungreifbares? Es war ihm ohne das unbehaglich genug und gar nicht wohl in seiner Haut; denn in ihm war die große Angst der ohne ihre Schuld Verprügelten: wann wird es los gehen? Wann wird man wieder über mich herfallen?

Alles Gute war ihm von seiner Frau gekommen. So erschien es ihm immer noch. Es war traurig, daß es nun so anders geworden war. Dawider zu streiten, fühlte er sich ohnmächtig; immerdar war sie ihm die Stärkere erschienen, ober ihm gestanden. Es hieß also aushalten und zusehen, mit einer wehrlosen Angst zusehen, was geschehen würde, ob ihr nicht noch zu allerletzt Besinnung und Einkehr käme. Er war ja nicht taub; er wußte, was man von ihr und dem Iamal raunte. Einer Niedrigkeit aber war sie unfähig; und neben jenem windigen Gesellen glaubte er immer noch bestehen zu können.

Ein Weib aber, das zu vergleichen beginnt, nicht den Zustand, in dem es sich befindet, als dauernd betrachtet, seinen Mann abwägt gegen einen anderen, das kommt ins Gleiten. Ganz so erging es nun der Ludmilla Gazda. Unvermerkt und durchaus wider ihren Willen glitt sie von der Seite der Straße, wo sie nun zu hause war, auf die andere hinüber, dahin sie Kindheitserinnerungen zogen und wo nun Wenzel Ilamal mit den Seinigen wirtschaftete.

Als sich die Ludmilla zuerst darüber klar wurde, ist sie über sich sehr erschrocken und hat sich heftig vor sich geschämt, nicht anders, als wäre sie eine Leichtfertige,

bie sich, ohne auch nur zu fragen, ob er sie will, dem Ersten, Gleichgültigen an den Hals wirft. Denn sie hatte mit dem Isamal niemals auch nur ein Wort gesprochen, das eine ehrbare Frau nicht mit jedem haben dürfte; niemals hat er ihr gezeigt, daß er sie mit anderen Augen ansehe, als man ein achtbares Weib anschauen darf. Und dennoch, so bestimmt sie wußte, daß es sie zu ihm zog, so sicher stand es in ihr, daß er sie erwartete, mit einer großen Bestimmtheit und ohne es nur zu zeigen, weil kein Kluger so etwas beredet. Das war in seinen Augen und schwang im Con seiner Stimme. Buben werfen nach unreisen Äpfeln. Ein Mann weiß — die schweden schlecht und hat somit Geduld.

Sie hat weiter erkannt, daß sie sich in eine Todsünde verstrickt hat, ohne Aussicht, herauszukommen. Und dieses hat sie wiederum ganz verworren gemacht. Denn ohne ihr Zutun und Wollen, sicherlich ganz ungesucht war das in ihr aufgewachsen, hatte sie umfangen, bis sie sich nicht mehr sperren konnte. War's eine Derlockung? Aber sie redete sich doch nicht ein, sie werde es drüben besser haben als bei ihrem Mann! Diel mehr Kümmernisse, Sorgen, Pflichten und Plagen harrten ihrer dort. Und dennoch zog es sie mit einer Kraft, die wuchs, je mehr sich die Unselige stemmte.

Auch an den Gregor hat sie viel gedacht und desto gerechter und verständiger, je mehr und je unwiderruflicher sie sich von ihm schied. Sie hat ganz gesehen, wie gut er ist und daß sie ihn eigentlich gar nicht verdient. Ja, auch wenn es einem gar zu wohl wird, auch das kann drücken, daß man daran erkrankt.

Dielleicht hatt' er sie auch schon satt? Und das Ganze kam ihm nicht so ungelegen, wie sie sichs vorstellte? Recht wär's ihr wieder nicht gewesen. So aber, wie es jetzt und schon lange genug war, so wär' das doch nicht fortgegangen, ohne das schlimmste Ende für beide, die so, ledig und frei voneinander, entrinnen konnten.

Wenn sie aber nun ihren Mann immer noch genau so lieb zu haben meinte, wie einmal und es riß sie dennoch zu dem anderen, so war dies merkwürdig und sie grübelte viel darüber. Das jeht war doch etwas ganz, nicht nur in der Stärke anderes, als was sie jemals gegenüber dem Gregor empfunden; ganz abgemattet war sie doch davon, welches vordem niemals der Sall gewesen, und ihr Willen war nicht mehr in ihr. Ja — mit dem Gazda war sie aufgewachsen. Und wie er eingerückt war, da hat er ihr gesehlt, aber nur wie einer, den man zu seiner Zeit bestimmt zurückerwartet, der gar nicht verloren gehen kann. Wer wird sich da groß aufregen? Er war ihr immer nur der Bruder gewesen, glaubte sie nun, damit sie sich nicht gar zu schlecht vorkomme und sich nicht ins Gesicht speien müsse, und empfand wiederum mit Schmerz, daß sie sich belüge.

Auszuhalten aber war das nicht. Sonst machte es sie verrückt oder trieb sie ins Wasser. Sie reckte sich mit Macht, als könnte sie mit der Gewalt ihrer Arme zerreißen, was sie beklemmte — und griff ins Ceere. So sterben aber mochte sie nicht. Und der Ilamal war klug und hat seinen Vorteil gemerkt und ihn so mit halben

Worten vergrößert. Es mußt' ein End' sein, und das Weib hat sich den Kopf darüber zerbrochen und zu allen Heiligen gerufen in der Angst seiner Seele. Denn darüber war sie sich klar, wie über das Evangelium: mochte sie noch so schlecht sein — betrügen und belügen durfte sie den Gregor nicht, der ihr immer wahr und aufrichtig begegnet.

Es tostet nicht den Kopf, hat sie sich gedacht. Und wieder hat sie sich in ihrer Pein gewünscht, sie möchte werden, wie andere Weiber, von denen man erzählt, sie hätten's mit dem Knecht oder sonst mit einem Burschen, und die dabei gediehen. Solche Gebete hat sie sogar getan; sie ist mitten darin über sich erschroden und hat erkannt, daß sie lästert. Oder, hat sie sich ausgedacht, es wäre doch ein Glück, wenn der Gregor wie immer dahinter käme, wie es mit ihr steht, und mit ihr verführe nach seinem Recht. Erschlug er sie, so wollt' sie sich gewiß nicht wehren, noch mucken. Warf er sie nur hinaus, so wollte sie's ihm ihr Leben lang danken. Denn nicht umsonst hatte sie so lange mit ihm gelebt; sein Ernst und seine Rechtschaffenheit waren tief in ihr innerstes Wesen gedrungen und lähmten sie nun.

So verging wieder eine Zeit, wie sie vielleicht Verdammten verhängt ist, die hinter der Marter, mit der sie heimgesucht sind, schon die schärfere wittern, die man erst für sie auskocht. Dies und das hat man im Dorf gemunkelt von ihr, die niemals anders als mit Lob im Mund der Leute gewesen. Die Ludmilla wußte davon, schämte sich unendlich und wünschte dennoch nichts inniger, als es möchte dem Mann zu Ohren kommen, damit er sie zur Rede stelle und sie ihm alles offenbaren könne. So verstört war sie, daß sie manchmal meinte, sie freue sich darauf, ihm weh zu tun, nachdem sie doch selber so sehr litt.

Und so ist denn der Gregor endlich wieder einmal nach hause gekommen. Es war im herbst und die Welt begann zu frösteln. Er blies sich in die hände, als er die Stube betrat. Wiederum war kein Licht entzündet; denn die Ludmilla liebte die Sinsternis. Nur vor dem Marienbildnis in der Stubenede, wo man sonstaß, damit es das Mahl gesegne, brannte das rote Lämpchen, denn es war Samstaß Abend. Darunter saß die Ludmilla. Das Zimmer war vollgekramt, daß es zu eng aussah. Da lag ein tüchtiger Paden, schon mit dem Tragband darüber, wie es die Weiber nehmen, wenn sie eine gehörige Tracht Gras von der Wiese oder sonst etwas Schweres heimtragen müssen. Da stand die Wiege, die sich die Ludmilla von ihrem Ersparten gekauft und von der sie sich hernach oft und oft gedacht hat, ob sie damit nicht ihr Kind verschrien habe. Da war noch ein Bündel. Das alles war so sonder Der Gregor sah sich's mit seinen guten Augen mißbilligend an: "Da sieht's wieder aus!" machte er gedehnt und hüstelte.

"Wie denn sieht's aus?" fragte die Ludmilla von ihrem Plate her, leiernd, nur mit einem schrillen und falschen Ton in der Kehle.

Er schnüffelte, als hätt' er einen übeln, muffigen Geruch in der Nase: "Wie wenn einer fortsahren tät', so sieht's beinahe aus."

Ein Versuch zu lächeln, der so sehr Grimasse war, daß ihn zum Glud die Sinsternis verbarg. Denn eine Ahnung legte sich dem Gregor Ring für Ring um

die Bruft und beklemmte sie immer stärker. Die Ludmilla aber: "Beinahe nur? Dielleicht tut wer fortgehen. Gefahren muß ja nicht werden."

"Müßt' ich was davon wissen. Oder nicht? Was soll der Kram und das Binkelzeug? Mir fällt's nicht ein, fortzugehen."

"Und wer anderer von uns kann's gar nicht sein, Gregor?"

Er verstodte sich immer noch gegen die Einsicht: "Am End willst du weg? Ja, wohin denn, Ludmilla?"

Sie erhob sich, muhfam genug: "Jett bift schon naher baran, Gregor."

"Ja — aber warum benn? hast's vielleicht nicht gut genug bei mir?"

"Zu gut hab' ich's bei dir. Ich halt's halt nur nicht mehr aus."

Er hielt an sich, obwohl sich ein jäher Jorn in ihm heben wollte. Und dennoch — als ob sie ihn zu verspotten gedenke, so sah die Ludmilla wieder nicht
aus. Wie eine Tote war sie, so blaß und verloren kam, was sie redete. Den einen
Fuß stellte er mit Nachdruck auf den anderen, ließ seine Singer in den Gelenken
knachen, suhr sich durch das haar, raufte sich daran, ob er wirklich nicht träume
und ging ihr ganz nahe zu, als dürste kein Mensch ein Wort vom traurigen Geheimnis seines hauses hören, das nun so plötzlich aufbrach und schon so lange nur
mit aller Kunst zu verdeden gewesen war. Sie trat ihm mit traurig glühenden Augen
einen Schritt entgegen und es schrie aus ihm: "Oder hast mich nicht mehr gern,
Ludmilla, gar nicht mehr gern, daß du mir das antun tust?"

"Lieber hab' ich dich niemals nicht in meinem ganzen Leben gehabt. Das schwör' ich dir bei meiner armen Seel'" und sie stöhnte tief und schmerzhaft.

"Jesus, Maria und Josef", wieder schrie die fremde und gewaltsame Stimme aus ihm — "bist also närrisch geworden?"

Sie preßte ihm die Hand auf den Mund, hart, rücklichtslos, daß ihm der Druck der starken und schwieligen Hand fast weh tat. Er empfand den Schmerz beinahe mit Wollust: "Schreien mußt du nicht, Gregor", sagte sie bestimmt., "Kann sein, ich bin närrisch. Pass' auf, Gregor. Wir leben nicht in einer richtigen Ehe."

Er brauste auf: "Du, das sag' mir nicht. Aufgeboten sind wir gewesen, dreimal. Gesehlt hat gar nichts. Du, nach so vielen Jahren darsst mir nicht so kommen, weil's dir vielleicht so passen tut. Warum sind wir's nicht?"

Es war eine furchtbare Härte in ihr und dennoch stand sie hart am Weinen: "Weil wir kein Kind nicht haben. Und wo kein Kind ist, dort brauchen Cheleut' einander nicht so, daß eins nicht sein kann ohne das andere. Verstehst mich, Gregor? Weil wir nichts gemeinsam haben, kommt mir vor. Und wo das nicht ist, dort ist auch keine richtige Ehe."

Er zuckte hilflos die Achseln: "Hat's halt der liebe Gott nicht wollen, daß wir eins triegen."

Sehr ruhig entgegnete sie: "So hat's halt der liebe Gott auch nicht wollen, daß wir zusammenkommen. Das bringt mir kein Mensch heraus. Er kann predigen, so viel er will."

"So hast wen anderen lieber, Ludmilla?"

"Lieber nicht. Lieber kann ich gar niemanden haben. Nur anders gern." "Und du willst also zu ihm geh'n?"

Sie nickte: "Zu ihm geh'n muß ich. Und dir sagen hab' ich's mussen. Weil ich dich nicht zum Spott machen will, Gregor. Das siehst doch ein!" "Und wer ist's denn?"

"Der 3lamal."

"Der Ilamal? Der Cump?" und er hob den Arm in einer jähen Bewegung. Schlüge er mich nur, dachte die Cudmilla und sehnte sich, seine Saust in ihrem Gesicht zu spüren. Er aber, torkelnd wie ein Betrunkener, tat einige Schritte. Dann, vor dem Bett, brach er nieder und barg den Kopf in die Kissen, damit man sein Stöhnen nicht höre. Neben ihm kniete die Ludmilla. Er richtete sich mühsam ein wenig auf: "Und um den Cumpen wirsst du alles weg? Die Liebe und Treue von so vielen, vielen Jahren?"

"Um ihn nicht. Aber schimpf ihn nur. Weil — es geht doch auch gegen mich. Und ich verdien's nicht anders."

"Und wie willst mit ihm leben? In der Schand'? Wo du so viele Jahre in Ehren und mit die Erste im Dorf bist gewesen?"

"Red' nicht davon, Gregor! Wo ich so nix anderes denken kann. Und Gott allein weiß und seine schmerzhafte Mutter, wie mir dabei wird. Aber, es hilft zu nix, Gregor. Und es ist alles besser, als wie es ist. Weißt, wie mir war? Denkst noch, wie ich mit dir gegangen bin? Damals, wo du eingerückt bist, Gregor? Und es ist dunkel geworden, und ein Rebhuhn ist herumgelausen, ganz einsam, und es hat seine Kette und seine Jungen verloren gehabt, und es hat gelockt und gepiept und gerusen, und hat sich für ein Weilchen geduckt in eine Mulde, und hat wieder angesangen und es hat ihm nichts geantwortet. Das kann ich nicht vergessen. So ist mir gewesen."

Er neigte den Kopf zu ihr. Immer noch auf den Knieen flüsterte er ihr zu und spürte sie sich dabei so nahe: "Denn du weißt, du kannst ihn nicht heiraten. Niemals nicht, so lange ich leben tu. Und ich bin doch gesund wie er. Oder meinst?"...

Ganz entsetzt starrte sie ihn an. Zwei Menschen, verstört bis zum Wahnsinn, sahen einander in die Augen. Und der Katechismus fiel ihr ein: "Wirst du nicht einmal denken! Wo es doch die einzige Sünde ist, die man nicht mehr gutmachen kann. Hörst, nicht einmal denken, Gregor!"

"Wenn aber doch, Milla? Wenn aber doch?" Er stotterte in seiner Pein.

"Wirst du nicht, Gregor", und sie stand auf. "Denn, entweder bin ich schlecht, nun — also, wegen einer so schlechten Person bringt sich ein Mann nicht um, wie der Gregor Gazda einer ist, der gibt er einen Tritt, oder du weißt bei dir selber, wenn du erst allein bist mit dir selber, ich kann nicht anders tun, wie ich tun will, dann bist du ein gerechter Mensch, Gregor. Nämlich, so bist du immer

gewesen, und du wirst einer, die mehr an sich zu schleppen hat, als sie vielleicht tragen kann, nicht noch etwas dazulegen, was sie erdrücken muß. Wenn du mich lieb hast, Gregor"...

Er wandte sich, noch immer auf den Knieen, gegen das Marienbildnis. Am ganzen Leib zitternd, bekreuzigte er sich und betete, was ihm eben in den Sinn kam, Litanei nach Litanei, leiernd herunter. Sein Weib tat das Gleiche. Dann erhob er sich mühselig und zerschlagen, bückte sich nach ihr und riß sie mit einem grausamen Griff auf und eine merkwürdige Bestimmtheit war an ihm: "Mit solchen Gedanken betet man nicht — hörst? Und du wirst nicht zum Isamal gehen, bevor du nicht von mir gehört hast oder du weißt, ich bin fort und du wirst nichts mehr von mir hören. Das besehl' ich. Derstehst?" Er ließ sie los und sie taumelte.

Wo Gregor Gazda in dieser Nacht geschlafen, hat die Ludmilla niemals ersahren. Sie selber lag lange wach und es fröstelte sie, da er ewig nicht kam. Den nächsten Tag war er noch im Ort, ging in die Stadt zu einem Advokaten und machte sonst seine Gänge zu Geschäftsleuten und gab ihnen Vollmachten und Aufträge. Dem Abend zu sah man ihn, durch das traurige Nebelspinnen, die weite, weiße, lichtlose Straße wandern, die zwischen braunen Sturzäckern, dem Gottesacker und seiner langen Mauer vorüber, zum Bahnhof führt. Er trug ein Kofferchen in der hand, schwarz gestrichen, wie es die Rekruten mitnehmen. Wer ihn grüßte — und es sind ihm Sabriksarbeiter begegnet — von dem wendete er sich ab. Bei seder entlaubten, besenhaft häßlichen und mit ihren dürren Zweigen klappenden Pappel machte er halt, als müßte er Baum für Baum zählen und von sedem einzelnen Abschied nehmen für immer.

Ju Nacht aber klopfte, da der Jug gegen Wien abgegangen war, ein Bub stark an das Senster der Ludmilla, die mit ihren Gedanken wach lag: Gregor Gazda lasse ihr sagen, er sei fort für immer und sie ihres Wortes ledig . . .

* * *

Das Eigentum des Gregor Gazda ist verkauft worden. Er selber hat sich nach Wien gewendet, in der großen Stadt untertauchen und verschwinden, nachdem er in der heimat nicht mehr bleiben konnte.

Es ist ihm nicht leicht geworden, sich zu behaupten. Aber, so ein bedürfnisloser und arbeitsamer Mensch ist nirgends verloren. Einen Weg wies ihm ein Candsmann, wieder einen erriet er oder entdeckte ihn selbst. Nach mancher Rackerei sand er endlich durch Gönnerschaft die Stellung als Bahndiener, die seinen Ansprüchen und seinen Sähigkeiten gemäß war. Nun hatt' er's zu was gebracht; er war doch Beamter geworden. Sich vollkommen glücklich zu fühlen aber hinderte ihn zweierlei. Denn er litt sehr an heimweh. Und die Sehnsuch nach seinem Weib war unbezwinglich in ihm, desto heftiger, je besser es ihm erging.

Er hörte auch manchmal etwas aus der heimat. Es tam neuer Juzug, der sein Glück in der großen Stadt versuchen wollte, gleich ihm, wendete sich an ihn

um Rat und Hilfe, brachte Post und ließ hernach den dienstbereiten, aber ungeselligen und ängstlich sparsamen Menschen wieder stehen. Denn er kniderte weiter; aus Gewöhnung und aus dem Vorgefühl, als könnt' ihm einmal jeder Kreuzer wichtig werden und Dienste leisten. Übrigens richtete er sich ganz behaglich ein und lernte für sich, was er begreifen konnte.

Was er von seinem Weib vernahm, betrübte ihn aber sehr. Sie hatte sich richtig mit dem Isamal zusammengetan und benahm sich seinen Kindern gegenüber, wie man sich's von ihr nur erwarten konnte. Auch hatte sie einen Jungen, den sie auf Gregor taufen ließ. Das rührte ihn nach seiner sehr weichen Art wie ein Jeichen herzlichen Erinnerns, dessen er sich kaum mehr versehen hätte. Aber, sie mußte sich mehr schinden, als ihr bekam. Und sie war niemals so recht gesund und der Isamal hatte sie wohl gern, aber tun konnt' er in seiner Armut nichts für sie.

Es waren hernach noch Kinder gekommen, aber sie waren ihr nicht geblieben auf der Erde. Und auch sonst war es ganz klar, woran sie litt. Denn natürlich stand das ganze Dorf jetzt zum Gazda und gegen sie und den Mann, mit dem sie nun lebte. Das erträgt sich in Gedanken sehr leicht; in der Wirklichkeit aber erdrückt es auch den Stärksten. Und, nachdem ihre Sehnsucht nun einmal gestillt war, so mußte die Ludmilla oft des Gewesenen gedenken und des Mannes, der sie so sehr gerne gehabt, daß er um sie alles aufgab und sich sogar aus ihrem Leben einfach wegstahl, als kein Raum für ihn darinnen war.

So begann sie zu siechen. Es lag zu viel auf ihr und es lastete in ihr zu schwer. Und sie war zu weich. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart wurde sie zermahlen und begriff mehr und mehr, was sie besessen und hinwerfen gemußt, weil sie nichts gegen sich konnte, und daß sie denn doch in einer richtigeren Che gelebt, als sie vermeint.

Der Gregor verstand sehr wohl, was sich in ihr begab. Denn er hatte Zeit genug, über sie nachzudenken. Und er hätt' ihr so gern geholsen. Denn ihm selber war ewig bang nach ihr und es freute ihn nichts, ohne sie. Und endlich hielt er's nicht mehr aus. Er setze sich hin und schrieb einen Brief, so gut und so herzlich er's konnte. Es ginge ihm gut in der Stadt. Und was er verdiene, reiche. Und was war, das sollte vergessen sein, und hier, wo sie niemand kenne, hier werde sie nichts und niemand daran erinnern. Nur zu ihm kommen möchte sie und das Kind mitbringen. Denn nun, wo er so allein zu altern begann, nun war auch in ihm der Wunsch nach Jugend um sich lebendig geworden.

Dieser Brief treuzte sich mit einer amtlichen Mitteilung. Ludmilla Gazda war gestorben und begraben. Er war tief erschüttert. Er machte sich Vorwürfe über sein Zögern. Diesleicht, wenn er sich früher entschlossen hätte, war ihr zu helsen gewesen.

Und noch etwas hob sich in ihm. Das Kind! Was sollte mit dem Kind werden, um das sie alles hingegeben? Sollte das unter Stiefgeschwistern aufwachsen, das Jüngste, Schwächste und Wehrloseste, zurückgesetzt und bemakelt schon durch seine Geburt?

Er wußte nicht, daß es ihm nach den Gesetzen gehöre. Er fühlte nur die Derpflichtung gegenüber der Coten, es nicht verwahrlosen zu lassen, sich gegenüber, zu retten, was von ihr übriggeblieben war. Er suhr sich über die Stirn, wie einer, der aus dem Schlaf zum Cag und seinen Pflichten erwacht: "Halt, so wird man noch einmal nach haus' sahren müssen", flüsterte er, "und den Ilamal wird man bitten müssen um den Buben". Und er biß die Jähne zusammen im Gefühl des gegenwärtigen Schmerzes und der kommenden, unentrinnlichen Demütigung.

Der Entwurf eines Gesetzes zum Schutze österreichischer Auswanderer.

Don Dr. Ernft Frang Weifl.

Im Mittelalter galten überall entweder dirette Derbote der Auswanderung oder ber Dermögensexportationen, die um so unsittlicher waren, als sie nicht etwa aus Rücksichten auf die Wehrtraft des Staates bervorgingen, sondern zumeist aus fiskalischen. Der westfälische Friedensschluß ließ bloß aus religiösen Gründen, aber auch nur gegen Entrichtung einer Nachsteuer, eine Auswanderung zu. Wie auf so vielen Gebieten die Franzosen Befreiung brachten, so war es auch die frangofische Gesetzgebung im porletten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts, welche die chinesische Mauer, die siskalische Habsucht oder Surcht vor politischer Aufklärung um einzelne Staaten gebaut und zäh verteidigt hatte, in Bruche schlug. Im Jahre 1789 wurde in Paris die Auswanderungsfreiheit als Grundrecht des Menschen erklärt. Zögernd und nur stüdweise die fiskalische Schraube nachlassend, folgten die deutschen Staaten. Erst im Jahre 1815 wurde daselbst die "Nachsteuer" (gabella emigrationis) für den Sall aufgehoben, als das Dermögen des Auswanderers in einen anderen deutschen Bundesstaat überging, und im Jahre 1817 der "Abschoß" (gabella hereditaria) befeitigt. Rechtlich suchte man die Auswanderungsgabella damit zu begründen, daß "ein begütertes Mitglied des Gemeinwesens sich diesem nicht entziehen burfe, ehe es einen Teil seiner Guter zur Bezahlung der allenfalls porhandenen gemeinen Schulden zurückliek". Erst 1848 proklamierte die deutsche Nationalversammlung die Auswanderungsfreiheit. Der vorzeitige Schluß dieser Versammlung machte jedoch der Beratung eines einheitlichen Gesethes ein Ende. Die reichsgesetzliche Regelung des Auswanderungswesens erhielt ihren eigentlichen Anstof erst im Sebruar 1878 durch den vom deutschen Reichstagsabgeordneten Dr. Knapp vorgeschlagenen Entwurf, der dann in der Solge, freilich nach mancherlei Abanderungen, endlich zum Gesetze vom 9. Juni 1897 führte.

Österreich anerkannte im Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867 die Freiheit der Auswanderung mit den Worten: "Die Freiheit der Auswanderung ist von Staats wegen nur durch die Wehrpslicht beschränkt. Absahrtsgelder dürsen nur in Anwendung der Reziprozität erhoben werden." Hiedurch wurden das Auswanderungspatent vom 24. März 1832 und die durch politische Normen begründeten siskalischen und privatrechtlichen Anordnungen,

3. B. über den Verlust der väterlichen Gewalt, über die Entziehung des Noterbepflichtteiles 2c. im wesentlichen beseitigt, doch nicht ganz aufgehoben, insbesondere nicht nach der staatsbürgerlichen und militärstrafrechtlichen Seite. Seither hat das Auswanderungswesen eine Regelung nicht ersahren. Wohl aber ist die Einreihung der Reisebureaus unter die konzessionierten Gewerbe erfolgt und sind durch das Gesetz vom 21. Jänner 1897 strafrechtliche Bestimmungen in bezug auf das Betreiben der Auswanderungsgeschäfte erlassen worden.

Der von der Regierung dem Abgeordnetenhause am 6. Dezember 1904 vorgelegte Entwurf umfaßt keineswegs das ganze Gebiet des Auswanderungswesens, sondern bezweckt ausschließlich den Schutz der Auswanderer. Die fast alljährlich sich steigernde Zahl der Auswanderer und die Tatsache, daß die meisten auf einer nicht genug hohen Stuse der Bildung und des wirtschaftlichen Dermögens stehen, um unberaten und unbeaussichtigt bleiben zu können, machte diesen Gesetzentwurf dringend notwendig. In der Generalversammlung des niederösterreichischen Gewerbevereines wurde als bestes Mittel gegen die Auswanderung die hebung des handwerkes, des handels und der Industrie empschlen und nachgewiesen, daß, je ärmer ein Cand an Industrie, desto größer sein Anteil an der Auswanderungsbewegung ist. Als schlagendes Beispiel kann hier angeführt werden, daß, während aus Frankreich in 84 Jahren nur zirka 410.000 Menschen nach Amerika auswanderten, Österreich-Ungarn in den letzten drei Jahren 491.330 (!) Menschen dorthin verlor. Leider sind die wirtschaftlichen und innerpolitischen Derhältnisse Österreichs und Ungarns nicht danach, daß ein bedeutendes Sinken der Auswanderung in nächster Zeit zu erwarten stünde.

Es lag die Annahme sehr nahe, daß Österreich und Ungarn, die durch das gemeinsame Zollgebiet und durch die gemeinsamen k. u. k. Dertretungsbehörden verbunden sind, das Auswanderungswesen durch ein inhaltlich in den Grundzügen gleiches Gesetz regeln würden. Dies ist aber nicht erfolgt. Ungarn, hat, ohne Einvernehmen mit der österreichischen Regierung und ohne die andere hälfte der Monarchie zu berücksichtigen, die Auswanderungsverhältnisse innerhalb seines Staatsgedietes durch den Gesetzsartikel IV, vom 11. März 1903, geregelt. Es ist hier nicht der Ort, um dem ungarischen Gesetz kritisch näher zu treten. Soviel sei aber gesagt, daß es, trozdem es das jüngste Auswanderungsgesetz ist, durchaus nicht auf der höhe der Zeit steht, weder in prinzipieller noch in gesetzstechnischer hinsicht. Diese höhe hat aber der österreichische Gesetzenwurf vollauf erreicht.

Dieser Gesehentwurf betrifft, wie bemerkt, nur den Auswandererschutz, der sich naturgemäß auf drei Phasen erstreckt, entsprechend den drei Perioden der Auswanderungsbewegung, nämlich auf die Anwerbung, auf die Beförderung und auf die Zeit nach dem Eintressen des Emigranten an dem Bestimmungsorte. Hiebei macht der Entwurf einen wirtschaftlich und sozialpolitisch höchst wichtigen Unterschied zwischen der Auswanderung von Lohnarbeitern und der von Ansiedlern, welche sich sowohl in ihren Endzielen als auch in ihren Antrieben wesentlich unterschen und für den Heimatstaat ebenfalls ungleiche Bedeutung besitzen. Der Entwurf solgt hier mit scharfer Beobachtung den Erscheinungen der österreichischen Auswanderungsbewegung, die zu einem erheblichen Teile eine sogenannte "Sachsengängerei" ist. Die Agrarverfassung Galiziens, die zur unglaublichen Bodenzersplitterung und zu Zwergwirtschaften führte, drängt die Mehrzahl

ber Bauern zu einem mit der eigenen Wirtschaft gang zusammenhanglosen Nebenerwerbe. Diesen sucht die Bevölkerung Galigiens bereits seit ungefähr 20 Jahren in der Cohngängerei, die fich teils auf das benachbarte Ausland, teils über die See erstrectt. In den Achtzigerjahren des porigen Jahrhunderts überfluteten die polnischen Saisonarbeiter Schlesien, Mähren, Ungarn und drangen bis zu Causenden nach Preußen, Rumänien und Rufland vor. Die Jahl der "Sachsengänger" betrug 3. B. aus acht Bezirkshauptmannschaften Galigiens im Jahre 1899, nach offigiellen Daten, die also um mindest das Dreiface erhöht werden können, 26.283 Menschen. Dmowski schakte sie 1900 auf zirka 100.000 Menschen, blok aus Galizien. Solange die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Arbeitern teine große war, besorgten die Vermittlung die sogenannten "Schlepper", die zumeist selbst ehemals Cohnganger waren. Mit der weiteren Entwicklung bildeten sich auf Seite der Unternehmer Arbeitsnachweis-Inftitutionen, auf Seite der Arbeiter eigene Agentien. Ähnlich entwickelte sich die Sache bei den Slowaken der mährisch-ungarischen Grenze, sowie auch in den nord- und südtirolischen Bezirken. Diesen Nahwanderungen folaten lodann die in die Ferne. welche wohl zum großen Teile lchon als ständige Auswanderung zu betrachten find. Die Auswanderung aus Südtirol, Krain und Galizien kann aber doch noch immer eine zeitweilige genannt werden gegenüber der dauernden aus Böhmen, Kärnten, Nordtirol und Oberöfterreich.

Der Entwurf hat daher sehr richtig die Anwerbung von Cohnarbeitern nach dem Auslande und jene behufs Ansiedlung im Auslande grundsählich auseinandergehalten und für erstere nicht bloß die Anwerbungsart des Arbeitgebers und der Agenten geregelt, sondern auch der Bildung von Arbeiter-Berufsgenossenschaften den Weg geebnet. Die Beförderung und der Schutz im Auslande ist dagegen für beide Arten von Auswanderer einheitlich sestgeseht.

Die wissenschaftlich geforderten Pringipien erscheinen im Entwurfe ebenso verwirtlicht, wie die anerkannten Detailmafregeln zum Schuße gegen Arbeits-, Ansiedlungsund Beforderungsunternehmer und deren Agenten, sowie gum Schutze auf der Reise und etwaigen Rückreise. Hiebei hat dieser Entwurf unerfahrene Arbeiter und Mädchen zu schüken nicht vergessen, zumal der schändliche Mädchenhandel, der insbesondere nach Argentinien und Brasilien schwunghast betrieben wird, eine spezisisch galizische Erscheinung ist. Kurz, der porliegende Entwurf entspricht der gestellten Aufgabe in vollstem Maße und wäre dessen schleunigste Annahme sehr erwünscht. Hiezu ist aber in Österreich eine regere Anteilnahme der Presse, der Industrie und Kaufmannschaft notwendig. Es ist nämlich eine traurige Catjache, daß selbst Interessentreise der Regelung des Auswanderungswesens teilnahmslos gegenüberstehen und die nationale Bedeutung der Bewegung fast noch weniger erfassen als deren internationale. Und da auch die österreichische Wissenschaft sich, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht mit dem Auswanderungsproblem beschäftigte, oder richtiger gesagt, nicht mit der öfterreichischen Auswandererfrage, so mußte der ministerielle Referent die schwere Aufgabe fast allein lösen. Es ist an der Zeit, daß sich wenigstens jeht Cheorie und Praxis vereinen, um für die notwendige Vollzugsvorschrift Materialien zu liefern; Österreich könnte sich dann der besten Auswanderergesetzgebung rühmen.

Chronif.

handel und Industrie.

Die gewaltige Zunahme der Macht des Staates, die stete Ausdehnung seiner Einsusssphäre macht vor den wirtschaftlichen Derhältnissen nicht halt. Mehr und mehr kehren wir zum System der staatlichen Bevormundung zurück, die sich in immer stärkerem Maße auch auf das Wirtschaftsleben zu erstrecken sucht. Der Protektionismus wird wieder zum herrschenden Prinzip, in der handelspolitik ebenso wie in der Politik für den kleinen Mann, der sogenannten Mittelstandspolitik, in der Sozialpolitik, in der Korporationsgesetzebung und selbst in den Reformplänen auf dem Gebiete des privaten Vermögensrechtes.

Es ist wohl tein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Entwidlung hand in hand gebt mit dem Anwachsen des agrarifden Einflusses, der Machterweiterung der bobenständigen Bevolterungsichichten. Denn bem aufmertfamen Beobachter unferes Wirtfcaftslebens tann es nicht entgeben, daß in der letten Zeit die agrarifchen Tendenzen eine viel stärtere Betonung als sonft und auch in größerem Mage als früher offizielle Anertennung finden. Die bisherigen Ergebnisse der handelspolitischen Kampagne, die wenigen in bie Offentlichteit gebrungenen Nachrichten über die handelsvertragsverhandlungen, die Regierungsvortehrungen anläglich der Durre des letten Sommers zeigen immer und immer wieder, wie fehr fich ber Einfluß der Agrarier verstärft. Das beutsche Beispiel einer strafferen Organisation der Candwirtschaft und der Durchfegung agrarifd-wirticaftlicher Intereffen im politischen Leben hat auch in Ofterreich beutlich nachgewirft; nur daß hier diefer Entwidlung geringere Gegengewichte entgegenstanben. In ber 1898 gegrunbeten öfterreichischen "Bentralftelle zur Wahrung der land- und forstwirticaftlicen Intereffen beim Abichluf von handels. verträgen" hat fich eine Gesamtorganisation der öfterreichischen Agrarier berausgebildet, welche, getragen von einer rudfichtslofen und geschickt geleiteten Agitation, bereits namhafte Erfolge aufzuweisen hat, Erfolge, die weit über das Gebiet hinausgreifen, das durch den Namen diefer Bentralftelle abgeftedt erscheint.

Einen haupterfolg haben die Agrarier in jungfter Jeit errungen, indem der bisberige Prafibent diefer Jentralftelle, Graf Serdinand Buquon, einer der fahigften Suhrer der öfterreichischen Candwirte, jum Aderbauminister ernannt wurde, gerade in einem der kritischesten Zeitpuntte der handelsvertragstampagne. Die österreichische Industrie, der das Schwierige ihrer Situation wohl gum Bewußtsein tommt, ift bemgegenüber über Anläufe, ihre Teilnahme am öffentlichen Ceben einheitlicher zu organisieren, nicht hinausgelangt und muß nach wie vor die Dertretung ihrer Intereffen an den maggebenoften Stellen der durch die politischen Derhaltniffe der letten Jahre in ihrer Macht so fehr verftartten Bureaufratie überlaffen. Dabei ift eine wirtschaftliche Sortentwidlung Ofterreichs in erster Linie doch nur auf dem Gebiete der Industrie dentbar. Sie ist es, welche berufen ift, ben groken Mehrbedarf des Staates für Militärlaften, erhöhte Verwaltungstoften, große Investitionen u. f. w. durch erhohte Steuerleiftung 3u beden; sie ist es, welche die im Bau befindlicen Alpenbahnen, die Triefter hafenanlagen, die projektierten Kanale alimentieren foll; die neuen sozialpolitischen Caften sind in erfter Linie ihr zugedacht.

Allerdings ift eine gewiffe Aufwärtsbewegung ber Industrie nach den Jahren 1900 und 1901, in denen die auf den Auslandsmärtten herrichende Krife ihre Schatten wenigstens in Sorm einer empfindlichen Stagnation auch nach Ofterreich herüberwarf, nicht zu vertennen. In diefem Sinne mag es zutreffen, wenn der neuernannte Sinangminister in seiner Budgetrede eine Dorwartsbewegung des Wirtschaftslebens im Jahre 1904 feststellt und das Mag diefer Entwidlung auch an ber bedeutenden Erbohung der laufenden Staatseinnahmen mißt, namentlich jener, welche von den wirtschaftlichen Derhaltniffen influenziert werben, wie die des Staatseisenbahnbetriebes, der Post, des Telegraphen, des Tabatgefälles und der Dertehrsgebühren. Ein minder hochgestellter Beamter des Sinangministeriums hat vor turgem die Volkswirtschaft Ofterreichs in den Jahren 1900-1904 an der hand der wichtigften statistis schen Siffern bargustellen versucht und ist gleichfalls zu dem Resultate getommen, daß unsere Dolkswirtschaft sich in einer aufsteigenben Linie bewegt. Diese wohl nicht ganz absichtslose Schilderung sucht darzutun, daß die ungünstigen Ericheinungen mehr ober minder auf zufällige, porübergebende ober von außenher tommen be Einfluffe gurudguführen find, mahrend ber Derfaffer aus dem programmäßigen Dorgehen der Regierung große Sortidritte und weitere Entwidlungsmöglichkeiten für die Industrie ableitet, so namentlich aus der höheren Inanspruchnahme ber heimischen Industrie für Staatsbauten bei Durchführung des Investitionsprogrammes der Alpenbahnen und Wafferstraßen. Er bleibt uns blog den Vergleich foulbig, in welchem Mage die Volkswirtschaft anderer Staaten fich in der gleichen Zeit emporgeschwungen bat. Mur bann, wenn man die Sortidritte Nordameritas in den letten Jahrzehnten, die toloffalen Errungen. schaften Deutschlands, aber auch jene Italiens, Ruflands, Englands, Japans u. f. w. 3um Dergleiche heranziehen wurde, wurde man zu einer richtigen Beurteilung beffen tommen, ob die ja zweifellos vor fich gegangene Weiterentwidlung Ofterreichs eine den Sortichritten der Weltwirticaft entsprechende ift, ob fie im richtigen Derhaltnis gur Bevolkerungsgunahme Ofterreichs, jum Anwachsen feiner Caften fteht u. a. m.

Wichtiger als die staatliche Sorberung war für unfere Induftrie zweifellos in den letten Jahren die Besserung der Konjunktur, die mit ben Derhaltniffen auf dem Weltmartte gufammenbangt. Allerdings zeigt fich hier die Ericheinung, die ja auch ihre Lichtseiten hat, daß wir von den großen Bewegungen auf demfelben nur in zweiter Reihe berührt werben. Wir nahmen nur geringen Anteil an dem machtigen Aufschwunge zu Ende des vorigen Jahrhunderts, hatten umgefehrt aber in den letten Krisenjahren etwas weniger zu leiden. Das laufende Jahr tann im allgemeinen als fein ungunftiges bezeichnet werden. In der Gifenindustrie ist die lang anhaltende Depression überstanden, und macht fich, besonders in den letten Monaten, eine ziemliche Steigerung bes Bedarfes bemerbar. Jum Teile hangt dieselbe gusammen mit der Erhöhung unserer Bautatigteit, die bereits im Jahre 1903 begann und im Jahre 1904 fortbauerte. Diese findet ihren Ausdruck auch in der stärkeren Beschäftigung der verschiedenen Baugewerbe, in der bedeutend erweiterten Ziegelproduktion und in dem befferen Geschäfte ber fonstigen Baumaterialienindustrien. Eine unserer wichtigften Industrien, die Certilinduftrie, verzeichnet im heurigen Jahre einen lebhaften Geschäftsgang, ber mit ben befferen Ernten der letten Jahre - die biesjährige allerbings ausgenommen -Jusammenhang zu bringen ift. Die Erfolge der einzelnen Unternehmungen in der Textilbranche werden freilich vielfach durch fpetulative Momente beeinfluft, die ihren Ausgangspuntt in der Art der Preisbildung des Rohmateriales haben. Der Kursfturg der Baumwolle in den jungften Wochen hat vielen Sabriten großen Schaben gebracht. Die großen Sallissements in diefer Branche, welche in letter Beit ben Gegenstand allgemeiner Erörterung bildeten, sind nicht als Zeichen der Lage der Industrie als solcher angusehen. Ihr hauptgrund wird in ben ungefunden, fpegififch öfterreichifchen Kredit- und Jahlungsverhaltniffen gu fuchen fein, welche, zwar nicht ausschließlich, aber boch in der relativ größten Ausdehnung, gerabe im Textilgeschafte angutreffen find.

Auf ein gutes Jahr bliden die Brauereien gurud, benen besonders der heiße Sommer gugute tam. Schwächer war die diesjährige Kampagne ber Juderfabriten, wenn fie auch gegenüber ber porjährigen eine Befferung aufwies. Der Budertonfum im Inlande ift bedeutend gestiegen, mahrend der Export abgenommen bat. Über ichlechte Beidäftigung im abgelaufenen Jahre flagt die Majdineninduftrie, auf die besonders die durch die Bruffeler Konvention geschaffene Cage ber Buderinbuftrie gurudwirfte. In der bereits von verschiedenen Unternehmungen aufgenommenen Erzeugung pon Dampfturbinen und Gasmafdinen, welchen Motorinftemen eine glangende Butunft prophezeit wird, icheint fich ihr ein neues großes Seld ber Entwidlung gu bieten. Wenig erfreulich ift auch die Cage des Waggon- und Cotomotivbaues, dem auch die teilweisen Dorausbestellungen des Staates nicht viel helfen tonnen. Ungunftig liegen noch die Derhaltnisse in der Kohlenindustrie, und zwar hauptsächlich in der Brauntohlenindustrie, wenn auch hier der Tiefpuntt überschritten ist. Auf die nord. westbohmische Brauntohlenindustrie hat unter anderem die Austrodnung der Elbe ungünstig eingewirft, welche die Kohlenausfuhr erschwerte.

Für die Konsumenten, besonders in der Residenz, hat die Dürre des Sommers, im Herbste die üble Folge einer empfindlichen Teuerung einer Reihe der wichtigsten Lebensmittel, wie Sleisch, Milch, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, gehabt. Inwieweit die Dürre und der gedietsweise gewiß vorhandene Misswachs die Teuerung voll zu rechtsertigen vermögen oder ob auch den Iwischen der dem von vielen Seiten zugeschriebene — Schuld daran trifft, ließe sich nur auf Grund eingehender Erhebungen entscheiden. Eine Rückwirtung auf die Industrie kommt der außerordentlichen Preissteigerung der Agrarprodutte sicherzu.

hauptfächlich leibet aber unfere Induftrie in ihrer Gesamtheit nach wie por unter ben

hohen Casten, welche der Staat ihr auferlegt, beffen Beispiel Cand, Gemeinden und sonstige autonome Organe folgen. Namentlich bem Sortfcritte der Affogiation steht die unverhaltnismäßig hohe Besteuerung der Attiengesellschaften entgegen. Durch einen fürglich im herren-haufe eingebrachten Gefegentwurf über Gefell-Schaften mit beschränkter haftung, ber im großen und gangen dem deutschen Gesetze über derartige Gesellschaften nachgebildet ift, foll den oft geaußerten Wünichen der Induftrie auf diesem Gebiete einigermaßen Rechnung getragen werden. Der Entwurf begünstigt die Umwandlung der offenen handelsgesellschaften in Gesellschaften ber ermähnten neuen Kategorie durch die Einführung der beschräntten haftung, die kleinerer Aftiengesellichaften durch den Wegfall der öffentlichen Rechnungslegung und durch bie Erleichterung der Steuerlaft. Es fann jedoch jett icon behauptet merden, daß das Entgegentommen in letter Begiehung ein gu geringfügiges und der gange Gefegentwurf giemlich ftart von fistalischem Geifte erfüllt ift, fo wie auch in der Ubertreibung der Staatstontrolle ein Mangel deffelben zu erbliden fein wird. Auch durch andere wirtschaftliche Gefetsentwürfe, welche die Regierung den Mitte November wieder gufammengetretenen beiden haufern des Reichsrates vorlegte, suchte diese - wie die einstweilen erfolgte Vertagung des Abgeordnetenhauses beweist, wohl vergebens - Arbeit für das Parlament zu ichaffen. Abgesehen von einem ziemlich nebenfächlichen Entwurfe über die Eintragung in das Handels- und Genossenichaftsregifter ift bier gu erwähnen der Entwurf eines Schedgefetes, burch welchen bem erhöhten Bedarfe nach modernen Jahlungsmitteln entgegengefommen werben foll, ein Gefegentwurf über die Einberufung der Glaubiger, der die Dorbeugung des Konfurses durch ein noch por Eröffnung bes Konfurses unter richterlicher Leitung burchzuführendes Ausgleichsverfahren anstrebt, und der Entwurf eines Befeges, betreffend den Schut der Auswanderer, der eine für Ofterreich besonders wichtige Bevölkerungs- und Wirtschaftsfrage berührt und u. a. auch für unseren haupthafen von Bedeutung ist.

Der Entwurf eines Automobil-Haftpflichtgesetzes stößt in den Kreisen der Automobilindustrie bereits jetzt auf lebhaften Widerstand, da er die Entwicklung dieser Industrie und damit eines Verkehrsmittels, dem die Zutunft gehört, zu bedrohen scheint.

Don besonderer Wichtigkeit ist die Dersöffentlichung des Regierungsprogramms für die Reform und den Ausbau der Arbeiterversicherung. Unsere Industrie hat besonders die Casten der Unfallversicherung bisher nur

schwer getragen, ohne daß diese jedoch anderseits zu einer befriedigenden Erfüllung der Aufgaben dieses Dersicherungszweiges führten. Auch die diesjährige Revision der Gefahrenklassifikation hat vielen Branchen nur neue Mehrbelastungen gebracht, wenn auch eine Erhöhung der Carife der Anstalten mit Erfolg abgewehrt wurde.

Der Ruf nach einer burchgreifenden Reform unserer Unfallversicherung war daher in industriellen Kreisen ein allgemeiner. Die Reformplane enthalten nun zwar weitgehende Derbesserungen des Snitems, indem die Krantenversicherung, die Unfallversicherung und die neu einzuführende Alters- und Invaliditätsversicherung in einen innigeren Konner gueinander gebracht und die Kranfenfassen gewissermaßen gur Grundeinheit gestaltet werden. Die Krankenversicherung selbst erfährt eine wesentliche Ausdehnung. Trop der namhaften Juschüsse des Staates zu der Alters- und Invaliditätsversicherung werden jedoch der Industrie aus der Gesamtreform wesentliche Mehrtosten erwachsen, wovon sie faum befriedigt sein wird. Die Arbeiterschaft wieder wird mit dem Ausmaß der Neuguwendungen taum gufrieden fein, namentlich aber gegen die Derminderung ihres Einfluffes in ber Derwaltung ber Derficherung, fpeziell der Krantentaffen, Stellung nehmen. Dem Neuaufwande der Industrie steht allerdings auf der anderen Seite eine gemiffe Entlaftung gegenüber insoferne, als sie bereits heute vielfach für ihre alten und invaliden Arbeiter aus eigenem Sorge trug, weiters auch insoferne, als namentlich in der Proving die Industrieunternehmungen die größten Steuertrager ber Gemeinden find, beren Armenlaft burch bie gefetsliche Surforge vermindert wird.

Es ist bei dieser Gelegenheit auf die nicht unwesentlichen Dericiebungen aufmertfam gu machen, die durch die foziale Berficherungsgefete gebung zwischen ben einzelnen Produttionszweigen felbft herbeigeführt werden, und welche noch eine nabere Untersuchung verdienen murben. Jene Zweige, bei benen ber Arbeitslohn einen geringeren Kaltulationsfattor bildet, jene alfo, welche relativ wenig Arbeiter beidaftigen und jene, welche mit niedriger qualifizierten Arbeitsfraften arbeiten, ferner die minder gefundheitsund unfallsgefährlichen Betriebe werden naturgemäß durch diese Gesetze weniger betroffen als andere. Da weiters die verschiedenen Arten von Renten fast durdwegs dem unmittelbaren Derbrauche gugeführt und nicht thefauriert merben. ftarten fie ben Konfum und ben Abfat jener Industrien, welche Gegenstände dieses unmittelbaren Derbrauches erzeugen. An großen Durchichnitten betrachtet, treffen beide Gruppen von Doraussetzungen gunächst bei der Produttion von Lebensmitteln verschiedenster Art, dann bei der Teztilindustrie zu. Diese Branchen werden also die neuen Casten nicht nur leichter tragen, sondern in gewissem Grade durch die Stärtung des Inlandsmarktes sogar einen Dorteil haben, während eine Derschiedung zu ungunsten der für dauernde Investitionen produzierenden Industrien eintritt. Nur sutzessive werden auch die letzteren ihre Mehrfosten überwälzen und wird wieder eine Ausgleichung eintreten. Am schwerken oder gar nicht wird dieselbe dei Industrien erssolgen, die einem Luzusbedarse dienen, was dem sozialen Gedanken der Gesetzebung jedoch nicht widerspricht.

Auf dem Gebiete der Gewerbepolitit gogert die Regierung einstweilen noch, den Sorderungen ber handwerkerparteien nach Derschärfung ber Dorfdriften über den Befähigungsnachweis vollauf Rechnung zu tragen, wenn auch die beguglichen Dorarbeiten bereits ein weites Entgegentommen ertennen laffen. 3m Dertehrsmefen bildeten neuerer Zeit die Derstaatlichung ber großen Privatbahnen, u. a. ber Nordbahn, die ihre Carife fürglich mehrfachen Reduzierungen bis auf das Niveau der Staatsbahntarife unterziehen mußte, den Gegenstand der öffentlichen Diskussion, ohne daß jedoch eine bezügliche ernste Magnahme augenblidlich in Aussicht stunde. Sur die Reorganisierung des öfterreichischen Clond und die Erneuerung des Subventionsvertrages desfelben wurden die nötigen Dorarbeiten begonnen.

Alle dieje einzelnen Gegenstande der Gefengebung werben unwesentlich gegenüber ber hauptfrage des Sunttionierens der Gefet. gebung überhaupt. Sollen auch nach dem Dorhingesagten einzelne positive Sortschritte in unserem Wirtichaftsleben nicht geleugnet werben, so ist doch mehr als beren Mangel die Surcht por den hemmungen gu beflagen, die dieselben in Jufunft gufolge unferer innerpolitifchen Derhältniffe und der badurch bedingten Schwierigfeiten unserer internationalen Lage bedroben. 3wei Fragen sind es, die hier hauptsächlich in Betracht tommen: unfer Derhaltnis gu Ungarn und unfere handelspolitischen Beziehungen gum Auslande. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß felbst diese gragen, wenigstens soweit es fich um die Betätigung lebhafteren Intereffes weiterer Bevollerungsichichten bafür handelt, por ben Sorgen bes taglichen Lebens gurud. treten, die bei dem Kaufmanne ebenso wie bei den anderen Berufsitanden die Sorge um die Butunft in den Bintergrund drangen. Jedoch wenn es auch richtig ift, daß Dertehrswesen, Steuern, Kartelle beute ben Martt in nicht minderem Grade als die Handelspolitit beeinflussen, so verliert diese, gu der wir in Ofterreich in weiterem Sinne auch den Ausgleich mit Ungarn zu rechnen haben, teineswegs an ihrer hervorragenden Bedeutung für viele Produttionszweige.

Der Ausgleich mit Ungarn sollte im Jahre 1903 abgeschlossen, der autonome Zolltarif in beiden Staaten Gefet geworden fein, wenn es den Regierungen nach den im Jahre 1899 in Ofterreich und Ungarn geschaffenen regiproten Gefeken, beziehungsweise der fogenannten Szellfchen Klaufel erlaubt fein foll, über das Jahr 1907 hinaus den Auslandverkehr durch handelsverträge zu regeln. Jene Voraussenungen sind nicht erfüllt worden und die politischen Derhaltniffe diesseits und jenseits der Ceitha laffen es mehr als zweifelhaft erscheinen, ob sie überhaupt erfüllt merben. Mur eine bescheibene Befriedigung tann es babei gemahren, daß ber gegenwärtige ungarifche Minifterprafibent gelegentlich erflärte, sich nötigenfalls über die aus jener Sormel entspringenden staatsrechtlichen Bedenten hinwegfegen zu wollen. Jedenfalls hofft aber das Gros der Interessenten, daß es den Staatslentern hier und bort benn doch in irgend einer Weise gelingen werde, bas gu erreichen, was die unbedingte Notwendigkeit für das wirtschaftliche Gebeihen beiber Reichsteile barftellt, eine wirtschaftliche Einigung auf irgend einer Basis und daran anknupfend die Regelung unserer handelspolitischen Begiehungen gum Auslande.

Daß dabei fortwährend eine Reihe von Nebenfragen mitlaufen, für die das Justandetommen einer wirklich gesehmäßigen Einigung zwischen Ofterreich und Ungarn von größter Wichtigfeit mare, ift wohl felbstverftanblich. Abgesehen von der Beitragspflicht gu den gemeinsamen Staatslasten, die einstweilen immer wieder durch taiferliche Entichlieftungen ohne weiteres Eingeben auf die durch die Derschiebungen der letten Jahre geanderte finanzielle Tragfähigkeit ber beiben Staaten verteilt murben, haben fich in letter Beit die Differengen gwischen buben und druben auf wirtschaftlichem Gebiete wesentlich vermehrt. So bildete die Verteilung der Beereslieferungen einen hauptstreitpuntt, ber in Ofterreich felbft gu perfonlichen Differengen 3wifden dem Ministerprafibenten und hervorragenden Reprajentanten der Industrie führte. Durch die der Santtion der Legislative entbehrende Auflegung einer Surtage auf Juder bei der Einfuhr nach Ungarn, die nach anderen erfolglosen Dersuchen, die Konsequengen der Bruffeler Konfereng unferen Derhaltniffen gu adaptieren, eingeführt murde, haben sich weite Kreise mit Recht als gegen eine teilweise Aufbebung ber wirticaftlichen Greigugigfeit gwifden Ofterreich und Ungarn gewendet.

Während das Monroe-Prinzip bereits längst in Ungarn von privaten und öffentlichen Stellen

unter Patronang der Regierung selbst in immer ftarterem Mage gur Anwendung gebracht wird, hat man versucht, auch in Ofterreich, so namentlich in Müllertreisen, eine Attion gu gunften ber öfterreichischen Waren gu entfalten. Crop aller diefer fich verschärfenden Gegenfage, trot des Mangels gesetzlich fundierter Derhältnisse hat fich jedoch das Gefühl der wirtichaftlichen Bufammengehörigfeit ber beiben Reichshälften bisher immer noch in foldem Mage erhalten, daß ihm gegenüber alle diefe Differengen in ben hintergrund treten und nicht nur in ben makgebenden Kreisen in Wien und Budapest, sondern auch in ben breiten Bevolterungsschichten huben und drüben der Glaube wenigstens an eine einstweilige Aufrechterhaltung diefer Jufammengehörigfeit noch ein ziemlich reger geblieben ift.

Ohne Rudficht auf die entgegenstehenden Bestimmungen sind benn auch die beiderseitigen Regierungen an die Regelung jener Angelegenbeiten herangetreten, die der Monarchie dem Auslande gegenüber bisher gemeinfam waren und hinfichtlich berer bas Ausland auf unfere internen Derhaltniffe feine Rudlicht gu nehmen braucht, ober vielfach auch feine Rudficht nehmen fann.

Die Monarcie bat, und zwar namentlich auf Andrangen der ungarischen Agrarier, vor Jahresfrist ben handelsvertrag mit Italien gefündigt und ein Dropisorium für die ersten neun Monate des Jahres abgeschlossen, durch welches die bisherige Bevorzugung des italienischen Weines, die sogenannte Weinzollflausel, beseitigt wurde. Im September dieses Jahres gelang es unseren Unterhandlern, ein neues Provisorium zustande zu bringen, das bis zum Ende dieses Jahres dauert und als dessen wichtigster Punkt wieder die Beseitigung der Weinzollflaufel erfceint. Nur ein beschränftes Quantum italieniicher Weine wird in dem furgen Zeitraume vom 15. Ottober bis zum Schluffe des Jahres zugelaffen. Gleichzeitig wurde ein neuer Dertrag vereinbart, ber eine Begunftigung italienischer Weine überhaupt nicht mehr enthalten foll. Was die übrigen Bestimmungen dieses Vertrages betrifft, fo werden diefelben vorläufig noch geheimgehalten, doch durfte im wesentlichen die Erhaltung unferer Ausfuhr von Golg und Dferden. ber zwei wichtigften Ausfuhrartitel nach Italien, burch Gestattung der gollfreien Einfuhr italieniicher Agrumen erfauft morben fein. Die Dereinbarungen über die Industriegolle hier und in Italien dürften freilich noch mancherlei Uberrafdungen bringen, wenn ihnen auch eine ausichlaggebende Bedeutung für unferen Gefamtvertehr mit Italien taum gugufdreiben fein wird.

Außer dem Vertrage mit Italien läuft unser Dertrag mit Bulgarien, auf Grund ber Kündigung dieses Candes, am 13. März des

Jahres 1905 ab. Auch die Schweiz hat unseren Dertrag mit ihr am 19. September auf ein Jahr gefündigt. In Dertragsperhandlungen mit diesen Staaten ist Ofterreich bisher nicht eingetreten. Die wichtigfte handelspolitische grage für Ofterreich bildet der handelsvertrag mit Deutschland, wohin wir 1903 um 1024 Millionen Kronen Waren, d. i. fast 46 Prozent unserer Gesamtausfuhr ausführten, und woher wir um 706.6 Millionen Kronen Waren, d. ist 361/2 Prozent unserer Gesamteinfuhr importierten. Deutschland hat bereits Verträge mit Rukland. Italien, Rumanien, Serbien, Belgien und der Soweig abgeschlossen und muß, bem Derlangen feiner Agrarier Solge gebend, trachten, feine handelsvertrage ehemöglichst vor den Reichstag ju bringen, um ber Abficht gerecht werben gu tonnen, dieselben mit 1. Janner 1906 famt und fonbers in Wirkfamfeit gu fegen.

Da bei bem großen Umfang bes beutichen Derfehres mit Ofterreich-Ungarn das deutsche Dertragsspftem eine große Cude ohne den beutsch-öfterreichischen Dertrag aufweisen murbe, hat Deutschland in der letten Zeit das Zustandetommen dieses Dertrages mit aller Macht forciert, was darin seinen Ausbrud fand, daß ber beutiche Staatsfefretar bes Innern Dofabowsty sich zu Anfang November in Wien einfand, um hier, unterstütt vom Stabe feiner Unterhandler, die Dertragsverhandlungen felbit gu betreiben. Crog diefes perfonlichen Einfages eines der führenden deutschen Staatsmanner ergaben fich folde Schwierigfeiten, daß es befanntlich Ende November zum Abbruch der Derhandlungen und zur plöglichen Abreise der beutschen Unterhändler fam. Unmittelbar barauf machte sich die Diplomatie daran, die taum jemals gang geriffenen Saben wieder fester zu inupfen. Ihre Bemühungen waren von Erfolg begleitet und wurden die Derhandlungen in der Weihnachtswoche in Berlin wieder aufgenommen.

Die Ursachen, die zu dem ersten Scheitern ber Negoziation geführt haben, sind hauptsächlich in bem Widerstande ber beutschen Candwirte gegen alle wichtigeren Kongessionen für Ofterreich-Ungarn zu suchen, fo daß die deutschen Unterhandler mit ziemlich gebundenen Banden nach Wien tamen. Namentlich fordern die beutschen Agrarier mit allem Nachbrude ben Ausschluß des öfterreichischen Diehimportes, gu welchem 3wede nicht handelspolitische Mittel, fondern veterinarpolizeiliche Dorwande angewendet werden, wogegen Ofterreich-Ungarn großes Gewicht auf die Erhaltung feiner Diebausfuhr nach Deutschland und bemgufolge auf Buftanbetommen einer entfprechenben Deterinartonvention legen muß.

Daneben spielt eine große Rolle die Frage unferer Ausfuhr von Gerfte nach Deutschland, die besonders dadurch eine Komplitation erfahren hat, daß Rukland von deutscher Seite eine Ermäßigung für Suttergerfte eingeräumt wurde. Don noch einschneibenderer Bedeutung als die Frage der Gersteausfuhr ist jene der Ausfuhr von Malg, beziehungsweise des deutschen Bolles für Maly und der Spannung der deutschen Jollfane für Gerfte und Malg. Die Jahl ber Schwierigkeiten ift damit noch nicht erschöpft, und finden fich folde auch in anderen Puntten, wie bei der Ausfuhr von holg, hopfen und anderen Naturprodutten und wie endlich bei zahlreichen Industrieartiteln, für welche die beiderseitigen neuen autonomen Carife eine fehr durchgreifende Spezialifierung vorgenommen haben. Auf letterem Gebiete wird die Differeng allerdings leichter übermunden werden tonnen, wenngleich heute bereits anzunehmen ist, daß auch beim Juftanbetommen bes neuen Dertrages vielfach Sollerhöhungen werden besteben bleiben.

Auf dem Gebiete der Handelspolitit ift noch ein Spezialereignis diefes Jahres gu erwähnen. Geftütt auf eine vielleicht etwas gezwungene Auslegung der bestehenden handelsvertrage hat unfere Regierung, agrarifden Wünschen entsprechend, und gur Abhilfe gegen bie durch die Durre des heurigen Sommers hervorgerufene Sutternot, deren Umfang jedoch zweifellos vielfach übertrieben murbe, ein Ausfuhrverbot für Suttermittel erlaffen. Dasselbe ist nicht ohne Solgen für einzelne Industrien geblieben, wie für die Mühlen hinfictlich ihres Kleiegeschäftes, für die Brauereien hinsichtlich der Trebern, besonders aber für die Olpreffereien, die mit dem Abfage ihrer Olfuchen auf das Ausland angewiesen sind. Dem Verbote ber Ausfuhr von Suttermitteln ist zum Teil auch die wesentliche Derschlechterung unserer handelsbilang in den ersten zehn Monaten dieses Jahres zuzuschreiben, an der allerdings noch andere Umftande, namentlich der Rudgang unferer Buderausfuhr - eine Solge ber Bruffeler Konvention — fauld tragen.

Die Brüsseler Zuderkonvention hat auch auf anderem Gebiete weitgehende Solgen gehabt. Sie hat gezeigt, daß wenigstens für nationale Kartelle die Schutzölle eine der wichtigsten Grundlagen bilden. Bald nach Ermäßigung des österreichischen Zuderzolles, mit Ende August 1903, trat das Zuderkartell außer Wirksamkeit. Das Verkaufsbureau der Zuderraffinerien wurde am 1. Ottober des laufenden Jahres aufgelöst. Ewurde sich on früher die bedeutsame Rolle gestreift, welche in der Wirtschaftsgeschichte der Gegenwart neben den Zöllen den Kartellen zusommt. Eben geht in Amerika das Korporationsbureau daran, über den Gegenstand neue Erhebungen anzustellen. Nach der Wahl Roose-

velts scheint es, als ob man wenigstens den großen Derfehrstrufts ernftlich an den Ceib ruden wollte. In Deutschland wird berzeit ber Kartellfrage eine genaue Untersuchung gewidmet, die aber in den hauptpuntten taum viel Neues mehr zutage fördern wird. Im September hat auf öfterreichischem Boben, in Innsbrud, eine hervorragende wiffenicaftliche Körperschaft, ber beutsche Juriftentag, sich mit diesem Thema beschäftigt und ist unter der Sührung makgebender Derfonlichkeiten gu bem namentlich für Ofterreich wichtigen Schluffe gelangt, daß die rechtliche Suläffigfeit ber Kartelle anzuertennen, daß eine Sondergesetzgebung gegen dieselben zu verwerfen, und daß ein Einschreiten gegen eventuelle Auswüchse und Ubergriffe der Kartelle ins Gebiet des burgerlichen Rechtes auf Grund allgemein privatrechtlicher Normen gu verweisen fei. Dorläufig find gesetgeberische Schritte binfictlich ber Kartellfrage allerdings taum zu erwarten. Dagegen macht auch bei uns die fartellmäßige Organisation der Industrie namhafte Sortschritte, die teilweise selbst schon bis zu einer gewissen Abnlichfeit mit ben Truftorganisationen ber hauptindustrielander führen. So hat sich in letter Seit die Dereinigung der Prager Gifeninduftriegefellicaft mit der bohmifden Montangefellicaft vollzogen, wodurch zwei der wichtigften Glieder bes im Jahre 1902 wieder erneuerten Gifenfartells ihre ohnedies führende Stellung noch perftartt haben. Groke Bedeutung tommt auch der gleichfalls im Berbst dieses Jahres zustande gebrachten Intereffengemeinschaft vier der größten bohmischen Maschinenfabriten zu, wenn auch noch abzuwarten fein wird, ob es tatfachlich gelingt, ber großen Konfurreng ber in ihrem Martt arg beschräntten öfterreichischen Maschinenindustrie abzuhelfen, den Mangel an Spezialisierung, unter dem diese Industrie leidet, wenigstens einigermaßen zu beseitigen und eine gemiffe Dereinfachung in der Dermaltung diefer Sabriten, wie 3. B. hinfictlich bes haltens eigener Bureaus für die Ausarbeitung von Planen, Konfurrenzbeteiligungen u. dgl., herbeizuführen.

Auch auf dem Gebiete der Elettrizitätsindustrie sind bemerkenswerte Sortschritte der
Organisation zu verzeichnen, so die Vereinigung
der Siemens- und Schudert-Werke, der Union-Elettrizitätsgesellschaft mit der allgemeinen Elettrizitätsgesellschaft. In der chemischen Industrie ist das Justandekommen eines internationalen Kartells hervorzuheben, nämlich die Vereinigung der Attengesulschaft für chemische Industrie in Wien, die bereits ein Kartell der Ssterreichischen Leimfabriken darstellt, mit der Attiengesellschaft für chemische Produtte, vormals H. Scheidemantel in Landshut. Nach vielen Jahren schlechten Geschäftsganges hat sich heuer die österreichische Gummiindustrie fartelliert und bemerkenswerterweise, um dem österreichischen Koalitionsgesetz zu entgehen, den Sitz des Kartells nach Berlin verlegt.

Eine Bebeutung eigener Art hat das um die Mitte des Jahres erfolgte Zustandekommen einer festgefügten Organisation der Petroleumindustrie für Exportzwede. Gestüht auf die planmäßigere Ausbeutung unserer reichen Petroleumquellen, die in den sehten Jahren eingeleitet wurde, und auf das Inlandskartell will sie auf dem Weltmarkte, namentlich in Deutschand, den Kampf mit dem bisher allmächtigen amerikanischen Trust aufnehmen.

Schwieriger gestaltet sich die Kartellierung in der Certilindustrie. Jedoch sehlt es auch hier nicht an Bestrebungen, Preisvereinbarungen zustande zu bringen oder doch Konditionenstartelle abzuschließen, um den ärgsten schon an anderer Stelle erwähnten übelständen vorzubeugen. Mit Erfolg ist hier die österreichische Baumwollspinnerei vorausgegangen, die sich auch lebhaft an den internationalen Bestrebungen der europäischen Spinner beteiligt, durch eine starte Organisation den Spekulationsausschreitungen des amerikanischen Baumwollhandels entgegenzutreten. Der diessährige internationale Spinnerkongreß in Jürich dürste diese Frage etwas weiter gebracht haben.

Die Schwierigfeit, für nicht zollgeschütte Artifel Kartellvereinbarungen zuwege zu bringen, zeigte fich u. a. in ber öfterreichischen Brauntohlenindustrie, wo die einige Zeit bestandene Sörberkonvention, die übrigens kein Preiskartell war, wieder in die Brüche gegangen ist. Bemertenswerte Dereinbarungen find auf dem Gebiete des Derkehrswesens, und zwar auch mit internationalem Charafter entstanden. So zwischen ber vereinigten öfterreichischen Schiffahrtsgefellichaft. Austro-Americana und ben beiben großen norddeutschen transatlantischen Linien, welche fich finangiell an erfterem Unternehmen beteiligten. Eine Ergangung nach gewiser Richtung haben diese Dereinbarungen in letter Beit durch die Beilegung des sogenannten Schiffahrtsfrieges, beziehungsweise die Einigung zwischen den führenden tontinentalen Schiffahrtsgesellschaften und der Cunard-Line erfahren. Einer poolartigen Dereinigung, des Clond mit den dalmatinischen Reedern, die Ende Ottober guft ande tam, verbanten wir, daß ab 1. Janner 1906 eine vollständige Reorganisation des dalmatinis ichen Schiffahrtsbienftes eintreten foll. Diefe Dereinigung bafiert darauf, daß die Einnahmen zusammengeworfen und auf Grund eines, die Sahr- und Frachtleistung berudfichtigenden Schlüssels zwischen bem Clond und ben Gefell. icaften aufzuteilen maren.

Bei den Verkehrskartellen bleibt allerdings der Jollschutz außer Betracht. Es wäre noch zu untersuchen, inwieweit nicht an dessen Stelle die Sondereigentümlichkeiten der betreffenden Unternehmungen, Privilegien aller Art, Staatsslubventionen u. dgl., treten?

Die eigentliche Bedeutung der verschiedenen besprochenen Dereinigungen zu beleuchten, ist hier nicht der Plat. Geht man aber näher auf ihren Ursprung und ihr Wesen ein, so zeigt sich, wie die Entwicklung der modernen Dollswirtschaft immer mehr die Interessenten selbst dazu drängt, auf statistischer, beziehungsweise auf wissenschaftlicher Grundlage die Organisation der Gütererzeugung, der Güterverteilung und in gewissem Sinne sogar des Bedarfes selbst in die Hand zu nehmen und ein Wirtschaftsspitem aufzubauen, das neben den Staat, beziehungsweise sogar über densselben tritt.

Aus dem Protektionismus heraus wird eine Bewegung geboren, welche schließlich unmittelbar, durch Forcierung der Exporte, oder mittelbar, wie im Brüsseler Zudervertrage, den Protektionismus selbst überwindet und ihrerseits wieder neue Entwidlungsmöglichkeiten der Weltwirtschaft schafft.

Dr. Mag v. Canenthal.

Besprechungen.

Ein öfterreicifches Novellenbuch. Die Self-made-men der Literatur sind perftummt! In der Stille, die dem Carm der Aufrührer gefolgt ift, werben wieber eble Stimmen mach. Auf dem Boden feinfter Tradition blüben Blumen, die Saiten der alten harfe flingen wieber. Ich lefe Otto v. Ceitgebs Novellenbuch "Bedrängte Herzen".* Der schlichte Titel deckt sich nicht mit dem Inhalt. Es sind Wanderungen im Seelenland, im "Reich des Unbegreiflichen". - "Seine Frau", die Introdut-tionsnovelle, ist die Geschichte einer Liebe über Tod und Grab hinaus, einer Liebe, die fich auf weißen Slügeln über die Grengen und Schladen der Menschheit hebt. Einer Liebe, die, erdgeboren, einem ichlichten Menichenherzen entstammend, eine Rose von Jerico, eine ewig blühende Blume wird. Aber um Leitgebs Kunft angufaffen, find Worte gu rauh. Man muß ihn felbst hören. Nicht als ob er fich in himmelblauem Afthetizismus erginge. In folichtem Alltagston fängt er an, die Stimme feiner Kunft ist zuerst leise, wie wenn der Klang einer Glode fich unter die Geraufche des Alltags mifcht. Aber eines nach dem andern verstummt, es wird Seierabend und die Glode flingt allein. Ceitgeb ift der Dichter der Rube, der Reife, des

^{*} Egon Sleifchel & Co. Berlin 1904.

Friedens. Der Cag, der Kampf, der Cebenslarm find ihm nicht fremd; er fcreibt Dinge, wie den troftlos bittern "Cegten Freund". Er fcreibt lächelnde Satiren und heißtemperierte Erlebnisse. Aber sein eigentlichstes Gebiet ift da, wo er sich wie ein fluger Regisseur hinter die Kuliffen feiner Candichaft verftedt, feiner Cand-Schaft des Friedens, in der Trauben und Weigen und Blumen gedeihen wie in der reigenden füdöfterreichifden Gefdichte "Das Gelübde". Seine Gestalten leuchten in der Sonne eines goldenen, eblen humors und die Geschehniffe quellen und bluben und wachfen im hauch einer wunderbaren Seelengute. Ein paar Zeilen aus einer feiner Geschichten werben mir lebendig, die ich auf fein Buch felbst anwenden und fo nachsprechen möchte: "Es schwebt darin etwas, was nicht in Ausdrude zu fassen ist, das aber menichliches Erleben gur Unfterblichfeit, gur Unverganglichfeit weiben fann." ħ. S.

Der Tillenberg. Ein Sagenschat aus dem Egerlande. Don Ernst Freimut. Mit einem Anhang und einer Kartenstigze. Wien und Leipzig 1904. K. u. t. Hofverlagsbuchhandlung Karl Fromme.

Unter allen Randhohen und Bergen des Egerlandes ift neben dem durch Goethe entbedten Kammerbuhl der Tillenberg, 339 m, so recht eigentlich der Sagenberg des Egerlandes. Uralt ift fein Goldreichtum. Schon 1230 bewilligt Konig Heinrich VII. dem Klofter Waldfaffen alle Abern und Gange auf Gold, Silber ober andere Metalle auf ben Gütern und Gründen des Stiftes (omnes venas et fossata auri vel argenti vel alterius metalli. Böhmer Reg. imp. V.) und die Acta Waldsass. verzeichnen fodinarum antiquissimarum insigna vestigia in Monte, vulgo Dillenberg. Noch im Jahre 1551 beabsichtigt ein gemisser Sebaftian Jur ein Goldbergwert zwischen Mugel und Neualbenreut aufzurichten und im XVII. Jahrhundert (zulest 1693) berichten die Stadtbucher des Egerer Archives von zahleichen Mutungen auf "Goldt, Silber, Edlgeftein, 3nn (= 3inn) und Kupfer". - -Es erregte nicht wenig Aufsehen, als vor einigen Jahren zwei unternehmungsluftige "Muter" aus Deutschland versuchten, ben verfallenen Stollen eines alten Goldbergwertes bei der Troglauer Mühle am Burgholz auf etwa 50 m wieder auszugraben, um die goldhaltige Quargader wieder gu erreichen. Analysen des Gesteines hatten einen ungewöhnlich hohen Gold. gehalt ergeben. Daß um einen folden Goldberg, um diese alten, verfallenen Stollen und verschütteten Schächte fich mit Dorliebe Sagen und Mothen ranten, ift flar. Insbesondere find es vier Sagentreife, die immer wiedertehren.

1. Die Sage von der einft mächtigen und reichen, aber durch Abermut und Sittenlosigfeit der Bewohner in die Ciefe versunkenen Cillenstadt, auf beren Umfang und Große noch Slurnamen bindeuten, mit allen auch fonft befannten Zügen von derartigen Dinetas: Sluch über die Stadt, Offnen bes Berges an gewiffen Tagen (Palmfonntag), Glodengeläute aus der Tiefe u. a. Die weitaus größte Jahl der Tillenbergfagen bezieht sich auf die versuntene Stadt. 2. Nicht minder gahl. reich sind die sogenannten Wahlen- und Denedigersagen, die auch im Sichtelgebirge, Erg. gebirge, harz vortommen und immer auf ebemaligen Gold- und Metallreichtum weisen, und die man verschieden zu deuten suchte (als alte bergbautreibende Doller oder Sagengebilde. hiezu vergleiche man Dr. heinrich Schurg: "Der Seifenbergbau im Erzgebirge", Stuttgart, Engelborn 1890 und "Unfer Egerland", VIII., 9). 3. Die Zwergsagen. Auch sie tommen häufig im Banntreis des Tillenberges vor, aber doch nicht so oft, wie am Kammerbubl. Auch die Swerge find Schapehuter und Wachter über Gold und edeln Gefteine, die gutig und boshaft mit den Menschen verkehren und auswandern, sobald die Menschen den Bergbau beginnen, beren hammern und Dochen fie nicht vertragen konnen. 4. Am schwächsten ist die Gruppe von Sagen über bergentrudte Geifter vertreten (im Berge haufende Kriegerscharen und heere, ahnlich wie im Ochsentopf im Sichtelgebirge, Knffhaufer 2c.). Immerhin sind auch die wenigen Sagen, die darauf hindeuten, fehr beachtenswert. Man sieht icon aus diefer Busammenstellung und Einteilung die bedeutende fagenbildende Kraft des goldreichen Tillenberges. Aber gu feiner literarifden Entdedung hat es lange gebraucht. Wohl sind mehrere Sagen icon frühzeitig über ibn in Kalendern aufgezeichnet worden, aber erft die dem alten, biederen "Schufternidl" abgelauschten elf Tillenbergfagen von R. Pensgl (in "Unfer Egerland", VII., 2, 13, 37) haben wieder mächtig anregend gewirft. Und nun tommt auch mit bem vorliegenden Buche E. Freimuts, ber ebenfalls im Bannfreis des Tillenberges aufgewachsen ift und aus eigenen Quellen icopft, eine ebenso icone als reiche Beimatsgabe, in ber Poefie und Sage fich aufs herzlichfte und innigfte vereinen. Der Sagenfang: "Konrad und Bilde" gibt die iconfte Cillenbergfage in einer Reihe prachtig gesehener und geschildeter poetischer Szenenbilder wieder, aus der besonders die Schilderung der alten Tillenstadt, das ungemein frifche und vollstumliche Maienfest und anderes hervorragen. Nur innigster Heimatsliebe tonnte ein so schöner Sang gelingen, seit langem das Beste in der sonst nicht armen Enrit des Egerlandes, eine Perle egerlandifcher heimatstunst. Daran schließt sich ein Verzeichnis von 50 Tillenbergsagen, für das wir besonders dankbar sind, denn es ist das erste Gesantverzeichnis der Tillenbergsagen überhaupt. Der Anhang bringt eine Beschreibung des Tillenberggebietes, den Versuch einer Deutung des Namens, eine begeisterte Würdigung seiner landschaftlichen Schönheit und überraschen Sernsicht, eine geologische Beschreibung, ein Quellenverzeichnis und eine Karte. Möge das prächtige Buch in keiner Egerländer Bücherei, in keinem Egerländer hause sehlen!

Alois John. Heinrich Mann: Slöten und Dolche. Novellen. Derlag von Albert Cangen in München, 1905. 143 S.

Was an Sinn für das farbige Ereignis, die handlung der großen Linie, das felbstandige Ceben feltener und blutrunftiger ober toft. barer Worte in deutscher Seele liegt, das hat heinrich Mann, forgfam behütet wie ein vom himmel gefallenes Symbol fünftiger Groke. nach Italien getragen, um es dort von einem gunstigeren Klima des Geistes ausreifen gu laffen. Die Luft an feltfamen Jufammenftellungen, bas Dergnügen an aufreigenden, von einem feinen Gehor unter einer Welt wogender Klange ausgewählten Disharmonien ist gewachsen. "Sloten und Dolche" beift dieser neue Novellenband, und man dentt dabei an ein antites Relief, in beffen Seld fich diefe nahe verwandten, ichmeichlerischen und gefährlichen Symbole unablaffig in immer neuer Anordnung folgen. Das Abenteuer ist das Wichtigste in diesem Ceben, das durchaus nicht so gleichmäßig und glatt nüchtern verfließt, wie es sich ber biebere Gevatter Meier daheim Sonntags beim Spaziergang por dem Core porftellt. Diefe Luft am kinematographisch bunten Geschehen zeigt sich beutlich in bem, wie eine bis gur außerften Grenge der Corsionselastigität gespannte Katapultensehne wirkenden "Drei Minuten-Roman". Nur ein gang unter bas Schidsal gebeugter Wille tann diefe Sulle ertragen. "Ein Gang vors Cor" gibt — geschlossen und herb wie ein Erzguß früher Meifter - (Paul Ernft fand ahnliche technische Künste wieder auf) - das noch deutlicher. Aber bann revoltiert bas Deutsche in Mann. Eigentlich: dies ist boch nicht unsere Art. Sich gegen das Schicfal aufzulehnen ist uns Pflicht und Genug. Aber wo diefe Priefter der Schonheit die harte Art ber Cat ergreifen sollen, da gittern fie, fo fehr fie fonft von Kraft und heroismus reden. In "Pippo Spano" finden sich die Kristalle dieses Niederschlags. Und so start ift hier die Erinnerung an den ersten Dertreter diefes iconrednerifden und von Effengen des Cebens truntenen Unpus, daß wir gur Uberzeugung tommen, hier habe Mann fein Problem so gesaßt: wie würde Gabriele d'Annunzio bestehen, wenn die hohen, heroischen Phrasen seines allzu üppigen Systems von Daseinsäkthetizismus ihn zwängen Ernst zu machen, anstatt der Flöten heißer, brünstiger Worte den talten Dolch der Cat zu ergreisen, wenn sein Weg zwischen den geschmüdten Säulen fortsührte und vor dem unerbittlichen Cor des Codes endete. Und die Antwort sautet, wie sie uns nur allzu wahrscheinlich ist. Er würde den Dolch wegwersen, ein armer, beschämter Komödiant, der sein Stichwort vergessen hat.

Brunn. Karl hans Strobl.

August Pauly: Aphorismen. Georg Müller, Leipzig.

Es ift wohl icon manchem paffiert, daß er in einer Ausstellung vor dem Portrat eines ihm gang Unbefannten unwillfürlich ausgerufen hat: Das ist ahnlich! Wir sagen in solchen Sallen fogar noch mehr. Wir verfteigen uns gu einem: Das muß ahnlich fein. Das ift ja eigentlich unfinnig, da wir ja gar teine Möglichfeit haben zu vergleichen. Wenn wir aber spater burch einen Jufall die Person tennenlernen, die das Portrat darftellt, feben wir, daß unfere Empfindung, die doch fo arg gegen die Logit gefündigt hatte, uns nicht getäuscht hat. Ebenso ergeht es uns hie und da mit einem Buch. Allerdings felten genug. Wir fennen ben Autor nicht, wiffen gar nichts von ihm und wir haben doch die bestimmte Empfindung: hier fagt jemand ehrlich bas, was er wirklich empfindet. Diefe Entruftung, diefe Begeisterung find echt, dieser Spott, diese überlegenheit sind nicht für die Gelegenheit angeschmintt, dieses Mitleid, diefer Dessimismus find nicht aus der Requisitentammer entliehen. Man fann fich allerbings auch fehr blamieren mit feiner bestimmten Empfindung, denn die Stilfunftler haben es in der Sertigfeit, Aberzeugungen glaubhaft porgutragen und die feinften Nuancen gu falichen, gu einer unheimlichen Dollendung gebracht. Auch ist es nicht so leicht, die Probe auf die Rechnung zu machen wie bei bem Portrat, benn wenn wir ben Autor auch spater tennen lernen, und es stimmt icheinbar, fo tonnen wir erft recht nicht miffen, ob unfere Empfindung uns nicht doch getäuscht hat. - Bei ben Aphorismen August Paulys habe ich die Empfindung gehabt, daß sie echt sind. "Echt" heißt in diesem Salle, daß man es nicht mit verdauten Cesefrüchten zu tun hat, nicht mit den zufällig gehörten Meinungen anderer, die haften geblieben find und eines Tages als eigene Einfälle gu neuem Ceben erwachen. Auf taltem Wege hergestellte Aphorismen, die der Autor aber mit vollem Recht als fein geiftiges Eigentum ausgeben tann, da ihm ihr Werbegang gu

unbekannt ist, haben immer etwas Fremdes, Konstruiertes. Die Aussprüce Paulys aber haben den Reiz des Persönlichen. Was in ihnen gesagt wird, ist schon oft gesagt worden, und es ist nicht weltbewegend, aber es scheint das Resultat eigenen Denkens, eigener Erfahrung, eigener Beobachtung zu sein. Und darum berühren einzelne dieser Sähe wie das abschließende Wort eines Gesprächs und man glaubt, auch Rede und Gegenrede zu hören, die dieses Schlußwort herbeigeführt haben.

O. Sch.

O. homberg und S. Jouffelin: Le Chevalier d'Eon. Paris, Plon.

Ein Jufall feste die Autoren in ben Befit vieler unbefannter Dofumente und der Korrespondeng dieses mertwürdigen Abenteurers, daß fie es icon wohl unternehmen tonnten, mit ihrer guten Arbeit die nicht fleine Literatur über den Chevalier zu vermehren, der feine unbedeutende Rolle in der Geheimpolitik Louis XV. spielte: und dies nicht nur wegen seines Calents zur Intrigue, das die damalige Politit von ihren Ceuten verlangte, als wegen bes furiofen Umftandes, daß Charlotte Geneviève Couise Auguste Andrée Timothée d'Con be Beaumont' jo Mann als Frau war, wie es ihm für feinen 3med pafte. Bei Elisabeth in Petersburg war er, der in Wirklichkeit ein Mann war, Frau, und ein Portrat zeigt ihn als Dame reiferen Alters, mit Vorteil befolletiert und in der Tracht der Marie Antoinette. In Condon ist er der — diesmal mannliche — Sefretar des Herzogs von Nivernais und leistet wichtige Dienfte im Friedensschluß von 1763. Der frangofifche Gefandte Graf Guerchy, ben er von Ludwig zu überwachen beauftragt ift, wird fein Seind fürs Leben, als er ihm auf seine Spionage tommt. Er fällt in Dersailles in Ungnade und eriliert nach England. Unter Louis XVI. tommt er als Frau nach Frankreich gurud und befommt eine fleine Penfion. Als er sich einmal als Mann anzieht, tommt er dafür ins Gefängnis. 1789 ift er wieder -»La citoyenne Geneviève d'Eon« - in Condon. Dergeblich sucht er fein Doffier geheimer Schriftstude zu vertaufen - sie waren alle aus ber Zeit ber Konige, die nun auch ohne Atten erledigt wurden - und macht ichlieflich einen Sechtfaal auf, wo "fie" gegen die beften Sechter von Condon glangend besteht. Arm und verlaffen beschloß d'Eon im Jahre 1810 eine Existenz, die wohl nur in diefer Gesellicaft des XVIII. Jahrhunderts möglich war, die dem Abenteurer, der feine Sache auf fich ftellte, alle Bedingungen gab und fich gern von ihm bupieren ließ, weil es die kleinen Standale über alles liebte.

München.

Frang Blei.

Ofterreichisches statistisches handbuch für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder. herausgegeben von der t. t Statistischen Zentraltommission. 22. Jahrg. 1903. Wien, 1904. In Kommission bei Gerold & Sohn, 8°, 476 S.

Sür jedes statistische Amt gibt es zwei Pruffteine gu feiner Beurteilung, der eine ift ber Grad ber miffenschaftlichen Dertiefung bervorragender großer Erhebungen, und der zweite find jene statistischen Abrisse, welche alljährlich ericeinen und in gedrangtefter Weife einen 3ahlenmäßigen überblid über das gesamte staatlice Ceben geben. Ein derartiger ist das seit dem Jahre 1882 gur Ausgabe gelangende Jahrbuch ber t. t. statistischen Jentraltommission, vielleicht das befte der beftehenden, und längft ein notwendiger Behelf aller berjenigen, die an der Gestaltung der öffentlichen Dinge mitarbeiten oder sonft ihr eigenes 3ch und beffen Cebensiphäre im Jusammenhange mit dem großen Gangen zu betrachten gewöhnt ober genötigt sind. Der neue Jahrgang enthält als neue wertvolle Bestandteile mehrere Kapitel aus den großartigen Erhebungen, welche unfere amtliche Statistif in den letten Jahren gutage gefördert bat: Dolfszählung (Altersaufbau, Berufe, Arbeitslofigfeit), Grundbesithftatiftit und Betriebsgahlung. Serner find die Cabellen über Sorstwesen reicher ausgestaltet. Auch ist die Darftellung einiger Gebiete (Auswärtiger handel, Rechtspflege ic.) naber an die unmittelbare Gegenwart herangezogen worden und umfaßt hie und da sogar schon das unmittelbar vorhergehende Kalenderjahr. Die Sorm der Darftellung ift befannt und erscheint nabegu ganglich einwandfrei. Der Raum ift möglichft ausgenütt und alles Minderwesentliche beiseite gelassen, vielleicht, daß sich bei den Kapiteln Trauungen (S. 39), Universitäten und bei Bergbau zc., durch Weglaffung der Relativziffern und andere Anordnung manche Kürzung erzielen ließe. Das Snftem ift alterprobt und ermöglicht eine leichte Überficht. Allenfalls wurde es fich empfehlen, die jozialen Gebiete aus dem Abschnitte "Industrielle Derhaltniffe" herausgunehmen und in einem felbständigen Abschnitt gusammengufaffen; diefer batte bann Arbeiter - Unfalls - und Krantenverficherung, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigfeit zc. gu umfassen. Die typographische Ausführung ist ist im allgemeinen gang vorzüglich und ber Biffernfat, ungeachtet ber ungemeinen Sulle des Gebotenen, sehr flar, doch könnten Linienanwendungen nach Art der Seite 34 im Interesse ber Cesbarteit leicht vermieden werden, ebenso die Anwendung des fleinen Siffernletternmateriales auf 20 nacheinanderfolgenden Seiten (362 ff.). Im Interesse weiterer Kreise burfte es gelegen fein, wenn Nachweifungen über die Gewerbe- und Bergbauinfpettion, Gewerbeförderung, Gewerbegerichte, Schiedsgerichte, Arbeiter-Derficherungsanftalten, Genoffenicaf. ten, bann über Arbeiterwohnhaufer auf Grund ber biesbezüglichen Gefetgebung, Bautatigfeit, stäbtische Arbeitspermittlungsanstalten zc. in die Darstellung einbezogen und abwechselnd Graphita gu ben einzelnen ftatistischen Gebieten beigegeben murben. Wünschenswert mare es endlich, daß die Regierung durch eine ausreichende Subventionierung des Wertes die Möglichkeit gabe, das handbuch zu einem gang billigen Preis abzugeben und dadurch zu popularifieren.

Бтаз.

E. Mijdler.

Kleine Mitteilungen.

Alt-Wiener 3immerpflanzen. "Ein blubendes Balfaminitodlein" erbielt ber junge Kajetan Selber, wie er in seinen Dentwürdigfeiten mitteilt, einft von der Cante als Namenstagsangebinde. Die Wahl der Blume war tein bloker Jufall. Denn die Balfamine erfreute fich ihrer Anfpruchslofigfeit und Dantbarteit wegen bei unferen Dorfabren gang besonderer Beliebtheit. Ein paar Singer voll Samen, aufs Geratewohl in einige Blumentopfe geftreut, ergeben icon nach wenigen Wochen ben reichften. bunteften hochsommerflor. So fand fie Eingang bei den Armen und Armften der Großstadt, die sich um wenige Kreuger und falt ohne Mühe ein freundlich Studlein der fcwer entbehrten Gottesnatur in die Senfterluten ihrer niedrigen Wohnungen zauberten. Ob es überall in Wien fo mar, weiß ich nicht: aber in den westlichen Dorftabten und Dororten herrichte noch por zwei, brei Jahrzehnten eine mahre Leibenschaft ber Balfaminenzucht. Da gab es feinen Kriegsveteranen und fein ftridendes Mütterchen, feinen hungrigen flididneider oder Derlmutterdrechller. teine Weignaberin und feinen reiferen Schulbuben, der nicht fein "Balfaminftodden" betreute. Es war bei Gott nicht die verwerflichfte Sererei. Und gehörte es auch nicht gerade gu ben Annehmlichkeiten, wenn hie und da der laue Wasserstrahl, den boch oben bei offenen Slügeln ein Blumenliebhaber ungeschickt regierte. einem Passanten zwischen Rod- und halstragen hineinrieselte ober wenn fogar gelegentlich einmal ein Geschirr zerschellend auf bas Pflafter faufte - was man dafür jest aus den Staubtucern alles auf uns beutelt, ist momentan weniger fühlbar, im eigentlichen aber boch wohl weit laftiger . . . Sur die unterften Kreife icon ichwerer erichwinglich, tamen die Suchlien mit ihren rofen- ober buntelroten, violett ge-

füllten Gloden den Balfaminen an Derbreitung am nachften. Ein ichoner, alter Suchfienftod, in seinen Ranten gah und tnorrig wie eine Rebe, erbte fich fort von Geschlecht gu Geschlecht, wurde in hohen Chren gehalten und brang burch seine vielbegehrten Stedlinge bis in die fernften Ausläufer ber fleinburgerlichen Sippe und Schwägerichaft. Etliche Delargonien perpollständigten ben Stubengarten bes tonferpativen Altwieners. Nelfen, Monatsrojen, "gelbe Deigerin" (Golblad) galten ichon als ziemlicher Lugus und wurden der leichtfinnigen, mehr nach flüchtigem, außerem Schein als nach Dauer und innerem Wert fragenden Jugend überlaffen. - 3wei mertwurdige 3immerpflangen endlich, ohne die fich unfere Dater ein "urwienerisches" heim taum benten tonnten, find faft gang verschwunden, nämlich der Wachsftod und ber Gichtstod. Jener hat feinen Namen von der Sulle erstaunlich regelmäßiger und zierlicher Blutensternchen, die in ber Cat glatt und weiß sind wie feinstes Bienenwachs. Man gog ibn, abnlich wie den Efeu. mit forgfamem Gifer in grungeftrichenen Golgtistden, an geschnitten, glastugelgefronten Gitterftaben, bis feine fleischigen, dunflen Blatter als dichte Wand die gange Sensterbreite erfüllten und neugierige Blide von auken absperrten, und fand dies prattifch, anheimelnd, icon. Ich habe ben Gefdmad nie begriffen. Mich gemahnte diese bleiche und starre, feltfame und gefünftelte Bluteniconheit immer an Totentrange, Aufbahrung, Sarg und Ubertan. Manchem anderen muß es ähnlich ergangen fein, denn heute ift ein Wachsftod taum mehr aufzutreiben. Nach vielen Jahren fah ich unlängst wieder einen in einem bemolierungsreifen hausden ber Josefftabt. Ein flein wenig haufiger tritt noch ber Gichtstod auf, ber, wie bie Benennung andeutet, nicht allein gur Bier gehalten wurde. Man schrieb ihm die unfehlbare Kraft zu, die schwerste Gicht zu heilen. Und zwar brauchte es bazu nach bem harmlofen Aberglauben teinerlei Dorbereitung oder Beremonie; man hatte ihn nur in der Nahe des Kranten zu lassen, dann ergab sich das übrige von felbst, das beißt, das Leiden verschwand beinahe augenblids und der stumme, geduldige Arzt, der es "an sich 30g", gedieh dabei nur um fo beffer. Die Einfachbeit und Wohlfeilbeit ber Kur war natürlich für jedermann sofort einleuchtend. Mein Grofpater bejag ein Drachtexemplar jo eines Gichtstodes, neben ben beiden geliebten Amfeln und ihrem Mehlwurmhafen fein hauptvergnügen. Der Stod mucherte aufs üppigfte, feine mafferigen, vielgefrummten 3weige bilbeten ein formliches Geftrupp von Meterhobe, feine großen, icongezadten, haarigen Blatter bufteten ftart, wenn man fie rieb.

Darum war das Gewächs des alten Mannes Stolz, er zeigte es jedem, dessen er habhaft werden fonnte, ob fremd oder befannt, und war gang gludlich, wenn ihn ein Gichtbruchiger um einen Ableger bat, den er dann nach furgem fceinbarem Strauben gartlich und feierlich ausfolgte. Mein Großvater mar ein außergewöhnlich stiller, fanfter und gutmutiger Menfc. Doch als er einst von einer mehrtägigen Reise beimtehrte und feinen berühmten Gichtstod, den gu betreuen er der Gattin wie der Cochter beilig ans herz gelegt hatte, unbegoffen, mit matten, hangenden Blättern fand, da hörte ich ihn zum erftenmal in meinem Ceben gornig fcelten und, fast weinend, die ernsthafte Drohung ausstoßen: Wenn der Stod "hin werde", dann gehe er felber auf und davon! S. St. Gunther. felber auf und davon!

Eine Benachteiligung des öfterreischischen Verlagsbuchhandels. Nach dem spanischen Zolltarif werden Bücher beim Eingange nach Spanien mit einem Zoll belegt. Durch das Geset vom 14. März d. J. ist ins

beffen für Bücher in der Sprace des Bertunftslandes, wenn sie aus Candern tommen, die mit Spanien Dertrage jum Schutze bes geiftigen Eigentums vereinbart haben und felbft den fpanifchen Buchern Jollfreiheit gewähren, Befreiung vom Eingangszolle zugestanden worden. Nach den fürglich zu diefem Gefete veröffentlichten Ausführungsbestimmungen tommt baber Ofterreich-Ungarn die Sollfreiheit nicht guftatten, die dem Deutschen Reiche und den übrigen Canbern, welche ber Berner Konvention angehören ober Spezialverträge mit Spanien abgeschlossen haben, gemährt wird. Der beutschöfterreichifche Derlagsbuchhandel erfährt baburch abermals eine Benachteiligung gegenüber bem reichsbeutschen und diese Benachteiligung bilbet einen Grund mehr für die icon fo oft betonte Notwendigfeit, daß endlich bie Monarchie, minbestens aber Ofterreich der Berner Konvention jum Schute ber literarifcen und artistischen Werte beitrete, ber feit ihrer Grundung Spanien bereits angehört.

Seuilleton.

Die "Sitweile".

Ein Winterbild aus dem Böhmerwald.

Ein Bild des Codes find die mächtigen Urforste des Böhmerwaldes, wo sommersüber ein an die Alpen gemahnendes Couriftenleben geherricht, im Winter. Still und regungslos umfoließen fie gleich Riefenmanteln die gewaltigen hange und Kuppen der Bergriefen, bald wie feiner Juderstaub, bald wie didgebaufcte Seidenwatte liegt ber Schnee auf all ben Mpriaden Nadeln und 3weigen, daß fo ein Wald, von der Serne betrachtet, aussieht wie ein Riefenlager von gefrempelter Merinowolle. Nur wenn der grimmige Nord durch die erftorbenen Saulenhallen brauft, werden diefe Schneelaften aus ihrer behaglichen Rube aufgestört, um in undurchsichtigen, atembetlemmenben Schneewehen ihren Cang burch die emporten Lufte zu machen, daß ben Waldlern zumute wird, als zoge Wodans wilde Jagd burch die Bergreviere; aber auch die milbe Wintersonne, bie um die Mittagszeit so lenzeslaunig ihre Strahlenfusse auf den hochwald berniedersendet, vermag diefe Baumhermeline in wilden Aufruhr zu verfegen, indem fie ben Schnee aufweicht und teilweise zum Schmelgen bringt, daß es bald von diefem, bald von jenem Waldriesen herniederdonnert wie der Sturg rollender Cawinen.

In solder Zeit verweilt es sich doppelt schon am häuslichen herb, und ein schoneres,

poesievolleres Bild gibt es nimmermehr, als — Dörfchen im Schnee!

Dörfchen im Schnee, beiliger heimat trauliches Bild, ich gruße dich mit Wehmut im Herzen! Dor meinem geistigen Auge ersteht bei beinem anheimelnden Namen das rosenfarbige Bild meiner Waldjugend, deren iconfte Zeit ber Winter mit all seiner Poesie und volkstumlichen Kurzweil war, wo es mich hinaustrieb aus ber tiefverschneiten vaterlichen hutte in das flimmern und Gligern und funteln der sternreichen Winternacht, auf die spiegelglatte Schlittenbahn, in die mild und verheißungsvoll herniederlachende Sonne, in das wildemporte Wüten und Schneetreiben des Winterfturmes, der allzeit der vertrautefte Weggenoffe meiner Waldjugend war, so daß ich ihn lieben lernte, den Sturm, der auch mir im Ceben treu geblieben, wie ich ihm Treue gehalten.

Sturm ift mein Leben, Drum lieb ich den Sturm! . . .

Dörschen im Schnee! Der Wanderer kennt dich nicht, er sieht dich nur im Schmude grüner, blühender Wiesen und Selder, im Kranze belaubter Bäume und hat keine Ahnung von dem reichen Schatze goldechter Volkspoesie, die in stillen, langen Winternächten an deinem warmen, wohligen herde weilt und ihre geheimnisvollen, herzerschauernden Goldfäden spinnt. Und so will ich es unternehmen, den begeisterten Freund des Böhmerwaldes als Gast mitzubringen in die "Sitweile", damit auch er zur

Ertenntnis tommt, daß Glüd und Srohsinn lieber in der hütte weilen als im Pruntgemache, wo man die Stubenpoesse nicht tennt, die das beschwerliche Leben erst mit der Krone der Daseinsfreude schwadt.

Die Sitweile, "d' Sitwei'", ist der winter-lice Seierabend im Böhmerwalde. Ist das raube Tageswert getan, hat das zahlreiche Dieh im Stalle feine abendliche Wartung betommen, wird auf dem Spanleuchter der durre Buchenfpan entzündet, dem man im Böhmerwald, trot Petroleum, Gas., Glübstrumpf- und elettrijdem Lichte, bis in unfere Zeit treu geblieben, dann fitt man in der großen, altmodischen Stube im trauten Dereine beisammen, um von des Tages Caften auszuraften. Im großen Gerbe praffelt das lebhafte Kienholzseuer, und eine wohlige Wärme erfüllt das Gemach. Jest fordert der hausvater sein Gesinde zum Nachtgebet auf. An den Wandbanten tnien alle herum und beten nach, was der hausherr vorbetet, und ziemlich lange währt oft diese Andachtsubung. Dann sett man sich zum Nachtmahle nieder, bem einfachsten Abendessen, das sich nur benten lägt: sauere Milchsuppe mit Kartoffeln und Brot. Wie aber diefes armliche Gericht mundet. davon geben die roten Baden ber Schmausenden das beste Zeugnis. Und nun erst beginnt die eigentliche Sigmeile.

Der Bauer stopft sich seine Pfeife und macht fich's auf der Ofenbant bequem. Er warmt sich den Budel aus. Sorglos por sich binblidend, blaft er die Rauchwolten aus seinem Rohr, daß fie in vielfachen Ringlein langfam durch die Stube ichweben. Die Mutter und die "Menicher" figen an den Wandbanten und treten die Spinnraber, beren luftiges Schnurren fo feltfam anmutet, mabrend auf dem Tische die haspel furrt, auf der eine Magd das gesponnene Garn aufwidelt. Die größeren Kinber sigen vor einem haufen Wolle oder Sebern, um dieselben gu zausen oder zu schleißen, abseits in einem Wintel lernt ein flachshaariges Mädchen den Katechismus auswendig, den es morgen in der Schule auffagen muß. Am Bettrande figen "Mal" und "Nal", das Großelternpaar, und unterhalten die gang Kleinen, indem fie ihnen wunderbare Märchen und grufelige Rauber- und Gefpenftergeschichten ergablen, mabrend in einer anderen Ede der "Bua" an der holzbant steht und mit außerordentlicher Geschicklichkeit den Jundholgbraht stößt. Niemand befiehlt ihm diese anstrengende Arbeit in der Sigweile - er leistet fie freiwillig, weil ber Safding in Sicht ift, wo es einen vollen Geldbeutel gilt. Was er fich in der Sigmei' verdient, gehort ihm, und jo halt er es mit dem Spruch: "Erft die Arbeit, bann bas Spiel", und er verdient fich fein Safdingsgelb.

Niemand spricht ein Wort in der Stube, nur die zwei Alten raunen. Auch der Mund will Ruhe haben. Deutlich ist das einförmige Tiden der Schwarzwälder zu vernehmen. Da geht die haustür. Gepolter von schweren holzschuhen wird im Vorhause hörbar. Jeht werden sie vor der Tür draußen abgelegt, man vernimmt ihr Geklapper. Die Tür öffnet sich und der Nachbar tritt in Soden ein. Er kommt in die Sihwei'. "Grüaß Gott!" sagt er und setzt ind unausgesordert auf die Ofenbank. "Grüaß Gott" wird ihm mit herzlichkeit erwidert. Den Fülzhut behält er sest auf dem Kopse, denn er kennt die Slausen und Geschichten der herrensleute nicht, ist ein Waldbauer!

Die hausfrau verläßt ihren Roden und bringt ihm den Brotlaib. "Schneid dir ab," spricht sie. "hab' eh' feinen hunger!" bedantt er sich und schneidet sich ein "Crumm" ab, um es langjam zu verzehren. Dann ichnupft er einmal und läßt auch ben hausherrn ichnupfen. "Der Schmalzl ist gut", lobt dieser. "hab' ihn erft beut' gerieben!" beteuert ber Gaft und ionupft wieder. Dann gieht er aus der Rodtafche feine Pfeife hervor, flopft fie aus und ftopft sie, um mit bem Bauer um die Wette gu qualmen. Wieber Schweigen. Jest klappert es abermals draugen. Andere Nachbarn tommen in d' Sigwei'. Mit demfelben Beremoniell führen fie fich ein und werben fie empfangen, wie ber erfte, und bald fieht man por Cabatrauch taum mehr die große, rußige Slamme des Buchenfpans. Das "Cabatbug'l" barf babei felbftverständlich nicht rasten, unermüdlich ist es auf der Wanderung von Hand zu Hand — alle find des Cobes voll über den portrefflichen Schmalzl.

Getrippel und Gekicher wird vor den Senstern laut. Jest ist dasselbe im Dorhause, jest springt die Tür auf und eine Schar munterer, schneidiger Dirndln erscheint mit Spinnrad und Roden. Auch sie kommen in d' Siswei', "in die Rodenreise". Sum Qualmen und Schnupfen gesellt sich jest das Schnurren der Räder und das lustige Geplauder der Dorfschönen. Nun werden auch die Männer lebendig: Das Ewig-Weibliche wirkt auch bier.

Einer erzählt von seinen Ochsen, die er heute um einen schönen Preis nach Bavern verstauft hat. Mit viel humor gibt der Pascher sein jüngstes Abenteuer zum besten, wie er den Sinanzer geprellt, der vielleicht noch heute auf seinem Posten steht und vergeblich auf ihn wartet. Auch der Wilderer wird jest gesprächig, er gibt sein letztes Begegnen mit dem Sörster draußen in der Schwarzbergwildnis zum besten und wie sich dieser bei seinem Anblicke seige hinter die Selsriegel zurückgezogen. Der Pfarrer und der Lehrer tommen daran, der Steuereze-

tutor wird aus dem Schlafe geweckt; der eine lobt die Wirtschaft seines Weibes, der andere tadelt die Faulheit und Unverträglichteit des seinigen; der Gemeindevorsteher hat seine Sache wieder einmal schlecht gemacht, der Stab wird über ihn gebrochen und von einer Wiederwahl im nächsten Jahre Abstand genommen. Im Raisonnieren gefallen sie sich.

Aber jedes Ding hat fein Ende. Auch das Raisonnieren. "Etwas Lustiges!" meint einer. "Ja, etwas Luftiges!" rufen die Spinnerinnen. Wir wollen auch etwas haben von eurer Unterhaltung!" Und nun fteigen die Rateten des Wiges, der oft fehr derbe Sormen annimmt, niemals aber frivol wird; luftige Erlebniffe, tomifche Swifdenfalle tommen an die Reibe, daß sich die Madden biegen vor Lacen. Doch auch das Cachen will ein Ende haben. Man liebt im Walde auch das Gruseln. Der "Mal" foll ein Stud'l aus der alten Zeit gum beften geben, vom Napoleon, dem großen Schwedentrieg! Und er erzählt von der wilden Jagd, die einmal, als er in der heiligen Dreitonignacht vom fündhaften Senfterin gurudgefehrt, über ihn hinweggegangen ift. Den Madden wird unbeimlich. Ihre Wangen gluben. Caut flopft bas herz hinter bem Mieber. Der Alte versteht es aber auch, den Ceuten ordentlich bange zu machen: aus den Selsriegeln des Cafelberges erhebe fich das wilde Gejajde und brause bin über die Moorwildnisse des Schwarzberges und Siebenfteinfelfen, über die einsamen Kuppen des Lufen und Dreifesfelberges, bis es unten in ber'großen Au gur Rube fomme, wenn ber erfte hahnenruf ericalle. Und webe bem, der ihm in den Weg tomme! Da heiße sich's schnell tot stellen, sonft sei man bier wie bort verloren. Gleich darauf gibt die "Nal" mit feierlicher Stimme die Geschichte vom verwunschenen Babploner zum besten. Sie erzählt jo anschaulich, daß man die rubelofen Geifter auf dem Grunde des Rachelfees formlich por ben Augen sieht. Cautlose Stille herricht in ber Waldbauernstube. Nur die Uhr tickt, die Spinnraber fonurren, und im Ofen praffelt ber Kien. Die Nal ift fertig und schlieft mit der Aufforderung gur Gottesfurcht, und alle atmen erleichtert auf. Selbst die Manner. Weil sie nichts gu fagen wiffen, fo fonupfen fie. Das "Burl" macht die Runde. Endlich meint einer: "Es ift jetzt neune! Wer geht mit zum Wirt-Waftl? Eine Maß kann nicht schaden." Diese Rede hat einen Sinn. Keiner verschmäht eine Maß, wenn auch längst aus der einen drei werden. Zum Ausschlafen ist die Winternacht noch immer lang genug. Bald verrät das Geklapper der Holzschube draußen vor den Fenstern, daß sie das Haus verlassen vor den Fenstern, daß sie das Haus verlassen haben, und drinnen in der Stube hebt jetzt lieblicher Zwiegesang der Spinnerinnen an, in den sich auch die schon mattere Stimme der Hausmutter mischt. Sie wird in diesem Kreise auch wieder jung. Das Volkslied, das urechte Waldlerg'sang'l, kommt zu Ehren.

"Mei' Herzerl is frijd, So wia 's Brunnwossa is, Und toa oanziga Bua Hot an' Schlüss'l dazua."

fingt die Mali, und die Susi jubelt:

"Oa" Bilawei, 3woa Bilawei — Netta oa Ding! Und a Herz wia-r-a Dögel, Drum leb' i jo g'ring!"

Da singt es por den Senstern braufen:

"Heut af d' Nocht g'freu i mi', Kimmt mel' Schoy, heirat't mi', Heirat' ma 3'jomm, Is ma d' Teit nimma long!"

Freudiges Erröten farbt die Wangen der Spinnerinnen. Die Burschen sind da, die jetzt in d' Sigwei' kommen, um dann ihre "Menscher" heimzuweisen.

Die Klänge einer Mundharmonita, die einer geschickt zu blasen versteht, solgen auf das Gstanz'l und jeht klappert es wieder im Dorhause, und bald dringt ein Schwarm von übermütigen Burschen in die Stube, mit lautem Zuruf begrüßt von der spinnenden Gilde, und jeht erst beginnt der eigentlich gemütliche Teil der Sitweile.

Bis gegen elf Uhr wird gesponnen, gescherzt und gesacht, dann gibt es, ausgenommen die Adventzeit, bei den Candlerweisen: der Mundharmonita einen flotten Canz, und wenn die Geisterstunde vom Kirchturm Kingt, dann führt jeder Bursche sein "Dirnds" beim.

So geht es den gangen Winter hindurch, und schoner und gemütlicher ist's dabei als im taghell erleuchteten Ballsaale der Großstadt.

Johann Peter.

Don der Woche.

18. Dezember. Der Verband der Deutschen Volkspartei beschließt eine Kundgebung, in welcher der Regierung das Bedauern über die vorzeitige Vertagung des Parlaments, die dadurch hervorgerufene Vereitelung der Erseitelung der

ledigung der Notstandsvorlage, die Derzögerung der Gewerberesorm und anderer wirtschaftlicher Dorlagen ausgesprochen wird. Der Derband billigt die Abstimmung seiner Mitglieder im Budgetausschuß und bringt dem Obmann

Dr. v. Derschatta sein volles Vertrauen zum Ausbrud. - Jungtichechische Kreisversammlung in Deutschbrob. Dr. Pacat ertfart, daß die Tschechen "zu einem Frieden auf Basis der vollen Gerechtigkeit ftets zu haben" feien. Dr. Kramary greift die Regierung an, murbe ein Entgegenkommen der Deutschen lebhaft begrufen und bezeichnet es als im eigenen Dorteil dieser gelegen, einem Gegner, mit bem man fo viele gemeinsame Intereffen habe, den Weg gur positiven Arbeit gu ebnen. Die "zwei bescheibenen Sorberungen" ber Cichechen feien: unter Wahrung des Grundpringipes, daß jeder im gangen Canbe in feiner Sprache Recht finden muffe, tichecifche staatliche Amter in den tichechifchen Begirten und die tichechische Universität in Mahren. - Grundsteinlegung des "Doltsbeims" in Wien.

19. Einweihung des neuen Gebäudes der Handels- und Gewerbekammer in Prag. Präsident Rivnac betont in seiner Sestrede das Einvernehmen, in welchem die beiden nationalen Parteien an den großen wirtschaftlichen Aufgaben in der Kammer arbeiten.

20. Das Exetutiviomitee der tschechischagrarischen Partei in Prag verurteilt die Haltung der Regierung bei Behandlung der Notstandsvorlage.

21. Adolf v. Sonnenthal wird anlählich seines 70. Geburtstages lebhaft gefeiert. — Der niederösterreichische Landtag tritt zusammen und nimmt die von der Regierung gewünschten Anderungen in den in der letten Session besichlossenen Schulnovellen an.

22. Der niederösterreichische Candtag beschließt die Errichtung einer Candessehrerbildungsanstalt und wird nach stürmischem Verlauf der Sitzung wieder geschlossen. — Die internationale Untersuchungskommission für den Huller Zwischenfall hält in Paris die erste Sitzung ab und wählt einstimmig den Komiral Freiherrn von Spaun zu ihrem Mitglied. — Große irredentistische Kundgebung im Ceatro Goldoni in Venedig.

Theater an der Wien. Die Operettenfreunde scheinen erfannt zu haben, daß es mit der Jote und dem Unsinn doch nicht mehr geht. Dafür burgert fich jest die Cangweile ein. Auch bie "Jugheirat" (Cert von Julius Bauer, Musit von grang Cehar) macht ihrem Namen befremdend wenig Ehre. Das gange Stud enthalt einen einzigen Jur, einen Cang, den Girardi aufführt, um die Ahnlichkeit zwischen einem Gigerl von heute und einem prahistoriichen Affenmenichen gu bemonitrieren. Aber ift es nicht entwürdigend für unseren besten Komiter, der zugleich ein bedeutender Charafterdarsteller ift, daß er sich zu solchen Clownfpafen hergeben muß? Wo bleibt der Dichter, ber ihn endlich aus ben Nieberungen unserer beutigen Wiener Operette und Gesangspoffe emportruge? Die Autoren der "Jugheirat" waren anscheinend bestrebt, die handlung und den Dialog auf ein soi-disant hoheres Niveau zu beben. Aber sie waren nicht von der einzig richtigen Absicht geleitet. im Theater, por allem auch ein in sich gerundetes, durch sich felber wirksames Theaterstud zu geben, sie haben ihre Szenen nur im hinblide auf einzelne "Nummern" und "Schlager" aneinander gereiht, deren tertliche ober musikalische Pointen unabhängig von dem Inhalte des Studes, nur mit Rudficht auf den äußeren Erfolg vorausbestimmt wurden. Da nun die Pointen nicht verfangen (find fie doch für einen großen Ceil des Operettenpublitums gu wenig popular und unmittelbar verftandlich) und die "Schlager" eigentlich fehlen — was bleibt übrig? Und wo bleibt der Erfolg? Cehars Musit besticht burd Anmut und Brifche, burch warmblutige, allerdings nicht immer gewählte Melobie und burch einen erstaunlichen Sarbenreichtum der febr forgfam gearbeiteten Partitur. Aber Cehar ift zu wenig Dramatiter, feine Mufit läuft neben ben Worten her und verbirbt manchmal den Effett, auf den eine Strophe angelegt ift. Die Darftellung ift vortrefflich; neben Girardi gibt es allerdings feine bemertenswerte Einzelleiftung - am meiften tritt noch Elfa gorn aus dem gemeinsamen Rahmen hervor - aber das Gange ift überrafchend gut einstudiert und wirft unter ber befeuernden Ceitung des Komponisten so rund und volltommen, als es bei bem miggludten Organismus des Werkes möglich ist. M. M.

Derlag: Carl Konegen. Drud von Christoph Rethalt. Dezember 1904. D

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Don Prof. Dr. Friedrich Sreiherrn von Wiefer.

IV

Die parlamentarische Krise.

1. Die Dorbereitung der Krife.

Der Verlauf des nationalen Streites in Böhmen ist für alle anderen gemischten Cander Ofterreichs typisch. Das alte Regierungssystem hatte die Völker in einem Zustand allgemeiner Dumpfheit erhalten, in welchem auch das Nationalgefühl nicht recht erwachen konnte, und als dieses in der großen Freiheitsbewegung endlich erwedt wurde und damit die Aufgabe gestellt war, die Rechte und Pflichten der Bürger nach seinen Sorderungen neu zu ordnen, entzündete sich die nationale Gleichgültigkeit der Massen unversehens zur Flamme überhitzter Ceidenschaftlichkeit. Der Österreicher, der Deutsche wie der Slawe, ist bei ruhigem Gemüte verträglich, aber dieser Charafter ist mit dem der Gerechtigkeit keineswegs gleichbedeutend, weil er bie Probe ber Ceidenschaft nicht aushält, der zu widerstehen ihm die Sestigkeit mangelt. Die Besonnenen im Cande und diejenigen, welche durch ihre Stellung gur Regierung die Pflicht hatten, die aufgeregte öffentliche Meinung zu beruhigen, haben sich in aller Regel in den Mitteln hiezu arg vergriffen, denn statt den nationalen Sinn zu reinigen und zu heben, haben sie es meist als ihre Aufgabe betrachtet, ihn zurudzuhalten; sie saben teinen Ausweg, wie die österreichische Staatsidee mit einem fräftigen Nationalbewußtsein zu vereinigen sei, und glaubten baber, dieses nicht auftommen lassen zu durfen, und wenn es dennoch aufgekommen war, fanden sie eine lette hilfe nur noch barin, por bem neuen Justand die Augen zu verschließen. In allen Schichten sind wir also von nationaler Gerechtigkeit noch weit entfernt, die doch allein die Ordnung wird bringen können, weil sie allein für die gegeneinander ringenden Ansprüche die Grengen gu bezeichnen vermag. Die Liebe zum eigenen Volkstum entbindet sich für die Massen, ja für die Mehrzahl der Sührer selbst nicht anders, als indem sich gleichzeitig haß gegen das fremde Volkstum entladen muß. Ist nicht sogar gewöhnlich die Begleiterscheinung des Hasses größer als der innere Kern von Liebe? Lichtenberg hat einmal gesagt, daß die meisten Menschen eifriger babei sind, für ihren Glauben gu tampfen, als nach

seinen Vorschriften zu leben. Sollte es nicht in allen Lagern mit unseren nationalsten Nationalen ebenso stehen, daß sie eifriger dabei sind, wider den Gegner zu kämpfen, als im Innern des eigenen Volkes zu wirken?

Wohin der Blid des Beobachters fällt, überall findet er heute den nationalen Kampf. So oft das Wiener Parlament auseinandergeht und die große Schlacht abgebrochen wird, die sich die Vertreter der österreichischen Nationalitäten in unserem Volkshause um ihre Geltung im Staate liefern, folgen, wenn dann die Landtage einberufen werden, daselbst die Einzelgefechte zwischen den Volksstämmen der gemischten Kronländer; und das ganze Jahr hindurch werden die engeren häuslichen Kriege in den Ratsstuben der gemischten Gemeinden in Stadt und Dorf geführt ober wo sonst die freigewählten Vertreter verschiedener Volksstämme gu gemeinsamer Beratung gusammenkommen. Am besten verträgt man sich im Augenblid in der Butowina, auf deren gutes Beispiel die anderen Cander denn auch verwiesen werden. Die Bukowina bietet auf ihrem engen Boden eine bunte nationale Musterkarte und ist in diesem Sinne ein kleines Osterreich. Wenn man sich hier vertragen kann, warum nicht auch im Staate? so wird von den Freunden des Friedens gefragt. Warum nicht? Nun, weil die Bukowing doch nicht in jedem Sinne ein kleines Österreich ist — wäre sie das, so wäre ja auch die Umkehrung richtig, und Osterreich wäre in jedem Sinne eine große Bukowina und das zu behaupten, wird doch niemand in den Sinn tommen. In der Bukowina sind die Einwohner vorläufig noch in Wirtschaft und anderen Dingen nicht weit genug, um sich den Euzus nationaler Kämpfe dauernd zu gönnen, und die Übermacht der Regierung ist noch groß genug, um bei geschickter Verwaltung auf die Parteien Einfluß und Druck ausüben zu können. In den andern gemischten Kronländern, so rückständig manche auch sind, liegen die Bedingungen für den Frieden viel weniger gunstig, überall lobert barum in ihnen ber Kampf, Deutsche stehen gegen Slawen im Norden und Süden, Deutsche stehen gegen Italiener, Italiener gegen Slawen, und die Slawen, die im Zentralparlament gegen die Deutschen zusammenhalten, stehen bei sich zu hause untereinander in einem nicht weniger erbitterten Kampfe.

Nicht alle diese Zwistigkeiten sind für das Reich von gleicher Bedeutung. Wäre es einmal gelungen, Deutsche und Cschechen zu versöhnen, so wäre im Abgeordneten-hause eine gebietende Friedensmehrheit beisammen, der gegenüber die kleineren nationalen Fraktionen nichts auszurichten vermöchten; die häuslichen Sehden in den Landstuben im Süden und Nordosten würden dann kaum mehr beachtet werden. Solange aber der deutsch-eichechische Gegensatz besteht, werden die kleineren Fraktionen als Bundesgenossen im großen Kriege geworben, sie verstärken die Reihen und müssen mitgezählt werden, ihre Streitigkeiten müssen aufmerksam verfolgt, ihre Forderungen müssen berücksichtigk werden und steigern die Verwirrung.

Aberall ist es dieselbe geschichtliche Notwendigkeit, die die nationalen Wirren gezeitigt hat. So wie in Böhmen sind überall die Slawen emporgekommen, weil überall aus ihrem Volkstum ein neues Bürgertum erwachsen war, überall hat

die Derfassung die freiheitlichen Grundlagen für die weitere nationale Entwicklung eröffnet, überall ist der ersten nationalen Generation seither bereits eine zweite und dritte gefolgt, welche, in den neuen Schulen, in dem neuen öffentlichen Leben ausgebildet, auf den Wegen der nationalen Entwicklung noch weiter nach vorwärts drängte.

Don deutscher Seite hört man oft die Anklage, daß die Gunst der Regierungen es gewesen sei, die den nationalen Strömungen ihre große Gewalt gegeben hätte, in Wahrheit aber ist die volkstümliche Bewegung überall vorangegangen und mit solcher Macht vorangegangen, dak selbst die Deutschliberalen, als sie an der Regierung waren, sich der Notwendigkeit nicht entziehen konnten, ihr Zugeständnisse zu machen. Allerdings ist seit der Entscheidung, die auf dem Schlachtfelde von Königgrät gefallen ist, unsere Staatsleitung sichtlich bestrebt gewesen, die Solgerungen aus der Wendung der äußeren auf die innere Politik zu ziehen; sobald das Band zerschnitten war, welches Osterreich mit dem deutschen Bunde verknüpfte, sobald Osterreich aufgehört hatte, deutsche Dormacht zu sein, hörten auch die Deutschen in Österreich auf, der bevorzugte Volksstamm zu sein, aber gerade das parlamentarische Regierungssystem hat der Regierung die reichliche Gelegenheit eröffnet, Nationalitäten Beweise ihrer Gunst zu geben. Abrigens ist alles, was sie ihnen auf Grund der Verfassung in ihrem Wirtungstreise gegeben hat und geben konnte, doch nur wenig gewesen im Vergleiche zu dem, was ihnen die Verfassung selbst gegeben hat; diese hat ihnen die Leiter geboten, auf der sie zur Macht kamen, die Regierung hat ihnen nur dazu geholfen, einige Sprossen weiter und rascher zu klimmen, als sie es gang aus eigenen Kräften vermocht hatten.

In Österreich hat eine freiheitliche Verfassung, vermöge der nationalen Zusammensetzung der Bevölkerung, eine gang andere Wirkung als in anderen Staaten. Im allgemeinen besteht die Wirkung einer Verfassung darin, den Schwerpunkt, der bis dahin bei der Regierung lag, mehr oder weniger weit gegen das Volk hin zu verschieben, in Ofterreich hat die Wirkung außerdem noch darin bestehen muffen, innerhalb des "Volkes" selbst den Schwerpunkt von den bis dahin führenden Deutschen gegen die anderen Nationalitäten hin zu verschieben. Jener Rat Bismards, Osterreich möge seinen Schwerpunkt mehr gegen Often verlegen, war daher im Grunde gegenstandslos, der Parlamentarismus hat das ganz von selbst getan, vor allem indem er Ungarn aus dem Machtbereiche der Wiener Regierung loslöste, nicht minder aber in Cisleithanien selbst. Im alten Ofterreich war nicht nur die Regierung deutsch, sondern, soweit sich neben ihr eine herrschende Gesellschaft zu bilden vermochte, durch hervorragendere soziale Stellung, durch Reichtum ober höhere Bildung, waren auch deren Kreife, von den füdlichen Provinzen abgesehen, deutsch oder germanisiert; die nationalen Gegentriebe, die um das Jahr 1848 vorhanden waren, waren außerhalb Ungarns doch noch schwach und konnten sich naturgemäß aus sich selbst heraus nur langsam entwideln. An Stelle der alten Gesellschaft hat nun aber die Verfassung durch einen Machtspruch den neuen parlamentarischen Ausbruck ber öffentlichen Meinung gesett, und wenn sie in den parlamentarischen Körperschaften allerdings den nichtbeutschen Nationalitäten auch nicht gang den Spielraum angewiesen bat, der ihrer Bevölkerungsziffer entsprochen bätte, so ging der ihnen angewiesene Spielraum doch außerordentlich weit über die Geltung hinaus, die sie sich bis dahin im Staate hatten erwerben können; sie hatten zu Anfang gar nicht einmal das Selbstvertrauen, um ihn voll auszufüllen, und haben sich erst nach und nach in ihn hineingewachsen, vielleicht füllen sie ihn selbst heute noch nicht ganz aus. Auf jedem Gebiete gesellschaftlicher Tätigkeit außerhalb der parlamentarischen Körper fällt auch heute der geistigen Arbeit, dem geschäftlichen Unternehmungssinn und dem Kapitale der Deutschen ein weitaus größerer Anteil zu, als er ihrer Bevöllerungsziffer entspricht und als er ihnen in den parlamentarischen Körpern eingeräumt ist. In jedem konstitutionell gereiften Staate sonst gelingt es denjenigen, die die gesellschaftliche Sührung haben, auch nach deren Derhältnis die parlamentarische Sührung zu erhalten, in Osterreich ist diese Wirkung burch die nationalen Grengen abgeschnitten; dem deutschen Grofigrundbesiter, dem beutschen Sabritanten auf frembsprachigem Boben, dem es an örtlichem Einfluß sonst keineswegs gebricht, ist doch der politische Einfluß, ist die Aussicht auf das Mandat in seinem Bezirke durch die nationalen Schranken verlegt. Unsere Derfassung wirkt als ein politisches Gegengewicht gegen die gesellschaftliche übermacht der Deutschen, sie ist ein durch die Gesetzgebung geschaffenes nationales Souhinstem für die in ihrer geschichtlichen Entwidlung gurudgehaltenen Doltsstämme.

"In Osterreich wurde germanisiert und zentralisiert, als es noch nicht kutionell war," hat herr v. Koerber in seiner vielbesprochenen Cemberger Programmrede gesagt, und er hat mit vollem Recht auf den merkwürdigen Widerspruch hingewiesen, der darin liegt, daß die meisten der nichtdeutschen Nationalitäten, die der Verfassung so viel zu danken haben, und "deren Stimme ohne sie um viel gedämpster klingen würde", das neue Österreich so heftig bekämpsen. So merkwürdig der Widerspruch ist, er ist im Grunde echt menschlich. Tolstoi erzählt in einer seiner Schriften von einem Armen, dem er täglich ein kleines Almosen zu geben pslegte, welches dieser schweigend in Empfang nahm, aber als er ihm einmal eine größere Summe gab, da brach der verhaltene Unmut des Mannes in bittere Klagen gegen die Welt und gegen seinen Wohltäter aus. Solange das alte Österreich die Nationalitäten bedrücke, waren sie ruhig, aber sie brachen in ungemessene klagen aus, als ihnen der neue Staat die Verfassung und mit dieser die Freiheit schenkte.

Der Name der Nationalitäten wurde noch vor einigen Jahrzehnten bei uns eigentlich nur auf die nichtdeutschen Volksstämme bezogen, heute kann man nicht umhin, ihn auch auf die Deutschen auszudehnen, denn zuletzt sind auch diese in die nationale Bewegung hineingezogen worden. Der Deutschöfterreicher in der Zeit unserer Großväter und Väter war deutsch, weil er ein Osterreicher und weil für

ihn von Österreich das Deutsche nicht zu trennen war. Den nationalen Bestrebungen trat er aus dem allgemeinen Staatsinteresse entgegen, welches ihm ans herz gewachsen war, die Einbufte an Macht für die Zentralorgane des Staates, die Risse in die Einheit der Rechtsprechung und Derwaltung, in die feste Ordnung des Beamtentums, in die Schlagfertigfeit des heeres waren es, wogegen er sich sträubte. Erst nach und nach tam bei den Deutschen die nationale Empfindlichteit hervor, sie begannen die fortwährenden Zugeständnisse an die fremden Volkstämme als eine Minderung ihres Volkstums zu fühlen und kamen endlich zu ihrer Auffassung vom nationalen Besitzstande, den sie zu verteidigen hatten. Noch einen Schritt weiter wurden sie in Böhmen gedrängt, hier, wo sie sich als Minderheit verkurzt saben, gingen sie von der bloken Abwehr dazu über, nun auch ihrerseits Sorderungen zu erheben, um das zu ihren Ungunften verschobene Gleichgewicht wieder herzustellen; sie verlangten Sicherung der Parität in allen nationalen Dingen. Durch einen eigentümlichen Rudschlag, wie ihn die Entwicklung öfters bringt, gelangten zum Schlusse die Radikalsten unter den Deutschnationalen wieder in die Nähe des geschichtlichen Anfangspunktes zurück; nachdem sie nationales Interesse und Staatsinteresse zuerst in Gegensatz gestellt hatten, tamen sie zum Schlusse wieder darauf gurud, für den Staat eingutreten, um für ihr Volkstum zu wirken, sie verlangen die deutsche Staatssprache, sie verlangen ein deutschgeführtes Ofterreich, wie es die geschichtliche Entwicklung in der Zeit vor dem Erwachen des nationalen Sinnes gebildet hatte, nun auch gegenüber den zum Selbstbewußtsein gekommenen fremden Nationalitäten als eine deutschnationale Forderung.

Don der umsichgreisenden nationalen Bewegung haben sich nur zwei große Parteien etwas freier erhalten, die Polen und die deutschen Klerikalen und Konservativen. Neben ihnen wären von den kleineren Parteien vor allem die Sozialisten zu nennen — oder genauer die "internationalen Sozialisten", denn unsere eigenartigen Derhältnisse haben ja auch die Spielart der nationalen Sozialisten geschaffen — sie sind aber politisch zu schwach, um Einsluß üben zu können. Die Agrarier zeigen Ansätze dazu, sich über die nationalen Schranken hinweg zu vereinigen, aber der allgemeine Radikalismus, zu dem sie neigen, macht sie da und dort zur Beute der heftigsten nationalen Strömungen. Es ist eine alte Erfahrung, daß der konservativ angelegte Bauer, wenn er in wirtschaftliche Not gerät, mit einem Sprunge revolutionär werden kann, wie er umgekehrt, sobald ihm geholfen ist, wieder in seine konservative Gewohnheit zurüdfällt; vielleicht wären auch die nationalen Schmerzen unserer Agrarier am erfolgreichsten wirtschaftlich zu kurieren.

Die Polen haben unter allen österreichischen Slawen die weitestgehenden Zugeständnisse erreicht, sie besitzen nun schon seit ziemlich langer Zeit ihre eigenen hochschulen, die polnische Amtssprache und die Vorherrschaft über die galizischen Ruthenen. Sie sind national gesättigter als die andern, und vielleicht sind sie deshalb ruhiger, entscheidend dürfte aber der Umstand sein, daß sie eine feste Parteisorganisation besitzen, die ihnen die Einhaltung einer ruhigen Politik ermöglicht.

Sie bilden ja eigentlich allein unter unseren sogenannten Parteien eine wirkliche Dartei, die diesen Namen verdient, und ihre großen politischen Erfolge beruhen hierauf. Sie, die Vertreter des ärmsten unter unseren großen Kronländern, mit der ruditändigften Bevölkerung, verfügen, ähnlich wie die Ungarn, über einige Dorbedingungen der politischen Organisation, die sie trefflich auszunützen wissen, sie haben ihren geschichtlichen, herrschaftsgeübten Abel, dazu jest die Beamtenmacht im Cande, von welchen Grundlagen aus sie gerade die Schwäche der bäuerlichen Bevölkerung in politische Kraft umzusehen vermögen, indem sie die Wahlen in der Hand haben. Sie sind von nationalem Eqoismus nicht im mindesten frei, aber sie sind in der Lage, unbeirrt durch die blinden Leidenschaften der Masse, einen wohlverstandenen Egoismus zu treiben. Sie wissen, daß sie Ofterreich brauchen, ein Blid über die Grenze nach Norden und Often belehrt fie, welche Vorteile fie por ihren Candsleuten drüben voraus haben — woraus, nebenbei gesagt, auch die übrigen Slawen erkennen müßten, daß ihre Anklagen gegen das moderne Österreich wohl taum berechtigt sind. Ohne Zweifel ziehen nationale Sympathien die Dolen eher auf die Seite der Cichechen als auf die der Deutschen, aber sie sind Aug genug, an einer nationalen Richtung keinen Gefallen zu finden, die den Staat lähmt, auf dessen hilfe sie für ihre Candesangelegenheiten so angewiesen sind. Immerhin sind aber auch sie durch die Strömungen der Zeit so weit mitgerissen, daß sie die volle Freiheit der Bewegung noch nicht gefunden, die volle Stärke des Entschlusses noch nicht aufgebracht haben. Sie waren doch viel leichter für die Chechen gegen die Deutschen zu haben, als sie heute für das Staatsinteresse, das endlich ihr Interesse ist, gegen die Cschechen zu haben sind.

Die deutschen Klerikal-Konservativen, denen die Christlichsogialen nächstver= wandt sind, haben mit anderen Aberlieferungen von früher her auch den nationalem Gleichmut des Altösterreichers bewahrt. Sie retrutieren sich aus den reindeutschen oder überwiegend deutschen Kronländern, fern von der Sprachgrenze und derem Aufruhr, und zwar vornehmlich aus den bäuerlichen und kleinbürgerlichen Klassen. denen in ihren Kreisen das nationale Interesse minder nahetritt. Unter Caaffe bildeten sie ein Glied des eisernen Ringes und die österreichischen Slawen sind ihrer treuen Bundesgenossenichaft zu großem Danke verpflichtet. Seit Badeni haben sie angefangen mißtrauisch zu werden, ob nicht die tschechischen Wünsche doch zu weit gehen. und haben die Gefolgschaft gekündigt. Urösterreichisch gesinnt, wünschen sie aufrichtig die Ordnung im Staate und ein starkes Österreich. Wie sie für nichts zu haben sein werden, was ihnen hiemit nicht verträglich scheint, sind sie heute doch schon so weit national erwärmt, daß sie auch für nichts zu haben sein werden, was ihnen als wesentliche Verletzung ihrer deutschen Candsleute in den gemischten Ländern erscheinen sollte, aber sie sind immerhin durch ihre früheren Parteiver= bindungen und «gegensätze voreingenommen, so daß sie nicht gerade leicht für ein natio» nales Interesse in Bewegung zu setzen sind. Bei geschickter Suhrung ber beutschen Politit werden sie aber gleichwohl für alle gerechten deutschen Ansprüche zu gewinnen sein — vielleicht sind sie berufen, den letzten Ausschlag zu geben. Sie sind die im nationalen Kampse bisher noch nicht verwendete Reserve und ihr Eingreisen müßte um so bedeutungsvoller sein, weil mit ihnen starte außerparlamentarische Mächte verbunden sind. Bisher haben sie sich so wenig wie die Polen zu einem entscheidenden Eingreisen entschlossen, und man muß sie daher insoweit für die Lage auch mitverantwortlich machen.

Alle anderen Parteien sind tief in den nationalen Kampf verstrickt. Wie weit die Erregung geht, zeigt sich darin, daß auch im Adel nur wenige neutral verblieben sind, fast alle die alten Geschlechter haben sich in die nationalen Gruppen gestellt und treten offen für ihre Sarben ein, wenn sie auch makvolle Sormen bewahren. Daf die parlamentarischen Sormen im übrigen gesprengt sind, ist allbefannt. Gludlicherweise ist heute doch schon die höchste Spannung überwunden, die Extremen wirken nicht mehr mit der früheren gundenden Gewalt, wenn sie das Stichwort der Leidenschaft in die Reihen werfen, aber von einer eigentlichen Beruhigung kann entfernt nicht die Rede sein. Die nationale Strömung ist die führende Kraft geblieben, die nationalen Parteien fühlen die Stärle, die sich aus der Berührung mit den innersten Tiefen des Volkstums entbindet, und der Zauberwirtung des nationalen Kampfrufes ordnen sich alle anderen Interessen unter. Gerüstet steht man sich gegenüber, im blinden Glauben an die eigene gute Sache, in flammender Entruftung über den Gegner verfolgt man eifrig jede tleinste Beränderung, die die eigene Sache schwächen, die den Gegner fördern könnte, aus einem unscheinbaren Anlaft kann in jedem Augenblid wieder ein Cumult entstehen, in welchem alle Vorsicht vergessen wird und die Besonnenen jeden Einfluß verlieren.

Die hauptgegenstände des Kampfes sind Schule und Amt. Durch die Volksschule gewinnt oder verliert die Nation den Nachwuchs in den Massen. Die Gemeindeschule ist zwar durch das Geset aufer Streit gestellt, das Geset sorgt auch noch durch Pflichtschulen für die größeren Minoritäten, aber die Gemeinden deuteln an der gesetzlichen Pflicht, sie migbrauchen die Rechte der Baupolizei und der Schulaufficht; außerdem bleiben auch die kleineren Minoritäten zu verforgen, für welche lich Dereine ins Mittel legen, die da und dort beftige Agitation hervorrufen und für deren Unterstützung der Streit um die öffentlichen Mittel entbrennt. Je sorgfältiger ein Teil sich seine keinsten, versprengten nationalen Splitter zu wahren versteht, desto mehr Cand bedt er mit seinen Interessen, besto träftiger wird er am Tage der Entscheidung sein. Durch die Mittelschule und die Hochschule gewinnt oder verliert die Nation den Nachwuchs in den gebildeten Ständen, in den führenden Klassen, um sie wird daher noch heftiger gestritten. Mit geschärftem Blid erkennt man, daß es nicht bloß von Bedeutung ist, ob solche Schulen errichtet werden, sondern auch wo sie errichtet werden, und es kann sein, daß die Gegner sich über bas erste geeinigt haben, aber über bas lettere bafür um so leidenschaftlicher auseinandertommen. Ein Ministerium, dem es gelungen ist, irgend ein großes Wert der Verwaltungsresorm endlich parlamentarisch durchzubringen, kann wegen eines neuen Gymnasiums oder seines Sitzes zu Falle kommen, es wird eher gelingen, vom Hause einen Rüstungskredit von Millionen bewilligt zu erhalten, als es in betreff einer Cehrerbildungsanstalt zu einem Beschlusse zu bringen. Die täglichen Angelegenheiten der Schulverwaltung werden zu großen Parteifragen, weil sie zu Machtfragen werden, an deren Entscheidung hüben und drüben die Aussichten für den endgültigen nationalen Sieg abgemessen.

Auch in dem Streite um die Amtssprache ist es nicht im mindesten bloß nationaler Stolz, der das Wort führt. Was ich in dieser Beziehung von Böhmen zu sagen hatte, gilt überall. Wichtige Erwerbsinteressen stehen auf dem Spiele, vor allem aber hängt mit der Amtssprache die Nationalität der Beamten und mit dieser der Besitz der Amtsmacht zusammen. Die ältere Generation hat sich in dem grundsätzlichen Streite um die Verfassung erschöpft, die heutige Generation sucht in dem kleinen Krieg um die Verwaltungsmacht ihre Erfolge zu erreichen. Hat man die Beamten für sich, die den täglichen Dienst des Gesetzes besorgen, so hat man das Gesetz für sich — das ist einer der leitenden Gedanken der realen Parteipolitik von heute.

Schule und Amt sind nun einmal von der nationalen Sache nicht zu trennen, alle guten und auch manche schlimmen Volksinstinkte sind dafür aufgeregt. So lange der absolute Staat die Sprache von Schule und Amt nach seinem Sinne geregelt hat, konnte er anordnen, wie es Otto Hausner in einer seiner Reden gesagt hat, daß dem Verbrecher das Codesurteil in einer ihm unverständlichen Sprache verstündigt wurde; die Völker aber wollen ihre neue Freiheit nicht erlangt haben, ohne ihr innerstes Gelüsten loszulassen und ein möglichst volles nationales Ceben zu leben, und zu diesem gehört es nach der Auffassung, die sie von der nationalen Gesamtentwicklung haben, daß wenigstens Schule und Amt, so weit es nur angeht, von ihrer lebendigen Muttersprache erfüllt werden, die nun einmal keines mit der Bescheidenheit einer fremden oder einer toten Sprache gebrauchen will. Jeder Vorteil, den eine Nation erkämpft, regt das Begehren der übrigen aus. Was die Ungarn gewonnen haben oder mindestens was die Polen gewonnen haben, wollen auch die Cschenen gewinnen, und was diese gewonnen haben, wollen dann auch die Slowenen und die übrigen.

In seiner Cemberger Rede hat Herr v. Koerber diese "Identissierung der Sprachenfrage mit der nationalen Frage" aufs lebhafteste beklagt; "für die Dölker Österreichs wäre es eine Erlösung", so hat er hinzugefügt, "wenn sich ein entschlossener Patriot erhöbe, mit dem festen Willen, den so verhängnisvollen Abertreibungen ein Ende zu machen". Unter den gegebenen Umständen ist es aber leider zu befürchten, daß auch die seurigste Beredsamkeit nichts auszurichten vermöchte. Die Stimme eines einzelnen würde verhallen, wenn er es unternehmen wollte, die Tausende und Hunderttausende zu übertönen, denn diese Abertreibungen gehen von den Tausenden und Hunderttausenden aus, sie kommen aus dem Herzen

der Völker, für die die Macht denselben berauschenden Litzel hat, wie für die Großen der Erde.

Kommen sie wirklich aus dem Herzen der Völker? Wenn man mit dem einzelnen Mann aus dem Volke spricht und nicht gerade irgend ein besonderer nationaler Erzeß die Gemüter in Aufruhr versetzt hat, wird man nicht im Gegenteile hören, daß es sein Wunsch wäre, es wäre wieder Ruhe und Ordnung, so daß jeder seiner Arbeit ungestört nachgehen könne? Wird man nicht auch sinden, daß viele, die in der Öffentlichkeit sehr aufgeregt tun, sich in ihren persönlichen Geschäften mit dem nationalen Gegner ganz gut vertragen? Wäre nicht, falls nur jeder seine Meinung ehrlich heraussagte, eine überwältigende Mehrheit für den Frieden beisammen? Welcher Bann, welcher Jauber hindert die "ruhige, verständige Menge", sich so zu äußern, wie sie denkt?

Wir Modernen, die wir sonst nicht mehr an Wunder glauben, und die wir für alles eine natürliche Erklärung haben, haben es noch merkwürdig wenig gelernt, hinter die Geheimnisse des Massenlebens zu kommen und für ihre wunderbaren Gewalten die natürliche Erklärung zu finden. Welche Macht könnte die Menge beherrschen? Es gibt in ihr keine andern Gewalten als die, die von ihr selber ausgehen, von ihren Kräften ober von ihren Schwächen, nur muß man sich immer und immer in Erinnerung rufen, daß der einzelne Mensch für sich nicht dasselbe Wesen ist, das er in der Masse wird. Sollte man denn glauben konnen, wenn man den kultivierten Menschen unseres Jahrhunderts in seinem behaglichen Dahinleben sieht, daß zwischen Kulturvölkern immer noch blutige Kriege geführt werden? So wie ein Mensch mit anderen in Berührung tommt, werden Kräfte in ihm wach, von denen er nichts weiß, solange er auf sich beschränkt ist. Wie er hiedurch den besten Teil seiner geistigen und sittlichen Ausbildung erhalt, so wachst ihm biedurch zu seinem personlichen Egoismus der Egoismus seiner Klasse, seines Voltes, seiner Rasse hinzu, "Klassenhaß, Massenhaß, Rassenhaß". Erst wenn er mit so vielen andern seiner Art zusammensteht, wird er sich seiner Art bewußt und kann nicht umhin, so zu sein wie die andern alle. Er lügt daher nicht, wenn er unter ihnen anders (pricht als bei sich zu Hause, denn er fühlt und dentt unter ihnen auch anders — "ein heimlich Ja ist ein öffentlich Nein", hat Luther, der tiefe Seelenkenner, gesagt. Was man zu Hause zugibt, dem wird in der Öffentlichkeit abgelagt, die friedliche Stimmung des einzelnen wird in der Offentlichteit zum Krieg, es sind nur wenige so start, daß sie sich überall mit ihrem eigenen innersten Wesen geben tonnen.

Es hat darum auch nichts zu sagen, wenn erzählt wird, dieser oder jener Abgeordnete dieser oder jener Partei habe sich im Privatgespräcke über die politischen Kämpse ganz leidenschaftslos geäußert. Man kann heute aus einem solchen Gespräcke den Eindruck davontragen, daß mit dem Manne eigentlich ganz gut reden sei und daß er und seinesgleichen zu einem vernünstigen Frieden ganz aut zu haben wären: und die nächste öffentliche Rede, die derselbe Abgeordnete

im Parlamente oder gar vor seinen Wählern hält, wird von Leidenschaft überschäumen. Warum? Weil der Abgeordnete der Gewalt des nationalen Egoismus auf der Rednertribüne vor allen andern unterworfen ist, wo er vor der Front steht und wie der Offizier im Selde ein Muster der furchtlosen Pflichterfüllung sein muß.

Solche Dinge ereignen sich nicht nur in Osterreich; überall wo es ein parlamentarisches Leben gibt, sinden Wähler und Gewählte an der politischen Phrase ihr Vergnügen, und bevor es parlamentarisches Leben gegeben hat, hat das hösische Leben, in welchem sich damals die politischen Erscheinungen zusammensbrängten, denselben Gegensatz erzeugt. In seiner unsterblichen Dichtung schildert uns Shatespeare denselben Polonius, der in der Luft des Hoses zum leeren Schwäher wird, in seinem Hause als liebevollen, besorgten, klugen Vater, für den beide Kinder, die reizende Ophelia und der seurige Laertes, mit hingebender Verschrung in den Cod gehen. Aber in Osterreich ist der Gegensatz doch besonders grell, denn es ist nicht die harmlose politische Phrase, an der wir uns vergnügen, sondern es ist ein berauschendes, verzehrendes Gift, dessen Genuß wir uns, nüchtern und sparsam zu Hause, widerstandslos hingeben, wenn wir uns in Massen verssammeln.

hieran könnte sich nichts ändern, und wenn auch ein Prophet den Causenden und hunderttausenden mit Engelszungen redete; es könnte sich erst ändern, wenn einmal unsere Dölker start genug sein werden, ihre nationalen Leidenschaften zu beherrschen, und das werden sie erst gelernt haben, bis sie überhaupt gelernt haben werden, sich als Massen zu beherrschen. So weit sind sie heute noch nicht und so weit können sie noch nicht sein, weil unser öffentliches Leben noch viel zu jung ist. Es sehlt uns noch überall an der Organisation der Massen. Die politischen Organisationen der Massen sind die Parteien, es sehlt uns also ein gereistes Parteileben. Seien wir ehrlich gegen uns, und bekennen wir uns hierin alle schuldig! Mögen wir die Regierungen, wenn sie ihre Pflicht nicht tun, weiterhin anklagen, aber erkennen wir uns selbst und gestehen wir alle ein, daß die Bürger überall im weiten Österreich ihr Teil Schuld mitzutragen haben!

Eine Partei ist eine durch ihre Sührung organisierte Abteilung des Dolkes. Die Partei wird durch ihren inneren Zusammenhang, durch ihre Unterordnung unter eine kleine, engverbundene Zahl von politisch geschulten Männern handlungsfähig, die führerlose Menge ist es nicht, und wäre sie noch so gewaltig an Zahl, ja je größer ihre Zahl, desto hilfsoser wird sie nur durch die wachsende Derwirrung. Die Surcht vor den Massen, welche bei uns grassiert, ist in aller Regel unbegründet, nur ab und zu kommt einmal die Menge dazu, von ihren ungeheuren Kräften vernichtenden Gebrauch zu machen, wenn einmal die gleiche Leidenschaft, der gleiche Gedanke alle die vielen, die ihr angehören, miteinander erfast und zu einem unswiderstehlichen Körper zusammenballt; für gewöhnlich aber wird sie durch ihr

eigenes Gewicht zur Untätigkeit verurteilt, wie eines der gewaltigen Wesen der Dorwelt, von denen wir uns kaum vorzustellen vermögen, wie sie ihre schwerfälligen Kräfte gebrauchten. Die Millionen können sich untereinander zu einem gemeinsamen Dorgehen nicht verständigen, jeder fühlt sich in dem Gewühle verloren und ohnmächtig, der Ausweg, den er im Gefühle seiner hilfsosigkeit sindet, ist meist nur die Klage. Bismarch hat einmal gesagt, es gehöre zu den Grundrechten des deutschen Bürgers, über die Regierung zu schimpfen; dieses Wort trifft überall den Bürger ganz richtig, wie er als das geschichtliche Erzeugnis des Polizeistaates geworden ist, es muß nur noch hinzugesetzt werden, daß dieser Bürger dabei der Regierung ruhig gesolgt hat. Wie das Sprichwort sagt: "wer schimpft, der kaust", so ist in der politisch unreisen Masse die Neigung, an den öffentlichen Einrichtungen zu mäteln, mit der andern Neigung verbunden, sich in alles zu fügen; "sie klagt und gehorcht", könnte man von ihr sagen.

Die natürliche Hilflosigkeit der Masse macht es erklärlich, daß sie, von kurzen Iwischenräumen revolutionärer Ausbrüche abgesehen, immer und überall dort, wo sie politisch noch nicht gereift ist, von einer herrschenden Minderzahl regiert wird, welche ihre Schwäche ausnützt. Um diesem "Gesetze der kleinen Jahl" zu entrinnen, hat sie nur das eine Mittel, sich selber zu organisieren und eine Partei zu bilden — und auch damit entrinnt sie ihm keineswegs endgültig, denn sie muß sich, wenn sie nun auch der Schlla der Regierungstyrannei entgangen ist, der Charyddis der Parteiherrschaft beugen und die Parteiherrschaft wird ihr, solange sie noch nicht kräftig genug geworden ist, sich auch vor dieser zu bewahren, vielleicht ein noch härteres Joch auferlegen. Welche Herrschaft war grausamer, die des letzten Kapetingers in Frankreich oder die der Königsmörder? Und wie lange hat das französsische Volk nachher noch gebraucht, die es aus den wilden Gärungen des Parteilebens herausgekommen ist! Ist es heute, nach mehr als einem Jahrhundert, endlich so weit, sich in klarer Wahl die Führer nach seinem herzen zu bestimmen?

Die parlamentarischen Anfänge Osterreichs ließen sich glücklicher an als die Frankreichs, als ob wir von dessen erschütternden Erfahrungen gelernt hätten. Die Wahlen von 1848 haben die ganzen politischen Calente des Staates ins Parlament entsendet, und als später das unscheindare Bretterhaus vor dem Schottentor eröffnet wurde, da traten die Abgeordneten in wohlgeordneten großen Parteien der Mehrheit und der Minderheit, wie es die Regel der konstitutionellen Musterländer vorschrieb, einander gegenüber, von glänzenden Rednern geführt; mit freudigem Selbstvertrauen, in regem Eiser wurde die parlamentarische Pflicht gewissenhaft erfüllt, mit Stolz und Derehrung blickten die Wähler auf ihre Gewählten. So war es durch Jahre und Jahre, aber es sollte dabei doch nicht bleiben. Im Leben der Dölker zählen die Jahre nicht, kaum die Jahrzehnte. Das Volk ist nicht schon überzeugt, wenn es versteht, es braucht mehr, es will das, was es versteht, auch durch die unverrückbare Gewisheit des Glaubens besiegelt haben, und diese kann

erst kommen, bis die gange große Menge eines Sinnes geworden ist und jeder seine eigene Kraft durch die überwältigende Kraft erhoben sindet, die ihm aus dem Gefühle der allgemeinen Übereinstimmung zuströmt. Was die Söhne, die Enkel nicht aus dem Munde des Daters und dessen Daters als unbezweifelte Lebre vertrauend in sich aufgenommen haben, das ist im Gemüte des Volkes noch nicht fest verantert, daß ist gegen Stürme noch nicht gesichert. Seit die nationale Leidenschaft entfesselt ist, sind aber Sturme über Österreich gekommen, und als sie über den Staat hingingen, da wurde es offenbar, daß unsere parlamentarische Ordnung noch nicht wetterfest geworden war; die Parteien zerrissen in sich und in ihrem Zusammenhang mit dem Volke. Aberall standen die Wähler, als ob sie jest erst zum vollen Bewußtsein ihrer selbst getommen waren, wider die alten Sührer auf und suchten sich neue nach ihrem Herzen, die sich an das parlamentarische Komplimentierbuch nicht mehr kehren wollten, dessen Sormen die alten Parteien getreulich erfüllt hatten. Die "Volksseele", von der die Schönredner gerne preisend gesprochen hatten, erwachte aus ihrem politischen Halbschlummer, aber zum Schreden aller Gebildeten enthüllte lie lich ungebärdiger, als man lie lich vorgeltellt hatte, so daß heimlich mancher fromme Wunsch gesprochen wurde, sie möge nur bald wieder in Schlaf versentt werden. Bald nachdem der glänzende, in griechischem Ebenmak erbaute Tempel eröffnet worden war, der der parlamentarischen Muse errichtet wurde, war die andächtige Selttagsstimmung der verfassungsmäßigen Anfänge verflogen, war es mit den tugendhaften Vorsäken eines gesitteten konstitutionellen Cebens vorüber, und Volk wie Parlament boten das Bild eines jungen Menschen, der aus der Schule entlassen worden ist und nun ganglich ungebunden nach seinem eigensten Willen leben will.

Genau genommen, sind es nicht erst die nationalen Stürme, die die alten Ordnungen zersett haben, der Verfall der Parteien ist schon früher eingeleitet worden. Unsere Parteien waren nicht aus den Tiefen des Volkes heraufgewachsen, sie waren, wenn man so sagen darf, "von oben" entstanden, es war die kleine Welt der Gebildeten gewesen, die die neuen Ideen hereingebracht, die die Verfassung gemacht und die ersten Wahlen geleitet hatte. Das Volt, das allen Grund hatte, mit der alten Regierung unzufrieden zu sein, hat sich ihnen willig zugewendet und hat in den Wahlen den Liften, die die Parteileitungen feststellten und die großen Zeitungen verkündigten, ihre Zustimmung gegeben. Als sodann die freisinnigen Schulgesete und Kirchengesete beichlossen wurden, fielen gahlreiche bäuerliche Gemeinden ab, die zuerst liberal gewählt hatten, sie erkannten, daß die Liberalen nicht die Suhrer nach ihrem herzen waren, und sie stellten sich von da auch politisch unter die Ceitung ihrer geistlichen Sührer. Aber auch solche Wählergruppen, die sich politisch im großen ganzen noch weiterhin liberal hielten, fanden nach und nach, daß die wirtschaftliche Gesetzebung, die das freisinnige Parlament machte, ibren Interessen nicht entsprach, der Bauer fühlte, daß seine wirtschaftliche Not nicht verstanden. ja nicht einmal beachtet wurde, dasselbe erkannte noch deutlicher der handwerker, der kleine Burger. Es ist für den "vornehmen Stadtherrn", auch wenn er wohlwollend gesinnt ist, nicht leicht, aus dem Banne seiner Anschauungen heraus den Weg zum Bauern und zum kleinen Burger zu finden; die altliberale Partei als eine Partei der Intelligiblen hat ihn denn auch nicht gefunden, man muß wohl noch hinzuseken, daß sie ihn auch nicht gesucht hat. Die ersten Parteien hatten ihren Einfluß auf die Wähler zu leicht erworben, als daß sie aufgefordert gewesen waren, sich besonders um seine Aufrechterhaltung zu bemühen. Ihr leitendes wirtschaftliches Interesse war das der modernen Technit, des Weltverkehrs, des großen Kapitales, das Interesse des wirtschaftlichen Fortschrittes, wie sie es dachte und wie ja mit ihr bie Wissenschaft jener Zeit es bachte, in welcher man die ungestümen Sorderungen der neuen volkswirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Anstöße atemlos erfüllte, ohne zu beachten, wie arg alle diejenigen leiden mußten, die abseits der neuen großen heerstraßen blieben. Wie waren die Sührer verwundert, als der Respett, ben ihnen die Wähler entgegengebracht hatten, sich allmählich verminderte! Die Erweiterung des Wahlrechtes hat gewiß auch das Ihrige dazu beigetragen, indem fie große, gang ungeschulte Wählerschichten mit gur Entscheidung berief. Mit einemmal tauchten dann Suhrer auf, die die Interessen und die Gefühlswelt ber Wähler besser erfaften und die sie im Sturme mit sich rissen, bis bann jene Zustände hervorkamen, in benen die Stimmung gang umschlug, wo die liberale Partei zum Schaden auch noch den Spott tragen mußte, wo das geflügelte Wort vom "Bildungsproh" gesprochen wurde und die Furchtsamsten den Mut der Bildung nicht mehr aufbrachten. Die Wähler gersplitterten sich nach ben verschiedensten Richtungen bin, ein Teil schloß sich, ohne gläubiger geworden zu sein, den Kleritalen an, ein anderer gruppierte sich zur christlichsozialen Partei, die Agrarier tamen auf, die Gruppen des Bauernbundes entstanden. Selbst unter denen, die im liberalen Lager verblieben, traten Spaltungen hervor, die Fortschrittspartei und die Volkspartei sind, von anderem abgesehen, auch durch gewisse, gang deutliche wirtschaftliche Schattierungen voneinander geschieden. Abnlich tamen solche Gegensätze auch unter den Slawen zutage, allerdings hier durch die stärkere nationale Geschlossenheit um einiges gebämpfter.

Es ist notwendig, in diesem Jusammenhange noch über die eigentümlichen Wirkungen zu sprechen, die das Wahlprivileg des Großgrundbesitzes auf die parlamentarischen Verhältnisse ausgeübt hat. Ich weiß nicht, ob man mit diesem Privileg mehr dem adeligen Klasseniteresse dienen wollte, um dem Großgrundbesitz eine ausgiebige Vertretung im Abgeordnetenhause, in den Landtagen und in den Landesausschüssen zu sichern, oder ob man damit das allgemeine Beste zu fördern gedachte, indem man von den Abgeordneten des Großgrundbesitzes erwartete, daß sie den Kern einer staatserhaltenden Mittelpartei bilden würden. Halls es auf das letztere Jiel abgesehen war, so wurde es versehlt: wie das herrenhaus überall dem Abgeordnetenhause gegenüber an politischer Gestung zurücktreten muß, weil nur das letztere sich als die wahre Volksvertretung fühlt, so ist ein ähnlicher Abstand zwischen

jenen Mitaliedern unseres Abgeordnetenhauses hervorgekommen, die aus einer kleinen Kaste, und denen, die aus dem Volke gewählt sind. Der Großgrundbesit hat seine reichliche Angahl von Sigen im hause, die ihm niemand rauben tann, aber sein Einfluft ist kleiner, als es dieser Jahl entspricht, er hat keine Gewalt über die Stimmung des hauses, er hat keine Kraft zur Sührung, zu der der hohe Abel sonst berufen ist; auch das war in den Anfängen des Parlamentarismus noch anders, aber es tritt in der großen Krise unserer Tage unzweideutig hervor. Gerade in Osterreich ist die gesellschaftliche Kluft zwischen den Adelsgeschlechtern und der Bevölkerung sehr groß; sie hätte einigermaßen ausgefüllt werden können, falls der Grofigrundbesit durch die Verfassung bemufigt gewesen ware, um sein Teil an den Dertretungsförpern mit andern in Wettbewerb zu treten, er hätte volkstümliche Derbindungen pflegen muffen und ware volkstumlicher geworden. Statt deffen zieht er sich in seinen Kurien auf sich selbst zurud, die Stellen, die er bei seiner weitverbreiteten Machtgeltung in den Candgemeinden hatte besehen konnen, sind andern Einflussen überlassen, die durchaus nicht immer im Sinne einer vermittelnden Richtung wirken, und sind für ihn heute vielleicht schon auf immer verloren; in den häusern selbst vermehren die Gewählten des Großgrundbesiges, statt die Gewählten des Volles führend zu vereinigen, die Spaltung, indem sie neben den andern Parteien, deren wir schon genug haben, ihre Klubs für sich bilden.

Eine auf den Grundsatz der Wahl gestellte Verfassung verträgt sich mit keinerlei Vornehmtun, sie bestraft jedes; unsere "Intellektuellen" müssen es büßen, daß sie die volkstümlichen Strömungen nicht beachtet haben, und der Großgrundbesitz mußes büßen, daß ihm die Verfassung die Mandate, die die andern durch eine öffentliche Prüfung vor dem Publikum erwerben müssen, sozusagen auf Grund einer Privatzprüfung vor den Standesgenossen zuweist.

Frankreichs Afrikapolitik.

Don Ceopold Freiherrn von Chlumecty.

Durch das gewaltige, die gesamte Welt in Atem haltende Ringen um die Vorherrschaft in Ostasien — zum Teile auch durch das in Frankreich erfolgte Wiederauflodern des ewigen Kampfes zwischen geistlicher und weltlicher Macht, wurde die Aufmerksamkeit der großen Öffentlichkeit über Gebühr von einem immerhin bedeutsamen Ereignisse abgelenkt: dem englisch-französischen Maroko-Abkommen. Dieser am 8. April d. I. geschlossene Vertrag dürfte als der erste praktische Schritt Frankreichs erscheinen, seine Aspirationen auf Maroko aus dem Bereiche nebuloser Zukunftsträume in die reale Wirklichkeit zu versehen, und ist als solcher eines der wichtigsen Glieder in der Kette französischer Afrikapolitik. Der Besitz Tangers und

der die Straße von Gibraltar im Süden begrenzenden Küste hat schon für sich allein eine so ungemein weittragende Bedeutung, daß schon aus diesem Grunde sämtliche Mittelmeerstaaten an der Art und Weise, wie die Marottofrage ihre künftige Lösung sindet, in weitestgehendem Maße interessiert sind.

Und so ist es wohl kein müßiges Beginnen, sich die Frage vorzulegen, wie Frankreich die ihm durch das Abkommen mit England zugestandene und im Vertrage mit Spanien schwerlich nennenswert eingeschränkte Aktionsfreiheit in Marokko benühen dürfte, um diese Gebiete in wirksamster und zweckbienlichster Weise seinem nordafrikanischen Territorium anzugliedern.

Gar teures Lehrgeld hat Frankreich bei seinen ersten Versuchen einer nordafrikanischen Koloniakpolitik gezahlt. Und heute gibt es wohl keinen französischen Politiker mehr, welcher nicht von der Überzeugung durchdrungen wäre, daß die Mittel, mit denen man Algeriens Besitznahme erstrebte, denkbarst unzwedmäßige und versehlte waren, wenn sie auch schließlich zum Ziele führten.

Die nicht anders als militärisch vorbereitete Eroberung eines einheitlich mohammedanischen Landes, und die Versuche, in demselben ebenso unvermittelt eine, wenn auch nach türkischem Zuschnitte gesormte, so doch von europäischem Geiste durchwehte Verwaltung zu schaffen, werden stets Schwierigkeiten begegnen, von deren Größe man eben erst durch die Ersahrungen vieler Jahrzehnte ein richtiges Bild gewonnen. Als grundlegende Ursache dieser Erscheinung muß nicht bloß der Fanatismus der Moslim, sondern vielmehr in erster Linie die ungeheure Klust angesehen werden, welche in allen Lebensanschauungen den Orientalen vom Europäer scheidet.

Nimmermehr wird der Mohammedaner europäische Dentweise und Ethit sowie das, was wir Kultur und Gesittung nennen, verstehen und anertennen. Das unvermittelte Eindringen europäischen Geistes und die unmittelbare Berührung mit dem Westen werden als etwas Odioses empfunden, dem gegenüber der lebhafteste Widerstand geleistet wird — der gefährlichste und so schwer zu besiegende Widerstand einer tief empsindenden Volksseele, deren Saiten in gewaltiges Schwingen geraten, wenn ein unvorsichtiger Griff an alte Traditionen, an sestgefügte Lebensanschauungen, an grundlegendes religiöses oder ethisches Empsinden rührt.

Wie schwierig das Problem ist, den Osten mit dem Westen zu versöhnen, das haben wir Österreicher in Bosnien erfahren; und doch hat gerade jene Erscheinung, welche in unserem Vaterlande zur Ursache so schwerer Erschütterungen geworden, die Vielgestaltigkeit der Bevölkerung, unsere Aufgabe in den okkupierten Provinzen relativ noch erleichtert.

Kroaten und Serben bilden ein dem Fortschritte und dem Eindringen oksidentaler Kultur nicht abgeneigtes Element, welches unschwer als Gegengewicht wider den konservativen Starrsinn des Islams ausgespielt werden kann. Mag auch der Serbe aus nationalpolitischen Motiven der österreichisch-ungarischen Oktupation in manchem Belang noch seindlicher gegenüberstehen als der Mohammedaner — die zivilisatorischen Bestrebungen jedweder europäischen Administration werden

bei diesem Teile des bosnischen Völkergemisches nur selten auf Widerstand stoßen. Und troth dieses Umstandes, und obwohl die mohammedanische Minorität in den Oktupationsländern kaum mehr als 35 Prozent der Gesamtbevölkerung beträgt und überdies zum großen Teile slawischer Nationalität ist, bedurfte es dennoch des Genies eines Kallan, um die sich auftürmenden ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, um für die Einführung europäischer Verwaltungsprinzipien eine Sorm zu sinden, welche dem Empsinden des Orientalen nicht allzusehr zuwiderlief.

Wenn schon eine seit altersher mit Andersgläubigen und Andersdenkenden in innigstem Kontakte lebende mohammedanische Minderheit in solchem Make ihre Eigenart bewahren und die sie von uns trennende Kluft nur so schwer überbrückt werden tonnte, so bietet dies einen Makstab für die Gröke der Aufgabe, welche Frantreich auf sich nahm, als es ein durchwegs mohammedanisches Cand wie Algier im Wege der Eroberung und des ohne weitere Vorbereitung unternommenen Derpflanzens europäischer Verwaltung der westlichen Kultur erschließen wollte. Die ethnographischen Derhältnisse Bosniens konnten einen solchen Dorgang rechtfertigen, jene Algeriens hingegen müssen benselben modus procedendi als gang verfehlt erscheinen lassen. Und so ist auch tatsächlich die Geschichte ber ersten fünf Jahrzehnte algerischer Offupation nicht viel mehr als eine Kette blutiger Aufstände ober zwar unblutigen, darum aber nicht weniger tiefgehenden Aufbäumens des Islams gegen den frangösischen Eindringling, bessen Sitten so grundverschiedene, dessen Dorgehen ein so unverstandenes und unverständliches war. Die tiefempfundene Mikachtung, welche der Moslem dem Christen stets entgegenbringt, sie steigerte lich zum Halle, als der Giaur an Althergebrachtes zu rühren wagte und die Bevölkerung mit Segnungen einer Kultur beglücken wollte, die ihr nur minderwertig, in manchen Beziehungen sogar als Unfultur erscheint. Frankreich hatte eben den gewaltigen Sehler begangen, es nicht erfaßt zu haben, daß der Eroberung und Annerion solcher Cänder noch andere als militärische Vorbereitungen vorauszugehen haben.

Erst muß der Abgrund, welcher zwischen Osten und Westen gähnt überbrückt, es muß ein Bindeglied gefunden werden zwischen der mohammedanischen Bevölzterung und dem zivilisationslüsternen Europa, um so der allmählichen Infiltration mit okzidentaler Kultur eine Eingangspforte zu öffnen und diesem Bestreben das Aufreizende, das Gehässige zu benehmen.

Dieser lettere Weg wurde von der Republik eingeschlagen, als man zu Beginn der Achtzigerjahre daran ging, den nordafrikanischen Besitz nach Osten bin auszudehnen.

Der in Algier begangene Sehler, welchen man nur durch ungeheure Opfer an Menschen, Geld und Energie wettgemacht hatte, wurde dank den Erfahrungen, die man in diesem halben Jahrhundert dort gesammelt, bei der Verwirklichung der Aspirationen auf Tunis vermieden.

Die Franzosen verzichteten darauf, Tunesien im Handumdrehen zu erobern, es von heute auf morgen in eine Provinz Frankreichs umzuwandeln.

Man wählte den vorsichtigeren und klugen Weg, den Ben auf seinem Chrone zu belassen, und sich vorerst nur im Wege des Protektorates einen — freilich dominierenden — Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu sichern.

Damit war jene Brücke vom Okzident zum Orient geschlagen, über welche der europäische Einfluß sich den Weg bahnen und schrittweise eindringen konnte, ohne die Empsindsamkeit mohammedanischen Sühlens in allzu rücksichtsloser Weise zu verletzen. Die Taksache, daß der Ben — wenn auch bloß zum Scheine — der Träger der Staatsgewalt blieb, daß er die von Frankreich geforderten Maßnahmen dekretierte, wirkte wie eine Anästhesierung des Schmerzempsindens, welches dieselben Maßregeln in höchstem Grade erregt hätten, wenn sie unmittelbar durch fremdländische Gewalthaber erfolgt wären.

So mancher Schritt zur Verpflanzung einer verhaßten Zivilisation verlor seine Unpopularität und seine härte dadurch, daß ein Mohammedaner selbst es war, welcher diese Auspfropfung eines fremden Reises auf die mimosenhaft empfindsame Pflanze orientalischen Dentens vollzog. Regte sich aber doch der Unwille gegen die eine oder andere allzu raditale Maßregel, so richtete er sich in erster Linie gegen den Ben, die Republit wurde nur par ricochet davon getroffen. Nur so ist es erklärlich, daß die Erfolge Frantreichs in Tunis — obwohl seit dem Dertrage von Kasr el Said nicht mehr als 23 Jahre verstossen sind — heute bereits ganz außerordentliche genannt werden müssen, und die herrschaft der Republit dort auf sestenen Grundlagen beruht, als in dem vor 74 Jahren eroberten Algerien. Wer immer so wie ich auf Grund eigener Wahrnehmungen an Ort und Stelle die kulturellen Fortschritte beider nordafrikanischen Territorien einem Dergleiche unterziehen konnte, wird und muß erkennen, um wie vieles zwedentsprechender das in Tunis angewandte System ist, und wie viel besser sich bewährt hat als die anschen viel raditaleren und energischeren Maßnahmen zur Französserung Algeriens.

Sehr naheliegend ist nun die Annahme, daß Frankreich versuchen wird, in Marotto denselben Weg zu gehen, in der Erkenntnis, daß dort in wohl noch höherem Maße als in Tunis und Algier die Transsussion europäischen Geistes und europäischer Administration nur unter Mitwirkung der heimischen Dynastie wird stattsinden können.

Auch für die Art und Weise der Anbahnung dieser Bestrebungen, für den Beginn der Aktion, deren Endziel die Etablierung des Protektorates ist, kennt die Kolonialgeschichte der letzten Jahrzehnte ein treffsicheres Mittel: die plansmäßig geförderte Verschuldung des Staates, den man unter europäische Botmäßigkeit zu stellen sucht.

Sowie in der Privatwirtschaft der gewissenlose Kreditgeber in der finanziellen Schwäche seines Schuldners ein Mittel sucht und findet, um denselben allmählich in eine immer drückendere Abhängigkeit zu bringen, um ihn schließlich nicht selten ganz zu deposseren, so besitzt die moderne Expansionspolitik Europas in der Kreditgewährung an kulturell tieserstehende Gemeinwesen einen bei konsequenter

Derfolgung unfehlbar zum Tiele führenden Weg, die wirtschaftliche und schließlich auch die politische Selbständigkeit solcher Staaten zu untergraben.

Was ehedem nur blutige Eroberungskriege vermochten, das bewirkt heute in nicht mehr sellenen Fällen die werbende Kraft des Geldes, wenn die Verschuldung des freditbedürftigen Staates mit jener Rücksichtslosigkeit ausgebeutet wird, deren überhaupt jede großzügige Politik nicht entraten kann. So geschah es unter anderem in Ägypten und Tunis, und so wird es dereinst mit Maroko und auch mit Persien ergehen. Mit unendlicher Freigebigkeit kam Frankreich den stets wachsenden Geldbedürfnissen des Ben Mohammed es Sadok entgegen, dis seine Schuld von 12 auf 150 Millionen Franken gestiegen war. Don diesem Augenblicke hatte man ihn und — nachdem das Budget dieses absolutistischen Herrschers selbstverskändlich mit jenem seines Candes identisch war — auch ganz Tunesien in der Hand.

So ist es wohl kein Zufall zu nennen, daß die erste Nachricht, welche der Telegraph nach der Meldung über das Zustandekommen des englischeranzösischen Maroko-Abkommens brachte — jene von dem Abschlusse einer Anleihe zwischen Maroko und der Banque de Paris war.

Die 60 Millionen Franken, welche Frankreich vorläufig dem Emir el Mumenim zur Verfügung stellte, haben in erster Linie zur Rückzahlung marotlanischer Schulden an England und Spanien zu dienen, mahrend mit dem Rest Reorganisationen in Angriff genommen werden sollen, deren Art und Umfang natürlich wieder vom Kreditgeber zu bestimmen sind. Wie immer diese Reformen auch beschaffen sein werden — darüber besteht kein Zweifel, daß die Behörden des Candes zu deren Durchführung weder fähig sein noch als hiezu befähigt erkannt werden bürften, daß daher der Emir, wenn auch widerstrebend, selbst die ihm hiefür freundschaftlich gebotene Hilfe der Republit in Anspruch nehmen wird. Die erfolgte Gewährung des Darlebens — welchem übrigens bald neue Anleihen auf dem Sufe folgen werden — berechtigt Frankreich zu einer genauen Kontrolle marokkanischer Sinanzen. Es ist dies eine ungemein wichtige Junktion, welche im Grunde genommen, sich als eine fast unbeschränkte Beeinflussung der gesamten Geldgebarung des Emirs und auf diesem Wege als eine Art Vetorecht gegen fast alle, der Republik etwa mikliebigen Attionen darstellt. Mit großem Geschicke wurde für diesen Posten eine Person in Aussicht genommen (der ehemalige frangösische Generaltonful in Genf. herr Regnault), welche bereits in Tunis in gleicher Weise mit großem Erfolg gewirkt und nunmehr unter dem bescheidenen Titel eines Interessevertreters des Anleihesyndikats in Wirklichkeit die Stelle eines — marokkanischen Sinanzministers belleiden soll.

So wird es auch gelingen, sich die Leitung der Zollpolitik des Landes zu sichern und hiedurch die kommerzielle Eroberung Marokkos vorzubereiten.

Als eine weitere, in der Konvention mit England der französischen Regierung ausdrücklich übertragene Aufgabe ist der Schutz der Europäer in Marotto

zu nennen. Daß Frankreich auch hierin eine willsommene Handhabe finden wird, um auf die inneren Angelegenheiten des Landes weitgehenden Einfluß zu nehmen, liegt auf der Hand. Schon verlautet es, daß die Reorganisierung der marottanischen Polizei unabweislich geworden sei, wenn Frankreich der von ihm übernommenen Derpflichtung gerecht werden wolle — — und es versteht sich von selbst, daß diese Resorm nur dann von einem Erfolg begleitet sein kann, wenn sie unter französischer Oberleitung erfolgt.

hand in hand mit dieser Aktion geht die Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit im ganzen Lande, wozu die wiederholten Kämpse der einzelnen Stämme untereinander, sowie die zahlreichen Intriguen und Anschläge gegen die Herrschaft des Sultans, zu jedem beliebigen Zeitpunkte einen plausibeln Vorwand für ein energisches Einschreichs Frankreichs bieten werden.

Schon spricht man am Quai D'Orsan ganz unverhohlen von der Notwendigteit, die Autorität des Emirs zu schüßen, schon deutet Delcasse an, daß es Frankreichs Aufgabe sein wird, den Herrscher Marottos vor den gefährlichen Intriguen zu bewahren, welche sich an seinem Hose abspielen. . . . An dem Tage aber, an welchem sich diese schüßende Hand Europas über ihn ausbreiten wird — da wird auch die Unabhängigkeit des Emirs zu Grabe getragen werden, er wird sich den Armen der ihn bedrängenden Truppenführer entwinden, um in die eiserne Umklammerung unbeugsamen europäischen Willens zu geraten, und diese "schüßende" Umarmung wird ihn schließlich zum Schattenkönig machen — wie sie dem Ben in Tunis, wie sie in Ägypten dem Khedive bloß ein Scheindasein beließ.

Natürlich wird diesem Endziele noch so manch andere vorbereitende Aktion vorauszugehen haben. Als wohlerwogene, für ein zielbewußtes Vorgehen Zeugnis ablegende Maßnahme erscheint der schon vor langer Zeit begonnene Bahnbau längs der östlichen Grenze Maroktos. Von Oran nach Süden strebend, umspannen die Schienen das maroktanische Territorium immer mehr und mehr. Sie lausen, hart an der Grenze führend, heute bereits dis Beni Ounis, wo sie, 600 Kilometer von Oran entsernt, im Frühjahr 1904 endeten. Doch rastlos wird der weiter Bahnbau betrieben; schon in diesem Winter soll eine noch tieser südlich führende Fortsehung dem Verkehre übergeben werden. Und wenn auch die Realissierung der französischen Chimäre, die Fertigstellung des "Transsaharien" mit dem Endpunkte in Timbuktu, wohl noch sehr lange auf sich warten lassen dürste, so ist es dasür um so wahrscheinlicher, daß man in absehbarer Zeit versuchen wird, die Schienen-umklammerung Maroktos zu einer noch engeren zu gestalten, indem auch die südelichen Grenzgebiete dieses Candes dem Bahnverkehr erschlossen werden.

Wie das Sanglasso um den hals des flüchtenden Tieres, wird sich dann dieser eiserne Ring zuziehen, und wenn es gelingen sollte, die ungeheure Schwierigkeit zu überwinden und die Bahn dis zur Atlantischen Küste, etwa nach Mogador, zu führen, so wird Frankreich damit ein in kommerzieller und strategischer Beziehung ungemein bedeutungsvolles Werk geschaffen haben. Die Angrisse, denen schon heute

die französische Grenzbahn von seiten marottanischer Banden ausgesetzt war, lassen es wohl voraussehen, daß auch weiterhin der Bahnbau nur unter äußerst schwierigen Umständen und nur schrittweise, bei beständiger Dermehrung des militärischen Schukes, wird fortschreiten können. Der Sanatismus der fast 10 Millionen Seelen zählenden Bevölkerung dieses so weit nach Westen vorgeschobenen "Orientes" übersteigt noch weitaus jenen, den Frantreich in Algier und Tunis zu brechen hatte. Und darum werden auch die Versuche der Schaffung "zwilisatorischer" Werke in Marotto, für welche die Kammer heuer 600.000 Franken votiert hat, und die Bestrebungen, im Wege der "Mission des archives" durch Studien über die Administration und die innere Organisation des Landes den Geist der Bevölkerung zu erfassen und ihr näher zu treten, es nicht hindern können, daß so manche Aktion in Marotto wiederholte Echecs erleiden, daß nicht weniges, was mühlam geschaffen wurde, wieder zerstört werden wird. Eben jetzt dringen Nachrichten zu uns, welche barauf schließen lassen, daß der Mulan Abdul Asis sich des französischen Einflusses zu entledigen sucht, indem er alle in Marotto wirkenden Ausländer außer Candes verweist. Im Interesse Frankreichs und seiner Aspirationen auf Marotto muß es gelegen sein, daß dieser Zwischenfall auf friedlichem Wege beigelegt und daß Mittel gefunden werden, um ohne schwere, triegerische Konflitte den Sultan gur Belassung ber frangösischen gunktionare im Scherifischen Reiche zu bewegen.

Selbst dann, wenn es gelingen sollte, die gegenwärtig drohenden Komplikationen abzuwenden, wird wohl auch späterhin die Präponderanz Frankreichs im west-lichsten Nordafrika noch so manche schwere Erschütterungen überwinden müssen, ehe sie sich sest und unzweifelhaft konsolidiert, und wir werden neuerdings die Zeugen eines schweren Kampses moderner Kultur gegen orientalisches, fanatisch zähes Sesthalten an der eigenen Zivilisation sein.

Mag auch Österreich aller Voraussicht nach von der Art und Weise, wie die Maroklofrage dereinst gelöst wird, nur wenig berührt werden, so sollte uns dies doch nicht daran hindern, mit lebhafterem Interesse, als es gegenwärtig geschieht, und mit größerer Aufmerksamkeit die Entwicklung der besprochenen Vorgänge zu verfolgen.

So wenig geneigt auch die öffentliche Meinung Österreichs einer Expansionspolitit ist, so liegt es doch nicht ganz außer dem Bereiche der Möglichteit, daß
einmal der Augenblick kommt, wo die Expansionsbestrebungen anderer
uns in eine Zwangslage versehen, in der wir, der Not gehorchend, nicht dem
eigenen Triebe, unsere hand auf Gebiete werden legen müssen, nicht so sehr,
weil wir deren Besit anstreben, als vielmehr, weil unsere vitalsten
Lebensinteressen es verbieten, daß andere dort festen Suffassen.

Das moderne Arkanum europäischer Diplomatie, die Erhaltung des Status quo, kann noch für einige Zeit seine Schuldigkeit tun, schließlich muß aber auch diese Formel versagen und, am ehesten wohl dürfte sie am Balkan Bankerott machen. Und ganz ausgeschlossen ist es wohl nicht, daß wir uns dann dort vor eine Auf-

gabe gestellt sehen, deren Sösung uns weniger schwer fallen wird, wenn wir aus der Geschichte gelernt und die Ereignisse in ethnographisch ähnlichen Gebieten mit wachem Auge versolgt haben werden. Darum sollten wir den verschiedenen Arten in der Behandlung nicht bloß des franken Mannes allein, sondern der großen tranken Familie mohammedanischer Gemeinwesen überhaupt, in regerem Maße unsere Ausmerkamkeit zuwenden.

Speziell den Aktionen Frankreichs in Tunis und Maroklo dürften wir so manches entnehmen können, das anzuwenden wir vielleicht dereinst gezwungen sein werden.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder. (Fortsetzung und Schluß.)*

Als Gymnasiast hatte ich mir bereits fest vorgenommen, um jeden von mir zu erschwingenden Preis alle berühmten klassischen Stätten des Altertums aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Jett war ich an Seumes "Spaziergang nach Syrakus" geraten, der mich dergestalt fesselte, daß ich ganze Stellen erzerpierte und in seine Sußstapsen zu treten beschloß. Nebenbei lag mir aber noch aus meiner idealen Zeit Claurens "Mimili" im Sinne und ich studierte eifrig Ebers "Schweiz" und die ausgezeichnete Karte, die ich von meinem Mitschüler Göße, der ebenfalls ein Schweiz-Enthusiast war, erhalten hatte. Auch wurden alle anderen Reisebücher, die mir zur hand kamen, nicht bloß gelesen, sondern geradezu verschlungen. Dennoch kam es in den ersten Jahresferien noch zu keiner Ausführung, weil der nervus rerum gerendarum noch nicht kräftig genug war. Auf Einladung brachte ich meine erste juridische Dakanz in Brünn zu.

Obgleich erst ein Jahr seit meinen Brünner Studien verstrichen, waren doch sast alle meine früheren Bekanntschaften verlausen und ich stand ziemlich vereinzelt da, weshalb ich auch nicht ungern das Ende der Serialzeit empfand. Es gab damals eine ganz besondere, billige Sahrgelegenheit zwischen Wien und Brünn, nämlich der Bergauer-Padowetsche Stellwagen, der, um der k. k. Posteilsahrt keinen Eintrag zu tun, den Umweg über Inaim machen mußte. Madame Bergauer in Stockerau war damals eine hochberühmte Jelebrität in Lohnsuhr- und Stellwagenwesen. Kutscher, Stallknechte, Rösser und Passaiere hatten vor der Dame gleichen Respekt. Sie war ziemlich korpulent, hatte ein Organ, mit welchem sie die Rossebändiger überkönte, und ein ausnehmendes Herrschertalent. In der Leopoldstadt im Einkehrwirtshause "Jum weißen Ross" oder "Elefanten" standen immer ganz

^{*} Den angekundigten Epilog zu Selbers Memoiren werden wir im 12. heft veröffentlichen. Anm. b. Reb.

passable Wägen zur Anlodung der Passagiere, welchen man auch behilstlich war, wenn sie keinen Linienpassierschein besassen, was bei mir fast immer der Sall war, erst beim "Rehbödl" in der Brigittenau außerhalb des Tabor einzusteigen. In Stoderau wurde man im Bergauerschen Wirtshaus abgeladen und stand nun unter dem persönlichen Regimente der Madame Bergauer.

Oft konnte man stundenlang aufs Weiterkommen warten, wenn ihre Trains aus den verschiedenen Richtungen nicht pünktlich eintrasen. Ich habe mich oft gewundert, woher die sonderbaren, durch Bauart und Greisenalter auffälligen Gefährte kamen, in welche man von der Madame Bergauer höchst persönlich eingepfercht wurde. "Da kann man ja gar nicht sitzen, Frau Bergauer," rief ein Passager. "Hätten Sie sich einen Luftpolster mitgenommen," war die Antwort. "Das Türl geht ja nicht auf, es ist mit Striden von außen zusammengebunden." "Das ist recht gut, können's wenigstens nicht hinausfallen." "Saderlot, das Fenster ist zerschlagen." "Ist ganz gut, haben Sie doch frische Luft, im Wagen wird's sonst zu dunstig." Unter solchen und ähnlichen Dialogen setze sich die zerrumpelte Maschine in Bewegung und hatte der Kutscher fluchend alle Augenblicke etwas am Gespanne zu slicken und zu bandeln, die endlich das Zeug des Weges nach hollabrunn oder horn zusammenhielt. Don da ab ging es besser die Padowehschen Wagen doch wenigstens emeritierte hietzinger waren.

Mit den Ferien des zweiten Jahrganges begann endlich die Realisierung meiner längst geplanten Sufwanderung. Ich hatte auf derselben einen Gefährten, nämlich einen befreundeten Kollegen Josef Augusta aus Poltenberg. Meine Sehnsucht 30g mich zuerst nach dem Meere, nach dem alten Denedig, nach der Borhalle der hesperischen Gefilde und nach den Hochgebirgen und Gletschern Tirols. Ich verbiente mir auch die ersten Sporen zu einigem Migvergnügen meines Begleiters. benn die kaum zweimonatliche Wanderung umfaßte bei 300 Meilen in Kreuz- und Querzügen. Cagebuch und Reiseerinnerung an diese erste größere Suftour finden sich an einem andern Orte. Die Ferien nach dem dritten Jahrgange, die ich nahezu um einen Monat verlängerte, weil ich mich beeilt hatte, schon am ersten Cage der Eramina loszukommen, benützte ich zur zweiten größeren Sufreise, die ich aber durch die früheren Erfahrungen gewißigt, wie alle nachfolgenden, um mir volle Freiheit zu wahren, allein vollführte. Das Wagnis wegen meiner Paklosigkeit, die Luftlinie quer über das hochgebirge nach den oberitalienischen Seen zu nehmen, hätte mir bald das Leben gekostet. Ich schlich mich viermal über die schwarzgelben Grenzschranken ins Ausland hinaus, einmal sogar unter lügnerischem Vorwand, und als ich nach zehn Wochen wieder in die Schönlaterngasse einbog, hatte ich nicht viel weniger als 600 Meilen und einen guten Teil Piemonts, der Schweiz, Banerns, Württembergs und Sachsens in Kreuz und Quere durchwandert. Auch über diese zweite größere Sufreise bewahre ich ein bald hernach noch im Jahre 1837 geschriebenes Tagebuch und Erinnerungen an die damals empfangenen Eindrücke, wie sie noch heute in meinem Gedächtnisse leben.

Im letzten Jahrgange muß ich doch auch der Vergnügungen gedenken, die ich mir außerhalb der Samilientreise mit einigen, wenn auch nicht sehr bedeutenden Kosten vergönnte; das war in den Wintersonntagen der Volksgarten, in dessen noch heute bestehendem Salon Johann Strauf (der Vater) für ein Entree von 10 fr. K.-M. mit seinem mustergultigen Orchester spielte, und das Kasino Zögernik in Döbling, das Canner für seine noch bis zur Stunde unerreichten, melodiösen Walzerkompositionen in Besitz genommen hatte. In einem Karnevale wurde sogar der altberühmte Apollosaal mit seinen riesigen Nebenlokalitäten angeblich in seinem früheren Glanze wiedereröffnet. Alle Welt strömte anfangs dahin und auch ich war trok hohen Entrees in Gesellschaft der Samilie des Marquis Strozzi (unseres Wohnungsnachbars in Brunn) dabei. Ich führte die schone Marquise am Arme, die, etwas torpulent, in ihrem hochrotseidenen, start ausgeschnittenen Kleide selbst in dichtem Menschengewühle Aufsehen erregte. Da fuhr sie plöglich mit einem Schrei zusammen und es ergab sich, daß frecher Mutwille eine fingerlange Nadel in jene Gegend eingetrieben hatte, die Damen mit einem Kissen zu verwahren pflegen, aber bei der Marquise volle Natur war. Glücklicherweise hatte die Sache teine andere Solge, als dak mir ein nagelneuer hut nahezu vom Kopfe weggestohlen wurde und ich barhaupt, mit einem Schnupftuche den Kopf umwunden, nach hause fahren mußte.

Auch das damalige Studentenwirtshaus par excellence, den "Fürstenhof" an der Ede der Reisnerstraße und dem Kanal, besuchte ich über Aufforderung meiner Kollegen Augusta und Krueg ein paarmal. Madame Reisner,* die bei dem Bau der Reisnerschen häuser selbst Ziegeln mittrug, hatte immer einige Studenten an sich gezogen, die sie verköstigte und die sich's auch im "Fürstenhof" auf ihre Kosten aut geschehen ließen.

Die kleinen Sommerferien während der ersten zwei Jahre brachte ich meist in Baden bei meiner mutterlichen Anverwandten zu, wo es im Kreise der Samilie meines Großonkels Zrza an jungen Leuten und an Unterhaltung nicht fehlte.

Mit dem 2. Februar 1837 hatte mein ideales Leben eine bestimmte Richtung erhalten und 30g mich, so oft ich nur konnte, wenigstens auf einige Cage wieder nach Brünn, aber nicht mehr in das Haus meines Onkels, denn dieser war in Erfüllung seines langjährigen sehnlichsten Wunsches mittlerweile nach Wien transferiert worden.

* * *

^{*} Sie paßte wenig zu den aristofratischen Gelüsten ihres Gemahls, der damals Couponabschneider im Bankhause Sina war, später aber selbst Bankier unter Sirma Reisner & Co. wurde. Nachdem er 1847 die durch einen altersunfähigen Greis vertretene Samilie Kallan mit einer Million-Anleihe, die nicht zustande kam, hart mitgenommen hatte, kaufte er im Coskanischen ein kleines Gut, mit welchem der Citel Marquis für dessen Besiger verbunden war. Don da ab nannte er sich Marquis Reisner, ließ sich auch so heißen, die polizei diesen Citel wenigstens für Österreich strick.

Ich habe nur noch einen Rückblick auf einige Kollegen meiner juridischen Studien an der Wiener Universität zu werfen.

Der bedeutenoste unter ihnen war wohl Ebler v. Wirth, dessen junger Körper einen scheinbar viel älteren und gereifteren Geist beherbergte. Er hatte vornehmes Äußeres, sehr gewählte Sprache und schien uns alle an Wissen zu überragen. Er glich bereits einem werdenden Staatsmanne und ward es auch. Denn schon 10 Jahre danach sungierte er als Unterstaatssetretär Schmerlings im Franksurter Reichsministerium. Starb jedoch bald darauf.

Siamesische Brüder nannten wir mehrere Paare, das eine Schuster und Dworzat, beide wurden Gerichtsbeamte und sind längst verstorben. Ein zweites Paar bildeten Göge und Ohler; der erstere, ein passionierter gufreisender gleich mir, Sohn des Gemeindegerichtsschreibers von Thurn und Lichtenthal, starb als handelsgerichtsrat. Öhler ward Magistratsrat und trat in Pension während meiner Amtsführung als Bürgermeister. Er hatte die unsägliche Leidenschaft schon als Student, mit seiner Damengesellschaft nicht allzu wählerisch zu sein, und wir verargten es ihm stets, wenn er im "Elnsium" mit ordinären Dienstboten tanzend gesehen wurde. Diese Inklination legte er auch in älteren Jahren nicht ab und brachte ihm insbesondere bei Wäschermädel-Mastenballen manche Derlegenheit zuwege. Ein brittes solches Paar nannte man mich und meinen Brünner Jugenfreund Romani, von dem ich an anderer Stelle bereits gesprochen habe. Als dritter im Bunde bei uns fand sich mein Nebenmann mit dem großen Namen Christoph Kolumbus. Er hatte mehrere hochgestellte geistliche Brüder; der eine Bischof, früher Hofburgpfarrer, Direktor des Frintaneums, von großem Einfluß bei Hofe, einen anderen, einen sehr leutseligen Greis, kannte ich persönlich als Pfarrer an der neuen Lerchenfelderkirche. Mein Banknachbar lebte schon mahrend der Studien halb in hofluft, wurde auch sofort hofbeamter und später Privatsetretär des taiserlichen Vaters, Erzherzogs Franz Karl. Nach dessen Tode mit dem Hofratstitel und Freiherrnstand pensioniert, genießt er heute in bestem Wohlsein behäbig sein Alter und erinnert mich bei öfteren Besuchen an unsere, in so divergierenden Richtungen vergangenen Zeiten. Zwei einzige meiner Kollegen, Eberl und Cekisch, wurden gleich mir Advotaten in Wien. Eberl starb jung, Cetisch lebt noch und plagt sich immerfort als Advokat ab. Er hatte die Unbedachtsamkeit begangen, von einem tief verschuldeten ungarischen Kavalier ein großes, weit über den Wert verhypothekiertes but in Siebenbürgen zu übernehmen und mußte, von Gläubigern gedrängt, dort Konturs ansagen. Glücklicherweise ist er aber infolge des Dualismus in Wien bennoch nicht von Rechts wegen Kribatar geworben.

Am 7. August 1838, an dem Tage, an welchem wir definitiv den Schulbänken Dalet sagten, kamen die drei Kollegen, Johann Nep. Berger, Wilhelm Marz und Kajetan Felder im Bierhause "zur Flasche" im Stubenviertel zusammen, um an einem kleinen Tische und bei einem Glase Bier über ihre Zukunft zu Rate zu gehen. Berger erklärte, er wolle sich der Wissenschaft widmen, Marx hatte eine

alte Mutter zu unterstüßen, hielt sich bemnach verpflichtet, auf fürzestem Wege ein Auskommen zu suchen, und ging deshalb zur Polizei. Selder war hingegen mit sich bereits einig, zuerst in der Fremde zu lernen und Erfahrungen zu sammeln und wolle deshalb mindestens durch ein Jahr ohne Rücksicht auf Beschwerlichkeit, soweit es geht, die Welt durchwandern. Die drei Freunde gaben sich zum Abschied das Wort, alljährlich am 7. August abends zu derselben Stunde in demselben Lokale sich einzufinden, um über ihre Erlebnisse und ihre Zukunftsplane zu berichten. Alle drei aber trafen niemals mehr in Wien zugleich zusammen. Berger ließ sich bald die Haare lang wachsen, studierte Hegel und wurde geistreich-witziger Philosoph. Des täglichen Brotes willen mußte er sich jedoch in die Kanglei des Dr. Seliger verdingen, wurde um einen Monat später als ich Dottor, so daß ich ihm bei seiner Disputation ein paar Tage nach meiner Verehelichung opponieren konnte, ward mit mir zugleich hof- und Gerichtsabvolat, wie er zugleich mit mir Assistent am Theresianum gewesen. Ins Frankfurter Nationalparlament gewählt, geriet er bort in die äußerste Linke und erst mein Mahnruf, die Advokatur anzutreten, die wider die Ernennung verlorengehen konnte, scheint ihn nach Wien zurückgebracht zu haben.

Er ward berühmter Derteidiger beim Strafgericht, dann ebenso schlagfertiger Politiker, nach dem Inslebentreten des Parlamentarismus schlagfertig insbesondere gegen Söderale, Klerikale und blaue Liberale, nichtsdestoweniger eifriger Versechter des Dualismus. Ins Bürgerministerium 1868 als Minister ohne Porteseuille eingetreten, schlug er sich zur Minorität desselben, die einen Belcredischen außerordentlichen Reichsrat zur Versassungsrevision wollte. Bereits krank, resignierte er anfangs 1870 und starb am Ende desselben Jahres, gerade zur rechten Zeit für seinen Ruf, denn er war bereits am Wege, National-Söderaler zu werden.

Marx ward, wie er beabsichtigte, anfangs Polizeibeamter in Wien, dann Polizeidirektor in Kaschau, wo er während der ungarischen Derfassurren einen sehr schwierigen, einheitsstaatlichen Standpunkt hatte. Sohin Polizeidirektor in Prag, von dem damaligen Statthalter Grafen Taasse wohlgelitten, wurde er unter dessen Ministerpräsidentschaft als Präsident der Wiener Polizeidirektion nach Abgang Lemoniers hieher berusen. Wir beide standen nun in regem amtlichen Derkehr und bekundeten darin unsere alte freundliche Schulgenossenschaft. Der einstemals dritte im Bunde war nicht mehr am Leben und würde uns als Bundesbrüder auch kaum mehr anerkannt haben.

Nach 18jährigem Walten im Gemeinderate, 8 Jahre als Dize- und 10 Jahre als Bürgermeister, hatte ich in richtiger Voraussicht heranziehender Ungewitter den ersten besten Anlaß ergriffen, um mich aus der fatalen Klemme herauszuziehen, und legte im Juli 1878 mein Amt nieder. Bald darauf genoß ich als Candmarschall von Niederösterreich die privilegierte und denkbar unabhängigste Stellung und lernte erst jeht in vollstem Maße den Wert einer solchen kennen. Mehrmals machte ich meinem alten Freunde Marz, wenn wir des Abends im Volksgarten promenierten,

Dorstellungen darüber, warum er, da er doch die 40 Dienstjahre längst hinter sich habe, auf seiner Brust tein Platz mehr für Orden vorhanden sei, immer noch das Damotlesschwert über sich schweben lasse, das jeder Luftzug auf ihn herabstürzen könne.

Er fühle sich noch fräftig genug und wolle fortdienen, war seine Antwort. Da ereignete sich im Dezember 1881 der unglückselige Ringtheaterbrand, bei welchem ihm auch nicht das Geringste zur Cast fiel. Dessenungeachtet ward er der Sündenbock voreilig unkluger Außerungen eines seiner Oberbeamten und wurde pensioniert. Er scheint sich dies sehr zu Gemüt genommen zu haben, denn das otium cum dignitate wirkt auf seinen Körper und Geist, wie er sich stets mir gegenüber äußert, nicht wohltuend.

Wie doch wunderbar der Menschen Schickale sich fügen! Don hunderten der Genossen auf den Schulbänken, wie wenige sind sichtbar an der Oberfläche gestlieben. Diele deckt bereits die Grabeserde, nachdem sie die verschiedensten Cebensspfade gewandelt. Manche Reiche sind arm, manche Arme vermöglich geworden; manche, stolz aufgerichtet, sind gefallen, andere, bescheiden zurückgeblieben, sind auf der Leiter des öffentlichen Lebens hinaufgedrängt worden. Die Erlebnisse der einzelnen Glieder einer Schulgenossenschaft bilden ein lehrreiches Buch.

Nach dem Ende.

Erzählung von Adolf Wilbrandt.

Doctor Cichhorn trat in das Trauerhaus ein; ihm war düster, verworren, unwürdig zumute. Vorgestern war er noch allein gekommen, in die Totenstille; ohne Worte hatte ihn die ältere Tochter die Treppe hinaufgeführt, in das halbdunkle Iimmer, wo die tote Freundin im Bette lag. Von langen Leiden erlöst, in den schauerlichsten, aber auch den tiessten Frieden versunken, hatte sie wie schlafend dagelegen, den Kopf auf die Seite geneigt, so wie sie gestorben war. Furchtbar ernst das edle Gesicht, nicht verklärt zufrieden, wie so viele Tote; aber auf der bleichen, beruhigten, nicht mehr nervos durchzuckten Stirn stand gleichsam geschrieben: "Die ersehnte Stille!"

Nun sollte sie begraben werden; mit der Majestät des Todes ist's aus! dachte Eichhorn, während er ins haus trat. Jeht kommen die überlebenden dran! Mit den "nächsten" Menschen die fernen und die fernsten, die aber nach ihrer Meinung auch dazugehören, weil sie Derwandte, Bekannte, "gute Freunde" sind. Als Frau Elise noch lebte, hat sie ja all diese herrschaften dann und wann besucht, sie bei sich empfangen; jeht machen sie ihr die lehte Disite — für die es keine Gegenvisite gibt. Sie haben sich alle dunkel gekleidet und ihre Trauerhausgesichter mitgebracht; die Damen mit den seinen, duftenden Taschentüchern, die sie zuweilen

zu den Augen führen, sizen an den Wänden, die herren stehen dichtgedrängt, auch in der Tür und draußen, denn Frau Elise hat heut großen Besuch. Ach, dachte Eichhorn, der über das alles weg auf den Sarg sah und dem die Lichter der brennenden Kerzen in den naßwerdenden Augen slimmerten, wär's nur erst vorüber! Diese hundert Blumenkränze, wie fröhlich sestlich sie riechen; grad so wie bei hochzeiten oder Jubiläen. Und der Mann da im Talar, mit seinem salbungsvollen Schauspielergesicht! Und dann die Wanderung zum Friedhof hinter dem schauspielergesicht! Und dann die Wanderung zum Friedhof hinter dem schauspielergesicht! Und dann die Wanderung zum Friedhof hinter dem schauspielergesicht, immer gemütlicher, benn der Weg ist lang. "Wo gehn Sie denn im Sommer hin?" — "So viel Kränze und Palmen hab' ich doch selbst beim alten Prittwiz nicht gesehn." — "Na, und Ihr Bartelshagen, verkausen Sie das?" — Gut, daß du das nicht erlebst, Elise! — Iwar, du! Mit deinem humor! Wenn du's könntest! — Wie würdest du das alles auffassen, mit den stillen Augen. Wie würd'st du's uns nachher vorspielen, göttlich, unvergestlich, dein ganzes Begräbnis . . .

Es war, als sah' er ihr Gesicht. Ihm rannen die unaufhaltsamen Tranen über die Wangen hinunter.

Ebenso plözlich versiegten sie wieder: die Stimme des Pastors begann. Ein wohltönender, dis zum Tenor reichender Baß, in den geistlichen Künsten des Dortrags geschult, setzte weich und seierlich ein; er schien tief erschüttert. Eichhorn kannte ihn; so tief erschüttert hatte er ihn schon öfter gehört. "Eine Christin, eine Christin war sie! Eine echte Christin! Eine hartgeprüfte, in allen Prüfungen gottergebene, in ihrem demütigen, kindlichen Daterglauben nicht zu erschütternde, in Gottes allheiligen Willen sich ohne Murren fügende Christin! Ihr Leben war der Weg zu Gott. Sie suchte Gott. Nun hat sie gefunden. Getreu dis in den Tod, mit der hartgeprüften, wohlgeläuterten, durch die Gnade des Leidenskelchs verklärten Seele tritt sie nun vor des Richters Thron . . . "

Der priesterliche Baß erhob und verstärkte sich zur Prophetenstimme; die langen schwarzen Armel wurden fast zu Flügeln. "Eine echte Christin!" Das kam immer wieder; er sang es fast. Er könne davon reden, er habe sie gekannt, diese edle Tote, er habe ihr Innerstes geprüft, sie stark und getreu und gerecht ersunden. "Ihr Leben war der Weg zu Gott! Sie hat ihn gefunden!"

Seine Stimme schwoll; o könnt' man das von euch allen sagen! schien sie in heiligem Eifer zu predigen. Sei euer Weg wie dieser Weg! Endige euer Leben so wie dieses Leben! Auf, auf, folgt ihr nach! Sie hat die Welt bekämpft, sie hat überwunden!

Mann, von wem sprichst du denn? dachte Eichhorn endlich. Bist du schon zu Ende? Ist's aus? — Du hast "ihr Inneres geprüst"; weiter weißt du nichts davon? Dann will ich dir's sagen, du hohenpriester mit den Prophetenslügeln! Ja, sie war fromm, ja, ja, sie war gottergeben, ja, ja, sie hat's getragen, was er auf sie legte. Aber sie war auch ein Mensch, ein Mensch, einer von den menschlichsten. Ein Original, du Bonze, war sie; eine Frau, in deren kleinem

Singer mehr Poesie und Musit und Geist und humor war als in deiner ganzen Person! Sie war eine See und ein Clown und eine Prinzessin und ein Bauernmädel. Sie konnte Gottvater zum Lachen bringen. Sie konnte Elsen und Bonzen und Drehorgelweiber spielen. Sie sah und hörte in allem, was dran komisch war; sie hätt's auch jetzt in dir gesehn und gehört. Ach, sei du froh, daß sie so weltabwesend war. Sonst hätt' sie dich uns heut abend gespielt!

Seierliche Klänge begannen ihm jett auf die Brust zu schlagen: draußen, offenbar im Garten (es war eine Villa vor dem Cor), hob die Trauermusik nach Siegfrieds Tod aus der "Götterdämmerung" an; die gewaltigen, surchtbaren herzergreisenden Aktorde. Frau Elise hatte diese Musik so ganz besonders geliebt. Mit ihr trug man jett den Sarg hinaus... Eichhorn ging wie im Traum. Die Damen blieben in den Zimmern, die Herren bewegten sich zur Straße, um bis zum Friedhof zu solgen. Don der Musik wie umrauscht, durchbebt, stand er nun in der freien Luft, in der Frühlingssonne. Es war ein undarmherzig schöner Tag—wie er Frau Elisen gefallen hätte. In der nachts durchregneten Luft war leise, weiche Bewegung, schwammen zarte Düste. Wie ein Sinnbild des immer jungen, immer neuen Lebens zog ein lustig rascher Schwarm von Staren durch das sonnige Blau dahin.

Was ist denn aber das für ein Mensch? dachte Eichhorn und die Stirn zog sich ihm zusammen. In dieser schwarzgekleideten Menge, die geräuschlos auf die Straße getreten war, bewegte sich einer lebhaft hin und her, mit lächelndem, glänzend rosigem, rundlichem Gesicht; er begrüßte seine Bekannten, einen nach dem andern. Er sprach unaufhörlich. Er war vergnügt; er genoß offenbar den ganzen Segen dieser guten Gelegenheit, so viele Bekannte zu treffen, lange nicht gedrückte hände zu schütteln. Er war aus einer anderen Stadt gekommen, nur für diese Beerdigung; das erzählte er jedermann, mit lauter, munterer Stimme. Dazu rauschte noch immer die Siegfriedklage, die sich langsam genähert hatte; endlich verrauschte sie . . .

Aus dem Haus tamen die letzten, der Witwer mit dem Geistlichen; das blasse, verweinte Gesicht stierte einen Augenblick in das sonnige Licht, dann blickte es auf die Erde nieder. Der Geistliche führte ihn, sie traten hinter den Trauerwagen; der Zug setze sich in Bewegung, je zwei schlossen sich an, eine lange schwarze Linie. Eichhorn sehnte sich, allein zu gehen; eine Weile blieb er zurück; dann sah er die gute, schlanke Gestalt des Assessen; eine Weile blieb er zurück; dann sah er die und still war, und gesellte sich zu ihm. Nach leiser Begrüßung gingen sie schweigend nebeneinander hin; Eichhorn schaute auf seine Süße, auf das Straßenpslaster. Bald begann eine neue Trauermusick; offenbar zog das Orchester mit. Kirchenglocken läuteten aus der Stadt herüber. Wunderlich, doch nicht seindlich vermischten sich mit den seierlichen Klängen liedliche Frühlingsdüste aus den Dorgärten an der breiten Straße, die Vorüberziehenden grüßend.

Aber was ist das für ein Mensch? wiederholte Eichhorn in sich, wider seinen Willen nach rückwärts horchend. Wenige Schritte hinter ihm marschierte der Muntere, in

einer Gruppe, wie es schien; er sprach immer weiter, nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, immer mit der frischen, fröhlichen Stimme. Dergnügt wie ein Turner, der mit andern Turnern "in die Serne" wandert, verkürzte er sich den Weg durch unaufhörlich plätschernde Unterhaltung. Eichhorns lange Gestalt blieb stehen; die Empörung durchzuckte ihn. Schon bei manchem Begräbnis hatten die schwahenden Menschen ihn angewidert; so arg war's noch nie! Störte denn dieser sidele Bursche all die andern nicht? Mißsiel er ihnen nicht? Und wenn er ihnen mißsiel, warum zeigt' es keiner? Warum slüsterte ihm keiner zu, er möcht's leiser machen? Warum ließen sie ihn lauter, immer lauter reden?

Der Jug bog links ab, in eine andere Straße hinein. Die fröhliche Stimme schwelgte, sie übertönte die Gloden, die Musik, sie stürzte wie ein Wasserfall. Jetzt verstummte das Orchester, man hörte nur noch den Schwätzer. Eichhorn schwieg nicht länger. Er war wieder weitergegangen, er drehte sich zurück und sah in das glänzende, rosige Gesicht. "Mein Herr," sagte er mit gehobener Stimme, "Sie sprechen so unaufhörlich, und so laut, und so heiter, daß es nicht mehr zu ertragen ist. Tun Sie das morgen — oder anderswo — aber nicht hier!"

Der Heitere starrte ihm verblüfft, zuerst fassungslos in die blauen Augen. Es dauerte eine Weile, bis er eine Erwiderung fand, die nach seiner Meinung Sinn hatte: "Mein Herr, ich danke Ihnen für diese Belehrung — die ich sonst nicht annehme!"

Es war Cichhorn, als sah' er Frau Elise lächeln; er lächelte inwendig mit. "Die ich sonst nicht annehme!" — Er ging ruhig weiter. Hinter ihm zischelte noch die aufgeregte Stimme: "Wer — wer ist dieser Herr?" Die andern flüsterten unverständlich; sie beschwichtigten ihn. Es schien, sie gaben ihm zu verstehen, daß er nur schweigen solle, daß der Herr wohl nicht im Unrecht sei, daß mit dem auch nicht gut reden sei — oder was sie sagten. Der "Turner" ward still. Er blieb etwas weiter zurück. Er war wie verstummt. Eichhorn hörte seine Stimme nicht mehr.

Der Assessor hatte unterdessen still vor sich hingeblickt. Jett erklärten seine warmen Augen, daß er Eichhorn zustimme, daß er ganz seiner Meinung sei.

"Wie war's denn nur möglich," sagte Eichhorn halblaut, "daß all diese Herren den Mann so gewähren ließen? daß ihn keiner zur Ruhe wies?"

"Und er ist noch ein Verwandter der Verstorbenen," erwiderte der Assession. "Das heißt, ziemlich entfernt verwandt."

"Wie es in einem Menschen aussieht, der zu einer Beerdigung angereist tommt, um sich dann so schamlos, weihelos zu benehmen — verstehen Sie das? Ich nicht. Bitte, sagen Sie mir's, wenn Sie's verstehn!"

Der Assessor lächelte; er zuchte mit den Achseln. Sogleich wieder ernst geworden, antwortete er mit einer Gegenfrage: "Ja, und sagen Sie, Herr Doktor, die Rede des Pastors — hat Ihnen die gefallen?"

"Mir nicht!"

"Mir auch nicht. Mir gefallen meist diese geistlichen Trauerreden nicht; sie geben kein Bild von dem Menschen, nur so allgemeine, tönende Phrasen. Ich hab' Frau Elise gut gekannt; aus dieser Rede hab' ich sie nicht erkannt."

"Du lieber Gott!" sagte Eichhorn (immer leise sprechend), "während der herr Pastor sie als eine seinesgleichen pries, sah ich sie vor mir wie an einem Aeinen Sestabend, den sie ihren Cöchtern gab, die unter anderm mit jungen Freunden des Hauses ein phantastisches Aeines Drama spielten. Frau Elise stieg dann auf einen Stuhl, schlicht weißgekleidet, einen Blumenkranz auf dem Kopf; rührend jung sah sie aus — und doch war es eine ihrer schlechten Zeiten. Sie erzählte ein Märchen; sie hatte es gedichtet. Wie sie das erzählte! Und was für eine mertwürdige Poesie darin! — Denselben Abend, eine Stunde später, stand sie da, wie wenn sie einen Leierkasten drehte, als alte Vogelscheuche verkleidet; und sie sang dazu. Komischer singen hab' ich nie gehört! Ihre Töchter, als Gassenjungen verkleidet, nedten und hänselten sie. Der Zorn und das Schimpfen dieser Alten! Prachtvoll! Gang unwiderstehlich! Dann sang sie wieder. Dann schalt sie wieder. Und während man vor Cachen sterben wollte, war es wieder rührend, zu benten: Das ist eine Frau, über die so viele Ceiden kommen, in deren Nerven der Teufel sputt. Gottergebenheit — na ja! die hat sie gehabt, und wie. Aber auch zwei flügel hatte sie, Ablerflügel: die Künstlerschaft — und den humor. Damit flog sie ihren Leiden weg. Damit eroberte sie sich die Welt! — "Be tämpft hat sie die Welt," sagte der gute Pastor, "hat sie überwunden." Nein, guter Pastor, sie bielt sie fest, die Welt. Ihr gehörte die Welt. Und so war sie ein Schmuck und eine "Sreude der Welt; mit all ihrem Elend ein Sonnenschein. Lieber Asselsor! Ein Sonnenschein!

Der Asselson nickte. "Ja, das war sie wohl. — Man mußte sie liebhaben. Das mußte man."

"Es war Genialität in der Frau! — Und nun steht da so einer auf, wie von Gott berufen, und weiß nichts zu sagen als: "Eine echte Christin!" — — So viel Unsinn ist in der Welt. — Ich mag nicht mehr reden. Sie entschuldigen. Bis wir sie begraben haben, bin ich lieber still!"

Endlich waren sie am Ziel — unser aller Ziel, ob wir hinwollen ober nicht — und die letzte Wanderung, zwischen den Gräbern, begann. Die letzten Worte des Geistlichen. Das hinuntersenken des Sargs in sein haus. Die händevoll Erde, die man zum Abschied hinabwirft. Die polternden Schollen, die den Sarg bedecken. Das Nachhausegehn.

Der Aberlebende, der Witwer, stand noch in der Tür einer offenen Kapelle, allein; sie hatten ihm alle die Hand gedrückt oder ein letztes Wort gesagt. Er hatte es überstanden. Nun verging ihm einige Augenblicke die Sassung; er schluchzte. Eichhorn trat zu ihm. Sie umarmten sich. "Sie waren ihr Freund!" schluchzte der Gatte. "Wohl ihr bester Freund! — Sie hing sehr an Ihnen!"

"Sie ist erlöst," murmelte Eichhorn, um den andern oder sich zu trösten oder alle beide.

Der Wagen hielt draußen am Eingang, der letzte; Eichhorn half dem Witwer einsteigen, schloß die Tür, grüßte stumm mit der Hand. Der Wagen rollte davon. Eichhorn blieb zurück. Ein tiefer Atemzug befreite ihm die Brust, löste seine Gefühle. Wie aus einer Gefangenschaft kam er in die Himmelsluft. "Die Parade ist vorbei!" sprach er vor sich hin. "Nun kann man zu Elise gehn!"

Er schritt wieder durch den Eingang, die Allee entlang, zwischen den grünen Gebüschen; dann nach links, zu der kahlen Stelle, wo das neue Grab war. Andere junge Gräber umgaben es, schon mit Bäumchen und Bänken und Blumen geschmudt. Wie schön leer es hier nun ist! dachte Eichhorn. Er blidte zufrieden umher. Doch— er täuschte sich. Neben einem Baum, der ihn eine Weile verdeckt hatte, stand ein Mann in dunkler Kleidung, den hut in der hand; die Sonne beschien sein braunes haar, in das sich ein paar auffallende graue Streisen mischten. Er hatte eine gesunde, rötliche haut, die nun aber blaß war; er schien wie ein Fünfziger, jünger als Eichhorn, der schon gegen die Sechzig ging. Seine dunklen Augen lagen sest auf dem neuen Grab. Er nickte, als nickte er dem Grabe zu.

Eichhorn blieb stehn und schaute ihn verwundert an; wer war das? Er tannte ihn nicht. Im Trauergesolge hatte er ihn nicht gesehn. Die nahen Freunde und Derwandten der Frau Elise kannte er wohl alle. Der Mann stand nun aber so da, als gehöre er ganz dazu; seine haltung war so weich, so ichlos, sie konnte nicht trauernder sein. Obgleich seine Augen troden waren, schienen sie zu weinen. Er ward sichtbar bleicher. Er sing an zu murmeln, zu stülltern, als spräche er zu der Frau im Grab. Endlich war es sogar, als taumelte er. Sein Kopf bewegte sich hin und her, seine Arme griffen in die Luft, wie wenn sie einen halt suchten. Nicht weit hinter ihm, beim nächsten Grab, stand eine dunkelgrün gestrichene Bank; die sah er nun offenbar und strebte zu ihr hin. Ehe er sie aber erreichte, drohte er umzufallen, mit einem leise seufzenden Laut. Eichhorn sprang hinzu, sing ihn auf und führte ihn zu der Bank, auf die er mit einem neuen Seufzer niedersank.

"Bitte, lehnen Sie sich an mich an," sagte Eichhorn, der sich gleichfalls setze; "erholen Sie sich in aller Ruhe. Ich hab' alle Zeit. Cassen Sie's vorübergehn."

"Entschuldigen Sie! Verzeihen Sie!" stieß der andere hervor, noch matt; wiederholte es etwas kräftiger, richtete sich auf und heftete die blassen Augen auf Eichhorns Gesicht. "Eine dumme Schwäche! eine physische, körperliche! — Nehmen Sie's nicht übel. Nach einer schlassosen Nacht diese ziemlich weite Reise —"

"Erholen Sie sich in aller Ruhe," sagte Eichhorn nochmals, da der andere die Augen eine Weile schloß und den Kopf sinken ließ. "Was ist da zu entschuldigen. Wir sind alle Menschen."

"Ziemlich weite Reise," fing der blasse Herr wieder an; "von Köln am Rhein. Und die Stimmung... Die Gefühle... Man hatte mir telegraphiert: sie ist tot. Eine alte Freundin hier, die mir alles meldet, die hatte mir's telegraphiert. Und ich, der ich sie so gut gekannt hatte — der vor fünfundzwanzig Jahren — Ach, das wissen Sie natürlich nicht. Heinrich Sischer. Heinz Sischer. Sie kennen mich natürlich nicht."

Eichhorn schüttelte den Kopf. "Ihren Namen wohl."

"Ein Kind dieser Stadt; aber seit fünfundzwanzig Jahren fort; natürlich verschollen, vergessen! — Da telegraphiert man mir nun plöglich — — O Herr! lieber Herr! Ich kann's noch nicht fassen! Ich stand da eben und faßt' es nicht. Und darüber verging mir — — es kam diese Schwäche. Sie waren so freundlich, so qut; Sie — —"

herr heinrich Sischer sah seinen helser wieder ausmerksam und forschend an. Seine schöngebetteten, treuherzigen braunen Augen hatten einen mehr nach innen gekehrten Blick, etwas Einsames; jeht aber versenkten sie sich ganz in Eichhorns langes, dunkelblondbärtiges, ausdrucksvoll herzliches Gesicht. "Denken Sie, lieber herr — ich glaub' zu wissen, wer Sie sind. Sie standen da vorhin mit ihrem Mann; er umarmte Sie. Ich konnt' Sie sehn, Sie mich nicht. "Sie waren ihr Freund!" sagte er. "Wohl ihr bester Freund!" Und mir schrieb die Dame, die mir alles meldete, noch vor einem Monat, mit denselben Worten: "Der ist wohl ihr bester Freund!" Sehn Sie, darum glaub' ich, Sie sind —"

"Dottor Eichhorn," unterbrach ihn der, sich vorstellend.

"Sehn Sie! Sehn Sie! Herr Doktor Eichhorn. Hatt' mir's schon gedacht. Der hochgebildete Mann, dem sie so viel verdankt hat, die, die dort — Ach, mein Gott. Der sie so gefördert hat in der schönen Literatur, in den Wissenschaften. Wie ein Professor, schrieb mir meine alte Freundin. Ich hab Sie beneidet, Herr Doktor. Hab nicht gewußt: hass ich der lieb' ich Sie? — Nun sitz' ich mit Ihnen auf dieser Bank. Dor dem — O Gott und Herr, wie sind deine Wege! Wie sind deine Wege!"

Der Kopf und dann der Ruden santen ihm gegen die Bant gurud. Er fing an zu schluchzen.

"Entschuldigen Sie! Verzeihen Sie!" seufzte er dazwischen hervor. "Eine dumme Schwäche!"

"Aber ich bitte Sie noch einmal: was ist da zu entschuldigen? Ich begreife doch. Und wenn ich Sie auch nicht kenne — ich weiß ja von Ihnen. Frau Elise hat mir erzählt — hat mir von Ihnen gesprochen —"

"hat von mir gesprochen? — Ach, was kann sie Ihnen gesagt haben; von Heinz Sischer — nicht viel Gutes. Wie hab' ich mich benommen, herr! Was für ein Andenken hab' ich in dem herzen dieser Frau hinterlassen — dieses Mädchens — sie war ja noch nicht seine Frau — Elise Pfau hieß sie noch. Ich war ja damals wie von Sinnen, herr Doktor! — Sie hatte mir's aber auch schwer gemacht. Wenn Sie alles wüßten..."

Heinz Sischer stand auf. Er schüttelte den Kopf, mit einer Art von Lächeln vor sich niederblickend. "Aber wozu sollten Sie das alles wissen. Das interessiert Sie ja nicht."

"Sie irren," erwiderte Eichhorn, der sigen blieb. "Nein, wahrhaftig, Sie irren sehr. Wenn Sie davon reden mögen —"

"Sie wollten hier offenbar allein sein, herr Dottor. Es hat Sie gewiß gestört, daß Sie mich hier fanden. Wenn Sie allein sein wollen, so kann ich ja gehn!"

"Aber was reden Sie, Herr Fischer. Ich Sie von hier verdrängen, wo Sie— Tun Sie mir die Liebe, setzen Sie sich wieder hin. Wir beide waren ihre Freunde, das seh' ich; wir beide gehören auf diese Bank. Und wenn es Sie irgend erleichtern kann — wenn Sie etwa noch was auf dem Herzen haben, das Sie der Frau da sagen möchten — sie kann's nicht mehr hören. Ich war ihr Vertrauter, sozusagen, und ich kann's noch hören!" (Schluß folgt.)

Mahler und Strauß in Wien.

Don Robert Birichfelb.

Wollen wir feige sein? Weil Kritiker auf Irrwegen gewandelt sind und so manches Genie verpaften, das einen anderen Weg eingeschlagen hatte? Darum sollen wir feige sein? Ich lobe mir die Alten, die ihre Irrtümer durchs ganze Ceben trugen. Sie hatten ben Mut des Vorurteils, den Mut der "blinden Meinung" und haben ihre Sehlfage beharrlich verteidigt. Heute aber? Heut' zittern die Kunstschreiber, daß man sie zu den Söpfen zählen werde und tänzeln daher mit süßlichem Vorsichtslob um alle, die sich auf das moderne Sophisma von der Geltung der Individualität, jeder Individualität, von der Geltung der Persönlichkeit, jeder Persönlichkeit berufen. Die moderne Afthetik hat, durch die moderne Psphologie gestützt, die Sormel verbreitet, daß die fünstlerische Persönlichkeit des Schaffenden den Kunstwerken ihren Wert verleihe. Mit hilfe dieses Trugschlusses wird die Kunst heute überallhin geführt. Man muß doch fragen: Wie erkenne ich denn, ob ich es mit einer künstlerischen Persönlichkeit zu tun habe? Wie gewinne ich ben Eindrud von einer Personlichkeit? Wird fie mir durch genialisches Treiben in einer Direttionstanzlei, im Kaffeehause, im Salon, am Dirigentenpulte offenbar? Da tann ich doch nur den genialen Direktor, den genialen Debatter, den genialen Causeur, den genialen Dirigenten bewundern. Das heißt: Ich beurteile die Persönlichkeit nach ihren jeweiligen Äußerungen. Ich habe teinen anderen Weg, um zu ihr zu gelangen. Die tünstlerische Dersönlichteit des Schaffenden wird einzig durch das Kunstwert bestimmt. Es ist falich, ungerecht, sophistisch, gefährlich, nach modernem Grundsate zu sagen : Dieses Kunstwert mag unvolltommen sein, es ist doch der Ausdruck einer Persönlichkeit. Nein! Ist es unvolltommen, so ist es der Ausdruck einer unvolltommenen Personlichkeit.

Biographen und die Caien im Publitum haben also große Verwirrung angerichtet, indem sie die Persönlichkeit der Künstler nicht nach den Werken, sondern nach dem Persönlichen beurteilen. Weil Anton Bruckner in seinem Gehaben den Sernstehenden leicht komisch erschien, haben die Ceute auch seine Sinsonien verlacht. Wer aber Bruckner nur aus seinen Sinsonien, Messen und aus seinem Streichquintett kennt, hat mehr als eine Ahnung, daß er eine Persönlichkeit von einer wunderbaren, ja mystischen Tiefe und von heiligstem Ernste war. Die Biographen klassischer Tonseher haben zumeist gar nichts oder sehr wenig von den Werken der großen Meister verstanden. So ist es heute noch.

Sie bedienten sich einst der Philologie, des Anekdotenkrams, der Zettelriecherei, der Kulturschilberung, jest aber suchen sie die hilfe der noch sehr unfertigen Pfnchologie und der Pathologen, um nach ihrem Sinne die Perfonlichkeit festzustellen und bringen es wirklich zuwege, uns von den Kunstwerken, die jene Meister geschaffen haben, einfach abzulenten. Warum haben wir keine Beethoven-Biographie? Weil kein Mensch bis heute im stande war, aus den Werken Beethovens alles Gewaltige herauszuholen und dieses derart barzustellen, daß uns die ungeheuere Perfonlichkeit in die Vorstellung tritt. Ich meine : Wird uns ergablt, wie Beethoven gern und oft seine Wohnung wechselte, so darf man dies nicht auf die Bestimmung seiner funftlerischen Dersonlichkeit anwenden, die in den Werken bei der Derfolgung motivischer Zwede furchtbare Notwendigkeiten, eine eiserne Konsequenz, ein unerschütterliches, auch nicht mit einer einzigen Note je abirrendes Zweckbewußtsein, die Gewalt unabanderlicher Schickale offenbart. . . . Der fleißige, gute Otto Jahn bemühte sich, in vier diden Banden ein Bild Mozarts zu entwerfen. Wie liebenswürdig erscheint da Mogart! Die revolutionare Kraft seiner fünstlerischen Personlichkeit brachte uns aber erst das Don Juan Buch des Frangosen Gounod, der eben ein Musiter war, ins Bewußtsein. Gounod zeigt, mit welcher Kühnheit Mozart als Dramatiter gestaltete. Begreifen wir das nur an wenigen Afforden, Wendungen, Modulationen, die Gounod anführt, so erfassen wir hiemit erst Mogarts tunftlerische Personlichkeit. Dor Johann Sebastian Bach stehen die Psychologen ganz ratlos. Die künstlerische Persönlichkeit Bachs, der vielleicht das größte Musikgenie aller Zeiten war, läßt sich aus bem ruhig bahinfließenden Samilien- und Kantorenleben des Unermeflichen nicht erklaren. Die schrankenlose, alle Sesseln der Sorm sprengende Freiheit in Bachs Conleben wird nie mit der Perrude, die der Thomastantor trug, in Einklang zu bringen sein. Die Werke allein! Die Werke!

Es ist meine innerste Überzeugung: Wäre Gustav Mahler ein beleibter herr mit einem rötlichen Stoppelbart, der teinen Orlit reizen könnte, so hatten wir den gangen Sinfonierummel nicht. Hand aufs Herz! Wen hat denn eine Sinfonie von Gustav Mahler wahrhaft erhoben, hinter die Welt geführt, das Unsagbare empfinden lassen? Wen haben Mahleriche Kombinationen in jene Schluchten geleitet, wo wir in beklemmendem Dunkel nach dem Derständnis der unerbittlichen Logit Brahmsicher Confügungen taften? Ich will nur von Modernen reden. Wen hat ein Mahlersches Adagio derart im Innersten ergriffen, daß die Seele, wie von einer Brudnerschen Melodie umschlossen, alles, Instrumente, Dirigenten, Nachbarn, rings um fich vergift und in eine erdenfremde Traumwelt sich entruckt wähnen muß? Wo Mabler, im Schluksake der dritten, solches erstrebt, kocht er Beethoven und Wagner zusammen; seine Cechnit, aus mehreren Gerichten ein neues zu bereiten, ist meisterlich. Die sichere Wirtung, welche große Naturen allerdings verschmähten, bringt immer derjenige hervor, der Stimmungen und Empfindungen, die andere schon uns eingeprägt haben, durch geschickte Kraftentfaltung wieder freimacht, Gefühle, die andere in unser herz gelegt haben, wieder wachruft. Man wird in der trivialen Musit immer beobachten, daß sogenannte "Schlager" jedesmal diejenigen Stellen treffen, die durch verwandte Melodie oder auch nur gleiche Intervalle bereits empfänglich geworden sind. Gustav Mahlers Musik lebt von dieser Methode. Sein raffiniertes Klangwesen, in dem sich der Meister moderner Orchestertednit offenbart, läßt immer ein wenig Brahms, ein wenig Brudner, etwas Mogart, ein bischen Beethoven, dazwischen etwas

humperdind, allerlei Wagner, dann auch Volkslieder, im Rondo der Dritten das bewährte Slügelhorn der Gartenmusit, kurz Dinge, die in unserem Gemüte schon lagern, angenehm mitschwingen. Wagnersche Steigerungen werden endlos und hartnäckig, aber in so geschickt brapierter Converhüllung fortgeführt, daß selbst Musiker, die mit Wagner aufgewachsen find, fich täufchen laffen. Beethovens Kudud in der "Paftorale", der eine wehmutige Erinnerung der Zeit ist, da der Meister noch im seligen Naturgenuß den Gesang der Bögel vernehmen konnte, rührt uns zu Tränen. Mahlers unendlicher Kuckuck wälzt sich wie ein Riefentier der Cozoonperiode durch seine erste Sinfonie. Unsere Klassiër, auch Brahms und Brudner, haben idealisierte österreichische Candler in ihre Werke gart eingeflochten. Gustav Mahler greift das natürlich auf, macht aber nach seiner exaltierten Art in der ersten Sinfonie daraus gleich eine zum Lachen reizende "Riesenheh" . . . Waldesstimmung ist eine schöne Sache. Gustav Mahler tommt aber in ber Dritten von dem Posthorn nimmer los. Wir werben in Sentimentalität ertränkt. Wie raffiniert politsmäßig die Melodieschritte, bis sich der verliebte "Schwager" einmal, zweimal mit seiner herzenssezt endlich aufs A hinaufschwingt. Und noch immer kein Ende. Das Publikum, burch eine tief eingehende Kritit gut vorbereitet, tann es dem Conseher nicht verzeihen, daß in der dritten Sinfonie nur ein einzigesmal "abgeblasen" wird. Den Ceuten, welche fünf Gulden für einen Cerclesit zahlen, hätte die neidige Crompete den Kasernenwit in ber britten Sinfonie wirklich wiederholen sollen! Man beachtet dagegen gar nicht, daß mit dem unendlichen Posaunenthema des ersten Sates, das der Contabelle zu einer Posaunenschule gleicht, im weiteren Verlaufe so wenig geschiebt. Ift dieses Aneinanderreiben von leuchtenden Klangbligen, Confarben, von Crauermärschen, Siegesmusik, Dorftapellenblech, Operettenweisen (zweites Chema), Naturlauten, Crommelrhythmen, orgiastischen Pautenschlägen und bis zum Überdruß wiederkehrenden Sanfaren der gedämpften Crompeten mit dem nur einmal verblüffenden, bei der beständigen Wiederholung bereits langweilenden nedischen Cis — ist dieses Auseinandertreiben des ersten Sates finfonischer Aufbau, musitalische Architettonit zu nennen?

Wollen wir feige sein? Den Unreifen, den Frauen, den Kompromismenschen nachgeben? An dieser dritten Sinfonie Mahlers herumtasten, ob wir nicht doch einen Eingang in irgend welche Tiefe, einen Ausblick ins Große, die Erkenntnis einer organisch entwidelten Conwelt finden? Man mag "Neutoner", tiefe und dunkle Geifter, rauhe Naturen oft verkannt haben — wir besigen aber die musikalischen Erfahrungen der altklassischen Blütezeit, ber großen Bach-Epoche, ber Wiener Klassifer, ber wunderreichen Romantiter, ber modernen Bewegung, die Berliog, Lifgt, Wagner, Brahms, Brudner hervorgerufen haben; wir haben Ideale erstreben, Ideale auflösen, wir haben gewaltige Meister schwer ringen und endlich in die Geschichte einruden, wir haben Erscheinungen auftauchen, porglangen und wieder verschwinden gesehen; wir wissen vom Sortschreiten und vom Zurudfallen: Wir muffen uns ein Urteil gutrauen. Die Mahleriche Sinfonie ift fein Sortichritt, sondern ein Rudfclag. In ihr lebt Menerbeer wieder auf. Nur zeugt Menerbeers Musit von reicher, starter Erfindung. Der Klangsinn soll wieder gereizt werden; das Instrument, das Mittel ist wieder Selbstzweck geworden; der Effekt wird wieder heilig gesprochen. Meperbeer ist da: hundert Stile; die plöklichen, unvermittelten Klangkontraste; das Schwelgen im "Solo"; neben herrlichen, innigen, wahrhaft schönen Stellen gleich Banalitäten, Peinlichteiten, Widrigkeiten aller Art; nach dem Slügelhorn im Walde sofort

die Kaserne, nach der Kaserne augenblicklich Nietziche (natürlich mikverstanden) und nach Nieksche des naiven Knaben Wunderhorn; wie Meyerbeers Raffinement mit dem alten **Dolts**choral "Ein' feste Burg" spielt, so spielt Mahlers Raffinement immer mit dem Dolfslied — wurde genug Künftlichfeit angebracht, so fommt "des Knaben Wunderhorn". Mir wird immer übel, wenn die Musik Meperbeers oder Mahlers urplöklich sich treuherzig naiv gebärdet und nach dem blauen Schürzenzipfel greift . . . Auch die durchs Rampenlicht erhellte Deutlichkeit hat Mahlers Musik mit der von Meperbeer gemein: alles liegt obenauf, zum Greifen. Nur teine Beschwerlichteiten! Sie ersparen uns die wonnige Arbeit, die wir ein Leben lang leisten, um in Consaken von Brahms — ich rede immer nur von Modernen — das motivische Gefüge kennen zu lernen, die inneren 3usammenhänge aufzudeden, vom ersten Keim bis zur höchsten Entfaltung die Motivbildungen zu verfolgen. Ach! Und nie wird man fertig. Immer loden uns neue Derwidlungen, dunkle Kombinationen, geheime Conbeziehungen. Das scheinbar Entlegene rückt bann por bem Sinne nabe zusammen, wir ertennen, wie eines aus dem andern folgt, die musitalische Logit, und wie die musitalischen Wirtungen aus der inneren Notwendigkeit, aus dem Gesekmäßigen entsteben. In der Mablerschen Sinfonie — das ließe fi**c**h an unzähligen Sällen nachweisen — ist auch der Kontrapunkt zumeist Effekt, n**ach** Wagners ewig wahrer Definition: Wirtung ohne Urjache, Wirtung, die nicht aus innerer Notwendigfeit hervorgetrieben ist. Der Kontrapunkt keimt hier nicht, sondern er wird eben effektuiert. Die wechselnde Klangfarbe bleibt da die Hauptsache, die instrumentalen Überraschungen von Catt zu Catt. Das ist Musit für Unmusitalische. Sie glauben bei der Kunft zu fein und haben nur den auferen Schein. Es ist bezeichnend, daß die Sezessionsmeute, die bei Olbrichs jekt keine Beschäftigung mehr findet, in Mablerichen Proben und Aufführungen die Logen besetht. Bei Brahms und Brudner waren fie nie zu sehen. Es ist das sicherste Kriterium: Dort wo du nicht bist — da ist die wahre, tiefe, reine Kunst . . .

Mahlers sinfonische Musik, soweit wir sie bis jetzt kennen — eine Umkehr ift ja möglich und aufrichtig zu wünschen - hat einen "doppelten Boden". Schon die Prinzipien find auf Causchung berechnet, und hierin ist Mahler ganz originell. Man weiß, in der Programm-Musit wird Inhalt und form durch dichterische Dorstellungen, die das "Programm" berzubringt, befruchtet. Bestimmung und Logit tommt da von drüben, von der Dichtung ber, aus dem Reiche der Begriffe. Lists "Ideale" tommen also von der Schiller schen Dichtung her. In Lists "hunnenschlacht" liegt sogar ein Doppelprogramm; fie wurde durch Kaulbachs Gemälde angeregt, das selbst Programm-Malerei ift. Schon Berliog und eine Reibe minder genialer, gumeist nur spielender Dorganger und Nachgånger haben sich mit dem allgemeinen hinweis auf das dichterische Programm nicht begnügt und durch ihre Musit nicht allein Empfindungen und Gefühle wachgerufen, die ben Empfindungen und Gefühlen der dichterischen Dorlage entsprechen — fie haben gang bestimmte Vorgänge und Dinge, wie eine Hinrichtung, eine Schafherde (bei Richard Strauk) die gewissen "Streiche" Till Eulenspiegels und dergleichen zu malen gesucht. Die bergeholte Idee, die Darstellung der Ereignisse und nicht die musikalische Gestaltung aus dem motivischen Keime, bestimmt in diesen Sallen die Sorm. Man hat sich mit der Catsache solcher Kunftaußerungen nach Möglichkeit abgefunden, am leichtesten dort, wo die berrschende dichterische 3dee die musikalischen Bildungen nicht eben empsindlich störte

Was tat aber Gustav Mabler? Er war einmal Programm-Musiker gewesen, ist der "Richtung" gefolgt und komponierte nach dichterischen Ideen. Später anderte er die Richtung und verwarf das Programm — wir sollen seine Sinfonien nun als absolute Musit nehmen. Jean Paul und das Bild vom Freund hein und "des Jägers Begräbnis" und der große Pan und die anderen hübschen Dinger sind nun zur Seite gestellt. Wir wissen nicht, was wir mit dem fleißigen Kudud, mit dem parodistischen Crauermarsch, was wir mit dem Postwagen und mit der Kaserne, mit dem ersten Satz der dritten Sinfonie, der so lang ist wie alle übrigen zusammengenommen, was wir mit dessen Naturlauten, böhmischen Musiken, mit den feierlichen Ansprachen der Posaune, mit dem Bellen und Kläffen der Instrumente, mit den geköpften Sanfaren, mit den gabnefletschenden, losspringenden Baffen, mit all den Lichtern und Sarbenfleden beginnen sollen. Das Programm ist nur den nächsten Anverwandten und den engeren Stammtischen bekannt. Die absolut musikalische Sorm ist nicht dazu angetan, den ästhetischen hörer zu fesseln und im Banne des musitalischen Gedantens zu halten. Man blinzelt sich also Rätsellösungen zu. Aus der Programm-Musit ist die Schlüsselsinsonie Gustav Mahlers bervorgegangen, ber neueste musitalische Spaß, den wir furchtbar ernst nehmen sollen. Wir find bei dem musitalischen Rebus angelangt, das bedeutet: rebus, aus Dingen, welche das Instrument malt, foll der Sinn der Musit erraten werden. Der funftlerische Widerfinn ist so peinvoll, daß der ästhetisch empsindende Hörer sich am liebsten abkehrt und schließlich auch für die unleugbaren Schönheiten einer Mahlerschen Partitur, für die Virtuosität im Sarbenarrangement, für die eminente Orchestertechnit, für den subtilen Ausdruck musikalischer Ironie — tann die Musit eigentlich ironisch sein? — gar nicht mehr die nötige Ceilnahme aufbringt. Die Sache ist für das Publitum in vieler Hinsicht unterbaltend; man erspart viele Mühe und springt über Brahms und Brudner, deren Sinfonien den Ceuten noch gang fremd find, gleich zu Gustav Mahler; der Julauf ist groß und wird sich, da die publizistischen Herolde, die stillen mit gedämpsten Crompeten und die lauten ("Schalltrichter in die höhe") nicht fehlen, voraussichtlich noch erheblich steigern.

Chrlicher sind die sinfonischen Scherze von Richard Strauß; er hat für sie einen eigenen Stil, eine eigene Thematit, eine eigene Polyphonie zur Verfügung; fie werden durch die Überschrift, in den Partituren und durch offizielle Kommentare beglaubigt. Man weiß genau, wo der Galgen für Till Eulenspiegel steht; man tennt den Attord, bei dem Don Quichotte den Verstand verliert; die blödende Schafberde ist so naturgetreu dargestellt. dak man die Hammeln zu riechen alaubt, und die Windmaschine läkt an dem Euftritt des Don Quichotte und des Sancho nicht zweifeln; wir merken, wie im Pizzicato die Tropfen der Durchnäften von den Kleidern fallen; die beiden Sagotte lassen an die zwei Pfässlein denken; es ist kar, daß mit den ruhigen Holzblasharmonien der Verstand des edlen Ritters wiederkehrt. "Heldenleben" 3m sagen es ausdrückliche Bezeichnungen der Partitur, daß die "Widersacher" tommen, "sehr scharf und spigig" die einen, "schnarrend" die anderen. Die wechselnden Stimmungen der "Gefährtin", die anscheinend Diolinunterricht nimmt, sind getreulich angegeben; es steht bei den betreffenden Catten geschrieben, wenn die Gefährtin "zart und liebevoll" oder "luftig" oder "liftig" oder auch "heuchlerisch schmachtend", sogar "schnell und teifend" wird. Während Gustav Mahler in seiner Partitur kleine Abhandlungen über spezifisch musitalische Angelegenheiten, so über ben Begriff bes wienerischen "Scheppern" einträgt,

das er bei einem Tremolo nachzumachen empfiehlt, sagt uns Richard Strauß in der Sinfonia domestica ausdrücklich, wo die Onkels und wo die Tanten das Kindlein besuchen, und bei einer bestimmten Tonphrase steht die Bemerkung der Onkels: "Ganz die Mama!", bei einer anderen die Bemerkung der Tanten "Ganz der Papa!" deutlich zu lesen. Man weiß doch, wo und wie.

Das ist die Blüte der heutigen sinsonischen Musit; Richard Strauß hat die Jührung; die deutsche Kunst ist nie wiziger gewesen. Daß diese Wize mit Geist ausgeführt sind, wird man zugeben. Aber das gerade ist beschämend. Haben wir es so herrlich weit gebracht nach den Erhebungen der deutschen Kunst, daß der Geist unserer Jührenden sich nun lediglich mit solchen Späßen beschäftigt? Und für die Späße braucht man Riesensorchester, die freilich in Straußschen Tondichtungen teine Orchester mehr sind, sondern Jerstreuungen von Instrumenten, die über ihre Natur hinausgetrieben werden. Wenn unter allen Umständen mehrere Stimmen zusammenklingen müssen, mag auch der greuliche Mißklang entstehen; wenn das Cello in die Geigenregion geführt wird und eine Hornstimme genau so aussieht wie eine Bratschenstimme, so läßt sich von einer Technik taum sprechen, die doch nur eine naturgemäße und ökonomische Derwendung der Kunstmittel sein darf.

Aber die geistreichen Ideen? Dor mir liegt ein heft, das für sechzig heller im Verlag der "Musitblätter" zu taufen ist. Es enthält ein "Tongemälde" von Ludwig Gruber, eine gewiß ernst, ehrlich und gutgemeinte hulbigung für den Monarchen. Das "Tongemälbe" schildert die Justande und Begebenheiten im Reiche mahrend der Regierungszeit des Kaisers. Die Amnestie für politische Verbrecher ist da durch das Zitat der Arie "In diesen heiligen hallen kennt man die Rache nicht" dargestellt; der Derlust der Combardei durch ein lombardisches Volkslied (sinfonisches Prinzip Gustav Mahlers), der Derlust Venetiens durch das venetianische Gondellied von Mendelssohn. Ein Allegretto schildert die "Freude im Kaiserhause anläftlich der Geburt der Prinzessin Dalerie". Sortschreitungen alterierter Attorde tragen die Bezeichnung: "Politische Experimente". Die "Berufung des Bürgerministeriums" ist durch einen schlichten Wiener Walzer illustriert, Bei einer darafteristifden Configur steht: "Borfentreiben, wirtschaftlicher Aufschwung"; ein furchtbares Cremolo bezeichnet den "Börsenfrach", eine helbenmelodie die "Ersturmung Serajewos am 19. August 1878". Glodengeläute (System Gustav Mahler) soll an die "Einweihung der Dotivfirche" gemahnen, und die Berbindung einer bohmischen Polta. eines niederofterreichischen Doltsliedes, einer oberöfterreichischen Weise, die gegen die böhmische Melodie geführt wird, dann einer polnischen Magurta, ist mit den erläuternden Worten verseben: "Streitereien der Nationalitäten unter verschiedenen Ministerien, Darlamentsgenen". Auch ber Ringtheaterbrand mit Seuerwehrfignalen (Methode Guftap Mahler) ift nicht vergessen. Natürlich sind die freudigen und erhebenden Ereignisse von triumphalen musitalischen huldigungen, die in das Kaiserlied ausklingen, begleitet. . . Der biedere Komponist steht genau auf dem afthetischen Boden, den unsere vornehmsten musitalischen Geister betreten haben; er stellt sich ethisch höher, da es ihm nicht um Spaffe zu tun ist. Er nimmt die Sache ernst; es ist ihm Herzensbedürfnis, sich musikalisch auszusprechen. Was er vorbrachte, entspringt einem wirklich na i ven Gemüte. Auch das ift ein Vorzug. Die herren Strauß und Mahler werden sagen: "Wo hat denn der unsere Meistertechnit!" . . . Er hat also nur die Technit nicht.

Chronit.

Dertehrswesen.

Eine Studie, die fürglich ein junger, begabter Beamter des Sinangministeriums über die letten vier Jahre ofterreichischer Doltswirtschaft veröffentlichte, hat durch ihre aus reichem statistischen Material geschöpften Ergebnisse allenthalben angenehm überrafcht: ber Augenhandel in stetiger Entwidlung, die handelsbilang alljährlich mit erheblichen Beträgen attiv; die Jahlungsbilang trog namhafter Beimwanderung öfterreichischer Wertpapiere aus bem Ausland in ruhigem Gleichgewicht, die Wechselfurse trot der hoheren auslandischen Binsfage wie aus Erz gefügt; die Steuereingange in bemertenswerter Junahme, desgleichen die Spareinlagen; der Kapitalbebarf für den Staatshaushalt und die Privatwirtichaft durch öffentliche Anleben mubelos gededt, furg, die troftliche Gewifheit, daß inmitten ber traurigen nationalen Bertlüftung, ber Stodung unferer Gefengebung, der völligen Ungewißheit über die wichtigften wirticaftlichen Butunftsfragen, inmitten der beweglichen Klagen einer niemals gang gufriedenen Industrie und einer gum Teile wirklich notleidenden Candwirtschaft, inmitten der allgemeinen Teuerung und des bedrohlich anschwellenden Bedarfes für heereszwede - unfere Dollswirtschaft im ganzen boch leidlich gedeiht und vorwärtstommt.

Einen wichtigen Teil diefer Betrachtung nahmen, wie begreiflich, die Dertehrsanstalten ein. Und auch hier der gleiche Eindrud einer zwar nichts weniger als fturmifchen, aber boch gewiß gang annehmbaren, ruhigen und gefunden Entwidlung. Freilich trifft diefes Urteil nur das äußere Derkehrsbild, die unausgesette, zum Teil sogar recht ansehnliche Junahme des Dertehrsumfanges, der nur heuer unter den Solgen der Mifernte etwas gelitten hat. Mit der Ertragfähigkeit der großen Transportunternehmungen fieht es viel weniger zufriedenstellend aus. Die Staatsbahnen vermögen bei aller Otonomie ihr Anlagetapital nur mit fnapp 21/4 Prozent zu verzinsen, so daß alljährlich einige 60 Millionen Kronen Steuergelber herangezogen werben muffen, um das Defizit des Staatsbetriebes zu deden. Auch die Drivatbahnen haben von einzelnen Aus-

nahmen in gunftigem und ungunftigem Sinne abgesehen, alle Mühe, nach jahrzehntelanger plagereicher Ausnühung eines wenig neibenswerten Derfehrsmonopols die Derginfung ihres Anlagekapitals gerade noch über ber hohe bes landesüblichen Binsfages zu halten. Und das bei Anwendung einer bis zu einer gewiffen Dirtuofitat gediehenen Sparfamfeit unter schwer empfundenem Derzicht auf manche munichenswerte Derbesserungen und Ausgestaltungen im Betrieb, unter notgebrungener Rudftellung ber immer eindringlicher vorgebrachten, in den Derbaltniffen gewiß begrundeten Gebalts- und Cohnwuniche ihres vieltaufendtöpfigen Perfonals. Nicht minder mubjam als die Bahnen ringen bie Schiffahrtsgesellschaften um ihr Dasein; bier muß fogar der Staatsfädel herhalten, um die Befriedigung der dringenoften Dertehrsbedurf. niffe gu fichern.

3ch weiß nicht, ob in anderen Staaten bie Macht volfstumlicher Schlagworte auch fo unbegrenzt ift wie bei uns, wo sie einmal gepragt und in Umlauf gefett, die Geiftestrag. heit formlich guchten und bann noch endlose Jahre nachher, bereits abgegriffen wie alte Grofchen, noch immer unbeschräntte Jahltraft besitzen. Im Derkehrsleben unserer Monarchie gefällt sich nun ichon seit Jahrzehnten in unbestrittener Eprannei das Schlagwort von der "volkswirtschaftlichen Mission der Cransportanstalten", und es ist ein vorläufig noch ausfichtsloses Beginnen, an feiner Gewaltherrschaft gu rutteln. Don den Drivatbahnen, welche ber allen großen Aftiengefellichaften grundfäglich zugewendeten Abneigung der öffentlichen Meinung auf Schritt und Critt begegnen, fei gang abgesehen. Die sind nun einmal - man weiß bas, ohne je darüber nachgedacht zu haben etwas "Staats- und Doll'sfeindliches" und fie niederzuhalten ift offenbar gemeinnütig und patriotifd. Aber auch bie Staatsbahnen burfen beileibe nichts verdienen; fie haben ihre vollswirtschaftliche Mission zu erfüllen, und bamit bafta! 3ch werbe mich huten, einer fo fest wurzelnden, sieghaft sicheren Uberzeugung meine unmaggebliche eigene Meinung entgegenzustellen und getraue mich nur so von ungefabr angubeuten, bag man nach meiner Anficht ben Einfluß ber Carife auf Derkehr und Dolkswirtschaft im allgemeinen benn doch etwas zu übersschäften geneigt ist. Bloß zwei ganz bescheibene Beispiele seien für diese Behauptung angeführt.

Die volkswirtschaftliche Mission der Staatsbahnen murde icon bei der erften großen Derstaatlichungsattion, bei der Einlösung der Elisabeth-Westbahn entdedt. Dem jungen Staatsbahninftem follte mit einem Schlage die volle Dolfsgunft erobert werben. Dagu bot die Einführung des Zonenkreuzertarifes ein sofort und ficher wirfendes Mittel. 3m weiteren Derlaufe ist es der Regierung gelungen, auch die Privatbahnen für die neuen unverhaltnismäßig niedrigen Personentarife ju gewinnen. Blog die Subbahn, beren Betrieb durch die überaus ungunftige Bodenbeschaffenheit ihrer Streden wesentlich verteuert wird, hat im großen gangen an ihren tongeffionsmäßigen Carifen festgehalten. Gleich. wohl hat der Personenverkehr der Südbahn eine geradezu glangende Entfaltung erfahren, die nirgends Spuren einer hemmung infolge ber Tariffage zeigt. Und als im Jahre 1903 bie Sahrfartensteuer eingeführt murbe, welche eine nicht weniger als zehnprozentige Steigerung ber Personentarife bedeutete, da war es die Subbahn fast gang allein, deren Personenvertehr trok der neuen Abgabe eine weitere wesentliche Einnahmensteigerung ergab. Beilaufig bemertt, haben Gesetgebung und Staatsverwaltung in iconer harmonie gerade burch das Sahrfartenfteuergeset befundet, daß nach ihrer Ansicht die bisherigen Carife zu niedrig waren. Denn waren fie auch nur in ben geringften Sorgen vor üblen Solgen für den Verkehr gewesen, so hatte fie ficherlich die vollswirtschaftliche Mission u. f. w. von der neuen Steuer abgehalten, die einer teilweisen Dermogenstonfistation so ahnlich sieht, wie ein hühnerei dem andern.

Was oben vom Personenvertehr dargelegt wurde, gilt vielleicht in noch höherem Mage vom Güterverkehr. Der Exporthandel wandelt hiebei seine eigenen Wege. Der hat sich bei einer gangen Reihe von Waren ein Snftem von Schleuderpreifen für ben Weltmartt gurechtgelegt, die nur in Derbindung mit übermäßig hohen Kartellpreisen für den heimischen Martt von der Industrie überhaupt ertragen merden tonnen, ein Spftem - wenn ich es fo nennen darf - der billigeren Auslandsvertäufe, das icon gu ben lächerlichften Auswüchsen, fo 3. B. gu dem wirtschaftlichen Berrbild der Buderexportprämien und bergleichen geführt hat. Aber gleichwohl, man hat es hier mit einer sozusagen internationalen Derirrung zu tun und ein einzelner Staat könnte sich trok gegenteiliger befferer Überzeugung nicht ausschließen. Dieses wirtschaftlich gewiß bedenkliche Snitem, welches durch die gerade jest zu neuer Blute gelangende

hochschutzollpolitif fast aller makgebender Staaten neue Nahrung erhalt - die hochzölle ermöglichen ja erft ben Kartellen, Trufts und fonstigen Unternehmerverbanden sich am inlandifchen Konfum für die Schleuderpreife ihrer Exportware ichablos zu halten - erfordert auch im Eisenbahn- und Schiffsvertebr besondere Opfer. Natürlich tommt es bann auch in ben Srachtraten bisweilen gu einer recht unwirticaftlichen Preisschleuberei aus Konfurrengrudfichten, wofür ber erft fürglich beenbigte Auswandererfrieg der transatlantischen Schifffahrtsgesellichaften ein braftisches Beispiel bietet. Immerhin handelt es fich hier, wie bereits gefagt, um eine internationale Derirrung und folange die andern Staaten für den Erport billige Ausnahmstarife gewähren, tann ein einzelnes Dertehrsgebiet füglich nicht gurudbleiben. Don dem gewaltigen Ausmaß dieser Erportbegünstigungen hat die Offentlichfeit freilich wieder teine Ahnung. Und so erwähnen wir nur so gang nebenbei, daß für die wichtigften Artifel unserer Ausfuhr über Trieft die Eisenbahnfrachtfage von den nordbohmifchen Industriestädten bis nach Trieft noch etwas billiger find als für den etwa nur halb so langen Weg nach hamburg!

Mogen also unter bem 3mange ber auswärtigen Konturreng die weitgehenden Carifopfer für ben Erport immerbin noch gerechtfertigt fein, fo fehlt wohl eine berartige Notigung für den inländischen Guterverkehr. hier ift es in vielen Sallen wirtschaftlich nicht ausreichend begrundet, einer gum Teil unnatürlichen Guterverforgung aus weit entfernten Erzeugungsstätten durch wohlfeile Frachtraten besonderen Dorschub zu leiften, gang abgesehen bavon, daß bei hochwertigen Gutern die Frachtfoften für die Seftfegung des Marttpreifes felbstverftandlich nur von gang nebenfächlicher Bedeutung fein fonnen. So viele Warenpreise sind in den letten Jahrzehnten erheblich gestiegen, barunter gerade die für die Dertehrsanstalten wichtigften Materialpreise von Kohle und Gifen. Die Auslagen für die Erhöhung der Sicherheit und Bequemlichkeit des Reisevertehrs, insbesondere aber für die sogialpolitischen Einrichtungen gu gunften bes Personals sind ins Ungemessene emporgewachsen. Und tropdem darf die Eisenbahn dem Beifpiel aller übrigen Unternehmer nicht folgen, deren Geftehungstoften fich erhoht haben. Sie foll im Gegenteil ihre Preise noch weiter herabseken. Und man duldet eher im Staatsbetrieb ein jahrlices Defigit von 60 Millionen Kronen, bevor man es über sich brachte, einer vernünftigen Tarifregelung beigupflichten, die von Produttion und Konfum taum empfunden, bennoch binreichen murbe, das Budget ber Staatsbabnen in ein gesundes Gleichgewicht gu bringen.

Die Cariffrage ist aber nicht nur wegen ihrer empfindlichen Rüdwirtung auf Staatshaushalt und Steuerwefen von hochragender Bedeutung, auch im Derkehrsleben felbst ift fie überall zu verspüren als unerwünschtes und unbefiegliches hemmnis fo mancher betriebstechnischer Neuerung und einer ausreichenden Befferung der Cebenslage des Bahnperfonals. Ebenso hat sich die Cariffrage bisher als wichtigftes hindernis für die gangliche Durchführung des Staatsbahnprinzips durch Einlösung ber noch bestehenden Privatbahnen erwiesen. In den weiten Kreisen ber Bevolkerung wird ia die Derstaatlichung nur deshalb so warm gewünscht, weil man fie mit einer weiteren Carifverwohlfeilung für gleichbedeutend halt. Die Regierung aber tonnte die Derftaatlichung ohne ernste Gefährdung der Staatsfinangen gewiß nur gleichzeitig mit einer allgemeinen Cariferhohung in Szene feten. Aus diefem vermunichten Kreis vermochte man bisber nicht herauszufinden, wieder zum empfindlichen Schaden des gangen Derfehrswefens, dem durch bie ewigen Derstaatlichungsforgen die Möglichteit einer großzügigen, ja felbst nur auf einige Jahre binausreichenden Derfehrspolitif benommen ift. Die Staatseisenbahnverwaltung durch das Defigit des Staatsbetriebes gu empfindlicher Selbitbeichrantung gezwungen, die Privatbahnen durch die Derstaatlichungsgefahr in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt, die öffentliche Meinung eifersuchtig barüber machend, daß der Staatsbetrieb seine "volkswirtschaftliche Miffion" erfulle, und nichts angftlicher fürchtend, als daß durch eine allgemeine Cariferhohung auch die Einlosungsrente der Privatbahnen machsen tonnte, die politischen Parteien je nach ihren felbstifden hoffnungen und Beforgniffen für die Derstaatlichung schwarmend ober diese verwerfend, jedoch alle in der Überzeugung einig, daß Staatsbahnen wie Privatbahnen für jedes Sonderintereffe und einterefichen ihrer Wählerschaften ausgebeutet werden burfen und muffen: das ift der ungefunde Rahmen, in dem fich unfer Derfehrsleben abwidelt und verbluffenderweise noch leidlich gebeiht und pormärtsfommt.

Auch unsere Sluß- und Seeschiffahrt befindet sich in völlig ungeklärter Cage. Die Caune einer kleinen politischen Fraktion hat im Reichsrat unter dem Schutze einer unzulänglichen Geschäftsordnung seinerzeit verhindert, daß die Donau-Dampschiffahrtsgesellschaft die für die Interessen des Donauverkehrs so dringend notwendige Ordnung ihrer sinanziellen Derhältnisse herbeisührt. Wie bei dieser Gesellschaft, so schleppt man sich auch beim Giterreichischen Cloyd mit Provisorien fort und läßt es geschehen, daß unser größtes Seeschiffahrt-

unternehmen mangels der notwendigen Mittel mit seinen Derkehrseinrichtungen in Rücktand gerät, während der trot allem lebhaft zunehmende Derkehr immer größere Ansprücke stellt. Und so versließen für die Ergänzung des Schiffsparts fast ungenützt in bisher wenig fruchtbaren Studien und Derhandlungen die Wochen, Monate und Jahre, die noch von der Eröffnung der zweiten, mit so gewaltigen Kosten hergestellten Eisenbahnverbindung mit Triest trennen.

Wir wollen diese Darlegung mit einer erfreulichen Betrachtung Schließen. Das Jahr 1904 hat für den heimischen Seevertehr drei wichtige Ereignisse gebracht: Die Ausgestaltung ber "Austro-Ameritana" zu einem großen, schöne Bufunftshoffnungen erwedenden Unternehmen, die Derftandigung der an dem dalmatinischen Derfehr beteiligten Schiffahrtsgefellichaften untereinander und die Regelung des Auswanderer. pertehrs über Trieft und Siume. Jedes biefer Gefchehniffe bedeutet einen bemerkenswerten Erfolg und Sortidritt. Die Dergrößerung ber "Austro-Ameritana" ober - wie fie jest beift ber Dereinigten Ofterreichischen Schiffahrts. Attiengesellschaft mit deutschem Kapital und ihre Aufnahme in die Interessengemeinschaft der großen Ozean-Schiffahrtsgesellschaften zeigt, daß man auch im Ausland an die Butunft Triefts glaubt. Die Derftandigung über ben dalmatinifchen Dertehr eröffnet biefem unvergleichlich iconen, bisher von feinen eigenen Bewohnern, wie von der Staatsverwaltung gleich stiefmütterlich behandelten Cande endlich die Möglichkeit einer gedeihlichen Wirtschaftsentfaltung. Die Regelung des Auswanderervertehrs über Trieft und Siume aber ist eine Magnahme von gesundem Egois. mus, die trop anfänglicher harten und administrativer Sehlgriffe sicherlich einem lebhaften Interesse der hafenstädte entspricht und diesen bei gefchidter Durchführung eine neue ergiebige Quelle des Wohlstandes erschlieft.

Dr. Ricard Mundl.

Besprechungen.

Durch Sibirien nach der Südfee. Wirtschaftliche und unwirtschaftliche Studien aus den Jahren 1901 bis 1902. Don Dr. Erich Pistor. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, f. u. f. hofbuchhandlung, 1905.

Wenn einer im amtlichen Auftrage reift, und daraufhin auch im Auslande überall amtliche Empfehlungen erhält, so hat er den Dorteil, daß er sehr viel ohne erhebliche Mühe zu sehen besommt, aber den Nachteil, der selten ausbleibt, daß die Liebenswürdigkeit des Empfanges auf das Urteil abfärbt. So sieht auch

Diftor die russische Industrie in einem viel gu gunftigen Lichte. Er mertt nicht, daß fie gur halfte fünstlich ift, weiß nicht, wie fcwer es im Sarenreiche ift, geschidte einheimische Arbeiter aufzutreiben, er hat endlich offenbar feine Ahnung bavon, daß die Krisis von 1900 und 1901 von Witte vorausgesehen war, daß er mit einer gnniichen Brutalität, die ihresgleichen fucht, der Minister Fremde, und zwar nicht nur belgische Kapitaliften, fondern auch verbundete grangofen, erft mit großen Derfprechungen in das Cand lodte, und sie bann, nachbem er hatte, was er wollte, nach Verluft ber hälfte ihres Kapitals, einfach fallen ließ. Daß Jahlen allein, mit benen Dr. Diftor febr freigebig ift, nicht unbedingt gu einem richtigen Derftandnis der Cage verhelfen, das zeigt sich nirgends besser als gerade bei den Deröffentlichungen, mit denen das ruffifche Sinangministerium die Welt überschwemmt.

Wenn wir daber mit ben wirtschaftlichen Auseinandersenungen Dr. Diftors feineswegs einverstanden sind, so durfen wir dagegen der Reisebeschreibung an sich die Anerkennung nicht versagen. Cand und Ceute und seine fleinen Erlebniffe führt uns der Derfaffer recht anschaulich vor Augen. Überhaupt ist das gange Buch recht fluffig geschrieben; ein gemutlicher, unterhaltsamer Con waltet vor. Wenn auch der toftliche humor eines Joest ("Durch Sibirien") oder eines Netto ("Papierschmetterlinge aus Japan") durchaus fehlt, so offenbart sich doch überall eine behagliche, lägliche Cebensauffassung. Noch ein Cob fann man unbedentlich spenden; es ist alles und jedes unbedingt mahrheitsgetreu, unbedingt guverlässig. Nur wo Piftor auf fremde Berichte angewiesen mar, wie bei ben berüchtigten Nonades von Blagowjeschtichenst, dann bringt er wirtlich "Catarennachrichten". Man barf ihm das aber nicht übelnehmen, da diese Nachrichten ichon in historische Bucher übergegangen find. Nicht 7000 Chinefen, fondern höchftens 300 fanden den Cod. Man 30g fie weber aus, noch warf man fie ins Waffer, fonbern gab ihnen Kähne. Da aber diese teils morich waren, teils von den aufgeregten Slüchtlingen ichlecht gefteuert murden, jo tenterten die meiften. Das Tollste aber war, was in den Sensationsberichten nie erwähnt wird, daß die Chinesen des jenseitigen Ufers, von Rigun, auf ihre eigenen Candsleute ichoffen, die fie als raudige Schafe, durch den Umgang mit den Abendlandern verderbt, nicht mehr aufnehmen wollten.

Was wir nun weiter von Japan hören, das ift ebenfalls wahr, aber es ist nur ein Teil der Wahrheit, es ist eine einseitige, schiefgesehene und deshalb halbe Wahrheit. Alle Erlebnisse, Beobachtungen und Urteile beziehen sich nur auf die niederen Klassen. Und auch diesen wird der Verfasser nicht ganz gerecht.

Dom Cande der gehntaufend Infeln führt unfern Reisenden ber Weg nach Auftralien und Neuseeland. Er widmet dabei beträchtlich mehr Raum als nötig ware ber Beilsarmee. Angiebend, besonders auch vom forstlichen und landwirticaftlichen Standpuntt aus, ift die Beidreibung des Geisergebietes, das auch durch prächtige Illustrationen veranschaulicht wird. Überhaupt find die Bilber burchweg von eigenem Reig. Uber Samoa und Sidschi und wiederum Australien, sodann über Ägnpten, geht die Reise zurud. Wertvoll ist auch der Abschnitt über auftralifche Dolfswirtichaft. Wir erfeben aus ihm, daß der Gesamthandel Australiens dem Ofterreichs beinahe gleichfommt. Den Schluß bildet ein Angriff auf das Studium des Griechischen. War der durchaus nötig?

Munchen. Dr. A. Wirth.

Theodor Kappstein: Peter Rosegger. Ein Charafterbild. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer, 1904.

Ein sympathisches und willsommenes Buch für alle, die Roseggers literarischer Entwicklung Interesse entgegenbringen, mit großem Sleiße gearbeitet und mit warmer Empfindung geschrieben! Weniger eine Lebensbeschreibung, als eine Charafteristik seiner Denkungsart und seiner Gefühlsweise, ein Abbild seines geistigen und literarischen Werdens. Dabei ermöglicht es die reiche und gründliche Belesenheit in seinen Werken dem Derfasser, in dem Buche Rosegger meist selbst zum Worte kommen zu lassen; ja man möchte es sast einen mit großem Geschich gemachten Auszug aus dessen Schriften nennen.

Rosegger hat es übrigens sowohl seinem Biographen als dem Schilderer feines poetischen und geistigen Werbeganges leichtgemacht. In seinen Werten bespricht er felbst Kindheit, Jugend und Mannesalter in der ausführlichiten Weise bis auf die intimsten Beimlichkeiten feines häuslichen und Samilienlebens, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß dem geiftig gereiften und geflarten Manne namentlich Kindheit und Jugend in einem etwas gelautertem Lichte ericheinen, und daß die Darftellung des eigenen Cebens in späteren Jahren nicht immer ein im Freilicht des wirflichen Lebens gemaltes Bild gibt, sondern oft unbewußt nur ein verklärtes oder abgetontes Spiegelbild gurudwirft. Man murbe vielleicht versucht fein, bei mander Schilderung an die Worte gu denten, die sein Cochterden Martha nach der Erzählung bes reigenden Marchens von der Kaferjungfrau bem Dichter guruft: "Aber Dater, das haft du bir aber recht icon ausgedichtet!" - wenn Roseggers seltene Wahrheitsliebe und seine Abneigung gegen jede eitle Selbitbefpiegelung ober

Schönfärberei seiner Persönlichkeit eine bewußte Täuschung nicht von vornherein ausschlösse. Wohl schrieb Rosegger einmal an den Derfasser des vorliegenden Buches: "Auf meine Persönlichkeit dürfen Sie nach meinen Schriften, so viel diese auch Intimes enthalten mögen, nicht schließen, es ist Wahrheit und Dichtung" — aber auch sein Dichten verknüpft sich doch immer unaussosich mit dem Tatsächlichen seines Lebens.

Aber nicht nur für seine Biographie, sondern auch für bas Entstehen und den Organismus feiner Schriften, in den hineinguführen Kappftein als die eigentliche Aufgabe feines Buches bezeichnet, ift Rofegger felbit die ergiebigite Quelle, besonders wenn man die Monatsschrift "heimgarten", die ja eine Art öffentlich geführtes Tagebuch des Dichters genannt werden fann, mit in den Kreis der Benützung zieht. Kappstein hat es reichlich getan und nicht zum Nachteile des Buches - und auch ohne sein Recht auf selbständiges Urteil preiszugeben. Alles, was Rosegger geschrieben hat, wird einer Beurteilung unterzogen, nicht nur die größeren Romane, sondern in den Büchern, die nur aus Sammlungen fleinerer Ergablungen unter einem immer geschidt angebrachten Gesamttitel bestehen, wird fast jede, auch die kleinste Erzählung oder Plauderei mit einigen Zeilen dem Inhalte und der Bedeutung nach besprochen und charafteri. fiert, nicht ohne Schaben für die Gtonomie des Ganzen, indem über den langausgedehnten und im einzelnen für die richtige Auffassung bes Cefers doch nicht gureichenden Besprechungen ber Sammelwerte Rojeggers einheitliche, größere Romane und Erzählungen manchmal zu furz tommen. Wollte ber Derfasser etwa baburch seiner überzeugung Ausdrud geben, daß gerade in den kleinen Erzählungen und Skizzen Rofeggers beffen Wefenheit und literarifche Bebeutung manchmal schärfer hervortrete, als in seinen Romanen? Eine Anschauung, die von vielen - ich meine, vielleicht mit Unrecht geteilt wird und auch erflarlich ift, wenn man neben feinen unübertrefflichen humoriftifchen Bauernichwanten ernitere Ergablungen von fo tiefem ethischen Gehalt ins Auge faßt, wie etwa "Remi der Räuber" oder "Lin Lied von ewigen Dingen". hier lebt echte Natur im Kleinen, spiegelt sich Sonne im Tautropfen! Aber wenn Kappstein Roseggers größere Werte ästhetisch und literarisch wurdigt, so zeigt er immer ein warmes und tiefes Eingehen in deffen Eigenart, und ein besonnenes und meist begrundetes Urteil, das nichts von seinem Werte verliert, wenn der Geschmad des einzelnen Lefers ihm auch nicht immer zustimmt. So mochte ich 3. B. feine hohe Wertichätzung des Romans "Martin der Mann" nicht unbedingt teilen, weil gerabe in diesem Werte sich der Dichter trog mancher ichonen und übermältigenden Einzelnheiten auf einem ihm fonft fremden Boden bewegt, wo ihm eigene Cebenserfahrung und unmittelbare Anschauung nicht stugend und fordernd gur Seite fteben. Ebensowenig möchte ich mich dem Romane "Erdfegen" gegenüber fo ablehnend verhalten wie Kappftein, weil vielleicht in teinem feiner Werte fo lebensvolle und topifche Geftalten aus dem Dolfs- und Bauernleben, wie 3. B. jene des alten Adamshäufer, por uns auftauchen, die ein lebendiges Beispiel 3u Rojeggers Ausspruch bilden: "Unfere treue Mutter ist die Erdscholle, aus ihr sprießt das Brot und der Idealismus." Niemals ist wohl der Segen, der aus der Erdicholle quillt und die befruchtende et bifche Macht, die fich aus dem vertrauten Umgange mit der Natur auf die Menfchen ergießt, fo trefflich geschilbert worden. Sehr bubich und gutreffend bagegen flingt, was er über die "Schriften des Waldfoulmeifters" fagt: "Diefe Blatter werben grunen und frifchbleiben, wenn langft der Dichter, ber fie jugendfroh vom Baume der Poefie gebrochen hat, den letten Schlummer ichläft. In den Erfursen liegt der schimmernde Goldgehalt des Wertes, nicht in der Komposition, die loder ift und ohne Kunfteinheit im Gangen und in den einzelnen Teilen."

Etwas allzu stark gefärbt scheint mir im Buche aus einzelnen Außerungen Roseggers Stellung zur Kirche herausgearbeitet. Das mag vielleicht für frühere Zeiten gelten; im Augenblide aber steht der reifgewordene und tief religiöse Dichter der Kirche gegenüber doch nicht so schroff gegenüber und er vermag sich gewiß in seiner Gegnerschaft gegen manche Mißbräuche der Kirche über heimliche Zustimmung auch von seiten katholischer Geistlichen auszuweisen. Wie sollte es auch der Dichter nicht, der einmal den Ausspruch tut: "Gibt es ein größeres Calent als religiös zu sein? Im religiösen Herzen vollzzieht sich ein Leben, von welchem mancher, der sonst allerhand weiß, keine Ahnung hat."

Roseggers jüngstes Buch: J. N. R. J., das Dichtung und Wahrheit über Jesus von Nazareth vereint, hält Kappstein für die beste Christusbichtung, die wir gegenwärtig besitzen und meint in dem Dorwort zu seinem Buche, daß der steirische Dichter mit diesem jüngsten religiösen Roman den Kreislauf von Gedanten, die wesentlich in seiner Natur angelegt sind, abschließend umschrieben hat.

Einen kleinen Irrtum muß ich übrigens berichtigen, der dem Verfasser auf S. 247 seines Buches unterlaufen ist. Dort erzählt er, daß Anzengruber am Vorabende seines Codes-

tages zu einem seiner Freunde gesagt habe: "Sie gehn morgen doch zur Sigung des Anzengruber-Kuratoriums? Bitte, entschuldigen Sie

mich bei den herren. Sagen Sie, ich bin durch eine bringende menschliche Berufsangelegenheit verhindert zu ericheinen. Ich habe morgen gu fterben." Diese draftischen Worte find nicht von Anzengruber, sondern von dem befannten Wiener Doltsbichter Friedrich Schlögl, dem "göttlichen Grobian", bei dem gleichen Anlasse zu dem Schriftsteller Chiavacci gesprochen worden, wie aus Rojeggers Buche "Gute Kameraden" hervorgeht. Kappftein Schlieft fein Buch, das gewiß allen Verehrern Roseggers Freude bereiten wird, mit ben iconen Worten: "In den ichier nicht mehr gu gahlenden Werten, die wir biefem perfonlichften und vollstumlichften aller ichaffenben deutschen Doeten verdanten, lebt die ewige Natur sich selbst vor uns aus; jeder Cautropfen und jeder Sonnenstrahl fruchtet, die talten Berg. quellen fpenden Cebensluft und in den Baumrunen steht die sonnengoldige Jugend!" Wie Rojegger felbft fich ju bem Buche verhalt, ift bei aller Genugtuung, die er empfinden mag, boch etwas fraglich. Ich tann hier nur eine Außerung wiedergeben, die er nach dem Erscheinen des Wertes gegen mich laut werden ließ: "Mir find folche Bucher über mich nicht angenehm. 3ch halte mein Wirten noch immer nicht für geflärt und abgeschlossen genug, als baß man es so zusammenfassen und beurteilen follte." Es tann für die Freunde feiner Dichtungen nur erfreulich fein, daß der nunmehr fechzigjährige Dichter noch fo viel geistiges Streben und Schaffensluft in fich fühlt.

Dr. Ernst Onad.
Die Prinzessin von Banalien. Ein Märden von Marie v. Ebner-Eschenbad.
Budschmud von hans Ander. Berlin,
W. 50. Concordia, Deutsche Derlagsanstalt.

In seinen Erinnerungen an Marie Ebner (Gartenlaube, 1890) erzählt Serdinand v. Saar von einer Dorlesung der "Pringessin von Banalien", die 1872 durch die Dichterin bei ihrer Freundin Josefine v. Knorr stattfand: "...mit gespannter Aufmerksamkeit folgte man der feinsinnigen Dichtung und ihren gahlreichen Schonbeiten. Dennoch hatte ber Beifall, welcher am Schlusse gespendet wurde, etwas Gezwungenes. Man war eben nicht ergriffen, nicht hingeriffen worden, was wohl der Dichterin felbst nicht entgangen fein mochte." Der turg barauf bei Rosner ericienene Drud bes Marchens fand auch wenig Beachtung, und es ware vermutlich gang in Dergessenheit geraten, wenn Marie Ebner nicht eben jest diesen Erstling ihrer epiichen Muse in außerlich und innerlich frifch geputtem Gewande wieder hatte ericheinen laffen. Die fritische Derlegenheit, in die 1872 die Cefer und Buhorer verfest murden, ift aber heute verschwunden. Damals (wenigstens nach ben uns zugänglichen Zeugnissen zu urteilen) wufte niemand was Rechtes über dieses Märchen zu fagen, oder wie Saar fo hubich fagt: "Niemand ahnte, welch machtigen Aufschwung ihre gewissermaßen noch verschleierte und mit dilettantischen Anwandlungen ringende Begabung dereinst zu nehmen bestimmt war." Jett, wo wir nach mehr als dreifig Jahren die reiche Entfaltung der Ebnerichen Doefie überichauen tonnen und auch noch andere, ungleich beffere Marchen von ihr besigen, gibt fie uns felbft ben Mafftab für die Beurteilung jenes Erftlings. Jest vermögen wir (mit der freilich billigen Weisheit des historiters) zu ertennen, was 1872 den Juhörern und der Dichterin felbft noch verhüllt war; und zwar um fo leichter. als fie am alten Texte nur ftiliftifche Korretturen vornahm, aus der "Zigeunerin" des erften Drudes, eine "Troglodntin" machte und dergleichen mehr, sonst aber alles so beließ, wie es war. Nun also tonnen wir sagen: die "Dringeffin von Banalien" ift fo "echt Ebnerifch" als nur irgend eine ihrer fpateren Dichtungen. denn 1872 war Marie Ebners Charafter mit feiner Weltanschauung, feinen Som- und Antipathien icon fertig; was noch fehlte war die fünstlerische Reife. Das Cand Banalien, worin ben Menichen mit bem Amt ber Derftand fommt. wo die Konvenieng die Natur erstickt, das Hoffcranzentum üppig blüht, wo Ciere graufam gequalt werden, Gevatterschaften sich in die hande arbeiten, die talentlosen Dichter sich gegenseitig in die hohe loben, nichts feltener und nichts verponter ist als Individualität dieses Cand Banalien tritt uns, allerdings ohne biefen Namen, in den Philisterbildern der spateren Novellen: in "Nach dem Cobe", in den "Zwei Komtessen", in "Wieder die Alte" u. a. m. in gleicher Beleuchtung wieder entgegen. Und in ber Pringeffin von Banalien, die ba fagt: "O, hatte mein Dolf nur ein Berg, bamit ich es leichter beseligen tonnte!" folagt auch icon das Ebneriche Gerg. Der Ernit und ber humor dieses Marchens sind also beibe schon vom richtigen Kaliber, was ihm fehlt ift die Einheit des dichterischen Motivs und beffen Durchführung, und was es zuviel an Sentimentalität hat, zuviel auch an unbeabsichtigen Reminisgengen (speziell aus Grillpargers "Libuffa") murde fpater übermunden. Wie alle jungen Dichter, wollte Marie Ebner auch in ihrem Erstling zuviel des Guten auf einmal, dadurch tam eine Untlarheit in ihre Darftellung, bie den Eindrud verwirrt. Der fpmbolifche Stil des moralischen Marchens mit seinen typischen Menschen und allgemeinen Ideen duldet nicht die Craqit eines individualisierten Charafters. bas ift icon Sache ber Novelle; biefe wiederum verträgt teine See, teinen Jauberdolch, teine

marchenhaften Wanderungen durch unterirdifche Wundergrotten. Der Anfang der "Pringessin von Banalien" läßt anderes erwarten, als uns der Schluß bietet. Die Ergahlung lagt fich als Satire auf Banalien an und endet als ganz perfonliche Liebestragodie der Pringeffin mit dem Naturburichen Abdul, dem fie alles, Befit und Ehre, opfert und in die Wildnis folgt, weil fie von ihm nicht laffen fann; ja, fie fturgt fich folieflich nach Jahren feiner Leiche ins Waffer nach, als sie sie zufällig den Sluß hinab-schwimmen sieht. ... Man weiß also nicht recht, was die Dichterin mit ber Geschichte will. die in ihren Einzelheiten nach allen Seiten bin von Efprit und Poefie nur fo funtelt und leuchtet. Das Gefet der idealen Einheit in der Dichtung hat Marie Ebner spater mit großer Strenge festgehalten und erste Entwurfe oft gefürzt, wenn ihre Phantafie barin gu überwuchern drobte; und in der Kunft, Idee und Bild untrennbar ineinander zu ichmelzen, brachte fie es zur höchsten Dollendung, wie 3. B. in der "Dummen Geschichte", die mit ihrem parobierenden humor der "Pringeffin von Banalien" am nachften ftebt.

Bei diefer Gelegenheit wollen wir zwei Wünsche äußern. Einmal, daß das Widerspiel biefer an zuviel Berg leidenden Pringeffin, namlich die 1891 in ber "Deutschen Rundschau" und feither nie wieder gedrudte "Pringeffin Leiladin" - fie hat einen Pappendedel an Stelle eines normalen herzens - doch endlich aus der Dunkelhaft erloft werde. Es ift die geistreichste und zugleich an Poefie reichste literarische Satire, die wir tennen, und darf viel weniger verschollen bleiben, als die "Pringessin von Banalien". Der andere Wunsch richtet sich ans Publitum, das dem anderen, in glangenofter Ausstattung (im Verlag der Union in Stuttgart) por mehreren Jahren ericienenen Kindermarchen in Derfen von Marie v. Ebner-Efchenbach: "hirzepingden" bisher gar feine Aufmertjamteit gewidmet hat. Es ist schade darum, denn ich weiß aus Erfahrung, daß dieser Ebnersche Pring Struwelpeter alle Kinder hochlichft amufiert.

M. N-r.

Im Zeichen des Steinbods. Aphorismen von Isolde Kurz. Georg Müller, Leipzig.

Eine Bemertung in dieser Sammlung gilt auch der Kritik. Sie lautet ungefähr: "Der Deutsche legt im Grund gar keinen Wert auf das Talent. Ihm kommt es vor allem auf die Gesinnung an. Man lese nur eine Kritik. Da gibt sich der Rezensent saure Mühe, den Charakter des Dichters und seine Anschauungen in bezug auf Religion, Moral u. s. w. zu ergründen, ihn wie einen Schmetterling aufzuspießen und zu kassischen. Das ist wirklich überffüssig. Um den Charakter und die Gesinnungen

eines Dichters haben wir uns nicht zu fummern. Wenn uns aber ein Autor einen Band von 300 Seiten, der nur Aphorismen enthalt, "auf ben Weihnachtstifch" legt, fo labet er uns boch in erfter Reibe gur Beurteilung feiner Gefinnungen ein. Er fagt boch gang beutlich: "hier haft du mein Portrat, fo fühle ich und fo bente ich über Mann, Weib und Kind, über Liebe und Che, über Religion, Politit, Kunft, Citeratur, Moral, Mode, über die foziale grage und alles übrige, fo ift mein Gefdmad und fo ift meine Aberzeugung -. " Und die Kritit hat eigentlich nichts zu tun als por Charafter und Gefinnungen eine Derbeugung zu machen - biefem Buche gegenüber mußte fie besonders artig fein - und fich höflich ju verabschieden. Sochstens tonnte man noch einiges über die Sorm und die Weltanichauung vorbringen. "Weltanichauung" ift in folden Sallen obligat. Da aber diese Aphorismen die höflichkeit verbienen, daß man etwas langer bei ihnen verweilt, möchte ich noch fagen, daß es vielleicht lohnender gemejen mare, diefen flugen, flaren, meist einwandfreien Aussprüchen irgend einen Rahmen zu geben. Etwa den jest wieder fo beliebten Erziehungsroman. Der ist ja fehr leicht zuzubereiten. Man nimmt einen jungen Mann ober ein junges Madden, die absolut nichts mit fich angufangen wiffen, bringt fie in verschiedene Umgebungen und gewinnt fo Gelegenheit zu ben verschiedensten Gesprächen. Mit bem bier gur Derfügung stehenden Material hatte man wohl ein Dugend Personen eines Romans mit geschmadvoller Weisheit ausstatten tonnen. Als Außerungen von Romanfiguren - felbst bei ben unpaffenbften Gelegenheiten porgebracht - batten fich diefe Sentengen dem Gebachtnis des Cefers icharfer eingeprägt und fie hatten dem Buch den Schein eines erstaunlichen Reichtums gegeben. Wenn aber Gedanken gang allein reifen, ohne Dedmantel nur als Gedanten in die Welt geben, um wie Missionare das Beil und die Wahrheit zu funden, wird man ihnen gegenüber leicht ungerecht, benn "wo nahme man beute noch einen Gedanten ber, der durch Neuheit so bezaubernd wirfte? Sie fliegen alle wie Spreu herum, find ausgedrofden und haften nirgends" - wie die Derfasserin selbst tonstatiert.

Eine blendende, auf Derwirrung und Derblüffung berechnete Sorm hätte ihnen einen Neuheitsfirnis geben tönnen; hier ist die Sorm aber nur torrett, äußerst torrett, schlicht und — was wirklich wohltut — ganz frei von Affektation und Pose. Das Bedürfnis: gereizt, geärgert, beleidigt zu werden, wird gar nicht bestriedigt. Und noch einen schweren Sehler hat dieses liebenswürdige Buch. Er ist von der ersten bis zur letzen Seite mühelos zu verstehen. Das werden ihm die Jüngsten unter

mich bei ben herren. Sagen Sie, ich bin durch eine bringende menschliche Berufsangelegenheit verhindert zu ericheinen. Ich habe morgen gu fterben." Diese draftischen Worte find nicht von Angengruber, sondern von dem befannten Wiener Dolksbichter Friedrich Schlögl, bem "göttlichen Grobian", bei dem gleichen Anlasse zu dem Schriftsteller Chiavacci gesprochen worben, wie aus Rojeggers Buche "Gute Kameraden" hervorgeht. Kappstein schließt sein Buch, das gewiß allen Derehrern Roseggers Freude bereiten wird, mit ben iconen Worten: "In ben ichier nicht mehr gu gablenden Werten, die wir diefem perfonlichsten und volkstumlichsten aller icaffenden deutschen Doeten verdanten, lebt die ewige Natur sich selbst vor uns aus; jeder Cautropfen und jeder Sonnenstrahl fruchtet, die talten Berg. quellen fpenden Cebensluft und in den Baumrunen steht die sonnengoldige Jugend!" Wie Rofegger felbft fich gu dem Buche verhalt, ift bei aller Genugtuung, die er empfinden mag, boch etwas fraglich. Ich tann hier nur eine Außerung wiedergeben, die er nach dem Ericheinen des Wertes gegen mich laut werden ließ: "Mir find folche Bucher über mich nicht angenehm. 3ch halte mein Wirfen noch immer nicht für geflärt und abgeschlossen genug, als daß man es so zusammenfassen und beurteilen follte." Es tann für die Freunde feiner Dichtungen nur erfreulich fein, daß der nunmehr sechzigjahrige Dichter noch so viel geistiges Streben und Schaffensluft in sich fühlt.

Dr. Ernst Onad.
Die Prinzessin von Banalien. Ein Märden von Marie v. Ebner-Eschenbad.
Budschmud von hans Ander. Berlin,
W. 50. Concordia, Deutsche Derlagsanstalt.

In seinen Erinnerungen an Marie Ebner (Gartenlaube, 1890) erzählt Serdinand v. Saar von einer Dorlefung der "Pringeffin von Banalien", die 1872 durch die Dichterin bei ihrer Freundin Josefine v. Knorr stattfand: "... mit gespannter Aufmerksamteit folgte man der feinsinnigen Dichtung und ihren zahlreichen Schonheiten. Dennoch hatte der Beifall, welcher am Schlusse gespendet wurde, etwas Gezwungenes. Man war eben nicht ergriffen, nicht hingeriffen worden, was wohl der Dichterin felbst nicht entgangen fein mochte." Der turg darauf bei Rosner ericienene Drud bes Marchens fand auch wenig Beachtung, und es ware vermutlich gang in Dergessenheit geraten, wenn Marie Ebner nicht eben jest diefen Erftling ihrer epiichen Muse in außerlich und innerlich frisch geputtem Gewande wieder hatte ericheinen laffen. Die fritische Verlegenheit, in die 1872 die Ceser und Juhorer verfest murden, ift aber heute verschwunden. Damals (wenigstens nach ben

uns guganglichen Zeugnissen gu urteilen) mußte niemand was Rechtes über diefes Marchen gu fagen, ober wie Saar fo hubsch fagt: "Niemand ahnte, welch machtigen Aufschwung ihre gewissermaßen noch verschleierte und mit dilettantischen Anwandlungen ringende Begabung dereinst zu nehmen bestimmt war." Jest, wo wir nach mehr als dreißig Jahren die reiche Entfaltung der Ebnerichen Doefie überichauen tonnen und auch noch andere, ungleich beffere Marchen von ihr besigen, gibt fie uns felbft ben Magftab für die Beurteilung jenes Erftlings. Jest vermogen wir (mit ber freilich billigen Weisheit des hiftorifers) zu erkennen, was 1872 den Juhörern und der Dichterin felbft noch verhüllt war; und zwar um fo leichter. als fie am alten Texte nur stilistische Korretturen vornahm, aus der "Zigeunerin" des erften Drudes, eine "Troglobntin" machte und dergleichen mehr, fonft aber alles fo beließ, wie es war. Nun also tonnen wir sagen: die "Dringelfin von Banglien" ift fo "echt Ebnerifch" als nur irgend eine ihrer fpateren Dichtungen, benn 1872 war Marie Ebners Charafter mit seiner Weltanschauung, seinen Sym- und Antipathien icon fertig; was noch fehlte war bie fünstlerische Reife. Das Cand Banalien, worin den Menichen mit dem Amt der Verstand tommt. wo die Konvenienz die Natur erstidt, das Hofschrangentum üppig blüht, wo Tiere graufam gequalt werden, Gevatterfcaften fich in die hande arbeiten, die talentlofen Dichter fich gegenseitig in die hohe loben, nichts feltener und nichts vervönter ist als Individualität dieses Cand Banalien tritt uns, allerdings ohne diesen Namen, in den Philisterbildern ber späteren Novellen: in "Nach dem Cobe", in den "Zwei Komtessen", in "Wieder die Alte" u. a. m. in gleicher Beleuchtung wieder entgegen. Und in der Pringessin von Banalien, die ba fagt: "O, hatte mein Dolf nur ein her3, damit ich es leichter beseligen tonnte!" ichlagt auch icon das Ebneriche herg. Der Ernit und der humor dieses Marchens sind also beide schon vom richtigen Kaliber, was ihm fehlt ift die Einheit des dichterischen Motivs und beffen Durchführung, und was es zuviel an Sentimentalität hat, zuviel auch an unbeabsichtigen Reminiszenzen (speziell aus Grillparzers "Libuffa") murde fpater übermunden. Wie alle jungen Dichter, wollte Marie Ebner auch in ihrem Erstling zuviel des Guten auf einmal, dadurch tam eine Unflarheit in ihre Darftellung, die den Eindrud verwirrt. Der inmbolifche Stil bes moralischen Marchens mit seinen topischen Menschen und allgemeinen Ibeen dulbet nicht die Tragit eines individualisierten Charafters. bas ift icon Sache der Novelle; diese wiederum verträgt feine See, feinen Zauberdolch, feine

marchenhaften Wanderungen burch unterirdische Wundergrotten. Der Anfang der "Pringessin von Banalien" läßt anderes erwarten, als uns der Soluk bietet. Die Erzählung lakt fic als Satire auf Banalien an und endet als ganz perfonliche Liebestragobie der Pringeffin mit dem Naturburichen Abbul, dem fie alles, Befit und Ehre, opfert und in die Wildnis folgt, weil fie von ihm nicht laffen fann; ja, fie fturgt fich folieflich nach Jahren seiner Leiche ins Waffer nad, als fie fie zufällig den Sluß binabschwimmen sieht. . . . Man weiß also nicht recht, was die Dichterin mit der Geschichte will, die in ihren Einzelheiten nach allen Seiten bin von Efprit und Poesie nur fo funtelt und leuchtet. Das Gefen der idealen Einheit in der Dichtung hat Marie Ebner später mit großer Strenge feltgehalten und erfte Entwurfe oft geturgt, wenn ihre Phantafie darin gu überwuchern drohte; und in der Kunft, 3dee und Bild untrennbar ineinander gu fcmelgen, brachte fie es zur hochften Dollendung, wie 3. B. in der "Dummen Geschichte", die mit ihrem parodierenden humor der "Pringessin von Banalien" am nachften ftebt.

Bei diefer Gelegenheit wollen wir zwei Wünsche außern. Einmal, daß das Widerspiel diefer an zuviel Berg leidenden Pringeffin, nämlich die 1891 in der "Deutschen Rundschau" und feither nie wieder gedrudte "Pringeffin Ceiladin" - fie hat einen Pappenbedel an Stelle eines normalen herzens - doch endlich aus der Dunkelhaft erlöft werbe. Es ift die geistreichste und zugleich an Poesie reichste literarifche Satire, die wir tennen, und barf viel weniger verschollen bleiben, als die "Prinzessin von Banalien". Der andere Wunfch richtet fich ans Publifum, bas bem anderen, in glangenofter Ausstattung (im Derlag ber Union in Stuttgart) por mehreren Jahren erschienenen Kindermarchen in Derfen von Marie v. Ebner-Eichenbach; "hirzepinzchen" bisher gar teine Aufmertfamteit gewidmet hat. Es ist schade darum, denn ich weiß aus Erfahrung, daß diefer Ebneriche Dring Struwelpeter alle Kinder hochlichft amufiert.

M. N-r.

Im Zeichen bes Steinbods. Aphorismen von Isolbe Kurg. Georg Müller, Leipzig.

Eine Bemertung in dieser Sammlung gilt auch der Kritik. Sie lautet ungefähr: "Der Deutsche legt im Grund gar keinen Wert auf das Calent. Ihm kommt es vor allem auf die Gesinnung an. Man lese nur eine Kritik. Da gibt sich der Rezensent saure Mühe, den Charakter des Dichters und seine Anschauungen in bezug auf Religion, Moral u. s. w. zu ergründen, ihn wie einen Schmetterling aufzuspießen und zu klassisieren —." Jugestanden, das ist wirklich überstüssige. Um den Charakter und die Gesinnungen

eines Dichters haben wir uns nicht zu fummern. Wenn uns aber ein Autor einen Band von 300 Seiten, der nur Aphorismen enthält, "auf den Weihnachtstisch" legt, so ladet er uns doch in erfter Reihe gur Beurteilung feiner Gefinnungen ein. Er fagt doch gang deutlich: "Hier haft du mein Portrat, fo fühle ich und fo dente ich über Mann, Weib und Kind, über Liebe und Che, über Religion, Politit, Kunft, Citeratur, Moral. Mode, über die soziale Frage und alles übrige, so ist mein Geschmad und so ist meine Aberzeugung -. " Und die Kritit hat eigentlich nichts zu tun als vor Charafter und Gefinnungen eine Derbeugung zu machen - diesem Buche gegenüber mußte fie besonders artig fein - und fich höflich gu verabichieden. höchstens könnte man noch einiges über die form und die Weltanichauung porbringen. "Weltanichauung" ift in folden Sallen obligat. Da aber diese Aphorismen die höflichkeit verbienen, daß man etwas langer bei ihnen verweilt, möchte ich noch fagen, daß es vielleicht lohnender gewesen ware, diesen flugen, flaren, meift einwandfreien Ausspruchen irgend einen Rahmen zu geben. Etwa den jest wieder fo beliebten Erziehungsroman. Der ift ja febr leicht zuzubereiten. Man nimmt einen jungen Mann ober ein junges Madden, die absolut nichts mit sich angufangen wissen, bringt sie in verschiedene Umgebungen und gewinnt fo Gelegenheit zu ben verschiedensten Gesprächen. Mit dem hier gur Derfügung stehenden Material hatte man wohl ein Dugend Personen eines Romans mit geschmadvoller Weisheit ausstatten fonnen. Als Außerungen von Romanfiguren - felbst bei ben unpassenosten Gelegenheiten vorgebracht - hatten fich diefe Sentengen dem Gebachtnis des Cefers icharfer eingeprägt und fie hatten bem Buch ben Schein eines erstaunlichen Reichtums gegeben. Wenn aber Gedanten gang allein reisen, ohne Dedmantel nur als Gebanten in die Welt geben, um wie Miffionare das Beil und die Wahrheit zu funden, wird man ihnen gegenüber leicht ungerecht, benn "wo nahme man heute noch einen Gedanten ber, der durch Meuheit so bezaubernd wirtte? Sie fliegen alle wie Spreu herum, find ausgedrofden und haften nirgends" - wie die Derfasserin selbst tonstatiert.

Eine blendende, auf Derwirrung und Derblüffung berechnete Sorm hätte ihnen einen Neuheitsfirnis geben tönnen; hier ist die Sorm aber nur forrett, äußerst forrett, schlicht und was wirklich wohltut — ganz frei von Affeltation und Pose. Das Bedürsus: gereist, geärgert, beleidigt zu werden, wird gar nucht befriedigt. Und noch einen schweren Sehler hat dieses liebenswürdige Buch. Er ist von der ersten dis zur letzten Seite mülieles zu verstehen. Das werden ihm die Jüngsten unteben Allzumodernen, die überdies herzerquidend schlecht behandelt werden, nicht verzeihen. Denn für die beginnt die Anerkennung genau dort, wo das Verständnis aushört. G. Sch.

Kleine Mitteilungen.

Jur Geschichte der Drehbühne. Bei ber gegenwärtigen Neuinszenierung von Schillers "Don Carlos" bedient sich das Burgtheater zum ersten Male der Drehbühne, die in der Oper schon seit längerer Zeit in Derwendung steht. Die drehbare Scheibe, auf deren Sektoren die einzelnen geschlossenen Bühnenbilder angeordnet sind, ist nach den Plänen Lautenschlägers zuerst 1896 in München eingeführt worden. Die Idee einer solchen Gruppierung der Dekorationen ist aber weit älter.

Schon Goethe hat in einem mutwilligen Scherzspiel eine ähnliche Drehscheibe geplant; über die Stizze zu "Hanswurfts Hochzeit", von der uns nur wenige Fragmente erhalten sind, erzählt uns der Dichter folgendes: "Als Prologus tritt der Hochzeitsbitter auf, hält seine hertömmliche banale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirt zur goldnen Caus, Da wird sein der Hochzeitsschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Ortes zu entgehen, war im Hintergrunde des Cheaters gedachtes Wirtshaus mit seinen Insignien glänzend zu sehen, aber so, als wenn es, auf einem Japsen umgedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgestellt werden, wobei sich jedoch die vorderen Kulissen des Cheaters schicklich zu verändern hatten.

Im ersten Att stand die Vorderseite nach der Straße zu, mit den goldnen, nach dem Sonnenmitrostop gearbeiteten Insignien (die goldene Caus), im zweiten Att die Seite nach dem hausgarten, die dritte nach einem Wäldchen, die vierte nach einem naheliegenden See, wodurch denn geweissagt war, daß in solgenden Seiten es dem Deforateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Cheater bis an das Soufsseurloch zu führen."

Was hier als Spaß erscheint, wird zwei Menschenalter später Ernst. Im Jahre 1839 erschien in Wien eine kleine Broschüre, die heute völlig vergriffen und verschollen ist, zu ihrer Seit aber solches Interesse erregte, daß im folgenden Jahre eine zweite Auflage nötig wurde. Das Bücklein, betitelt: "Über das moderne Theater. Don einem Wiener Architekten. Wien, Gerold. Gedruckt bei Leopold Grund" forderte kurz und bündig die Umgestaltung der Bühneneinrichtung, die Einführung der Drehbühne. Es ist interessant, daß der Derfasser, W. Sinner, wie Goethe, die aristotes

lifche Cehre von den Einheiten im Auge bat; mahrend fich diefer aber mit dem drehbaren Wirtshaus über die Einheit des Ortes luftig macht, erhofft Sinner von der Ausführung seines Projettes vollständige Erfüllung der ariftotelifchen Gebote, indem er mit der drebbaren Buhne einen phantaftifchen, "poetifchen himmel" verbindet, beffen bewegliche Geftirne gleichsam als Theateruhr den Zuschauer des normalen Zeitgefühles berauben follen. Daß er die Scheibenbuhne ohne einen folden himmel für unmöglich erflart, ift die Solge feiner Abficht, Zeit und Ortseinheit zu mahren, mar aber wohl die Urfache für das Scheitern feines Planes. Immerhin gelang es ihm, ein kleines Modell im Ausmaße von zwei Quadratflaftern auszustellen und die Distussion seiner Dorichlage herbeiguführen. Abgesehen von der bigarren Idee eines Cheaterhimmels waren diese Dorfchlage höchft beachtenswert. Bauerles Theaterzeitung berichtet über den Inhalt der Brofchure folgendes: "Das moderne Theater hat ein geteiltes Podium, welches auf einer umdrehbaren Scheibe rubt. und worauf bas fzenische Gemalde fich burch Deforationen ohne Kuliffen und Soffitten prasentiert. Der Sufboden, die Beleuchtung, das Ameublement, die landicaftliche Ausschmüdung 2c. fann auf diese Weise immer streng den einzelnen Situationen angepaft und im erforderlichen Salle gang ber Natur nachgebilbet werben; auf einem gewöhnlichen Theater hat eine Canbichaft und ein Jimmer ftets diefelbe Bretterbafis aufjumeifen. Während die eine halfte der Buhnenicheibe beim Spiele bem Schauplage zugetehrt ift, tann die andere halfte für den Moment der Umdrehung gehörig deforiert werden. Die Umdrehung der Scheibe felbst läßt sich ohne bedeutende Kraftanstrengung und ohne das geringfte Beraufch bewertftelligen. Einleuchtend ift der Muken, den eine drebbare Buhne gemahrt. Der Deforationsmechsel fann mit größter Bequemlichkeit, ohne Störung der Illufion, vollzogen werden und die Beleuchtung von oben bringt, wie auf einem illuminierten Bilde, eine optisch richtige Licht- und Schattenverteilung. Die gablreichen Theaterdiener find überfluffig, ba teine Gegenstände vor den Augen der 3useher auf- und abgeräumt werden. Das Publitum sieht nicht in die Kulissen, weil die Dekorationen ein abgeichloffenes Bild formieren. Endlich tommt die Einrichtung eines solchen Theaters um die halfte billiger gu fteben, als der Aufbau einer Buhne nach den gewöhnlichen Grundriffen."

Was ist in diesen Dorschlägen nicht alles enthalten, wie viele Errungenschaften unserer modernsten Bühnentechnit sind vorweggenommen! Die Drehbühne, die Abschaffung der Kulissen und Einführung geschlossener Bühnenbilder, der Ersat der Sofsitten durch einen gemalten himmel

die Ergänzung der Rampenbeleuchtung durch Oberlicht, die Aberspannung der Bühnenbretter mit entsprechendem Bodenbelag, der Realismus der Deforationen überhaupt. Sinners Name ist verhallt, seine Reformpläne waren bald vergessen. Bedenkt man aber die großen Verdienste der österreichischen Künstler und Techniker um die Entwicklung unseres Bühnenwesens, so erlangt die Tatsache einige Bedeutung, daß schon vor sechzig Jahren ein heimischer Architekt die Gestalt des Zukunststheaters zu bestimmen imstande war.

L'Octroi. Es ist eigentumlich, daß gerabe in Wien, wo fich die frangofische Sprace feit alters her einer weiten Derbreitung erfreut, eine so große Sahl frangosischer Worte mit gang veranderter und baber falfcher Bedeutung gebraucht wird. Unter Garderobe versteht der Frangose einen Kleiderkasten und nennt vestiaire, was wir als Garderobe bezeichnen. Nippes find Kleiber, Wafche und Plunder, aber feine bibelots, Rondeau ist ein Ringelgedicht und bedeutet niemals le rondpoint, ehrlich heißt honnete und reel wirklich. rouleau ift eine Rolle und für Dorhang muß man le store sagen u. s. w. So oft es icheint, als wurde es auf verfassungsmäßigem Wege bei uns nicht weitergeben, bort man vom Ottroi reben. Wie aber follte eine "ftabtifche Steuer, insbesondere auf Egwaren" - und das ist die eigentliche Bedeutung von octroi eine Anderung in unseren politischen Wirren berbeiführen tonnen? Das Wort stammt vom mittellateinischen auctorium, das urfprunglich handelsfreiheit, fpater auch andere Privilegien bedeutete. Daher hat auch octroi anfangs den Sinn: Bewilligung und Derleihung gehabt. Das alte frangofifche Candrecht verftebt unter octroi eine vom Dolt bewilligte Bilfsfteuer und daraus murde die jegige Bedeutung. In der Wiener Zeitungssprache gebraucht man aber das Wort als das zu oftropieren gehörige Substantiv. Octroyer bedeutet allerbings neben bewilligen und gewähren auch aufbrängen und aufnötigen und man kann daher sagen: "ein Geset oktropieren" (durch landessherrliche Machtvollkommenheit, ohne versassungsmäßige Zustimmung der Landesvertreter, in Kraft sehen) oder von einer "oktropierten Dersassung" als einer verliehenen oder aufgenötigten, im Gegensat zu einer unter Mitwirkung der Volksvertretung sestigesehen, sprechen. Geht es also bei uns mit dem Parlament absolut nicht weiter, so werden unsere Verhältnisse vielleicht gebessert werden können durch eine — kaiserliche Oktroierung. — nk—

Wo fand die Schlacht bei Morgarten statt? Uber diese grage ift jett in der Schweig ein Streit entstanden. Der Juger Offigiersverein hat nämlich eine ansehnliche Summe gesammelt für die Errichtung eines Dentmales gur Erinnerung an ben bentwürdigen Morgartenfieg im Jahre 1315, an die eigentliche Bluttaufe der heutigen Eidgenoffenschaft, bei der die Schwyger als Sieger, die Juger auf Seite ber Ofterreicher als Besiegte beteiligt waren. Die Schlacht fand jedenfalls an dem alten Weg ftatt, der an Stelle der beutigen Strake vom Agerisee, dem füdwestlichen Ausläufer des Morgartenberges entlang, nach bem Defilee von Schornen und von bort an ber etwa 150 Meter landeinwärts auf Schwyger Gebiet gelegenen Schlachttapelle St. Jatob vorbei nach dem Dorfe Sattel führte. Cangs des nördlichen hanges des genannten Ausläufers, der fogenannten Siglerfluh, läuft die Grenze zwijchen den Kantonen Bug und Schwyz. Was nördlich der Siglerfluh und dem Defilee von Schornen liegt, gehört gum Kanton Bug, was füblich, zum Kanton Schwyz. Es fragt fich nun, ob die Enticheidung auf Juger oder Schmpger Bebiet erfolgte. Der Lugerner Stadtardivar Dr. von Liebenau hat fürzlich, wie er in den "Katholischen Schweizerblättern" mitteilt, in einer Urfunde einen Anhaltspunkt entdedt, wodurch bie Anficht gerechtfertigt erscheint, die Schlacht habe auf Somnger Gebiet, und zwar gu "Schafftetten uf dem Sattel", dem Gute, auf welchem die Schlachtfapelle fteht, ftattgefunden.

Seuilleton.

Wortwig und Bühnenwig.

So schwer es ist, die Jadel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier eine Rase und dort eine Stirnlode zu versengen, so leicht wird man den Anlaß zu dieser kleinen Auseinandersehung erraten. Es versteht sich beinahe von selbst, daß ihn nur die jüngste Wiener Operettenneuheit gegeben haben kann; denn der Urheber ihres Buches ist Julius Bauer, ein Meister des Wortwikes, wie Wien einen

solchen seit M. G. Saphir und Daniel Spiger nicht in seinen Mauern gehabt hat. Das Libretto zur "Juxheirat" wurde viel gelobt, und man kann das begreisen. Julius Bauers Dersuch, aus den Niederungen des herkömmlichen Operettenblödsinns zu einem modernen Singspiel emporzustreben, ist in der Cat aller Anerkennung wert. Nur wurde verschwiegen, daß der Dersuch nicht gelungen ist und es blieb unausgesprochen, weshalber mistingen mußte. Offenbar war man sich darüber nicht kar, daß der Wortwig, wie ihn Julius Bauer übt, im Zeitungsfeuilleton murgelt und barum auf ber Buhne bem Sifche gleicht, der in der Luft ertrinkt. Soon Chefterfield hatte die Beobachtung gemacht, daß Wig, Caune und Scherz an den Ort gebunden find und fich nicht verpflangen laffen. "Jede Gefellschaft," meint er, "ift in besonderen Derhaltnissen und hat ihre besondere Sprache. Was in der einen Anlag zu Wig und heiterfeit gibt, das fann in einer anderen matt und geschmadlos erscheinen." Sest man an die Stelle der sogialen Derschiedenheit den Unterschied zwischen Buhne und Zeitung, bann hat man auch icon die Urfache von dem Dorbeigelingen des Julius Bauerichen Reformversuches an der jo oft totgesagten und ebensooft wieder auferstandenen Operette, und es genügen einige Beispiele, um dies flipp und flar nachzuweisen. Dabei braucht man gar nicht erst in die Serne gu fcmeifen, fondern tann fcon in Wien bleiben und fich ein wenig in beimischen Cheatererinnerungen ergehen.

Dor allem: der Wortwig übt auf der Buhne nur dann Schlagfraft aus, wenn er ber bramatischen Situation entspringt oder ihr reflettierend bient, wie dies 3. B. bei Nestron der Sall ift. Julius Bauer febrt das Derfahren um, er stellt die Buhne in den Dienst seines felbstherrlichen Wortwiges. Um diese seine Art zu tennzeichnen, sei nur an sein erstes Operettenbuch ("Der Hofnarr") erinnert, das er gemeinsam mit hugo Wittmann geschrieben hat. Da wird eine lange Streit- und Polterizene umftanblich vorbereitet, in der schließlich dem Citelhelden ein Buch nachgeworfen wird, und dies aus teinem anderen Grunde und nur zu dem einzigen Zwed, damit einem dritten, ber ungerufen bagutommt, auf die erstaunte grage, was das sei, die wizige Antwort zuteil werden tonne: "Ein Nachschlagebuch!" Dieses Beispiel ist typisch für das buhnenwidrige Verfahren Julius Bauers. Auch Nestron arbeitete viel in Wortwigen, und man weiß, daß die meisten jum geflügelten Wort murben und einige bavon gerabegu anstedend wirften. Wer je bie Posse "Das Madel aus der Dorstadt" gefeben hat, der ertappte fich ficherlich auch dabei, wie ihn ein Wortwit daraus tagelang verfolgte. Er besteht in Knöpflers Gewohnheit, jedem Sag, den er fpricht, die gebantenlos fragende Redensart: "Ober mas . . . oder wann . . . oder wie?" anguhangen. Es hat eine Zeit gegeben, wo gang Wien im Banne biefer Redensart stand, und wann und wo immer fie gebraucht murde, überall und ftets folgte ihr icallende Beiterfeit. Und diese nichtsfagende Redensart, wie wußte Nestron durch sie die Situationskomik zu steigern. Am Ende bes britten Aftes 3. B. fällt ein Frauengimmer

in Ohnmacht: Schnoferl fangt fie auf und fucht fie mit den Worten wachzurutteln: So gib boch einen Caut von bir!" Und Knopfler fügt gewohnheitsmäßig hingu: "Oder was!" . . . Gewiß tein feiner Wig, aber von einer unbeschreiblich tomischen Buhnenwirtung, ber fich niemand entziehen fann und fei er über die Derbheit des Spafes innerlich noch jo entruftet. Und dann noch eines: bei Nestron wirft der Wortwig dramatifch wahr, auch dort, wo er philosophiert und reflettiert, weil er ihn nur dem geistig überlegenen und die Corbeit der Welt durch die Brille der Satire betrachtenden Raisonneur des Studes in den Mund legt, mahrend Julius Bauer mit fouveraner Derachtung ber primitivften Anforderungen an bie Bühnenwahrheit ihn jeder Person guschreibt, bie er juft gur hand hat, ohne Rudficht auf ihren Charafter, ob Weiblein ober Mannlein, ob Dummtopf oder Wigbold. So läft er in feiner "Jugheirat" eine alternde Jungfer feufgen: "36 febne mich nach Dervielfältigung!" Aus bem Munde eines Nestronichen Raisonneurs hatte ber hobnische Zwischenruf: "Sie fehnt fich nach Dervielfältigung!" ohne Zweifel fatirifche Schlagtraft ausgeübt; von einer Dame gesprochen, die unter die haube tommen will, mufte er wirtungslos verpuffen wie ein Seuerwert am Tage.

Ein alter Weiser - ich glaube, es war Artefilaos — hat einmal gesagt: Man tann aus jedem Mann einen Kastraten machen, aber nie und nimmer aus einem Kastraten einen Mann, Wohlan, das ist das Bühnenschicksal Julius Bauers. Man tann aus jeder tomischen Situation einen Wortwig ichlagen, aber nie und nimmer aus einem Wortwig Julius Bauers eine dramatifc wirfende Situation. Wer fich darum von der "Jupheirat" eine erfolgreiche Reform der Wiener Operette erwartet, der ist mit seiner hoffnung auf einem holzwege. Geistreichelnde Wortbildungen, wie "Indistretin", find beftenfalls geeignet, eine neue Seuche der Wortspielerei in das Reich ber Buhne zu tragen, wie fie einst Julius hopp mit feinen Wortverdrehungen in feiner deutschen Übertragung der Offenbach-Operette "Die Pringessin von Crapegunt" perursacht bat. Wilhelm Knaad tonnte durch ein Jahrzehnt hindurch auf der Buhne und im Privatleben nicht mehr anders reden als in Silbenverrentungen. hatte er das Wort "Sadelbeleuchtung" zu fagen, dann mußte er es, ob er wollte ober nicht, in "Cadelbefeuchtung" umtehren, hatte er auf die Gesundheit des Sürften Kafimir anzuftogen, dann geschah dies nur mit den Worten: "Es lebe der Kas Sürstimir!", ob es die Situation erlaubte oder nicht. Und errotend seinen Spuren folgte Blasel, indem er als türtischer haushofmeister die Audiengbewerber unterrichtete: "Dort sulzt der Sitan!" statt "Dort sigt der Sultan!" Und was Knaad und Blasel taten, übte das "geistige Wien" im Salon und im Wirtshaus. Man bestellte sich nur mehr ein "Schniprikapagel" und kein Paprikaschnigel, und der Kellner empfahl nicht "Hasen

mit Noderin", sondern nur "Nasen mit Hoderin." Allerdings erhoffte man sich damals von dieser Wortspielerei teine heilsame Reform der tranten Wiener Operette. Dies blieb unserer zeitgenössischen Cagestritit vorbehalten.

Theodor Antropp.

Von der Woche.

25. Dezember. Serdinand Sambert (geb. 1838), Custipielbichter und Schauspieler in Prag, †. — Dr. Dominit Vitezit (geb. 1822), dalmatinischer Reichsrats- und Candtagsabgeordneter, in Verbanico auf Veglia, †.

26. Franz Schönthaler (geb. 1821), Bild-

bauer, in Gutenftein, +.

28. Ministerpräsident Dr. v. Koerber trägt dem Kaiser mündlich seine Bitte um Entlassung vor. — Wiederzusammentritt des steiermärkischen Candtages. — Max Freiherr v. Mauthner (geb. 1838), Großindustrieller, herrenhausmitglied, gewesener Präsident der n.-5. handelsund Gewerbekammer in Wien, †.

29. Friedrich Morit Brauer (geb. 1831), Professor und Direktor der zoologischen Abteilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien, †.

30. Die "Wiener Zeitung" enthält die kaiserliche Derordnung vom 29. Dezember 1904, durch welche das Budgetprovisorium für das erste Semester 1905 auf Grund des § 14 des Staatsgrundgesetze verlautbart wird.

31. Der Kaifer nimmt Dr. v. Koerbers Demission an und ernennt den Prafidenten des Obersten Rechnungshofes Dr. Paul Freiherrn Gautsch v. Frankenthurn zum Ministerprafidenten.

Die politische Lage. Dr. v. Koerber ift nicht mehr Ministerprasident. Der unmittelbare Anlag feiner Demission find eine starte, wenn auch gludlicherweise nicht gefährliche Erfcutterung seiner Gefundheit und der Rat der Argte, mindestens ein halbes Jahr lang alle geistigen Anstrengungen zu meiden. Moge auch Dr. von Koerber mancherlei beftimmt haben, von feiner Stellung zu icheiden, insbesondere eine berechtigte Verstimmung wegen des Undantes, des Mangels an Derftandnis und an Unterftugung, bie sich in einzelnen Kreisen zeigten, sowie wegen der Refultatlofigfeit feiner Bemühungen, so waren es doch feine parlamentarischen Grunde. Dr. v. Koerber ift nicht gefturgt worden, er geht nicht als Befiegter, und niemand tann fic baber eines Sieges rühmen; es ware febr verfehlt, wollte man etwa glauben, die Obstruttion ober die Surcht vor einer folden habe hier irgend

eine Rolle gespielt. Catsachlich wird auch der Rüdtritt des bisherigen Ministerpräsidenten von teiner ernst zu nehmenden Seite als ein politischer Erfolg hingestellt, und es ist sehr fraglich, ob den Chechen daraus ein Dorteil erwachsen wird.

Sur Dr. v. Koerbers Wirten ift caratteriftifch, daß heute von fast allen Seiten Stimmen laut werden, die seinen Rüdtritt bedauern. Mag fein, daß vielfach die bange Ungewißheit vor bem Kommenden hiebei von Einfluß ist und bas Gewesene deshalb höher eingeschätzt wird, so ist diefe Anertennung der perfonlichen Catigfeit des bisherigen Premiers, die freilich von einzelnen Seiten etwas spät tommt, doch bezeichnend und vollauf berechtigt. Hat Dr. v. Koerber auch fein Siel nicht erreicht, ja ift er diefem in dem Luftrum, mahrend er am Steuer ftand, felbft nicht wesentlich naber gerudt, an ernstem Willen fehlte es ihm nicht. Dies muffen felbst feine Gegner zugestehen. Und es war nicht nur ein Wille, der auch gerühmt wird, wenn die Krafte fehlen, sondern vielmehr ein Wille, gepaart mit perfonlicher Kraft. Dr. v. Körber wollte fich das Parlament ertämpfen, es arbeitsfähig machen, wieder geregelte Derbaltniffe in unfer Derfassungsleben bringen. Emfigen Sleifes scheute er vor teinem Derfuch, teinem Opfer gurud, mit "leibenfcaftslofer Beharrlichteit" fein Biel: die Derftanbigung, zu erreichen. Es ift ihm nicht gelungen; feine Catigleit bleibt ein Studwert. Und bas ift um fo bedauerlicher, als ichon diefes Studwert zeigt, welchen Gewinn Dr. v. Koerber Ofterreich hatte bringen tonnen. Seine Verwaltung war pon modernem Geilt erfüllt, fo weit er gu handeln vermochte, hat er gebeffert. Seine Erlaffe haben manche Schaben abgeftellt und in feinen gablreichen Dorlagen liegt eine Menge ernster Arbeit, eine Sulle wertvoller Ideen und wichtiger Anregungen.

Das Dertrauen des Monarchen hat Baron Gautsch zum Nachsolger Dr. v. Koerbers berufen. Daß dem neuen Premier dasselbe Ziel vorschweben muß, das sein Vorgänger stets im Auge gehabt, unterliegt keinem Zweisel. Zum Wohle Gsterreichs ist aber lebhaft zu wünschen, daß Freiherr v. Gautsch in seinen Erfolgen glücklicher sei als Dr. v. Koerber.

Josef städter Cheater. Die Seute laufen dem Bernard Shaw, nachdem Herr Jarno den "Helden" einen großen Erfolg bereitete, zu, wie das brave Bäuerlein dem Scharlatan, der einen Angoralater für einen Panther zeigte. Bei Shaw gibt es wirklich nur zweierlei: die Ernsthaften, die Ästhetischen wenden sich unwillig, etwas von humbug und Gautelei brummend, ab, die Snobs und Raffinierten aber geraten in stammelndes, augenverdrehendes Derzüden.

Mehr noch als bei Wilde gehört zum Derständnis und zur Wertung Shaws Disposition, fozusagen physiologische Candsmannschaft. Um diese Blendwerte des literarifchen Cafchenfpieles zu verftehen - durch Regeln, Logit oder Kunstverstand ift nicht beigutommen - muß einem das Elend. die Schalheit ber gangen Theatermacherei betannt fein; muß man Jahre hindurch, gleich Shaw, den überfluffigen, geistigen Frondienst der journalistischen Kritif betrieben haben. Mur wer spurte, wie farblos, wie verbraucht, icablonenhaft und leer die bertommliche bramatische Sorm geworden ist, hat Organe für diefen absonderlichsten aller Artisten. Jedes feiner Stude ist ein theatralisches Raritätengemengsel. Das Gerüft des alten Cuftspieles, ja des Rührftudes, die Klifchee gewordenen Theatertypen, die Effette der Bubne verschmaht Shaw nicht, aber eine neue Weltanschauung, ein schillernder Beift, die haltung des Dandys taufchten eine Neujchöpfung por.

Shaw ist gewiß — nach der Vorstellung des idealistischen Deutschen wenigstens — kein "Dichter". Er benimmt sich zu wenig erhaben. Aber Shaw ist ein Moralist, wie ihn nur England hervorbringen konnte. Als Werkzeug dienen ihm Negation, unerdittliche Wahrheit, Thersitesgeist. Shaw ist in der Art der einstigen Hofnarren "wahr". Für ihn hat das Leben keine sessen wertennt er nicht. Die augenblickliche Situation,

bie Stimmung allein lenten das Individuum. Eine derartig geringschätzige Weltweisheit sachte die Entrilstung an.

Im Drama hat sich wohl niemals ein des motratischerer Geist als Shaw ausgesprochen; er ift in allen Sibern bewußter Verfunder des Allzumenschlichen, was sich aber nicht in Sorm einer toloriftifc aufgetragenen Tendeng ausdrudt. Man konnte ibn für einen Menschenverächter halten, er fteht aber über den Menfchen und fie langweilen ihn blog. Aber die Dose und Sarce der Menichen haßt und verfolgt er. Sie find ihm Gegenstand feines paradogen humors. Weil in den heroen der Menschheit die Luge und Komodie des "Jufalles" und der "Dummheit" - ich zitiere Shaw - Triumphe feiert. fest er bei ihnen mit feiner blendenden, binreißenden, unwiderstehlichen Minierarbeit der Enttbronung des helbenbegriffes ein. Ware Shaw der übliche Satiriter, er wurde wider falfches helbentum und Bramarbas losziehen. Er aber fucht fich den Cafar und Napoleon aus. Dom Erhabenen jum Cacherlichen ift bei ibm tein Schritt. Das Erhabene ist ihm immer das Cacherliche. Anderseits vermag der Welt Blindheit, Unehrlichkeit, das Erhabene nicht in einem "Teufelsterl" ober in einem hoteliers= john zu ertennen.

herr Jarno machte uns neulich mit dem ergöhlichen herrn Bluntschli, vorübergehend hauptmann der serbischen Armee, bekannt. Er ist ein held, wie sie Shaw will. Statt Patronen nimmt er Schololadeplätzchen in die Schlacht mit, geseitet wird er von der ganzen Sindigkeit, Müchternheit des echten Schweizers und doch ist auch Bluntschli — beweist Shaw — ein Poseur, oder ein held, als ob ihn Gottscied Keller gezeichnet hätte.

Auf lange Zeit wird die Erinnerung an die "Helden" die übliche brave Cheater-Hausmannskoft würzen. —lz—

Schiffahrtsfragen in Österreich.

Don Ernft Beder.

Das heutige Verkehrsleben unterliegt keiner lokalen Beschränkung, es umfast die ganze Welt, und nur durch den Eintritt in den Weltverkehr kann die Wirtschaft eines Landes sich auf der höhe gedeihlicher Entwicklung erhalten.

Der volle Anteil am Weltverkehr kann aber nur auf der See gewonnen werden. Ohne Beteiligung an der Schiffahrt gibt es daher nur Abhängigkeit oder Stockung. Wenn schon in älteren Zeiten der Seehandel die wirtschaftliche Blüte einzelner Länder in hohem Grade förderte, so hat sich ganz besonders in den letzten Dezennien des verstossen Jahrhundertes der gewaltige Einfluß gezeigt, welchen die wirtschaftliche Ausnühung der Seewege äußert. Aus diesem Grunde ist vielfach die regste Tätigkeit bestissen, die See mit einem weitverzweigten Netze zu überspannen. Ganz insbesondere hat sich das Bedürfnis nach regelmäßigen Linien, dem maritimen Korrelat der Eisenbahnen, in stets steigendem Maße kundgetan. Diese unabweislichen Tatsachen haben die Ausmerksamkeit auch dort auf das Seewesen gelenkt, wo man der Sache weniger Interesse entgegenbrachte, und hat die Erkenntnis wachgerusen, daß man schließlich in die Ecke gedrängt werden würde. So auch in Österreich.

Die Geschichte des österreichsischen Seewesens zeigt eine langsame, mühselige, oftmals stodende Entwicklung. Der ausgesprochen binnenländische Charakter des Staates brachte dies nicht am wenigsten mit sich. Wohl lag die Ursache auch darin, daß Österreich erst vor einem Jahrhunderte größere Küstenstriche erward, und daß diese Küstengebiete den übrigen Teilen der Monarchie nicht homogen gegenüberstanden. In der Theresianischen Zeit war ein entschiedener Anlauf genommen worden, den jedoch die politischen Ereignisse der nächsten Epoche zum vollen Stillstande brachten. Die Küste mußte erst wieder gewonnen werden, und hernach zeigte die Pslege des Seewesens mehr einen sprunghaften Zug, trug aber niemals den Charakter einer einheitlich angelegten, unverwandt fortgeführten Aktion. So konnte es geschehen, daß wir heute noch vor einer Reihe von Fragen stehen, von deren richtiger Lösung nicht nur das Wohl unserer Marine im engeren Sinne, sondern auch eine lange Reihe wirtschaftlicher Interessen bedingt ist, und es sohnt sich deshalb der Mühe, diesen Fragen näher zu treten.

Wenn auch die legislatorische Cätigkeit allein nicht imstande ist, dem wirtschaftlichen Leben frischen Impuls zu leihen, so steht es doch wieder ganz außer

Zweifel, daß die Verhältnisse jedes Zweiges ökonomischer Tätigkeit einer Regelung ihrer rechtlichen Grundlagen bedürfen, und sicherlich macht es einen befremdlichen Eindrud, wenn man erinnert wird, daß das grundlegende Gesetz unserer handelsmarine der Theresianischen Zeit angehört und die Jahreszahl 1774 aufweist, also nicht weniger als 130 Jahre sich in Geltung erhielt. Dieses Editto politico di navigazione durfte wohl Anspruch auf das Seniorat unserer Gesetze haben. Es ist ein ehrwürdiges Dokument, aber in demselben spiegelt sich eine Zeit, deren Gestaltungen nach jeder Richtung von der heutigen Bilbfläche verschwunden sind. Damals war die ganze Schiffahrt nur Kabotage in der Adria und in einem Teile des Mittelmeeres, ausschließlich herrschte das Segel. Die Bildung der Seeleute war eine knappe, fast nur empirische. Die Bemannungen waren gering; das Verhältnis zwischen Reeder, Schiffer und Equipage ein enges, vielfach auf personliche Beziehungen gegründetes, wie auch die Schiffe selbst geringe Werte darstellten. Auch bie damaligen Anschauungen über sozialpolitische Dinge waren andersartig. Man hat im Caufe der Zeit manche Bestimmungen des Edittes zu ergänzen gesucht und. dem augenblidlichen Bedürfnisse entsprechend, neue Derordnungen namentlich dort erlassen, wo man mit dem Editte allein nicht mehr das Auskommen finden konnte. Aber immer war es nur Stückwerk. So wuchs die maritime Cegislation, grokenteils im sogenannten Verordnungswege, zu einem bunten Gewirre heran, in welchem es selbst den Kundigen schwer ward, den Saden zu finden. Der Zwiespalt zwischen Gelet und Praris trat immer schärfer zutage. Die Schiffahrt hatte eine gang andere Gestalt erhalten, aber die rechtlichen Normen waren entweder veraltet oder provisorische. Systematik gab es nicht. Als nun im Jahre 1862 das Marinemini= sterium gegründet wurde, dessen Obsorge auch die Handelsmarine anvertraut war. reifte der Entschluft zu einer gründlichen Reform des Seerechtes in allen seinen Teilen, des privaten sowohl als des öffentlichen. Denn es gehörte auch zu den Sonderbarkeiten, daß einerseits das Edikt öffentliches Recht, privatrechtliche Bestimmungen und administrative Normen in sich hatte, anderseits der Code Napoleon subsidiär für das private Seerecht nach der Wiedereinverleibung der Küstenprovingen in Geltung verblieb, weil es eben tein anderes Gefet gab.

Es wurde ein Plan entworfen, und man schritt auch an die Ausarbeitung der verschiedenen Gesehentwürfe. Seither sind über vierzig Jahre verslossen, und eigentslich ist nur ein Teil des damaligen Planes zur Derwirklichung gelangt, nämlich das Geseh über die Registrierung der Seehandelsschiffe, in dessen Bereich alle jene Bestimmungen zählen, welche das Recht zur Sührung der Handelsstagge, die Evidenzshaltung der Schiffe, die Schiffspapiere regeln. Ein wahrer Leidensweg war der Seemannsordnung vorbehalten, deren Gebiet die Verhältnisse der Schiffsmannschaft in bezug auf Dienstverpflichtung, Entlohnung, Disziplin und Evidenzhaltung umsfaßt. Nachdem endlich das durch den Ausgleich bedingte Einvernehmen mit Ungarn erzielt war, gelangte der betreffende Gesehentwurf im Jahre 1887 zur parlamentarischen Behandlung und passierte endlich das Abgeordnetenhaus. Damit war

es aber zu Ende. Die Behandlung des Gesetzentwurfes im herrenhause verzögerte lich, weil man eher die Annahme des identischen Entwurfes im ungarischen Deputiertenhause abwarten wollte. Inzwischen tam die Auflösung des Reichsrates und damit war die Notwendigkeit gegeben, den Geseigentwurf neu einzubringen. Dies ist auch in einer späteren Session wohl geschen, aber schon waren Bedenken wach geworden, ob der Entwurf, dessen erste Formulierung in das Jahr 1870 gurudreicht. nicht in manchen Bestimmungen schon durch die seither eingetretenen eingreifenden Deränderungen in der handelsmarine überholt sei, und der Gesehentwurf tam nicht zur Beratung, und so steht man heute fast vor derselben Aufgabe wie vor vierzig Jahren. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß man heute schon aus dem Grunde andere Gesichtspunkte zur Geltung bringen muß, weil im Caufe der letten zehn Jahre in Olterreich die Segelmarine falt verschwunden ist und durch eine Dampfermarine ersetzt wurde. Die Verhältnisse auf Dampfern sind aber auch in bezug auf die Bemannungen wesentlich andere als auf den Seglern, so daß es sich empfiehlt, die Dampfer als das hauptobiett der Seemannsordnung zu betrachten und die Segler setundar zu behandeln. Es durfte sich also die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umarbeitung des Gesehes ergeben, was freilich die unangenehme Solge haben wird, daß dem dringenden Bedürfnisse nach Regelung dieses Gebietes nicht fo raid entsprocen werden tann, umfoweniger, als icon wegen ber erforderlichen Dereinbarung mit Ungarn die Ausarbeitung eines neuen Entwurfes sich in die Länge ziehen durfte und ferner unsere parlamentarischen Derhältnisse auch einer raschen legislativen Erledigung nicht günstig sind.

Ist man aber mit der Seemannsordnung wenigstens bis zur parlamentarischen Behandlung eines Gesehentwurfes gelangt, so blieb die Reform des Privatseerechtes schon in einem viel früheren Stadium steden. Man hatte seinerzeit die Rezeption bes betreffenden Teiles des deutschen handelsgesethbuches in Aussicht genommen, ohne jedoch über einleitende Derhandlungen zwischen den einzelnen Instanzen hinauszukommen. Auch der Umstand, daß man zuvor die Sinalisierung der Seemannsordnung abwarten wollte, hielt die weitere Beschäftigung mit jener anderen Materie zurud. Nun wurden aber Stimmen laut, welche das Prinzip bekampften, auf welches das Privatrecht gestellt werden sollte. Die einen wollten das deusche Muster nicht annehmen, weil sie darauf hinwiesen, daß unsere Marine doch mehr Beziehungen zum Mittelmeer habe, daber sich mehr dort gültigen Einrichtungen anpasse und es also weit zwedmäßiger ware, die italienische und französische Gesetzgebung zum Borbilde zu nehmen. Andere gingen noch weiter und befürworteten die Kompilation des Gesekes auf freier Grundlage in der Art, daß man dasjenige aus den verschiedenen Legislationen auswähle, was sich eben am zwedmäßigsten darstelle. Derart wurde auch in Ungarn ein ganz selbständiger Entwurf ausgearbeitet, ohne jedoch vorläufig weiter verfolgt zu werden. Es ist nicht gut abzusehen, wann die Angelegenheit des Privatseerechtes wieder in Sluß kommen wird, ebenso steht es jedoch fest, daß in dem Mangel eines solchen ein großer

Nachteil gelegen ist und daß es wohl mehr als nur wünschenswert wäre, wenn die Gesetzgebung mit aller Energie hand daran legen würde, diesem Zustande ein Ende zu machen.

Auch das Seesanitätswesen erwartet eine Resorm. Und dies ist darum besonders wichtig, weil der Verkehr durch Mahregeln sehr ins Mitseid gezogen wird, welche gegen Einschleppung anstedender Krankheiten sowohl in bezug auf Menschen, als auch in Betress von Tieren und Waren getrossen werden. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß die Lösung der Aufgabe wegen der vielsach schwankenden Anschauungen über die wichtigen wissenschaftlichen Grundlagen und auch aus dem serneren Grunde nicht leicht ist, weil man sich hier auf einem internationalen Gebiete besindet. In dem letzten Dezennium haben verschiedene Sanitätstongresse stattgefunden, auf denen man sich über einzelne besonders dringende Momente zu verständigen suchte, aber eine durchgreisende Einigung noch immer nicht erzielen konnte. Wenigstens wurde hiedurch erreicht, daß die drakonischen Anschauungen einer früheren Zeit, welche dem System der Repulsion und absoluter Absperrung huldigte, geschwunden sind und man im allgemeinen die Freiheit der Bewegung zu sichern sucht und das Schwergewicht mehr auf sanitäre Überwachung und auf Bekämpfung der Ansangsestadien segt.

Wenden wir uns zur Schiffahrt selbst. Die österreichische Marine war bis ins vierte Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts ausschließlich Segelfahrt in Sorm freier Reederei. Die investierten Kapitalien waren nicht groß, und man fand dabei teine üblen Resultate. Aber dem handel konnte dies nicht mehr genügen, da schon die Notwendigkeit des Dampfbetriebes und die Einrichtung regelmäßiger Verbindungen mit dessen Hilfe sich geltend machte. Dies führte 1836 zur Gründung des Osterreichischen Clonds, welcher auch sofort seine Sahrten nach der Cevante einrichtete. Und von nun scheidet sich fast durch ein halbes Säkulum die Marine in zwei Gruppen, in den Ilond, welcher die Dampfichiffahrt repräsentierte, und die Segelfahrt in freier Reederei. Der Clopd errang sich in dieser Zeit eine gewaltige Stellung, weil er auf seinen Wegen keiner Konkurrenz begegnete und daher die Cevante vielfach in falt monopolistischer Weile beherrschen konnte. Er hat aber auch ein großes Verdienst badurch erworben, daß er es dem österreichischen handel möglich machte, sich in der Levante festzusegen und dort trog mannigfaltiger Wechselfälle sich zu behaupten. Abgesehen davon, hat der Cloyd nicht wenig zur Stärkung der politischen Stellung Osterreichs daselbst beigetragen. Heute, wo sich dort so vieles geandert hat, kann man sich kaum vorstellen, welche Säden durch die Elonddampfer gesponnen und erhalten wurden, und mit welcher hochachtung der Cevantiner die Dampfer jener Gesellschaft betrachtete, welche für ihn die sichtbare Verkörperung ber ganzen Monarchie waren. Man hat heute für diese Leistungen nicht mehr das richtige Verständnis, und man ist nicht immer gerecht in der Beurteilung einer Institution, welche im wirtschaftlichen Leben der Monarcie eine große Lude ausfüllte, eine wichtige Rolle spielte, und der es sicherlich nicht zum Nachteile gereichen darf, daß

sie noch aus dem alten Österreich stammt. In der Natur der Dinge lag es aber, daß der Cloyd nicht ungestört auf seinem Wege blieb. Er dehnte sich immer mehr aus und erweiterte nach Erössnung des Suezkanales sein Sahrtennetz nach Indien und fernerhin nach dem östlichen Asien, um schließlich in Japan zu enden; so erschienen mit der stetigen Entwicklung des Verkehres allerwärts Konkurrenten. Sie schafften sich Raum in der Cevante und sie begegneten dem neuen Ankömmling jenseits von Suez. Hatte der Cloyd eine Periode hinter sich, in welcher er manchen Glanzes sich erfreuen konnte, so trat immer mehr der Kamps ums Dasein in Geltung. Wohl stand der Cloyd nicht ausschließlich auf seinen eigenen Füßen. Die Staatsverwaltung hat bald nach seinem Entstehen die Notwendigkeit erkannt, sich durch Gewährung einer Subvention für postalische und kommerzielle Iwede die Ceistungen des Unternehmens zu sichern. Das Band zwischen Cloyd und Staat wurde niemals gelöst, wenn auch unter verschiedenen Modalitäten erneuert.

Die Segelmarine, welche zur Zeit des Krimtrieges ihren Zenit erreicht hatte, so daß alte Ceute in ihren Kreisen noch heute gerne dieser Cage glänzenden Gewinnes gebenten, fand sich angesichts der Dampferentwicklung immer mehr beiseite geschoben und in ihren Cebensbedingungen geschädigt. Sie konnte nicht mehr Schritt halten, und doch mangelten ihren Reedern die Mittel und der Entschluß zu einer Reform. Während anderswo ichon viele Dampfer neben den Linienfahrern bestanden, wagte man sich in Osterreich nur schrittweise und vereinzelt auf das neue Selb. Die zunehmenden Klagen und die offentundige Bedrängnis der Marine veranlaften endlich im Jahre 1885 die Regierung umsomehr gur Einberufung einer Enquete, als man in anderen Staaten, insbesondere in Frankreich und in dem benachbarten Italien durch ausgiebige Prämiengesete der Sortentwicklung der handelsmarine unter die Arme gegriffen hatte. Diese Enquete, bei der Seebehörde in Criest abgehalten, hat ihre Aufgabe auf Grund eines umfassenden Programmes mit sehr viel Sleiß und Gründlickeit gelöst und das Ergebnis ihrer Verhandlungen in einem großen Operate niedergelegt. Die Enquete sprach sich entschieden für das Spstem staatlicher Subvention aus, weil der Niedergang der Marine sonst nicht aufgehalten werden konnte. Die Regierung hat die Antrage der Enquete in ernste Erwägung gezogen und entschloft sich, angesichts der wahrhaft bedenklichen Sachlage, zur Einführung des Prämienspltems. Das Geset über bie Unterstühung der handelsmarine vom 27. Dezember 1893 gewährte auf die Dauer von gehn Jahren in zweifacher Richtung staatliche Unterstützung, einerseits in der Sorm des Betriebszuschusses eine ständige, nach dem Connengehalte bemessene und jährlich abfallende Subvention, anderseits in der Form von Meilengelbern eine Prämie für Sahrten von und nach österreichischen hafen. Die Sake waren nach Connen und Meilendurchlauf aufgestellt. Je nach der Kategorie der Schiffe und deren Konstructionsart waren die Einzelsätze verschieden abgestuft. Obwohl die Schiffahrtsinteressenten die Unterstühung in einem größeren Ausmaße gewünscht hätten, so hat dieses Gesetz doch den beabsichtigten Erfolg voll erreicht:

man kann mit Recht sagen, daß es dem Niedergange der Marine Einhalt getan und eine neue Ara einleitet. Die Dampfichiffahrt, abgesehen vom Clond, wurde burch dieses Geset erst ins Leben gerufen und dadurch ein neuer Impuls gegeben und frische Tätigkeit erwedt. Bur Erhartung dieses Sages möge genügen, daß Ende 1893, als das Gesetz publiziert worden ist, die österreichische Handelsmarine - abgesehen von der kleinen Kabotage - nur 22 Dampfer mit 12.000 Connen besak, mährend zehn Jahre darauf 83 Dampfer mit 133.200 Connen registriert waren. Unter der Agide dieses Gesetzes entstand auch eine große Reederei unter dem Namen der Austrio-Americana, hervorgerufen durch das Bedürfnis des Baumwollimportes aus Amerika. Diese Reederei richtete einen regelmäßigen Verkehr nach Nordamerika ein und wendete sich in allerletzter Zeit der Pflege des Auswandererverkehres zu, welcher bisher aus Osterreich in zwar bedeutendem Umfange stattfand, jedoch seinen Weg über die Nordbeutschen hafen nahm. Das Auswandererwesen bot auch den Anlaß zu einer Umwandlung und Vergrößerung des vorerwähnten Unternehmens durch engere Derbindung mit den großen deutschen Gesellschaften des Norddeutschen Clond und der hamburg-Amerika-Linie, weil man ben weitgehenden Bestrebungen der mit der ungarischen "Adria" koalierten englischen Cunard-Line entgegentreten mußte.

Das Marineunterstützungsgesetz hatte nur für zehn Jahre Gültigkeit und es war daher selbstverständlich, daß die Interessenten sich sehr lebhaft mit der Frage beschäftigten, was nach Ablauf der Gültigkeitsdauer geschehen solle. Darin waren sie alle einig, daß auch in Zukunft die Marine einer analogen Unterstützung nicht entraten tonne, sollte nicht bas eben erft Erzielte wieder ins Schwanten tommen. Aber man wollte auch noch mehr haben. Die Praxis hatte gezeigt, wo das Gelek verbesserungsfähig sei, und der Wunsch, daß ein neues Gesetz mehr gewähre als bas alte, ließ sich begreifen. Es wurde baher in den Reederkreisen eine lebhafte Agitation in Gang gesetzt. Die Regierung trat auch der Sache näher, weil sie richtig erkannte, daß man unmöglich das Prämienspftem schlechthin aufgeben könne. Der Industrierat nahm die Angelegenheit in die hand und beschäftigte sich sehr gründlich mit ihr. Aber man gelangte zu keinem abschließenden Resultate und so blieb zunächst nichts anderes übrig als die Gültigkeit des mit Ende 1903 erlöschenden Gesetzes vorderhand auf ein weiteres Jahr, 1904, zu verlängern, und turzlich wurde auch für 1905 und 1906 dieselbe Magregel getroffen.

Die Schluffassung in dieser Angelegenheit ist auch für die Regierung keine leichte. Man befindet sich zwischen zwei zum Teil gegensählichen Strömungen. Die Interessenten wollen eine bedeutende Erweiterung der gesetzlichen Begünstigungen hinsichtlich der Prämiensähe, hinsichtlich der Bestimmungen der sogenannten periodischen Sahrten, hinsichtlich der Freiheit in der Bewegung neben den subventionierten Clondlinien. Die Sinanzverwaltung dagegen, welcher schon in den letzten Jahren der steis steigende Auswand für diese Subventionen ein gewisses Unbehagen erzeugte, möchte dem Begehren eine Grenze steden und sich auch gegen die

Unsicherheit des Jahresanspruches sichern. Darin liegt die Schwierigkeit der Sache. Aber man muß endlich über sie hinauskommen und der provisorische Zustand, welcher heute besteht und noch zwei Jahre weiter dauern wird, hat alle Nachteile der Unsicherheit.

Prämienspsteme schließen immer ein gefährliches Moment in sich. Es handelt sich, die richtige Scheidelinie zwischen der Notwendigkeit und der kunftlichen Aufzucht zu finden. Sie sollen Schut sein und als Antrieb dienen. In unserem Salle also Schutz gegen fremden Wettbewerb und Antrieb für den Unternehmungsgeist. Sie sollen aber eine gesunde Entwicklung fördern und nicht die Krücke für lebensunfähige Sormen sein. Das alte Geset hat schaffend gewirkt. Es hat das Interesse und die Teilnahme für maritime Unternehmungen erwedt. Das Vorhandene muß erhalten werden. Ausgestaltet soll es werden nach dem tatsächlichen Bedürfnisse. Man muß sich vor einem Zuviel hüten, welchem dann so leicht die Reaction folgt. Die handelsmarine hat in erster Linie dem eigenen Verkehre zu dienen. Was sie im fremden Derkehre leistet, soll die subsidiare Nahrquelle sein, um sie für ihren Hauptzweck leistungsfähig zu erhalten. Die Cätigkeit einer Handelsmarine wird nach der heutigen Entwicklung des Seeverkehres immer eine zweifache sein: als reguläre Linien und als freie Sahrt. Die einen dienen den ständig gewordenen Ansprüchen, die andere dem wechselnden Bedarfe, und bei letterer spielt die Konjunktur die größere Rolle.

Abgewogen muß darum werden, was von der freien Sahrt gefordert werden kann und geleistet werden muß und danach wird der Umfang staatlicher Unterstühung an der hand der eben erörterten allgemeinen Prinzipien sich ermessen lassen.

Wenn also die sogenannte freie Reederei mit Recht auf eine baldigste Neuordnung dieser Angelegenheit dringt, so steht noch eine andere Frage auf der Tagesordnung, welche den regelmäßigen Dienst betrifft und dies ist die sogenannte Clondfrage. Der heute bestehende Vertrag mit dem Osterreichischen Clond beruht auf dem Gesetze vom 12. August 1891 und trat mit 1. Jänner 1892 auf die Dauer von 15 Jahren ins Leben. Er endet also mit dem Jahre 1906. Der Kompler des Dienstes, welchen der Clond leistet, ist ein ausgedehnter. Nicht nur im Adriatischen Meere und im Ostbeden des Mittelmeeres mit Einschluß des Pontus Eurinus ziehen sich die Linien des Mond hin; sein Weg führt ebenso nach Indo-China und Japan auf der einen, und nach Brasilien auf der anderen Seite. Überall ist der Clond seit Jahrzehnten eingelebt, überall geniekt der Clond ein Ansehen, welches auswärts im Kurse höher steht als vielfach daheim. Nach allen diesen Richtungen ist der Handel viel mehr, als er es oft selbst glaubt, an den Clopd gewöhnt und angewiesen. Der Clond ist zu einem Sattor geworden, welcher sich so vielfach in unser wirtschaftliches Leben eingeschoben hat, welcher mit so zahlreichen Säden das Inland mit dem Ausland verbindet, daß man mit diesem Institute rechnen muß. Oberflächliche Kritiker haben zwar schon öfter die Meinung ausgesprochen, daß es nicht schwerhalten durfte, den Clond durch neue, frische Unternehmungen zu ersehen und lösten die Clopbfrage mit einer erstaunlichen Naivität. Wer aber die Dinge ernsthaft nimmt, die festeingewurzelten Verhältnisse in Rechnung zieht und den Boden nicht verläßt, auf dem man sich im staatlichen Ceben einmal besindet, der wird Experimenten und Phantastereien abhold sein und das Vorhandene für seine Zwecke umsichtig benühen. Und man darf auch nicht vergessen, daß der Clopd für Österreich eine große politische und militärische Bedeutung besitzt. Er ist der allbesannte Träger der heimischen Flagge, er ist schon wegen seiner besannten Verbindung mit der Staatsverwaltung ein Vertreter im Auslande. Der Clopd ist vielen das Wichtigste und Beste, was sie von Österreich tennen, und wenn militärische Leistungen zur See einmal an uns herantreten sollten, so handelt es sich um eine organisierte und einheitlich geleitete Flotte für ausgedehnten hilfsdienst, um eine Flotte, welche weit mehr und weit sicherer zur Verfügung der Kriegsleitung steht als irgend eine andere Reederei.

Es soll nicht behauptet werden, daß der Clond nicht mancher Besserungen bedarf, wie sich jede Institution im Cause der Zeit und mit Rücksicht auf wechselnde
Derhältnisse und Bedürfnisse einer Neuerung bedürftig zeigt, wobei man nicht
außer acht lassen darf, daß es sich hiebei oftmals nicht bloß um das Wollen, sondern
auch um das materielle Können handelt.

Wenn wir vorher die Clopdfrage nannten, so liegt die Antwort auf dieselbe nicht in der Erörterung, ob man überhaupt das Vertragsverhältnis mit dem Clopd erneuern solle oder nicht, ob man also die Sicherstellung der regulären Linien dem Clopd anvertrauen oder für diesen Iwed einen neuen Weg betreten solle, sondern sie liegt nur in der Art und Weise, wie das künftige Verhältnis des Clopd geregelt werden solle. Nicht der Vertrag selbst, sondern der Inhalt des Vertrages ist der Gegenstand der Beschäftigung.

Die Verhältnisse der Gesellschaft sind keine glanzenden. Zu vielfachen Leistungen. zum Betriebe mancher unrentablen Linien verpflichtet, durch die Sesseln eines sehr fest präzisierten Itineraires gebunden, der Carifhoheit des Staates unterworfen, zur Berücksichtigung aller beimischen Interessen verpflichtet, einer von Tag zu Tag wachsenden Konkurrenz gegenübergestellt, trägt der Clond überdies manche aus früheren Epochen überkommene Caft, hatte wegen der Beschränktheit seiner finanziellen Mittel bisher nicht die Möglickfeit gehabt, leinen Schiffspart Itändig auf der Höhe der Zeit zu erhalten, wenn er auch innerhalb ber ihm geftecten Grenzen das Mögliche für dessen Erneuerung getan hat. Soll der Clond in die Cage versett werden, die an ihn herantretenden Sorderungen zu erfüllen, soll er ein fraftiges Instrument für unseren Handel sein, soll er nach jeder Richtung gleichwertig neben seinen Kon= furrenten auftreten und die heimischen Interessen nachdrücklich wahren können, dann muß man die Angelegenheit nicht engherzig und wie einen Att der Notstandsattion betrachten, sondern den Dingen auf den Grund gehen und den Clond, nicht weil er es braucht, sondern weil man seiner Leistungen bedarf, auf eine gesunde und lebensfähige Basis stellen. Es darf nicht wieder ein halbes werden.

Die Angelegenheit besitzt auch eine unleugbare Dringlickeit. Nur zwei Jahre lausen noch bis zu Ende des Vertrages und zwei Jahre sind recht für eine Aktion, an der mancherlei Saktoren beteiligt sind. Ein Unternehmen kann doch nicht in letzter Stunde ersahren, wie seine Zukunst sich gestalten werde, und dies umsoweniger, wenn es sich für seine Zukunst nach mancher Richtung rüsten muß. Eines der wichtigken Dinge für den Llond ist die Erneuerung seines Schissparkes. Daran wird man setzt aus zweisachen Gründen gehindert, sowohl weil über die Neugestaltung des Vertragsverhältnisses keine Klarheit herrscht, als auch, weil man, solange diese Unsicherheit andauert, keine sinanziellen Verpstächtungen übernehmen kann. Daß der dadurch verursachte Stillstand in der Bautätigkeit auf die Arbeiterverhältnisse, wie nicht minder auf den Materialbedarf des Arsenales und damit auch auf die inländische Produktion rüdwirkt, soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Die Verkehrswelt hat gleichfalls volles Interesse an einer raschen und gründlichen Regelung der Schiffahrtsverhältnisse, weil von derselben die zukunftige Entwicklung und Gestaltung des handels wesentlich bedingt ist und namentlich unser Export auf längere Zeit hinaus mit sesten Verhältnissen rechnen muß. Bedenkt man ferner, daß die Tauernbahn die Beziehungen zur Küste vervielfältigen und daher ein seder neue Verkehrsweg der Schiffahrt Nahrung zusühren wird, so stellt sich ein weiteres Argument ein. Es wäre gewiß nicht rationell, viele Millionen für sene Bahn und eine auch sehr hohe Summe für die bereits begonnene Erweiterung des Triester hafens auszuwenden, wenn aus den dadurch gebotenen Vorteilen nur die fremde Flagge Gewinn ziehen würde. Der nationalen Flagge gebührt der Vorrang, nicht nur des Anstandes und der Ehre wegen, sondern auch weil der Ertrag der maritimen Tätigkeit der heimischen Wirtschaft zugute kommt.

Die Behandlung der verschiedenen maritimen Fragen erschwert sich in Österreich durch das Derhältnis zu Ungarn. Die handelsmarine und was mit ihr zusammenhängt, zählt nicht zu den gemeinsamen Angelegenheiten, aber durch das Joll- und handelsbündnis wird eine gleichartige Behandlung legislativer Fragen seitgesetzt und durch ein Übereinkommen zwischen den Regierungen beider Reichshälften ist dis zu Ende 1906 das Derhältnis der beiderseitigen Schiffahrtsunternehmungen behufs Dermeidung verderblicher Konkurrenz geordnet. Es ist nicht gleichgültig, ob diese Ordnung abermals getroffen oder ob beiderseits freie hand gegeben wird. Diese Freiheit kann auf manchen Gebieten des Seeverkehres zu einer Konkurrenz sühren, welche die davon betroffenen Unternehmungen belästigen und den dadurch erwachsenen Anspruch an den Staatsschaft erhöhen dürste. Wenn man sich nur auf den praktischen und ökonomischen Standpunkt stellt, kann darüber kaum ein Iweisel obwalten, daß im beiderseitigen Interesse auch in Zukunft ein Arrangement über die Gestaltung des regulären Dienstes sich empsehlen dürste, wenn auch mit verschiedenen Abänderungen gegenüber den heutigen Bestimmungen.

So sehen wir eine Reihe von hochwichtigen Angelegenheiten vor uns, welche der Regelung harren und können wohl sagen, daß der 1. Janner 1907 für unsere

maritime Einrichtung nach mehrfacher Richtung eine große Bedeutung hat. Er bezeichnet einen neuen Abschnitt.

Mit fester hand, mit zielbewußter Energie muß man das Steuer führen, um über allerlei Schwierigkeiten hinweg die Aufgabe in befriedigendem Sinne zu Nutz und Frommen der allgemeinen Interessen zu lösen. Wenn wir heute den Zeitpunkt verpassen, um uns zur See zu behaupten und die Schissahrt in aussteigender Linie zu entwickeln, wo von allen Seiten die höchste Ausmerksamkeit und eine sieberhafte Tätigkeit der See sich zuwendet, so kann vielleicht nie wieder eingeholt werden, was einmal verloren ging. Die Zeit ist nicht angetan für kleinliches Makeln und sür engherzige Gesichtspunkte. Man muß sich freuen, daß dermalen Sinn für das Seewesen bei uns sich gezeigt hat. Lange brauchten wir, um dahinzukommen; nun muß man diese Erscheinung pslegen und fördern. Der Weg zum Weltverkehr liegt nur auf der See. Opfer erheischt es, ihn zu bahnen, aber die Früchte werden nicht ausbleiben, dessen möge man überall dort eingedenk sein, wo man zur Erreichung des hohen Zweckes mitzuwirken berusen ist.

3ur Staub= und Rauchplage.

Don Profesjor Schrötter.

Während gewisse "Plagen" die Menschen nur zeitweise quälen und schädigen oder auch nur einzelne Berufsklassen, so z. B. die Mäuse- oder Heuschreckenplage den Candwirt, leiden alle Menschen und allerorts mehr weniger durch die Staubund Rauchplage, da eine möglichste Reinheit der Cuft zu unseren wichtigsten Cebensbedürfnissen gehört. Staub und Rauch stellen gegenüber den chemischen Beimengungen eine grobe Verunreinigung derselben dar.

Staub sindet sich nahezu überall und zwar nicht nur, wo er an Ort und Stelle durch die Beschaffenheit des Bodens, durch den Verkehr von Menschen und Tieren und allem, was mit diesen zusammenhängt, erzeugt wird, sondern er kann auch durch die Luftströmungen von entsernten Erzeugungsstätten, selbst über den Atlantischen Ozean, hergebracht werden. Auch die Salzstaubteilchen, die man in der Luft am Meere, an der Küste, aber auch weit im Binnenlande in der Atmosphäre nachweisen kann, sind durch Verdunstung des Seewassers entstanden, der Luft beigemengt und nun durch den Wind weitergeschleppt worden. Hier haben wir übrigens den einzigen Sall, in welchem die Einatmung eben solchen Staubes nützlich sein kann.

Nach der früher besprochenen Verteilung des Staubes durch schwächere oder stärkere Luftströmungen ist es leicht erklärlich, daß das Wort Staub einem Sammelbegriffe aller möglichen Verunreinigungen mineralischer, organischer und auch mykotischer Natur entspricht, daß seine Zusammensehung an verschiedenen Orten

eine sehr verschiedenartige sein wird, denn ebenso wie der Straßenstaub in unsere Wohnungen dringt, wird auch der in diesen oder Sabriksräumen erzeugte wieder in verschiedener Menge ins Freie gelangen. Es ist aber doch von Wichtigkeit hervorzuheben, daß der an der Erzeugungsstätte oder in ihrer Nähe besindliche Staub sich durch bestimmte Eigentümlichkeiten kennzeichnet, und so können wir immerhin von einem Straßen-, Wohnungs- und Fabriksstaub sprechen.

Wenn aber jederlei Staub Mikroorganismen beigemengt sein können, so muß gleich darauf aufmerkam gemacht werden, daß glücklicherweise die größere Menge derselben unschädlich, ja einzelne sogar nühlich sind, ich erinnere an die Gärungspilze, und nur ein kleiner Teil pathogen ist, d. h. die Ursache von Infektionskrankheiten werden kann. Waren diese kleinsten Lebewesen, im Staube eingetrocknet, oft durch lange Zeit unschädlich, so können sie, eingeatmet, gerade in den Lustwegen die entsprechende Seuchtigkeit und die übrigen Bedingungen sinden, um zu neuem, für uns deletärem Leben zu erwachen.

Staub schädigt in gleicher Weise Menschen, Tiere und leblose Gegenstände und zwar besteht hier ein fortwährender Wechselverkehr. So kann unser hund in seinem Pelze genug desselben vom Spaziergange nach hause bringen und wenn wir ihn liebkosen, wieder auf uns übertragen. In bezug auf leblose Gegenstände erinnere ich an die sich allmählich bildende Schmuktruste auf unseren Monumenten, auf die Derunreinigung unserer hausgeräte, Möbel u. dgl.

Sür den Menschen kommt hauptsächlich die Einwirkung auf die haut, die Augen und ganz besonders auf die Atmungswege in Betracht, weshalb wir hierüber eingehender sprechen wollen.

Das Eindringen von Staub und Rauch in den Anfangsteil unseres Respirationstrattes ist uns allen nur zu gut bekannt, wenn wir nach längerer Sahrt auf staubiger Landstraße oder manchen Eisenbahnen das Schnupftuch gebrauchen. Ähnliches zeigt sich, wenn auch in geringerem Grade, an irgend einem Orte, sobald wir den Auswurf unter dem Mitrostope besichtigen, und noch schlimmer wird die Sache, wenn wir die Wege der kleinsten Teilchen selbst nach den tieferen Abschnitten unserer Atmungsorgane verfolgen.

Durch die weiter anzuführenden Catsachen, durch vielfältige einwandsfreie Experimente, ist bewiesen, daß Staub, und je feiner und spezifisch leichter er ist, umsomehr bis in die letzten Bronchialverzweigungen, respektive die Lungenbläschen eindringt, und um so eher, je tiefer wir einatmen. Nun kommt alles auf seine besondere Beschaffenheit an, denn er kann einmal nur mechanisch, ein andermal chemisch oder gleichzeitig auf beide Weisen oder endlich als Träger von Insektionsskoffen insizierend wirken. Je scharfkantiger, je spitzer die einzelnen Staubteilchen sind, um so leichter werden sie die Schleimhaut verletzen; so wissen wir, daß der durch Tausende von Jahren vom Winde gepeitschte und zu kleinsten abgerundeten Teilchen zerriebene Wüstensand nachezu unschädlich ist, im Vergleiche zu dem spitzen Detritus unserer Pflastersteine. Daß aber selbst die gut abgerundeten Partikelchen

einer sonst unschädlichen Substanz dennoch bei fortgesetzer Einatmung, und in größerer Menge auftretend, schlimme Solgen nach sich bringen, sehen wir am Mehlstaub, indem dieser nur durch Bededung der Schleimhaut, ihrer Drüschen, eine richtige Funktion derselben behindert, stärkeren Blutandrang nach derselben, Katarrh, und endlich weitere Veränderungen verursacht. Spike Teilchen mancher Staubarten werden nicht nur in ähnlicher Weise wirken, sondern durch ihre Sorm oder ihre hakenförmigen Enden hartnädig an der Schleimhaut haften und so einen besonderen Reiz ausüben, sind sie festerer Natur, auch das Epithel, den feinen Aberzug der Schleimhaut verlehen, in die tieseren Schichten, in die Comph- und Blutbahn geraten. In weiterer Solge entwickeln sich akute und chronische Entzündungen des Gewebes, mit Verödung und Schrumpfung selbst auf größere Strecken desselben, und da ein solcher Zustand mit Husten, Sieber, Abmagerung, auch wiederholten Blutungen einhergeht, entsteht ein Krankheitsbild, welches die größte Ähnlichkeit mit der durch den Tuberkelbazillus erzeugten Schwindsucht hat, und je nach der eingeatmeten Schädlichkeit als Staub-, Kohlen-, Eisen-, Kalklunge bezeichnet wird.

Schon unser Stoda hat auf diese verschiedenen Formen der Lungenschwindsucht, aber auch bereits auf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Unterscheidung aufmerksam gemacht, und wenn auch diese sogenannten Pneumonokoniosen weniger gefährlich sind als die Cuberkulose, so gehen dennoch an denselben eine große Anzahl von Menschen zu grunde.

Die chemische Wirtung des Staubes wird sich wie bei Ätzlalt in einer Zerstörung der Schleimhaut, bei anderen Stoffen, wie beigemengten Bleiteilchen, durch Aufnahme in das Blut und dann weiteren Deränderungen im Organismus äußern.

Auch der Rauch ist in verschiedener Weise zusammengesetzt. So finden sich im Condoner Rauche über 70 Prozent Kohle und mineralische Bestandteile, außerdem aber noch direkt giftig wirkende Gase, welche derselbe mit sich reißt, so daß auch hier bei der Einatmung neben der mechanischen eine chemische schädliche Wirkung in Betracht kommt.

Dielfach sind die Möglichkeiten, mit Staub und Rauch in Berührung zu kommen, zunächst im Strakenverkehre.

Der Straßenstaub macht sich allen Menschen in lästiger Weise fühlbar, das Mehr Weniger hängt von der Größe des Verkehrs, von meteorologischen Verhältnissen (viel Wind, wenig Regen), die Beschaffenheit desselben von jener der Grtlichkeit (Dichte der Bewohnung, Menge und Art der industriellen Unternehmungen) und der geologischen Natur des Bodens, seiner natürlichen oder künstlichen Beschaffenheit, also sehr vielen und verschiedenartigen Saktoren ab.

Gerade für Wien, wo eine Reihe ungünstiger Momente zusammentrifft, ist die Frage von hervorragendem Interesse und die Pflege der Straßen von besonderer Wichtigkeit, worauf wir noch zurücksommen. Zu dem sich fortwährend steigernden Zulauf der Menschen in die Städte, der Vermehrung der Zugtiere und Sahrzeuge, ist in neuester Zeit noch ein Verkehrsmittel hinzugetreten, das hier eine besondere

Berücksichtigung verdient, da es neben leicht zu beseitigenden anderen Gefahren, auch vielen und dichten Staub und zu beträchtlicher Höhe emporwirbelt, dessen Wolke somit sich lange Zeit erhält — das Automobil.

Soll man etwa deshalb dieses Sahrzeug, welches berufen ist, eine wesentliche Umgestaltung im menschlichen Verkehre hervorzurufen, abschaffen?

Dies wird wohl niemandem einfallen, sondern, wo die Gesahr am höchsten ist, ist auch die hilfe am nächsten und der erfinderische Geist des Menschen, der das Automobil erdacht, hat auch die Mittel zur Beseitigung der durch dasselbe hervorgerusenen Schäden gesunden. Die Riviera mit ihren herrlichen Straßen, mit ihrer Konzentration des Luzus der ganzen Welt, ist auch der Vereinigungsort unzähliger Automobile geworden, damit aber auch solcher Staub auf den wenigen großen Verkehrswegen entstanden, daß er zur unleidlichen Plage und dadurch geradezu eine Gesahr des Meidens dieses himmlischen Erdstriches, also eine nationale Kalamität zu werden drohte. Da war dringende Abhilse notwendig und diese entstand auch in der Ligue contre la poussière, von der wir noch weiterhin sprechen, nun aber zur Straße selbst zurückehren wollen.

Der Kalktaub beschotterter Straßen ist in mehrsacher Weise schäblich, unser Granitpflaster enthält viele seine scharfe Quarzteilchen, das wegen seiner Geräuschlosigkeit so
ungemein angenehme Holzpflaster erzeugt bei seiner Abnühung einen seinsassen
Staub, doch würde ich diesen ebensowenig fürchten wie die Möglichkeit des leichteren
Eindringens von Infektionsstoffen in dasselbe, da entsprechende Beseuchtung das eine
und Imprägnierung mit Teer wohl auch das andere verhindern, sondern es ist
hauptsächlich der Kostenpunkt, der hier in Betracht kommt. Wenn wir somit das
selbst kaum Staub erzeugende und von dem auf dasselbe gebrachten leicht zu
reinigende Zementasphaltpflaster als das beste bezeichnen müssen, so werden wir hören,
daß wir dermalen noch andere Mittel haben, um auch die gefürchtete Candstraße
von ihrem Staubschrecken zu befreien.

Eine besondere Art der Verunreinigung durch den menschlichen Verkehr ist mit dem Auswurfe gegeben. Dieser, unter Umständen Träger von Infektionsstoffen, besonders der Tuberkelbazillen, kann, ohneweiters auf den Boden beseitigt, dann eingetrocknet und zu feinsten Teilchen zerrieben, so einatmungsfähig gemacht, Ursache neuer Infektionen werden.

Wenn dies nur unter ganz bestimmten, nur in einer gewissen Zahl von Sällen zutreffenden Voraussehungen geschieht, so nimmt doch gegenwärtig die größte Anzahl von Sorschern an, daß die Hauptverbreitung der Tubertulose, dieser schlimmsten aller Volkstrankheiten eben auf dem Wege der Einatmung zu stande kommt. Allen Quellen, wo eine solche möglich ist, muß daher mit größter Sorgfalt nachgegangen und alles zur Vermeidung derselben angewendet werden.

Was von den Straßen gilt, gilt natürlich in gleicher Weise von allen öffentlichen Plätzen, Gartenanlagen u. dgl. Hier kann ich es aber nicht unterlassen, auf die Spielplätze aufmerkam zu machen; diese sind ja im allgemeinen ziemlich gut gehalten; ich meine vielmehr das, was zum Spielplatze verwendet wird, ohne die richtige Eignung zu haben, das ist die Straße, ein freier Bauplatz u. dgl. Es tut mir immer weh, wenn ich Kinder sich im Staube der Straße herumbalgen, das schmutzige Spielzeug vom Boden aufnehmen sehe. Die unsaubere hand faßt dann wieder die Nahrungsmittel an, und so mögen dann gar oft Insettionsstoffe verschleppt werden und Krankheiten entstehen, ohne daß man eine bestimmte Ursache nachzuweisen vermag. Großes Verdienst könnten sich alle jene Vereine erwerben, welche sich jetzt der Pflege der Kinder annehmen, wenn sie durch geeignete Ersholungsstätten und Spielplätze das Tummeln auf der Straße überstüssig machen, ja aus sanitären Gründen ein Verbot gegen dasselbe erwirken würden.

Eine sehr lästige Ursache für Staubbildung ist die der Abtragung alter Baulichkeiten. Fleißige Besprengung des Mauerwerkes mit Wasser ist wohl für viele Fälle ausreichend, unter Umständen dürfte aber eine solche mit desinsizierenden Substanzen sehr wünschenswert sein.

Schlieflich darf hier eine große Modetorheit nicht unerwähnt bleiben.

Das Schleppkleib hat im eleganten Salon seine Berechtigung, auf der Straße ist es in mehrfacher Weise von Schaden. Zunächst wirbelt es Staub auf, welchen der Nachfolgende einatmen muß, der Trägerin selbst schadet es ja weniger; dann bringt es Staub in das Haus, und da ist noch das arme Stubenmädchen zu beklagen, das ein solches Kleid zu reinigen hat, und endlich auch derjenige, der eben das Stiegen-haus, das ja mit Vorliebe zu solchen Verrichtungen verwendet wird, zu passieren hat!

Was die Staubentwicklung in der Wohnung betrifft, so hat man ja oft genug schon unter dieser zu leiden, bevor man in dieselbe gelangt. Wie angenehm und zweckmäßig ist es, wenn man den Hausslur betritt oder die Stiege hinansteigt und eben die Treppe "gründlich" gekehrt oder in einem oberen Stockwerke die Möbel und Teppiche geklopft, oder wie ich schon früher beschrieben, eben die kotige Schleppe gereinigt wird! Besonders zu beklagen sind jene Menschen, die während des Stiegensteigens noch irgend eine Cast tragen, daher zu tieserem Einatmen gezwungen sind, also eine um so größere Staubmenge in die Tiese ihrer Lungen einziehen.

Wie viel Staub selbst in einer gutgehaltenen Wohnung die Cuft erfüllt, davon kann man sich leicht durch das Glizern und Flimmern der sogenannten Sonnenstäubchen überzeugen, das man bei einem einfallenden Sonnenstrahle wahrnimmt. Feinere Messungsmethoden haben aber gezeigt, daß die Jahl der Staubteilchen eine noch viel größere ist, daß sie in einem Wohnzimmer mit der Tageszeit wechselt, indem sie gegen Abend um 200 Prozent zunehmen kann. Die Schwärzung der Wand in der Umgebung eines Heizrohres rührt von den verkohlten Staubteilchen an derselben, der unangenehme Geruch, der sich oft bemerkbar macht und Kopsschwerzen, Abelseiten veranlaßt, von derselben Ursache her.

Wie der Staub unsere Möbel verdirbt, in selbst sorgältig verschlossene Schränke eindringt, so die Sorge aller Bücherfreunde bildet, ist nt, wie der

Schaden, den Bildwerke erleiden. Gerade jetzt wieder beschäftigt die Frage der Verglasung der Bilder unsere Kunstbehüter, um die oft unersetzlichen Schätze vor diesem Feinde zu bewahren. So unangenehm dieselbe für den Beschauer ist, so erwägenswert ist die Angelegenheit für den Schutz der Kunstwerke.

Eine besondere Gefahr liegt in dem Umstande, daß sich im Staube die Erreger von Infektionskrankheiten sinden können. Es ist dies in manchen Wohnungen für den Bazillus der Lungenentzündung erwiesen und neueste Beobachtungen haben sogar gezeigt, daß in einer Stadt die gehäuste Sterblichkeit an Tuberkulose an einzelnen häusern haftet, und zwar an solchen, wo sich Staub und Schmutz besonders reichlich abgelagert sinden und so die Krankheit fortwährend auf neue Bewohner überführt wird.

Es ist ja schon darauf aufmerkam gemacht worden, daß die hauptsäckliche Abertragung der Cuberkulose durch den Menschen geschieht, aber nur durch den unreinen, der seinen Auswurf in sorgloser Weise beseitigt.

Besondere Sorgfalt muß auch der Art der Entfernung des hausmulls 3ugewendet werden, damit diese ohne Staubentwicklung vor sich gehe.

Ein höchst beachtenswertes Gebiet nimmt in unserer gewerblichen fingiene ber bei einzelnen Betrieben entweder in besonderer Menge erzeugte oder durch seine spezielle Eigentumlichkeit gezeichnete Staub ein. Derselbe verunreinigt zunächst die verschiedenen Maschinen und Apparate und stört so ihren Betrieb, umsomehr, je feiner sie sind. Ich erinnere nur an unsere Uhren. "Ja, die ist gang verstaubt und muß gründlich gereinigt werden," spricht zu unserer unangenehmen Aberraschung der Sachverständige, dem wir die stehengebliebene Caschenuhr vorweisen. Dann tommt es gur noch schlimmeren Einwirkung auf den Menschen, welche die Ursache besonderer und oft schwerer Erfrantungen werden tann. Daß dies hauptsächlich für Betriebe gilt, welche einen mechanisch besonders schädlich wirkenden Staub erzeugen, so die Nadel-, Porzellan- und Glasschleiferei, ist wohl natürlich, aber auch anscheinend unichuldige Gewerbe führen zu ichweren Solgen, fo die Perlmutterdrechslerei gu Ertrantungen des Knochens und wohl noch auffallender ist es, wenn wir hören, daß Holzstaub so schädlich ist, daß von 1000 Todesfällen der Tischler 64 bis 74 Prozent auf Tubertulose tommen. hier sind es die spiken, hatenförmigen, sich auch fester an die Schleimhaut ansaugenden Holzfäserchen, die schädlich wirken.

Bei manchen Betrieben ist die Schädigung sogar eine mehrsache, 3. B. bei solchen, die mit Blei zu tun haben, wo neben der mechanischen auch noch die chemische Wirkung am Wege des Verdauungstraktes verderblich wird. Gleiches gilt von der Einatmung der Quecksilberpartikelchen bei der hutsabrikation. In den Bergwerken schadet der reichliche, seine Kohlenstaub nicht bloß durch die Einatmung, sondern er kann auch Ursache der "Stauberplosion" werden, vielen Arbeitern auf einmal zum Verderben in unerwarteter Plöhlichkeit!

Auch sind es nicht immer die verarbeiteten Stoffe, die so schädlich wirken, sondern die zu ihrer Bearbeitung nötigen Materialien, wie das beim "Pugen" benötigte Glaspapier.

Schwere Infektionskrankheiten endlich entstehen durch den Staub bei der Roßehaar-, Schweinsborsten- und hadernverarbeitung. Leider ist gerade jener arme Arbeiter, der in beengter Wohnung, oft dem gleichzeitigen Schlafraume, seine Werkstätte hat, am meisten geschädigt, während in den großen Fabriken durch ausgezeichnete Dentilations- und Staubabsaugungsvorrichtungen, durch vorzügliche Reinslichkeitsmaßregeln, Duschen und Bäder, überhaupt zwedmäßige Wasch- und Umskeiderinschungen die Staubgefahr, wie die fort und fort günstiger lautenden statistischen Berichte erweisen, eine viel geringere ist.

An dem in der Nähe von Sabriken fallenden Rauche haften nicht unbeträchtliche Mengen von Schwefel- und Salzsäure, die wieder auf die Menschen, Tiere und die umgebende Degetation verderblich einwirken.

Glücklicherweise stehen wir allen diesen auf die Störung unserer Gesundheit lauernden und dieselbe fortwährend bedrohenden Schädlichkeiten durchaus nicht machtlos gegenüber. Schon das einzelne Individuum ist durch gewisse Schutzvorrichtungen behütet.

Atmen wir ruhig durch die Nase, welche ja der normale Weg für die einströmende Luft ist, so halt schon die Enge der Nasenwege, noch mehr das Gehege der im Eingange berselben angebrachten bichten Behaarung die groben Staubteilchen ab. Als Abwehrbewegung erfolgt zunächst das Niesen, bei Eindringen des Staubes in die tieferen Teile der Atmungswege Räuspern und husten. Außerdem kann vieles von ben in die Tiefe eingebrungenen Körperchen durch die Bewegung ber glimmerhaare, mit welchen das Epithel der Luftröhrenschleimhaut besetzt ist, allmählich wieder nach aufwärts geschafft werden. Ist aber die Atmosphäre gang besonders reichlich mit Staub verunreinigt, wie wir dies 3. B. in den Kohlenbergwerten sehen, so tann derselbe in dieser Weise nicht mehr bewältigt werden, umsoweniger, als mit der Zeit eine stetig zunehmende Gewöhnung und Verminderung reflektorischer Abwehr eintritt. Aber auch jest noch sest sich die Natur zur Wehre und sucht Abhilfe zu treffen. Sie läft, wie wir besonders deutlich bei den Kohlenpartitelchen sehen, diese zunächst in den der Luftröhre benachbarten Enmphorusen ablagern; erst wenn diese Wege durch das massige Eindringen verlegt sind, treten allmählich jene weiteren Solgen im Parenchyme der Lunge ein, wie wir sie oben besprochen haben, wie sie zu den schweren, bleibenden Erfrankungen führen.

Wir werden uns aber gewiß nicht nur mit diesen natürlichen Schutzmitteln begnügen, sondern unser volles Augenmerk dahin richten, alles was Staub und Rauch erzeugt zu vermeiden und sofern dies nicht möglich ist, dieselben unschädlich zu machen. Wie vieles hierin schon durch den menschlichen Scharssinn, durch eine verseinerte humanität in den verschiedenen Fabriks- und Arbeitsbetrieben geschehen ist und das sortwährende Studium der beteiligten Kreise bildet, kann hier nur mit aller Anerkennung angedeutet werden, ohne daß wir näher darauf einzugehen vermögen. Ich möchte nur bei dieser Gelegenheit auf einen Wunsch zurücksommen, den ich schon in meiner "hygiene der Lunge" ausgesprochen habe: bei den viel

Staub erzeugenden Betrieben neben den Waschanlagen für die äußere Haut Inhalationsvorrichtungen anzubringen, um auch die Schleimhäute des Atmungsapparates einer gründlichen "Wäsche" zu unterziehen.

Schon seit alters her hat man sich bemüht, des Staubes auf den Straßen und öffentlichen Plätzen herr zu werden. Bei der Frage der Beschotterung und der Wahl des Pflastermateriales handelt es sich nicht nur um die Art und Menge des Staubes, sondern es kommen auch noch andere Punkte zur Erwägung, neben den Kosten (das richtige, schon an sich teuere Material muß oft noch weit hergebracht werden) vor allem die Geräuschbildung, welche ja auch in unseren größeren Städten zur Plage für unsere Nerven wird.

Das einfachste Mittel, das Besprengen mit Wasser, ist, selbst mehrmals am Tage vorgenommen, nicht ausreichend, denn mit dem Eintrochnen ist wieder der alte Justand gegeben, und man darf nicht vergessen, daß viel Wind, also Staub, und Austrochnen eine gewisse ungünstige Relation bilden.

Dielfache Versuche durch Besprengungen mittels Wasser start anziehender Subftanzen, Salz- und Chlorkalziumlösungen, Meerwasser, konnten nicht weiter zur Anwendung tommen, da diese Stoffe zu viele unangenehme Nebeneigenschaften haben, por allem aber den hauptzwed nicht erfüllen, indem sie den Staub nicht binden. Dies gelingt nur durch ölige, fette Substanzen. So wurde in der Tat in Amerita Rohpetroleum, wo es eben billig zu haben war, verwendet - des üblen Geruches halber mufte es aber bald aufgegeben werden. Nach dem ichon früher Gesagten ist es wohl natürlich, daß man sich an der Riviera, wo es durch die Entwicklung des ungehemmten Automobilismus geradezu Notwendigkeit geworden war, am energischelten mit der Frage beschäftigte, und in der Cat hat ein umsichtiger Arat. Dr. Guglielminetti in Monte Carlo, zuerft durch Beimengung von Ceer zum Erdreiche eine ausgezeichnete, staubfreie Strafe bergestellt. Im Anschluß hieran bat sich durch die Energie desselben Mannes zunächst in Nizza eine Lique contre la poussière, dann eine solche in Paris und an anderen Orten gebildet, und jeder Sahraast sowie Sufigeher, welcher die dermalige neueste, tadellose Sahrbahn in der hauptallee des Praters benütte, wird nicht nur an dieser sein Wohlgefallen haben, sondern es mit heller Freude begrüßen, wenn er hort, daß nun auch in Wien eine "Österreichische Gesellschaft zur Betämpfung des Strafenstaubes" in der Gründung begriffen ist. Wenn ich auch zugeben muß, daß dem Strafenstaub eine besondere Wichtigkeit zukommt, zwischen Candstragen und solchen in Stadtgebieten ein Unterschied besteht, jede solche Unternehmung unter allen Umständen einen anerkennenswerten Sortschritt bedeutet, so hätte ich es doch lieber gesehen, wenn der Name gelautet hätte: Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Staub- und Rauchplage, denn nach ben früheren Auseinandersehungen fann nur durch Befampfung aller einzelnen Sattoren, bie auf das innigste miteinander zusammenbangen, Erspriekliches geleistet werden.

Dies gilt für alle Orte in gleicher Weise, in erster Reihe aber für Kurorte und unter diesen wieder vorzüglich für solche, wo "Brustkranke" behandelt werden,

in welchen ober bente in bezog mit handlice Minjosepeln und wel 31. windiden illem hielin.

Bezeits find als Schäfte der dermaligen Beinehungen zuführeite Derinfmen entimmten, entweber gleich durch die Ant des Lenkungs oder Derhefterung der ichnen beschieden Straffen die Straffenklung zu werhindern.

Theirespecient idner toes ingenanne Meirenminnerininen, und den Erinder, den Kalinder Weiteren, iogenanne. Die Strafe und mit einer Ikonopeninger miljerigen Löhung, desen hannelieinntweise Teer und Permienne mit einen Kuinge und Annavial und Aganteur inst. insprænge. Die Kober inst gering, nur ein voner heller für den Unaderanneten, allerdings unig die Annaendung beläufig Tünfung im Jahre eriniger, dafür verhilligt ins aber die weinen Erinibung der Strafe undawneite, de die halt vollkannen der und darch der Reger unde geläufer wirdt, alle einer mit geringener Beauffahrigung, selteneren Keinens z. debar. Eine miche Strafe ist über und darch den Ange ungeneine.

Alle kin Samb, kin Kut, danilibes Şainer, ider weng berinit, winnis billig met entlich inler bakeriniogische Maneriniumger in der Ent über inlem Samjer einen geringener Keimgebalt ergeber haben. Allem die ummerschende Lebnik hat bezeits andere, wie es übent nach gweiknäßigere und inligen Derücker, auf ähnlicher Michunger bezahent, erkannen.

Under reges individues Bomant ivelt einer in einer Keide von Strajen unsgebeigete Derinde an, um das beide Derindren zu ermitteln und ums dann undiallgemeiner Emilikung desielben, man denk umr Uden, und immisteier Sarajen, zu übermident. Da umn auch bei ums die Hampterinigung der Sarajen der Ancha vergenommen wird, mithern wir ums einem ingelenich undezu wolldommenen Judiumde, jedoch under der Daransseigung, dass under auszeichender Besendung diebei wirde leibet wieder Stand aufgewirbeit wird.

Ger vieles wire iver nach zu beiprechen, ich will aber nur unt die Meiningfeit der Beieinigung größerer innbergengender Sächen innerhalb des Sandagebienes
verweiten. Mit warmen Danke millen wir die idionen Gartemmingen begrößen, weiche
jest allerwirtes auf den früher millen Plätzen ungelegt werden, nicht nur zur Jeroche
für unter Auge, inndem gewiß einen zur heitung der Saguene. Dem Publikane
erwächst aber auch die Plächt, dieselben möglichst zu ihnnen und weinen zumächst
allerweine Beleinungen in diesem Same höchst erwänicht.

Chenia Lann das Fulammenfallen größerer Gebiete zu einem einiggeleiteten Städtemelen vom ingienischen Samdonnille nur zwechnitzig eräbeinen, denn, nur ein draitliches Beilpiel zu wählen, was nitzt es, wenn ich neunen Gurum vom Rangen bergfällig reinige und der Nachbar iniche züchter!

Reinlichkeit, geöße Reinlichkeit, ist die beste Schuspweit für unieren Organisnus allerwärts, besonders aber in der Wohnung, in der wir uns doch zumest aushalben. Je einfacher wir leben, um ist leichter ist dieser Ausforderung nachzulammen. doch der sogenannte kultivierte Mensch umgibt sich mit gepolsterten Möbeln, schweren Dorhängen und spaziert auf teppichbelegtem Boden, also lauter exquisiten Staubhältern. Da hilft man sich eben mit dem zeitweiligen "Ausklopfen". Aber verdienen unsere Gehörnerven nicht auch volle Berücksichtigung? Ist es nicht geradezu eine Qual, morgens aus dem Schlafe geklopft wie gar oft unter Tags durch Klavierspiel (?) ober, über und neben uns zumindest beunruhigt zu werden? Die Klopffrage ist nicht leicht zu lösen, sie hangt innig mit der Bauart unserer hauser und der Suche nach einem geeigneten Lotale zusammen, ich täme hier unter anderem in das dunkle Gebiet der Lichthofe, worauf ich nicht weiter eingeben will. Ein entschiedener Fortschritt aber dürfte auch hierin durch die Versuche, die Zimmerböden mit staubbindenden Substanzen zu besprengen, namentlich aber durch das ganz zwechmäßige und erstaunlich erfolgreiche Ansaugen des Staubes mittels geeigneter Apparate angebahnt sein. Daß in Cotalitäten mit großem und lebhaftem Menschenvertehre, wie in Schulen, Kindergärten, Turnzimmern u. dgl., der Staubfrage umsomehr Aufmerhamieit zugewendet werden muß, als hier durch die mit der stärkeren korperlichen Bewegung gegebenen tieferen Einatmung eine Schädigung des Respirationstrattes um so leichter entstehen tann, ist leicht verständlich. Auch soll auf Spielplätzen und allen ähnlichen Orten reichliche Gelegenheit zum Reinigen gegeben sein, immer das Wort "Reinlichkeit" im Gedächtnisse behalten, durch Belehrung in der Schule auf die Wichtigkeit derselben hingewiesen werden.

Der so gefürchteten Rauchplage, wie sie namentlich durch die großen Sabriksschlote und die Lokomotiven entsteht, stehen wir Dank der Sorgfalt unserer Ingenieure nicht mehr machtlos gegenüber. Junächst vermag schon eine geschickte Seuerung, die ja im Interesse des Besitzers selbst gelegen ist, schone Erfolge zu erzielen, sieht man doch oft beim unrichtigen Nachlegen der Kohle eine schwarze Rauchwolke dem Kamine entsteigen; dann vermögen bereits maschinelle Verbesserungen nahezu Volktommenes zu leisten.

Ein Spaziergänger auf unserer Ringstraße wird dem gewaltigen Kamine der elektrischen Zentralanlage unserer hoftheater nur wenig weißen Dampf entströmen sehen, da die Flugasche vollkommen durch Anbringung seinmaschiger Drahtneze im Kamine zurückgehalten wird. Dasselbe kann man dei den Schloten der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft beobachten. hier sind 32 Kessel zu je 230 Quadratmeter heizssäche in Verwendung, trozdem sieht man aus den Riesenkaminen nur ganz ausnahmsweise etwas Rauch und jedenfalls viel weniger als an den benachbarten Privathäusern aussteigen. hier werden nach Canger durch automatisch geregeltes Einströmen von fächerförmigüber der Flamme verteiltem Wasserdampf die im Feuer aufsteigenden seinsten Teilchen zum Niedersinken gebracht. Und unsere Eisenbahnen werden der hygiene doppelt zu statten kommen, wenn sie uns nicht nur rasch aus der Rauchatmosphäre der großen Städte in reine Luft entführen, sondern dies auch selbstrauchsrei besorgen.

Wollen wir also gegen die Staub- und Rauchplage eine gründliche Abhülfe schaffen, so haben wir nicht nur gegen eine Art Staub, den Straßenstaub, sondern

ebensogut gegen den Wohnungs- und Fabriksstaub loszuziehen, und müssen bedenken, daß es sich nicht bloß um Schädigung unserer Gesundheit handelt, sondern daß die Kulturmenschen auch, und mit aller Berechtigung, möglichst angenehm leben sollen; hiezu gehört gewiß neben der Beseitigung der Geräuschbelästigung ganz besonders jene der Staub- und Rauchplage. »Viribus unitis« sind auch hier schöne Erfolge zu erzielen — also nochmals "Glück aus" dem neuen Dereine!

Und unser geliebtes Wien nähert sich dem Ideale: Wir wandeln auf staubfreien Straßen, in rauchfreier, reiner Luft, vorbei an freundlichen Gartenanlagen und kunstvollen Brunnen, die uns köstliches Trinkwasser liefern und dessen Aberschuß in ein tadelloses Kanalspstem absließen lassen aber!

Nach dem Ende.

Ergahlung von Abolf Wilbrandt.

(Solug.)

Sischer seufzte leise. Er saß wieder; er suchte Eichhorns hand, ohne hinzuschauen, und drudte sie. "Ich weiß," sagte er dann mit wenig Stimme, "meine alte Freundin hat mir's ja geschrieben. Ein seelenguter Mensch, der Doktor Eichborn. Ein sehr edler Mensch. Bitte, lassen Sie mich nur reden; es sind ihre Worte! — Ach, Herr Dottor, die Jugend! Wenn die Jugend liebt! Ich war ja nur zwei Jahr' älter als sie. Als ich sie kennen lernte, waren wir noch Kinder; und als es eine ernste Herzenssache wurde, war ich doch erst zweiundzwanzig alt. Na ja, schon viel gereist — viel gesehn — aber doch noch ein Bengel, ein Bursch. Und ich hatt' auch nichts; woher sollt' ich auch. Ein Musikmensch war ich, konnt' allerlei Instrumente spielen; damit hatt' ich mich so durch die Welt gespielt. Kam nun wieder in die Vaterstadt, dachte da Unterricht zu geben; und da war nun bieses merkwürdige Mädchen — die Jugendfreundin — wir nannten uns du. Dielleicht das begabteste Mädchen in der gangen Stadt! Don beiden Eltern begabt; und sehr musikalisch — eine Musikseele, Herr Doktor — na, das wissen Sie. Aber noch zu sehr fürs Brillante, fürs Moderne; noch nicht gut geführt. "Du sollst mein Musitlehrer werden!" sagte sie mir ploglich, als wir in ihrem kleinen Garten standen. "Du"tommst aus der Welt; hier sind sie zu muffig!" — Na, so wurd's dann auch. Ich galt mit meinen zweiundzwanzig für voll, weil ich aus der Welt tam. Sie lernte etwas Geige bei mir und auch etwas Guitarre; und vor allem Klavier. Und ich suchte sie emporzuheben, verstehn Sie, ihr den großen Geschmad zu geben für die großen Meister. Dor allem für meine "Helben" — so nannt' ich sie — por benen meine Seele auf den Knien lag. Wagner fürs Theater, Beethopen fürs Konzert; beide unerreicht! — Aber lieber Gott, was schwatz' ich da. Das

langweilt Sie wohl. Ober es paßt auch nicht hieher" — seine Stimme begann ein wenig zu zittern: "nicht an diesen Ort!"

"Doch, warum nicht; es paßt hieher." Eichhorn legte ihm eine Hand auf den Arm. "Bitte, erzählen Sie; alles, wie es Ihnen kommt!"

"Meinen Sie? — Ich danke Ihnen. — Elise Pfau — zwanzig Jahre damals ach, wie steht sie vor mir. Ihr dankbares Lächeln; das Seuer in ihren braunen Augen, wenn sie meiner Begeisterung in die Wolken folgte! Aber es war doch auch immer humor dabei; humor und Phantasie. Ich hieß heinz, sie nannte mich Heinzelmännchen; weil ich gerne dienstwillig und hilfreich war, verstehn Sie, weil ich für sie pappte, für sie drechselte, für sie Noten schrieb — na, und was man so tut — wenn man bis an den Rand voll Verliebtheit ist! Manchmal tat thre Dankbarkeit auch ein übriges; — o. das fühl' ich noch. Wenn sie zutraulich wurde und dem "Heinzelmännchen" übers Haar strich, über den ganzen Kopf! Da schlief ich dann die halbe Nacht nicht vor Glück. Wollt' ich aber mehr — das ist vorgekommen — wollt' ich ihre Hand kussen, oder gar den Mund — wie die jungen Künstler' sind, tede Ceut'! — dann machte sie ihr ernstes Gesicht; das war, wunderbar. Dann drohte fie mit ihrem langen, schmalen Zeigefinger und sagte wohl: ,Du bist ja nicht mehr Heinzelmännchen, du bist Rumpelstilzchen! Der hat auch immer einen Lohn gewollt, wenn er der armen Müllerstochter aus dem Stroh Gold gesponnen hatte; und hat immer mehr gewollt. Nein, daraus wird nichts, Rumpelstilzchen!' — Und nun hieß ich nur noch Rumpelstilzchen, wohl 'ne Woche lang. Bis ich mich ganz zerknirschte und wie ein Kaninchen Pfotchen machte — das verlangte sie — und mit meinem "schönsten Bariton" bat: Nenn mich wieder Heinzelmännchen!

"Ad, Herr Dottor! Ich red' so viel. Aber Sie verzeihn — wenn man davon n i e, 3u teinem Menschen — — und auf dieser Bant, auf diesem Plats, o mein Gott, da lebt das alles wieder auf, steht vor mir, leibhaftig — zum Derrücktwerden. Nein, nein, nein, es macht mich nicht verrückt. Es war doch eine selige Zeit! Meine stolze Zeit: ,ich fördere sie, ich fördere sie;' ,ich habe einen Wert für sie'; ,ich bin was für sie!' - Und nun sollt' ich noch mehr für sie werden; das tam in unserm letten Jahr. Da fingen ja diese unheimlichen Leiden an, die ihr dann nie mehr gang von der Seite gingen; da tamen diese Kopfichmerzen, damit hat's begonnen. Zuerst nahm sie's so bin, mit Beiterkeit, mit Geduld, mit Ungeduld; wir bachten alle, es wird vergehn. Es verging aber nicht. "Heinzelmännchen," sagt sie eines Tages, als sie am Klavier sak und vor Kopfweh nicht mehr spielen konnte ,hast du auch Magnetisieren gelernt? Kannst du auch Kopfweh vertreiben? — Gelernt hab' ich's nicht, sag' ich drauf, aber versuchen will ich's gern. Sag mir nur, was ich machen soll! — Da nimmt sie meine Hände — ich stand hinter ihr und legt sie sich rechts und links an die Stirn: "Mun streich nach beiden Seiten zurud, so am Kopf entlang; und dann die hande wieder auf die Stirn gelegt, und wieder und wieder sanft nach hinten; vielleicht streichst du mir's weg?" - Ich hör' noch die Worte Herr Doktor, sie sprach sie mit so 'ner märchenhaften, lieblichen Stimme: "vielleicht streichst du mir's weg?" — Auf einmal triegt' ich einen Glauben: 's wird gehn! Und ich mach's, wie sie sagt. Und ich mach's noch nicht lange, da sagt sie mit einem andern Ton, sast wie wenn's ihr unheimlich wär': "Du bist am End' ein wirkliches heinzelmännchen. Du kannst zaubern, heren. Die Kopschmerzen sind sort!"

Eichhorn nickte, leise lächelnd. "Ja, davon hat sie mir erzählt. Es war wie ein Wunder, sagte sie."

"hat sie Ihnen das erzählt? — Wie ein Wunder, sagte sie? — Das ist engelsgut! Nach dem, was ich ihr dann angetan . . . Ja, es hatte was Zauberhaftes, zum Staunen. Und immer, wenn das Kopsweh wieder kam und ich kommen konnte und so streichen konnte, nach einer Diertelstunde war's weg! — Dielleicht war's mein Unglück. Ich wär' ohne das nicht so stolz geworden und so hoffnungsvoll! Ich hatt' nun schon den himmel im Sack. Ich war ihr Hörderer, ihr Meister, din nun auch ihr Retter; ha, nun wird wohl auch der Tag noch kommen, wo ich ihr alles bin! — Sie hat's wohl gemerkt. Sie hat's auf allerlei Art versucht, mich wieder ein wenig kleiner zu machen; vor allem mit humor, natürlich, den hatte sie ja in jeder hand und in jedem Finger. Einmal sasen wir zusammen, ich weiß nicht, in welchem Buch: "Im Anfang war das Nichts." Nach einer Weile tänzelt sie durchs Immer und sagt: "Im Anfang war der heinz!" Es klang so—ich weiß nicht — mir ging's durch und durch. O ja, sie konnte blutige Witze machen — so jung wie sie war. Oder vielleicht eben darum; so junge Leute kennen keine Schonung. — Ach, sie war aber doch ein Engel! Das war sie!

"Ja, du warst ein Engel!" sagte er mit weicher, gedämpfter Stimme nach rechts, auf das Grab hinunter.

"Das war sie wohl," murmelte Eichhorn; "ein Engel nach Menschenart."

"Und gegen den war ich dann so schlecht!"

"Sie wären ichlecht gegen -"

"Ja, ich war's, Herr Doktor. Ich war dumm und schlecht! — Eines Tages hatten sie mich da zu Tisch geladen; das kam manchmal vor; sie waren alle gut zu mir, ihre Brüder und Schwestern auch. Ein fremder Herr sicht mit am Tisch; hat 'nen großen Kopf, nicht übel, Dollbart, kluge Augen; aber prosaisch, der ganze Mensch. Ich erfahr' so nach und nach, die Samilie hat ihn vor Wochen kennen gelernt auf einer Reise in den Harz; er ist ein Industrieller, einer von den großen, ebendort am Harz. Er will aber eine zweite Sabrit, eine Siliale, in unserer Vaterstadt bauen, deshalb ist er hier. Darüber freut man sich, darauf stoßen wir an, darauf wird getrunken! — Wir sprechen auch von Musik; davon versteht er nichts, sagte er. Wir kommen auf Literatur, Poesie; ich merk, davon weiß er auch nicht viel. Ein Banause, denk' ich bei mir; das Wort hatt' ich gerade öfter gelesen. Es machte mir ein ein eigenes, sonderbares Vergnügen, es auf diesen reichen Sabrikmenschen anzuwenden; als ich dann nach Hause ging, sprach ich's noch halblaut

vor mich hin: Ein Banause! Ein Banause! — Am nächsten Tag bin ich wieder dort, in Elisens Zimmer; sie hat wieder Kopsweh, seit vielen Wochen die ersten, ich steh' hinter ihr, die auf ihrem Stuhl sitzt, und streich sie ihr weg. Ach, ich weiß noch, wie wenn's gestern wär', hab' später so oft, so oft dran gedacht: ihr Stuhl stand diesen Morgen so, daß ich sie im Spiegel sehen konnte; ich sah, sie hatte die Augen geschlossen, und ein süßes, himmlisches Tächeln lag auf ihrem Gesicht; wohl weil ihr das Streichen wohltat und das Weh verging. Und mir war unsäglich — unsäglich liebevoll zumute. Ach, wenn du erst mein bist! dacht' ich. Ach, wenn ich erst herkommen und sagen kann: sie haben mich zum Kapellmeister gemacht — oder das — und das — ich bin nun was, nimm mich, werde meine Frau! — Da wird die Tür aufgemacht und die Schwester ruft herein: Sollst hinunterkommen! Besuch ist da! Und läuft wieder fort. Und Elise steht auf. Ich dank die schwe, sagt sie hand und geht. Und ich ahnungsloser Knabe, ich freu' mich noch — und begud und streichle noch meine Hand, die se ogedrückt hat!"

"Ich errat' schon," murmelte Eichhorn, da heinz Sischer verstummt war.

"O herr Dottor! Der nächste Tag! Da tam's. Da tam dieser Brief von ihr: "Liebes, gutes Heinzelmännchen" — und meldete mir ihre Verlobung mit dem großen Sabritanten. Eine Seite voll. Es wär' so wunderbar schnell gekommen, schrieb sie. Es war' aber gewiß der Rechte für sie. Und ich sollt' mit ihr glücklich sein, schrieb sie; "du gutes Heinzelmännchen", schrieb sie. Wie ich das las! Mit ihr glüdlich sein! — Ich hab wohl etwas zu wenig Widerstandstraft, Herr Dottor; ich meine die physische, die körperliche. Meine Ceute sagten ja dann, ich mußt' umgefallen sein; sie fanden mich auf dem Teppich, da lag ich. Na, das ift ja gleich. Der eine so, der andere so! — Das war dann mein schlimmster Tag. Ich sperrte mich ein, warf mich wieder auf den Ceppich, lag da, Gott weiß, wie lang'. "Ich hasse dich! Ich hasse dich! Ich verachte dich!" Und endlich am Abend — ich war wie toll — da sekt' ich mich hin und schrieb ihr einen Brief, diesen ungluctlichen Brief, meinen Scheidebrief. haft du nicht gewußt — so schrieb ich ihr ungefähr — wie sehr ich dich liebte? Ja, ja, ja, du hast's gewußt! Ich war bir auch mehr als irgend ein Mensch! Und dein herz war mir gut! Und ich weiß, was ich weiß — solchen Unsinn schrieb ich —: Gott hat mich für dich, dich für mich geschaffen! — Aber auf mich zu warten, das gefiel dir nicht. Der Mann aus dem harz, der hat keine Musik, keine Poesie, aber er hat Geld. Damit kauft er bich! Dafür vertaufit du dich! Dafür verrätit du deine Ideale, entehrit deine Seele, gibst bein Ceben einem Banausen bin. Ja, einem Banausen, einem Banausen; schlag das Wort im Wörterbuch nach, wenn du es nicht tennst. Der Junger Beethovens und Wagners, der verachtet dich. Den siehst du nicht wieder. Gott segne eure neue Sabrit! Leb' wohl!"

"Ein furchtbarer Brief," sagte Cichhorn langsam gegen den Erdboden bin, mit einem zudenden Lächeln.

"Ein wahnsinniger, entsetzlicher, mir nie zu vergebender Brief! An dieses Mädchen! An dieses holde, reine Geschöpf! — Ich war verrückt, ich wollt's auch sein, ich wollt' nicht bei Sinnen, nicht gerecht, nicht edel sein, ich wollt' ihr nur auch einen Dolch in die Seele stoßen! — Dann bin ich fortgezogen, ohne Abschied von irgendwem, nach Amerika. Hab' mich da herumgetrieben mit meiner Musik, im Osten, am Mississpi, im wilden Westen, bis zum Stillen Ozean. Hab' mich durchgeschlagen — endlich Glück gehabt — ach, was sag' ich: Glück. Arbeit und mein Brot und mein Haus! Zuletzt ein großes Musikgeschäft mit Klavierexport. Dann zog mich's doch heim, ins Vaterland; — hieher nicht, das nicht. Aber an den Rhein. Da geht mir's gut. Ohne Weib und Kind, aber sonst recht gut. Besser als ich's verdient hab'." — Er sah mit umssorten Augen auf das neue Grab. "Ich beklag mich nicht, herr Doktor. Ich bin ganz zufrieden."

"Wohl dem, der das sagen tann," erwiderte Eichhorn.

heinz Sischer seufzte ties. "Jahre, erst Jahre später kam ich zur Vernunft! Da sah ich wieder ein, wer sie war; und wie ich mich an ihr versündigt hatte; und entschloß mich endlich, meine alte Freundin hier, Frau Babette Schulze, von mir hören zu lassen; und wieder nach Jahr und Tag bracht' ich auch die Frage beraus, wie's Elisen ging. Na, da hört' ich dann so nach und nach: von ihren beiden Töchtern — und was für ein guter Mann er wär' — und wie arbeitsam und klug fürs Geschäft — und wie gut die Fabriken gehn — und was für ein schones haus sie macht. Und ihre Leiden, ihr humor, ihre Talente, ihre Poesie. Und dann auch die Freundschaft mit Ihnen. Ich hab' mitgelebt, herr Doktor. Auf meine stille Art hab' ich mitgelebt! — Don ihr selbst, natürlich, hört' ich nie mehr ein Wort. Sie auch auch keins von mir. Und ich hab sie doch — ich hab sie doch nie vergessen können. Wie wenn ich nur einmal — Sie verstehn, herr Doktor!"

Eichhorn legte eine hand auf heinz Fischers hand. "Ich versteh's, lieber herr."
"Sie, Sie haben Weib und Kind; sehn Sie, das weiß ich auch; durch die gute Babette. Ich bin Junggesell geblieben und bleib's! — Ob sie nun glücklich war? mit dem Mann? Was man so recht und echt glücklich nennt? — Man soll nicht zu viel fragen auf dieser Welt; die Antwort ist oft nicht nach Wunsch. Babette sagt, er war der Rechte für sie; die Ergänzung, sagt sie. Mag ja sein, mag ja sein. Jeht liegt sie da und hat ihren Frieden! — Wie ich gestern in der Depesche las: sie ist tot — morgen wird sie begraben — da hatt' ich dann eine friedelose Nacht. Mußt' heut mit dabei sein! — Das heißt, nicht im Crauerzug; da gehört' ich nicht hin. Bin allein herausgegangen, wohl 'ne Stunde früher; dort, da hinten hab' ich gestanden, bis es vorbei war und Sie alle fort. Und da hab' ich dann, so für mich — —"

Er stand auf. Er blidte auf das Grab; dann auf Eichhorn. Nach einem Sogern, das etwas länger währte, stieß er mit ungelenker Junge hervor: "Und nun hatt' ich noch eine Frage, herr Doktor."

"Was soll ich Ihnen sagen?"

"Die reine, ganze Wahrheit. Wie ein Mann dem andern! — Was hat Ihnen diese Frau gesagt? über mich? Hat sie mir die in den Cod gezürnt? — Sie schütteln den Kopf! Sie sehen mich so freundlich an. Das tut mir gut; aber — ich will ja nicht, daß Sie mir gut tun, ich will nur, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Der wahnsinnige Brief, Herr Doctor! Hat sie mit Ihnen nicht von dem Brief gesprochen? Was hat sie Ihnen von dem Brief gesagt?"

"Daß Sie — ein Narr waren, lieber Herr. "Seine unglücklelige Verliebtheit," so sagte sie mir damals, "die hatt' ihn offendar tollgemacht. Ich hab geweint und gerast über diesen Brief. Nichts in meinem Leben hat mir so weh getan wie der Brief. Aber jetzt — jetzt seh' ich's so an, als wär das zu Karls des Großen Zeiten geschehn; oder als hätt' Äneas der Andromache diesen Brief geschrieben. Ach, der arme Junge — er hat ja hundertmal mehr gelitten als ich!"

"Das hat Ihnen Frau Elise —"

"Sie hat mir ja noch viel mehr gesagt. Wenn Sie das auch alles wissen wollen —"
"Sie hören ja. Die Wahrheit, die Wahrheit!"

Eichhorn saß noch immer; er schaute schräg zu dem andern hinauf, der mit vorgeneigtem Kopf, mit aufgerissenen Augen auf ihn niedersah. "Dann muß ich Sie nur erst um Entschuldigung bitten, weil ich von mir selber Gutes reden muß; denn diese Frau — die wir beide verloren haben — die hat uns beide zusammen gedacht. Als sie mir von Ihnen zu Ende erzählt hatte, stand sie auf und sagte: "Weißt du" — wir hatten Brüderschaft — "von allen Menschen, die ich kennen gelernt hab, seid ihr doch die besten, das heinzelmännchen und du."

"Nein! Nein! Nein! Das hat sie Ihnen nicht gesagt!"

"Doch. Ich sag' Ihnen kein unwahres Wort. Und dann sprach sie weiter: "Und zwei Menschen hab' ich vor allem zu danken, weil sie mich gefördert, mir geholfen haben: das ist Heinz Sischer und du!"

"herr Dottor! herr Dottor!"

"Und als wir uns dann trennen wollten, fing sie noch einmal an und sagte: Wenn ich so zurückent", und ihn vor mir seh", mit seinen schwärmerischen Augen, seinen begeisterten händen, seinem himmlisch guten Lächeln —"

"Elise! Elise!" stieß heinz Sischer mit zitterndem Atem hervor, als flusterte er zu ihr hin; er war außer sich.

""Und wenn ich dent", wie treuherzig er war — und seine wahnsinnige Redlichteit, und das Heinzelmännische," — ja, so sagte sie — "und dann sein Musittalent, und sein lieber, guter humor —""

"Elife!"

""Ja, dann sag' ich mir, in einem hat sein verrückter Brief doch wohl recht gehabt: mit ihm glücklich werden, ja, das hatt' ich wohl gekonnt!"

heinz Sischer sprach nicht mehr. Er flüsterte auch nicht mehr. Wie betäubt stand er da, starrte nur immer den Doktor an. Endlich kam ein Strahlen in seine

Augen, und eine wunderbare, wortlose, ergreifende Freude 30g über sein Gesicht. Cangsam wandte er sich und sah auf Elisens Grab, mit einem Blick, als wäre sie in dieser Stunde seine Frau geworden.

Die Augen füllten sich dann ebenso langsam mit zwei stehenbleibenden Tränen. "Herr Dottor! Herr Dottor!" murmelte er erst nach langem Schweigen. "Wie bin ich hiehergekommen — und wie geh' ich nun. — Ach, Herr Dottor! Ihnen danken. Das kann ich nicht. Ich — bin wie ein Kind. So hilfsos. So selig. In all dem Unglück so selig. Ein neues Leben. Sie haben mir ein neues Leben gegeben. Ich fang' ein neues Leben an. — O mein Gott, mein Gott!"

Er trat an das Grab. Er wollte offenbar auf die Knie', sinken; dann sah er aber doch nach rechts und links — in einiger Entsernung gingen Erwachsene mit Kindern — und die Knie bogen sich nur ein wenig, darauf stand er wieder auf-recht da. Er mußte aber doch noch einmal zu der Toten sprechen: "Ich dank" dir, Elise! ich dank" dir!" hauchte er zur Erde hin. Dann nach einer Weile: "Ich laß nicht von dir. Ich leb' mit dir fort. Immer! Immer! Immer!"

Als er sich endlich zu Eichhorn zurückwandte, schüttelte er den Kopf, als ging's doch über seinen Derstand, als könnt' er's nicht sassen. "Ich will sort," sagte er mit verschleierter, halbversunkener Stimme. "Ich will Abschied nehmen. Darf ich Sie noch um etwas bitten, herr Doktor? Würden Sie mir wohl gestatten, daß ich Sie umarme?"

"Lieber, lieber herr!"

Eichhorn öffnete die Arme und trat auf ihn zu. Sie umschlangen sich. Während heinz Fischers Kopf eine Weile an des Doktors Schulter lag, sprach er leise in ihn hinein: "Ich hab Sie gehaßt! — Ich lieb' Sie jetzt! — Bitte, sagen Sie mir nun weiter nichts. Höchstens "Glückliche Reise", und dann ist's gut!"

Es war, als risse er sich los, da sie sich nun trennten. Mit ein paar raschen Schritten entsernte er sich; dann ging er langsam, wie man auf Friedhösen geht, der Pforte zu. Eichhorn sah ihm nach, die er draußen verschwand; tief ergriffen, staunend über das Schickal dieses Menschen, der an einem frischen Grab "ein neues Leben angesangen" hatte.

Erzählungskunst.

Don J. J. David.

Eine hübiche Anzahl deutsch-österreichischer Werke der Erzählungstunft liegt mir vor, genügend, Merkworte zu geben und Richtlinien zu führen, die sich vielleicht späterhin erweitern und füllen lassen.

Jum ersten Male seit vielen Jahren fällt ein starter Atzent auf einen heimischen Derlag. Der "Wiener Verlag" hat vieles von dem um sich vereinigt, das vordem in Deutschland ein Unterkommen suchte, hat sogar deutsche Autoren von Geltung sich zu verbinden gewußt.

Die Büchlein, die er bringt, sind bei mäßigem Preise recht gut ausgestattet nach Druck und Papier. Die Citelblätter sind gut und flott gezeichnet. Anderes, der blaue Vorstoß der ersten beiden Seiten, ist freilich minder zu rühmen und in hinsicht des guten Geschmades recht sehr ansechtbar.

Autoren, die man sonst ziemlich regesmäßig zu begrüßen gewohnt ist, sehlen annoch. Neue machen sich bemerklich. So hat sich Graf Carlo Stapinelli durch Shrlichteit der Arbeit und der Beobachtung eine Ausmerksamkeit erworben. Richard Schautal, immer noch in erster Linie Lyriker, hat seine "Mimi Lynz" aus einem früheren Sammelband herausgeschält — Insel-Verlag, Leipzig — und muß immer schärfer im Aug' behalten werden. Da ist viel Seinheit; nur manchmal ins Unsahliche übersteigert.

Ein einziges Werk größeren Umfanges sei diesmal erwähnt. Bei Cotta ist ein Roman von Philipp Langmann "Leben und Musik" erschienen. Er selber möchte in drei Schlagworten zum Derständnis seines Werkes hinführen. Motiv: "Die Kunst ist menschlich und das Leben ist grotest." Stoff: "Äußere und innere Kraft." Inhalt: "Die Geburt der Musik aus dem tragischen Gefühl." Mich haben sie nur verwirrt und ich besorge, es wird den meisten bei diesem wunderlichen Werk eines ehrlich Ringenden nicht anders gehen, der immer sucht, ohne zu sinden.

Das Groteste fordert humor. Daran fehlt es ganz. Ganz wunderschön setzt der Roman ein. Die Schilderung der Eltern des helden ist ganz meisterlich; Naturbilder von einer seltenen Schönheit und Innigseit der Sprache weden die höchsten Erwartungen und auch späterhin sindet man Gedanten über die Kunst von einer seltenen Tiefe und Nachdenklichkeit. Alles aber verslattert und entgleitet einer hand, die sich zu weit spannte, um mehr zu fassen, als sie nun einmal halten konnte. Selbst die Sprache, die ich sonst an Cangmann sehr liebe, blaßt ab und wird körpersos.

Eine Inhaltsangabe ist unmöglich. Da ist der Held Cudwig Strange, der sein Herz an die schöne, aber bose Carina Gerspitz zu verlieren verdammt ist. Durch sie kommt er um Brot und Stellung. Die unerhörten Erregungen aber lösen den musikalischen Genius in ihm aus und im traumwandelnden Zustand schafft er das erste jener Conwerke, die ihn hernach unsterblich machen. So ganz eigentlich im Schlaf beschert es der liebe Gott denen, die ihm teuer sind!

Da ist Franz Dolpes. Unehelicher Sohn einer armen Magd; aber von unerhörter Schlauheit und Kraft des Willens, die Carina so unterjochen, daß sie sich ganz ihm und seinen Zwecken hingibt. Kleiner Beamter einer Bant, hat er ausgeklügelt, daß keine noch so sinnreiche Kontrolle für eine gewisse Zeit die größten Unterschlagungen verhüten könne. Nicht weniger als fünf Millionen Gulden hat er so bei Seite geschafft, um es im gelegenen Augenblic dem Gouverneur der Bant zu sagen und seine Bedingungen für die Rückgabe und die Dermeidung eines unerhörten Standals zu stellen, den die Ausdedung einer solchen Schlamperei bedeuten würde. Eine runde Million, das Pöstchen eines Direktors, ein hoher Orden sind sein Lohn. Damit läßt sich schon etwas beginnen; und so wundert man sich gar nicht, daß er Multimillionär und Eisenbahnkönig wird und daß bernach sein Sohn die Biographie Stranges schreibt.

Eine launige Willtur der Namensgebung. Ein Bildhauer, der die prächtige Sigur des Lügengeistes Minotalos schafft, der einmal auf Kreta sein Unwesen getrieben und nun zwischen Parlament, Rathaus und Burgtheater den entsprechenden Plat sindet, heißt

Augen, und eine wunderbare, wortlose, ergreifende Freude 30g über sein Gesicht. Langsam wandte er sich und sah auf Elisens Grab, mit einem Blick, als wäre sie in dieser Stunde seine Frau geworden.

Die Augen füllten sich dann ebenso langsam mit zwei stehenbleibenden Tränen. "Herr Dottor! Herr Dottor!" murmelte er erst nach langem Schweigen. "Wie bin ich hiehergekommen — und wie geh' ich nun. — Ach, Herr Dottor! Ihnen danken. Das kann ich nicht. Ich — bin wie ein Kind. So hilflos. So selig. In all dem Unglück so selig. Ein neues Leben. Sie haben mir ein neues Leben gegeben. Ich sang ein neues Leben an. — O mein Gott, mein Gott!"

Er trat an das Grab. Er wollte offenbar auf die Knie', sinken; dann sah er aber doch nach rechts und links — in einiger Entsernung gingen Erwachsene mit Kindern — und die Knie bogen sich nur ein wenig, darauf stand er wieder aufrecht da. Er mußte aber doch noch einmal zu der Toten sprechen: "Ich dank" dir, Elise! ich dank" dir!" hauchte er zur Erde hin. Dann nach einer Weile: "Ich laß nicht von dir. Ich leb' mit dir fort. Immer! Immer! Immer!"

Als er sich endlich zu Eichhorn zurückwandte, schüttelte er den Kopf, als ging's doch über seinen Verstand, als könnt' er's nicht fassen. "Ich will fort," sagte er mit verschleierter, halbversunkener Stimme. "Ich will Abschied nehmen. Darf ich Sie noch um etwas bitten, herr Doktor? Würden Sie mir wohl gestatten, daß ich Sie umarme?"

"Lieber, lieber herr!"

Eichhorn öffnete die Arme und trat auf ihn zu. Sie umschlangen sich. Während heinz Fischers Kopf eine Weile an des Dottors Schulter lag, sprach er leise in ihn hinein: "Ich hab Sie gehaßt! — Ich lieb' Sie jett! — Bitte, sagen Sie mir nun weiter nichts. Höchstens "Glückliche Reise", und dann ist's gut!"

Es war, als risse er sich los, da sie sich nun trennten. Mit ein paar raschen Schritten entfernte er sich; dann ging er langsam, wie man auf Friedhösen geht, der Pforte zu. Eichhorn sah ihm nach, die er draußen verschwand; tief ergriffen, staunend über das Schickal dieses Menschen, der an einem frischen Grab "ein neues Leben angefangen" hatte.

Erzählungskunst.

Von J. J. David.

Eine hübsche Anzahl deutsch-österreichischer Werke der Erzählungskunst liegt mir vor, genügend, Merkworte zu geben und Richtlinien zu führen, die sich vielleicht späterhin erweitern und füllen lassen.

Jum ersten Male seit vielen Jahren fällt ein starter Atzent auf einen heimischen Verlag. Der "Wiener Verlag" hat vieles von dem um sich vereinigt, das vordem in Deutschland ein Unterkommen suchte, hat sogar deutsche Autoren von Geltung sich zu verbinden gewußt.

Die Büchlein, die er bringt, sind bei mäßigem Preise recht gut ausgestattet nach Drud und Papier. Die Titelblätter sind gut und flott gezeichnet. Anderes, der blaue Vorstoß der ersten beiden Seiten, ist freilich minder zu rühmen und in hinsicht des guten Geschmades recht sehr ansechtbar.

Autoren, die man sonst ziemlich regelmäßig zu begrüßen gewohnt ist, sehlen annoch. Neue machen sich bemerklich. So hat sich Graf Carlo Stapinelli durch Chrlichkeit der Arbeit und der Beobachtung eine Aufmerksamkeit erworben. Richard Schautal, immer noch in erster Linie Lyriker, hat seine "Mimi Lynz" aus einem früheren Sammelband herausgeschält — Insel-Verlag, Leipzig — und muß immer schärfer im Aug' behalten werden. Da ist viel Seinheit; nur manchmal ins Unsahliche übersteigert.

Ein einziges Werk größeren Umfanges sei diesmal erwähnt. Bei Cotta ist ein Roman von Philipp Langmann "Leben und Musik" erschienen. Er selber möchte in drei Schlagworten zum Verständnis seines Werkes hinführen. Motiv: "Die Kunst ist menschlich und das Leben ist grotest." Stoff: "Äußere und innere Kraft." Inhalt: "Die Geburt der Musik aus dem tragischen Gefühl." Mich haben sie nur verwirrt und ich besorge, es wird den meisten bei diesem wunderlichen Werk eines ehrlich Ringenden nicht anders gehen, der immer sucht, ohne zu sinden.

Das Groteste fordert humor. Daran fehlt es ganz. Ganz wunderschön setzt der Roman ein. Die Schilderung der Eltern des helden ist ganz meisterlich; Naturbilder von einer seltenen Schönheit und Innigkeit der Sprache weden die höchsten Erwartungen und auch späterhin sindet man Gedanken über die Kunst von einer seltenen Tiefe und Nachdenklichkeit. Alles aber verslattert und entgleitet einer hand, die sich zu weit spannte, um mehr zu fassen, als sie nun einmal halten konnte. Selbst die Sprache, die ich sonst an Cangmann sehr liebe, blaßt ab und wird körperlos.

Eine Inhaltsangabe ist unmöglich. Da ist der held Cudwig Strange, der sein herz an die schöne, aber bose Carina Gerspitz zu verlieren verdammt ist. Durch sie kommt er um Brot und Stellung. Die unerhörten Erregungen aber lösen den musikalischen Genius in ihm aus und im traumwandelnden Zustand schafft er das erste jener Conwerke, die ihn hernach unsterblich machen. So ganz eigentlich im Schlaf beschert es der liebe Gott benen, die ihm teuer sind!

Da ist Franz Dolpes. Unehelicher Sohn einer armen Magd; aber von unerhörter Schlauheit und Kraft des Willens, die Carina so untersochen, daß sie sich ganz ihm und seinen Zweden hingibt. Kleiner Beamter einer Bant, hat er ausgestügelt, daß teine noch so sinnreiche Kontrolle für eine gewisse Zeit die größten Unterschlagungen verhüten könne. Nicht weniger als fünf Millionen Gulden hat er so bei Seite geschafft, um es im gelegenen Augenblic dem Gouverneur der Bant zu sagen und seine Bedingungen für die Rückgabe und die Dermeidung eines unerhörten Standals zu stellen, den die Ausdedung einer solchen Schlamperei bedeuten würde. Eine runde Million, das Pöstchen eines Direttors, ein hoher Orden sind sein Lohn. Damit läßt sich schon etwas beginnen; und so wundert man sich gar nicht, daß er Multimillionär und Eisenbahntönig wird und daß hernach sein Sohn die Biographie Stranges schreibt.

Eine launige Willtur der Namensgebung. Ein Bildhauer, der die prächtige Sigur des Lügengeistes Minotalos schafft, der einmal auf Kreta sein Unwesen getrieben und nun zwischen Parlament, Rathaus und Burgtheater den entsprechenden Platz findet, heißt

Ennemos. Ein anderer benennt sich Unferdutz, Carinas ist schon gedacht. Dazwischen der Name Brieß, der seinen guten Geruch nach mährischem Malz an sich trägt. Nirgends ein Weltbild. Ironische Schnörkel am Schluß, von einer unfreien hand hingezeichnet, zerstören, was man sich vielleicht mühsam genug trotz aller hemmnisse von Eindruck gerettet hat. Der Dialog unlebendig. Ein sich Mühen um Symbole. Das unangenehme Gefühl, einer wolle durchaus sliegen, der sonst so tüchtig und tapfer auszuschreiten vermocht. Ich wünsche herzlich, ein andermal aus einer anderen Conart von Cangmann zu sprechen, an den ich glaube, den ich aber diesmal durchaus nicht zu begreifen vermag.

Sonst überwiegt die kurze Erzählung. Man merkt manchmal im besten Sinne, daß sie ursprünglich unter dem Strich in der Zeitung erschienen ist, wo ja auch echte Kunst manchmal ihren ganz guten Unterschlupf sindet, merkt's an der Begrenztheit, an einer gewissen Frische und Flottheit. Der Zusammenhang mit dem Feuilleton ist für unsere Erzähler nicht immer von Segen, beständig aber wichtig gewesen.

Da wäre Dr. Karl Schönherr ("Caritas." Wiener Verlag), der sich schon als Dramatiker tüchtig und erfreulich bewährt hat und dessen kleine Erzählungen als Musterstüde der Kraft und des Dortrages gelten müssen. Er ist im Grund seiner Seele ein Pathetiker wie die meisten, die auf der Bühne heimisch zu werden verstanden; er erzürnt sich heftig an Ungerechtigkeit und Widersinn, versteht das aber echt künstlerisch zu zeigen und zu hehlen und erzielt damit ganz eigene Wirkungen. Dazu kommt die allergenaueste Kenntnis der Kreise, die er schildert, ganz besonders seines Tiroler Völkleins, dem er tief ins herz gesehen; eine mächtige Körnigkeit der Sprache; Gewissenhaftigkeit sich selbst gegenüber, die ihn die schönste Sorgfalt an jede Arbeit wenden läßt: ein grimmiger humor — in der Geschichte von einem Studenten, der durchs Examen fällt zum Beispiel — um das Gesühl eines sicheren und wohlgehüteten Reichtums zu geben.

In eine Welt der Wunder führt uns hugo von hofmannsthal: "Das Märchen der 672. Nacht." (Ebenda, Bibliothek moderner deutscher Autoren.) Er ist der strengste Gegensatz zu Schönherr. Die Citelnovelle überwiegt an Wert weitaus die anderen drei, und ist erstaunlich an sich und für die frühe Reise des Dichters höchst bezeichnend. Denn sie ist entstanden, da er knapp zwanzig Jahre alt war. Da ist ein seierlicher Stil, der in schönem Rhythmus ohne ein einziges Straucheln dahinschreitet. Ein seltsames Flüstern und Raunen von Geheimnissen, die uns immerdar umgeben und uns geleiten bis an das uns vorbestimmte Ziel, ist in dieser reichen und schönen und köstlichen Fülle der Worte. Dazu eine unentrinnliche Macht der Stimmung, die über allen Dingen dieses verzauberten Cebens liegt, in das uns hosmannsthal sehen läßt mit Augen, die ins Dunkse und Geheime zu tauchen gewöhnt sind. Alles hat eine Bedeutung in sich neben der, die wir an ihm zu sehen psiegen. Das Ganze wirkt wie seierliche Musik, die aus Nacht uns entgegenschwebt und wiederum in ihr verzittert.

Aus einem Munde, bessen Jurus immer und aller Orten beachtet werden wird, ist erst fürzlich an dieser Stelle den großen hoffnungen Ausdruck gegeben worden, die man an das weitere, dramatische Schaffen von Artur Schnitzler knüpsen muß. Was er als Erzähler vermag, beweist "Die griechische Canzerin". (Ebenda.) Nicht so sehr die Citelnovelle vom Weib, das dem geliebten und von den Frauen verwöhnten Künstlergatten alles hingehen läßt, stolz auf sein Glück bei anderen scheint und sich dennoch an einer verhohlenen Eisersucht verzehrt; noch minder "Andreas Chameners letzter Brief". Das

hat uns einen recht unangenehmen Eindruck hinterlassen, ganz so, wie wenn Leute von Witz und Geschmack sich am Wirtshaustisch keinen besseren Spaß wissen, als mit einem armen Simpel ihren Spott zu treiben. Dafür ist "Der blinde Geronimo und sein Bruder" eine direkte Überraschung. Strenge Geschlossenheit; im Dortrag Ruhe und jene pragmatische Kunst, die kein überstüssiges Wort leidet; eine klare Tiefe. Ein Blinder, der mit dem Bruder bettelnd umzieht, durch dessen Kinder-Schuld er das Augenlicht verloren; und nun macht sich ein Fremder den frevelhaften Spaß, den ohnedies nur schlummernden Argwohn des Blinden gegen den Führer auszuweden. Wie das wirkt: wie er den Sehenden — zum Diebstahl treibt, damit er den Bruder nicht verliere, nicht den hilstosen fremden händen überlassen müsse, wie alsdann im Blinden die Erkenntnis des ungeheueren Opfers erwacht, das ihm gebracht wurde, wie die vergeltende Liebe in sein herz einzieht, das ist in seiner Wortlargheit von einer seltsamen Schönheit. Rechter Gegensat dazu, höchst übermütig und von einer frechen Anmut ist "Ezzentrit". Beste französsische Marke; eine höchst drollige Pointe nach einem Dialog, dessen Komit sich niemand entziehen kann.

Dielleicht fehlt es daran, wenn Felix Saltens "Der Schrei der Liebe" (ebenda) nicht ganz den rechten Eindruck macht. Ein physiologischer Scherz — in einem Land leben Frauen, denen im Augenblick der höchsten Ekstase sich ein Schrei entringt, der alles in sich saßt und ihr ganzes Wesen ausdrückt. Der König freit nun eine Fremde, der diese Gabe natürlich gebricht; also, trotz seiner Sehnsucht danach, vernimmt er ihren Schrei niemals und so bleibt sie ihm immer fremd und reizvoll. Das ist gar zu seierlich vorgetragen: in einer geschmückten und schwerfallenden Art, wenn die Manier von Saltens "Gedenktasel der Prinzessin Anna" besser angebracht wäre: heiteres Lachen für verhohlenes Schmunzeln. Wie aber Siegsried Trebitsch mit seinem "Verkauften Lächeln" in diese Gesellschaft kam, versteht man gar nicht. Um Bernard Shaw mag er seine Verdienste haben; seine früheren Erzählungen kenne ich nicht. Diese sind in jedem Sinn mäßig und hinken sprachlich bedenklich, desto auffallender, nachdem seht bei uns allgemein ein wirklich vortressslich vortressslich geschrieben wird. Da ist nichts und bei niemandem mehr zu bemängeln.

Sehr übermütig ist Rudolf Grein3' "Das goldene Kegelspiel". (Leipzig, Staadmann.) Er ist ein Tiroler wie Karl Schönherr und hat sich in ungewöhnlichem Maße den Sinn für volksmäßig derben Schwant bewahrt. Schwärzer nehmen ihre Rache an dem, der sie in die hände der Sinanzer geliesert. Sie nützen zu diesem Ende seine habgier und seinen Aberglauben und wissen ihn zum Schluß gar noch dahin zu bringen, daß er selber die geschmuggelte Ware an ihren Bestimmungsort trägt. Das geschieht mit viel List und mit sinnreicher Grausamkeit, an der sich das Volk gegenüber den Opfern seines humors nicht leicht genug tun kann. Es ist echte, ungebärdige Lustigkeit in der Sache; an den Dreikönigsaberglauben knüpft die andere Geschichte an, in der die Schnurre plöglich in Tragit umschnappt, während der "Stiegl-Bader" eine flott erzählte und ganz niedliche harmlosigkeit ist.

Es gibt taum einen Menschen, der hellere Augen im Kopse trägt, besser sieht, als Max Burchardt. ("Wahre Geschichten." Wiener Verlag.) Man tann schwer richtiger, ja geistreicher beobachten. Das ist alles ganz unansechtbar wahr und oftmals verblüssend neu. Nur — an der Ausführung sehlt es gern, so daß selbst unwahrscheinlich erscheint, was gewiß richtig ist. Er ist zu viel Catsachenmensch, der sich's an seinen Sunden ge-

nügen läßt, statt sie organisch durchzubilden und zu gestalten; durchaus Impressionist; und eine gewisse hast und flüchtigkeit lassen ihn nirgends mit künstlerischer Liebe weilen. Durchaus anregend, ohne zur eigentlichen Gestaltung vorzudringen — auch in der Sprache, die immer noch ein wenig nach Juristen-Deutsch schmedt.

Erwähnt seien noch die Novellen von Stephan Zweig. ("Die Liebe der Erika Ewald." Berlin. Egon Fleischel & Cie.) Zweig ist noch sehr jung. Er hat viel Kunstverstand und Sinn für Feinheit; ist für seine Jahre technisch sehr sicher und verheißt manches, bis er sich erst selber entdedt haben wird.

Ich habe mich diesmal absichtlich aufs Deutsch-Österreichische beschränkt, um nicht ins Uferlose zu geraten, um die Erscheinungen mindestens andeutend zeichnen zu können, die uns beschäftigen; es wird uns ja doch nicht erspart bleiben, ein andermal dahin steuern zu müssen, und einmal und bei einer solchen Gelegenheit dürsen wir vielleicht aller Gastlichkeit vergessen und für uns den Dortritt in Anspruch nehmen.

Wir haben nun schon einen sicheren und höchst achtenswerten Besitz an guten, ja an ganz ausgezeichneten Erzählern. Es wird mit Ernst geschaffen. Die Tradition, aus der heraus allein eine gesunde Fortentwicklung möglich ist, wenn sonst, bei dreisten Sprüngen, nur zu gern auch Brüche entstehen, wird wiederum nach ihrem wahren Wert begriffen. Man such stil und man wird ihn also bestimmt wiederum entdeden und üben.

Der hauptatzent liegt wohl gegenwärtig noch an den Wienern, die ansässig sind an einer uralten Kulturstätte und ihrer Uberlieserungen und Instinkte teilhaftig. Die Provinz aber kann nicht mehr vernachlässigt werden, und daß Länder mit hestigen, nationalen und politischen Gegensähen — man erinnere sich der beiden Ciroler — so tüchtig und nach ihrer Sonderart vertreten aufrückten, beweist eben nur das Stählende jedes Kampses, der auch den Künstler zur Parteinahme zwingt. Natürlich in seiner Art. Ein Leitartikel kann ein Kunstwerk sein; das Kunstwerk aber, das als Leitartikel wirken will, das ist höchst überstüssig.

Der Humor traut sich wieder vor. Allzulang war er verpönt und in die große Acht getan von allen, die selber keinen haben und also jede Lustigkeit beschreien, die sie selbst zu empsinden unsähig sind. Er galt für "unsein" — das schändlichste Wort für einen schmählichen Begriff! Nun besinnt man sich seiner wieder, und das ist an sich erfreulich und eine neue, schöne Bürgschaft für die Zukunst. Denn der Süddeutsche ist im Grund heiter und nach der Sonnenseite hin gewendet. Er hat Spott und Witz und Schlagsertigteit einer Mundart überdies, die immer anmutig bleibt, wenn man sie schreibt, wie sie im Munde kluger und nicht ungebildeter Frauen klingt, und niemals scharf und verletzend wirkt. Der Mann, der dies Instrument vollkommen meistern möchte, der könnte ihm noch ungeahnte und überraschende Wirtungen entloden.

Dazu tommt gegenwärtig eine große Mannigsaltigkeit der Begabungen. Nicht einer unter ihnen gleicht dem anderen; jeder trägt einen besonderen Jug an sich und ist bemüht, das Sledchen oder das Winkelchen zu sinden, da er sich einheimen und nach seiner Art wirken kann. Und es ist nichts Kommandiertes an allem, wenn man sonst in den Literaturund Kunstbestrebungen unserer Tage nur zu oft den schnarrenden Seldwebelton zu vernehmen meint, der nun diese, nun eine andere Richtung zu nehmen besiehlt. Wir lassen uns nun einmal schwer disziplinieren; horchen vielleicht ein Weilchen Schlagworten, um sie doch nur so lang zu befolgen, als wir des eigenen Weges selber nicht völlig sicher

sind. Das Eigenbrödlerwesen, mertwürdig genug bei seinen geselligen Anlagen, auch der Hang zur Vereinzelung stedt nun einmal unausrottbar im Österreicher. Nur in der Jugend gefällt er sich in der Herde; hernach wenn er irgend begabt ist, isoliert er sich gewiß, hat er erst einmal seine Jahre und seine Reise erlangt.

Im allgemeinen: wir stehen zur Zeit gar nicht übel im Erzählerwesen. Und die Kette, die beim armen Spielmann und Friedrich Halms Novellen angeschlungen ward, erstredt sich schön gegliedert, sest und harmonisch verbunden, mit einer freilich ziemlich ausgiebigen Lüde, dis auf unsere Tage.

Reformen im Zeichenunterrichte Österreichs.

Dom Universitäts- und Atademie-Dozenten, Kustos Dr. M. Dreger.

Im Zeichenunterrichte scheint das 19. Jahrhundert unbewußt dem Darwinschen Gesetze von der Auslese der Tüchtigsten gefolgt zu sein; denn es mußte jemand schon sehr viel Talent haben, um bei diesem Unterrichte nicht zugrunde zu gehen. Heute glaubt man jedoch nicht mehr an dieses Gesetz Darwins. Man weiß, daß die große Kindersterblichteit nicht die Auswahl der Besten, verbürgt, sondern zumeist nur auf den Mangel gesunder Mutterbrust deutet. Auch an dem geistigen und insbesondere künstlerischen Siechtume so vieler Kinder trägt unnatürliche Ernährung die Hauptschuld.

Wir sollten eigentlich alle zeichnen und malen können, wie wir ja auch alle sprechen können; allerdings wird es der eine besser, der andere weniger gut machen. Aber warum soll man etwas Geschautes oder in der Erinnerung Festgehaltenes nicht wiedergeben können? Man ist deshalb noch bei weitem kein Künstler, wie man noch kein Dichter ist, weil man etwas Vernünftiges sagen kann. Ob man ein Künstler ist oder nicht, das hängt natürsich davon ab, was sür Gedanken und Gesühle man mit Worten, Bleististe, Pinselstrichen oder sonstwie auszudrücken vermag und mit welcher Überzeugungskraft. Aber die Erscheinungen des Alltages sollte jeder erzählen und auch jeder für das Auge darstellen können. Und da wir gewöhnlich Dinge mitteilen, die vorüber sind, und da auch das Zukunstsbild sich aus Ersahrungen aufbaut, sollte besonders die Klarheit des Erinnerungsbildes gepsset werden. Man erkennt ja in jeder Gerichtsverhandlung, wie sehr es daran mangelt.

Beim Überwiegen des Wortbildes in unserem Denken begnügen wir uns vielsach mit dem Sesthalten oberstächlicher Eindrücke; denn, da man viele Einzelheiten, den Linienschwung etwa eines Gesichtes, mit Worten nicht fassen tann, so prägen wir sie uns auch nicht ein und es versagt hiebei dann gewöhnlich unser Gedächtnis.

Wir muffen schärfer sehen lernen. Ein tüchtiger Botaniter, der im Zeichnen noch so ungeübt sein mag, wird uns die hauptformen einer Pflanze mit wenigen Strichen flar machen können; denn man kann alles zeichnen, von dem man weiß, wie es ift.

Natürlich wird Übung der hand da wesentlich fördern; aber die hauptsache ist, man muß eine Sache im Kopse haben, wenn man jederzeit imstande sein will, sie wiederzugeben.

Und man begreift, daß die Sähigkeit, dies zu tun, für zahlreiche Berufsklaffen die größte Sörderung bietet.

Wie viel leichter könnte sich der Cehrer mit seinem Schüler verständigen, der Aufstraggeber mit dem handwerker; und wie anders wird ein handwerker arbeiten, dem die Zeichnung wirklich vertraut ist!

Eine Mitursache, warum heute so unglaublich viel abscheuliche Gebäude errichtet und die Bauherren von provisionsgierigen Architekten immer aufs neue um ihr Geld geprellt werden, liegt darin, daß der arme Bauherr sich von der künstigen Wirkung des in Zeichnung vorgelegten Baues nicht die geringste Vorstellung machen kann. Wer aber selbst zeichnet und klare Erinnerungsbilder hat, kann auch die Zeichnungen anderer leichter begreifen und bestimmte Erinnerungsbilder mit ihnen verknüpsen; auch werden ihn äußerer Tand und schwindelhafte Perspektiven weniger täuschen. Also für das praktische Leben ist das Sesthalten und Wiedergebenkönnen klarer Erinnerungsbilder gewiß von größter Bedeutung.

Ob auch für die tünstlerische Entwicklung? Nun, der Kunsthistoriker weiß, daß das Erinnerungsbild das Urmaterial des Schassens in all den Künsten ist, in denen es sich um das Ausleben unserer Vorstellungen handelt, also in Dichtung, Malerei und Bildnerei. Der Kunsthistoriker zeigt, wie das Erinnerungsbild primitiver Völker noch ein ganz allgemeines ist, wie es dann — in alter Zeit etwa bei Vorder-Asiaten oder Ägyptern und vollends bei den Griechen — durch sortdauerndes Vergleichen mit der Natur und tieseres Eindringen in sie sich verseinert und vervollständigt hat, wie es aber selbst noch in der Malerei des 17. Jahrhunderts und noch in unserer Zeit die Grundlage des Kunstschaffens bildet. Denn was ist der Impressionismus anderes, als die Wiedergabe eines verseinerten Erinnerungsbildes, etwa der Erinnerung an die Bewegung des Wassers oder ziehender Wolken?

Wenn jeder einzelne von uns körperlich die ganze Entwicklung vom primitivsten zum höchsten Lebewesen durchmachen muß, so bleibt uns das auch in der geistigen Ausbildung nicht erspart. Ja auch in der Kunst wird für jeden einzelnen wohl der Weg der natürliche sein, den die Kunstentwicklung im allgemeinen durchgemacht hat. Auch beim einzelnen handelt es sich vor allem um die Ausbildung und Verseinerung des Erinnerungsbildes, das für die Betätigung der Phantasie dann überhaupt erst das Material bietet. Und zwar müssen wir über alles als Erinnerungsbild versügen, sowohl über die Formen der Natur, als über die der menschengeschaffenen Werke und der Kunst selbst. Der Kupsertreiber, der eine Ranke immer nur nach der Vorlage arbeitet, wird immer unfrei bleiben, der aber, der nur ihr geistiges Bild vor sich hat, wird sie unwillkürlich der Form des Gegenstandes und dem Materiale entsprechend ummodeln.

Wir gebrauchen das Wort Stil in doppeltem Sinne, entweder in mehr geistigem oder in mehr materiellem; wir sprechen von gotischem Stile und vom Metallstil. Die einzelnen Zeiten, die einzelnen Völker und Individuen haben verschiedene Erinnerungsbilder und ordnen sie mit verschiedenem rhythmischen Gefühle: so entsteht der Zeitstil und der persönliche Stil. Der Materialstil entsteht, wie eben an dem Beispiel des Metallarbeiters daraestellt wurde.

Das unmittelbare Kopieren mag ja manchmal von praktischem und auch von erziehlichem Werte sein; zur Grundlage der Ausbildung sollte es aber nicht gemacht werden.

* * *

heute sind aber die Cehrer selbst noch fast ausschließlich in diesem Kopieren erzogen. Ich will deshalb jedoch keineswegs den einzelnen Lehrer beschuldigen; es ist troß der schwierigen Verhältnisse von vielen Seiten immer Tüchtiges geleistet worden. Im Gegenteile, ich will es mit Bewunderung an den österreichischen Lehrern hervorheben, wie sie aus eigener Kraft sich emporgerafft haben.

An den Volksschulen sind eigene Zeichenlehrer wohl nicht vorhanden; an den Bürgerschulen jedoch, an denen die Cehrer ja nach den Sächern getrennt sind, gibt es auch besondere Zeichenlehrer; sie haben ihre Prüfung aus der Gruppe Mathematik, Geometrie und Freihandzeichnen gemacht. Die Vorbildung im Zeichnen müssen sich diese Cehrer wohl großenteils auf privatem Wege verschaffen; denn wöchentlich drei Zeichenstunden, im letzten Jahrgange nur zwei, wie sie an den Cehrerbildungsanstalten eingeführt sind, können wohl kaum genügen — um so weniger, als im letzten halbjahre sast nur "Methodit des Zeichnens" aus Büchern gelehrt wird.

Die Zeichenlehrer der Mittelschulen entstammen bisher hauptsächlich der Wiener und der Prager Kunstgewerbeschule, an denen sie einen vierjährigen Kurs durchzumachen haben, und nur zum kleinen Teile den Kunstakademien. Am Schlusse der Ausbildung steht eine praktische und theoretische Staatsprüfung, die vor einer Kommission — merkwürdigerweise — an der Technik abgelegt wird. Wenn ich nicht irre, beabsichtigte die Direktion der Wiener Kunstgewerbeschule, die Ausbildung der gesamten Mittelschul-Zeich enlehrer an ihrer Anstalt zu vereinigen. Ob diese Absicht nun durchgeführt werden wird, ist mir nicht bekannt.

für die Cehrer des Zeichenfaches an den hochschulen lassen sich bestimmte Ausbildungsregeln natürlich nicht vorschreiben.

* * *

Wirklich epochemachend für den unteren Schulunterricht im Zeichnen war eine Ausstellung, die im Jahre 1900 von der Staatsrealschule im VII. Wiener Bezirke zur Seier ihres fünfzigjährigen Bestandes veranstaltet worden war.

Es waren da nebeneinander Zeichnungen "nach der Vorschrift" und nach der Natur zu seben. Gefäße. Blätter. Schmetterlinge und andere kleine Ciere und Dinge waren nach ber Natur gezeichnet; wirkliche Erinnerungsbilder gab es meines Wissens allerdings noch nicht. Die Neuerungen waren von Franz Cizek seit dem Jahre 1898 an der Schule erprobt worden. Es soll hier aber auch das Verdienst des Schulinspettors Cangl nicht unerwähnt bleiben; er hat Cizet die nötige Freiheit gewährt und auch bei der Ausstellung mit seiner Anerkennung nicht zurückgehalten. Ich möchte hier auch erwähnen, daß meines Wissens Cizet und Roller, der auf anderem Gebiete des Zeichenunterrichtes reformierend tätig war, gang unabhangig voneinander vorgingen. Einer der ersten, die fich an Cizet anschlossen, war der Lehrer Josef Blachfelner, der an der Bürgerschule in Ottatring die neue Zeichenmethode nach der Natur mit großem Erfolge durchführte. Blachfelner war auch Dorftand des Ofterreichischen Zeichenlehrervereines, der dann Kurfe zur Dermittlung der neuen Methode durch den Zeichenlehrer der erwähnten Staatsrealschule, Straffer, und durch seinen Supplenten und Affistenten Cizet abhalten ließ; Straffer war Instruktor für Modellieren, Cizek für Zeichnen und Malen. Blachfelner hat bie Angriffe, die er für sein Bemühen zu erleiden hatte, heute wohl verschmerzt.

Einzelheiten zu berichten, mangelt mir die nähere Kenntnis; doch haben meines Wissens die Bürgerschullehrer mehrere Kurse für sich, meist auf eigene Kosten, veranstaltet; später hat auch die Wiener Gemeindeverwaltung einen ähnliche Ziele verfolgenden Kurs unterstützt.

Die ersten Kursteilnehmer Cizets waren aus ganz Österreich zusammengetommen und hatten dann in ihrer Heimat wieder neue Lehrgänge errichtet, so in Aussig, Marienbad, Frieded, Berndorf, Feldtirch; in Graz hält der Sachschulinspettor, Schulrat Andel, Kurse ab und darf mit Erlaubnis des steirischen Landesschulrates in einer Schule Proben ab-halten, bei denen die Kinder Versuche im unmittelbaren Freihandzeichnen und im Pinselzeichnen nach Erinnerungsbildern machen.

Seit dem Jahre 1901 hat nämlich Cizet bereits auch das Erinnerungszeichnen und das freie Teichnen mit dem Pinsel geübt und dies sind wohl die wichtigsten Neuerungen in der ganzen Unterrichtsmethode.

Cizet bekennt es selbst gerne, daß die Anregung zu der Reform nicht zum geringsten Teile vom Professor Franz Rump I er ausgegangen ist, einem seinen, philosophischen Geiste, einem Manne, von dem man es wirklich bedauert, daß er sich freiwillig gänzlich zurückgezogen hat.

Eine der ersten Taten Rumplers an der Akademie war die Verbannung der "antiken Gipse" aus seinem Zeichensaale; an ihre Stelle kamen Donatello, Verrocchio und andere Meister des Quattrocento — und rasch ging es im Unterrichte zur Natur selbst. Auch das Pinselzeichnen, d. h. das Malen mit dem Pinsel ohne Vorzeichnung, wurde bereits Ende der Achtzigersahre bei Rumpler geübt.

Cizek gehört zu den ersten "Rumpler-Schülern", zu denen auch Moser, Auchenthaler, Liszt und in gewissem Sinne Schmutzer zu zählen sind. Auf Roller hat Rumpler wohl nur indirekt Einfluß gehabt.

Wie weit auf Cizet auch Bücher gewirft haben, kann ich nicht beurteilen; doch kannte er wohl die Arbeiten von Georg hirth, Sully, Prang und Liberty-Tad, sowie die Schrift von Muthesius über das Zeichnen an den Dolksschulen Englands. Die hamburger Bewegung, die sich wohl hauptsächlich auf Muthesius' Anregung hin entwidelte, lernte Cizet offenbar erst kennen, als er seine Methode schon ausgebildet hatte. Die Derwendung des Pinsels, der in hamburg, ähnlich wie in England, eigentlich nur zum Kolorieren der Zeichnungen dient, ist bei ihm eben eine ganz andere: er zeichnet dirett slächenhaft mit ihm. Einige Anregung bot vielleicht Japan. Don besonderer Bedeutung waren für Cizet aber sedenfalls die Ersahrungen an einer Masschule, die er 1898 und 1899 in Wien innehatte. Überhaupt scheint sich seine Methode, deren glänzende Erzebnisse man in der letten Ausstellung des Österreichischen Museums bewundern konnte, hauptsächlich aus der Praxis entwidelt zu haben.

Das Unterrichtsministerium hat gewiß sehr gut daran geran, diese ausgezeichnete Lehrtrast sin sie zu gewinnen. Sunächt wurde Cipel als Seicheniehrer an der, als hervorragend anersannten, staatlichen Sachichule sür Kunstdickerei in Wen augestellt und num werst er auch als Lehrer zur Ausbildung der "Lehramissanddaten für das Seichensach au den Mittelschulen".

Man jah in der ermähnten einstellung Seichnungen von Unaben, Arbeiten, die in der Ubungsichale unter Leitung jelicher Lehrumtskandskann ausgeführt werden waren:

es waren frei mit der Kohle oder dem Pinsel hingesetzte Erinnerungsbilder, und manche darunter — wie ein Einspännerpferd — von bewunderungswürdiger Sicherheit und Echtheit der Empfindung.

Cizek unterscheidet "Erinnerungszeichnen", bei dem plötzlich und willkürlich genannte Gegenstände rasch mit Pinsel und Rohle aus der Erinnerung hingesetzt werden, und "Gedächtniszeichnen", bei dem die Gegenstände genau beobachtet und durchgesprochen und dann erst aus dem Gedächtnisse wiedergegeben werden. Hauptsache ist das Sehenlernen; beshalb wohl werden im allgemeinen auch nur rasch fördernde Zeichenmaterialien zur Anwendung gebracht. Aber daß dies Sehenlernen erreicht wird, beweisen die vorgebrachten Proben.

Auf Rollers große Derdienste — seine hervorragendste Bedeutung als Cehrer liegt vielleicht in dem Zeichnen nach dem bewegten Modelle und in dem ausgezeichneten Aktstudium — möchte ich hier nicht eingehen, auch nicht auf das eigentliche kunstgewerbliche Zeichnen; denn meine Ausführungen sind ohnehin schon etwas zu lang geworden.

Ich wollte nur zeigen, daß unser Zeichenunterricht tatsächlich eine frische Entwicklung erkennen läßt, und daß dies am meisten für die Echtheit der Bewegung spricht, daß sie einen naturgemäßen Ursprung und Derlauf genommen hat; dazu rechne ich auch die zeitweilige Beseindung und den Umstand, daß wohl noch nicht alles ganz geklärt ist, sowie daß manches noch weiteren Ausbauens bedarf. Das Neue ist aber nichts Aufgezwungenes; die Lehrerschaft, der Atademieprosessor wie der Bürgerschullehrer, haben es selbst ausgebildet und Gemeinde und Regierung haben das naturgemäß Erwachsene dann verständnisvoll gefördert. So scheinen die Bürgschaften für eine gesunde Weiterentwicklnug gegeben zu sein.

-- .

Chronif.

Technit.

3m Mittelpuntte des Interesses, dem die technischen Wissenschaften gegenwärtig in gang besonderem Grade allenthalben begegnen, stehen ohne 3weifel die fortidrittlichen Bestrebungen des modernen Maschinenbaues. Die Dampfmaschine ift in ihrem Werdegange an eine Epoche gelangt, beren Wefen fich vielleicht am besten burch den hinweis auf jene Wirtungen tennzeichnen läßt, die einft die Aufnahme des Eisens als hervorragenden und mafgebenden Bauftoff in der Bautechnit und speziell im hochbau bervorgerufen bat. Eine neue Zeit mit neuen Aufgaben für die Sorichung und für die Anwendung. Eine neue Zeit, ju ber die technischen und wirtschaftlichen Derhaltnisse der letten Jahre gewaltsam hindrangten. Der machtigfte Sattor hiebei war und ist noch heute die rasch steigende Anwendung der Elettrigität als Betriebstraft. Die Dampfmaschine fab fich einerseits in dem von ihr bis dahin unbedroht beherrichten Betätigungsfelde beschränft und wurde anderseits als unentbehrlich für die Erregung des elettriichen Betriebsstromes, deffen Ursprung in Bewegung liegt, vor Probleme geftellt, die neu und schwierig waren. Die Cojung derfelben erfchien um fo wichtiger und bringender, als die Elettrigitat, mit ihrer Derwertungsftelle nicht an die Erzeugungsstelle gebunden, die Ausnützung der Wasserträfte erstrebte und über die Dampfmafchine, wenn fie den Sorderungen nicht gu entsprechen vermochte, rudfichtslos binmeggufchreiten brohte.

Daneben erschien nun auch das unheimliche Gespenst der großen, wirtschaftlichen Depression, deren Wirkungen vor allem in den zahlreichen Sabriken für Dampsmaschinen empsindlich bemerkbar wurden. Die dsterreichischen Maschinenbauanstalten waren nicht die letzten, die der allgemeine wirtschaftliche Niedergang in seinen Banntreis zog; hier machten sich auch noch andere Verhältnisse gestend, die an dieser Stelle eine weitere Erörterung nicht sinden sollen. Genug daran: der Wettbewerb war zu groß, der Bedarf zu gering. Der Wegweiser zu besseren Zeiten wies geradeaus nach dem Pfade einer entschiedenen, tief eingreisenden, gründlichen Derentschiedenen, tief eingreisenden, gründlichen Derentschiedenen geschlichen der Westbewerb war zu groß, der Wegweiser zu besseren zu großen der Wegweiser zu besteht der Westbewerb war zu großen zu großen der Wegweiser zu besteht der Westbewerb war zu großen zu großen der Westbewerb war zu großen zu großen der Westbewerb war zu großen z

vollkommnung des Dampfmaschinenbaues, um ihm ein größeres Absate und Verwendungsgebiet zu erschließen. Wohin man streben mußte, war gegeben; man hatte nur notwendig, den in der Technik allgemein gültigen Grundsat wirtschaftlicher Arbeit bis in sein Äußerstes zu verfolgen, also die arbeitliefernde Spannkraft des Dampfes mit allen Mitteln weitgehend auszunützen.

Und diese Mittel lagen gleichsam am Wege; es war nur notwendig, daß sich endlich Sorschung und Praxis ernsthaft mit den gegebenen Anregungen befaßten. Das geschah in Gsterreich in der zweiten hälfte des vergangenen Jahrzehnts, an der Wende des Jahrhunderts. Den österreichischen Maschinenfabriken stehen in vielen Fragen, deren Lösung die Cheorie nicht entbehren kann, hervorragende Gelehrte beratend zur Seite, wie z. B. Professor hausse, Dr. Doerfel in Prag. Es lohnt sich und scheint auch geboten, diesen Fortschritten etwas näherzutreten.

Schon vor mehr als 50 Jahren hat ber bekannte Ingenieur und Physiter Gustav Abolf hirn vorgeschlagen, den mit Wafferteilchen durchfesten Keffelbampf auf feinem Wege gu ben Dampfgnlindern, in denen feine Ausdehnungstraft gur Arbeitsleiftung herangezogen wird, mit hilfe der in den Rauchfang entströmenden Beiggafe zu trodnen und zu überhigen, alfo feine Temperatur über jene Grenze gu fteigern, bei der die geringfte Warmeentziehung sofort einen Teil des Dampfes in Wasser verwandelt. Auch der überhitte Dampf verliert auf dem Wege durch die Ceitung und in den Inlindern einen Teil feiner Warme, aber diefer Warmeverluft bewirft noch teine Kondensation - darin liegt ein Teil der Wirtschaftlichfeit feiner Anwendung. Der andere Teil liegt in der Dolumenvergrößerung der Dampfmenge durch die Uberhitung, denn bei überhittem Dampfe tann mit dem gleichen Dampfquantum, wie bei naffem Dampfe, ein größerer Teil des Inlinders gefüllt werden; diefelbe Ceiftung fordert also weniger Dampfmenge und diese Ersparnis an Dampfmenge ist gleichbedeutend mit Ersparnis an Brennstoff oder auch mit einer Steigerung der Leistungsfähigfeit des Kessels. Bei den gebräuchlichen Spannungen von 10 bis 12 Atmosphären liegt die Temperatur des Nafdampfes zwijchen 180 und 190° C. Sur

die Aberhitung des Dampfes icheint nach den bisherigen Erfahrungen die prattifch gunftige Grenze bei 300 bis 350° C zu liegen. Dabei beträgt die Dermehrung des Leiftungsvermögens des Kessels etwa 25%, die Ersparnis an Kessels wasser bis 3u 33%, die Ersparnis an Brenn-ftoff im Durchschnitte 25%; diese Jahlen ruden die großen Dorteile der Dampfüberhitung felbft für den Caien in helles Licht. Die Anwendung ber Aberhigung, namentlich bei Dampfmafdinen gewöhnlicher Bauart, in Ofterreich eingeführt zu haben, ist das Derdienst der Dampflesselfabrit von Durr, Gebre & Co. in Möbling; ibr folgten bald alle großen Maschinenfabriten und heute hat der Betrieb mit überhittem Dampfe, besonders auch bei Neuanlagen, in Ofterreich eine unzweifelhaft hervorragende Ausbreitung gefunden.

Jungeren Datums ift ber Bau pon Dampf. turbinen in Ofterreich; man tonnte eigentlich fagen: allerjungften Datums. Der Gebante ber Dampfturbine ist freilich fehr alt, wenn die "historie", die davon erzählt, wahrheitsgetreu berichtet; schon vor zwei Jahrtausenden soll Heron in Alexandrien ihn gedacht haben; lebendig im Sinne reeller Arbeit wurde er erft durch bie elettrifche Majdine. In der Kolbendampfmajdine muß die hin und her gebende Bewegung des Kolbens durch Dermittlung einer Kurbel in eine brebende Bewegung entsprechend der Bewegungsweise der Dynamomaschine, die sie angutreiben hat, umgewandelt werden; diese Bewegungsumsetzung bedeutet Arbeitsperluft und beeintrachtigt die Gleichmäßigkeit des Caufes. Eine "rotierende Dampfmafchine" fann gleich den Wassermotoren mit der Dynamomaschine unmittelbar verbunden werden - ihre Konstruttion murde geradezu ein Gebot der Selbsterhaltung für den Dampfmaschinenbau, und so ging aus Studium und Dersuch die Dampfturbine in einer Gestalt hervor, die für ihren vollen Sieg Burg. schaft leistet.

In der Dampfturbine wird neben der Erpanfionstraft des Dampfes auch deffen Strömungsenergie verwertet. Stromender Wafferdampf fest Schaufelrader in Umdrehung; die hiebei geleiftete mechanische Arbeit wird auf Wellen übertragen. die mit den Wellen der anzutreibenden Maschinen birett verbunden find. So einfach und richtig ber Gedante - fo gewaltig find die Schwierigfeiten, benen feine Derwirflichung begegnete, fo gewaltig erscheint uns aber auch heute die geiftige Arbeit, die geleiftet werden mußte, um biefer Schwierigfeiten fo weit herr gu werben, daß von einer naben siegreichen Butunft ber Dampfturbine gefprocen werden tann. Jahlreiche Ingenieure, die die Arbeit ihres Cebens bem Problem der rotierenden Dampfmafdine gewidmet, sind an diefen Schwierigfeiten gescheitert, vor allem an dem Dunkel, das über den Gesehen der Dampsströmung lagerte, und an der Unmöglicheit, der enormen Geschwindigkeit ferr zu werden, mit welcher der Damps aus den Düsen gegen die Räder strömt. Diese Geschwindigkeit erreicht in einer Setunde 800 bis 1000 m und bedingt Umdrehungsgeschwindigkeiten der Curbinenräder, welche für den Antried von Arbeitsmaschinen nicht ersorderlich sind und überdies manche konstruktiven Bedenken wachrusen mußten.

hat man in ben Sachtreisen die ersten Anregungen unbeachtet gelaffen und die erften Konftruttionen mit Miftrauen begleitet, fo zeitigte nun die Erkenntnis ihrer Bedeutungen und die mühlam errungenen Erfolge der erften Pfabfinder, zu denen De Caval und Parfons gehoren, vielfach neue Spfteme, fortidreitenb aufgebaut auf den Erfahrungen ihrer jeweiligen Dorläufer. In Cavals Curbine treibt der ftromende Dampf ein einziges, verhältnismäßig fleines Rad und verleiht ihm eine hohe Umfangsgeschwindig. teit; in der Curbine von Parfons wirft ber Rudftof des Dampfes, der nach und nach mebrere Einlaufapparate und Schaufelraber burd. ftromt und auf folde Weise allmählich feine anfangs große Geschwindigfeit vermindert. Die Curbinen von Rateau, von Curtis und von Riedler-Stumpf find Aftionsturbinen; ber Dampf treibt durch feinen Drud das Curbinenrad; die Ermäßigung feiner Gefdwindigfeit erfolgt im Sinne der Konstruttion, die Darsons für feine Turbine gewählt hat.

Die Dampfturbine ift der Kolbendampfmajdine gefährlich geworben. Wohl an 300.000 Pferdestärken werden bereits von Dampfturbinen geliefert, und zwar in Einheiten von bedeutenden Leistungen, von Turbinen bis gu 5000 Pferdeftarten und darüber. Ihre billige und einfache Aufftellung - eine 600pferdige Dampfturbine murde in fünf Cagen montiert - ihr geringer Raumbedarf und ihr verhaltnismäßig geringes Gewicht - eine Parsons-Curbine soll nur den vierten Ceil, eine Curtis-Curbine nur ben achten Teil einer gleich ftarten Kolbenmafdine wiegen - ihr ftof. freier, ruhiger Gang, ihr gleichmäßiger Cauf, ihr geringer Olverbrauch, ihre einfache Wartung, ihr besonders guter mechanischer Wirtungsgrad find Eigenschaften von großer technischer und wirticaftlicher Bedeutung, Eigenschaften, die besonders im Betriebe der Schiffsmaschinen fic geltend machen. In England find bereits 28 Turbinendampfer im Betriebe und mehrere neue Turbinendampfer fteben im Bau. In Ofterreich find die Erfte Brunner Mafdinenfabrits-Attiengesellicaft und die Stoda-Werte in Pilfen frifc ans Wert gegangen und haben aus ber Jahl ber Syfteme zwei berausgegriffen, auf beren Jutunft sie vertrauen; in Brunn werben Parsons', in Pilsen werden Rateaus Damps- turbinen gebaut.

Unterdessen haben die fünf bohmischen Majdinenfabriten,* die fich vor turgem gu gemeinsamer Catiqleit und gemeinsamem Kampfe gegen die Ungunst der Zeiten vereinigt haben, im Bunde mit Siemens & Halste, der befannten Elektrizitätsfirma in Wien, die beute die Sirma der Siemens-Schudert-Werfe bildet, auf anderem Gebiete einen erfreulichen Erfolg errungen. Die Jury für die vom handelsminister ausgeschriebene Preistonturreng für das Schiffshebewert bei Prerau hat ihnen für das Projekt "Universell" den ersten Dreis zuerkannt. Die Preisverteilung in diesem interessanten Wettbewerbe war das groke technische Ereignis ber letten Wochen. Sie wird in den Sachblättern und in den Sachvereinen noch manche Erörterung erfahren, gu der die jungft erfolgte Deröffentlichung des Juryprototolls Anlag und Grundlage gewährt. Man war von der Jusammensetzung der Jury in mehrfacher Beziehung überrascht — wie man fich ihrem Urteile in den Sachfreisen gegenüberftellen wird, läßt fich vorderhand noch nicht ertennen. Dorläufig find ja nur bezüglich des preisgefronten Projetts die technischen Grundlagen des allgemeinen Entwurfes und feiner tonftruttiven Durchführung burch Deröffentlichungen seitens des Direktors Schönbach, des geistigen Urhebers dieses Projetts, weiteren Kreisen befannt geworden. Nun werden auch die anderen Bewerber folgen und ihre Entwürfe ber technischen Offentlichteit por Augen führen, um auch ihr Konnen und ihre Ceiftungen bargulegen. Die lette und entscheidende Inftang ift freilich die Praxis. Sie schreitet sehr oft mit unerbittlichem Schritte über die glanzenden Urteile der Theorie hinweg, um gu Ehren gu bringen, was dieser der Anerkennung nicht wert erschien. So wurde ja auch die Cotomotive Dindobona, die bei dem Wettbewerbe auf den höhen des Semmerings (1854) unterlag, später das Urbild der modernen Gebirgslotomotive, mahrend die preisgefronte Cotomotive teine siegreichen Nachfolger fand. Das mag ein Troft fein für alle, die in diesem jungften internationalen Wettbewerbe unterlegen find - freilich ein fcwacher Croft, benn bas preisgefronte Projett steht, soweit Theorie und Erfahrungen ein Urteil gestatten, auf sicheren Sugen.

Die Aufgabe, die dem Wettbewerbe gestellt war, fordert für eine Gesällstuse von 35-9 m, wie eine solche im Laufe des Donau-Oder-Kanals bei Prerau geplant ist, das vollständig ausgearbeitete Projett für eine konstruktive Ein-

richtung, die das heben und Senten der Schiffe über diese Stufe bei tunlich geringem Derbrauch von Betriebswasser und bei voller Wahrung der Ötonomie des Kanalichiffahrtsbetriebes ermöglicht und fichert. Sur ben Derfehr find Schiffe von 67 m Cange, von 8.2 m Breite und 1.8 m Cauchtiefe in Aussicht genommen; die größte Dichte des Verfehrs foll in 24 Stunden 30 Einzelforderungen in jeder Richtung nicht überschreiten. Dabei soll aber das hebewert, das bei Prerau zur Ausführung gelangt, auch die Möglichkeit bieten, verschiedene Betriebsweisen zu prüfen, um bei fortschreitender Ausgestaltung des Kanalneges eine bewährte, erprobte Methode anwenden zu können. Gerade dieser Bedingung entspricht das Projett der böhmischen Sabriten in hohem Grade; mit gutem Rechte haben seine Schöpfer ihm deshalb auch das Kennwort: "Universell" auf die Stirne gefdrieben.

Das preisgefronte hebewert gebort in seinen Grundgedanken zu den vielgenannten, aber selten ausgeführten Schiffseisenbahnen. Die Aberwindung der Stufe zwischen den beiden Kanalhaltungen erfolgt mit hilfe einer geneigten, 900 m langen, doppelgeleifigen Bahn, auf der ein Schiff zu Berg und gleichzeitig ein Schiff gu Tal geht. Die Schiffswagen bilden große, mit Toren verschliefbare Troge, in denen die Schiffe entweder naß, halbnaß oder troden gefördert werden tonnen; als Cotomotiven - wenn das Wort gestattet ift - bienen für jeden Schiffswagen zwei elettrisch betriebene Motorwagen, die an einer Jahnstange emportlettern ober niederfahren, benn die Neigung der Bahn beträgt im vorliegenden Salle 40 Promille. Der elettrifche Strom fpielt bei dem Betriebe diefes hebewertes überhaupt eine große Rolle - es ist eben ftart moderner Geift, der das Projett durchweht! Wie an die Stelle des Dampfes der elettrische Strom tritt, so tritt er auch an die Stelle der Seile und Rollen, um die beiden Schiffsmagen auszubalancieren; er bewegt die Tore, welche die Kanalbaltungen gegen ben Schiffswagen abschließen, und er pumpt das Wasser aus den Schiffströgen in den Kanal gurud. Mittels Rabern und Achsen ober auch mittels Caufrollen ftutt fich ber machtige Schienenwagen auf die Sahrichienen der Schiffsbahnen; fraftige Sebern, zwischen Trog und Caufwert geschaltet, sollen die Stofe verarbeiten, die den Unebenheiten der Bahn entspringen, fo daß fie den Schiffswagen nicht nachteilig werden.

Es ist taum zu zweiseln, daß der Betrieb an den geistreichen Einzelheiten des Hebewerkes, vielleicht auch an seiner Gesamtanordnung manches ändern und verbessern wird; man wird auch vielleicht nach dem einen oder anderen der Konkurrenzprojekte greisen und nach dem Guten

Erfte böhmilch-mährilche Malchinenfabrit, Maschinenbau-Altiengesenschaft vorm. Breitfeld, Daniel & Co., 5x. Ringhoffer, Prager Maschinenbau-Attiengesellschaft, Stoda-Werte in Pulsen.

suchen, das es enthält und das verwertbar erscheint; aber ebenso ist nicht mehr daran zu zweiseln, daß Österreichs Techniter selbst die gewaltige Aufgabe glücklich lösen werden, tünstliche Wasserstraßen über Gebirge zu führen, die sich bisher als unüberwindbare hindernisse für die Derbindung von Slüssen verschiedener Täler zeigten.

Die Inaugurationsrede des Reftors der Technischen hochschule in Wien, des als hervorragenden Sachmann befannten Gelehrten C. von Tetmajer, hat fich in fesselnder und anregender Weise mit ber Reorganisation ber techniiden hodidulen, mit der Ausgestaltung des Unterrichtes an ihnen befaßt. Das Thema ift attuell, ift es eigentlich seit Jahren, seit Jahrzehnten. Es ist icon viel und barunter manches Gute barüber gesprochen und geschrieben worden. Daß es jest von solcher Stelle aus erörtert wird, ift besonders wichtig. Aber nicht allein in der Bedeutung des Redners liegt bier der Wert der Rede - die Sulle neuer Gedanken und Dorfcblage, die fie umichließt, verleiht ihr das hobe Ansehen, das sie über alle Außerungen gleichen Charatters emporhebt.

Tetmajer erklärt es in erster Linie für notwendig, das allgemeine Bildungsniveau des Techniters zu heben; der Architett muß in größerem Umfange als bisber afthetische und tunfthiftorifde, der Ingenieur handels- und voltswirticaftliche, rechts- und ftaatswiffenicaftliche Difziplinen pflegen; ich glaube, bag auch hiftorifche Kenntniffe bier zu ermahnen waren, benn fie gehören gum mindeften auf bem engeren Berufsgebiete gu jenem Wiffensumfange, der die bohere allgemeine Bildung tennzeichnet. 3m weiteren halt Tetmajer ben Ausbau des Sachiculunterrichtes und feiner Abichlusse im Sinne einer grundlichen Ausbildung nach fpeziellen Richtungen des gemablten Saches für unerläglich und bringend. Er verweift gur Illustration der Mangel der gegenwärtigen hochschulprogramme auf ben bemertenswerten Umftand, daß hobere Sachfoulen für das moderne Derfehrsmittelwefen, ja nicht einmal für das Eisenbahnwesen befteben, obicon nach feiner technischen Entwidlung, wirticaftlichen Bedeutung und bem Derbrauche technischer Kräfte mit atabemischer Bildung dem Eisenbahnwesen wohl teine zweite technische Institution ober Unternehmung gleicht. Ich habe icon vor mehreren Jahren auf diefe Catjache aufmertfam gemacht und es freut mich, daß sie jest neuerlich und mit solchem Nachdrude hervorgehoben wird. 3ch habe damals auch die Frage berührt, ob die Dorbildung für den höheren technischen Eifenbahnbetriebsdienft an neu zu grundenden Spezialiculen oder an den bestehenden technischen hochjchulen erworben werden soll. Ich habe mich — zumeist aus sinanziellen Gründen — für den letteren Vorgang ausgesprochen. Tetmajer lätt die Frage unerörtert, weil ihre eingehende Besprechung im Rahmen seiner Rede zu weit sühren würde; aber er sagt: "Unserem Ermessen nach leisten die technischen hochschulen nicht, was sie zu leisten berusen sind, obschon derartige Spezialgegenstände nicht in den Rahmen jener Disziplinen gehören, die vermöge ihrer grundlegenden Bedeutung die Gruppe der unentbehrlichen Fachgegenstände bilden." Wenn wir diese Worte recht versteben, so stimmen sie unserer oben erwähnten Anschauung im großen ganzen bei.

Beachtenswert ist, was Tetmajer über die Ausgestaltung der zweiten Staatsprufung bemertt; er empfiehlt - wie es ja seinerzeit auch von verschiedenen Seiten angestrebt murbe - nachdrudlich die Einführung von Wahlfachern. Dem Studierenden mare es gu überlaffen, zu den unentbehrlichen gundamental. fachern bes gewählten Berufes, gur Ergangung auf die vorgeschriebene Angabl jene Begenftande gu bezeichnen, die feinem Studiengange entsprechen und aus benen er ben Studienerfolg offiziell bestätigt gu feben wunscht. Und auch in bezug auf die Rigorofen halt Cetmajer einen Dorgang für angezeigt, ber von dem jegigen abweicht. Dem Studierenden muß bie Moglichfeit geboten werben, burch Anhoren erganzender, mathematifc-naturwiffen-Sacher Sacher ober fachlicher Disziplinen, burd Ceilnahme an seminariftischen Abungen und Untersuchungen in Ingenieurlaboratorien seine Kenntnisse zu erweitern, zu vertiefen und das erreichte Maß höherer wissenschaftlicher Reife in einem Rigorosum auszuweisen, durch das der Studierende am Schluffe feiner Studienzeit fich in abnlicher Weife die atabemische Wurde eines Dottors der technischen Wissenfcaften erwerben tonnte, wie diefe gegenwärtig an verschiedenen Satultaten der Univerfitaten beimifch ift. Die Dromotion am Schlusse ber Studienzeit follte und tonnte bann Regel, die nachträgliche wurde Ausnahme fein.

Im faciliden Unterrichte muß der Nachbrud auf die Entwicklung und frühzeitige Befeltigung der fachmännischen Denkungsart und die Sähigteit der Gestaltung der technischen Probleme gelegt werden. Denn sehr richtig bemerkt Tetmajer, daß in der Frage der heranbildung des Technisters nicht nur die höhe der geistigen Regungen, sondern auch die Sertigkeit, das Wissen in das tatsächliche Können umzussehen, der kritische Gang, die Erziehung der Urteilskraft und die Anregung zur produktiven Arbeit entscheidendes Gewicht besitzen and hier möchte ich nun wieder anknupsen an

bas, was ich oben sagte, daß gerade im hinblid auf diese Sorderungen die Pflege der Geschichte der einzelnen Sachwissenschaften, daneben aber auch die Erwedung des Interesses der hörer für die Literatur der verschiedenen Disziplinen, die sie studieren, von großem Werte erscheint.

So betrachtet die interessante Rettorsrede die hebung des fachlichen und des allgemeinen Bildungsniveaus, namentlich aber auch die ausgiebige Berudfichtigung ber Unterrichtsgegenftande der allgemeinen, philosophischen Abteilung, als den Weg zur Derbesserung der sozialen Stellung des atademisch gebildeten Technifers und zu Arbeitsgebieten, die ihm gegenwärtig größtenteils unguganglich find. Das ist ohne Zweifel richtig und wird allgemeine Buftimmung finden, auch feitens ber Sachgenoffen der prattifchen Berufstätigfeit. Aber wir glauben, daß mit dieser Neuordnung bes Unterrichtes boch nicht ber gange Schritt gefchehen mare, ber gu bem mit fo wenigen Worten fo fcarf caratterifierten Biele führen foll. Auch von der "Pragis" ber muß ein Schritt bes Entgegentommens geschehen. Die Organisation unserer technischen Betriebe muß eine grundlich andere werben, wenigstens in bezug auf die Verwertung der technischen Krafte und ihrer Ceiftungsfähigfeit und auf die Stellung, die man ihnen einräumt. Das bobere Bildungsniveau wird dem Cechnifer in ber praftischen Berufstätigkeit so lange wenig Nugen bringen, fo lange diefe Catigfeit nicht ebenfalls auf ein hoheres Niveau gehoben wird. Es ift eine erfreuliche Ericheinung, daß man in der Pragis bereits, wenn auch nur vereinzelt und langfam, barangeht, in ben Abfolventen technischer hochschulen auch etwas anderes zu erbliden, als gute Konstrutteure, Baumeister ober Bauerhaltungsorgane. Wenn diefe Erfenntnis allgemein durchgedrungen und gu prattifder Betätigung gelangt fein wird, bann werden auch jene geistreichen Dorschläge Tetmajers, die wir oben in großen Jugen getennzeichnet haben, rafc Derwirflichung finden. Dem machtigen hochdrude ber Praris wird das Alte nicht lange widerstehen konnen . . . bas bezeugt die Geschichte ber technischen hochfoulen in mehr als einem Salle.

Prag. Alfred Birt.

Besprechungen.

Bugo Ganz: Dor der Katastrophe. Ein Blid ins Jarenreich, Frankfurt a. M. 1904, Rütten & Coening.

Der Autor ist im Janner dieses bres über Warschau nach Petersburg und

geeilt, um sich an Ort und Stelle in dem Augenblide, in welchem der Ausbruch des Krieges mit Japan schon erwartet wurde, über die russischen Zustände zu informieren. Dr. Ganzist, wie er uns sagt, ganz ohne Dorurteile nach Rußland gegangen; der Candessprache unkundig, hat er mit hilfe des Deutschen und Französischen zumeist von hochgestellten offiziellen Personen seine Nachrichten eingeholt und diese wurden ihm (schon das charatterisiert das Zarenreich) im vollten Maße zuteil, sobald den willsährigen Ezzellenzen, Sürsten, Grasen u. a. die Wahrung der Anonymität zugesagt wurde. Dieses Dersprechen hat Dr. Ganz in der Cat mit großer Distretion eingelöst.

Partien des Buches habe ich schon in verschiedenen Zeitungen gelesen, trogdem war mir die Letture derselben im Zusammenhange willstommen und das Ganze überhaupt eine angenehme Auffrischung mehrerer ehedem selbsterslebter ähnlicher Eindrück, und eine Aufforderung, das russische Problem mir zu vergegenwärtigen.

Das Erhafden des pinchologischen Momentes, wie man fich nicht besonders gludlich auszudrücken pflegt, bat feine Dor- aber auch feine Nachteile: in einer aufgeregten Zeit erhalt man aufgeregte Instructionen. Dr. Gang bat biefe aufgeregten Instruttionen mit Sorgfalt und Treue wiedergegeben und das ift ein großes journalistisches Derdienst; man tann das gang gut an ben Dartien fonstatieren, mo er über Einzelheiten referiert, bei benen er gewiß nur Berichterstatter ift, 3. B. in ben Fragen der ruffischen Agrarverhaltniffe. Aus seinen Fragen nämlich ersehe ich, daß er sich die Dinge nicht erft gurechtgelegt hat; fonft hatte er 3. B. nicht die Frage stellen tonnen, ob ber Westen nicht mit seiner Industrie die Sinangen gestärft habe. Über die Geographie der ruffifchen Industrie bat icon Schulge-Gavernig deutsch lefende Dublitum binlanglich unterrichtet. Mich hat jedoch vielmehr die Antwort des ruffifden Staatsmannes interessiert, der die grage nicht nur nicht torrigierte, sondern auch mit febr fraglichen Daten beantwortete, wie benn überhaupt mehrere seiner Angaben zu allgemein und taum richtig erscheinen. Man tann, um nur eines zu ermahnen, nicht fo paufchaliter ertlaren, die ruffische einjährige Pacht bedeute nur Raubbau u. dgl. m.

Wie gesagt, die russischen Autoritäten Dr. Ganz' waren eben aufgeregt und überbies zeigen sie die spezifisch russische Abertreibungskunst, die jeder an der russischen Eiteratur beobachten kann. Wenn man davon absieht, ist das Buch gerade dadurch interessant, daß es uns die politischen Gedanken der höhergestellten Bureaukratie vorsührt, allerdings bedeutet das zugleich, daß die Ansichten von vorn-

herein einseitig sind. Des öfteren sind dieselben gar zu — bureaukratisch, notabene russisch bureaukratisch, notabene russisch bureaukratisch; wie wenn die Behauptung aufgestellt wird, die Kischenewer Greuel seien ganz auf Machenschaften Plehwes zurüczussühren oder wenn gar die Möglichkeit offengelassen wird, das Attentat auf Alexander II. habe eigentlich die Polizei als Agent provocateur ermöglicht!

Aus allen Erklärungen der russischen Beamten und Politiker klingt ein Leitmotiv — es muß noch schlechter werden, damit es besser werde. Der reine Katastrophismus und selbstwerständlich mit allen seinen Sehlern. Hört man darum beständig, daß die russischen Bureautraten und Leute aus der Umgebung des Zaren selbst den Sieg der Japaner hoffen, um zu hause die Konstitution zu erreichen, so wird man unwillkürlich zu der Anstitution keinen besonstelle Leute von der Konstitution keinen besons tonstitutionellen Gebrauch machen werden. Sehr richtig urteilt darum der Fürst, ein Freund und gewesener Vertrauter des Jaren, wenn er men not measures verlangt.

Don allen russichen Gewährsmannern des Buches erscheint mir der Bankdirektor als der sachlichte; von seinem "vergnüglichen" Innismus, den der Autor richtig bemißt, abgesehen, weist er treffend auf die Ahnlichkeit Ruhlands und — Europas hin, wenn er Ruhland als das Derschlußstud des konservativen Systems in Europa charakterisiert. Dr. Ganz selbst erinnert an anderer Stelle ähnlich an die russissen zempathien des Antisemitismus in Europa; jedenfalls wird man manche sehr starte Sympathien in Europa zum offiziellen Ruhland von diesem Gesichtspunkte aus richtig beurteilen können.

Im gangen bestätigt mir der Bericht Dr. Gang' wieder von neuem, was fich mir in Rufland als Charafter des Zarismus immer bargestellt hat: ber Absolutismus von oben bis unten gibt sich in seinen einzelnen staatlichen Organen als Macht, nicht als Amt tund; ich will hier nicht untersuchen, ob das für ben Absolutismus oder auch für den Russen charatteristifch ist. Dazu stimmt, was einer der ruffischen Beamten im Buche felbst hervorhebt, wenn er das ruffifche politische Leben als Leben zwischen den Anarchiften im Amt und den Anarchiften mit Dold und Revolver hinftellt. Dr. Gang hat übereinstimmend die richtige Beobachtung gemacht, daß er in Rugland feine bnnaftifche Gefinnung gefunden babe.

Sehr diskret berichtet Dr. Ganz über den Jaren und die Jarenfamilie; der Petersburger höfischen Kamorra wird vielleicht eine zu große Bedeutung zuerkannt. Beachtenswert ist am Schluß der Berichte die Stimme eines konservativen Aristokraten, der sich aus Konservatismus gegen die übertreibungen Pobiedonostzews aus-

spricht. Mit einer Stigze des Besuches bei Colstoj in Jasnaja Poljana schließt das interessante Buch.

Th. G. Masaryt.

Kleine Mitteilungen.

Die Ausgestaltung ber montanisti. iden hodidulen Ofterreids. In Ofterreich, diefer an abbaufähigen Mineralien und bementsprechend an bergmannischen Unternehmungen reichen Monardie, bat man frubzeitig an den wiffenschaftlichen Betrieb der für Bergleute und Beamte der Bergbauunternehmungen wichtigften Disziplinen gedacht. Soon im Jahre 1762 murden an der Univerlitat 3u Prag, welche den Montanbezirken Nordbohmens am nächften lag, eigentliche bergmannifche Dorlefungen eingerichtet, die aber nicht fo recht gebeihen wollten, fo daß bereits im Jahre 1770 ihre Auflassung verfügt wurde. Die betreffenden Cehrfrafte murden an die ebenfalls feit 1762 bestehende, febr ftart besuchte Beramannicule in Schemnig, diefem Bentralpunite ber nordungarifden Bergwertsbiftritte, überfest, welche infolge diefer Angliederung eigentlicher wiffenfcaftlicher Cehrturfe mehr als hochfoule ausgestaltet wurde und ben Titel einer Bergatademie erhielt. Die Schemniger Atademie gedieh außerordentlich, ihre Zöglinge fanden als Bergbeamte auch in den Diensten des Staates gute Stellungen und der Befuch erhielt fich deshalb auch immer auf ansehnlicher hohe. Während des bewegten Jahres 1848, in welchem diefe einzige montanistifche hochschule ber Monarcie zeitweise in ihrer Wirtsamfeit gehemmt, geitweise aber auch von den österreichischen Erblandern der Monardie gang abgeschnitten war, faßte die taiferliche Regierung den Entfoluß, auch in diefen Erblandern montaniftifche Anstalten zu errichten, umsomebr als die Jahl ber vielbegehrten Absolventen ber Schemniger Atademie für ben tatfächlichen Bedarf icon lange nicht mehr ausreichte. So wurden benn mit Janner 1849 gleichzeitig zwei weitere montanistische Cehranstalten errichtet, eine gu Ceoben in Steiermart und eine in Pfibram, bem Mittelpuntte des bohmifchen Silberbergbaues. Diefe beiden Anftalten umfaßten damals nur einen Bergturs und einen huttenfurs, dienten alfo por allem der praftischen Ausbildung von Bergbeamten, mahrend die als Dorbereitung gu biefen Kurfen unerläfliche Ausbildung in ben allgemeinen technischen Wissenschaften ben techniichen hochiculen überlaffen blieb. So war denn auch nach dem Jahre 1849 die vollständige montanistische Ausbildung nur in Schemnig gu erlangen, wo an der Bergatademie auch binfictlich diefer technifden Dorlefungen aufs befte

vorgesorgt war. In Schemnit war ein zweijähriger technischer Dorbereitungsturs feit langem vorhanden, und deshalb hatten in Schemnig ausgebildete Montaniften in gang Ofterreich noch immer den Vorzug. Und auch nach dem Jahre 1852, in welchem es zur provisorischen Einrichtung berartiger Kurfe an der Leobener Lehranftalt tam, schätte man überall die absolvierten Schemniger gang besonders, jo febr, baß der Titel eines "alten Schemnigers" den Charafter eines besonderen Ehrentitels erhielt. Die definitive Einrichtung der Dorbereitungsturfe in Ceoben erfolgte 1861; gleichzeitig erhielten die Anstalten in Ceoben und Pribram den Citel von Bergafabemien. Die Pfibramer Anftalt blieb aber noch immer intomplett und stand, da infolgedeffen der Besuch fehr gering war, mehrfach vor der Gefahr der Schliegung. Namentlich ichwebte biefe Gefahr im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ständig über der Anstalt und dieselbe hatte ihre weitere Erhaltung lediglich den Anstrengungen aller beteiligten Sachfreise in Bohmen gu verdanten. Erft im Jahre 1895 erhielt auch die Pribramer Atademie ihre langersehnte Ausgestaltung durch eine technische Abteilung und 1896 die Befugnis, Staatsprufungen abzuhalten. Allein erft bas Jahr 1904 brachte beiden Bergafademien die wichtigfte Neuorganifation, die vollständige Ausgestaltung gur hoch. foule und die angestrebte Erweiterung. Die Studiendauer murde um ein Jahr verlangert, ba fich nachgerade bie Neueinführung mehrerer neuer Unterrichtsgegenstande, wie der Elettrotednit, der tednischen Gasanalyse und dergleichen, in den Cehrplan der Atademien nicht langer aufschieben ließ. Gleichzeitig erhielten bie Atademien auch die außeren Kennzeichen einer vollständigen hochschule, vor allem die allerdings etwas weitläufige Bezeichnung "Montanistische hochschule" und das Recht, Kandibaten gu Dottoren ber montanistischen Wiffenschaften zu promovieren. Mit Recht konnten die Reftoren der beiden neuen hochschulen bei der feierlichen Inauguration derfelben, beren Abhaltung ebenfalls eine Neuerung an beiden Anstalten bedeutet, die Freude und den Stol3 über das Erreichte in lebhaften Worten betonen. Namentlich in der Inaugurationsrede des Diibramer Rettors Dr. Josef Cheurer, welche bem porftebenden furgen hiftorifden Abrif gur Grundlage gedient hat, tam diese berechtigte Genugtuung lebhaft zum Ausdruck.

Kinderbücher. Man hat lange genug ben offenbaren Mangel neuer guter Kinderbücher, voll Sehnsucht nach einem Messias der Kleinen, bedauernd empfunden. Nun schießen diese bunten Sachen üppig ins Kraut. Aber der gewissenbafte Prüfer muß dazu ablehnend

ben Kopf schütteln. Es ist nichts damit. Das ist nicht der Schatten des Messias, geht ibm auch mancher laute Verfünder voran. Man sollte auf diesem mehr als beiflen Gebiete ber allergrößten Dorsicht sich befleißigen. So einfach ift die langit laftende Aufgabe nicht gu lofen. Die Bucher, die uns feit etwa brei Jahren in steigender Slut den Damm fcirmender Obhut bedrohen, find - wenigstens Einzelne darin ausgenommen - nicht mehr als Gelegenheitsmache, gehaltlofe Bedürfnisludenbußer feine Erfüllung. Dem nach dem Wunderbaren begierigen Kinde ist nicht mit jedem unsinnigen Einfall in mehr ober weniger läppischen Dersen ober einer womöglich noch lappischeren Proja geholfen. (Durchaus fteht ber illustrative Teil boher). Es heißt fich an feinem gartlich feimenden Empfindungsleben ichwer verfundigen, bietet man dem neugierig Aufhorchenden wahllos jede Kostprobe, die mit der solchen Drobutten gemeinsamen lieblichen Calmiberglichkeit "Sur unfere Kleinen" etitettiert ift. Dem unverbildeten Kinde ist ja ein Buch ein seelisches Ereignis. Und es ift ein grober Irrtum, daß da schlechte Surrogatware eben genuge. Man tann diefer neuen Industrie nicht abwehrend genug in ben Weg treten. "Gefchmad und Caft" (fo fdrieb ich jungft in einer Studie; über "Wilhelm Bufch", die auch das dunkle Gebiet der Padagogik streift) — "was für Saktoren gur Bilbung ber Kinderfeele! - find biefen ben neueren - Darbietungen nicht gu Paten gestanden". "hutet die Kleinen", möchte man faumseligen Eltern gurufen, butet sie vor Einbruden, die tiefere Surchen hinterlaffen, als eure Sorglofigfeit ahnen mag. Dersuchet mit liebevoller Geduld, dem Besten, was ihr befiget, dem Kinde, auch nur bas Befte, natürlich allmählich, zu vermitteln. Nicht "Klim bim-" und Eilala-Dilettantismus, gönnerhafte Blödelei und affettierte Miedlichkeit, sondern die einfachen, voll ausgehaltenen Cone großer Kunft follen die ersten Schritte begleiten, die das Kind ins Reich der einzigen wirklichen Genuffe führen, die uns bereitet find; der unferes edleren Selbft. bas feine "3wede" fennt.

Ricard Schaufal

Teitschriftenschau. In der "Gegenwart" (Nr. 53) bespricht "ein Österreicher", das kranke Österreich" und sindet es sehr ungerecht, über Dr. v. Koerber zu schimpsen, da sein Ministerpräsident, und wäre es selbst ein Bismarck, mit dem gegenwärtigen Parlament und auf verfassungsmäßigem Wege mehr zu leisten vermöchte. Die Daseinsberechtigung dieses Parlaments wird geleugnet und dessen Beseitigung verlangt. Was an seine Stelle zu treten hätte, wird freilich nicht gesagt und dieses Mittel nur als der "erste Schritt zur also kennen mußte, bestens gesorgt. Sie haben bazu beigetragen, daß die Bukowina den Namen eines Bärenlandes erhielt. Wer nun aber aus Franzos sich Kenntnisse der Derhältnisse in den Karpathenländern verschaffen will, der tut es ungefähr so wie der Zeitungsleser, der sich nach einer Aufführung des "Mikado" sehnt, um über japanische Derhältnisse unterrichtetzu werden.

Man weiß über die Butowina und über ihre hauptstadt sehr wenig in der Fremde. Es gehört zu ben täglichen Erscheinungen, daß Briefe nach Czernowit in Galigien, Ungarn oder gar Rugland abreffiert werden. Eines ber bedeutenoften biftorifden Jahrbucher erscheint in München - verzeichnet regelmäßig die historische Literatur über die Butowina unter der Rubrif "Ungarn". Der verstorbene Schulrat Dr. Korn, Direktor der Oberrealschule in Czernowig, erzählte oftmals, daß er einst bei einem Serienaufenthalte im Welten lich in einer Gesellschaft befand, die über die Derhaltnisse in der Butowina so wenig sich unterrichtet zeigte, daß er auf die naive Frage, wo die Butowina liege und was man dort treibe, antworten fonnte: "Wir effen gu Mittag und gehn nach Konstantinopel auf einen Schwarzen."

Die Butowina und Czernowit sind viel beffer als ihr Ruf. Wohl aber trifft das Cand und die Stadt mit Recht der Dorwurf, daß fie bisher fast nichts getan haben, um im Westen befannt zu werden. Nur fo tonnte es tommen, daß unwahre, sensationssüchtige Berichte über dieselben Glauben fanden und noch finden, wie dies ein vor einigen Wochen in einem großen Wiener Blatte ericbienener Auffat bewies. Wohl hat fich in den letten Jahrzehnten eine reiche landestundliche Sorfdung entwidelt; aber ihre Ergebniffe find in Schriften niedergelegt, welche nicht für weitere Kreise bestimmt sind. Erst in diesem Jahre ift eine Kommission gur hebung des Fremdenvertehrs gujammengetreten, die auch für die entsprechende Sorderung der Kenntnis der Butowina in der Fremde zu forgen haben wird.

Die Butowina steht gewiß an landichaftlicher Schönheit ben meiften Canbern Ofterreichs nicht nach. Die goldene Bistrig, die den gebirgigen Süden des Candes durchströmt, hat einer der beften Kenner Ofterreichs den iconften Sluß dieses Reiches genannt. Eine Sloffahrt auf diesem Sluffe zu den Selspartien bei der Kolbuflamm haben auch verwöhnte Naturfreunde zu dem Schonften gegahlt, das fie gesehen hatten. Und so findet jeder Fremde, der in der Bukowina war, dieselbe schöner, als er erwartet hatte. Das gilt aber ganz besonders von der hauptstadt. Saft alle, welche Schicffal oder Beruf nach Czernowit führt, versagen der Stadt nicht ihre Anerkennung, sie gewinnen fie rafch lieb und fühlen fich in ihr bald beimifch.

Tatfächlich ift Czernowit eine der größten Stadte der Monarchie. Seine Cage auf einem hügelzuge am rechten Pruthufer ift fcon, jogar malerifch. Im Westen erhebt sich der über 500 m hohe Cacinaberg, deffen vorspringende Kuppe eine Burgruine front. Die Stadt bietet gegenwärtig ein völlig modernes Bild. Jumeift reinliche breite Straßen und mehrere große Plage; eine Reihe von monumentalen öffentlicen Gebäuden und Kircen, darunter vor allem die vor etwa vier Jahrzehnten erbaute griedisch-orientalische erzbischöfliche Residenz, die gewiß zu den ichonften und mertwurdigften Gebauben Europas gabit; bementsprechend find auch die meiften Wohnhäuser der inneren Stadtteile. Elettrifche Bahn, Wafferleitung, Kanalifierung, elettrisches Licht vervollständigen das Bild ber modernen Stadt. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß fie auch über eine moderne Dampfitrakenwalze und eine Dampffeuerlprine verfügt, benn man darf als sicher annehmen. daß die meiften Lefer diesem Orte derartiges nicht zumuten werben. Entsprechend groß ift die Angahl der niederen und hoheren Unterrichtsanstalten, voran die rafch fich entwidelnde Universität (mit einem Studentenheim), zwei Gymnafien, eine Realfchule, eine Cehrer- und eine Cehrerinnenbildungsanftalt, ein Madchen-Inzeum, eine Gewerbeschule, eine landwirtschaftliche Mittelfcule u. f. w. hingewiesen fei auf bas Candesmuseum und ebenso auf das Gewerbemuseum. Das erstere verfügt ichon jeht über eine beachtenswerte Sammlung, deren wertvollster Teil wohl die Sunde aus der neolithischen Anfiedlung in Szipenig find, deren gemalte Congeschirre und gahlreichen Conidole an die altmytenische Kultur erinnern. Die Grabungen an diefer wichtigen vorgeschichtlichen Sundstätte werden seit einigen Jahren betrieben und man darf hoffen, daß ihre Ergebniffe die weitesten Kreise der Prähistorifer interessieren werden. Auch gibt das Candesmuseum alliabrlich ein Jahrbuch heraus, daß stets mehrere intereffante Auffage enthält. Im Gewerbemufeum werden haufig Ausstellungen veranftaltet. Die "Gesellschaft der Kunstfreunde in Czernowity" veranstaltet Ausstellungen von Gemälden und Werten der Plastif. häufig werden auch popularwissenschaftliche Dorträge gehalten. So wird foeben ein Intlus von Dortragen gu gunften des deutschen Schülerheims veranstaltet. In wenigen Wochen werden auch die volkstumlichen Universitätsturfe beginnen, für die fic in den Kreifen des handels- und Gemerbestandes besonderes Interesse tundgibt. Ein neues Theatergebaude wird soeben aufgeführt. Don den bedeutenderen Industriewerten mogen die große Dampfbrettfäge, die Dampfmühlen, Biegelringofen, Kachelfabriten und Bierbrauereien

genannt werden. So macht Czernowiz auf jeden ben Eindruck einer freundlichen deutschen Stadt von ganz westeuropäischem Charatter.

Wer wollte leugnen, daß diefer Stadt noch mandes abgeht! Aber fie darf fic auch rubmen. fo raid fich emporgeichwungen zu haben wie felten ein anderer Ort unter ahnlichen Derhältniffen. Czernowig wird zum erstenmal 1408 in einer Urtunde des moldauifchen Surften Alexander des Guten als Jollftatte genannt. Wie andere moldauische Städte, hatte es eine nach deutschem Recht gusammengesette Obrigfeit mit einem Schultus (Schulge) an der Spige, bem "Pargari" (b. h. Burger) zur Seite ftanden. Dafelbft war auch der Sig des Dorftebers des Czernowiger Jenuts, des bochften landesfürftlichen Beamten in ber nördlichen Butowina, dem auch die Stadtbehörden unterstanden. Czernowiz entbehrte also damals nicht einer gewiffen Bedeutung. Leider litt es infolge der vielen Kriege, besonders gegen Dolen, so fehr, daß es trop feiner gunftigen Cage gur Beit ber öfterreichischen Offupation ber Bufoming (1774) einen fehr verwahrloften Anblid darbot. Außer fleinen hölgernen Kirchlein maren baselbst wie in den anderen Ortschaften nur fleine aus Prügelholz erbaute und mit Kot und Cebm verfleibete haufer; fie hatten meift nur zwei Stuben ohne Ofen und ohne glaferne Senfter. Der Ort zählte damals nur 278 Samilien ober 1390 Seelen, gegenwärtig gahlt er ungefahr bas 50fache! Damals breitete fich Wald und Sumpf an Stellen aus, wo jest Monumentalbauten fich erheben; ja man ichog noch ipater mitten in der Stadt wilde Enten und horte guweilen im Winter Wolfe heulen!

So ist der Sortschritt und Aufschwung, den Czernowig und mit der Hauptstadt das ganze Cand seit der Besigergreifung durch Osterreich genommen hat, gewiß ein überaus großer. Beweis genug für die Kulturfähigkeit und das Kulturbedürfnis der Bevölkerung!

Dr. von Koerber hat unter anderem während seiner Anwesenheit in der Butowina folgendes geäußert:

"Die Einladung, mit der mich Eure erzbischöfliche Gnaden beehrten, gibt mir die
willtommene Veranlassung, mit wenigen Worten
noch einmal der besonderen Bestiedigung
darüber Ausdruck zu geben, was ich hier, ich
möchte sast lagen, staunenden Auges geschaut.
Ich hatte immer eine gute Meinung von der
Entwicklung des Landes, die an mich gelangenden Berichte boten mir reichliche Anhaltspuntte dafür. Aber ich war doch außerordentlich überrascht, als ich das rege
geistige und wirtschaftliche Leben
wahrnahm, als ich sah, wie sehr die
Butowina bemüht ist, sich die reise
Kultur des Westens anzueignen.

Da gibt es freilich tein Sögern mehr, teine Unterbrechung oder Unterbindung; da muß weitergeschritten werden, denn mit noch einigen träftigen Taten kann das Cand zu einem Ausfallstore moderner Zivilisation, zu einer weithin erkennbaren Stätte europäischen Gedanken- und Wirtschaftslebens werden. Alles regt sich, alles trebt empor, jeder bemüht sich, die Spuren der ärmlichen Vergangenheit zu verwischen. Weiter, meine Herren, auf diesem Wege! Weiter!"

Von der Woche.

1. Janner 1905. Die "Wiener Zeitung" publiziert die vom 31. Dezember 1904 datierten kaiserlichen handschreiben, durch welche bem "durch ernite Gefundbeitsrüdlichten veranlaften" Ansuchen des bisherigen Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber, um Enthebung von feinen Sunttionen, mit dem Ausbrud ber vollen Anertennung und des Dantes für seine "ausgezeichneten, in aufopfernder und hingebungsvoller Weife" geleisteten Dienste willfahrt und Sreiberr v. Gautich gum Ministerprafibenten ernannt wird. - Der ungarische Ministerprafibent Graf Tisza halt beim Neujahrsempfang der liberalen Partei eine große Rede, in welcher er bemertt, daß die Derlegung des politifcen Schwerpunttes der Monarcie nach Ungarn die Ambition eines jeden "wahrhaft tiefer bentenben Ungarn" fein muffe.

- 2. Selig Jennewein (geb. 1857) Maler in Brunn, +.
- 3. Die "Wiener Zeitung" publiziert die vom 1. Jänner datierten kaiferlichen handschreiben, durch welche der Statthalter in Oberdierreich, Artur Graf Bylandt-Rheidt zum Minister des Innern und der Sektionschef Dr. Franz Klein zum Leiter des Justizministeriums ernannt werden. Graf Albert Apponzi und mehrere andere Mitglieder der ungarischen Nationalpartei sagen sich von der durch den Ausgleich des Jahres 1867 geschaffenen Grundlage los, schließen sich der Unabhängigkeitspartei an und akzeptieren das Programm der 1848er Partei.
- 4. Der Kaifer Schließt mit einer Chronrede den ungarischen Reichstag. Dr. Richard

Shuffer (geb. 1866) Direttor bes Archivs het her fanhenregierung in Salzburg, t.

5, Eugen N. v. Abrahamowicz (geb. 1851) Mherlanhesaerichtsrut und Reichsratsabaeordnotor in Strnf, 4.

fi, Die Dertrauensmänner ber tichechischen reuliftifchen Partel in Drag befchliegen unter bem Dorfig bes Professors Dr. Mastarnt die Sullon ihrer Partel mit ber unter Suhrung hen Dr. A. Hann Itehenden ifchechifch-rabitalen Sortigrittopartel zu einer einheitlich tichechischen Sortidrittopartei, Der frühere ungarifche Aderbauminifter Ignas Daranni erflatt fich in feiner Hanbibatenrebe im zweiten Begirte Bubapelte ale Anhanger bes gemeinfamen Sollgebietes, "well er barin bie Sicherung ber wirtichaftlichen

Grunblagen Ungarns erblide".

7. Der Obmann ber beutichen Sortichrittspartel, Abgeordneter Dr. Groß, befpricht in einer Verfammlung in Bielit bie politifche Lage. Um bie firbeitefähigfeit bes Parlamentes perbeiguführen, muffe ber unfer ganges öffentliche Leben beberrichenbe Streit zwifchen Deutschen und Cichechen in andere Bahnen gelentt merben. Es fei möglich, die Streitfrage nbjugrengen und ein Sorum für die Enticheibung berfelben gu konffen. Ein Beifpiel bierfür fel ber mabrifche tinegleichennefcuft. Etwas Abniliben nuch für Udhmen gu fcaffen, erachtet Dr. Groft für möglich und munfchenswert. Er tritt bann bafür ein, baft bie Deutiden aufbaren magen "ibre fleinlichen Parteiftreitigfeiten Aber das grafte nationale Interesse zu fegen". Er fei durinf hinguarbeiten, daß die deutschen khirtelen fich immer enger aneinanderfcbließen.

Die politifde Luge, ilm mit den eingift inn notes ng gundaki, ni noteshik nenish servicemental us, efficiently ent eren intermeren but have never the contraction of the best before the intermedial character bei the with the this municipal with arts negative Missoria refine Mandamententelle un mane or rule and eath annealmainment readance. near feet promptopes as by promptes warelying nem and sh policipals proces with new frames mis . Harriston Communication , in de-Between as many soules has Representationally landlicentality site into enterminally self sanfaande van hiskerrik rich kan arforrig has he has Suppleme his Others manufacture has alain of antisylateral and the field of the state of the and andre mercen be active before from maken't see seek samples for the mount tally land applyinglyinglin anifiliar for application his beautiffe all space processes by the solut sepiesti spietti teken seleni selesies telesies dies heute möglich, aber weit gewichtigere Umftande noch geradezu notwendig erscheinen.

Denn in Ungarn bereiten sich wichtige Dinge vor. Obwohl der Regierung die Indemnitat nicht bewilligt worden ift und das Cand fich daher im sogenannten Ex lex-Justand befindet, wurde der Reichstag geschloffen. Die Opposition hat sich und ihre Anhanger fünstlich in einen an Parogismus grenzenden Juftand hineingehent, und die Aberhinung ber Gemuter, gu der es ja bei dem ungestumen Charafter der Magnaren fo leicht tommen tann, breitet fich wie eine Epidemie aus und ftedt auch fonft nüchterne Geister an. Am Neujahrstag hielt der Ministerprasident eine Rede, in der er die Uberzeugung aussprach, daß unserer Monarcie noch eine große welthistorische Mission harre, auch zugab, daß ihr Bestand und ihre Kraft eine Cebensfrage für Ungarn bilden, es aber als eine gerechte Ambition eines jeden mahrhaft tiefer bentenben Ungarn binftellte, bag ber politifche Schwerpuntt diefer Monarchie nach Ungarn verlegt werde. Es foll hier nicht unterfucht werden, ob bei der oberflächlichen Sinnesart der Bewohner von Transleithaniens Ebenen diese Ambition sehr verbreitet sein tann; wohl aber ware es intereffant zu erfahren, wie der Ministerprasident feine Ansicht mit den Grundfaben des Dualismus in Eintlang bringen will. für ein so tompliziertes und fünstliches Gebilde wie das dualistische Osterreich-Ungarn gelten nicht die einfachen und natürlichen Gefete ber Phylit. Denn diefes bat zwei Schwerpuntte und wie immer wir über den sonderbaren Cafus denten, muffen wir tropbem an dem Glauben festhalten, daß es ein Körper fei. Graf Cisza "dentt mabrhaft tief". hat er am Cage der Oprimerite die schwarzgelbe Sahne auf der Konigeburg nicht billen, fatt "Gott erhalte" die Mationalhoume ipielen leifen, weil ihm alles Katherliche jenleits der Leitha als unvereinbar mit dem Pualismus ericheint, ober wollte er iden – ein dischen den Schwerpunkt ver-rieben Mehrichensich dacher er damit der Erreitten eine Lingeffen zu machen. Doch die degradige that racket with the Medican Communication deut Arasme und feine Scennte haben bereits der dauerredeliche Rufes des Jederes 1967 undbehegen any of he granghyninghynines are problem der eintege Styling von Kallsburg is not negree "transmitte not othern. recheiben Cinfug und beilt fich in die Prinche were unfinded for the three-endedges Inner thane in recomment bymye means as you see pures vickes & ununting being being hat he Thursday is tilraff a merchen und daß es im Incidude des Manufie tion in a substant substant in the

kommen wird. Wie immer der Appell an die Nation für die Regierung des Grafen Cisza ausfallen wird, eine Annäherung an Österreich wird er nicht bringen; dazu ist die Macht des Schlagwortes jenseits der Leitha viel zu groß.

Österreich muß also der Entwicklung der Dinge in Ungarn einig und geruftet entgegenfeben. Wir teilen die Ansicht des ungarifchen Premiers, daß das Cand zwijchen dem Bobenfee und den transfplvanischen Alpen eine große welthistorische Mission noch zu erfüllen hat. Der Bestand und die Kraft biefer Monarcie find aber eine Cebensfrage nicht nur für die magnarische Nation, sondern für alle Nationalitaten unter habsburgs Zepter. Die erfte Doraussehung einer gebeihlichen Entwidlung dieses großen Reiches liegt in einem ftarten, geeinigten Ofterreich. Daber ift der Friede zwifchen den Nationalitäten diesseits der Ceitha das stärkte Sundament der Monarcie. - nk -

Konstituierung der Ortsgemeinden in Niederösterreich. In planmäßiger Ausnügung des neuen Gemeindegesetes von 1901 hat der niederöfterreichische Candtag vor turgem den Candesausfcuß beauftragt, im Einvernehmen mit der Statthalterei dahin zu wirfen, daß Ortfcaften, welche bisher verfchiedene Ortsgemeinden bilden, durch Derbauung aber bereits fo gufammengewachsen find, daß fie das außere Bild nur eines Gemeinwesens zeigen, auch in eine einzige Ortsgemeinde vereinigt werden follen. Der Candesausichuß follte ferner Dorfehrungen treffen, daß überhaupt die Ortsgemeinden entfprecend reguliert wurden, damit sie ihrer Derwaltungspflicht beffer nachtommen tonnten. Auf biefe Weife wird nun Niederofterreich feine Gemeindeorganisation gang neu gestalten und hoffentlich ju großen leiftungsfähigen Gemeinden gelangen, was im Intereffe einer gedeihlichen Gemeindeverwaltung bringend zu munichen ift. Im Auftrage des Grafen Kielmansegg, der schon seit 1891 nach dieser Richtung tätig ift, bat nun Archivdirettor Dr. A. Starger, mit Benütung amtlicher Quellen, eine Schrift über die Konstituierung der Ortsgemeinden Niederöfterreichs veröffentlicht. Sie enthalt eine intereffante Gefcichte ber gefetlichen Beftimmungen über die Bildung der Ortsgemeinden seit 1849, dem Jahre, in welchem auf Grund des provisorischen Gemeindegesetes mit der Konstituierung der Ortsgemeinden als autonome Derwaltungsförper in Ofterreich begonnen murbe. Die hauptleute ber vier nieberöfterreichischen Kreise wollten bamals aus den 3123 Katastralgemeinden des Candes 489 Ortsgemeinden - also den sechsten Teil bilden. Ihr Dlan fam jedoch nicht zur Ausführung, da schon 1850, infolge der Neuorganisation der politischen Derwaltung, die Bezirkhauptmannschaften an die Stelle der Kreisämter traten. Diesen Behörden wurde nun die Konstituierung der Ortsgemeinden übertragen und sie schusen, dem Derlangen der Gemeinden nach Unabhängigteit Rechnung tragend, ungefähr 1520 selbständige Ortsgemeinden. Bis 1864 erfolgten nur wenige Deränderungen, dann begann aber, durch das Gemeindegeset dieses Jahres begünstigt, eine Zersplitterung der Gemeinden, der erst, wie erwähnt, im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts einigermaßen Einhalt getan wurde.

Die Mittel ber fogialbemofratifchen Partei. Das Protofoll des vom 26. bis 29. September b. J. in Salzburg abgehaltenen Parteitages ber deutschen sozialdemofratischen Arbeiterpartei in Ofterreich ist fürzlich erschienen. Es ift ein stattliches heft von fast 200 engbedrudten Seiten, das auch eine tabellarifche Aberficht über die in der Zeit vom 1. Juli 1902 bis 30. Juni 1904 eingelaufene Reichsparteifteuer enthalt. Jeder der Organisation Angehörige ift namlich verpflichtet, einen Kreuger (zwei Beller) pro Monat birett an die Parteivertretung abguliefern. Auf folde Weise gingen in biefer Deriode von 1277 Organisationen in 601 Orten im gangen 35.322 K 94 h ein. Das bedeutet gegenüber der früheren Periode eine Steigerung von über 8500 K = 31.7 Prozent, da, wie hervorgehoben wird, die "Steuermoral im allgemeinen beffer geworden ift". Den bochften Beitrag (16.708 K) leistete Wien, dann folgt Graz mit 1567 K. Im ganzen hat die Partei in den zwei letten Jahren beinahe 74.000 K eingenommen und ungefähr 65.000 K ausgegeben. Die Partei verfügt über 27 politische (darunter zwei täglich erscheinende) Blatter in einer Gesamtauflage von 130.000 Eremplaren und 33 Gewerticaftszeitidriften.

Jur Aufführung von "Don Carlos" im Burgtheater. In wenigen Wochen werde ich das Glüd haben, Schillers "Don Carlos" im hamburger Schauspielhaus selbst zu insenieren. Schon heute lebt ein sehr deutliches inneres und dußeres Bild des Wertes, wie ich es senisch zu gestalten wünsche, in meiner Phantasie. Diese Bild ist in großen und kleinen Sügen dem "Don Carlos" des Burgtheateren Schoft unähnlich. Deshalb enthalte ich mich einer Kritit der Burgtheateraufsthrung. Denn bei allem Bemühen, meine Subjektivität auszuschalten, würde meine Kritit doch darauf hinauslausen, daß ich lobe, was ich ebenso, und

tadle, was ich anders zu machen vorhabe. Das Gesamturteil, das dabei heraustäme, wäre schwerlich ein objektiv gerechtes. Daher begnüge ich mich mit der Darlegung der Grundgedanken, unter deren Einwirkung meine eigenen künstlerischen Intentionen sich gebildet haben.

3ch werde "Don Carlos" an einem Abend

Ich werde "Don Carlos" an einem Abend geben, durch ausgiebige Striche der normalen Länge eines Cheaterstüde; angenähert.

Die Idee der Zweiteilung der Aufführung entspringt dem Wunfche, dem Publitum den gangen "Don Carlos", wie er im Buch fteht, zu geben. Um das Ibeal einer vollständigen Aufführung zu verwirklichen, entschließt man sich, deren zeitliche Kontinuitat zu opfern. Dagegen ware nichts einzuwenden, wenn die tertliche Vollständigteit des aufgeführten Wertes auch im fünstlerischen Sinne als Ideal, das heißt, als etwas bedingungslos Wertvolles, gelten mußte. Aber nach meiner Meinung ift die übermäßige Cange des Studes, aus dem Gesichtspuntt ber realen Buhne betrachtet, ein Sehler des Wertes, der die Wirtung empfindlich schädigt. Durch seine Cange verstößt "Don Carlos" gegen pinchologische Gesete, unter benen jedes Publitum ebenfo unabanderlich steht, wie die Materie unter dem der Schwere, und denen fich daher der, den bochftmöglichen Grad von Wirtung anstrebende Dramatiter ober Regisseur so gut unterwerfen muß, als der Architett, der ein ftandfestes Gebaude errichten will, benen der Mechanit. Diefen Gesetzen ist eben nicht zu entrinnen. Gibt man "Don Carlos" an zwei Abenden, so wird der Eindrud des erften Teiles icon gu fehr ab. geschwächt sein, um bem des zweiten als feelische Basis zu dienen; gibt man das ungefürzte Stud an einem Abend, fo werden die letten Atte die abgestumpfte Empfänglichkeit Publitums nicht mehr gang zu erweden vermogen. Die Idee einer Aufführung des ungefürzten "Don Carlos", so tunstbegeistert sie aussieht, entstammt doch mehr dem Gedantentreis eines philologischen Seminars als dem der Buhne. Was murde ein Musiter dazu fagen, wenn die erften Sate einer Sinfonie Samstag und die letten Montag gefpielt wurden? Ober ein Maler, wenn man bie hälften eines toloffalen Gemaldes in zwei burch die Strafe getrennten Gebäuden unterbringen murbe? 3ch weiß, daß diese Bergleiche beide hinten, aber doch nicht fo fehr, um nicht das Unfünstlerische der Berreiftung einer einheitlich gedachten dramatischen Dichtung augenfällig hervortreten gu laffen.

Wenn der Dichter, wie dies Schiller bei der Wallensteintrilogie getan hat, sein Werk eigens für die Aufführung an zwei Abenden tomponiert hat, dann liegt die Sache anders, obwohl auch die genialste Meisterschaft im Komponieren die nachteiligen Solgen der zeitlichen Crennung der Teile nicht ganz aufzuheben vermag. Aber bei "Don Carlos" ist dies
nicht der Sall.

Man hat hervorgehoben, daß in "Don Carlos" der Keim einer freilich ursprünglich vom Dichter nicht beabsichtigten Zweiteilung nachweisbar sei. Der Held der ersten Hälfte, hat man gesagt, sei Don Carlos, der der zweiten Marquis von Posa. Dies mag so sein, obwohl manches dagegen zu sagen wäre.

Aber bisher waren alle Kritiker darin einig, daß diese Spaltung, dieses Überspringen des Interesses von einer Gestalt auf die andere, ein Gebrechen des Werkes sei. Hat die Bühne das Recht, ein solches Gebrechen did zu unterstreichen? Hat sie nicht vielmehr die Pflicht, es möglichst verschwinden zu machen? Wentigstens den täuschenden Anschein einer kunstlerischen Einheit, die das dichterische Werk selbst vermissen läßt, in die Aufführung hineinzubringen? Wenn die Bühne die Sehler eines Werkes, statt sie zu vertuschen schrechen hervortreten läßt, so handelt sie im Sinne der Kunstriit, nicht der Kunst.

übrigens ist es mit dem Mangel an Einheit der handlung und des helden in "Don Carlos" bei weitem nicht fo folimm, als man zu behaupten pflegt. Die übertreibungen, welche die Kritit in biefer hinficht begeht, find gum guten Teil nur Solge der übermäßigen Cange des Studes. Diejenigen Elemente, auf denen die Einheit beruht, liegen fo weit auseinander, daß ihr Jufammenbang ber Empfindung des Zuschauers entschlüpft. Man braucht sie nur im verjungten Raum fo nahe gufammengubrangen, daß ber Sunte geiftiger Begiehung von einem gum andern überfpringen tann, so wird so viel Einheit, als für die Bühne unentbehrlich ift, bergeftellt fein. Die Kurgung des Werkes ist also nicht ein bedauerlicher Notbehelf, fondern tunftlerifches Gebot. Seine Erfüllung ichiene mir auch in dem Salle unerläglich, wenn die Drebbühne die Verwandlungen mit Gedankenichnelle vollzoge und das Stud in jo beflügeltem Tempo gefpielt werben tonnte, daß ungefähr viereinhalb Stunden ausreichten.

Freitich ist eine derartige Kürzung, die sich der Abertragung eines Bildwerkes von Aberlebensgröße in ein kleineres, mit einem Blick umspannbares Format vergleichen ließ, eine ungemein seine, schier dichterische Arbeit. Die den Routiniers der Bühne gekäusige Methode, überall den Rotstisst wüten zu lassen, wo sie eine Länge zu empfinden glauben, oder wo eine Episode oder Rede ihnen überflüssig scheint, sicht nicht zum Ziele. Dem Streichenden wird das Gesamtbild, welches das zusammengezogene Werk darbieten soll, sest und klar vor dem

Geiste stehen und ihm beim Auslösen jedes Derses die hand führen müssen. Was er, um ben Umfang des Werkes zu verkleinern, an ihm vornimmt, sind nicht Amputationen einzelner Gliedmaßen, sondern eine sich über das Ganze erstredende Entsettung, welche dessen Physicognomie markanter hervortreten läßt.

Nur wer die dramatische Grundidee des "Don Carlos" anschaulich und vollständig erfaßt hat, wird hiezu fähig sein.

Don Carlos, der Chronerbe Spaniens, ift von der erften bis gur legten Beile des Dramas ber Gegenstand, um welchen die Gewalten bes Lichtes und ber Sinfternis einen Kampf auf Ceben und Tob führen. Die einen vertorpert Posa, die anderen Domingo, Alba und die Eboli. Mit Recht hat Schiller bas Wert nach Carlos, seinem passiven Belben, benannt, benn alle handlungen und Ereigniffe bewegen fic um ihn als ihr Jentrum und Jiel. Als den tätigen helben des Studes tann man den Marquis von Poja bezeichnen, ber von feinem erften Auftreten bis zu feinem Cod mit Aufwand all leiner Energie nur ben einzigen Gebanten verfolgt, Carlos den feindseligen Nachtgewalten, bie ihn zu vernichten ober ihn boch feinem idealen Beruf, der gefnechteten Welt als Konig die Freiheit zu geben, zu entfremden droben, fiegreich zu entreißen. Als feinen gefährlichften Gegner ertennt Doja nicht bes Pringen außere Widersacher, sondern die unselige Liebesleidenchaft, in die verftridt er ihn vorfindet. In den erften zwei Atten feben wir Carlos, von feiner Liebe ausichlieglich beherricht, unter ohnmächtigen und vergeblichen Anftrengungen, fich gu balten, tiefer und tiefer finten. Sein Gefühl für seinen großen Beruf ist abgestumpft, allen Ernstes trägt er sich mit ber frevlerischen Absicht, die Gattin seines Daters zu besitzen, bei Lebzeiten oder nach dem Cob
seines Vaters. Wenn ihn die sittlich reine Königin nur im geringften ermutigte, er wurde unbedentlich jum Außerften ichreiten. Solgt er doch dem Billet der Eboli, das ihn zu einem Schäferstunden labet, in ber Meinung, es tomme von seiner Stiefmutter. Der Darfteller des Carlos wird daber den Pringen in den ersten Atten als einen ebel angelegten, aber durch seine Leidenschaft moralisch irre gewordenen Jungling spielen muffen. Den Ciefpuntt feiner moralischen Degradation erreicht Carlos in dem Moment, da er baran bentt, den Brief bes Konigs an die Eboli bei feiner Mutter gu gunften feiner wilden Wuniche gu verwerten. An dem Anblid diefes tiefen Salles entzundet fich in Posa der fühne Plan, den Freund vor sich felbst zu retten, und zwar durch die nämliche Liebe, die ihn so weit gebracht hat. "Ein wilder, tuhner, gludlicher Gebante fteigt auf in meiner Phan-

tafie", diese Worte Posas bezeichnen den ent-Scheibenden Wendepuntt. Wenn die Szene im Klofter, die den zweiten Att abichließt, nicht fo gespielt wird, daß sie sich als hauptmoment der inneren handlung dem Jufdauer noch mächtiger einprägt, als felbft Pofas Audieng beim König, jo fehlt der Aufführung der für den Sinn des gangen Studes entscheibende hauptatzent. Der britte in der berühmten Audienzigene gipfelnde Att ift, genau besehen, doch nur eine große Episobe, welche einerseits Posa in die Lage verfest, Carlos durch die ihn von außen bedrobenden Gefahren hindurchzuhelfen und anderfeits zwijchen bem König und Poja bas eigenartige Dertrauensverhaltnis begrundet, durch deffen rudfichtslofen Migbrauch Doja sich felbst aufopfert und, ohne dies zu wollen, ben Freund mit allen hoffnungen, die er auf ihn gesett hat, vernichtet. Der vierte Att läßt Poja die zwei Caten vor unseren Augen vollziehen, durch welche er Carlos wieder gur moralifden hobe feiner weltgeschichtlichen Miffion gu erheben gebentt: er gewinnt bie Konigin dazu, Carlos den Gedanten einzugeben, in die Niederlande zu flieben und die Sache der Freibeit mit bewaffneter hand gegen feinen Dater gu verfecten; und er opfert fein eigenes Ceben auf, um Carlos zu retten. Um ihn zu retten? Ohne 3meifel ift dies die Bedeutung von Pofas Opfertod für die pragmatifch-außerliche Verflechtung der Begebenheiten, aber ber innere ethische Sinn biefer Selbstaufopferung ift ein anderer: Posa will dadurch Carlos moralisch zwingen, seine Leidenschaft zu überwinden und fortan nur dem 3med zu leben, wofür fein Freund geftorben ift. Durch feinen Tob will er dem durch Leidenchaft entnervten Carlos die enthusiastische Seelentraft eingießen, sich als Freiheitstämpfer siegreich gegen den Dater zu erheben.

Aber leider hat der durch Posas ungeheueren Betrug in seinem Tiefsten und heiligsten getroffene König den Sinn von Posas Opfertod noch besser begriffen als Carlos und rächt sich an dem Toten dadurch, daß er den Menschen und das Werk, wosur Posa in den Tod gegangen ist, vernichtet. Wenn der Darsteller des Carlos in der Schlusszene des Dramas und in Ton und haltung deutlich zeigt, daß die geistige Umwandlung und Erhebung, welche der Freund mit seinem Blut erkaufen wollte, sich wirklich in ihm vollzogen hat, so wird die herbe tragsische Ironie der Katastrophe voll zum Ausdruck kommen.

Diese Darlegung der Grundidee des "Don Carlos" wird dem verstehenden Ceser teinen Zweifel darüber lassen, was ich an dem Wert für Wesen und Kern, was nur für Beiwert und Schmud halte. Die Eboliszene im zweiten ja sogar die Audienzszene im dritten Att zum Beispiel, sind Schiller ausführlicher ge-

raten als Episoden, auch die wichtigsten, sein bürfen.

Je enger die Szenen des Studes durch seine Zusammenziehung aneinander rücken, desto notwendiger wird es, die Derwandlungen gu vermindern. 36 halte die haufigfeit der Derwandlungen für ein größeres übel, als wenn man, um einen Szenenwechsel zu ersparen, eine Szene gelegentlich in einer Cotalität spielen läßt, wo fie fich wahrscheinlicher- und vernünftigerweise nicht zutragen tann. So verfoworen fich im Burgtheater Domingo, Alba und die Eboli gegen die Konigin in einem Raum, wo fie von allen Seiten gefeben und belaufct werden tonnen, Wenn man dies ausspricht, erscheint es als unbegreifliches Dersehen, aber in Wirklichfeit nimmt bas Publitum die Ortlichfeiten lange nicht fo ernft, als bies bie Theaterleute tun, die sie detorativ zu gestalten haben. Der eigentliche "Ort der handlung" bleibt für das Publitum doch immer das Theater, woraus fich vielleicht der Wint entnehmen läßt, daß wir heute an diese Außendinge der Cheaterfunft mehr Geift und Muhe wenden, als fie verdienen.

Alfred freiherr v. Berger.

*

Gastspiel Serdinand Bonn. Tuerst tommt immer als feierliches Präludium eine große ernste Rolle in irgend einem klassischen Werke. Dann solgen die eigentlichen Wandervirtuosenstüde im bunten Wirbel einer wenig wählerischen Geschäftspraxis. Diesmal war es Cessings "Nathan", womit Serdinand Bonn sein Gastspiel im Raimundtheater eröffnete, um ihm eine höhere kunstlerische Weihe zu geben. Die Bonn-Gemeinde aber schien vorausgeahnt zu haben, daß auf diesem theatralisch nicht sehr kurzweiligen Sreudenseite konfessionen zu holen

waren, und fo fand fie fich erft am nächften Abend bei seinem "Kean" vollzählig und in der fenfationsfroben huldigungsftimmung ein. Bonns "Nathan" war in der Cat recht unbedeutend und unintereffant. Daß es ihm an der schlichten Große, an der augeren und inneren harmonie fowie an ber prophetischen Würde fehlen werbe, war bei seiner musivisch-äußerlichen Charatterisierungsweise vorauszusehen. Wo Sonnenthal aus dem Vollen seines inneren Stammesstolzes ichopft, muß Bonn Anleiben bei einer Routine machen, die mubfelig aus dem Kunftverftande pumpt. Man hatte indes auch diefes umftandliche Verfahren auf dem talten Wege der überlegung sich gerne gefallen laffen, wenn babei nur irgend eine neue oder intereffante Auffaffung am Werte gewesen ware. Doch auch davon taum eine Spur. Man mußte denn feine nachgerade unleidlich gewordene Manier, Bedeutendes fallen zu laffen und Unbedeutendes oftentativ zu unterftreichen, für besondere Mertmale einer perfonlichen Auffaffung gelten laffen. Bonn ift mehr "Nathan der Schlaue" als "Nathan der Weise", ein rabulistifcher Silbenfteder, der bedächtig mit Gedantenstrichen bantiert, ein geschwätiger Anetbotenergahler, ber von Seit gu Seit von einem tranenduseligen Gemütstoller befallen wird. Obwohl Bonn mit feinem "Nathan" foon in Amerita war, fceint er noch nicht die Zeit gefunden gu haben, den Text der Rolle zu Ende zu memorieren. Was er im letten Atte fdwimmend gufammenimprovifierte, das grenzte beinahe ichon ans Schmierenhafte, und die armen Darfteller des Raimundtheaters, die ihm ichwimmen belfen mußten, waren wahrlich nicht zu beneiben. Seinetwegen unterzogen sie sich der undankbaren Aufgabe, für eine einzige Dorftellung neue Rollen gu studieren, die ihrem Wirtungstreise ferne liegen, und er dantt ihnen dafür, indem er fie in Derlegenheit bringt und der Gefahr einer ftrengeren Kritit ausfest.

Ojterreichische Rundschau, Heft 11. 🗆 Redaktionsschluß 7. Jänner 1905. 🗆 Ausgegeben 12. Jänner 1906. 🗀 Spreausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossp. 🗀 Derantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberseld Redaktion: Wien, I. Operants 3. Telephon 4686.

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Don Prof. Dr. Friedrich Greiherrn von Wiefer.

IV.

2. Der Ausbruch der Krise und die weiteren Aussichten. (Schluß.)

Der durch so viele Ursachen vorbereitete Zerfall unserer Parteien ist durch den nationalen Kampf in seinen letten, seinen fritischen Abschnitt getreten; selbst wenn sie das geschichtliche Ansehen und das feste Gefüge der englischen Parteien besessen hatten, hatten sie durch die Sturme erschüttert werden mussen, die dieser Kampf erregte, welcher die Massen in Aufruhr versetzte. Sind denn nicht auch die Parteiverhältnisse Englands durch die irische Nationalbewegung auf das schwerste erschüttert worden, als Gladstone sich entschloß, die überlieferte Reichsverfassung zugunsten der Iren abzuändern? Indes, diese Erschütterungen, obwohl lie tiefer eingegriffen haben als irgend jemand es für möglich gehalten hätte. haben dennoch das Wesentliche der englischen Parteiverfassung nicht berührt. Ein Teil der liberalen Wähler und Abgeordneten mit einigen der bisherigen Führer an der Spike, die liberalen Unionisten wie sie seitdem heißen, haben sich von dem Gros der Partei, das bei Gladstone und seinem treubleibenden Stabe verharrte, abgetrennt und mit den Konservativen verbündet, die durch das Bündnis gestärkten Konservativen haben außerdem im Wahlkampfe eine Anzahl von Sigen erobert und sind wieder an die Regierung gekommen — eine höchst wichtige innerpolitische Verschiebung, aber teine Zersetzung der Parteigruppen. Und ähnlich wird es überall geschen, wo alte Parteien, auf dem gewachsenen Boden wohlerworbener Geltung ruhend, den Wogen einer Vollsbewegung ausgesett sind. In lebendiger Wechselbeziehung mit dem Volle, erhalten sie rechtzeitig Sühlung von allem Werdenden, die Oppositionspartei wird das Meue vielleicht etwas früher und lebhafter in sich aufnehmen, jede gesunde Regierungspartei wird aber gleichfalls und mit traftvollem Eifer folgen, bevor es zu spät wird; vielleicht werden sich einzelne Mitglieder, die sich in das Neue nicht fügen wollen, zurückziehen, andere werden dafür in den Vordergrund treten, neue volkstümliche Genossen werden frisch angeworben. So wenig eine der Parteien in ihrer perfönlichen Zusammensehung gang aufgelöst wird, so wenig werden die überlieferten Grundsake ihrer Politit gang über den haufen geworfen, jede wird ihr Programm auf die neue Idee hin prufen und abtonen, aber ebenso wird sie umgekehrt die

Ofterr. Runbicau I, 12.

neue Idee umgestalten, indem sie sie ihrem, das Ganze der Staatsgeschäfte umfassenden Programme einpaßt, bis sie lebensfähig und ausführbar geworden ist.

Unser junges, mit dem Volksuntergrund nur locker verbundenes Parteiwesen bagegen hat den heftigen Anstößen, die es durch die nationale Bewegung erhielt, nicht standgehalten. Zuerst ichon zeigte sich die Erscheinung, daß die neuen Manner. die zum Chor der alten hinzukamen, die nationale Tonart immer fräftiger anschlugen und sich zu besonderen Gruppen ablösten; in der Solge aber wucherten überall gang neue, selbständige Bilbungen auf. Die Verbindung zwischen Sührern und Wählern war zu wenig enge, man verstand sich nicht, die Sührer wurden der neuen Strömung zu spät inne, die Wähler erwarteten sich von den Sührern nicht das, was sie wünschten. In den paar Jahrzehnten verfassungsmäßiger Arbeit waren die Wählermassen selbstwerftandlich noch nicht recht geschult worden, viele Wählerschichten hatten überdies erst fürzlich ihr politisches Recht erhalten, kein Wunder, daß die große Menge Politik für gleichbedeutend mit jenem Politisieren hielt, wie sie es bisher in ihren Kreisen betrieben hatte: den nächsten Empfindungen über die öffentlichen Zustände einen möglichst heftigen Ausdruck geben, um so heftiger, je weniger man im Grunde des herzens davon überzeugt war, daß man an dem Bestehenden etwas Besonderes zu andern vermöchte. Der Bewerber, der bieser Neigung am meisten entgegenkam, war der Mann der großen Menge überall dort, wo sie leidenschaftlich erregt war. Statt daß die Parteien sich verjüngt hätten, entstanden junge Parteien, ohne Erfahrung, ohne Probe auf ihr Können. Es mag zu einiger Entschuldigung der Wähler gesagt werden, daß auch die alten Parteien nicht voll geschult waren, daß auch sie mehr als nötig statt auf praktische Politik auf die Erklärung ihrer Grundfage ausgegangen waren.

So sind schließlich überall unter dem Druck der nationalen Erbitterung extreme nationale Richtungen aufgekommen, überall traten volkstümliche Barden hervor, die mit leidenschaftlicher Kraft hier das deutsche, dort das slawische Heldenlied und Truglied anstimmten, überall trafen sie in die Herzen des Volkes, überall wurden sie umjubelt und rissen die Menge mit sich fort. Und doch haben auch diese Extremen nicht bloß ihre Schuld, sondern auch ihr Verdienst, und der Geschichtscher, der seine Pflicht redlich erfüllen will, wird nicht umbin können, dieses ihr Derdienst anzuerkennen, wenn er sich auch mit dem Dichter sagen mag: "Dies schwere Lob versetzt mir meinen Atem." Was sie in allen Sprachen der Monarchie über die nationale Gesinnung der Wählerschaften verkündigten, ist Wahrheit gewesen und war als solche besser als alles Abwinken, Leisetreten und höfische Beschönigen, weil all das Unwahrheit ist, auf die eine gesunde Politik und daher auch ein gesunder Friede nicht gegründet werden tann; aber sie haben schwer darin gefehlt, daß sie nicht die gange Wahrheit verkündigt haben, daß sie nur die eine Saite vibrieren ließen, deren Klang gerade der volkstümlichste war, während sie den Aktord nicht fanden, zu dem für ein treues Gehör Nationalgefühl und Staatsgefühl, Streitlust und Ruhebedürfnis sich überall abstimmen. Sie haben sich auf den dank-

barsten Teil ihrer Aufgabe beschränkt, dem schweren und undankbaren haben sie sich entzogen, sie haben die Leidenschaft des überhitzten Kampfes zum Ausdruck gebracht, aber nicht auch die dabei immer festgehaltene tiefe Grundstimmung des Sriedens, nur das "öffentliche Nein" der Wählerversammlungen, aber nicht auch das "heimliche Ja" der Werkstätte und des Hauses. In der Wirklichkeit des Volkslebens sind die nationalen Gegensähe durch tausend von anderen Interessen geschaffene Beziehungen überbrückt; diese alle schiebt der Radikalismus beiseite und, indem er blok den hak und die Errequng zu Worte kommen läkt, gibt er der Wirklichkeit einen ebenso verfälschten Ausbruck wie diejenigen, die immer nur beschwichtigen und vor ben Gegenfagen die Augen verschließen. Die Menge, sich selber überlassen, findet von den Ausbrüchen der Ceidenschaft in den Geleisen des Alltagtreibens immer wieder den gewiesenen Weg gurud zu einem verträglichen Derhaltnisse mit dem Gegner, die Sührer aber, die sie sich in der Zeit der Leidenschaft wählt und nur auf die Stimmung der Leidenschaft hin wählt, verhindern sie daran, weil sie selber nur in dem Gedanken des Kampfes leben. Es ist nicht die Schuld dieser Sührer, daß der nationale haß erregt worden ist, aber sie tragen ihr redliches Teil dazu bei, daß er nicht zur Ruhe kommt.

Wie rasch die alten Parteien durch den nationalen Radikalismus überflügelt worden sind, davon sind wir in den letten Jahren die Zeugen gewesen. Die alttschechische Partei, von den gefeiertsten Patrioten der Nation gegründet und geführt, ist in einem einzigen Wahlgang fast bis auf den legten Mann aus dem Abgeordnetenhause verdrängt worden. Die alte Verfassungspartei war schon vorher zu einem großen Ceile durch die Widerstände aufgerieben worden, die sich ihrer liberalen Kirchen-, Schul- und Wirtschaftspolitik entgegengestellt hatten, sie hatte namentlich Wien und die niederösterreichischen Stadt- und Candgemeinden fast gang verloren, bis auf einen kleinen Reft, der sich in der hauptsache mehr mit örtlichen und Personenkämpfen als mit Reichspolitit beschäftigt. Die Liberalen in den Alpenländern haben sich von ihr als nationaler linter flügel abgesondert; am besten hat sie sich in den "Ländern der böhmischen Krone" erhalten, wo sie sich auf ein tüchtiges Bürgertum und Bauerntum stützen konnte und in unablässiger nationaler Sehde fester als irgendwo anders in Osterreich organisiert hatte; und doch hatte die Parteiverfassung auch dort nicht tief genug ihre Wurzeln getrieben, gerade dort ging ein ansehnlicher Teil ber Begirte an die Raditalen verloren, die hier, an den Ursigen des deutsch-tichechischen Streites, ihren natürlichen Boden fanden. Sind boch heute die Jungtichechen nicht mehr sichere herren ihrer Wahlbegirte, icon haben auch sie durch extremere Richtungen Abbruch erlitten. Die unter Caaffe gebildete Staatspartei der Rechten hat sich längst in ihre nationalen Gruppen aufgelöst, der hohenwart-Klub insbesondere, der die fleineren nationalen Splitter zu einem festen Glied zusammenfafte, welches die Kette des eisernen Ringes schloß, ist in seine nationalen Atome zerfallen.

Die Wirkungen dieser Jahre auf unser Parteiwesen sind gang außerordentlich.

Unsere alten Parteien waren große, einheitlich geführte Verbande, mit weit umfassenden Programmen. Sie waren zwar nicht volle Staatsparteien, weil einer jeden von ihnen durch gewisse Dorurteile, die mit ihrem Ursprung zusammenhingen, der Blid auf das Ganze des Staates verstellt war, aber sie wollten doch Staatsparteien sein, sowohl die alte Verfassungspartei als nicht minder auch die alte Rechte des hauses, und die eine wie die andere nicht nur, wenn sie an der Regierung, sondern nicht minder auch, wenn sie in der Opposition waren. heute sind die Parteien der Linken wie der Rechten auf Fraktionen zersplittert, deren jede für lich zu klein ist, um regierungsfähig werden zu konnen, und die übrigens ihr Programm gar nicht mehr darauf eingestellt haben, regierungsfähig zu sein; die meisten verfolgen einseitig das Interesse ihrer Nationalität, vielleicht überdies noch gebrochen durch ein bestimmtes wirtschaftliches Klasseninteresse. Zulegt hat auch ber Rest der alten Derfassungspartei sich der neuen Strömung hingegeben; es war ein bedeutungsvoller Augenblid in der Geschichte unseres Parlamentarismus, als einer ihrer letten Deteranen erklärte, die Zeit für eine Staatspartei sei vorüber, auch die Deutschen hätten sich von nun an als Nationalpartei zu organisieren. So wollten es die Wähler, den Lodrufen folgend, die die Sührer ausgaben, welche nach ihrem herzen waren, und dem Gebote der Wähler haben sich die Abgeordneten gefügt.

Diese letztere Tatsache ist noch wichtiger, als der äußere Zerfall der Parteien, denn sie ist gleichbedeutend mit ihrem inneren Zerfall, das Grundverhältnis einer gesunden Parteibildung ist seitdem bei uns verkehrt. Die Sührer haben das Vertrauen in sich verloren und fühlen sich von der Wählerschaft abhängig, statt daß die letztere ihre Interessen den Sührern anheimgibt, damit diese die Sormeln der Sösung sinden. Unsere Parteien sind infolgedessen nicht nur nicht mehr regierungsstähig, sondern eine ganze Reihe von ihnen hat überhaupt aufgehört, handlungsfähig zu sein; sie, die das Volt "vertreten", d. h. handlungsfähig machen sollen, sind fast so hilfsos geworden, wie das Volt selbst.

Schon in den Blütetagen unseres Parlaments ist das Wort ausgesprochen worden von den Reden, die zum Senster hinaus gehalten werden, heute reden viele Abgeordnete aller nationalen Parteien nicht bloß zum Senster hinaus, sondern sie horchen überdies ängstlich zum Senster hinaus, um zu erfahren, was draußen gesprochen wird. Am Beratungstische selbst lauschen sie nach den Stimmen von außen und kommen am andern Tage mit geänderten Meinungen zurück, so daß es fruchtlos wird, mit ihnen weiter zu beraten; oder was noch schlimmer ist, sie weigern sich überhaupt, zum Beratungstisch zu gehen, um sich die Freiheit der Bewegung zu erhalten. Dadurch ist unser Parlament zwar ein äußerst empsindliches Organ geworden, in welchem jede volkstümliche Regung sofort ihr überlautes Echo sindet, aber es hat aufgehört, seine oberste Pflicht erfüllen zu können, daß es als ein Ausschuß des Dolkes die Arbeit für das Dolk leistet, die dieses selbst nicht leisten kann.

Iwar sind nicht alle unsere Parteien in gleichem Grade zersetzt, aber auch diejenigen, die in sich selber das gesunde Gesüge einer Partei noch bewahrt haben, sind doch soweit gelähmt, daß sie im Hause die Pflicht nicht mehr erfüllen können, welche allen Teilen obliegt, das Ganze handlungsfähig oder doch mindestens "arbeitsfähig", wie wir heute sagen, zu erhalten, d. h. in jenem eingeschränkten Grade der Handlungsfähigkeit, der gerade noch ausreicht, um die Regierungsvorlagen äußerlich aufzuarbeiten. So ist es gekommen, daß die radikalen Parteien eine Zeitlang tatsächlich die Sührung hatten, obwohl sie doch nur die Minderheit des Hauses sind, und selbst heute ist das Haus noch nicht ganz aus ihrem Bann. Der sorgenvolle Gedanke, ob die Wähler nicht heute oder morgen zum Radikalismus abspringen, kränkelt die Entschließungen auch der gemäßigten Parteien an, und der durch die Wahlsorge nicht beunruhigte Großgrundbesitz hat aus den früher angegebenen Gründen die Kraft zur Sührung des Hauses verloren.

Unser Parlament hat sich den Wählern untergeordnet, aber wer zweifelt noch daran, daß es trogdem sein Ansehen bei den Wählern verloren hat? Oder muß man nicht sagen, daß es eb en deshalb sein Ansehen bei den Wählern verloren hat! Denn das Volt, auch wo es selber einen Anstok gibt, will geführt sein, weil es fühlt, daß es dadurch an Stärke gewinnt; darum ehrt es den traftvollen und erfolgreichen Suhrer und schätzt jeden gering, der nur den Namen, aber nicht die Kraft des Sührers hat. "Strenge herren regieren nicht lange", sagt das Sprichwort ganz richtig, aber schwache herren regieren noch um vieles fürzer; wer mit Erfolg regieren soll, muß der Diener und der herr des Poltes sein, der Diener, indem er seine gerechten Wünsche erfüllt, der Herr, indem er ihm, und sei es auch wider seinen Sinn, die rechten Wege dazu weist, wie es Bismard getan hat, als er Deutschland einigte. Einer der großen Architetten Wiens erflärte mir einst, daß der Künstler, um seinen Bauherrn zu befriedigen, immer genau das Gegenteil dessen machen mußte, was dieser vorgeschlagen hatte; in scherzhafter Ubertreibung ift damit das Derhältnis richtig bezeichnet, welches überall zwischen Publitum und Sachmann und so benn auch zwischen Wählern und Vertretern bestehen soll: das Publitum fühlt das Bedürfnis, der factundige Berater erkennt es genau und findet die Mittel der Abhilfe — zuerst vielleicht mit Miftrauen empfangen, erntet er zulett Dank und Ruhm. Unser Parlament hat sich allzusehr von den Wählern beraten lassen, und baber tommt es, daß es weder Dant noch Ruhm einerntet. Die öffentliche Meinung bezeichnet es als schwach und ohnmächtig, und alle die geschärften Mittel, die es braucht, um seine Schwäche und Ohnmacht zu verbergen, können an diesem Urteil nichts andern.

War nicht auch die Art und Weise, wie selbst das schärfste Mittel der Opposition, die Obstruktion, von gewissen Parteien geübt, von andern gedroht oder ermuntert und geduldet wurde, ein stillschweigendes Eingeständnis der äußersten Hilfslosigkeit des Parlamentes? Die Obstruktion kann das letzte Verzweislungsmittel einer um ihre Eristenzrechte kampfenden Minderheit sein, sie kann das Mittel sein,

um über Interessen, in denen teine Partei sich der Sifferübermacht der andern beugen kann, an Stelle der parlamentarischen Abstimmung Berufung an ie freie Derhandlung der Parteien einzulegen und das mechanische Derfahren, das die Derfassung vorschreibt, durch die innere Macht der Beweisgrunde zu ersetzen, sie tann das Mittel sein, um die Regierung durch Sperrung und Aushungerung gur Nachgiebigkeit zu zwingen, oder sie kann auch schlechthin ein Ausbruch gereizter Leidenschaft sein, der sich seiner Ziele noch nicht recht bewuft ist. Auf solchen Wegen ist die Obstruttion wirklich in unser Verfassungsleben eingedrungen; aber hat sie nicht am Ende ein anderes Motiv gefunden, das ihr eine gang andere Bedeutung gibt? Der Regierung gegenüber nimmt der § 14 der Obstruction fast alle Schärfe, ba er ihr nach der immer weiter gehenden Auslegung, die dieser Paragraph unter Duldung der Obstruttionsparteien selber erfuhr, in den meisten Sällen die Ermächtigung gibt, das obstruierende Parlament bis auf weiteres so zu behandeln, als ob wir überhaupt kein Parlament hätten. Wenn man auch in den Sällen des § 14 nichtsdestoweniger obstruierte, so konnte wohl der Grund nicht der sein, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, er war vielmehr ganz durchsichtig der, sich selber Berlegenheiten zu ersparen; man wollte weber Ja noch Nein sagen oder man wollte por den Wählern den Eindruck äußerster Entschlossenheit herporrufen, selbst wenn man sie nicht besaß. Scharfe Opposition macht ja volkstümlich und die Minderheit gebraucht ja wohl auch anderwärts, um den Wählern zu gefallen, häufig und gerne das so bequeme Mittel, dann, wenn sie weiß, daß die Mehrheit Ja sagen wird, ein ebenso imponierendes als harmloses Nein zu sagen. Die Obstruktion ist ein gesteigerter Ausdruck der Opposition, die Obstruktion mit dem Dentil des § 14 schafft sogar die Gelegenheit, daß die Mehrheit des hauses sich ohne Gefahr auf die gefährliche Opposition hinausspielen darf, nur um sich nicht binden zu muffen und um Zeit zu gewinnen und die Stimmungen der Wählerschaften abzuwarten.

Die Obstruktion ist selbst in denjenigen Fällen, in denen sie die Regierung nicht durch die Parade nach § 14 unschädlich machen kann, keine wirksame Waffe. Es ist zwar richtig, daß die Regierung in diesen Fällen in Derlegenheit gesetzt werden kann, z. B. wenn ihr die Aufnahme eines Anlehens versagt wird, welches sie dringend benötigt, aber die gewünschte Wirkung, daß sie sich überwunden erklären und der obstruierenden Partei den gesorderten Siegespreis ausfolgen muß, kann doch nicht eintreten, denn in demselben Augenblick nehmen andere Parteien die Waffe der Obstruktion wieder auf und fallen der Regierung in den Arm. Hätten wir das gleiche parlamentarische Sostem wie die Ungarn, wo die Mehrheit die Regierung bildet, so könnte die Minderheit auch bei uns die zu einer gewissen Grenze die regierende Mehrheit zur Nachgiedigkeit zwingen, aber wir haben überhaupt nur lauter Minderheiten, die gegeneinander ringen. Mag sich die Minderheit, die durch ihr Deto die Arbeit des Hauses zum Stillstand zwingt, auch an dem stolzen Gestähle der Kraft genugtun, sich das haus unterworfen zu haben, so wird das Urteil der Geschichte doch anders fallen, es wird dahin lauten, daß eine

Kraft, die nur vernichtend wirten tann, schlimmer ist als die außerste Schwäche. Die Schwäche des Parlamentes ist im Parlamente selber ganz offen einbekannt worden. Sprecher der verschiedensten Parteien haben unumwunden einbekannt, daß das Parlament aus sich eine parlamentarische Regierung zu bilden nicht mehr imstande und daß eine neutrale Beamtenregierung derzeit die einzig noch mögliche Sorm einer tonstitutionellen Regierung sei, Sprecher der verschiedensten Parteien haben einbekannt, daß die Parteien nicht einmal mehr imstande seien, miteinander zu verhandeln, und daß sie hiezu die Initiative der Regierung in Anspruch nehmen mußten. Und muß man nicht ben Eindrud erhalten, daß gewisse feierliche Parteitundgebungen gang offenbar ben 3wed hatten, einer erwarteten parlamentslofen Regierung die Motive für die Entscheidung des nationalen Kampfes zu liefern? Wie die Parteien im alten Prozek vor der Atteninrotulierung ihre Gründe gusammenfasten, so haben zu Zeiten, als die Schwäche des Parlamentes so bedrohlich geworden war, daß das Ende stündlich zu erwarten schien, die nationalen Hauptparteien ihre Schlufterflärungen abgegeben, damit der oberfte Richter seinen Spruch fällen tonne.

Ich bin bisher bei Erörterung der Ursachen der parlamentarischen Wirren einem Namen ausgewichen, der fast jedermann auf die Lippen tommt, wenn von biefen Dingen gesprochen wird, ich habe bisher von den Zeitungen, den bofen Zeitungen nicht gesprochen, benen im Gespräche zumeist bie hauptschuld gegeben wird. Ich glaube, eigentlich mit Unrecht, ohne daß ich übrigens unsere Zeitungen in allem, was sie tun, verteidigen möchte. Zeitungen tonnen nicht anders als mit der Zeit gehen, das liegt in ihrem Wesen, die richtige Tageszeitung wird sogar mit der Tagesströmung gehen, und da die Strömung unserer Tage nicht von den Parteien und ihren Sührungen, sondern von den Instinkten der Masse eingegeben ift, so geht sie mit den Instinkten der Masse. In den Anfängen unseres Derfassungslebens ist auch dies anders gewesen. Wie damals die Klubs über die Wähler berrichten, so gingen die Zeitungen mit den Klubs, und sie werden es wieder tun, sobald wir wieder starte Parteien haben werden. Der Umstand, daß die Zeitungen mit ihrem durch das geschäftliche Interesse geschärften? Gefühle für die Strömungen des Cages heute mit den Wählerschaften geben, ist ein untrugliches Symptom dafür, daß bei diesen im Augenblid die Macht ist; freilich wird ihre Macht, ihr Selbstgefühl, ihre Erregung rudwirkend hiedurch ganz außerordentlich verstärkt, nicht anders als seinerzeit die Macht ber Parteileitungen durch den Beistand der Presse außerordentlich verstärkt worden ist, und in diesem Sinn ist es allerdings richtig, daß die Presse mit ihren Anteil an der heutigen Lage hat: sie hat zwar bie Cagesströmung nicht erzeugt, aber sie verscharft sie, wie sie jede Bewegung verstärkt, die sie zum Ausdruck bringt. Bevor es Zeitungen gegeben hat, hat die Masse zu einem Gefühle ihrer selbst nur in den seltenen Sallen des eigentlichen Busammenlaufes gelangen können, in den Sällen der begeisterten Massentundgebungen oder aber in denen der Zusammenrottung, des Auflauses, der Revolution, wo es dann freilich zu dem berauschenden Gefühle gesteigert wird, das die forperliche Berührung der Tausende erzeugt. Die Presse gibt die Gelegenheit, die Gedanken der Tausende zu vereinigen, täglich und von den entlegensten Orten her, sie zieht auch diejenigen mit beran, die sonst nicht auf die Gasse laufen, sondern ruhig zu hause und bei ber Arbeit bleiben. So gibt sie der Masse die Eigenschaft einer geistigen Allgegenwart; eine Auferung, die sonst verloren ginge, gewinnt Gewalt über die Gemüter, weil sie "in der Zeitung steht", die irgendwo gesprochene gundende Rede wird überallhin verbreitet, das beherrschende Schlaqwort des Cages wird in Umlauf gesetzt, die dunklen Instinkte werden zur unablässigen brennenden Ceidenschaft erhöht. Ängstliche Menschen sehen darin eine Gefahr, sie sehen nur das eine vor sich, daß die Abel, an denen wir leiden, durch die Presse und ihre Öffentlichkeit noch größer werden, aber mussen wir nicht erkennen, daß auch die Krafte, die wir haben, auf diesem Wege größer werden? Abrigens ist ein öffentliches Leben ohne die Presse heute nicht mehr denkbar. Wir stehen vor der Entscheidung: wollen wir bie Offentlichkeit und den großen Makstab, den sie bringt, oder wollen wir in das enge Wesen der guten alten Zeit zurud? Wenn wir die Öffentlichkeit wollen. dann können wir die Presse aus ihr nicht entfernen und mussen mit den Größenverhältnissen rechnen lernen, in denen sie das Massenbewuftsein verstärft.

Wie glücklich war das englische Volk daran, daß sich seine Verfassung in einer Zeit einwurzeln konnte, in welcher die politischen Kämpfe noch nicht durch die Presse ins Land hinausgetragen und von der atemlosen Aufmerksamkeit des Publikums begleitet wurden; wir sind schlimmer daran, wir müssen uns zu gleicher Zeit an die Öffentlichkeit der Presse und an die des Parlamentarismus gewöhnen. Wir müssen daher auch den nationalen Frieden unter der gedoppelten Bedingung schaffen, daß die Vertragspunkte den Parteien genehm sind, wenn sie sie in Ruhe sachlich überlegen und wenn sie auf den unmittelbaren Beifall des Publikums bedacht sind, das sich im Zeitungslesen sein Urteil bildet.

Werden wir unter so widrigen Umständen überhaupt dazu gelangen, daß sich wieder entschlossene Parteien bilden können, die den Wählern den Weg weisen und sich sest im Volksboden einwurzeln? Wird nicht jede erste Aussaat solcher Pläne schon durch den nächsten Sturm hinweggetragen werden müssen?

Ich möchte eine Gegenfrage stellen: Wie lange werden die Massen ihren Druck auf den Gang der Politik noch üben? Und eine zweite Frage, die mit der ersten zusammenhängt: Wie lange werden die extremen Sührer ihren Einfluß auf die Massen noch aufrechterhalten können? Das Mittel, wodurch sie wirken, kann doch nicht auf die Dauer wirken, schon heute wirkt es schwächer. Die Menge läßt sich immer nur eine gewisse Zeit hindurch durch bloße Erregung befriedigen, zuletzt will sie doch die nahrhafte Kost des Erfolges; ihre Erregung, wenn sie entzündet ist, lodert hoch auf, aber sie weicht, wenn sie ziellos ins Leere getobt hat, ebenso rasch

dem Gefühle hilfloser Ohnmacht, vollends dort, wo ihr politischer Sinn so wenig gefestigt ist wie in Österreich. Alle die bejubelten Redner des Tages, die nichts anderes tun, als daß sie der Leidenschaft zum Worte verhelfen, haben endlich das Schidfal vor sich, von benen, die sie umjubelt haben, verlassen zu werden, sobald lich gezeigt hat, daß lie nichts zu erreichen vermögen, und das muß lich zeigen; von ihnen allen, die von rechts und links her gegeneinander wüten, wird keiner Recht behalten — Recht konnen am Ende nur die Gemäßigten behalten, wenn sie anders im rechten Sinne Maß zu halten wissen, so wie der rechte Schutze es tut, der sein Pulver genau mißt, der das Blei abwägt, der Sonne und Wind in acht nimmt und das Ziel tennt und trifft, während die anderen sich unnug verschossen haben. Wenn die Extremen ihre Kraft vergeudet haben werden, so werden die Wähler sich endlich jener gemäßigten Partei zuwenden, die herzlich und warm für lie fühlt und sie durch Caten davon überzeugt, daß sie durch ihre Mäkigung stark wird, die umsichtig alle ihre Mittel prüft, die auf das Unmögliche und Ungerechte verzichtet, aber für das Mögliche und Gerechte Bundesgenossen wirbt und endlich mit gesammelter Kraft ihren Schlag führt und den Sieg gewinnt.

Ein Sieg, ein voller klarer Erfolg, von den gemäßigten Parteien gewonnen, müßte die parlamentarische Lage von Grund aus verändern. Der Erfolg wirkt Wunder, er läßt mit einem Schlage eine Menge von Dingen, die man eben noch heftig beklagt hat, gar nicht mehr als Übel empfinden; der Patient klagt dem Arzt über zahlreiche Schmerzen, von denen die meisten von selber vergehen, sobald das eine wirkliche Leiden, von dem sie ausstrahlen, durch den kunstgerechten Eingriff behoben ift. Ein Frieden zwischen Deutschen und Tichechen, in welchem gewisse Hauptpuntte verständig geordnet sind, müßte die ganze Zahl der anderen nationalen Schmerzen zur Ruhe kommen lassen. Wenn die beiden gemäßigten Parteien sich auf einer Linie begegnen konnten, die den Interessen beider Teile gerecht wurde, fo daß jeder mehr heimbrächte als ihm die! Punktationen gebracht haben, würde dann nicht vielleicht den friedenschließenden Parteien von den Wählern ein gang anderes Schicfal bereitet werden als damals, da die Punktationen geschlossen wurden? Damals war die Zeit für Vereinbarungen noch nicht reif, stürmisch meldete man lich erst noch von beiden Seiten mit den bis dahin zurückgehaltenen Wünschen zum Worte, und es blieb nichts übrig als zuzuwarten, bis alle Forderungen angemeldet waren. Sollte es jetzt nicht endlich an der Zeit sein, das Anmeldeverfahren zu schließen und die Ausgleichsquote zu bemessen? Was Neues wollte man erfabren. was man noch nicht wüßte? Dielleicht wintt heute der Erfolg denen, die die Kraft haben, ein Ende zu machen, vielleicht hat die politische Baissespekulation, die nach bem Jusammenbruch der Punktationen mit so viel Glud betrieben wurde, ihre Wirkung erschöpft und berjenige wird den Gewinn einheimsen, der den Mut hat, eine Politit der hoffnung einzuschlagen! Wie mußte das Ansehen des Parlamentes nicht steigen, wenn dieses Werk gelange! Salls die Parteien beweisen, daß sie die Kraft besitzen, das fast nicht mehr für möglich Gehaltene dennoch durchzusühren,

so würden sie ihr Selbstvertrauen und das Vertrauen ihrer Wähler zurückgewonnen haben, sie würden, wie die Sieger in einem fast hoffnungslosen Kampse, stärker sein als je zuvor, die parlamentarische Krise könnte als überwunden gelten, das Parlament hätte die Stellung, die ihm die Versassung geschenkt, aus eigener Krast gerechtsertigt.

Freilich, gerade der Umstand, daß ein Friedenserfolg das Ansehen des Parlamentes endaultig befestigen mufte, ist bisber das ernsthafteste hindernis für den Frieden gewesen, denn die Cschechen wollen ja das Ansehen des Zentralparlamentes untergraben, sie führen ja Krieg gegen die Derfassung; und die Cichechen sind es, in deren hand das Gelingen des Friedenswerkes vor allem gelegt ist, denn an ihnen ist es, einzulenken, nachdem die Deutschen ihnen bezüglich der Amtssprache bereits so weit entgegengekommen sind. Die Ziele der tichechischen Politik sind durchlichtig. sie haben gehofft, den Wiener Reichsrat zu gertrümmern, um über seinen Ruinen ben Prager Candtag um so stolzer aufzurichten. Sollten sie den Irrtum ihrer Rechnung aber nicht schon erkannt haben, seit mit dem Abgeordnetenhause zugleich auch die böhmische Candstube zum Stillstand verurteilt ist? Und wird, wenn das stärkste Bollwerk verfassungsmäßiger Sreiheit, wenn das Zentralparlament gefallen sein sollte, der konstitutionelle Gedanke noch die kleineren und verstreuten Außenwerke der Candtage zu halten vermögen? Vollends aber, wird jede Schwächung ber Bolksfreiheit nicht gerade ben Nationalitäten ben meisten Abbruch tun mussen, welche erst durch die Freiheit in Osterreich hinaufgekommen sind? Die Parteien, die das parlamentarische Räderwerk am Sitze der Regierung zum Stillstand bringen, treiben das Wasser auf die Regierungsmühle, die Regierung aber arbeitet nach einem inneren Gesetze, welches auf die Dauer jede persönliche Neigung besiegt, nicht im verstreuten länderweisen Mittel- und Kleinbetrieb, sondern im einheitlichen Staatsgroßbetrieb, dieser aber arbeitet nach eben diesem Gesetze deutsch. Die Regierungs= mühle ist durch die Jahrhunderte die deutsche Mühle gewesen und sie wird es wieder sein. haben nicht also gerade die Cschechen alle Aufforderung dazu, Frieden zu schließen, um in Cand und Reich den großen Gewinn, den ihnen die Derfassung gebracht hat, zu realisieren, bevor er von einer neuen Strömung gemindert wird, die die Macht der Regierung wieder stärkt?

* *

Salls Deutsche und Cschechen ihren Frieden machen, wäre der nationale Kampf in Österreich zwar noch nicht zu Ende, aber seine Gefahr wäre vorüber, denn der große Krieg, der im Zentrum des Reiches die Kräfte lähmt, wäre abgeschlossen; der kleine Krieg der übrigen Nationalitäten hätte für sich mehr eine örtliche Bedeutung und er würde, falls er weitere Störungen verursachen sollte, wohl um so leichter zur Ruhe gebracht werden können, als Deutsche und Cschechen sodann zusammen das Interesse hätten, den geschlossenen Frieden auch wirksam auszunützen.

Der Gedanke, daß die drückende Krise durch einen trästigen Entschluß der Parteien überwunden werden könnte, ist zu schön, als daß er fallen gelassen werden dürste, solange noch ein Sunke von hoffnung da ist, wie auch der Arzt, solange es nur angeht, mit der Möglichkeit rechnen wird, daß die Natur des Kranken sich noch helsen und selbst durch eine Art von Wunder die heilung herbeiführen könnte. Gleichwohl aber wird er alle Mittel für den Sall anwenden müssen, daß die erwünschte innere Wendung nicht eintritt, und so muß man wohl auch prüsen, was dann zu geschehen habe, wenn die Parteien sich zum Vertrage nicht entschließen sollten.

Eine weitverbreitete Meinung nimmt an, daß das nationale Sieber doch nur ein eingebildetes Leiden sei; man begegne ihm am besten dadurch, daß man die Leute auf andere Gedanken zu bringen sucht, daß man sie die nationalen Dinge allmählich vergessen macht, etwa indem man sie auf ihre vernachlässigten wirtschaftlichen Angelegenheiten hinweist und ihr Interesse hieran überdies durch materielle Zuwendungen unterstützt. Dieser Diagnose gegenüber habe ich meine Anschauungen in den vorhergehenden Blättern des öfteren dargelegt, so daß ich mich jetzt auf eine kurze Zusammenfassung beschränken kann. Ich glaube, daß es sich in der nationalen Bewegung um einen Prozeß handelt, der sich in den innersten Tiesen des Dolkstums vollzieht, der überhaupt nicht in sich, sondern nur durch die seine Entwicklung begleitenden Solgewirkungen auf unser öffentliches Leben ein übel ist, während er in sich ein durch die großen Strömungen der Gegenwart bedingter Kulturprozeß ist, welcher sich gar nicht aufhalten läßt und auch nicht aufgehalten, sondern nur in seinem Verhältnisse zum Staatsganzen reguliert werden soll.

Eine andere Meinung will das übel tatträftig bekämpfen; sie sucht nach gründlichen heilmitteln und schreckt vielleicht vor äußersten Gewaltkuren nicht zurück. Ich möchte jest nicht den vielerlei Möglichkeiten nachgehen, die sich in dieser Richtung eröffnen, ich begnüge mich, das Nächstliegende zu erwähnen. Der einfachste Gedankengang ist beiläufig der folgende: "Das Abel besteht darin, daß das Parlament arbeitsunfähig ist, das haupthindernis der Arbeitsfähigkeit ist die Obstruction, man muß also die Obstruction unmöglich machen." So ist 3. B. in England die Obstruktion der kleinen irischen Minderheit durch die geeinigte Aberzahl der anderen Parteien des Parlamentes niedergeworfen worden, ähnlich ist es anderwärts unter ähnlichen Bedingungen geschen; in Ungarn wird von einer entschlossenen Regierungsmehrheit soeben der Bersuch gemacht, einer starken Minderheit die Waffe der Obstruktion zu entwinden, mit welchem Erfolge, läft sich im Augenblid noch nicht voraussehen. Indes, keiner dieser galle ist auf den unsrigen anzuwenden, denn wir haben überhaupt keine Mehrheit, wir haben nur lauter Minderheiten, die alle zu schwach sind, zu schwach, um sich zu einer Mehrheit zusammenzuschließen, zu schwach, um diejenige Minderheit zu betämpfen, die gerade obstruiert, weil sie sich als die allerschwächste fühlt. Es mag recht angezeigt sein wenn auch der Weg dazu nicht ganz leicht zu finden ist — daß ein so zusammengesettes Parlament eine Geschäftsordnung erhielte, welche ihm möglichst wenig Gelegenheit zu unnötigen Verzögerungen gäbe, aber das Grundübel, die allgemeine Schwäche, wird auf diese Weise nicht beseitigt werden können.

Aus Ungarn tönt zu uns auch das in der letzten Zeit dort viel gebrauchte Schlagwort von der "Entwirrung" herüber, mit der es übrigens auch dort seine mühsamen Wege hat. Man hat darunter, wie es scheint, an das Bild eines verworrenen Knotens zu denken, der nicht ganz so verwickelt ist, daß er durchbauen werben mußte, sondern aus dem man durch geschicktes Zugreifen die Saden unzerrissen und gebrauchsfähig zu lösen vermöchte. Ist dieses Bild auf die österreichischen Verhältnisse anzuwenden? Haben wir gesunde Parteien, die nur vorübergehend etwas zu sehr durcheinandergeraten sind? Salls das Schauspiel eines nationalen Friedens aus eigener Kraft sich noch vor unseren Augen ereignen sollte, dann wird man die Frage bejahen muffen; wenn es sich aber nicht bald ereignet, so wird niemand mehr an diese Möglichkeit glauben, außer denen, die auch der bekannten Erzählung Münchhausens Glauben schenken, daß er sich an seinem Zopfe aus dem Sumpf gezogen habe. Unlere öffentlichen Zustände sind "versumpft"; wenn irgend= wo, so gilt für uns dieses Bismarchiche Wort, wir haben sogar mehrere tommuni= zierende Sümpfe, größere uud kleinere, von denen einer sich aus dem andern wiederfüllt, falls er für sich zurückgetreten sein sollte, all die stehenden, Gift ausatmenden nationalen Kampflager. Einen Sumpf tann man nicht entwirren; nicht Entwirrung, sondern Entsumpfung ist die Arbeit, die wir zu leisten haben — in unverzagter Ausdauer ein Stud verwahrlostes Prozekland nach dem andern trocken legen und urbar machen, das ist unsere Aufgabe, sowie durch die Punktationen der böhmische Candesschulrat und Candeskulturrat aus dem nationalen Kampfe ausgeschaltet und zu fruchtbarer Wirksamkeit gebracht murden.

Solche Arbeit ist nicht hoffnungslos, wie schon diese beiden Beispiele zeigen. benen noch andere anzufügen wären. Denken wir nur an den Ausgang Badenis zurud, wo Ofterreich an dem Vorabend eines weitverbreiteten Ausbruches zu stehen schien, so mussen wir erkennen, daß der höhepunkt der Krise überwunden ist; unter dem Ministerium Körber, darüber dürfen wir uns durch die letzten Irrungen nicht täuschen lassen, ist ein Stillstand eingetreten. Ohne das nicht genug zu schätzende Derdienst dieses Ministeriums und seines leitenden Mannes zu verkleinern, ware sogar die Frage zu stellen, ob der erreichte äußere Stillstand nicht durch gewisse innerlich herangereifte Bedingungen porbereitet war? In dem Kampfe, der durch Badeni herausgefordert worden ist, hatten die beiden gegnerischen Mächte ihre volle Stärke entfaltet und sich aneinander gemessen; die Deutschen haben die Jurudziehung der Badenischen Derordnungen, d. h. die Wiederherstellung des gestörten früheren Zustandes erzwungen, im übrigen jedoch vermochte teine Partei über die andere einen Vorteil zu gewinnen. War es damit nicht offenbar geworden, daß nach den ersten geschichtlichen Schwantungen nun beibe Mächte zu gleicher Stärke gediehen waren und daß nach den gegebenen Kräfteverhältnissen Zugeständnisse an die eine ohne Zustimmung der andern ausgeschlossen sein mußten?

Aber muß man nicht noch in einem andern, tiefsten Sinne von einem Stillstand sprechen? Für die Empfindung des Altösterreichers war bei den Deutschen wie bei den meisten Slawen das Nationalgefühl vom Staatsgefühl vollständig überschattet gewesen. Seit 1848 beiläufig beginnt sich bei den Slawen das Nationalgefühl felbständiger abzulosen, seit den sechziger Jahren, nachdem die Derfassung die nationalen Parteien voll organisiert hatte, erhebt es sich zu vollem Selbstbewußsein, seit Caaffe beginnen auch die Deutschen, von den gemischten Ländern aus, sich zu nationalisieren. Diese ganze Zeit kommt die nationale Bewegung niemals zur Ruhe, sie wächst in Breite und Tiefe, die nationalen Massen sind, wenn man so sagen barf, beständiger Derschiebung. In den "Ländern der böhmischen Krone" insbesondere zersett sich der überlieferte, zwitterhafte Utraquismus immer schärfer, hier in beutsches, dort in tichechisches Wesen; jedes Pflaster, mit dem die Staatstunst den Aaffenden Rif zu überdeden versucht, versagt seine Wirtung, weil er von innen aus sich immer noch erweitert, die Punktationen waren schon überholt, als sie taum vereinbart waren. Seither ist endlich die Bewegung mindestens nach ihrem äußeren Umfang abgeschlossen, es gibt in Böhmen, Mahren und Schlesien in den politisch empfindlichen Schichten taum einen Utraquisten mehr, aber auch taum mehr jemand, der sich vom Kampfe ausschlösse, jede Partei hat jeden Mann in ihre Reihen gestellt. Irgendwelche Eroberungen auf fremde Kosten, durch Germanisierung ober Slawisierung, sind nirgends mehr zu machen, es wäre benn an den perstreuten Minoritäten, je nach deren Widerstandstraft, aber auch solche Derschiebungen mären für das große Ganze so gut wie bedeutungslos.

Grillparzer läßt im "Bruderzwist" den Obersten Wallenstein den kommenden Weltkrieg voraussagen und daß er dreißig Jahre währen werde, denn

"man nennt so viel ein Menschenleben Und eh' nicht, die nun Manner, faßt das Grab, Und die nun Kinder, Manner sind geworden, Legt sich die Garung nicht, die jest im Blut."

Die Gärung im Blute berer, welche in unserem friedlichen Zeitalter auf dem klassischen Boden des großen Weltkrieges den Streit wieder aufgenommen haben, das ist der durch die moderne Kulturbewegung erzeugte nationale Drang, durch den aus dem Altösterreicher, wie ihn der große Krieg geschaffen, in einer denkwürdigen geschichtlichen Umbildung wieder ein seiner selbst bewußtes deutsches und tschechisches Dolkstum sich entwickelt hat. Ehe diesem Drange nicht Genüge getan war, konnte Böhmen nicht zur Ruhe kommen und darum mußte seht wieder, wie im Zeitalter Wallensteins, eine Generation der Männer von ihren Kindern abgelöst werden, damit die Gärung im Blute sich legen konnte. Cassen wir uns dadurch nicht beunruhigen, daß auch, nachdem der Prozeß der Nationalisierung beendigt ist, die Leidenschaften, die er begleitend entbunden hat, noch nicht stille geworden sind! Sie werden gewiß noch manches zu schaffen geben, aber die wichtigste staatsmännische Ausgabe ist doch nicht ihnen zuzuwenden, sondern der Ordnung der neugeschaffenen

nationalen Körper, deren Werden sie begleitet haben; diese Aufgabe besteht darin, diesen Körpern die öffentlichen Einrichtungen bestmöglich anzupassen, selbstwerständlich unter genauester Mitberücksichtigung des gesamten österreichischen Staatskörpers, dem sie angehören und durch den sie leben. Wenn die Arbeit gelänge und den Frieden brächte, wäre dies nicht eine abschließende Versöhnung, die unser Zeitalter den Opfern jenes furchtbaren Weltkrieges bereiten könnte?

Wie die Arbeit in ihren Einzelheiten zu vollziehen ist, habe ich hier nicht weiter auszuführen, ich kann mich auf das berufen, was ich an einer früheren Stelle in Rücksicht auf das deutsche Projekt der Kreisvertretung gesagt habe. Hier habe ich mich noch nach einer andern Seite hin mit einem ganz allgemeinen Gebanken zu beschäftigen.

Sür jede Arbeit bedarf es einer genügenden Kraft. Wo soll die politische Ingenieurwissenschaft in Österreich die Kraft finden, um die Arbeit des Friedens zu vollbringen? Die reiche Kraft, mit der unser Verfassungsleben, von so vielen hoffnungen begleitet, eingesett hat, ist wohl, wenn nicht alle Zeichen täuschen, für einige Zeit verbraucht, das Wertzeug des Parlaments ist in alle die Fraktionen zerbrochen, die sich, wie es scheint, nicht mehr zusammenfinden können, falls nicht im letzten Augenblick noch das "Wunderbare" des Entschlusses zur gegenseitigen Gerechtigkeit geschieht. Ein stoffliches Werkzeug kann man nicht selten, wenn es Schaden genommen hat, noch einmal flicen und leimen, ein gesellschaftliches dagegen, wie ein Parlament eines ist, kann man nicht so leicht wieder instand segen; seine Schäden müssen verwachsen und gesellschaftliches Wachstum braucht immer lange Zeit. Unsere Parteien haben in der bitteren Schule der letten Jahre obne Zweifel manches gelernt, sie sind in manchem klüger als ihre Vorgänger in den Anfängen der Verfassung, aber es ist ihnen etwas abhanden gekommen, was nur schwer wieder zu gewinnen ist, nämlich der einigende ideale Jug, die jugenbfrische Zuversicht, der ungebrochene Glaube an sich; und ebenso ist den Völkern der Glaube an das Parlament abhanden gekommen. Dieses Haus von Rednern ist ber Öffentlichkeit gegenüber in derselben Lage, wie dem Hause gegenüber ein neuer Redner, dessen Auftreten mit Spannung erwartet, dessen Jungfernrede mit allgemeiner Aufmerksamkeit verfolgt worden ist und der seine Zuhörer enttäuscht hat. Er mag späterhin sein Bestes sagen, so wird er vor leeren Banken sprechen und er wird lange Mühe daran wenden muffen, um das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen.

Es ist ja erfreulich, zu sehen, daß die deutschen gemäßigten Parteien tätig am Werke sind, um die tiefen Schäden des Parteiwesens auszutilgen, die, von Anfang an gewachsen, durch die nationale Krise übermäßig entwickelt und jäh enthüllt worden sind. Ein eifriges Bestreben ist wahrnehmbar, sich neu zu ordnen und die Sühlung mit den Wählern wieder herzustellen, wie dies z. B. die deutsche Sortschrittspartei in Böhmen sich zur Aufgabe gestellt hat. Die getrennten deutschen Gruppen haben sich einander wieder genähert, der Name der deutschen Gemein=

bürgschaft fängt an, sich zur Tat zu verdichten, ein gemeinsamer Vollzugsausschuß ist eingesetzt. Noch weiter zu gehen und sofort den Versuch zu machen, eine große deutsche Partei wie einst zu bilden, ist vorläusig nicht angezeigt, der Sprung wäre zu kühn und dürste vorerst noch nicht gewagt werden, die Verbindung der getrennt marschierenden Abteilungen zum gemeinsamen Schlagen ist gegenwärtig die einzige mögliche Tattik. Hoffentlich wird es gelingen, in die Bewegungen eine immer größere Abereinstimmung zu bringen und sich außerdem noch mit anderen Parteien, wenn auch anfangs nur von Sall zu Sall, zu verständigen, um die Mehrheit im hause zu sichern.

Wir dürfen uns indes nicht täuschen, lange und schwere Arbeit wird zu leisten sein, ehe die Nachwirkungen der Krise im Parteileben ganz überwunden, ehe das volle Vertrauen der Wähler wiedergewonnen, ebe die jungen politischen Calente wieder entschlossen sein werden, sich zum Eintritt in die parlamentarischen Reihen zu melben. Es ist ja ein offenes Geheimnis, wie schwer es ist, für die erledigten Mandate brauchbare Bewerber zu finden; ehe dieser Zustand nicht überwunden ist, tann von einer Gesundung unseres Parteiwesens teine Rede sein. Don den gesellschaftlichen Bilbungen gilt basselbe wie von ben einzelnen Menschen, daß man sie an ihren Früchten erkennen wird, und wie soll die grucht reifen ohne Nachwuchs, ohne die Blüte der jungen Begabungen? In dem Ringen zwischen Regierung und Parlament wird sich die Entscheidung danach bestimmen, auf welcher Seite sich die fähigeren Arbeiter versammeln. Nicht nur auf die "Wahl durch das Volt" kommt es an, sondern ebensosehr auf diese innere Wahl, die die gur Suhrung berufenen Talente auf dem Scheidewege treffen, wo sie mit sich einig werden mussen, ob sie sich ben Wählern ober ber Regierung zur Derfügung stellen sollen und wo sie sich für diejenige Richtung entscheiden, in der sie fruchtbare Arbeit und Erfolg voraus. sehen.

Wird nicht die Regierung die Kraft sein, die berusen ist, den Teil der Arbeit, den das Parlament zu leisten nicht mehr imstande sein sollte, an dessen Stelle zu übernehmen? Langsam, in aller Stille ist sie seit dem Zusammenbruche des Metternichschen Systems wieder in die höhe gewachsen, erst unter dem Schutze des Parlamentes als sein Organ, dann, sich von ihm abtrennend, selbständig neben ihm und über ihm ausstrebend. In allen Kontinentalstaaten, in denen das Werk der Versassung vollendet ist und der großangelegte Dienst einer modernen Verwaltung in die erste Reihe tritt, kommt mit diesem die geschulte Beamtenschaft wieder in den Vordergrund; so ist es auch in Osterreich geschehen, wie an einer früheren Stelle dieser Aussätze schon gezeigt wurde. Unsere Verhältnisse haben sich so zugespitzt, daß auch die eigentlichste politische Regierungsarbeit, daß auch die Sührung über die Klippen der nationalen Politik einer Beamtenregierung anvertraut werden mußte. Aus der Ohnmacht des Parlamentes ist in den Jahren der Obstruktion dem Ministerium Körber neue Krast zugewachsen, weil es notgedrungen auf eigene Verantwortung die ganze Reihe unabweisbarer Entscheidungen schwer-

wiegenosten Inhaltes, die gerade diese Jahre forderten, auf sich nehmen mußte. Wie unvollkommen die Staatsmaschine dabei auch arbeiten konnte, mit welchem Kraftverlust die Übertragung der Arbeit von dem versagenden Parlament auf das Ministerium auch verbunden sein mußte, so hat das Ministerium Körber doch überall, wo es sich nicht geradezu gegen ein nationales Interesse zu exponieren hatte, das Dertrauen des Publitums geerntet; dieselbe Bevölkerung, die sich im nationalen Wahlkampf erhigt, hat sich überraschend leicht darein gefunden, die Derwaltung von einer neutralen Regierung leiten zu lassen, und sie wird, so lange das von ihr selber entsendete Parlament sich darin erschöpft, den nationalen Kampf ins Kleinliche zu treiben, auch weiterhin lieber eine solche Regierung im Amte sehen, wenn sie von ihr eine weitsichtige moderne Verwaltung erwarten darf. Auf diese Weise tut die Wählerschaft vortrefflich zugleich ihrer Kampfeslust und ihrem geschäftlichen Friedensbedürfnisse genüge, für jene dienen ihr die Parteien, für bieses die Regierung — das Derfahren ist nicht streng im Geiste der Berfassung, aber den Geist einer Verfassung sich anzueignen, ist eben auch nicht ganz leicht! Welcher von den Streitteilen hätte, als Herr von Körber die Ceitung des Ministeriums niederlegte, die Meinung gehabt, daß eine parlamentarische Regierung berufen werden sollte, ihm nachzufolgen? Man hat eine "Beamtenregierung" als gang selbstverständlich erwartet, ober genauer gesprochen, eine Regierung, die sich in der hauptsache aus Beamten gusammensett, die sich aber nach Bedarf auch noch durch andere, geschäfts- und staatskundige Manner aus unabhängigen, neutralen Kreisen ergängt.

Die Deutschen sind von den meisten Regierungen seit Taasse bis unmittelbar vor Körber als Gegner behandelt worden, aber sie haben richtig erkannt, daß sie übel beraten wären, einer neutralen Beamtenregierung als solcher zu widerstreben. Was sie zu fürchten haben, sind die von der gegnerischen Mehrheit abhängigen Regierungen, wie es die Ministerien Taasse, Badeni, Thun gewesen sind, die sich nur durch Zugeständnisse an die Mehrheit erhalten konnten, selbst wenn diese weit jenseits der Linie "über den Parteien" lagen, die sie sich zu Anfang als die Richtschnur ihres Verhaltens gezogen haben mochten. Der Wiederkehr solcher Ministerien werden die Deutschen aus allen Kräften vorbeugen und sie haben gelernt, daß sie es am sichersten tun, wenn sie die politischen Notwendigkeiten erfüllen, statt es so einzurichten, daß diese von anderen erfüllt werden müssen. Waren sie es nicht selber, die die Nägel zum eisernen Ring eingetrieben haben?

Der Rücklehr zum Absolutismus werden die deutschen Parteien selbstverständlich den äußersten Widerstand leisten, denn sie haben ja vor allen anderen Nationalitäten die Verfassung geschaffen und sie werden daher von ihrem konstitutionellen Grundgefühl niemals zurücklommen, das sich mit dem Grundgefühl vereinigt hat, wie sie es zu dem aus der deutschen Ostmark erwachsenen Reiche haben, mit dem sie durch alle Bande des Blutes und der Geschichte verbunden sind — aber ein Spstem einer führenden Regierung mit parlamentarischer Kontrolle ist nicht der Absolutismus.

ist nicht das russische, sondern ist geradezu das deutsche Spstem, wie es seit Bismard im Reiche sest eingebürgert ist. Wir haben allerdings den großen Staatsmann nicht beselsen, der es bei uns sest eingebürgert hätte, wir sind hauptsächlich durch "Ausschließung", wie der Logiter es nennt, dazu gekommen, weil jedes andere Spstem versagt hat, und es wird darum seine volle Probe erst noch zu bestehen haben; vorläusig vertrauen wir ihm hauptsächlich deshalb, weil es sich in Deutschland erprobt hat. Das Beispiel, das Bismard jenseits der Grenze gegeben hat, der Schatten seines Wirkens von drüben her hat genügt, um ihm bei uns Nachahmung zu verschaffen; seit Taasse schon ist die Anlehnung an das erfolgreiche deutsche Dorbild unverkenndar und sind unsere regierenden Kreise mit steigender Juversicht vom streng parlamentarischen Spstem abgewichen. Was uns an Voraussetzungen zum deutschen Spstem sehlen sollte, wer wollte es gerne prüfen? Wer wollte nicht lieber mit blindem Vertrauen den Halt ergreisen, der sich uns bietet?

Die Deutschöfterreicher haben einen besonderen Grund, für ein Spitem einzutreten, das die Macht zwischen Regierung und Parlament aufteilt, denn es steckt viel von ihrem Mart in der Beamtenschaft, die das Regierungswertzeug bildet. Die anderen Nationalitäten sind alle erst durch das parlamentarische Wesen im Kampfe wider die Regierung hinaufgekommen, sowie es ja im stärkten Maße den Ungarn geglückt ist; sie haben daher ihre besten Kräfte viel mehr an die Volksvertretungen abgegeben, während die Deutschen sie stets zwischen beide Mächte geteilt haben. So erklärt es sich, daß zwar die Provinzialbeamtenschaft im slavischitalienischen Gebiet zu einem ansehnlichen Teile durch die Nationalität ihrer Umgebung bestimmt wird, ja da und dort eine Parteibeamtenschaft geworden ist, wie es zu Zeiten ein Parlamentsheer gegeben hat, aber daß die Deutschen auch heute noch hauptsächlich den Körper der leitenden Behörden bilden. Und es wird wohl auch noch geraume Zeit so bleiben, da ein solcher Körper wie ein Offizierskorps sich überwiegend aus sich selber erganzt und in seinem Bestande nicht so leicht durch einen Machtspruch berührt werden tann, wie der gewesen ist, welcher unsere Derfassung zu einem nationalen Schukspstem eingerichtet hat.

Das System einer führenden Regierung unter parlamentarischer Kontrolle ist infolgedessen auch dassenige, welches mehr als jedes andere ein Österreich unter deutscher Führung ermöglicht; indem es dabei die geschichtliche Kontinuität der Derwaltung bestmöglich wahrt, kann es auch den andern Nationalitäten gegenüber vertreten werden. Ist es nicht auch dassenige System, welches unter den gegebenen Derhältnissen die vorhandenen Kräfte am besten zur fruchtbaren Arbeit ausnützt, was doch im Grunde die erste Aufgabe jeder Derfassung ist? Es hat in Österreich niemals an Calenten gesehlt und es sehlt auch heute nicht an ihnen, es hat uns leider nur seit langer, langer Zeit, mit nur kurzen Unterbrechungen, immer an einer öfsentlichen Ordnung gesehlt, die die begabten Leute hervorgeholt und ihnen die Wege der Arbeit eröffnet hätte. Solange das Parlament durch seine Wirren die vielen ernsten und süchtigen Männer, die es besitzt, zur Untätigkeit verurteilt, hat

es hierin keinen Vorzug vor dem alten Metternichschen Snstem voraus, das die politischen Kräfte des Staates nicht aufkommen ließ.

Ein Regierungsspstem, das sich vorzugsweise aus der leitenden Beamtenschaft erganzt, stützt sich auf ein Element, das von der Krise in keiner Weise angegriffen worden ist. Solcher Elemente gibt es bei uns genug, weit mehr als der landläufige Pessimismus glauben machen will. Ober, um es bestimmter zu sagen, es ist ja überhaupt nicht wahr, was uns in allen erdenklichen Wendungen gepredigt wird, bak sich Österreich - ich spreche nicht von Österreich-Ungarn - in einer Staatstrise befindet. Der Staat diesseits der Ceitha, für sich betrachtet, befindet sich nur in einer Parteien frise. Eine Parteienfrise ist freilich auch weit mehr als der Name belagt, denn, wenn die Darteien trank sind, ist auch die Verfassung krank, weil sie gesunder Parteien bedarf, um nach ihrem wahren Sinne zu wirken; aber immerhin wird ber ärztliche Befund lauten, daß nur ein einzelnes, freilich ein wichtiges Organ, aber daß doch nicht der gange Staatsförper erfrankt ist. In seiner Verfassung leidend, ist der Staat in allem übrigen gesund, wenn selbstverständlich auch sonst vieles besser sein könnte als es ist. Überall dort, wo das parlamentarische Votum nicht einzuholen ist, ist das Einvernehmen zwischen Regierung und Volk ungestört, Gerichte und Behörden walten mit unverminderter Kraft ihres Amtes, die Wehrpflicht wird getreulich erfüllt, die schwere Steuerlast wird mit Pflichtgefühl getragen. In diesen Jahrzehnten, in denen die Regierung stets mit steigendem Widerstand politischer Parteien zu tämpfen hatte, bis zur gänzlichen Dersagung des parlamentarischen Dienstes, wurde die Armee aus einem Berufsheere zu einem Volksbeere umgewandelt und wurden die direkten Steuern durch Zuziehung der Bürger zum Geschäfte der Steuerbemessung auf eine breitere Grundlage gestellt; beide Prozesse, die nur ein Staat vollziehen kann, in welchem die Regierung des Dertrauens des Volkes gewiß ist, haben sich glatt, ohne irgend eine Reibung vollzogen. Die Söhne der bis zum äußersten streitenden Bürger sind willig dem Rufe des Kaisers zu den Sahnen gefolgt, ihre Däter selbst unterstützen die Beamten flaglos bei dem wahrlich opfervollen Dienste unserer Steuerveranlagung, nicht anders als es in dem beruhigtesten Cande geschehen könnte. Nur dort, wo der Staat die Parteien verfassungsmäßig um ihre Zustimmung zu fragen hat, nur dort sind Schwierigkeiten, dort aber, wo er die Bürger, ohne sie fragen zu mussen, durch Befehl oder Rat zu leiten hat, leiften sie ihre Pflicht mit der unerschütterten Treue, die die Überlieferung der österreichischen Geschichte ist.

Als der heilige Augustinus gefragt wurde, was das Wesen der Zeit sei, gab er zur Antwort, er wisse es nur, solange er nicht gefragt sei. Solange die österreichischen Dölker nicht gefragt werden, verstehen sie, erfüllen sie im täglichen Dienste des Cebens übereinstimmend den Begriff des österreichischen Staates. Den Staatsbegriff zu desinieren, ist für sie aber um vieles schwerer als in einem geeinigten Nationalstaate; sobald ihnen die versassungsmäßige Frage gestellt wird, antworten sie daher verworren, sedes in seiner Junge. Manchem scheint es unter solchen Um-

ständen vielleicht der Mügste Rat, um der Verwirrung abzuhelfen, sie überhaupt nicht weiter zu fragen — als ob es die Summe aller Erziehung wäre, ein Kind ewig ein Kind bleiben zu lassen. Alle diejenigen, die den heißen Wunsch haben, daß Österreich, "der wangenrote Jüngling", zum Manne werde, werden nach besserem Rate suchen.

Die Frau in der Völkerkunde.

Don Profesor Dr. M. Winternig (Prag).

Die verschiedensten Wissenschaften haben sich schon in der einen oder anderen Weise mit der Frage beschäftigt, ob die Stellung, welche die Frau in der Gegenwart einnimmt, den Anforderungen unserer Zeit und den gegenwärtigen Kulturverhältnissen entspricht oder mit denselben in Widerspruch steht. Nun, ich glaube, daß keine Wissenschaft mehr berechtigt ist, in dieser Frage — wer will, mag sie "Frauenfrage" nennen — ein gewichtiges Wort zu sprechen, als die Völkertunde.

Denn diese Wissenschaft stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung der mensch. lichen Kultur von ihren frühesten Anfängen an zu verfolgen. Zu dem aber, was man Kultur nennt, gehören nicht nur alle materiellen und geistigen Errungenschaften der Menscheit - Wertzeuge und Waffen, Entdedungen und Erfindungen, Gewerbe und Künste, Religion und Wissenschaften -, sondern auch die Sormen, nach benen das gesellschaftliche Leben in Samilie, Sippe und Staat geregelt ist. Und eine der wichtigsten Aufgaben der Völkerkunde ist es, auch die gesellschaftlichen Ginrichtungen, Sormen und Normen des Jusammenlebens der Menichen von ihren frühesten Anfängen an zu erforschen. Indem sie dies tut, ist aber die Dolkertunde durchaus nicht eine rein theoretische Wissenschaft, sondern sie steht zu den brennendsten Fragen des Cebens unserer eigenen Zeit in engster Beziehung. Denn wenn wir den Saben nachspuren, welche unsere eigene Kultur mit jener vergangener Zeitalter verknüpfen, so erhebt sich immer auch die Frage, inwieweit unsere heutigen Sitten, Gebräuche, Glaubensmeinungen, gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze dem heutigen Stande des Wissens und der Bildung entsprechen, inwieweit sie vernunftgemäß in unserer Zeit und in unseren Kulturzustanden begrundet sind und inwieweit sie blok als Überreste einer längst verflossenen Kulturperiode in unser Zeitalter hineinragen, obgleich sie nur in dem Denken und in der Dernunft roher, unzivilisierter Völker eine Begrundung haben. Denn "es erben sich" nicht nur, wie Mephifto im "Sauft" fagt, "Geset, und Rechte wie eine ew'ge Krantheit fort", sondern auch gesellschaftliche Einrichtungen, Sitten, Bräuche und Glaubensmeinungen; auch sie "schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte und rüden sacht von Ort zu Ort" und "Vernunft wird Unfinn, Wohltat Plage". Die Völkerkunde

aber gerade ist es, welche uns darüber Aufschluß geben kann, wie im Verlaufe der Kulturentwicklung die Vernunft zum Unsinn und die Wohltat zur Plage wird.

So kann uns denn auch die Völkerkunde von größtem Nugen sein für die Beantwortung der Frage, ob die soziale Stellung der Frau in unserer Zeit — ihre wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne, ihre politische Rechtlosigkeit, die mangelshafte Fürsorge für ihre höhere Bildung und damit auch ihr Ausgeschlossensein von allen höheren Berufsarten und von der Mitarbeit an dem Kulturfortschritt der Menscheit —, ob alle diese Dinge dem Stande unseres Wissens, den sittlichen Anschauungen und den Kulturverhältnissen der Gegenwart entsprechen und in denselben vernunftgemäß begründet sind, oder ob sie sich nur als überreste — "Überlebsel", wie wir in der Völkerkunde sagen — längst vergangener Zeitalter und primitiver Kulturzustände erklären lassen.

Wir werden daher die Völkerkunde darüber befragen, welche Rolle die Frau auf den frühesten Kulturstusen der Menschheit gespielt, was sie selbst zum Sortschritt der Kultur beigetragen und wie sich ihre soziale Stellung entwickelt hat.

Das erste und wichtigste gesellschaftliche Verhältnis, welches die Menschen zu regeln hatten, war ja das zwischen Mann und Weib. Dieses Verhältnis der Geschlechter wird aber auf verschiedenen Kulturstusen und unter verschiedenen Wirtschaftsverhältnissen auf sehr verschiedene Weise geregelt und es zeigt sich bei den Völkern der Erde eine große Mannigsaltigkeit in den Formen des Zusammenlebens von Mann und Weib und den von ihnen erzeugten Kindern.

Aber so groß auch diese Verschiedenheit ist, so stimmen doch alle Völker, die wir kennen, darin überein, daß sie irgendeine Einrichtung haben, die wir mit dem Namen "Ehe" bezeichnen müssen, und daß sich durch diese Ehe der erste Keim zu einer menschlichen Gesellschaft — das, was wir "Samilie" nennen — bildet. Die Geschichte der menschlichen Gesellschaftsformen beginnt mit der Geschichte der Ehe und der Samilie.

Man hat zwar vor einigen Jahrzehnten geglaubt, eine große Entdedung gemacht zu haben, indem man die hypothese aufgestellt hat, daß die Menschen im Anfange keine She und keine Samilie gekannt hätten. Die Urform der menschelichen Gesellschaft, wurde gesagt, ist nicht die Samilie, sondern die horde, in welcher die Menschen (ähnlich wie manche, aber keineswegs alle Tiere) in vollständiger Ungebundenheit lebten und sich nach Belieben paarten und trennten. Aus diesem Urzustand einer vollständigen Weibergemeinschaft (Promiskuität) soll sich erst als Srucht einer langen Entwicklung ein engeres Verhältnis zwischen Mutter und Kind herausgebildet haben. Und in der Vereinigung von Mutter und Kind — einer Vereinigung, in welcher die Mutter die herrschaft ausübte, weshalb man diesen Justand als "Mutterherrschaft" oder "Matriarchat" (Zustand des "Mutterrechts") bezeichnete — glaubte man, den ersten Keim zur Bildung einer Samilie sehen zu können. Erst viel später, meinte man, sei auch das Verhältnis zwischen Mann und Srau sowie das zwischen Vater und Kind als ein Verwandtschaftsverhältnis an.

erkannt worden; und dann erst habe sich das "Daterrecht", die patriarchalische Samilie, entwidelt. Dies war die Ansicht über den Ursprung der Samilie, welche von Bachosen und Morgan mit viel Geist und Scharssinn, aber ohne genügende Rücksicht auf die ethnographischen Catsachen vertreten worden ist. Die Bücher von Mc Cennan, Morgan, Lubbock, Lippert und v. Hellwald, in Deutschland ganz besonders auch die Schristen von Bebel ("Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunst") und Engels ("Die Samilie"), haben viel zur Verbreitung dieser Lehre in weiten Kreisen beigetragen. Ist sie doch sogar in das Evangelium der deutschen Sozialdemokratie aufgenommen worden, obgleich sie mit den sozialistischen Lehren eigentlich gar nichts zu tun hat.

Seit dem Erscheinen der gründlichen und grundlegenden Untersuchungen des finnischen Gelehrten Co. Westermard (The History of Human Marriage, 1891) hat diese hypothese mehr und mehr an Boden verloren und heute wird dieselbe von fast allen hervorragenden Ethnologen und Soziologen mit Recht verworfen. Denn diese gange Lehre von einer "Promistuität" ober einem "hetärismus" der Urzeit und einer ursprünglichen Frauenherrschaft ("Gynäkokratie") wird dadurch hinfällig, daß wir tatfächlich schon auf den frühesten Kulturstufen, bei den rohesten Naturvölkern, überall die Einzelehe und Einzelfamilie und nirgends eine Spur von Weibergemeinschaft finden. Wohl kommt es bei manchen Völkern vor, daß der Verkehr zwischen den Geschlechtern vor der heirat ein mehr oder weniger freier und ungezügelter ift. Aber die Che selbst ist vorhanden; und sobald ein Mann mit einer Frau verheiratet ist, betrachtet er sie als sein Eigentum und wacht mit Eifersucht über sie. Es kommt bei vielen Völkern vor, dak ein Mann mehrere Frauen besitt, gelegentlich auch, daß eine Frau mit mehreren Männern verheiratet ist, es kommt vor, daß Chen nur auf eine gewisse Zeit geschlossen werden, es kommt bei manchen Völkern vor, daß die Frau verschenkt, vertauscht, verliehen, verlauft werden tann — aber alles dies sind nur verschiedene Sitten und Brauche, die sich unter gewissen wirtschaftlichen Verhältnissen entwickeln, bie aber immer das Vorhandensein einer Che, d. h. einer über den Sortpflanzungsatt binaus fortdauernden Derbindung von Mann und Weib, sowie einer aus Mutter, Kind und Dater bestehenden Samilie poraussehen. Gerade bei den niedrigsten Naturvölkern, welche allgemein als Zeugen des tiefsten Standes menschlicher Kultur gelten, ben Schwarzen Australiens, ben Mincopies auf ben Andamanen, ben Debbahs auf Censon, den Buschmännern in Sudafrita, den Seuerlandern in Cierra del Suego und den Bototuden in Brasilien, sinden wir die Monogamie als Regel, lestener die Volpgamie, nirgends aber Weibergemeinschaft. Die Veddabs haben ein Sprichwort: "Nur der Cod scheibet Mann und Weib." Bei allen diesen Dolkern ailt der Mann als unumschränkter herr und Eigentumer seines Weibes oder seiner Weiber, und er wacht mit Eifersucht über diefen seinen Besitz. Und gerade diefe Catface der Eifersucht, die wir bei allen Naturvölkern finden, macht es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß es jemals einen Gesellschaftszustand gegeben habe, in welchem alle Frauen allen Männern gemeinsam gewesen waren.

Bachofen und Morgan und deren Nachfolger haben geglaubt, einen Beweis für die Chelosigkeit der Urzeit darin zu finden, daß bei vielen Naturvölkern und auch noch bei manchen Kulturvölkern des Altertums die Verwandtschaft nicht nach bem Dater, sondern nach ber Mutter gerechnet wird. Man hat dieses Derhältnis mit dem fehr unpassenden Namen "Mutterrecht" bezeichnet. Man nahm an, daß der Dater bei folden Völkern überhaupt nicht als Verwandter des Kindes angesehen werde, daß er tein Recht über die Kinder habe, und das dieser Zustand des "Mutterrechts" auch eine herrschaft der Mutter, eine Weiberherrschaft bedeute. Diese Ansicht wird aber durch die offentundigften Catsachen widerlegt. Denn dieses sogenammte "Mutterrecht" — richtiger "Mutterfolge" — bedeutet nichts anderes, als daß die Kinder einer Che ihrem Namen und ihrer Abstammung nach gur Sippe der Mutter gerechnet werden, aber durchaus nicht, daß der Vater tein Recht über fie habe. Im Gegenteil, wir finden 3. B. bei den Auftraliern, daß trog der Mutterfolge, d. h. trothdem man die Abstammung in der weiblichen Linie verfolgt, überall der Mann sich als Herr und Eigentümer sowohl der Kinder als auch der Gattin betrachtet. Ob ein neugeborenes Kind aufgezogen oder getötet werden soll, entscheibet in Australien, ebensogut wie im alten Rom, nur der Vater; nur der Dater ist es auch, der die Cochter verheiratet. Die soziale Stellung der Chefrau ist ebenso niedrig bei den Böltern, unter denen Mutterfolge herrscht, wie bei denen, wo Vaterfolge üblich ist. In beiden Sällen gilt der Mann als Oberhaupt der Samilie, der über Frau und Kinder unumschränkte Macht ausübt. Mit anderem Worten: das Daterrecht oder die herrschaft des Mannes über die Samilie existiert ebenso bei der Mutterfolge wie bei der Vaterfolge.

Daß man aber zuerst daran gedacht hat, die Verwandtschaft nach der Multer 3u rechnen, ist aus verschiedenen Gründen leicht erklärlich. Bei manchen Naturvölkern wissen die Kinder oft in der Cat nicht, wer ihre Väter sind, aber nicht etwa deshald, weil infolge von Weibergemeinschaft die Vaterschaft unsicher wäre. sondern weil infolge der fortwährenden Kämpfe die Frauen oft als Kriegsbeute in die Gewalt anderer Männer kommen. Die Kinder aber teilen das Schickfal der Mütter, weil sie als Last angesehen und wie jede andere Last den Frauen aufgeburdet werden. Bei fortgeschritteneren wirtschaftlichen Verhältnissen, wo Frauen und Kinder bereits als Arbeitsträfte geschätzt werden, kommt es aber nicht selten por, daß der Mann, wenn er heiratet, in der Samilie der Frau lebt; auch da ist Mutterfolge die Regel, weil die Kinder im hause des Daters der Frau und nicht in dem des Gatten geboren sind. Aber auch abgesehen von all dem ist es begreiflich genug, daß auf den frühesten Kulturstufen das Band zwischen Mutter und Kind für ein festeres gilt, als das zwischen Dater und Kind. Die Mutter hat das Kind aus ihrem Schofe geboren, sie hat es mit ihrer Brust genährt — und dieses Nähren dauert bei den Naturvölkern oft zwei, drei und sogar vier Jahre --, fie trägt es bei der Arbeit mit sich herum und sorgt für alle seine Bedürfnisse während der ersten Lebensjahre. Kein Wunder, daß die Naturvölker auf den Gedanken tommen, daß das Kind zur Mutter in einem engeren Derhältnisse der Blutsverwandtschaft stehe, als zum Dater.

Dennoch kann durchaus nicht behauptet werden, daß bei allen Naturvölkern bloß die Mutterfolge bekannt sei. Es gibt viele sehr tiefstehende Völker, bei welchen die Kinder in bezug auf Namen und Abstammung dem Vater folgen; bei den Australiern herrscht die Mutterfolge zwar bei den meisten, aber nicht bei allen Stämmen; und es gibt manche Völker, bei denen die Söhne zur Sippe des Vaters und die Töchter zur Sippe der Mutter gehören. Und wenn auch bei den meisten Naturvölkern die Mutterschaft für wichtiger gilt als die Vaterschaft, so gibt es doch schwerlich ein Volk auf der Erde, welches die Vaterschaft noch nicht "entdecht" hätte. Ja, troß der vorherrschenden Muttersolge behauptet der Australier, daß das Kind seine Leben nur vom Vater habe und von diesem der Mutter nur zur Wartung übergeben werde. Der Nadowessier in Nordamerika aber glaubt, daß das Kind seinen Körper von der Mutter, seine Seele jedoch vom Vater erhalte.

Soviel ist sicher: Wenn es jemals eine Zeit gegeben haben sollte, in welcher die Vaterschaft noch nicht anerkannt wurde, so liegt sie so weit zurück, daß sich unter den jett lebenden Völkern keine Spur von einem solchen Zustand erhalten hat. Denn wo immer wir unseren Blick auf die Samikienverhältnisse der Naturvölker lenken, sinden wir überall das Weib in einem Zustand der Unterordnung unter den Mann; wir sinden ein vaterrechtliches (patriarchalisches) Verhältnis, in welchem der Mann eine unumschränkte Herrschaft über seine Weib und seine Kinder ausübt. Fragen wir aber, wieso es gekommen ist, daß die Männer ihre Gattinnen und die Mütter ihrer Kinder zu Sklavinnen erniedrigten, so sinden wir die Antwort in den Wirtschaftsverhältnissen der Naturvölker und in der Art der Eheschließung auf den frühesten Kulturstusen der Menschheit.

Auf den niedrigsten Kulturstusen gilt Körpertraft im Kampse ums Dasein, der meist ein wirklicher Kamps mit Tieren und Menschen ist, alles, und schon dadurch ist der Mann dem Weibe überlegen. Jagd und Kamps bilden die hauptbeschäftigung des Mannes bei den rohesten Naturvölkern, während die Frau durch das Gebären und Warten der Kinder an die hütte gesessell ist und sich mit dem Sammeln der Pstanzenkost, dem Zubereiten der Nahrung und anderen in der Nähe der Wohnung zu vollziehenden Beschäftigungen abgibt. Diese Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib ist die erste Arbeitsteilung, welche überhaupt in der menschlichen Gesellschaft stattsand, und sie war verhängnisvoll für das Schickal des Weibes. Sie machte den wassenkonen Mann zum herrn, das Weib zur Arbeiterin; und aus der Arbeiterin wurde bald eine Dienerin, eine Sklavin. Umsomehr war dies der Fall, als auf den frühesten Kulturstusen die Frau durch Raub oder Kauf erworben wurde.

Teils der Mangel an Weibern im eigenen Stamm, teils die Abscheu vor Derwandtenheiraten zwang die Männer, sich Weiber durch Kämpfe mit seindlichen Stämmen zu verschaffen. Manche Indianerstämme führten oft Kriege, bloß um sich

Als mit dem Sortschritte der Kultur und dem Abergang zur Dieh- und Ackerwirtschaft an die Stelle von Kriegen mehr und mehr handelsbeziehungen und ein friedlicher Verkehr traten, wurde auch der Frauenraub seltener und die Erwerbung der Frau durch Tausch oder Kauf oder auch Dienstbarkeit trat an die Stelle desselben. Eine sehr gewöhnliche Art, auf welche der Australier zu einer Frau tommt, ist die, daß er eine Schwester ober eine Cochter hingibt, um sich dafür eine Frau einzutauschen. Nicht minder häufig kommt es vor, daß man eine Frau dadurch erwirbt, daß man dem Vater des Mädchens, welches man haben will, Dienste leistet. Sowie in der Bibel Jatob um Ceah und Rachel je sieben Jahre dienen muß, so ist es auch in Amerita, Afrita und Asien bei vielen Völkern nichts Seltenes, daß ein Jüngling einem Mann mehrere Jahre als Arbeiter dient. um die Cochter desselben zur Frau zu bekommen. Die gewöhnlichste und tatsächlich über die ganze Erde verbreitete Sitte ist es aber, die Chefrau durch Kauf zu erwerben. In Kalifornien bekommt der Indianer eine grau für einen Strang von Muschelaeld. Nur wenn ein Mädchen sehr tücktig im Brotbaden und Korbslechten ist, gibt er auch zwei Stränge von Muscheln für sie. Die Navajos in Neumexiko geben für eine Frau, die alle Tugenden in sich vereinigt, einen Preis von zwölf Pferden. In Afrita wird der Kaufpreis für ein Mädchen gewöhnlich in Rindern bezahlt. Drei bis zehn Kuhe gelten bei den Kaffern als ein niedriger, zwanzig bis dreifig Kühe als ein ziemlich hoher Preis für ein Mädchen. Bei allen indogermanischen Völkern beruhte in alter Zeit die Ehe auf Frauenkauf. hundert Kühe nebst einem Wagen gab der alte Inder für eine Braut. Auch homer spricht von den "Rinder einbringenden Jungfrauen". Nach altdeutschem Recht wurde eine Che erst durch den Kauf zu einer gesetzlichen Berbindung. Auf Island war eine Mark als geringster Kaufpreis zulässig, und die Kinder einer grau, die um einen geringeren Preis gekauft war, galten nicht als erbfähig. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten in Serbien die Mädchenpreise eine solche Höhe erreicht, daß es einem armen Manne gar nicht möglich war, eine Ehe einzugehen, bis ein Gesetz erlassen wurde, wonach man für ein Mädchen nicht mehr als einen Dukaten annehmen durfte.

Bei der Wahl der Gattin und bei der Bezahlung des Kaufpreises für dieselbe war nicht nur die Person derselben, sondern vor allem auch ihre Arbeitstraft maßgebend. Geschechtliche Neigung spielt bei der Gründung einer Ehe bei den Naturvölkern ebensowenig die Hauptrolle, wie bei uns. Liebesheiraten kommen zwar bei allen Völkern vor (die bei Naturvölkern nicht selkstmorde aus Liebe sind ein Beweis dafür, daß auch ihnen die Romantik nicht sehlt), aber sie bilden überall die Ausnahme und nicht die Regel. Sowohl bei Naturvölkern wie bei Kulturvölkern sind wirtschaftliche Rücksichten bei der Cheschließung ausschlaggebend. Und der Naturmensch sieht in der Frau vor allem eine erwünschte Arbeitstraft. Dies ist auch einer der Gründe für die Dielweiberei. Je mehr Weiber der Australier hat, desto mehr kann er sich bedienen lassen, desto behaglicher kann er sich sein Dasein gestalten, desto mehr Ansehen genießt er. Die Curkmenen in Asien zahlen für junge Witwen doppelt so viel als für Jungfrauen, weil jene in den Geschäften der Haushaltung tüchtiger und ersahrener sind, als diese. In China gilt noch heute Trägheit der Frau als Scheidungsgrund.

Es wäre ja ganz irrig, zu glauben, daß die Frau auf frühen Kulturstusen etwa vom Manne ernährt wurde. Ganz im Gegenteil. Sie leistete nicht nur so viel Arbeit, als zu ihrer und der Kinder Ernährung erforderlich war, sondern in der Regel noch viel mehr.

Nebst dem Kriege waren nur Jagd und Sischfang und später die Diebzucht Sache des Mannes; alle sekhafte Tätigkeit, alle Arbeit, welche im Jusammenhang mit einer bleibenden Wohnstätte stand, fiel dem Weibe zu. Der Ackerbau, sowohl ber primitive hadbau, der den Pflug noch nicht kennt, als auch der höhere Aderbau mit Rind und Pflug, waren auf frühen Kulturstufen durchwegs Sache des Weibes: und zu allen Zeiten hat die Frau an den Arbeiten der Candwirtschaft auch in Europa den größten Anteil gehabt. In China obliegen ihr die zahlreichen Arbeiten, welche die Teegewinnung erfordert, jum großen Teil. An der Olerzeugung bei den Lunda in Afrika beteiligen sich ausschließlich nur die Frauen. Die Frau war aber nicht nur die erste Sammlerin und Erzeugerin der Pflanzennahrung, ihr fiel es auch zu, diese Nahrung zuzubereiten. Sie entzündete das geuer und sorgte für die Erhaltung desselben. Darum steht sie in den Religionen der Völker in naher Beziehung zum Seuerfult. Bei den alten Indern, wie im alten Rom wurde die Braut bei der hochzeit um das heilige Seuer herumgeführt, und das herdfeuer steht bei allen Völkern Europas in engster Beziehung zur Frau. Agni, der Gott des Seuers, heißt in den uralten Liebern des Rigveda "der Buhle der Mädchen, der Gatte der Weiber". Und nicht nur Rom hatte seine vestalischen Jungfrauen, sondern auch in den Sonnentempeln der alten Kulturvölker von Megiko und Peru wurde ein ewiges Seuer von Jungfrauen gehütet, sowie auch bei den hereró in Afrita die "Zaubermädchen" das heilige Seuer erhalten mußten. Die Frau fand aber auch Mittel und Wege, die Pflanzennahrung verdaulich zu machen, indem sie darauf verfiel, die Getreidekorner mit Steinen zu germalmen. Noch bis in die neueste Zeit hinein ist in Europa die mühsame Arbeit des Mahlens der Getreidekörner mit der handmuble Sache der Frauen geblieben. "Die Magd, die hinter der handmuble ist", wird in der Bibel als das niedrigste Geschöpf in Ägypten erwähnt. Und aus bem heutigen Afrika berichtet W. Junker: "Eine Anzahl Frauen begleitet regelmäßig die Araberzüge in den Negerländern, und da nur ein Teil der Stlavinnen ihren herren folgt, sieht man da genau, wie unverhältnismäßig die Frauen durch bie Arbeit der Mehlbereitung, ja schon während des Marsches durch das Schleppen ber schweren Mahlsteine überbürdet sind. Oft genug hörte und sah ich die Mädchen noch tief in der Nacht vor ihrer Murhaka kauern und unter gitterndem, schwermütigem Gesang, tief Atem holend, das Mehl reiben. Oft erheben sie sich auch mitten in der Nacht vom Lager und gehen an die Arbeit; denn ihre Herren und deren Diener wollen ja frühmorgens ihre Kisra oder Assida essen; der tommende Tag aber ist wieber der mühevollen Reise geweiht."

Der Frau verdanken wir auch die Kunst der Zubereitung der Speisen mittels des Seuers — die Kochtunst, welche einen ungeheuren Kulturfortschritt bedeutet; und diese Arbeit ist ihr ja bis zum heutigen Tage fast ausschließlich verblieben. Ihr verdanken wir auch die Töpferei, ohne welche die Kochtunst unmöglich gewesen wäre.

Mit Rückjicht auf die Kinder, deren Pflege und Wartung ganz und gar den Müttern oblag, war die Sorge für ein Obdach wichtiger für das Weib als für den Mann. Auch die Erhaltung des Seuers, um welche die Frau sich zu kummern hatte, machte einen Windschirm nötig; und diese Bedürsnisse führten zur Errichtung eines Zeltes, einer hütte. Und die Frau ist es wieder, welche uns als erste Baumeisterin entgegentritt. So ist den Estimos in Grönland noch heute der Zeltbau, ebenso wie der hausbau, Sache der Frauen — "und wenn sie Steine tragen müssen", sagt ein Reisender, "daß ihnen der Rücken zerbrechen möchte, so sehen die Männer ganz kaltsinnig zu". Bei manchen Indianerstämmen gehört die Wohnstätte, welche von der Frau errichtet wird, auch ihr allein; und wenn die indianische hausmutter den Wigwam auf dem Marsche trägt, so trägt sie nur ihr Eigentum.

Die Bekleidungsindustrie, Weberei und Spinnerei sowie Näharbeit gehören in ihren Anfängen ganz und gar in das Arbeitsgebiet der Frau und sind es lange Zeit fast ausschließlich geblieben. Noch im Nibelungenlied bereitet Krimhilde dem ausziehenden helden das Gewand, und während des ganzen Mittelalters war Spinnen und Weben weibliche hausarbeit, und Chroniken berichten von vornehmen Frauen, die durch ihre Schneiderkunst berühmt waren.

Über die "Arbeitsteilung" bei den Indianern von Gunana schreibt Joest: "Was die Beschäftigung der Indianer betrifft, so ist es selbstverständlich, daß der

überwiegend größere Teil aller Arbeit den Frauen gufällt; die herren der Schöpfung beschäftigen sich am liebsten und vorwiegend mit gar nichts; mit Trinken, Schwähen ober Liegen in der hangematte vertrobeln sie ihre Zeit, Tage, Jahre — ihr Leben. Mur der Trieb der Selbsterhaltung und der eiserne Naturzwang veranlaßt sie, gewisse Arbeiten, die sie ihren Frauen nicht aufburden konnen, felbst zu verrichten. Dazu gehört die Jagd auf Sische und Ciere des Waldes, der Bau der hütten und der Baumtähne . . . Diel tätiger sind ihre Frauen. Eine Indianerhausfrau muß außerordentlich viel arbeiten. Abgesehen von ihren Pflichten als Mutter, Köchin, Wascherin, Spinnerin, Weberin, Laft- und Arbeitstier im allgemeinen, hat fie die Maniot., Bananen., Pfeffer. u. f. w. Baume und Selder in Ordnung zu batten, mahrend sie den Rest ihrer Zeit durch Anfertigen von Copfen, Korben u. s. w. ausfüllt, deren Erlös später, allerdings nicht von dem Gatten allein, vertrunten wird." Nicht viel anders ist es bei den Australiern. Die Frauen sammeln Pflanzen, Insetten und Schaltiere, sie tochen die Nahrung, tragen holz zusammen, errichten die Schirmbacher, fertigen Nege, Sade, Binden und Mantel an. "Das Weib", fagt Lumbolk, "muk alle Bagage schleppen, wenn von Ort zu Ort gezogen wird. Man sieht daber immer den Mann porausschreiten, frei und munter mit einigen leichten Waffen, während seine Frauen wie Padesel belastet sind; meist tragen sie vier bis fünf Körbe, in denen gewöhnlich Cebensmittel sind. Manchmal stedt auch ein Kind darin, und außerdem tann man fie ein größeres auf der Schulter tragen sehen. Der Beitrag des Mannes fürs haus besteht gewöhnlich in Honig, manchmal auch in Eiern, Wild, Eidechsen u. f. w. Animaliche Speise behält er am liebsten für sich selbst, und die Frau ist meist auf Pflanzenkost angewiesen, die sie für sich und ihre Kinder schafft. Der Mann treibt die Jagd mehr aus Vergnügen als zum Nuten für seine Samilie, um die er sich nicht viel kummert." Wenig verschieden von dieser "Arbeitsteilung" bei den Wilden war die bei den alten Germanen, wenn wir Tacitus glauben dürfen, der uns berichtet, daß die Manner, wenn sie nicht in den Krieg zogen, wenig Zeit der Jagd, die meiste Zeit aber dem Nichtstun, Schlafen und Elsen widmeten. Aukerdem ergaben lie lich dem Trunt und dem Würfelspiel, mahrend sie alle Arbeit in haus, hof und Seld den Weibern, Schmachlingen und Alten überließen. Oder wie es C. Bücher ("Die Frauenfrage im Mittelalter", Tübingen, 1882, S. 8) ausdrückt: "Neben der erhaltenden und verwaltenden Tätigkeit des Hauses . . . hatten sie also auch die gesamte Gütererzeugung zu bewerkstelligen. . . . Die Frau ernährte die ganze Samilie. Sie war Arbeiterin, Wirtschaftsführerin, haushälterin und Erzieherin der Kinder zugleich."

Selbst auf die Kriegsführung, das ureigenste Arbeitsgebiet des Mannes, erstreckte sich der Einfluß der Frau. Als Deuterinnen der Vorzeichen und Verkünderinnen der Tukunst, als Prophetinnen hatten die Frauen bei den alten Germanen gar oft über Krieg und Frieden zu entscheiden. Unter Kaiser Vespasian verschmähten es selbst die Römer nicht, sich an eine solche Prophetin, die Brukterin Veleda, zu wenden und sie aufzufordern, ihren Einfluß zur Beilegung des Krieges zu verschen

wenden. Und bei vielen Naturvölkern führen die Frauen, wenn die Männer in den Kampf ziehen, religiöse Tänze auf und stimmen Gesänge an, welche den Ausziehenden Glück bringen und ihnen zum Siege verhelfen sollen. Mit Gesängen und Tänzen ziehen sie wieder den Heimkehrenden entgegen und eifern sie durch ihre Preissieder zu neuen Heldentaten an. Daß dies bei den alten Hebräern nicht anders war, zeigen die Beispiele der Prophetinnen Mirjam und Deborah. Frauen sind es auch, welche bei Naturvölkern und vielen Völkern des Altertums durch ihre Totenstagen, in denen sie das Lob gefallener Helden besingen, die hinterbliebenen zur Blutrache und zu neuen Kriegstaten begeistern.

Aber nicht nur Klagelieder und Kriegsgesänge ertönen von den Lippen der Frauen, sondern auch die Arbeitsgesänge der Völker sind zum großen Teile von den arbeitenden Frauen geschaffen worden. Unter den siedzig Liedertexten, die Karl Bücher in seinem schönen Buch "Arbeit und Rhythmus" gesammelt hat, um den engen Zusammenhang zwischen Poesie und Arbeit darzutun, sind nicht weniger als fünfzig die dichterischen Schöpfungen arbeitender Frauen. Wie groß der Anteil der Frau an der volkstümlichen Dichtung aller Völker gewesen ist, das lese man bei Karl Bücher nach, der auf Grund der von ihm gesammelten Zeugnisse, die sich unschwer vermehren ließen, sagen konnte: "Nicht auf den steilen höhen der Gesellschaft ist der Dichtung Quell entsprungen, sondern aus den Tiesen der reinen und starken Volksseele ist er hervorgequollen. Frauen haben über ihm gewaltet und wie die Kulturmenschheit ihrer Arbeit viel des Besten verdankt, was sie besitzt, so ist auch ihr Denken und Dichten eingewoben in den geistigen Schatz, der von Geschlecht zu Geschlecht überliesert wird."

So lehrt uns denn die Völkerkunde, welch ein gewaltiges Stück Kulturarbeit die Menscheit der Frau verdankt. Die Völkerkunde lehrt uns aber auch, wie übel der Mann ihr diese Leistung als Kulturförderin entsohnt hat.

Denn ihr Cohn — war die Knechtschaft. Der Umstand, daß Mann und Weib sich nicht in freier Wahl zusammenfanden, sondern daß es in der Regel der Mann war, welcher das Weib auf irgend eine Weise — sei es durch Kampf oder Raub, durch Tausch oder Kauf — erwarb und so zu seinem Besitztum machte, war die Ursache jahrtausendelanger Knechtschaft des Weibes. Wohl wurde auf höheren Kulturstusen die Raubehe und allmählich auch die Kausehe abgeschafft. Aus dem Kauspreis wurde zunächst ein Geschent, welches der Bräutigam dem Vater der Braut gab. Ein weiterer Fortschritt war es dann, daß der Vater der Braut die so ershaltenen Geschenke dem Mädchen als ihr Besitztum gab, woraus sich dann später die "Mitgist" — ein Geschent des Vaters an die Tochter — entwickelte. Daher kommt es, daß in mehreren indogermanischen Sprachen dasselbe Wort, welches ursprünglich "Kauspreis der Braut" bedeutete, später die Bedeutung "Mitgist" erhielt (so das griechische Edvov, das angelsächsische weotuma — althochdeutsch widamo, Wittum). Wenn aber auch bei den Kulturvölkern Frauenraub und Frauenkauf als Formen der Eheschließung längst abgeschafft und in Vergessenheit geraten sind, so

•

sind doch die Solgen dieser uralten Sitten — die Unterdrückung der Frau, ihre niedrige soziale Stellung und die Ansicht von ihrer Minderwertigkeit — bis zum heutigen Tage geblieben. Don den rohesten Naturvölkern angesangen, bis hinauf zu den höchsten Kulturvölkern ist die Geschichte der sozialen Stellung der Frau eine lange Leidensgeschichte.

Don der "Arbeitsteilung" bei Australiern und Indianern haben wir bereits gesprochen. Don den Buschmännern sagt Theophilus hahn, der beste Kenner dieses Voltes: "Das Weib ist ein Casttier. Dabei hat sie oft noch Mischandlungen zu erbulden, welche nicht selten den Tod zur Solge haben." Don den Seuerländerinnen wird uns berichtet: "Die Weiber erwerben einen großen Teil der Nahrung, erhalten aber selbst weniger bavon als die Manner." Auf etwas höheren Kulturstufen, bei Völkern, welche von der Diehzucht leben, ist die Stellung der Frau um nichts besser. Gerade die Diehzucht ist diejenige Wirtschaftsform, welche dem Manne die größte Übermacht gewährt. Die Viehzucht ist, wie der Krieg und die Jagd, bei hirtenvölkern ein Vorrecht der Männer. Darum sieht der Nomade mit Derachtung auf das Weib herab. Der Araber läßt sich zur Geburt einer Tochter nur deshalb Glud wünschen, weil er hofft, durch den Kaufpreis, den er für sie erhalten wird, feine herben zu vermehren. Bei den Kaffern durfen die Weiber eines Königs sich nie anders als auf den Knien rutschend im Hause ihres Gatten bewegen. Der Aderbau gilt bei ihnen, wie bei anderen hirtenstämmen, für ein verächtliches Geschäft, das den Weibern überlassen wird, während die Diebzucht nicht für die Pflicht, sondern für das Recht des mannlichen Geschlechtes gilt. Der grau ist es sogar bei Strafe verboten, den Diehkral zu betreten. Da aber nur der Besit von Dieh geschätzt wird — "wer unter den Kaffern tein Dieh besitzt, ist ein Proletarier, wenn er auch noch so viel Korn oder hirse aufgespeichert hätte" (Ragel) — kann man sich leicht benken, wie hoch der Mann als Diehbesiger über dem Weibe steht. Don ben Indianern Alastas sagt ein Missionar: "Derachtet von ihren Vätern, vertauft von ihren Müttern, hintergangen von ihren Brüdern, schlecht behandelt von ihren Männern, ist es kein Wunder, daß viele Frauen ber Alaska-Indianer Selbstmord begehen." Auch bei anderen Indianerstämmen sind Selbstmorde von Frauen nichts Ungewöhnliches. Auch kommt es vor, daß Mütter ihre Cöchter töten, um ihnen das harte Cos einer Chefrau zu ersparen. Weibliche Kinder sind es überhaupt, welche ber über die ganze Erbe verbreiteten Unfitte des Kindermordes am häufigsten zum Opfer fallen. So wird in China die Geburt eines Sohnes vom Vater mit Sehnsucht erwartet und mit Freuden begrüßt, während er von der Geburt einer Cochter oft nur so weit Notig nimmt, daß er sie der Aussehung bestimmt. Es gibt Gegenden, wo der übliche Mord weiblicher Kinder das Jahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern ganzlich verschoben hat. In Indien ist diese grausame Sitte erst durch die Engländer einigermaßen beseitigt worden.

Bei allen indogermanischen Völkern ist die Stellung der Frau eine ungemein niedrige. Sie gilt durchaus als Eigentum des Mannes, der über sie uneingeschränkt

verfügen kann. In dem altindischen Epos Mahabharata lesen wir: "Als Gottbeit wurde für die Frauen der Gatte von den Göttern selbst bestimmt . . . Sür die Frau, die einen Gatten hat, gibt es in der Welt kein Geseth, als die Verehrung bes Gatten." Und in dem berühmten indischen Gesethbuch des Manu heift es: "Tag und Nacht mussen Srauen in Abhängigkeit von den Männern gehalten werden . . . Ihr Dater beschützt sie in der Kindheit, ihr Gatte in der Jugend, ihre Söhne im hohen Alter: Nie aber ist das Weib zur Unabhängigkeit geeignet." Keine leere Redensart ist es, wenn noch heute in Bengalen der junge Mann, der freien geht, seiner Mutter auf die Frage: "Wohin gehst du, mein Junge?" antwortet: "Dir eine Stlavin heimzubringen." Don den alten Galliern sagt uns Cafar, daß der hausvater über die Gattin, ebenso wie über die Kinder, Gewalt über Ceben und Cod hatte. Dasselbe war bei den alten Preuken der Sall. Nach altbeutschem Recht steht ber Greis, der Gebrechliche, der unmundige Unabe und die Frau in Dormundschaft, d. h. sie haben kein Recht, über sich selbst zu verfügen. über die hand des Mädchens verfügten nach altdeutschem Recht der Vater, der Bruder ober irgend ein anderer nächlter männlicher Derwandter, während dem Mädchen selbst keinerlei Einspruchsrecht zustand. Der germanische Vater konnte Frau und Kinder verschenten und verkaufen. Diese uralte Anschauung, daß der Mann berechtigt sei, sein Weib auch zu verkaufen, hat sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit in ländlichen Volksschichten Englands bis in unsere Tage hinein erhalten. In Nordengland ist es noch im Jahre 1889 vorgekommen, daß ein Mann allen Ernstes seine Frau für eine Mart vertaufte, indem er ihr einen Strick um den hals legte und sie ins haus des Käufers führte. Und noch am 11. Juni 1892 erschien nach Berichten englischer Zeitungen vor dem Polizeirichter in Wandsworth-Surren eine Chefrau, um sich darüber zu beschweren, daß ihr Mann sie vertauft habe. Für die Stellung der Frau bei den Südslawen ist es bezeichnend genug, daß die südslawischen Frauen eigene Zaubermittel besiken, um einem gestrengen Herrn und Gebieter das Prügeln abzugewöhnen. Um die Stellung der Frau bei den Litauern zu kennzeichnen, genügen zwei Strophen eines litauischen Hochzeitsliedes:

> "Sorge nicht, du herzensschwester, Wie du dich wirst waschen: Bitt're Cränen, liebes Mädchen, Soll'n dein Antlitz waschen."

> "Sorge nicht, du herzensschwester, Wirst den Kopf nicht fämmen: Deine blonden haare fämmt der Jüngling mit den Nägeln."

Das Christentum hat in den christlichen Ländern Europas die Stellung der Frau wenig verbessert, ja die asketischen Lehren der christlichen Kirche, die Lehre von der Unreinheit des Weibes und der Sündhaftigkeit der Ebe haben nur dazu

beigetragen, das Los der Chefrau noch unglücklicher zu gestalten. Der Domostroj, ein ethisch-religiöser Wegweiser, macht es dem orthodogen Russen zur sittlichen Pflicht, seine Frau zu schlagen, und gibt den menschenfreundlichen Rat, die Frau nicht mit der Saust und nicht mit einer eisernen Stange, sondern mit der Knute zu "belehren". Und einer der höchsten Würdenträger der russischen Kirche, Sploester, belehrt die orthodoge Christenheit seiner Zeit mit den Worten: "Auf deine Tochter lasse deinen Zorn ergehen, so wirst du ihre körperliche Reinheit erhalten; sie soll gehorchen und keinen eigenen Willen haben."

Mit derlei Schilderungen der Stellung der Frau bei den verschiedenen Völkern ber Erde ließen sich ganze Bande fullen. In der Tat ist die Geschichte der sozialen Stellung der Frau von den frühesten Kulturstufen bis auf die neueste Zett herab niemals treffender gekennzeichnet worden, als in den durchaus nicht übertriebenen Worten, mit denen C. Meiners seine 1788 erschienene "Geschichte des weiblichen Geschlechts" beginnt: "Die Geschichte keines Wolks und keines andern Standes bietet ein so empörendes und Abscheu und Mitleiden in so hohen Graden erregendes Schauspiel dar, als die Geschichte des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter den meisten Völkern der Erde. Selbst das Schickal von Stlaven war von jeher beneidenswert, wenn man es mit dem Lose des andern Geschlechts vergleicht . . . Unter mehr als der einen hälfte des menschlichen Geschlechts war das ganze irdische Dasein von Weibern eine aneinanderhängende Kette von Mühleligkeiten und Erniedrigungen, deren stilles Dulden die Krafte der menschlichen Natur gu übersteigen scheint; und der Zustand von Mädchen, Frauen und Witwen war ein Justand von immer steigender Knechtschaft und Elend, in welchen alle Beschwerden und Abel bes menschlichen Cebens hineingeworfen, und wovon hingegen fast alle Freuden und Guter ausgeschlossen wurden."

Man könnte wohl fragen: Woher kommt es, daß die Frau das ihr auferlegte Joch der Knechtichaft so lange und so geduldig getragen hat? Nun, diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Die Geschichte lehrt uns ja, daß es Jahrtausende gebauert hat, ehe die Sklaverei abgeschafft wurde. Die Knechtschaft ber Frau war nun aber boch von der eigentlichen Staverei wesentlich verschieden. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben trot aller selbstfüchtigen Motive, welche bei der Cheschließung maßgebend waren, doch auch die Liebe und Sympathie zwischen Mann und Weib eine große Rolle gespielt. Und trogdem Gesetz und Sitte bei den meisten Pölkern bis in die neueste Zeit hinein die Unterdrückung der Frau gestatteten, haben doch Liebe und Sympathie immer und überall das starre Recht und die rauhe Sitte gemildert und es verhindert, daß das Cos der Frau immer so be-Aagenswert war, als es hätte sein können. Ja, in nicht wenigen Sällen gelang es ber Frau zu allen Zeiten, auch bei Völkern, wo sie sonst eine tiefe soziale Stellung einnimmt, eine gewisse illegitime Oberherrschaft über den Mann zu erringen. Und noch häufiger tommt es vor — so 3. B. besonders bei mohammedanischen Völkern, aber auch in vielen Gesellschaftsklassen des heutigen Europa —, daß die Frau zwar rechtlos und abhängig ist, daß sie aber mit allem Luxus und aller Besquemlichkeit umgeben wird und so ein äußerlich glückliches, wenn auch nicht menschenwürdiges Dasein führt. Und, wie Marie Ebner von Eschenbach einmal sagt, "die glücklichen Stlaven sind die gefährlichsten Seinde der Freiheit".

Dazu kommt aber noch die ungeheure Macht der Suggestion. Man hat der Frau so lange eingeredet, daß sie minderwertig und unselbständig sei, daß sie es selbst glaubte und sich schließlich einreden ließ, daß in dieser Minderwertigkeit und Unselbständigkeit eine Art Tugend, ein Derdienst liege. Nicht wenig hat die Religion dazu beigetragen, diese Suggestion zu befestigen. So lehrt der Koran: "Die Männer gehen vor den Weibern, weil Gott gab Gnadenvorzug einem vor dem anderen . . . Ehrbare Frauen aber sind gehorsam . . . Doch deren Widerspenstigkeit ihr fürchtet, dieselbigen vermahnet und scheidet euch von ihrem Lager und schlaget sie! Doch wenn sie euch gehorchen, suchet gegen sie keinen Weg! Denn Gott ist hoch und mächtig." Und so wie im Alten Testament Jehovah zu dem Weibe sagt: "Er aber herrsche über dich", so sagt im Neuen Testament der Apostel Paulus in seinem Brief an die Epheser: "Ihr Weiber, unterwerfet euch euren Mannern, wie dem herrn. Denn der Mann ist des Weibes haupt, wie auch Christus das haupt der Kirche . . . Und so wie nun die Kirche sich Christo unterwirft, so sollen auch die Weiber in allem ihren Männern sich unterwerfen." Zahlreiche Stellen in den heiligen Büchern der Inder und der Chinesen prägen der Frau ein, daß sie dem Manne gehorsam und unterwürfig sein und ihm dienen musse. Zwar ist es gewiß nicht blok religiöser Irrwahn, der die Witwen in Indien und in China zum Selbstmord treibt. Nur zu oft ist es die bange Sorge um die Zukunft und der Gedanke an die Ceere und Nichtigkeit des Daseins, welches keinen Zweck mehr hat, wenn der Gatte tot ist, und keine Stuge, wenn die Mittel zur Lebensfriftung fehlen, was indische und chinesische Witwen den Tod einem elenden Dasein vorziehen läft. Dennoch ist es die Religion, welche diesen Selbstmord zu einer heldentat, zu einem frommen Wert stempelt. In feierlicher Prozession, mit Musit und lautem Gesang wurde in Indien die grau, die entschlossen war, mit dem Gatten zu sterben, gum Scheiterhaufen geleitet. Als Sati, d. h. als "treue grau", wurde sie gepriesen, wenn die flammen, welche den Leichnam des Gatten verzehrten, auch über fie zusammenschlugen. Die Sati aber wurde geradezu vergöttlicht; zu dem Denkmal. das ihr zu Ehren errichtet wurde, zogen Scharen von Gläubigen, um Opfer darzubringen und den gottgewordenen Geist anzurufen. Bei den Chinesen greift die Frau, welche den Tod dem Witwenleben vorzieht, zum Strid. Auch sie wird, wenn sie (wie die Chinesen sagen) "auf dem Ruden des Storches in den himmel aufsteigen". d. h. sich erhängen will, in feierlicher Prozession begleitet, und Triumphbogen werden ihr für ihren "ehrenvollen Selbstmord" errichtet.

So haben Sitte und Religion durch Jahrtausende hindurch die Fesseln der Knechtschaft der Frau so fest geschmiedet, daß es nicht nur für den Mann, sondern auch für die Frau zum Dogma wurde, daß die Frau minderwertig und dazu verurteilt ist, dem Manne stets untertänig zu sein. So konnte noch im Jahre 1620 ein Franksurter Gelehrter, Anton Schlösser mit Namen, eine Schrift veröffentlichen, in welcher er ernstlich untersuchte, ob die Weiber zu den Menschen zu rechnen seine; und er kam zu dem Schlusse, wenn man diese Frage bejahe, so dürfe man doch den Weibern höchstens eine Stelle unter den Männern einräumen. Und noch im vorigen Jahrhundert hat der berühmte deutsche Philologe Gottfried hermann eine grundgelehrte lateinische Abhandlung geschrieben, in welcher er den Nachweis zu führen suche, daß Eva vor Adam geschaffen sein müsse, weil das Weib als das unvollkommenere Geschöpf nicht später entstanden sein könne, als der vollkommenere Mann.

Fragen wir nun, welches Licht die alle hier mitgeteilten Tatsachen der Völkertunde auf die Stellung der Frau in unserer Zeit werfen, so ergibt sich (meine ich) von selbst, daß die wirtschaftliche Abhängigkeit und politische Rechtlosigkeit, in welchen sich das Weib noch heute befindet, nur ein Aberlebsel jener uralten Knechtschaft ist, in welcher wir die Frau bei den rohesten Naturvölkern sinden, und welche in Frauenraub und Frauenkauf ihren eigentlichen Ursprung hat. Unsere ganze moderne Kultur, unsere sittlichen Anschauungen, unsere Ideen von Menschenwürde und Menschenrechten, wie sie seit mehr als einem Jahrhundert die europäische Welt beherrschen, stehen in hellstem Widerspruch zu der Tatsache, daß der Frau allein politische Rechte versagt sind. Und wenn wir eine Erklärung für diese Tatsache suchen, so werden wir keine andere sinden, als die, daß die Frau noch immer die Ketten nach sich schleppt, welche vergangene Jahrtausende geschmiedet haben.

Wir haben gesehen, daß am Anfange aller menschlichen Vergesellschaftung die Samilie, die Vereinigung von Mann und Weib und Kindern, steht, daß die Samilie die Urzelle aller menschlichen Vereinigungen darstellt. Wenn aber die Samilie die eigentliche Grundlage des Staates ist und von dem Bestande der Samilie der Bestand des Staates, ja der menschlichen Gesellschaft, abhängt — dann sorge man auch dafür, daß die eigentliche Crägerin des Samilienlebens, die hauptstütze der Samilie, daß die Frau als Mensch und nicht als minderwertige Person bewertet werde. Was für die Verbesserung des Loses der Frau getan wird, das tommt der Samilie, dem Staate, der menschlichen Gesellschaft zuqute.

Wir haben gesehen, daß die Frau trot der unwürdigen sozialen Stellung, die ihr bei fast allen Völkern der Erde zugewiesen worden ist, daß zum Fortschritt der Kultur in deren Anfängen unendlich viel beigetragen hat, daß eine Anzahl der wichtigsten Lebenskünste, materielle und geistige Kulturgüter, ihr zu verdanken sind. Was hätte die Frau geleistet, wäre sie nicht Jahrtausende lang von der Mitarbeit an dem weiteren Kulturfortschritt so gut wie ausgeschlossen gewesen! Durch die entwürdigende Stellung, welche der Mann ihr angewiesen, hat er sich ihrer Mithilse an den großen Arbeiten, welche eine neue Zeit von ihm sorderte, beraubt. Man spricht von "Frauenfrage" als ob es eine Frauenfrage gäbe, die nicht zugleich eine Männerfrage, eine Menscheitsfrage wäre! Die Frau soll von

dem Jahrtausende alten Druck und Zwang, der auf ihr lastet, befreit werden, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch damit sie als ebenbürtige Mitstreiterin und Mitarbeiterin an dem großen Werke des menschlichen Kulturfortsschrittes teilnehme.

Und teilnehmen soll sie, teilnehmen wird sie — denn längst hat es zu tagen begonnen — an den großen Aufgaben des Jahrhunderts, nicht indem sie Mannesart annimmt und Mannesarbeit leistet. Nein. Wie uns die Völkerkunde lehrt, daß schon auf den frühesten Kulturstusen eine Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib platzgegriffen hat, so wird es auch immer eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern geben müssen, freilich eine solche, welche den ganz veränderten Zeitzumständen und Kulturverhältnissen entspricht. Die Frau soll ihre Eigenart voll und ganz und unbehindert durch altersmorsche Schranken entwickeln, damit sie als Frau, als freie Frau, an der Kulturarbeit der Menscheit mitschaffe, zum Fortschritt der Kultur das beitrage, was der Mann allein nie leisten wird, nie leisten kann.

Senza speranza.

Novelle von Anton Ohorn.

In Ceitmerit in Böhmen ist schon vor Jahren dem (am 22. Jänner 1806) hier geborenen Dichter Josef Emanuel hilscher ein bescheidenes Denkmal errichtet worden. Wer kennt den Namen, wer die Dichtungen hilschers? Er gehört zu denen, die den Weihekuß der Muse empfangen haben, aber nicht zum Segen, die auf kurzem Dornenpfad des Lebens hingingen, und, müde gehetzt von rauher Wirklichkeit, mit ihrem warmen herzen am Suße des Parnaß vorzeitig zusammensbrachen. Auf sein einsames Grab im fernen Mailand sei dieses bescheidene Kränzechen, aus Dichtung und Wahrheit gestochten, niedergelegt.

* • *

Dor einem öffentlichen Gebäude in Laibach stand ein junger Soldat als Posten. Ein milder Herbstabend hatte sich auf die Hauptstadt Krains niedergesenkt, die Sterne blinkten, und der Dollmond, ab und zu aus leichtem Gewölk hervortretend, stand über der einsamen Gasse und goß sein mildes, weißes Licht in breiter Slut hinein, so daß nur das vortretende Schilderhaus seinen dunkten, scharfgezeichneten Schatten warf. Und wenn der Soldat dem Lichte entgegenkam, umssoß dies weich und schmeichelnd die schlanke Gestalt, spielte auf dem gebräunten Gesicht, aus dem zwei große, dunkse, beinahe träumerische Augen schauten, und blitzte auf dem Laufe der Muskete.

Kein Caut ging durch den Abend, als hielte die Welt den Atem an, und selbst den Schritt des Postens dämpfte der weiche, ungepflasterte Boden. Don Zeit

zu Zeit blieb er stehen und schaute hinauf zu den ewigen Lichtern des Himmels, und dann murmelten seine Lippen Verse:

Die Sterne steigen auf, es strahlt der Mond hell über schneebedeckter Berge Gipfeln . . . Wie sehn' ich mich nach dir, Natur, denn immer War mir die Nacht ein mehr verwandtes Antlig Als das der Menschen, und im Sternenschatten Der Dämm'rung und geliebter Einsamkeit Cernt' ich die Sprache einer andern Welt . . .

Das war Lord Byrons gewaltiger Manfred, der aus dem Munde des jungen Soldaten redete, und die Augen schienen diesem dabei heller zu leuchten.

Da ging durch die Stille ein Klang wie ein voller harfenton, und der Posten stand plötzlich ruhig. Er schaute nach dem stattlichen hause, das schräg gegenüberlag. Aus den Senstern des ersten Stockwerkes schimmerte Licht, es rieselte heraus über den kleinen Balton und mischte sich mit dem Mondglanz, und von dorther klangen auch die Töne. Es war ein Spinett, auf welchem eine kundige hand etwas wie ein Präludium spielte, und dann setzte eine Frauenstimme mit einem Gesange ein. Eine wohllautende, weiche Altstimme war es, die eine getragene italienische Weise sang, durch die ein Zug unbestimmter Sehnsucht zitterte, wie ein Vogel, der sein Nest such. Der junge Soldat regte sich nicht, er atmete kaum, seine Seele trank die süße Melodie, und ihm war, als habe sein eigenes Empsinden, sein unbestimmtes Sehnen und Suchen, Wort und Con gesunden. Und doch verstand er nur eines deutlich, den Refrain: Senza speranza! Und wenn das Zwischenspiel erklang, murmelte er leise: "Senza speranza — ohne Hossnung!"

Er wußte, wer dort sang: es war Marie, die Tochter des reichen Sabritsherrn Olmer; er hatte sie gar manchmal gesehen, das schlanke, bildschone Mädchen
mit dem von braunem haar umrahmten Madonnengesicht und den sonnigen Augen;
so dachte er sich seine Muse, und in der stillen Verschwiegenheit seines herzens
betete und sang er zu ihr und dichtete ihr seine Lieder. Senza speranza! Ja,
hoffnungslos war das Empsinden, und doch war es ihm ein Reichtum, und wenn
er, wie heute, nur vor ihrem hause auf- und niederschreiten und in scheuer, stummer
Ehrsucht zu den spiegelnden Senstern aufblicken durste, schien ihm auch das schon
ein Glück. Er hatte sie manchmal singen hören, und der Con ihrer Stimme zitterte
ihm jedesmal in der Seele nach, aber heute umwob ihn zugleich der Jauber des
stillen herbstabends und machte ihm das herz wundersam weich.

Wie eine Bilbsäule stand er im Mondlicht und hielt das Auge emporgewendet nach dem Balton, die Erde schien ihm zu versinken mit ihrer Mühsal und ihrer trostlosen Nüchternheit, wie erlösende Engel kamen die milden Tone herab und umschmeichelten ihn . . . Da siel ein Schatten hart vor ihn hin, er schrak zusammen, und im nächsten Augenblick stand er militärisch stramm und präsentierte das Gewehr. Ein Offizier war beinahe unhörbar bis unmittelbar an ihn herangekommen, ohne

Noch ein unflätiges Schimpfwort, dann ging der Offizier quer über die Straße und trat in das haus Olmers ein.

Der Mond verschwand hinter einer Wolke, oben verklang das Lied mit einem letzten "senza speranza" und dem Soldaten erschien die ganze Welt ohne Licht und ohne Klang, totstumm und tottraurig, und in seiner Brust krampste es sich zusammen vor unsäglicher Bitterkeit. Er warf das Gewehr über die Schulter und schritt, die Zähne gegeneinander gepreßt, auf und ab, bis er wieder stillstand und die Worte Mansreds sprach:

Die Geister, die ich rief, verlassen mich, Die Zauber, die ich lernte, qualen mich, Das Mittel, das ich ausfand, soltert mich; Nichts dau ich mehr auf überird'sche hilse: Sie löscht Vergangnes nicht, und eh ins Dunkel Vergangenheit nicht taucht, mag ich nicht schaun Ins Künftige . . .

Nach einer Weile sank das Mondlicht wieder über die schweigende Gasse und über den kleinen Balkon. Auf denselben waren zwei Gestalten herausgetreten: der Offizier — es war der Oberseutnant Wendler — und Marie. Über ihr helles Gewand rieselte der silberne Schimmer, und ihr weißes, süßes Gesicht hob sich vom Rahmen des dunklen Haares wundersam ab. Dem Posten schlug das Herz dis an den Hals herauf, er trat hinter das Schilderhaus, wo der Schatten am dichtesten war und unverwandt starrte er empor nach dem mondumwobenen Bilde.

Und die zwei dort oben redeten von ihm. Das Mädchen hatte das Gespräch darauf geleitet:

"Man erzählt, daß ein Soldat Ihres Regiments ein Cheaterstüd schreibt und Verse macht; er soll auch die Dichtungen Byrons übersehen."

"Ach, ja . . . da unten steht er auf Posten — interessiert Sie das?"

Das Mädchen beugte sich über den Balkon und suchte mit den Augen, bis sie die im Dunkeln starr stehende Menschengestalt gefunden hatte.

"Er ist wohl im Schatten des Schilderhauses — da duselt's sich bequemer," sprach der Oberleutnant und fügte wegwerfend bei: "Unangenehmer Mensch mit seinen großen, rätselhaften Augen — hat ein despektierliches Wesen..."

"Wie beift er eigentlich?"

"Er nennt sich Josef Emanuel Hilscher und stammt aus Leitmeritz in Böhmen. Sein Vater war Profos im Infanterieregiment Nr. 17. Der Junge kam

ins Erziehungshaus nach Kosmanos, dann hieher nach Laibach und ist seit einem halben Jahre in unserem Regiment. Man sagt, daß der Korporal und Cehrer im Erziehungshause, Friedrich Dahl — ein Mensch, von dem man auch nicht recht weiß, was eigentlich binter ihm stedt, und der ganz wunderlich ins Regiment hereingeschneit wurde — ihm das Englische und Französische beigebracht hat und den ganzen Dünkel dazu, daß er sich für 'nen Dichter ansieht. In der Kaserne haben sie 'mal ein Stück von ihm aufgeführt — "Kaiser Albrechts Hund" war wohl der Titel - na, wissen Sie, in der Kaserne mag das Ding wohl gefallen haben, aber zur Berühmtheit braucht er darum noch nicht aufgeblasen zu werden. Doch da haben sogar Kameraden ihren Narren an ihm gefressen, und unser jüngster hauptmann, von Marsano, der freilich selber Theaterstude schreibt, nimmt ihn besonders unter die Flügel. Mir ist ein Soldat, der Komödien und Derse macht, ein Gräuel, und darum werde ich dem affigen Bengel gang besonders auf den Dienst passen . . . aber schade um die Zeit, was reden wir da von dem unbedeutenden Burschen, der da unten wie ein verliebter Kater in die Sterne audt . . . "

Marie sah noch immer hinab nach dem Posten; ob sie es trot der Dunkelheit merkte, ob ihre Seele es ahnte, daß der junge Soldat zu ihr emporschaute wie zu einem Heiligenbilde?

"Der arme Mensch!" sagte sie halblaut und beinahe unbewußt — dann fragte sie:

"Und wissen Sie, wie das Stud heift, das er jett schreibt?"

"Es soll ein großes Crauerspiel werden aus der österreichischen Geschichte — Titel, ja — ich kann wirklich nicht dienen . . . na, ein Crauerspiel wird's wohl eh' werden; haben's denn wirklich ein Interesse dran?"

Der Oberleutnant griff nach der hand des Mädchens und beugte sich darauf nieder, um sie zu tüssen. Langsam entzog sie ihm Marie, und verträumt sah sie noch immer hinab. Don hellem Lichte war das Bild beschienen, und hilscher starrte mit brennenden Bliden empor; in seiner Kehle war ein Würgen und Brennen, und das war gut so, weil er sonst einen lauten Schrei hätte tun müssen, denn ein Schmerzgefühl suhr ihm durch Leib und Seele zugleich, als die Lippen des Ofsiziers die weiße hand berührten. Und daß es just der war, der ihn schlechter behandelte wie seinen hund, der mit rohen Worten ihn beschimpste, während er selbst sich nicht regen durste, das ließ setundenlang sein Blut heißer durch die Adern strömen, und er ersaste den Schaft seines Gewehrs sester; ihm war, als müsse er ihn an die Wange reißen und den dort oben herabschießen von seiner glüdlichen höhe, damit er nicht mehr wie ein dunkler Salle über der weißen Taube schwebe.

Um Sassung zu gewinnen, schritt er einige Male langsam hin und her, aber aufs neue zog es ihn in den Schatten des Schilderhauses, um von hier wieder emporzustarren. Es war die qualvollste Wachtstunde, die es für ihn geben konnte, und der Mond, den er sonst für seinen guten Freund angesehen nach alter

träumerischer Dichterart, tat ihm nicht den Gefallen, sich hinter einer der kleinen ziehenden Wolken zu verbergen. Er hätte Tage und Monde seines Lebens gegeben, um zu hören, was die beiden da oben redeten, aber er vernahm nichts, er sah nur, wie jetzt der Offizier seinen Arm um den schlanken Mädchenleib legte, aber auch wie Marie leicht und anmutig sich entwand und im nächsten Augenblicke durch die Tür entschlüpft war. Diesmal hatte er blitzschnell die Muskete von der Schulter gerissen, daß es durch die stille Nacht klirrte, aber das Mädchen war mit seinem Entweichen der gute Engel zweier Menschen in dieser Sekunde geworden.

Auch der Mond verhüllte eben jetzt sein Licht; Hilscher hörte, wie der Offizier leise einige Takte eines bekannten Schelmenliedes vor sich hinpfiff, er sah auch die dunkle Gestalt sich allein über den Balkon lehnen, dann schlug eine Uhr, und noch eine die Stunde, und durch die Gasse klang der Taktschritt der Ablösung.

Bald darauf war hilscher im Wachtlokal. Wie Wolken lagerte der Tabaksqualm in dem Raume, und das Auge mußte sich erst an die von elendem Campenlicht nur matt zerstreute Dämmerung gewöhnen, ehe es die einzelnen Bilder aufzunehmen vermochte. Den jungen Soldaten widerte es an, heute, wie schon manches Mal. Da wurden schmuzige Karten auf den Tisch geschlagen mit rohem Schimpswort, dort johlten und gröhlten rauhe Kehlen ein unflätiges Cied, und dazwischen klang dröhnendes Schnarchen von einzelnen harten holzpritschen. Was war das für eine entsessliche Wirklichkeit!

Gefühllose Witze begrüßten ihn, Hohngelächter folgte; er aber sant, körperlich und seelisch müde, auf einem Plätzchen in einer Ede nieder; er wußte, daß sein Schweigen zuletzt auch die Roheit entwassnete, und daß man ihn in Ruhe ließ. Dann nahm er ein Buch aus seiner Casche, und bei dem elenden Schein, mitten in Qualm und Unflat, erhob sich sein Geist in die Welt des großen Briten, ging er auf den einsamen und schaurig-gewaltigen Bergpfaden den Spuren Manfreds nach und suhr fort, das geniale Werk Lord Byrons ins Deutsche zu übertragen.

Da flog ein Spiel schmieriger Karten gegen seinen Kopf, zerschellte daran und flatterte in einzelnen Blättern zu Boden.

"Schelle ist Crumpf, Duckmäuser!" schrie eine robe Stimme, und ein brüllendes Gelächter folgte.

"Laft ihn, er ist wieber bei seinen Geistern!"

"Er soll uns einen davon sehn lassen! He, hilscher, laß einmal einen Geist erscheinen!"

"Aber einen, der eine Kanne Wein zum Besten gibt!"

So lärmte es hohnlachend durcheinander. Hilscher stand auf. Sonst hatte er wohl auch für plumpe Scherze eine scharfe, sarkastische Abweisung, welche die Cacher auf seine Seite brachte, heute aber empfand er nur den Etel und den ganzen Jammer, den dieser Verkehr ihm brachte; er richtete sich hoch auf und sprach mit solcher Entschiedenheit sein: "Laßt mich hinaus!" daß es einige Augen-

blide still ward in dem Raume, bis auf das Schnarchen der Schlafenden, und daß teiner wagte, ihn aufzuhalten.

Dor dem Wachtlotale stand eine Holzbank. Darauf ließ er sich nieder und starrte wieder empor nach der Himmelsleuchte, die nun in vollendeter Klarheit an dem blauen Herbsthimmel hing und ihm wie trostwoll in die bange und gequälte Seele schaute. Unverstanden, ungewürdigt, verspottet — ein Einsamer, der die Hand nicht ausstrecken durfte nach dem Glücke, so sach er da, dachte an das Bild auf dem Balkon des Hauses Olmers und an die Roheit der Kameraden, die ihn ungesellig nannten, weil er sie nicht verstehen wollte, und sie ihn nicht verstehen konnten.

Und da trat es auf leisen Sohlen, unsichtbar an ihn heran, was so oft in den bittersten Stunden ihn getröstet hatte, und legte ihm die Hand auf das durchstürmte Herz... die Muse, und seine zagende Seele ahnte ihre Nähe. Er zog Byrons "Manfred" hervor, und auf das letzte, weiße Blatt des Büchleins schrieb er beim Schimmer des Mondlichts mit Bleistift die Verse:

Ja, ungesellig! — Mun, ich bin es, gleich Dem Kar, der horstend in dem Steingekluft, Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch, Und finster, einsam nur die Luft durchscifft.

Und bin ich so, so bin ich es mit Recht, Denn ihr seid wie die Wüste, aber tühl, Mißtennend, was in mir ist wahr und echt, habt ihr gehöhnt, gemißbraucht mein Gefühl.

Ihr habt die Blüten meiner Brust zerstört Und Dornen mir ins öbe Herz gesät, Ju arger Wallung mir das Blut empört Und Wolken mir ins Angesicht geweht.

Drum last mich kalt und ungesellig sein; Was frommts, mit euch zu leben in Verkehr? Ich habe nichts mit eurer Art gemein, Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer.

Canglam ging er in das Wachtlotal zurück. In einem Winkel warf er sich auf eine harte Holzpritsche, das Buch Byrons unter dem Kopfe, und die Natur verlangte zuletzt ihr Recht; er schlief inmitten des wilden wüsten Bildes ein, und ein wohltätiger Craum trug ihn in freundlichere Gefilde.

* * *

Es war ein unfreundlicher Winterabend. Eisigkalt fegte der Schneesturm durch die Gassen von Laibach, aber das Theater war an diesem Abend gefüllt bis auf den letten Plat. Man gab das fünfaktige Trauerspiel "Sriedrich der Schone",

und sein Versasser war ein gemeiner Soldat des Regiments Prinz Hohenlohe-Langenburg. Das hatte allgemeines Interesse geweckt, denn es besaß den Reiz des Eigenartigen, und mancher kam vielleicht auch in der Erwartung eines kleinen Theaterstandals, denn was war von einem solchen Dichter zu erwarten? Der Ertrag der Aufführung war zum Besten des Invalidensonds bestimmt, und das hatte, weil man sich einmal von Wohltätigkeitsvorstellungen nicht gut ausschließen kann, wohl auch die bessern Kreise der Stadt zur Teilnahme bewogen.

Neugier und Interesse such interesse seder und rang mit seiner Erregung. Sein Gesicht war marmorblaß, und die dunklen Augen sahen größer und glühender daraus hervor; seine hände waren eisigkalt, aber sein Leib sieberte. Da gab er nun sein herzblut hinaus in die Welt, den Zufälligkeiten einer Aufführung überlassen; er wußte, daß er, der gemeine Soldat, wenig Freunde hatte, daß die Spottlust sich von vornherein an ihn und sein Wert gehängt hatte, denn wie sollte der Genius in seine arme Sphäre niedersteigen; er fürchtete, daß man mit bitterem Spott und Sarkasmus sein Empsinden beschmußen und zertreten könnte, und dies Denken war ihm entsetzlich.

hilflos beinahe ließ er die Blide durch den erhellten, menschenerfüllten Raum schweisen; er sah überall heitere, plaudernde Menschen, denen es alltäglich, gleichgültig war, was diese Stunde für ein einsames Dichterherz bedeutete, und es war ihm, als müsse er hinausstürzen in die Winternacht, und das Kind seines Geistes gleichsam schußes dieser vielköpsigen Menge preisgeben. Da tras sein Blid auf ein stilles, weißes Mädchengesicht, von dunklem haar umrahmt; es war Marie Olmer, welche in einer Loge zwischen ihrem Vater und hilschers Regimentskommandeur saß. Ihm schoß das Blut in seine bleichen Wangen, und ein seltsames Glüdsgesühl kam über ihn. Da war ein Mensch, zu dem er redete, und wenn es der einzige von allen war — von dem er wünschte, verstanden zu werden, und von dem er es hosste. Das süße, liebe Antlitz sah so mild und freundlich, so ruhig und sinnend herab, daß es wie ein Madonnenbild seinen Frieden auch dem erregten Träumer in die Seele hauchte, und die weiße und rote Rose an der Brust des Mädchens schieden wie verheißungsvoll zu winken.

Die Einleitungsmusik verklang. Stille, erwartungsvolles Schweigen lag über dem Raume, und der Dorhang hob sich. Und nun kam das alte, ergreisende Spiel von der deutschen Treue. Friedrich der Schöne, der habsburger, unterlag bei Mühldorf seinem Mitstreiter um die deutsche Krone, dem Wittelsbacher Ludwig, und wurde dessen Gefangener. Auf der alten Trausnitzselte saß er und dachte heim an sein Weib und seine Kinder in der schönen, geliebten Donaustadt, und um ihretwillen faßt ihn die heiße Sehnsucht nach Frieden.

O unerfüllter Sehnsucht Pein, wie qualend Bist du für ein vereinsamt Menschenberz! Nicht Kerkerhaft ist's, was am schwersten drück, Nicht der Verlust des Kaiserdiadems... Dereinsamt sein mit seinem heißen Herzen, In Liebe suchen eine liebe Hand Und eines einz'gen Auges lichten Strahl, Umsonst zu suchen — das ist herbes Leid!

Wer in dem Zuschauerraum fühlte es, daß in diesem Augenblide der Dichter seine eigene Seele offenbarte? Ihm selbst pochte das Herz zum Zerspringen, als von der Bühne herab sein Weh in die Welt hinausgeschrien wurde, und sein glühendes Auge suchte Marie, als wolle er wenigstens auf diesem einen Angesicht lesen, ob er verstanden worden. Er sah, wie sie die Hand auf dem Herzen hielt, und wie ihre Blide an den Helden auf der Bühne gebannt waren . . ja, sie war mit ihrer Seele bei der seinen — was kummerte ihn in diesem Augenblide alles andere!

Da rauschte der Beifall durch das haus, und der Träumer erwachte. Ein Frohgefühl, ein gehobenes Empfinden ging durch seine Brust: jetzt war er nicht der gemeine Soldat des Regiments hohenlohe, in dieser Minute streckte er die hand aus nach einer Palme, die Tausenden unerreichbar war und fühlte sich auf einer freien höhe, von der aus er hinwegschaute über all die Roheit und Gemeinheit, die im gewöhnlichen Leben ihn umbrandete. Freier glaubte er jetzt seine Blick zu jenem Bilde in der Loge dort oben erheben zu dürsen, denn auch er hatte jetzt etwas in die Wasschale des Geschickes zu legen, was Reichtum und Geburt nicht aufzuwiegen vermögen, die schöpferische Kraft seines Gesstes.

Auf der Bühne nahm das Stüd seinen Fortgang. Ludwig der Baner, einsgedent alter Jugendfreundschaft mit Friedrich, will diesem die Freiheit geben, wenn er seine Verwandten in Wien zur Anerkennung von Ludwigs königlichen Rechten bewegen kann, und er läßt ihn heimwärts ziehen gegen das Versprechen, daß Friedrich, wenn seine Mission mißlänge, freiwillig in seine haft zurückehren wolle. Im Gewande eines sahrenden Spielmanns kommt dieser in seines Landes hauptstadt; verkleidet will er vor sein geliebtes Weib hintreten, damit sie nicht erschrecke, aus seinem Liede soll sie sein Schickal hören, an seinem Sange ihn erkennen. Doch da er zu ihr kommt, findet er sie erblindet von den vielen Tränen, die sie um ihn geweint hat.

Da fast ihn ein unsäglicher Schmerz.

Was soll mein sehnend Lied, was will mein Sang? hab' ich's geahnt, daß durch der Cone Cor, Durch's Ohr, allein dir Kunde geben kann, Wer sich dir naht? — hab' ich's geahnt in Schmerzen, Daß deines lieben Auges Licht erblichen Don heiher Cränenstut, um mich vergossen? — O, einer Kaisertrone Glanz würf' ich dahin, Säh' dieser Sterne Strahl ich wieder leuchten!

Sein Weib, in Lieb und Lust umschlingt ihn heiß... und wie nun wiederum der Vorhang sinkt, da dröhnt es von jubelndem Beifall, der Name des Dichters

schallt durch das haus und verklingt nicht eher, als bis der schlichte, bleiche Mann von der Bühne her sich dem begeisterten Publikum gezeigt hat. Dann ruft ihn ein Logendiener zu seinem Kommandeur. Er weiß nicht, ob die Süße ihn tragen oder ob er Flügel an den Sohlen hat, die Brust ist ihm so weit und selig, und wenn er's denkt, daß er nun auch vor sie hintreten soll, deren holdseliges Bild ihm immer mehr die Verkörperung der Muse scheint, dann hat er kein Wünschen, als, nachdem er ihr in die sonnigen Augen geschaut, sterbend zu ihren Füßen zusammensinken zu dürsen.

Stramm und militärisch trotz der siebernden Erregung stand er vor seinem Obersten, und nur wie aus weiter Serne, wie aus einem glücklichen Craume hörte er diesen sagen: "Das haben Sie brav gemacht, hilscher; das Regiment kann stolz sein auf Sie. Ich wünsche Ihnen von herzen blück zu dem Erfolge und freue mich, Ihnen heute schon mitteilen zu können, daß Sie um Ihrer ungewöhnlichen Begabung willen zum Kadetten ernannt worden sind. Das Patent wird Ihnen morgen zugehn!" Dann fühlte er den händedruck des Obersten und erwiderte ihn mit danktearer herzlichkeit.

Darauf sprach herr Olmer zu ihm verbindliche Worte, die wie klanglos an seinem Ohre vorübergingen, und endlich hielt er eine kleine, schlanke hand in der seinen und fühlte, wie ein warmer Strom von derselben ausging und ihm bis in das tiefste herz hineinrieselte. Er sah zwei dunkle, seuchtende Augen in einem lieben weißen Antlitz vor sich, und ein roter Mund redete freundlich zu ihm, und unbekümmert um alle Welt rings umher, die wie in einem Nebel zu verschwinden schien, beugte er sich nieder und küßte die weiße hand. Da nahm das Mädchen die beiden Rosen von der Brust und reichte sie ihm "zur Erinnerung an diese Stunde"; er stammelte unzusammenhängende Dankesworte, dann richtete er sich stramm und selt empor, grüßte militärisch seinen hohen Vorgesetzen und verließ die Loge.

Der Vorhang hob sich wieder, aber der junge Dichter sah und hörte nichts mehr von seinem eigenen Werke, von dem Jorne Herzog Leopolds, der nichts von der Anerkennung Ludwigs wissen will, von dem Herzweh des blinden fürstlichen Weibes, das den Gatten nicht ziehen lassen mag, der, treu seinem Worte, sich losereißt, um in die haft zurückzukehren, und von dem Edelsinn Ludwigs des Bayern, der, gerührt von solcher Creue, Thron und Krone mit dem Jugendfreunde teilen will . . . vor seinen Ohren rauschte wie eines fernen Meeres Brandung noch einmal der laute, begeisterte Beisall, dann sang auf der Gasse der Wintersturm sein schwertöniges Lied ihm um das heiße, erregte Haupt. Nur die beiden Rosen war er zu schühen bedacht; sie waren ihm ja erblüht wie ein Wunder in Schnee und Eis.

(Sortfetung folgt.)

Zur Reform der inneren Verwaltung in Österreich.

Don Professor Dr. Rudolf von Gerrnritt,

Die stürmische Sigung unseres Abgeordnetenhauses vom 9. Dezember 1904, welche die letzte des gegenwärtigen, bisher unfruchtbaren Sessionsabschnittes war, brachte sast unbeachtet ein Creignis, welches — allerdings eine besondere Gunst der Verhältnisse vorausgesett — für das öffentliche Leben in Österreich von nicht gewöhnlicher Bedeutung werden könnte. Herr Dr. v. Koerber legte dem Hause eine Venkschrift vor, welche den ersten Schritt zu einer Verwaltungsresorm bilden soll, die zum Unterschiede von demjenigen, was bisher unter diesem Namen bezeichnet wurde, das Übel an der Wurzel sast, und nicht bloß die Sormen des Versahrens, sondern die gesamte Organisation der inneren Verwaltung vom Grunde aus umgestalten würde. Es soll an Stelle des trotz mancher Ausbesserungen unwohnlich gewordenen Baues, welcher den primitiven Verhältnissen der Bachschneren, zweckmäßiger Neubau aufgeführt werden.

Nicht wenig Optimismus gehört allerdings dazu, unter den gegenwärtigen politischen Derhältnissen ein Resormwerk in die hand zu nehmen, welches unter anderem eine gründliche Auseinandersetzung zwischen der landesfürstlichen und der autonomen Derwaltung herbeisühren und trotz gegenteiliger Behauptung, wesentlich auch in die Dersassungsgesetzgebung eingreisen würde. Deshalb war es nur berechtigt, das Projekt jetzt in das bescheidene Gewand vordereitender "Studien" über die Resorm der inneren Derwaltung zu kleiden, welche vor allem zu einer Dertiesung und Durcharbeitung durch Theorie und Praxis, die hossentlich der inhaltsreichen Arbeit zuteil werden wird, einladen. Es wäre zu wünschen, daß in dem Zeitpunkte, in welchem die parlamentarischen Derhältnisse die Durchsührung einer so weitgehenden gesetzgeberischen Aktion gestatten sollten, die Regierung mit einem voll ausgereisten Entwurse hervortrete, damit die überstürzte Art, in welcher gerade die wichtigsten Fragen des össentlichen Rechtes unter dem Einsussen. hier vermieden werde.

In dem engen Rahmen dieses Aufsages ist es selbstverständlich ausgeschlossen, eine auch nur halbwegs erschöpfende kritische Erörterung der zahlreichen in der Studie ausgeworfenen Fragen zu bieten. Es handelt sich nur darum, die weiteren Kreise auf die höchst beachtenswerte Arbeit ausmerksam zu machen, welche erfreulicherweise von dem Grundsage Benthams, des Klassikers der Verwaltungsresorm, geleitet ist: größtmöglichen Nuhen für die größtmögliche Jahl zu bieten.

Das umfassende Elaborat der Regierung zerfällt in zwei Teile, deren erster eine Diagnose der herrschenden Übel, die mitunter zu einer sehr freimutigen Selbstanklage werden, enthält, und deren zweiter, allerdings nur skizzenhaft, die Wege der heilung deutet.

Diele für die öffentliche Wohlfahrt wichtige Verwaltungsaufgaben werden nach dem Bekenntnisse der Regierung bei uns nicht in jenem Maße, das dem Kulturzustande und der Ceistungsfähigkeit unseres Vaterlandes entsprechen würde, erfüllt. Aus der Reihe dieser stiefmütterlich behandelten Aufgaben, die sich leicht noch vergrößern ließe, werden die öffentliche Krankenpsiege, die Sürsorge für Geistestranke, die Markt- und Cebensmittelpolizei, die Iwangs- und Besserungsanstalten, die Erziehung verwahrloster Kinder, endlich

bie Städteapprovisionierung besonders hervorgehoben. Serner wird die Rechtshilse auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes als durchaus unzulänglich bezeichnet. Don der Kompliziertheit der öffentlichen Einrichtungen, welche deren langsames Sunttionieren zur Folge hat, abgesehen, sehlt es nach der Behauptung der Studie namentlich im Gebiete der dem Einslusse des politischen Kampses naturgemäß stärter ausgesetzten autonomen Derwaltung mitunter an der ersorderlichen Objektivität. Politische Derwaltung und Bevölkerung stehen sich vielsach fremd gegenüber. Der politische Beamte versügt meistens nicht über jenen Kontatt mit der Bevölkerung, welcher die erste Doraussetzung für eine zwedentsprechende Cösung der Aufgaben der öffentlichen Derwaltung bilden würde. Es ist daher die Aufgabe jeder zwedentsprechenden Resorm, die Organe der staatlichen Derwaltung und die Bevölkerung einander näher zu bringen.

Die wichtigste Ursache der nicht befriedigenden Tätigkeit unserer öffentlichen Derwaltung erblickt die Studie in dem Mangel eines einheitlichen Geistes sowohl in der Gesetzebung auf dem Gediete des Verwaltungsrechtes, als auch in der Tätigkeit der Verwaltung selbst; dieser Mangel hat seinen Ursprung in der dualistischen Gestaltung der legislativen und Erekutivgewalt, einerseits durch die Reichs- und Candesgesetzgebung, anderseits durch die staatliche und die autonome Verwaltung. Dies ist gewiß richtig. Gerade die politische Entwicklung der letzten Zeit hat die divergierende Richtung der Teile gegenüber dem Ganzen gesördert. Die Reichs- und die Candesgesetzgebung, welche vielsach auf einem und demselben Gebiete zu normieren haben (Kultus-, Unterrichtswesen, Wasserrecht, Sanitätswesen tc.), greisen schon wegen der Unbestimmtheit der Kompetenzabgrenzung in unserer Versassung säusig durcheinander, statt ineinander. Wie wir sehen, geht hier die Studie der Regierung über den eigentlichen Rahmen einer Verwaltungsresorm hinaus auf das politische Gebiet des Kampses zwischen der zentralistischen und söderalistischen Richtung in unserem Staatsleben über, welcher in dem Streben nach Erweiterung der Kompetenz der Reichs- und der Candesgesetzgebung zum Ausdrucke kommt.

Einem ähnlichen, ebenso bedenklichen Dualismus wie in der Gesetzgebung begegnen wir nach den Aussührungen der Studie auf dem Gebiete der Verwaltung in der Tätigkeit der landesfürstlichen und der autonomen Organe. Statt des parallelen Zusammenwirkens in den materiellen Verwaltungsaufgaben, entsprechend der modernen Auffassung der Selbstverwaltung als einer öffentlichen Verwaltung der Kommunalverbände zu eigenem Rechte, sinden wir unter dem Einflusse politischer Parteiströmungen ein Entgegenwirken beider Organisationen, und die staatliche Aufsichtsbehörde ist bei der Unzulänglichkeit der ihr zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel zumeist nicht in der Cage, die notwendige Einheitlichkeit aufrechtzuerhalten.

In Berücklichtigung der bestehenden Derhältnisse schlagt die Reformstudie hier einen Mittelweg zwischen voller Verstaatlichung und gänzlicher Autonomisierung der Verwaltung durch eine "organische Derbindung" beider Prinzipien ein, indem sie, ohne an der verfassungsmäßig gewährleisteten Kompetenz der Länder formell zu rütteln, das Schwergewicht der Verwaltung in Körperschaften verlegen will, in denen Vertreter der Bevölkerung unter Sührung eines staatlichen Organes die maßgebenden Beschlüsse fassen. Stets seschatend an der Verbindung beider Verwaltungsorganisationen, welche dem Chef der Staatsbehörde außer dem Vorsitze in den autonomen Verwaltungskörpern, noch die Durchführung ihrer Beschlüsse überträgt, demselben dagegen die Einholung des Gutachtens

ber autonomen Dertretungen in wichtigeren Derwaltungsfragen zur Pflicht macht, bauen sich in paralleler Stufenfolge die staatlichen und die autonomen Instanzen auf, dort die Bezirksämter, Kreisregierungen, Candesbehörden, Ministerien, hier die Gemeinden, die autonomen Bezirke, Kreise und Cänder.

Es ist wohl selbstverständlich, daß ein Staat mit der geschichtlichen Vergangenheit Österreichs und bei der Verschiedenartigkeit seiner Volkselemente nicht streng unisorm verwaltet werden kann; er bedarf mehr als jeder andere der unmittelbar eingreisenden Mitwirkung der interessierten Bevölkerungskreise. Anderseits muß gerade hier, wo die Gesahr des Auseinandergehens und Gegeneinanderwirkens der verschiedenen Organe der Verwaltung so groß ist, der Staat als der oberste und universelle Organismus die Sührung um so entschiedener in der hand behalten. In einer zweckmäßigen Verbindung der staatslichen und der autonomen Verwaltung liegt daher der Schwerpunkt jedes Resormplanes, in der Überbrückung der schon bestehenden und sich stets erweiternden Gegensäße aber die große Schwierigkeit seiner Durchsührung.

Die Reformstudie geht hier jedoch, wohl in nicht ganz glücklicher Anlehnung an französische Derwaltungseinrichtungen, unseres Erachtens allzuweit in der Richtung der Gentralisation; die kommunalen Körperschaften werden auf diese Weise beinahe auf die Stuse bloßer Beratungskörper nach Art der "Conseils" unter Leitung der staatlichen Derwaltung herabgedrückt. Eine derartige Stellung entspricht aber nicht den dermaligen großen materiellen Leistungen unserer kommunalen Körperschaften auf den verschiedenen Gebieten der Derwaltung, welche in der Studie eine nicht hinreichende Würdigung sinden. Solange sich der Staat nicht entschließt, einen größeren Teil dieser kostspeusen Leistungen selbst zu übernehmen, wodurch allerdings die Illusion der in der Studie hervorgehobenen Wohlseilheit der staatlichen Derwaltunng etwas verblassen dürste, wird er wohl auf eine se einschneidende Einslußnahme auf die Tätigkeit der Selbstverwaltung verzichten müssen. In einer zweckmäßigeren Derteilung der Agenden zwischen den beiden Derwaltungsorganisationen und einer entsprechenden Regelung und handhabung der staatlichen Aussicht, Maßregeln, die die Studie allerdings auch in das Reformprogramm einbezieht, dürsten somit bis dahin die hauptsächlichen erreichbaren Mittel für den Ausgleich der Gegensätze gesucht werden.

Doch damit find wir bereits beim zweiten Teil der "Studie" angelangt. Als wichtigste Maßnahmen für die Derbesserung der Derwaltung werden, von der bereits erwähnten Derbindung der staatlichen und der autonomen Derwaltung abgesehen, eine zwedmäßige Derteilung der Derwaltungsaufgaben zwischen den beiden Organisationen, Abkürzung des Instanzenzuges, Scheidung der Derwaltungsrechtspsiege von der Derwaltung und Neugestaltung der ersteren, endlich die Derbesserung der inneren Einrichtung der staatlichen Behörden vorgeschlagen.

Über die Prinzipien der Verteilung der Verwaltungsagende zwischen den staatlichen und autonomen Behörden spricht sich die Studie nicht näher aus; doch gerade von einer billigen und zweckmäßigen Verteilung dürfte die Möglichteit des Zustandekommens der Reform überhaupt abhängen. Dagegen kennzeichnen die übrigen näher angesührten Mittel genügend die Cendenz der Reform.

Auf dem Gebiete der autonomen Derwaltungsorganisation würde vor allem die vorgeschlagene Übertragung der größeren und kostspieligeren Aufgaben von den oft schwachen Schultern der Gemeinden auf die stärkeren Bezirksverbände, eine Maßregel, für welche

schon die bestehenden Gemeindeordnungen Anhaltspunkte bieten, und die sich, soweit sie durchgeführt wurde, auch voll bewährt hat, jedenfalls zu begrüßen sein. Die staatliche Derwaltung dagegen würde durch die weiter geplante Derkürzung des gegenwärtig zu weit gehenden Instanzenzuges und Konzentrierung der Derwaltungstätigkeit in den Kreisbehörden an Rascheit und Einheitlickeit gewinnen. Denn die neuen Kreise, welche vier bis sechs politische Bezirke umfassen sollen, würden einerseits genügend krästige Organisationen darstellen, um den vollen Überblick über die Derwaltungsagende, welcher der heutigen Candesstelle in den großen Kronländern verloren gehen muß, zu gestatten, anderseits würden sie auch den großen Derwaltungsausgaben gewachsen sein. Die Sacklickeit und Gründlickeit der Derwaltung der Kreisbehörde soll überdies durch die obligatorische Einholung des Gutachtens der autonomen Kreistage sowie durch die überwachende Tätigkeit der Candesstelle, der auch die wichtigsten Agenden der Candesverwaltung vorbehalten bleiben, gewährleistet werden. Dabei möge auch auf den hohen politischen Wert einer entsprechenden, die nationalen und wirtschaftlichen Gegensätze berücksichtigenden Kreiseinteilung hingewiesen werden.

Bu den einschneidendsten und vermutlich der schärfften Kritit ausgesetten Neuerungen der Reformstudie gebort aber die Umgestaltung der Verwaltungsrechtspflege. An Stelle bes gegenwärtig bestehenden, zur nachträglichen Uberprüfung ber Rechtsentscheidungen der Derwaltungsbehörden berufenen einheitlichen Kassationshofes soll nach preußischem Muster die Derwaltungsgerichtsbarkeit, getrennt von der eigentlichen Derwaltung, von unten hinauf in mehreren Instanzen (Bezirts-, Kreis-, Candesverwaltungsgerichtshöfe und Oberster Derwaltungsgerichtshof) eingerichtet werden. Es ist zwar natürlich, daß eine Reform der ganzen Derwaltungsorganisation auch die Frage der Trennung der Derwaltungsrechtsprechung von der übrigen Derwaltungstätigfeit in allen abministrativen Instanzen in ihren Bereich ziehen muß; allein es handelt sich hier um eine bei uns kaum noch eingelebte und trefflich bewährte Institution, an die nur mit höchster Behutsamteit gerührt werden sollte. Wer sich, sei es als Cheoretiter oder als Prattiter, mit dem österreichischen Verwaltungsrechte näher befaßt hat, wird gewiß anerkennen, daß ihm die Juditatur des Derwaltungsgerichtshofes, dank der Vertiefung und Sestigung der gerade im öffentlichen Rechte oft schwankenden Rechtsbegriffe, eine bewährte Sührerin durch das Chaos unserer Derwaltungsnormen gewesen ist. Und vielleicht war es gerade die isolierte Stellung dieses Gerichtshofes außerhalb und über der Verwaltung, welche diese Art der Wirkamkeit ermöglichte. Ohne zu der wohl allzu komplizierten Organisation der Derwaltungsrechtspflege im Sinne der Studie endgültig Stellung nehmen zu wollen, könnte ber beafichtigten Neuerung aus einem Gefichtspunkte allenfalls das Wort geredet werden.

Die nachträgliche Uberprüfung der Entscheidungen der Verwaltungsbehörden durch den gegenwärtig bestehenden Verwaltungsgerichtshof, nachdem dieselben den administrativen Instanzenzug durchlaufen haben, bringt häufig eine ungebührlich lange Verzögerung in der endgültigen Austragung der administrativen Streitsachen mit sich, indem einerseits die vor den Verwaltungsbehörden bereits rechtsträftig (?) abgeschlossene Streitangelegenheit infolge der Kassierung durch den Verwaltungsgerichtshof vom Anfange an neuerlich ausgenommen werden muß, anderseits Streitangelegenheiten, um überhaupt vor den Verwaltungsgerichtshof gelangen zu können, durch den ganzen administrativen Instanzenzug geführt werden müssen. Diesem Übelstande würde allerdings durch den Plan

der Studie, administrative Streitangelegenheiten schon in unterster Instanz sofort vor ein Derwaltungsgericht zu bringen und die kassacrische Wirksamkeit des Obersten Derwaltungsgerichtshoses wesentlich zuzustugen, äußerlich abgeholsen werden; ob aber hier nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet würde, mag unerörtert bleiben.

Der größte Vorteil könnte aus der Trennung der Streitangelegenheiten von den Derwaltungsangelegenheiten, sowie aus der Absorption der laufenden Derwaltungsagenden in den Mittelinstanzen der Tätigkeit der Ministerien erwachsen. Befreit von dem erdrückenden Wuste der laufenden, häusig ganz geringfügigen Geschäfte, könnten dieselben ihrer natürlichen Aufgabe, die gesamte Verwaltung frei überblickende und wahrhaft leitende, selbst von hohen Gesichtspunkten geleitete Behörden zu sein, in vollem Maße wiedergegeben werden. Für die Ministerien könnte dann ein Stab von wenigen, durch Kenntnisse und Ersahrung hervorragenden Männern der Verwaltung genügen, welcher eine richtunggebende Wirksamkeit mit einem weit geringeren Apparate als gegenwärtig zu entfalten in der Lage wäre.

Eine derartige Pflanzschule für tünftige Derwaltungsmänner hat die Reformstudie im Auge, wenn sie in ihrem letzen Abschnitte Vorschläge für eine gründlichere Vor- und Ausbildung der Derwaltungsbeamten, befonders der für leitende Posten qualifizierten, erstattet. Damit ift eine Seite ber Reform berührt, die zu den wichtigsten gehört, icon barum, weil fie verhältnismäßig am leichteften und felbst unabhängig vom übrigen Reformplane durchführbar mare. Soon die akademische Dorbildung der klinftigen Derwaltungsbeamten ist entschieden unzulänglich; auf ein verwaltungsrechtliches Kolleg von wenigen Wochenstunden ein Semester hindurch beschränkt, tritt der Absolvent in den Derwaltungsbienst, theoretisch höchst mangelhaft vorbereitet; die Sulle der auf ihn alsbald andrängenden Geschäfte und Eindrüde gestattet nur bei nicht gewöhnlicher Begabung und Energie eine Erweiterung und Dertiefung der Kenntnisse. Die Reformstudie beabsichtigt bier por allem eine Umgestaltung des Studienplanes unserer Universitäten, welche eine Erweiterung der öffentlichrechtlichen und ökonomischen Sächer eventuell auf Kosten der rechtshiftorifden gur Solge batte; babei follte unferes Erachtens wenigstens eine enzyllopädilche Behandlung einiger, für den modernen Derwaltungsbeamten geradezu unentbehrlicher technischen Sacher, als ber mechanischen Technologie, des hochbaues, der Sorstfultur x. nicht beiseite gelassen werden. Die weitere Sortbildung in der Praxis soll ferner durch rationellere Berwendung des jungen Berwaltungsbeamten und durch die Dermehrung der praktischen Prüfungen namentlich durch eine strenge, nach längerer Dienstzeit abzulegende Prüfung gewährleistet werden — die ernste handhabung vorausgesekt, gewiß eine sehr wünschenswerte Neuerung.

hiemit ist nur auf einige der in der Studie der Regierung behandelten Fragen hingewiesen worden; hochwichtige Materien des Reformplanes, als die Reorganisation des Polizeistraswesens, die Ausbildung des Kanzleipersonales, dessen Bedeutung durch die Reform wesentlich erweitert würde, wurden einstweisen nicht berührt. Es wäre erwünscht, daß nunmehr die interessierten Kreise, vor allem die juristischen Gesellschaften, das noch rudimentäre Projekt einer allseitigen kritischen Überprüfung unterzögen, dasselbe ergänzten und vertiesten, damit eine, weit ausschauenden Resormen politisch günstigere Zeit ein gediegenes Werk vorsinde und damit es nicht auch diesmal bei dem billigen Troste sein Bewenden habe: in magnis voluisse sat est!

Chronit.

Botanit.

Der machtige Einfluß, welchen Linné burch feine geiftvoll erdachte Nomenklatur und fein fünstliches, auf den Serualverhaltniffen der Blute aufgebautes Spftem ber Pflanzen gewann und welcher vielleicht am beften dadurch illustriert wird, daß selbst ein Goethe betannte, diefer Mann habe nächft Shatespeare und Spinoga die größte Wirtung auf ihn ausgeubt, beherrichte zum großen Teile die fpstematische Sorfdung bis in die Mitte des porigen Jahrhunderts. Ein "natürliches", d. h. ein nach dem Prinzipe der natürlichen Derwandtschaft aufgebautes Syftem, welches Linné felbft als anzustrebendes Ideal vorschwebte, scheiterte an dem unerschütterlichen Glauben an die Unveranderlichkeit, die Konstang der Arten. Mit dem Auftreten Darwins vollzog sich jedoch eine nachhaltige Umwandlung auf allen Gebieten der biologischen Wissenschaften. Durch seine bahnbrechenden Soridungen wurden auch der Spitematit neue Wege gewiesen. Das schon durch Camard und Nägeli erschütterte Dogma der Konftang der Arten unterlag endgültig der Ertenntnis der Deranderlichkeit und steten Entwidlung. Mit diefer Einficht waren aber auch die Grundlagen der Cehre vom entwicklungsgeschichtlichen Jusammenhang der Organismen, der Deszendenztheorie, gewonnen, welche durch Darwin zu einem glanzenden und bentwürdigen Siege geführt murde. Diese Cehre murde von den Botanikern um so bereitwilliger aufgenommen, als sie wie eine notwendige Konsequeng der grundlegenden Arbeiten hofmeifters ericien, welcher auf Grund vergleichend morphologischer Untersuchungen ben entwicklungsgeschichtlichen Jusammenhang der Moofe, garne und Blütenpflanzen erwies, eine Erfenntnis, welche durch zahlreiche neuere Untersuchungen eine bis ins Detail gehende Bestätigung erfuhr.

Noch stehen wir völlig unter dem Einflusse Darwinscher Ideen, zumal seiner Deszendenzetheorie, und nur von diesem Gesichtspunkte aus werden die Ziese und Bestrebungen der modernen wissenschaftlichen Botanit verständlich, über deren Sortschritte — hauptsächlich soweit

fie durch österreichische Gelehrte angebahnt wurden — in Kürze berichtet werden soll.

Die Anwendung der Deszendenztheorie auf die Snftematit führte zu phplogenetifchen, fogenannten natürlichen Spitemen, b. h. folden, welche eine ihrer natürlichen Derwandtichaft entsprechende Gruppierung von Arten anstreben. Man hoffte gunachft einen Stammbaum ber Pflanzen aufstellen zu tonnen, bessen vielverzweigte Enden durch die rezenten Pflanzenformen dargestellt werden. Mehr in tonsequenter Derfolgung diefes Gedantens als auf Grund zwingender Beweise dachte man sich die gesamten Pflanzenorganismen von einer gemeinfcaftlichen Urform, von einer "Urzelle", abstammend. In neuerer Zeit tonnte man fich jedoch immer weniger ber Einsicht verschließen. daß eine folde "monophyletifche" Abstammung nicht zu erweisen ist, daß es unseren gegenwärtigen Erfahrungen vielmehr weit beffer entfpricht, von verschiedenen Anfängen ausgehende. getrennte Entwidlungsreihen, alfo einen "polyphyletischen" Ursprung anzunehmen. Auf dieser Grundlage hat R. v. Wettstein sein im Erscheinen begriffenes "Handbuch der systematischen Botanit" (Wien, Derlag Deutide), aufgebaut, indem er den Derjuch macht, das gefamte Reich ber Pflanzen auf sieben getrennte Stamme gurudguführen.

Während die Gultigfeit des Desgendengprinzipes innerhalb der Stämme feineswegs geleugnet, vielmehr auf Grund neuerer Untersuchungen gur Evideng bewiesen murde, erfuhr die Wirtungssphare der Selettionstheorie, des Darwinismus in engerem Sinne, eine weitgehende Einschränfung. Darwin bachte fich bekanntlich die Neubildung von Arten in der Weise vor sich gehend, daß "zufällige (richtungslose) Dariationen", denen alle Organismen unterworfen find, fo weit fie fich als zwedmakia im Kampfe ums Dasein erweisen, nicht allein erhalten, sondern durch natürliche Auslese (Selettion) jogar potenziert werben, was gur Entitebung neuer, zwedmäkig angepakter Artenführe. Es scheint jedoch, daß dieser Kampf ums Dasein nur felten eine guchtende Rolle gu fpielen berufen ift, er vielmehr nur die Dernichtung franklicher

oder den Verhältnissen unzwedmäßig angepaßter Individuen herbeiführt, ohne Neues zu schaffen. Ja, noch mehr; selbst eine Steigerung variabler Eigenschaften und deren Sixierung durch Selektion kann nichts Wesentliches, d. h. qualitativ Neues, sondern nur quantitative Anderungen zur Solge haben.

Infolgedeffen gewinnt eine bereits von Camard, bem eigentlichen Schöpfer ber Deszendenztheorie, geaußerte Anschauung erneutes Intereffe. Wett fte in brachte in feinem oben ermahnten handbuche, sowie in mehreren Dorträgen und Dublitationen ber letten Jahre eine Reibe von Catfacen gur Stute dieses "Neo-Camardismus" por, einer Cehre, welche in den Schlagworten gipfelt: dirette ober individuelle Anpasjung, d. h. Sähigteit zu Deranderungen, welche unter ben gegebenen Derhaltniffen gwedmaßig (nicht richtungslos) ericheinen, und Dererbbarteit diefer in der Individualentwicklung, ber Ontogeneje, erworbenen Eigenschaften auf die Nachtommen. Der Neu-Camardismus permaa wohl die Entwicklung sogenannter Anpassungsmertmale, b. h. folder Eigenschaften, welche zweifellos in Beziehung zur Umgebung fteben, verftandlich zu machen. Er vermag jedoch, wie auch Wettstein hervorhebt, in teiner Weise die Deranderung von Organisationsmertmalen zu erflaren, womit nach Nageli jene spezifiichen Eigenschaften bezeichnet werden, welche offenbar von außeren Sattoren gang und gar unabhängig sind, wie die Jahl der Blumenblatter, die Stellung der Blatter am 3weige ic. Dieje Eigentumlichfeiten, nach denen wir die von einem Organismus erreichte Organisationsbobe beurteilen, tonnen also der diretten Anpaffung nicht unterworfen fein, wenngleich nach Wettsteins Auffassung Anpassungsmertmale im Caufe der Phylogenie figiert, d. h. zu Organisa. tionsmertmalen werden tonnen. Eine Deranderung dieser letteren ist offenbar nicht in der unmittelbaren Einwirfnng außerer Sattoren, pielmehr in einer Eigentumlichfeit des Organismus felbit begrundet. ("Bielftrebigfeit" K. E. v. Baers, "Dervollfommnungspringip" Nagelis.)

Nach jahrelangen, in großem Maßstabe durchgeführten Dersuchen gelang es nun vor wenigen Jahren dem Naturforscher de Dries den experimentellen Nachweis zu führen, daß tatsächlich gelegentlich — ohne daß hiefür eine dußere Deranlassung verantwortlich gemacht werden könnte — einzelne Individuen einer Aussaat ganz unvermittelt weitgehende Differenzen ausweisen. Unter 15.000 Individuen der Oenothera Lamarckiana ließen zehn eine "sprungweise" Deränderung erkennen. Dieße Mutationen" erweisen sich im Gegensaß zu den Dariationen sofort als samenbeständig. Einem derartigen Entstehungsmodus verdanten

gewiß viele unjerer Kulturpflanzen ihr Dasein (3. B. Kaktus-Dahlien), doch sehlt es auch nicht an Sällen, welche ein derartiges Auftreten neuer Sormen auch unter natürlichen Degetationsbedingungen wahrscheinlich machen. So berichtete kurzlich Wiesner, daß eine Pflanze, welche er vor 30 Jahren als Lysimachia Zavadzkii neu beschieb, trot eifriger Nachsorschung nirgends wieder gefunden werden konnte, so daß er zur Dermutung gedrängt wurde, daß die als neu erkannte Pflanze eine durch Mutation spontan entstandene, im Konturrenzkampse aber bald verschwundene neue Sorm darstellte.

Auch die Kreugung tann gur Neubildung tonftanter Sormen führen, vorausgefest, daß die Gruchtbarfeit der Baftarde erhalten bleibt, wie es zumeist bei formen derfelben Art der Sall ift. Weichen diese in mehreren Eigenschaften voneinander ab, so tonnen an den Nachtommen nicht allein neue Mertmalstombinationen, sonbern bisweilen auch neue Charaftere auftreten, welche an den elterlichen Individuen nicht nachweisbar waren. Ich behalte mir vor, diese für Cheorie und Pragis überaus wichtigen Baftardierungsfragen, an deren Cofung ein junger Wiener Sorfder, E. Cidermat, hervorragenden Anteil nahm, bei anderer Gelegenheit eingebender zu besprechen, als es in diefer lediglich orientierenden Überficht möglich ift.

Mit dem Aufschwunge, welchen die moderne Spftematit in ben letten Dezennien nahm, war auch eine wesentliche Dertiefung ber pflangengeographischen Sorfdung vertnupft. Die Erforfchung der Jufammenfegung und Wandlung ber Pflanzendede gibt ber Spftematit ein wertvolles Mittel an die hand, unter Umftanden auf bas relative Alter und mithin auf die Derwandtichaftsverhältniffe gewiffer Pflanzenformen Schluffe zu ziehen (Wettstein, Geographische Methode, 1898). Indem sie die Ursachen des Dorfommens und der Derbreitung, por allem den Einfluß von Klima und Boben aufhellt, ftebt fie auch in innigem Jusammenhange mit ber biologifc-phyliologifcen Sorfdungsrichtung. Eine auf so breiter Bafis aufgebaute pflangengeographische Bearbeitung erfuhr por turgem in geradezu muftergultiger Weise bas illnrifche Gebiet durch Bed v. Managetta (Ceipzig, Derlag Engelmann). Diele Gebiete Ofterreichs entbehren jedoch noch einer gleich grundlichen Durchforschung. Es war daber ein gewiß dantenswerter Entichluß der t. t. 300l. bot. Gejellicaft in Wien, gemeinschaftlich mit den übrigen naturwissen schaftlichen Dereinen der Proving nach dem Dorbilde der geologischen Karten eine detaillierte pflanzengeographische Karte der Monarchie auf Grund erneuerter, instematifc durchgeführter Aufnahmen herauszugeben, ein Unternehmen, bas um fo höher zu schätzen ift, als der Pflanzengeographie auch eine hervorragende, leider oft zu wenig gewürdigte, praktische Bedeutung für Cand- und Sorstwirtschaft zukommt.

Mit welcher Sorgfalt dabei zu Werke gegangen werden soll, zeigt die erste diesbezügsliche Publikation, welche das von Hapek und Eberwein aufgenommene Gebiet von Schladming behandelt. (Abhandl. d. zool. bot. Ges. Bd. II, H. 3.)

Eine notwendige Dorbedingung der pflanzengeographischen Sorschung stellt natürlich die Floristit dar, ein Arbeitsfeld, auf welchem sich, wie die Publikationen unserer naturforschenden Gesellschaften zeigen, vielsach pflanzenkundige Caien mit Eifer und Erfolg betätigen. Es würde zu weit führen, diese oft sehr verdienstvollen Arbeiten eingehender zu würdigen, zumal sie als wissenschaftliche Kleinkunst geringeren Anspruch auf allgemeines Interesse erheben.

Sie beweisen jebenfalls die gunehmenbe Beteiligung weiter Kreife an naturwiffenschaftlichen Bestrebungen, wie fich denn überhaupt in den letten Jahren auf unferem Gebiete eine erfreuliche Regfamteit entfaltete. 3ch erwähne bier nur bie Schaffung ber "Wiener botanischen Abende" unter der bewährten Leitung von Wiesner und Wettstein, die Gründung des Dereins gur Erforichung ber Abria, die mit Unterftugung des niederöfterreichifchen Gebirgsvereins von Wettstein burchgeführte Anlage eines alpinen Dersuchsgartens auf der Rar, die Kreierung einer botanischen Affistentenstelle an ber goologischen Station in Trieft, welche unter ber tattraftigen Ceitung Coris in stetem Aufschwunge begriffen ist, sowie die durch private Mittel ins Ceben gerufene "Biologifche Derluchsanftalt" im Drater (Divarium), welche von drei jungen Soridern (Pribram, Sigdor und v. Portheim) in uneigennügiger Weise erhalten und geleitet wird; wenngleich dieses Institut felbständiger Sorichung offen steht, ift bennoch ein inniger Kontatt mit der Univerlität burch ein aus ben Ordinarien für Zoologie und Botanit bestehendes Kuratorium hergestellt.

Auch die Jahl botanischer Sorschungsreisen hat in erfreulicher Weise zugenommen. Dor wenigen Jahren rüstete die Atademie der Wissenschaften eine Expedition nach Südarabien aus, deren botanische, von Simony gemachte Ausbeute derzeit von Dierhapper bearbeitet wird. Bald darauf ging eine gleichfalls von der Atademie subventionierte Sorschungsreise unter Leitung Wettsteins nach Brasilien und brachte reiche Schähe an Pflanzenmaterial sowie zahlreiche photographische Degetationsbilder mit, welche bereits in gelungener Reproduktion vortiegen (Wien, Verlag Deutide, 1904). Wertvolles Bilder- und Pflanzenmaterial brachte auch Jederbauer vom Erdjas Dagh aus Zentral-

Kleinasien, Dörfler von seiner ebenso mühevollen als lohnenden Sorschungsreise durch Kreta.

Während die Ausbeute dieser Expeditionen zum größten Teil noch der Bearbeitung harrt, sind die namentlich in pslanzen-geographischer hinsicht wertvollen Ergebnisse mehrerer Reisen v. halacsus durch Griechenland in seinem eben vollendeten Conspectus florae graecae niedergelegt (Leipzig, Derlag Engelmann). Die Forschungsreisen, welche die Colung physiologischer Fragen zum Iele hatten, vor allem Wiesners Beobachtungen im Gebiete des Pellowstone, werden uns an anderer Stelle des physiologischen, da dem ungeahnten Fortschitte der physiologischen und biologischen Sorschung ohnehin eine gesonderte Darstellung gewidmet werden soll.

Kleine Mitteilungen.

+ Dr. Ricard Schufter. Am 5. Janner ift einem unseligen Jufall ein ausgezeichnetes junges Leben gum Opfer geworden. Der Direttor bes Archivs ber Candesregierung in Salzburg, Dr. Ricard Soufter, ber eigentliche Schapfer und Geschäftsführer ber Salzburger "Sommeruniversität", ift bortfelbft - erft 38jahrig infolge einer Koblenorndvergiftung geftorben. Nach dem Gange seiner Studien war er hiftoriter und ftand feit dem Jahre 1892 in Derwendung im staatlichen Archivdienste, erft als Beamter im Ministerium des Innern, feit Neujahr 1900 als Director in Salzburg. Seiner Deranlagung entsprach es aber nicht, ein Sachgelehrter zu werden, obwohl ihn natürlicher Scarffinn und treffliches Darftellungstalent bagu befähigt hatten. Seine fleine Studie Aber Sapperts alteften Dlan von Wien, den er als Salldung erwies (1892), und feine politifche Geschichte Wiens in der vorhabsburgifchen Sett (1897) geben Zeugnis für das eine und das andere. Auch seine aus dem Bestande des Ministeriums bes Innern geschöpften Urfundenregesten gur Geschichte von Wien (1895) haben ben Beifall einer streng magenben Kritit gefunden. Aber seine Berufsaufgaben hinaus bat er sich aber von früh an auch anderweits umgesehen. Er murbe einer der eifrigften Mitarbeiter an ben Bielen ber Wiener Alpenvereinssettionen und des Gesamtvereines felbst. In feinen Mußeftunden fouf er - ein Oberofterreicher pon Geburt - Dialettbichtungen voll eigenartigen Reiges, beren Deröffentlichung ber iconfte Weihegruß für ben Entichlafenen mare. Er verfolgte das wirticaftliche und nationale Leben feines Doltes und die Gange der Cagespolitif mit verftandiger Anteilnahme und war

- jeder raditalen Rabulisterei fern und feind ein unerichrodener Dortampfer freiheitlicher und nationaler Gedanten, auch dann, wenn es nicht opportun war. In feinen letten Jahren mit Eifer siedlungstundlichen Sorfcungen gugewendet, fand er dann als Organisator und unermublicher Sorberer ber Salgburger hochichulbewegung eine feiner Art fo recht zufagende Tätigfeit. - Eine burchaus tapfere Natur, in der sich vornehme Burudhaltung und herzliche Ciebenswürdigfeit glüdlich vereinigten, geiftig und torperlich gleich widerftandsfähig, ein felbstlos-bescheibener Charafter. Er war nicht gewohnt, fich Schonung aufzulegen; wie er in anstrengenden Marichen die Eiswelt der Alpen, in nicht minder aufreibenden Reifen die europäischen Kulturlander von den Gebriden bis zu den Pyrenden, von den atlantischen Kuften Frantreichs bis in die Donauebenen Rumaniens burchwanderte, fo nahm er auch alle die taufendfältige Plage, Sorge und Anfeindung, die die Deranftaltung der Serialhochschulturfe mit fich brachte, unverbroffen auf fich. Chre dem Gedachtnis diefes in Wahrheit treuen Mannes!

Emily de Caszowsta +. Wie wenig Ofterreich die Schätze fennt, die es von haus aus befitt ober fich erworben hat, beweift die Teilnahmslosigfeit des Publitums beim Code einer bedeutenden Schriftstellerin, die durch Beirat Öfterreicherin geworben war und in ihren Werten Ofterreich, feine herrlichen Gebirgsgegenden in den Alpen und im Siebenburgifchen Often, seine Bevölkerung in all ihren Schichten, die hof- und Militartreife, feine berühmte argtlice Schule und Charafterfiguren feines Bauernftandes mit viel Warme und Ceben geschildert bat. Die Zeitungen berichten, daß die Witme des Seld. marschalleutnants v. Caszowsti, Frau Emily v. Caszowsta geb. Gerard of Rochfole vor einigen Tagen gestorben fei, und daß fie unter ihrem Maddennamen eine Anzahl englischer Romane geschrieben habe. Diese Romane scheinen in Ofterreich fehr wenig befannt zu fein ; auch ich erfuhr von ihnen erft voriges Jahr durch eine englische Dame in holland, die fehr erstaunt war zu hören, daß ich als Ofterreicher von diefer Schriftstellerin nichts wife. Und in der Cat verdienten diese Werte "Extermination of love" und "The foreigner", die auch in der Cauchnigedition erschienen find, bei uns bekannt zu werden, nicht bloß weil fie unfer Cand und unfere Cente foilbern, fondern auch wegen der tiefen Erfaffung pfpchologifcher Probleme, wegen ber Schönheit und Wahrheit vieler Schilderungen, wegen ihrer trefflichen Sprace, ihres manchmal an Chaderan erinnernden humors und nicht zulest wegen des tulturhistorischen Interesses, das das zweitgenannte durch die im Caufe der Erzählung fich ergebende Vergleichung englischer und österreichischer Justände und Sitten darbietet. Berufeneren möge es überlassen sein, diese und vielleicht auch noch andere, mir unbekannte Werke der verstorbenen Dichterin näher zu analysieren und zu würdigen. Mein Imade war nur, auf sie — leider zu spät für die Verblichene — ausmerkam zu machen.

Cammaid. Beitschriftenfcau aus Cirol Die in ben letten Dezembertagen des Jahres 1904 erschienene Serdinandeums-Zeitschrift (III. Solge, 48. Heft), ein stattlicher Band von fast 500 Seiten, enthält eine Angahl trefflicher, auch bas Intereffe weiterer Kreise erregender Auffage. Dies gilt vor allem von J. Popps gründlicher, zumeist auf archivalischer Sorschung beruhender Arbeit: "Martin Knoller, Bur Erinnerung an den 100. Tobestag des Meisters (1725 – 1804). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte bes XVIII. Jahr. bunderts", die auch im Sonderabbrud bei Wagner in Innsbrud erschienen ift. Auger Glaufens Auffag vom Jahre 1831, der fich nur mit den außeren Cebensverhaltniffen des großen Malers beschäftigt, jedoch eine tunstgeschichtliche Würdigung desselben vermiffen laft, find taum zwei oder drei nennenswerte Schriftchen über ihn erschienen. Um so verdienstvoller ift Popps Derfuch, als erfter Knollers Perfoulichteit, por allem jedoch feine funftlerifche Entwidlung und tunftgefdictliche Bedeutung im Sufammenhange und eingehend darzustellen. Im folgenden Aufjage: "Jur alttirolischen Ethnologie 1894 – 1904" faßt Profesjor Dr. Sriedrich Stol3 feine feit 1894 in Tagesblättern verftreuten Auffane und Notizen über Palaontologie Tirols zusammen. Der Kollettivname "Raeti" ist nach ihm fein nationaler, sonbern ein politischer Begriff, ber Stamme periciedener Gertunft umfast. Derfasser halt seine Behauptung von einer bobenständigen etrustischen Bevölferung in Südtirol, die er den Indogermanen ftammfremd halt, den gegenteiligen Anfichten anderer Soricher gegenüber aufrecht. In Nordtirol wohnen Veneter (Illyrier), wofür gewiffe Ortsnamen (Scharnit, Karwendel) sprechen, im Subwesten Ligurer (Wormserjoch). Derfasser verbreitet sich dann über den Anteil der Kelten an der alttirolischen Bevölkerung, den er gurüdweist. Als Gegenstüd zu Popps "Maler Knoller" erörtert Srz. Waldner ben noch wenig befannten Lebensgang des hervorragenden Confünftlers Geinrich Pfaac, ber, wie er nachweift, aus Brabant ftammt. Seine Bedeutung für Cirol liegt in feinem langjährigen Aufenthalte in Innsbrud, wohin er vom Mediceer hofe in Slorenz um das Jahr 1497 als hoftomponist vom musikliebenden Kaifer Mag I. berufen murbe. 1514 überfiedelte er mit Einwilligung des Kaifers, in deffen Dienste er verblieb, wieder nach floreng, wo er icon 1517 ftarb. Auch ber nachfte umfangreiche Auffat von Professor f. Semper: "Uber die Wandgemälde der St. Digiliustapelle des Schlosses Weined bei Bogen" ift ber tirolifchen Kunft gewidmet. Der Derfasser schildert einleitend die Lage und die Schidfale ber einstigen Burgtapelle des Schlosses Weined, das 1292 von Meinhard II. gebrochen wurde, geht bann auf die Beschreibung der teilweise gerstörten Fresten über, welche die Kirche von innen und außen fomuden, und gelangt zu dem Schlusse, daß biese gresten ber Augen- und Innenfeite, anscheinend von verfciebenen tirolifchen Kunftlern, jedoch ziemlich gleichzeitig in der 1. halfte des XV. Jahrhunderts entstanden find. Antnupfend an die Charatterifierung ber tunftlerifchen und hiftorischen Bedeutung ber gresten von St. Digil verfolgt er ben Jusammenhang und Entwidlungsgang der füdtirolischen Grestenmalerei an ber Wende des XIV. und XV. Jahrhunderts in der Befpredung ber hervorragenoften Erzeugniffe berselben (St. Johann im Dorf, Brigner Kreuggang, St. Lucia bei Sondo, St. Cyprian in Sarnthein, Terlan). Sehr willtommen dürfte ben vielen Freunden Gilms der Auffat: "Gilms Jugenbliebe. Nach ungedruckten Briefen und Gebichten. Don S. M. Prem" fein. Der bekannte Literarhistoriter schilbert die Beziehungen dieses bervorragenosten Ciroler Eprifers zu Josefine Kogler, der Cochter des Polizeiobertommissars und t. Rates Anton Kogler in Innsbrud, die erft vor drei Jahren im hohen Alter von 85 Jahren starb. Das Verhältnis zwischen diesen zwei so grundverschiedenen Naturen dauerte vom Winter 1835/36 bis Enbe 1846. Der ruhige, besonnene, etwas spießbürgerliche Charatter bes Mäbchens hob fich von der Seuerfeele Gilms allzu fcarf ab und gab Anlaß zu fortwährenden Berwürf. niffen und Migverftandniffen. Gleichwohl tonnte fich ber Dichter von ihr nicht losreißen. Als er um fie warb, wurde er mit bem hinweis auf feine unfichere Stellung abgewiesen. widerlegt an der hand ber Briefe und Gedichte die frühere Ansicht, daß diese Jugendliebe auf Gilms Dichtung und bichterifche Entwidlung ohne Einfluß geblieben mare. Eine botanifche Abhandlung: "Jur Deilchenflora Tirols" von D. Beder, folieft bie Reihe ber größeren Auffäge, benen noch "Kleine Mitteilungen", Bücherbesprechungen und Dereinsnachrichten

Archivio Trentino. Ann. XIX. fasc. 1. Trento. 1904: 1. Campi, E. »Stazione gallica sul ,Dos Castion' presso Terlago nel Trentino«. Der betannte Archäologe beschreibt die turzlich in Castione aufgedeckten, im Museum in Crient aufbewahrten Bronzegegenstände. 2. Oberziner, G. »Le fonti di Plutarcho per

un episodio della vita di Mario«. Derfasser behandelt die vielumstrittene Grage, welchen Weg die Cimbern beim Einfall in Italien genommen. Er halt feine Anficht, daß fie durch das Etichtal vorgerudt feien, Professor Dais gegenüber aufrecht, ber fie, fich auf Plutarch ftugend, ben Weg über die Carnifden Alpen einschlagen läßt, inbem er beffen Auslegung Plutarchs widerlegt und nachweist, daß zwischen biesem und den lateinischen Autoren, Livius voran, völlige übereinstimmung herriche. 3. Inama, D. »Famiglie e castelli de Malosco e de Vasio nella valle di Non«. Die Samilie de Melusco erscheint urtunblich zuerst 1191. Nach ihrem Aussterben 1562 geht das Schloß 1579 in den Besitz ber Guarienti über, nach deren Erloschen es Staatseigentum und Sig des Begirtsgerichtes Sondo wurde. Die Samilie de Dafio stirbt fcon 1446 aus, bas Schloß tommt 1561 in die hande der b' Arfio (Arg), gulett in bauerlichen Befit und verfällt. 4. Oberginer, Sud. »Niccolo Tommaseo e il concorso per la cattedra di grammatica nel ginnasio di Rovereto«. Derfasser schildert den vergeblichen Dersuch des nachmals berühmten Dalmatiners, eine Cehrftelle am Gymnafium in Rovereto zu erlangen, und im Anfcluffe daran feine Beziehungen zu Rosmini und anderen hervorragenden Sübtirolern. Dalenti, S. » Marco di Caderzone. Una pagina di storia giudicariese«. Marco, ein natürlicher Sohn des Grafen Georg v. Codron, geboren um 1430, war im Derein mit feinen zwei ältesten Sohnen infolge feiner Schandtaten lange Zeit der Schreden von Judifarien. Endlich von den Rendenefen gefangengenommen, wurde ihm der Prozeß gemacht, und er, trog verichiedener Derfuce, ihn gu retten, 1490 enthauptet. Es ift ein interessantes Stud Jeit- und Kulturgeschichte, das uns der Derfasser vor Augen führt. Wacter.

Der Derein ber tichecifchen Belletriften "Maj", deffen Dorftand der befannte Dichter Jaroslav Orchlicky ist, hat vor zwei Jahren eine Verlagshandlung gegründet, die sich schon jest als sehr förderlich für die Schriftfteller erwiesen hat. Die Erhöhung der honorare von seiten der anderen Derleger war die erste Solge dieses Self-help-Unternehmens. Die Derlagsbuchhandlung "Maj" hat bisher mehr als 50 felbständige Werte herausgegeben; daneben erscheinen im Derlage der genannten Schriftstellergenossenschaft: eine Romanbibliothet, eine Bibliothet "Aus fremben Literaturen", eine "Theaterbibliothet", eine "Kinderbibliothet", eine "Kronenbibliothet" (jeder Band à 1 K, populare Erzählungen enthaltenb), eine "Wiffenfcaftliche Bibliothet", eine Bibliothet "Unfere Shahe" (Kritische Ausgaben der alteren bohmiichen Schriftsteller), eine "Poetische Bibliothet", eine belletristische und illustrierte Wochenschrift "Maj", eine Monatsschrift "Divadelní list" (Cheaterblatt), eine Wochenschrift "Detske

Noviny" (Kinderzeitung) und eine Sammlung von Operntegten. Alle diese Unternehmungen haben sich bis jett gang gut rentiert.

Dr. Bd.

Seuilleton.

Kajetan von Felder.

Ein Schlufwort gu feinen Jugenderinnerungen.

Wer auch nur einmal Gelegenheit hatte, in Freiherrn v. Selbers Beim gu vertebren und feine reichen Sammlungen gu befichtigen, mußte von tiefer Chrfurcht vor bem Manne erfüllt werben, ber trog aller Anforderungen, welche das öffentliche Leben an ihn gestellt hatte, doch auch Muße zu gelehrten Arbeiten fand. Einen Bürgermeifter, ber gugleich gu ben bedentenbsten Entomologen seiner Zeit gablte. ber tagsüber fich mit abminiftrativen Aufgaben ber Gegenwart, abends mit Schmetterlingen und Kafern beschäftigte, dazwischen lateinische und griechische Klassiter und die Kirchenvater in der Ursprache las, hat bisher die Geschichte Wiens nicht zu verzeichnen, und fie wird es auch in Jutunft nicht, da die Anforderungen an das Oberhaupt der Millionenstadt weitaus größer geworden find als wie por 30 Jahren, wo es allerdings icon ein Neu-, aber noch tein Groß-Wien gab. Prir und Grubl find zwar Advotaten geblieben, ohne jedoch ihre Kanglei perfonlich gu leiten, und erft ber gegenwartige Bürgermeifter Dr. Lueger bat auf die Ausübung feines früheren Berufes verzichtet, um fich ausfolieflich den Derwaltungsgeschäften der Stadt 3u widmen.

Bei Selders Liebe zur Wissenschaft mag wohl auch in Betracht tommen, daß fogiale Berftreuungen in seiner Samilie niemals Anwert hatten. Denn auch sein hoffnungsvoller Sohn Rudolf fühlte fic am gludlichften in ber Studierftube. Dem Schwermutigen und zu philosophischen Spetulationen Geneigten bot das gesellschaftlice Ceben teinen Reig. Aus feiner Melancholie fucte er fic durch das Studium der Natur gu befreien. Die Liebe hiezu hatte er vom Dater empfangen. Entomologie und Botanit waren fein Lieblingsftudium, und nur um dem Willen ber Eltern gerecht zu werden, befaßte er fich auch mit ber Rechtswiffenschaft. Aber am Tage. an dem er fein lettes juridifches Eramen batte ablegen follen, raffte den hochbegabten Jüngling der Tob hinweg. Wie schmerzlich dieser Verluft für Selder gewesen, vermag nur der zu begreifen, ber das wahrhaft freundichaftliche Derhaltnis zwischen Dater und Sohn zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Liebe gur Wissenschaft hatte beibe zu gemeinsamer Arbeit verbunden, der eine Reihe von Werten entsproß, die zu den hervorragendsten Sorschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete zählen. Es sei hier nur des zoologischen Teils des großen Novara-Reisewertes, der Abhandlung über das System der Nympholiden in den Schriften der faiserlich Karolinisch-Leopoldinischen Atademie zu Jena gedacht, und auch vieler kleiner Abhandlungen, die in der Wiener entomologischen Zeitschrift und in den Schriften der taiserlichen Atademie der Wissenschungen, die in den Schriften der taiserlichen Atademie der Wissenschungen geich der bei ber schriften der faiserlichen Atademie der Wissenschaften erschienen sind.

Aber auch um die rechtswissenschaftliche Citeratur hat fich Selber verdient gemacht. Man begegnet feinem Namen wiederholt in den pormärzlichen juridischen Sachblättern, und ein zweibandiges 1846 ericienenes Wert: "Dellaratorien zum Sivilprozeh" hat ihn zum Derfaffer. Seinen tüchtigen Kenntniffen als Jurift verdantte er auch die Berufung zum Cehramte im Cherefianum, wo er in ben Dierzigerjahren als Dozent für diplomatifche Staatengefcichte, Dollerrecht und Statistit wirfte. Er hielt feinen Dortrag in frangösischer Sprace, die er wie die englifche, hollandifche, banifche, fowedifche, fpanische und portugiesische gleich meisterhaft beberrichte. Wie leicht ihm das Studium fremder Sprachen war, haben wir aus den Memoiren seiner Jugendzeit ersehen. Aber Grammatit und Abungsbuch genügten ihm nicht, und mit der Liebe gu fremden Sprachen verband fic auch die Sehnfucht nach fremben Canbern, die er zum größten Teile, das Ranglein am Ruden, ju Suß durchwanderte. Er hatte alle bedeutenden Städte Europas gesehen, mehr als 30 große Seereisen unternommen, er war durch die Wufte Agyptens gezogen und ift pom Mordtap burch Cappland bis nach Cornea getommen. In Agopten traf er mit Brebm gusammen, der sich damals nicht nur für die Naturwissenschaft, sondern als feuriger Lieb. haber auch für ein braunes Madden in einem entlegenen Dorfe intereffierte, wohin er allnachtlich ritt, um im Mondenschein mit seiner Sconen gu fowarmen. Eines Abends, von Brehm aufgeforbert, ihn zu begleiten, ritt Selber mit seinem Freunde dem Dorfe zu, wo sich aber diesmal statt des Maddens deffen Liebhaber einstellte, der sofort den feindlichen Angriff eröffnete und die beiden Europäer gur Slucht nötigte. Manch andere heitere Episode aus Selders Wanderperiode wird fich in feinen vielbandigen Memoiren finden, deren Deröffentlichung er einer fpateren Zeit porbehalten hat. Er ergahlte mit fast jugenblicher Begeisterung noch in feinen spatesten Tagen von touristischen Leistungen, die von keinem anderen Ofterreicher übertroffen worden feien. wurden in der Beimat durch tüchtige Sug. übungen eingeleitet, deren erfter Derfuch gur vollsten Sufriedenheit ausfiel. Es war ein Marich von Nitolsburg nach Wien, der ohne Raft in 14 Stunden gurudgelegt murde. Aber eine Sufreise durch Mähren, Niederöfterreich, Steiermart, Krain und das Kuftenland nach Italien und gurud über Tirol und bas süböstliche Bapern in bas Salzkammergut, die Selder im Juli 1836 antrat und am 15. September beendete, hat er unter dem Citel "Spaziergange eines Corniftermannes 1836" eine ausführliche Schilderung hinterlaffen, bie fich im Besige seiner Erben befindet. Don besonderem Interesse sind am Schlusse ein genaues Derzeichnis der Ausgaben und die Angabe ber Meilen, die ber junge Wanderer gurudgelegt hatte. 3481/4 Meilen in 5541/2 Stunden, und die gange Reife toftete nicht mehr als - 67 fl. 33 fr. K.-M.! Auch feine übrigen Reifen haben mehr Anforderungen an die Körpertraft als an die Borfe geftellt, Selders gefunder Organismus ertrug mit Ceichtigfeit die Strapagen der Sugreisen in das Ausland, die oft mit Umgehung ber Canbftragen unternommen werden mußten, ba für Studenten der Befuch fremder Staaten mit den größten Schwierigfeiten verbunden war. Wie oft geschah es, daß er bas Rangchen einem Schwärzer anvertrauen mußte, um ungehindert über die Grenze zu tommen. Daf es ihm nach wiederholtem Bewerben dennoch gelang, einen Reisepaß zu erwirken, mag als ein besonderes Dertrauen gelten, das die Behörde dem jungen Mann entgegenbrachte. Man las auch mit großer Spannung die Reisestiggen, die er in der "Moravia" veröffentlichte: einen Auffat, betitelt "Ein Gang nach bem Atnafrater" und die "Reiseepisteln aus Irland", wo Selber mit dem Mäßigfeitsapostel Mattews bekannt wurde, durch den er auch den Sührer der Repeal O'Connel tennen lernte. Leider sind diese Stizzen wegen tleinlicher Jensurnörgeleien nicht abgeschoffen worden, die Selder, wie so vielen anderen Talenten, die Schriftstellerei veretelten.

Inzwischen war das Jahr 1848 herangebrochen, das auch Selder in das öffentliche Ceben führte. In den ersten Wiener Gemeindeausschuß und später in den Gemeinderat gewählt, wirfte er, die Reattionsperiode ausgenommen, als eines der verdienstvollsten Mitglieber der Gemeindevertretung, bis er nach dem Code Jelintas jum Bürgermeilter der Stadt Wien am 20. Dezember 1868 acmählt murbe. Es mare mußig, das Wirten Selders auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung 3m schilbern. Zeitgenossen und auch die spätere Generation wiffen, daß unter feiner Amtsführung der Aufschwung Wiens gur Weltstadt begonnen hat. Die großen Werte der Wafferverforgung Wiens und der Donauregulierung find Dentmaler, die feinen Ruhm auch tommenben Beichlechtern vermitteln werben. Nabegu 10 Jahre ist er an der Spige des großen Gemeindewesens gestanden, an deffen autonomer Gestaltung er bei Beratung des erften Gemeinstatuts eifrig mitgewirft hat. Es find ibm viele Ehren guteil geworben, die größte aber ist ihm bie hochachtung gewesen, die ihm spater seine Gegner gezollt haben, Als ibm an seinem 80. Geburtstage die Deputation der Gemeinde ben Gludwunich ber Stadt Wien überbrachte, und Bürgermeifter Grübl ihm die golbene Chrenfette mit bem Bemerten um bie Schultern legte, daß erft burch diefen Att bas Symbol der bürgermeifterlichen Würde die wahre Weihe erlangt habe, da strömten helle Tranen aus den Augen des muden Mannes, ben wir, Beugen diefer Szene, einft ftart gefehen hatten, bas Antlit voll eherner Juge, in welchen fich ber starte Charafter ausprägte, den Jucht und Ubung herangebildet hatte. Wenige Wochen nach diefer allen unvergeflichen Seier ift der Greis hinübergewandert in das Gefilde der Rarl Gloffn. Seligen.

Von der Woche.

8. Jänner. Josef Pokorny (geb. 1829), Bildhauer und emeritierter Professor der Cechnischen Hochschule in Wien, in der Hinterbrühl bei Mödling †. — Als Kandidat für das Reichstagsmandat des ersten Bezirkes von Budapest tritt Ministerpräsident Graf Cisza in seiner Programmrede für das gemeinsame Zollgebiet ein, gibt aber der Überzeugung Ausdruck, daß diese

Institution für die Jusunft nicht mehr würde gerettet werden können, wenn sie sich in eine Kette von nur zeitweilig erhaltenen Provisorien auflöst. Die einzig mögliche Grundlage für einen Ausgleich zwischen Opterreich und Ungarn bilde der vom Ministerium Szell abgeschlossene Dergleich. — Die raditale serbische Partei in Ungarn beschließt in einer Versammung in

Neusat, die Passivität zu verlassen, eigene Kanbidaten zu nominieren und stellt ihr Programm auf. Der erste Punkt desselben sautet: "Selbständiges Zollgebiet, vollständiger Bruch mit Osterreich und Unabhängigkeit Ungarns."

9. Pralat Dr. Joh. Dörfler (geb. 1822), Pfarrer der hofpfarrtirche gu St. Augustin in Wien, +. - In der Dolfshalle des Wiener Rathauses findet eine tatholische Dersammlung ftatt, welche ihrer Entruftung darüber Ausbrud gibt, "daß in einem Ceile ber öfterreicifchen Tagespreffe bie unerhörteften Beschimpfungen bes Kaiferhauses, des Beeres, der tatholischen Religion, ja bie frechften Gottesläfterungen" ungeftraft verübt werden und hierbei die 3mmunitat migbraucht wirb. Die Derfammlung beichlieft, der Regierung ein Memorandum porgulegen, in welchem gefordert wird: "mit allen gesetlichen Mitteln gegen die getennzeichnete Entartung unferes öffentlichen Lebens und den unwürdigen Migbrauch ber verfassungsmäßigen Greiheit einzuschreiten und in diesem Sinne porbeugende Magnahmen in bem neuen Prefe gefegentwurf burchzuführen."

10. Das rumänische Nationaltomitee in hermannstadt beschließt die Passivitätspolitik zu verlassen und in 26 Wahltreisen Kandidaten aufzustellen. In dem Programm wird "im wohlverstandenen Interesse des Daterlandes die einheitliche Kommandosprache, aber auch die wirksame Respektierung der einzelnen Regimentssprache, die zweisährige Dienstpslicht und die Sistierung der magyarischen Bestrebungen in der Armee" gefordert.

11. Der Caibacher Gemeinberat beschließt ein Promemoria an die Regierung wegen Errichtung einer slowenischen Universität in Caibach und verlangt ein Junktim zwischen der italienischen und slowenischen Universität. — Lord Cansdowne und Botschafter Graf Mensdorff unterzeichnen in Condon den Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und Oktereich-Ungarn.

12. Profesjor Dr. Emil Pferiche halt in Ceplit einen Dortrag über Realpolitit. Es handle fich in der beutsch etichecischen grage "einfach um die Derbefferung unvolltommener Derwaltungseinrichtungen, damit die unfruchtbaren täglichen Reibungen vermindert und eine ungeftorte nationale Entwidlung beider Dolfsstämme vorläufig gesichert werbe". Der Vortragende tadelt den "öben Doftrinarismus" der Deutschen und wünscht, daß die deutsche Dolfspartei fich endlich zu einer gesunden Realpolitit entschließen und die Anspruce des deutschen Dolles auf die Teilnahme an der Staatsgewalt energisch gur Geltung bringen moge. - heinrich Klinger (geb. 1832), Induftrieller, gewefener Prafident ber ifraelitischen Kultusgemeinde in Wien, +.

Das Derhaltnis der Nationalitaten in Bohmen. In jungfter Beit mehren fich die Anzeichen, daß es vielleicht doch möglich fein wird, durch genaue Abgrenzungen bie nationalen Reibungen in Böhmen bedeutend einguschränten. Der Professor ber beutschen Universität in Drag, Dr. heinrich Rauchberg, welcher mit einem großeren Werte über ben nationalen Besitiftand in Bohmen beschäftigt ift, bat als vorläufiges Resultat seiner Unterfuchungen im Auftrage ber Gesellichaft gur Sorderung deutscher Wiffenschaft, Kunft Literatur in Böhmen eine Sprachenfarte bes Konigreiches veröffentlicht, welche bei ber Cojung diefer grage von besonderem Wert fein wirb. Sie ift auf Grund bes fprachlichen Mijdungsverhaltniffes jeder einzelnen der 12.820 Orticaften Bohmens nach den Ergeb. niffen der letten im Jahre 1900 durchgeführten Dolfsgablung gearbeitet, weift burd vericiedene Sarbentone diefes Derhaltnis in Abstufungen von 10 gu 10 Progent nach und ftellt ben Jug der Sprachgrenze, die Sprachinseln und die Sprachzungen bis ins feinste ortliche Detail genau fest. Schon auf den ersten Blid ertennt man die altbefannte Catfache wieder, daß das deutsche und das tschechische Sprachgebiet scharf getrennt find. Das eigentliche Mifchgebiet, bas ift jenes Gebiet, wo die nationale Minoritat mindeftens 20 Prozent beträgt, ift aber noch viel unbedeutender, als man gewöhnlich annimmt. Drof. Rauchberg weift nach, daß bei biefer giffermäßigen Grenze von 20 Progent von den 7407 Gemeinden Böhmens nur 124 gemischtsprachig find. Darunter find aber 47 nur deshalb gemischt, weil fie Ortschaften von verfciebenem fprachlichen Charatter umfaffen. Durch eine fachgemaße Umbildung der Gemeindegrenzen burfte die Einwohnerzahl des nach der nationalen Abgrenzung erübrigenden Mifchgebietes - von Prag und feinen Dororten abgesehen - nur rund 150.000 also ungefahr 2.5 Progent ber Bevolferung Bohmens betragen. Die der Karte beigegebenen Cabellen beweisen eine weitere interessante Catface: die geringe gahlenmäßige Bedeutung ber nationalen Minoritaten. Die bei einer Neueinteilung Bohmens nach national einheitlichen Begirten preiszugebende Quote ift namlich bei beiden Dolfsstämmen gleich und beträgt beiberfeits nur 1.3 Prozent. Wird einmal eine zwedmäßige nationale Abgrenzung vorgenommen werden, so ist auch zu erwarten, daß sie bleibend fein wird. Seitdem die Dolksgahlungen die Umgangsprache überhaupt ermitteln - das ift seit 1880 - hat sich nämlich die noch immer zu wenig beachtete Catsache ergeben, daß bie Quote ber Deutschen und Cichechen trop bes erbitterten nationalen Kampfes fakt unperändert

geblieben ist. Der Prozentsatz der Deutschen betrug 1880: 37·17, 1890: 37·20, 1900: 37·27, jener der Cscheden 62·79, beziehungsweise 62·79 und 62·67.

Deutsches Dolfstheater. - In Anton Oborn erwuchs unferem Theater ein neuer Mann. Er ist ein tuchtiger Meister des Bandwerts, der die Wirtungen der Buhne instinttiv gu finden und gur Befriedigung des Maffen. geschmades zu verwerten weiß. Das spürt man gleich nach ben erften Reben und Gegenreben. feines Schaufpieles aus dem Klofterleben "Die Brüder von St. Bernhard". Bis zum vierten Afte ift das Stud von einer wahrhaft fünstlerischen Architeftur. Dom Untergrund einer breiten Milieufdilberung - bem Refettorium eines Sifterzienferflofters, in bem Patres und Fratres ein Mahl halten - erhebt fich bie feine Malerei menfolicher Spielarten. Da find: der abgeflarte, josephinische Greis, der freisinnige, fluge Novigenmeifter, der refignierte Cebenskunftler, der Blumenfreund als Dertreter himmlischer Einfalt, dann der starre, aber ehrliche Belot, ber unehrliche, eifernde Streber, der Schleicher und Denungiant, endlich der -Held. Der Beld, der muß nun wohl ein "verbrecherischer" Liberaler, ein Derwandter bes Pfarrers von Kirchfeld fein. Das zieht - vom Schauspieler mit ordentlicher Pathetit vorgetragen - auch heute noch! 3m Cheater gebarbet fich der rubigfte Burger gerne radital; er beweist etwas wie Mannesmut und empfindet zugleich das Dergnügen des Mitspielens!

In so intimer, getreuer Teichnung erschlossen sich wohl noch niemals die Geheimnisse und die mit mirakulosem Jauber umwobenen Jeremonien des Klosters und seines Pulsschlages. Es liegt eine große Innigkeit und Echtheit in der Art Ohorns; man fühlt, daß diese Stüd aus einer ehrlichen Empfindung heraus geschrieben wurde, und es ist nicht zu leugnen: das herzblut des Dichters verleiht dem Drama eine ursprüngliche Macht und haucht seiner Tendenz gegebene Berechtigung ein. Entschuldigend möchte man uns nämlich einreden, daß die "Brüder von St. Bernhard" frei von Tendenz seien. Sie

find es im menschlichen Sinne, deun der Autor litt, rang, blutete an und um Leiden, die dann später, in klärenden Stunden, sein Stud reifen ließen. Was das Publikum als Tendenz bejubelt, ist dem Dichter seelischer Schmerz gewesen.

Der Kritifer wird die Gefühle ertennen und hievon den Wert des Studes trennen. Was ist denn Tendenz, wenn nicht die ungleiche Derteilung von Intelligeng und Rechtlichkeit, die in diefem Salle ausschließlich ben Parteigangern des helben zugute tommen? Oder die Abertreibung gewiffer, allgemein menfclicher Schwaden, die just nicht dem Klofterleben allein 3ugusprechen sind?Ohorn hat bennoch tein individuelles Kampfftud geschrieben. Dazu find die "Bruder von St. Bernhard" benn boch zu naiv und in den Motiven sowie Konklusionen zu romanhaft. Die Mehrzahl ber geschilberten Patres find wahrhaft edle Menfchen, getreue Priefter; des Dichters Kampf gilt ber mittelalterlichen Inftitution des Klofters überhaupt. Sein fraftiges Wort: man tonne auch im Ceben ein braver. tüchtiger Menich fein, verfündigt wohl jedes mobernen freien Menichen Meinung. Daß gefinnungstuchtige Liberalisten, sowie derlei Fragen überhaupt zur Distuffion gelangen, blind und taub por nicht gang reinlicher Begeisterung werben, bas gehört zu ben Erscheinungsformen unseres öffentlichen Lebens. Wertmanner werden bant diefer politifc-unethischen Brutalität gu Dichtern ausposaunt. Diefe Dinge gehören gur Charatteriftit unferer fpegififch öfterreichifchen Kultur von heute. 3ch glaube nicht, daß Ohorn bewuft gu diefer Art Kulturtrager gebort; pielleicht verdirbt ihn sein großer Erfolg dazu?

Sehenswert ist die Darstellung des Stüdes. Wie da jeder Schauspieler restlos in der Rolle verschwindet und aufgeht, ist ein Vergnügen zu versolgen. Die Konventsitzung im dritten Atte — dem wertvollsten — spielt man nicht leicht spannender, schwüler, padender und schlichter. Herr Kutschera hat geraume Zeit teine so persönlich von Innen gestaltete Leistung gegeben. Voll Anersennung sind die Herren Raeder, Weisse, Russed, Höfer, Kramer, Martinelli, Fräusein Brenneis zu nennen.

-lz-

Olerreichische Rundschau, Heft 12. O Rebaltionsschluß 14. Jänner 1906. O Rusgegeben 19. Jänner 1906. O Gerausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossp. O Derantwortlicher Redalteur: Dr. Hugo Haberfeld Rebaltion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
O Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
ODerlag: Carl Konegen. O Drud von Christoph Reiher's Söhne, Wien V. O Papier: Schlöglmähl.
OD Redaltionsschluß für Heft 13: 21. Jänner 1906.

Nation und Nationalität.

Don Prof. Dr. Robert Sieger.

Daß wir Deutschölterreicher gur deutschen Nation gehören, ist unserem Derstande kaum weniger zweifelhaft als unserem Gefühl. Wir haben es von Kind auf so oft und so eindringlich vernommen, daß sich der schmerzlichste Unmut gegen denjenigen wendet, der uns diesen teuern Jusammenhang rauben will. Und doch ist er uns neuerlich mehrfach, nicht etwa von nationalen Gegnern, sondern von Stammesbrüdern aus dem Reiche bestritten worden. Und nicht etwa bloß aus politischer Engherzigkeit, von der hier nicht weiter die Rede sein soll, sondern aus jacilichen Erwägungen, die dem Bedürfnis entsprangen, das schillernde Wort "Nation" schärfer zu formulieren, es zu einem Begriffe zu gestalten, mit dem die Wissenschaften operieren können. So wollen auch wir hier die Frage rein sachlich erörtern.* Daß sich hiebei ein Geograph zum Worte melbet, das por ihm dem Sprachforscher, dem historiter, dem Polititer zu gebühren scheint, ist weder Zufall noch Vordringlichkeit. Die allgemeine Anthropogeographie, insbesondere aber die politische Geographie bedarf einer Klarstellung der Begriffe Volt, Nation, Volkstum, Nationalität in zunehmendem Make, je mehr sie sich vertieft. Deshalb hat auch Friedrich Ragel, in dessen anthropogeographischen Werken viel mehr vom Staat und vom Dolt, als von der Nation die Rede ist, schließlich doch nicht umbin können, eine Definition des zulest genannten Begriffes zu versuchen. ** Und Alfred Kirchhoff hat es im Caufe der Jahre öfter unternommen ***, seine historische Entwidlung und heutige Bedeutung zu verfolgen. Dabei zeigte sich, daß der Geograph auch in der Cage ist, auf seinem eigenen Gebiete zur Colung des Problems Beibilfe zu leisten, indem er die ihm spezifische raum liche Betrachtungsweise zur Anwendung bringt.

- * Der mir hier zugemessene Raum gestattet nicht der umsassenden Citeratur gerecht zu werden oder in Details der Argumentation einzugehen. Ich hoffe, hiezu in einer aussührlichen Monographie über den Gegenstand Gelegenheit zu finden.
 - ** "Die Erde und das Leben". Leipzig, 1902, II. 674.
- "Wie Nationen entstehen." Seuilleton in der "Deutschen Zeitung", Wien, 25. Juni 1893. "Was ist national?" Vortrag, gehalten in der Sitzung des thüringisch-sächsischen Dereins für Erdfunde zu Halle a. S., am 26. Februar 1902. Halle, 1902, Ottav, 44 S. "Über die Entstehung von Nationen." Fleischers "Deutsche Revue", IX, 3, 1884. "Geographische Motive in der Entwicklung der Nationen" in "Mensch und Erde", Leipzig, 1901, S. 73—94. Vgl. K. Menne, "Die Niederländer als Nation." Angewandte Geographie, I, 6, Halle, 1903, S. 1—12.

Opterr. Runfchan I, 13.

Wir werden deshalb auch die interessante Geschichte des Wortes nur dort berudfichtigen, wo das Verständnis seiner Gegenwart es erfordert. Wir wollen vielmehr diejenigen Menschengruppen ober Verbande ins Auge fassen, auf welche der heutige Sprachgebrauch der Kulturvölker das alte lateinische "natio" anwendet, und wir werden suchen, zu erkennen, welche qualitativen, quantitativen und räumlichen Bedingungen sie erfüllen muffen. Dabei darf uns gunächst das vorhin erwähnte Gefühl als Suhrer dienen, welches der Bezeichnung "Nation" einen gewissen höheren Wert beimist als dem einfachen Worte "Volt". Wenn uns 3. B. Kirchhoff die Jugehörigkeit zur deutschen Nation abspricht, jene zum deutschen Bolke aber zuerkennt, so empfinden wir Deutschöfterreicher dies kaum als Milderung seines Verditts. Das Wort "Nation" ist eben ein Seiertagswort, eine emphatische Bezeichnung; in ihm liegt, wie Kirchhoff sagt "ein geheimnisvoller Zauber, eine Kraft, deren Anwendung auf die Volksseele von einer erregenden, ja faszinierenden Wirfung fein tann". Die Urfachen dieses (nicht selten migbrauchten) Gefühlswertes aufhellen, heißt den Begriff der "Nation" Harlegen. Dabei ist einleuchtend, daß die subjektive Zugehörigkeit zur Nation so weit reicht, als dieser Wert empfunden wird, und daß wir einem fremden Dolte einen gewissen Rang und Wert zugestehen, wenn wir es ebenfalls Nation nennen. Heute würden wir (wie Kirchhoff richtig betont) den Indianerstämmen, die man als die "sieben Nationen" bezeichnete, diesen Namen versagen. Und etwa auf Grönländer, Samojeden, Patagonier wird taum jemand auch nur die abgeschwächte Bezeichnung "Nationalität" anwenden.

Damit hängt eng zusammen, daß das Wort Volt allgemein und unbestimmt ift, sowohl ein Ganzes, als auch einen nur einigermaßen größeren Teil davon bezeichnen kann. Wir sprechen nicht nur vom großen deutschen Bolk, sondern auch mit Kirchhoff von dem Volk des Herzogtums Gotha — und Bürgermeister Lueger hat sich erst kürzlich an das "Bolt von Wien" gewendet. Nation aber nennen wir keinen beliebigen Bruchteil, sondern immer nur ein Ganzes. Auch die Vorstellung einer gewissen Größe verbinden wir heute mit dem Worte. Deshalb gebrauchen die größeren Nationen gegenüber den kleineren gerne das etwas trivialer und einigermaßen geringschätig klingende Wort "Nationalität"; die davon betroffenen "Natiönchen" aber lehnen diese Bezeichnung ab und betonen nur um so eifriger ihren Charatter als Nation. Und insoferne mit Recht, als die Größe allein einem Dolte nicht jenen Rang verleiht, der ihm bei seinen Nachbarn die Anerkennung als Nation sichert. Dieser Rang beruht vielmehr auch auf dem Zusammenhang und den gemeinsamen Leistungen des betreffenden Volkes. Und mehr noch deshalb, als wegen ihrer geringen Zahl, widerstrebt es uns, Australier oder Papua als Nation ansuertennen.

Die erwähnten Merkmale umschreiben die Nation in objektiver Weise als ein Volksganzes von einer gewissen Größe, einem gewissen Zusammenhang und gewissen gemeinsamen Leistungen, die als solche auch von Nachbar- und Fremdvölkern anerkannt werden. Subjektiv aber umschließt die Nation, wie wir sahen,

jene Menschengruppen, welche durch das lebendige Gefühl ihres Zusammenhangs, das Nationalgefühl verbunden werden. Und dieses subjektive Moment muß uns das Maß liesern, das in unserer objektiven Desinition noch sehlt. Sind jene verbindenden Momente stark genug, daß daraus das kräftige Gefühl der Zusammengehörigkeit und weiterhin der Wille erwächst, diese Einheit sestzuhalten, ist die Nation zum Selbstbewußtsein gelangt, so wird sie auch von anderen nationalbewußten Völkern als Nation anerkannt werden. Das ist schon mehrsach deutlich ausgesprochen worden. Wenn Ernst Renan sagt: "Eine Nation ist eine große Gemeinschaft, die sich gründet auf das Bewußtsein opferwillig für die Gesamtheit vollbrachter Taten und auf das Einverständnis, auch künstig in dieser ausopfernden Gemeinsamkeit weiterzuleben", so stehen wir damit in der Tat, wie Kirchhoff meint, "dicht vor der wahren Enthüllung".* Leider ist man aber vielsach einen Schritt weiter gegangen und damit wieder in die Irre. "Es gilt nur die Ursache jenes Wollens der Zusammengehörigkeit zu ergründen" sagt Kirchhoff, wo es sich doch um eine Mehrzahl von Ursachen handelt.

Zusammenhang und gemeinsame Leistungen konnen sich auf sehr verschiedenen Gebieten äußern. Gemeinsame Abstammung, gemeinsamer Wohnsitz und die durch ihn bedingte gleichartige Lebensweise, gemeinsame Zuge der materiellen und geistigen Kultur, Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, staatliches und wirtschaftliches Leben tommen hier in Frage. Ein Blid in die Geschichte zeigt, daß bald das eine, bald das andere dieser Momente das festere Band darstellte, daß bald die einen, bald die anderen bei der Entstehung, Abgrengung, Zerreiftung von Nationen wirksamer hervortraten, daß zeitweise auch das eine ober andere aus dem Leben einer Nation gang verschwinden tonnte, ohne ihren Bestand zu gefährden. Nur eine Bedingung mußte jederzeit erfüllt sein, damit eine Nation entstehen und sich erhalten konnte; jede gegenseitige Einwirtung von Menschen hat eine raumliche Grundlage.** War zur Entstehung einer Nation das räumliche Beisammensein erforderlich, so mußte auch die natürliche Ausstattung ihres Mutterbodens von besonderem Einfluß auf sie sein. In diesem Boden wurzelt ihre Kraft. Das schließt nicht aus, daß sich große Glieder einer bereits erstartten Nation von ihm ablösen können, ohne ihr verloren zu gehen. Oft ist in Kolonien das Nationalgefühl besonders lebendig und selbst bei weitgehender Bersplitterung tann, wie das Judentum und der Hellenismus uns bis auf die Gegenwart bewiesen haben, der nationale Zusammenhang lebendig bleiben oder sich wieder beleben. Weite räumliche Trennung aber, namentlich in Derbindung mit ganz anders gearteten natürlichen Lebensbedingungen, begünstigt die Absonderung neuer Nationen von der Mutternation (Amerikaner, Afrikander, Francocanadier, Cusobrasilier). Sie vollendet sich, sobald die Kolonialvölker sich so

^{*} Renan, "Qu'est-ce qu'une nation?" Vortrag 1882 (bei Kirchhoff, "Deutsche Zeitung" Sp. 7, "Was ist national?" S. 39 f., Menne S. 3 ff. ausführlich besprochen.)

^{** &}quot;Aus dem unbestimmten Dolf erwächst erft die heutige Nation, wenn es seinen geographischen Rahmen, feinen seiten Wohnraum erhalt und innehalt." Kirchhoff 1902, S. 7.

weit von ihrem Ursprungslande abgewendet haben, daß sie in ihm nicht mehr das "geheiligte" Mutterland erbliden. Darum halten auch unterdrückte und zersplitterte Nationen an einem geographischen Tentrum sest, mag es auch zu einem winzigen, mehr ideell und geistig wirksamen Mittelpunkt zusammenschrumpsen. Neben dem "verlorenen Vaterland", das der Sehnsucht leicht zu einem "heiligen Lande" wird, ist hier der "heiligen Städte" zu gedenken, deren Bedeutung Rahel nicht übersah. Wie die nationale jüdische Bewegung als Iionismus eine territoriale Grundlage sucht, freilich auf einem Boden, der den heutigen Lebensgewohnheiten der Mehrzahl unter den Kindern Israels nicht entspricht, so sah und sieht der Grieche in Konstantinopel "die Stadt", obwohl die Gegenwart seiner Nation einen anderen Mutterboden schafft, so ist Rom für die zerrissen italienische Nation heiliger Boden geblieben, so war die Bedeutung von Orten, wie Delphi und Moskau, gerade in Zeiten nationaler Krisen am wirksamsten. Wo der räumliche Zusammenhang einer Nation zerreißt, sucht sie als teilweisen Ersah doch eine räumliche Derbindung durch lebhaften physischen und geistigen Verkehr.

Den Wert eines zentralen geschlossenen Wohngebietes für eine Nation spürt man dann besonders stark, wenn dieses ihr Kerngebiet sich nicht mit einem politischen Gebilde deckt, wie bei den Polen und den so weit über den heimatboden hinaus verbreiteten Armeniern. In der Erkenntnis der Bedeutung des Territoriums ist auch begründet, daß unser Sprachgebrauch unsteten, mit dem Boden lockerer verknüpsten Völkern den Namen einer Nation nicht zugesteht, obwohl gerade sie genealogisch und staatlich sehr feste Organisationen zeigen, und ein tieseres Derständnis des Nomadismus ihm auch kulturelle Leistungen von Belang zuerkennen muß. Trotzem will uns nicht einmal die Bezeichnung der Araber oder Türken als "Nation" recht von der Junge. Wir sehen unwillkürlich die enge Beziehung des Menschen zum Boden, wie sie in der Seßhaftigkeit sich äußert, auch als Bedingung des nationalen Jusammenschlusses an.

Mit Berücsichtigung dieses territorialen Momentes möchte ich solgende Definition ausstellen. "Nation ist ein Volksganzes, das unter dem Einssulsse stäumlichen Zusammenlebens und der historischen Entwicklung ein derartiges Bewußtsein seiner Bedeutung, seines Zusammenhangs und seiner gemeinsamen Leistungen sich erworben und bewahrt hat, daß es sich instinktiv als eine natürliche und kulturelle Einheit sühlt und als solche fortbestehen will." In der Regel wird es auch von anderen Nationen, selbst von gegnerischen, als solche anerkannt. Wo die erwähnten Bedingungen nicht vollständig oder nicht sicher zutreffen, können wir von Nationalität sprechen. Dies Wort bezeichnet die Zugehörigkeit zur Nation, es wird daher vielsach gleichbedeutend mit "Nation" gebraucht. Es kann aber auch in einem abschwächenden Sinne für eine unvollkommene, kleine oder kulturarme Nation gebraucht werden, etwa wie Völkerschaft neben Volk oder Dellejität neben Wille. Seit Jahn verwendet man für Nation und Nationalität

oft das Wort "Volkstum". Doch bezeichnet dies nicht so sehr die nationale Gemeinschaft selbst als den Inhalt des nationalen Selbstbewußtseins, die nationale Eigenart, den Inbegriff jener Momente, welche die Nation verbinden.

Die vorgetragene Definition sieht das Entstehen, Leben und Vergeben einer Nation als historischen Prozeg an, der, durch vielerlei Wechselwirkungen bedingt, für jede einzelne Nation verschieden verläuft. Wie bei historischen Prozessen überhaupt, tann von Geseten und selbst von Kategorien der Entwicklung taum die Rede sein. Doch treten in der Kulturentwicklung, die zur Nation führt, die vier Momente: Rasse, Sprache, Religion und Staat so start und mitunter so einseitig in den Vordergrund des Geschehens, daß die Völker und mit ihnen die Theoretiter zeitweise eines davon für das allein charatteristische, eigentlich nationbildende Moment ansehen. Die modernste dieser Definitionen, die sich alle auf den Sprachgebrauch berufen dürfen, sucht das Derbindende in Staat und Staatsidee. Ihre Vertreter haben so viele Argumente gegen die übrigen gehäuft, daß ich mich hier über diese turz fassen tann und nur jener Auffassung eingehend gerecht werden muß. Ragel faßt sie in die Worte: "Die Nation ist ein Dolt in politischer Selbständigkeit ober fähig dazu, die Nationalität ein politisch unselbständiger Teil eines Volkes" und Kirchhoff sagt: "Das Merkmal der Zugehörigteit zu einer Nation ist die Staatsbürgerschaft". Diese Auffassung* ist in Wendungen, wie "Nationalökonomie, nationaler Kaufmann" in den deutschen Sprachgebrauch eingebrungen, sie schwebte Schiller vor, als er den Deutschen die hoffnung absprach, sich "zur Nation zu bilden". Sie ist häufig im Sprachgebrauch der romanischen Sprachen und des Englischen, doch ist es unrichtig, sie, wie geschehen ift*, als westeuropäischen Sprachgebrauch dem deutschen derart gegenüberzustellen,

*Rayel, "Die Erde und das Leben" II., 674 ff., 666; Kirchhoff 1893 noch mit gewissen Einfdrantungen, 1902 ("Was ift national?" 12 ff., 23) aufs entschiedenste, wenngleich er S. 40 im Widerspruch damit sich seiner alteren Formulierung nahert. Menne, a. a. O. (S. 7 f. Das "Raffenmäßige" innerhalb einer Nation bezeichnen wir . . . mit dem Ausdrude "Nationalität" und in einer Nation anerkennen (sic!) wir verschiedene "Nationalitäten".) G. W. Schiele, "Preußische Jahrbücher", November 1902, 190, 196, 199. ("Der Begriff Nation faßt Staat und Dolf zusammen als Einheit.") In ber "politischen Geographie", 2. Aufl., 15 ff. vertrat Ragel noch eine mehr vermittelnde Anficht. Meiner Auffassung nabern fich u. a.: h. Wagner, Cehrbuch ber Geographie, I., 660, Brodhaus Konversationslexiton 14. Aust., u. "Nation", Buzet, in Brachelli "Staaten Europas", 5. Aufl., 120, Minor "Die Zeit", 13. Dezember 1902, Kämmel "Grenzboten", 1903, 58, Böhrig, ebenda, 63. Jahrg., 711 (nach Referaten wohl auch Witte ebenda 1902, mir nicht im Augenblid zur hand). hans Meger, "Das Deutsche Doltstum", 2. Aufl., 1903, 7 f., Partich, "Mitteleuropa" 170, 172 f. (mit starter Betonung der Sprache). Kropotfin, "Gegenseitige Hilfe", Leipzig, 1903, 140 (unflar). Rayel, Meyer, Kammel u. a. unterscheiden Staatsvolf und Naturvolf (natürliches Volf) und nennen letteres "Nation"; manche der Genannten erflären, wie Kirchhoff, den nationalen Staat für das Bestreben und den "Ausbau der Nation", über "Dolfstum" s. besonders Meyer.

** 3. B. von Brochaus, Meyer, Buzet. In einem und demfelben Werte Autour du monde par les boursiers de voyage de l'université de Paris (1904) (finden wir aber: le Canada est une nation (246) und qu'il existe une nation franco-canadienne (305). In ahnlicher Weise schwantt auch Renaus Sprachgebrauch.

baß letzterer sich mit meiner Auffassung deckt. Dielmehr bedeutet Nation auch in jenen Sprachen bald Staatsvolk oder Staatsangehörige, bald Nation im Sinne meiner Desinition, bald bloß Volk, und in verwandten Bedeutungen erscheint auch race oder race politique. Nach dem ungarischen Staatsrecht sind alle Bewohner des Staates eine "politische Nation", innerhalb deren die Nichtmagnaren als Nationalitäten erscheinen. Kirchhoff stellt sich auf diesen extremen Standpunkt, während für andere das Staatsvolk, der Träger der Staatsidee, allein "die Nation" ist und die Nationalitäten neben ihm erscheinen. So unterscheidet Razel unterdrückte Nationen, wie die Polen, von unterdrückten Nationalitäten. Aber auch für ihn endet die Nation mit den Staatsgrenzen: in Ruhland sind die Deutschen eine "unterdrückte Nationalität".

Don den beiden Varianten erledigt sich jene, welche alle Staatsbürger eines national regierten Staates zur "Nation" zusammenfaßt, von selbst durch die Konsequenzen, zu denen sie Kirchhoff führt. Die Polen in Deutschland sind "tatfächlich Deutsche", Weiße und Neger in der Union bilden zusammen eine Nation, Ofterreich ware ohne die Catigieit des Grafen Caaffe "eine deutsche Nation" geworden oder geblieben! Das ist nach frangosischem Sprachgebrauch gulässig, dem deutschen schlägt es ins Gesicht. Ernster zu nehmen ist jene Dariante, welche "Nation" das Staatsvolk innerhalb des Nationalstaats nennt und die Staatenbildung als wesent= liches Mertmal der Nationsbildung betrachtet, namentlich wenn sie von den wechfelnden Derschiebungen der politischen Grenze absieht und die Nation als Dauer= gebilde nimmt. Nation ist nach dieser letten Auffassung ein Staatsvolt der Dergangenheit, Gegenwart ober Butunft - etwa die drei Eppen: Polen, Franzosen, Italiener der Zeit dis Cavour. Beide Auffassungen konnten sich dort leicht ausbilden, wo Nation (in meinem Sinn) und Staat sich im großen ganzen decten. Sie fehlten dort, wo dies nicht der gall war, wie in Italien und Deutsch= land, wurden aber auch dort durch das "Nationalitätenprinzip" ins Leben gerufen. Don ihren prattischen politischen Konsequenzen muß hier abgesehen werden.

Ist nun in der Cat die Staatsidee ausschlaggebend für die Ausbildung der Nationen oder doch hiebei wirksamer als Blutsverwandtschaft, Religion, Sprache und die mannigkachen anderen kulturellen Momente?

Kirchhoff betämpft die "alte und veraltete Auffassung des Begriffes der Nation als gencalogische Einheit", die dem Worte natio etymologisch zugrunde liege. Sie ist in der volkstümlichen Dorstellung noch heute lebendig. Dem Kenner der Geschichte ist sie es nicht mehr; Romanen, Russen, Chinesen, Amerikaner, Engländer sind eineleuchtende Beweise des Gegenteils. Auf Reinheit der Rasse hält ein unstetes Wolk und auch dies nur, soweit Vielweiberei und Sklaverei den Stammbaum nicht beeinstussen. In der Seshaftigkeit aber rückt das Land in den Vordergrund des Interesses; der räumliche Jusammenhang drängt den genealogischen zurück — so sehr, daß das Wort "Nation" zeitweise geradezu den Sinn von "Candsmannschaft" annimmt. Wenn Juden, Südslawen, Albanesen relativ rassenrein sind, danken sie es teils gezwungener Isolierung, teils ihrer größeren Beweglichkeit und der Abgeschlossenkeit ührer Wohnsitze

gegen den Verkehr. Bei der Entstehung des Volkes allerdings, aus dem die Nation sich erweiterte, oder der Völker, aus denen sie verschmolz, spielte ein Kern von Menschen gleicher Abstammung eine große Rolle, später aber nicht mehr. Selbst wo die Rasse durch kulturelle Unterschiede, durch Rassenhaß und Rassenhochmut verschärft wird, scheint es der geographischen Absonderung zu bedürfen, um eine Verschmelzung so radikal zu verhindern, wie es zwischen Negern und Weißen in der Union der Sall ist. Das genealogische Moment in der Nation bedeutet heutzutage nicht mehr, als daß die heutige Generation einer Nation größtenteils aus den Abkommen derjenigen besteht, die ihr in der vorigen Generation angehörten.

Mehr hervor tritt die Sprache als greifbarstes Merkmal kultureller Einheit, und als solches pflegt man sie der Nationalitätenstatistis zugrunde zu legen. Aber sie ist doch nur ein Merkmal und hilfsmittel der nationalen Berschmelzung, das im Einzelfall sogar unsicher werden tann. Mehrsprachige Menschen mögen schwanten, ob die Mutter- oder die Umgangssprache ihre nationale Zugehörigkeit bestimmt, und manchen bewegt das Gefühl, wo nicht gar praktische Erwägungen, sich einer Nation anzuschließen, deren Sprache er nur mühsam beherrscht. Die Nation als Ganzes aber besitt eine einheitliche Sprache. Denn neben der räumlichen Berührung ist das gemeinsame Derständigungsmittel die wesentlichste Sörderung fultureller Einwirfung. Innerhalb der Nation gibt es weit auseinanderlaufende Mundarten, die eventuell auch über die Grenze der Nation übergreifen. Die erstarkende Nation erschafft sich aus ihnen eine Schriftsprache als Tragerin ihrer Kultur. Diese kann verwandte selbständige Sprachen zu Dialekten herabdruden, wie Friesisch, Provenzalisch, Catalanisch und selbst fremderen Idiomen als lokaler Sprache der unteren Bevölkerungsschichten eine der Mundart ähnliche Stellung anweisen, wie es mit dem Wendischen und den keltischen Sprachen der Sall ist und mit dem Slowenischen war. Enges Zusammenleben kulturkräftiger Völker aber schafft Mischprachen und damit neue Nationen (englische, romanische Nationen). Ein mehr-Iprachiges Gebilde als Nation zu bezeichnen, widerspricht dem Gebrauch. Wenn Kirchhoff die Schweiz so nennt, so steht dem das lebendige Empfinden der Schweizer gegenüber, die bei allem Staats- und Bürgergefühl sich noch als Angehörige der deutschen, frangosischen, italienischen Nation fühlen, und wenn er vor einem Jahrzehnt meinen konnte, daß an der nationalen Einheit der Belgier kein Zweifel bestehe, so baben ibn seither die erfolgreichen Kämpfe der Blaemen widerlegt. Ebenso leben in Canada zwei Nationen nebeneinander, und auch in der Union werden die Einwanderer erst mit der Annahme der englischen Sprace völlig zu Amerikanern. Wenn eine Nation sich ausdehnt, nimmt sie den neuen Zuwachs in qutem ober zwangsweise in ihre Sprachgenossenschaft auf, um ihm die nationale Kultur rascher zuzuführen. Daß der eine Schritt ohne den andern möglich ist, zeigt indes das Beispiel der Irländer, denen die englische Sprace aufgedrungen werden konnte, die aber einem Aufgehen in der unterdrudenden Nation mit Erfolg widerstehen, während sie sich der amerikanischen Nation gern und leicht assimilieren.

Dies Beispiel zeigt auch, daß die Nationalsprache nicht das ausschließliche Eigentum einer Nation sein muß. Nicht alle Gleichsprachigen bilden eine Nation; manche Sprachgebiete umfassen mehrere Nationen. Das lehren Engländer und Ameritaner, Dänen und Norweger, Kroaten und Serben, Holländer und Afrikander. In diesen Sällen, wo zumeist räumliche Trennung und starke Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage die Absonderung vorbereitete, führt jedoch die getrennte nationale Entwicklung und oft auch bewußte Absicht leicht zu einer Neu-ausbildung sprachlicher Unterschiede. Wir sehen dies in der Gegenwart in bescheidenem Maße in Amerika und Norwegen; in der Vergangenheit zeigt die Geschichte des Holländischen und Portugiesischen, wie sich sogar ein Dialekt zu einer eigenen Schriftsprache entwickln konnte. Ähnlich haben die Juden, welche die sprachliche Einheit und damit eine starke Stüße des Nationalgefühls eingebüßt haben, gerade dort, wo sie am dichtesten zusammenwohnen, sich durch den Jargon eine sprachliche Sonderstellung erworben, so daß sie in diesen Gebieten als "eine Nation mit eigener Sprache"* gelten können.

Die Nationalsprache ist somit ein wesentliches Merkmal der Nation, aber doch nicht dassenige Moment, das sie von allen anderen Nationen sondert. Sie wird in ihrer Entwicklung vielsach dadurch gefördert, daß sie zugleich Staatssprache ist. Die staatsiche Einigung und Absonderung kam der Ausbildung der französischen, spanischen, holländischen, portugiesischen Schriftsprache sehr zu gute, aber die hellenische, italienische, englische Gemeinsprache, in gewissem Maß auch das Neuhochdeutsche, zeigen durch ihre Geschichte, daß dies wichtige Bindeglied der Nation auch ohne, ja gegen die Staatsgewalt, aus ihrem kulturellen Leben frei erwachsen kann.

Die sprachliche Einigung der Nation tritt in manchen Gebieten an Bedeutung zurück hinter der konfessionellen Einheit, die im Orient geradezu Nationen bildet. Hier bedeutet eben der Gegensatz der Konfession auch denjenigen grundverschiedener, sich bekämpfender Kulturkreise. Wenn er Gleichsprachige von einander losreißt, wie wir an Serben und Kroaten sehen, so kommt dabei auch in Schrift, Kalender u. s. w. der Unterschied zwischen west- und osteuropäischer Kultur zum Ausdruck. Ja, als eine dritte Nationalität kommen noch die mohammedanischen Serbokroaten hinzu. Auch im Westen stärkt eine einheitliche Nationalreligion die sprachlich-kulturelle Widerstandskraft ganz wesentlich; das zeigen uns Juden, Polen, Francocanadier, Balten, Siebenbürger Sachsen, Sinnen u. a., das zeigt auch das Verhältnis der holländer und Olaemen. Aber große Kulturnationen haben jahrhundertelange konfessionelle Spaltung zu überstehen vermocht. Auch hier muß National- und Staatsreligion scharf unterschieden werden; die russische kirche ist beides, die englische Staatskirche aber nur Staatskirche.

Neben Sprache und Religion tritt hochbedeutsam das staatliche Leben. Die gegnerische Auffassung meint, es allein könne gleichsprachige Völker in mehrere Nationen zerreifen, verschiedene Völker zu einer Nation verschmelzen. Sür das

^{*} Partich, Mitteleuropa, Leipzig, 1904, S. 172.

erste werden die Entstehung der holländischen und portugiesischen Nation, das getrennte Derharren der Danen und Norweger, die Entstehung der amerikanischen und sudafrikanischen Kolonialnationen, wohl auch die schon erörterte Spaltung der Serbotroaten als Belege angeführt, für bas zweite alle die Staatsvölker in West und Ost. Zweifellos hat politisches Zusammenleben und politische Absonderung auch für die nationale Kultur hohe Bedeutung. Die Staatsgrenzen sind eine Schranke auch für den geistigen Derkehr. Aber keine unübersteigliche. Daneben bleiben noch andere Momente für Abschluß und Zusammenleben mitbestimmend und solche — insbesondere räumliche und wirtschaftliche — haben die politische Cos-I ösung von Töchternationen in allen Sällen verstärtt, wo nicht gar vorbereitet. Bei holländern und Portugiesen wurde der Gegensatz einer Kustenbevölkerung zum kontinentalen hinterland durch die geschichtliche Entwicklung (wie dies auch Kirchhoff treffend ausführt) ins Extrem gesteigert. Er führte bort in Derbindung mit bem blaubenstrieg und dem gesteigerten Selbstgefühl des Sieges zur Entstehung eines Volkes von selbständiger Eigenart; hier verhinderte er das Aufgehen der stolzen Seebeherricher in dem größeren Ganzen, das aus den Staaten Iberiens gusammenwuchs. Indem Holland die Dlaemen vom Meer absperrte, zerschnitt es erst ein Band vollends, das der Unterschied der Religions- und Staatszugehörigkeit gelodert hatte — das wirtschaftliche Leben Belgiens wurde kontinental wie das Deutschlands. Wie verschieden die wirtschaftlichen Aufgaben eines Kolonistenvolkes in der weiträumigen Serne von jenen der Brüder in der engen heimat sind, wie start das neue Sand die Denkweise beeinfluft, ist klar. Auch wo eine kluge Politik ober historische Notwendigkeit das Zerreißen der politischen Bande verhindert, lodern sich allmählich die fulturellen und nationalen. Amerifaner, Afrifander, Canadier, Auftralier, Lusobrafilier und die spanischen Kolonisten, die in Mischlingspoltern der Zukunft (Mexicaner) aufgehen, zeigen verschiedene Stadien dieser Entwicklung. Ein opfer- und ruhmreicher Freiheitskrieg beschleunigt sie — nicht so sehr durch sein mögliches Endresultat, die politische Trennung, als durch die gehobene Stimmung des Kampfes selbst, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit, aber auch die reale Gemeinschaft der Anschauungen und der Interessen verstärkt und vertieft. Befreiungstriege, wie der hollandische, ameritanische, serbische und griechische, sind nicht blok politische, sondern ethische und kulturhistorische Erfolge der Nation.

Unter günstigen geographischen Bedingungen konnten Nationalstaaten wie Frankreich und England entstehen, weil die natürliche und wirtschaftliche Ausstattung eines gut begrenzten Gebietes seinen Bewohnern gemeinsame Interessen sowohl in kultureller wie in politischer Beziehung aufdrang.

Wo aber die Interessen auseinandergehen, vermochte es oft die staatliche Einheit nicht, nationale Gegensätze zu verschmelzen, nicht bloß bei kurzer Vereinigung (Portugal mit Spanien, Belgien mit Holland), sondern auch bei langdauernder (Norwegen mit Dänemark). Anderseits gewahren wir — selbst unter geographischen Bedingungen, die einem Einheitsstaat günstig wären — jahrhundertelang fertige

Nationen ohne staatlichen Zusammenhang. So in Italien, wo die politische Zerrissenheit schließlich in so schaften Kontrast zur nationalen Einheit trat, daß daraus die Sehnsucht nach dem Nationalstaat erwuchs. Historische Reminiszenzen an das alte und neue Römerreich spielten dabei mit, so wie bei der deutschen, polnischen, tschechischen, froatischen, serbischen, bulgarischen, magnarischen "Nationalidee" die Erinnerung an nationale mächtige Staatswesen der Vergangenheit dann am lebhaftesten wirksam war, wenn ihr die Gegenwart am wenigsten entsprach. Aber erwachsen ist die italienische Nation und ihr Nationalstolz nicht aus diesen Träumereien, sondern aus der einheitlichen, materiellen und geistigen Hochkultur. Diese Nation ist viel älter als ihr Staat. Und die Hellenen vollends, deren Nationalbewußtsein gegen die Barbaren und gegen die fremden Eroberer selbst Kirchhoffzwingt, sie als "Nation" anzuerkennen, haben den nationalen Einheitsstaat nie beselssen und nie ernstlich gewollt. Hier fehlt selbst die "Staatsidee", geschweige denn das Merkmal der "Staatszugehörigkeit".

Kirchhoff leugnet nicht, daß mächtige, kulturkräftige Staaten lange besteben tonnen, ohne eine Nation zu bilden. Als Beispiel führt er selbst das Romerreich an, das nur Grundlagen zur Ausbildung romanisierter Nationen, nicht aber eine ausgebreitete Römernation hinterlassen habe. Dies Reich vermochte eben nicht allen seinen Völkern, die es zum Teil als fertige Nationen aufnahm, die kulturelle Einheit zu geben und strebte dies auch gar nicht an, da es sich mit den staatlichen Ansprüchen auf politisch=judizielle Organisation und auf Staatskult und Staatssprache begnügte. Es hat sogar der hellenisierung Vorschub geleistet; sind wo lebendige lateinische Kultur in die Proving drang, wie in Gallien und Spanien. hat das Römertum — nicht der Staat — romanisiert. Kirchhoff such auch eine andere, eine geographische Erklärung. Er unterscheidet mit Recht willfürlich begrengte Staaten von solchen, die geographisch begründet sind, eine natürliche Interessengemeinschaft darstellen und ihre Bewohner aneinander assimilieren. Nur die letteren können Nationen ausbilden (Rufland, die Union), das Römerreich konnte es nicht "wegen der allzu schroffen geographischen Absonderung und ber großen wechselseitigen Entfernung seiner Provinzen", die Kalmarer Union nicht wegen der "fundamentalen Derschiedenheit der drei nordischen Länder", die sogar "aus dem gleichen ethnischen Material drei Nationen formte". Aber war wirklich das große Mittelmeerreich der Römer, die gesamtstandinavische Union willkurlich begrenzt und zusammenhanglos? Entsprechen sie nicht starken wirtschaftlichen und politischen Interessengemeinschaften? Ist die Absonderung und Begrenzung hollands und Portugals, die Nationen bilden konnten, so zwingend naturgemäß? Und hat nicht Polen, das taum je eine physich=geographische Proving war, lange als territoriale Grundlage einer (freilich von Kirchhoff geleugneten) Nation gedient?

Es wird nicht schwer halten, Beispiele zu sammeln von Staatsgebilden mit Zufallsgrenzen, welche einer Nation zur Anlehnung dienen und anderseits von naturgemäßen, gutbegrenzten politischen Einheiten (Österreich=Ungarn und einzelne

mur

seiner Teile kommen in Frage), welche keine Nation auszubilden vermochten. Es werden eben der Staat und die Nation in ihrem Bestand und ihrer Begrenzung von den geographischen Momenten der Lage, des Bodens, der natürlichen Ausstattung beeinfluft, aber beide in verschiedenem Make und verschiedener Art. Indem die von Kirchhoff vertretene Ansicht dies übersieht, wird sie keinem von beiden gerecht. Die Ansprüche des Staates an seinen Boden von denjenigen der Nation an den ihren ausführlich auseinander zu halten, fehlt hier der Raum. Einiges läßt sich aber in Kürze hervorheben. Die Nation bedarf eines "festen Wohnraumes", wie es Kirchhoff nennt, eines geschlossenen Gebietes, der Staat aber eines Machtgebietes, das er beherrscht und schützt. Sorm, Konzentration, innere Gliederung des Staatsgebietes, Ausdehnung, Verlauf, Art seiner Grenzen unterliegen den Ansprüchen der Verwaltung und der Verteidigung, ihnen zuliebe verzichtet der Staat oft auf "ungesunde" Ausdehnung. Die Nation ist expansiver und beweglicher. Ihre Cebenstätigkeit nach außen, ihre phylische und kulturelle Ausbreitung bietet ihr an sich ein Schukmittel, so daß sie "gute Grenzen" im politischmilitärischen Sinne leichter entbehren tann. Ihre Grenzen sind "gut", wenn sie ihren Randjaffen den räumlichen und tulturellen Zusammenhang mit dem Kern der Nation, ein "nationales hinterland" gewähren. Wenn Kirchhoff meint, die Nation bedürfe "bestimmter" Grenzen, so ist dies nicht im Sinne der staatlichen Grenzlinie zu verstehen. Ihre beweglichere Grenze bleibt ein Grenzsaum, der, wo er nicht unbewohnt ist (Meer, Wüste, Wald), durch nationale "Vorposten", Sprachund Kulturinseln bezeichnet ist. In wirtschaftlicher Beziehung strebt die Nation Gebiete an, welche die Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Eigenart (oft bis zur Einseitigkeit) begünstigen, der Staat aber Gebiete von wirtschaftlicher Mannigfaltigkeit, welche ein "geschlossenes Wirtschaftsgebiet" ermöglichen. Deshalb sind auch die staatlichen und die nationalen Kolonisationsgebiete nicht identisch (man denke an deutsche "Schukgebiete" und deutsche Auswanderungsgebiete). Nur Einwanderungs- oder Acerbautolonien und Pflanzstädte, in denen die Nation ihre kulturellen und wirtschaftlichen Lebensformen einbürgert, sind "nationaler Außenbesith". So gehören die Francocanadier beute noch zur französischen Nation, während es den jekigen Kolonien Frankreichs an Franzosen fehlt.

Es ist eben das Wachstum von Staat und Nation verschieden. Die Nation wächst über die politischen Grenzen, sie trott der politischen Zerreißung (Italien), ja der nationalen Unterdrückung (Irländer, Polen), wenn die Anordnung ihrer Wohnsitzihren Zusammenhang befördert. Das kann auch bei Stadt- und Gasenbevölkerungen der Fall sein (Balten, sinnländische Schweden, Griechen der Türkei, Tadschiks). Auch staatlich zerrissen Nationen können daher innerlich erstarken und territorial anwachsen, wo sie numerisch oder kulturell schwächeren Nationen zur Seite wohnen, Staatsnationen können in ihrem eigenen Staat an Boden verlieren, wo das Gegenteil der Fall ist. Man sasse Sprachgrenzen im Deutschen Reiche und die Westprovinzen Rußzlands ins Auge! Auch der "nationalste" Staat kann mit seinen Grenzen dieser

Derschiebungen nicht folgen, weil er damit oft territoriale Dorteile aufgeben müßte, die sein Gedeihen erfordert. Anderseits wächst er aus politischen, militärischen, wirtschaftlichen Gründen über die Nation hinaus. Er besetz Nachbargebiete, in denen das Staatsvolk seine Eigenart schwer oder gar nicht durchsetzen kann. Er kann und muß widerstrebende Glieder mit Gewalt festhalten. Die Nation, die sich als kulturelle Gemeinschaft — zugleich "natürlich" und "freiwillig" — fühlt, vermag dies nicht. Das gleiche gilt von Kolonien. Es gibt deren manche, die von der einen Nation politisch beherrscht, von der andern wirtschaftlich kolonisiert werden. Das zeigen Franzosen und Italiener in Tunis, Engländer, Deutsche und Afrikander in Südafrika. Diese Momente sühren das "Nationalitätenprinzip" ad absurdum. Kaum vereinigt, müssen Nation und Staat alsbald wieder auseinanderwachsen. Kampfart und Kampsmittel sind eben auch recht verschieden in den Kämpsen der Nation um ihre Verbreitungsgrenzen und jenen der Staaten um ihre Machtgrenzen.

Damit soll der starke, wechselseitige Einsluß beider Bewegungstendenzen nicht geleugnet werden. Denn das politische Leben ist ein wichtiger Teil des kulturellen, es kann auch im Leben einer Nation zeitweise alles andere zurückbrängen. Man darf Kirchhoff zugeben, daß der nationale Zusammenhang etwas ist, "was gern das seste Schutzach des Staates über seinen Pflanzungen errichtet, ja oft, nur nicht immer, solchen Schirmes bedarf, um recht zu gedeihen". Aber man kann nach all dem Gesagten über diese seine ältere Auffassung (1893) nicht hinausgehen zur Gleichsetzung von Staatsbürgerschaft und Nationalität oder auch nur Staatsvolt und Nation. Wenn der vulgäre und offizielle Sprachgebrauch diese Begriffe oft zusammenwirft, muß sie der wissen schaftliche um so schärfer sondern.

Als das Deutsche Reich gegründet wurde, kam dieser Unterschied voll zum Ausdruck. Nicht Kaiser von Deutschland oder Kaiser der Deutschen nannte sich das Oberhaupt des mächtigen Staates, sondern bescheiden einen "deutschen Kaiser"; nicht das alte teure Schwarzrotgold führt es in seinen Sahnen, sondern neuerfundene Staatsfarben. So besitzen wir, gleich anderen politisch nicht geeinigten Nationen, in den Nationalfarben auch ein äußeres Zeichen jener Gemeinschaft, die weit über alle politischen Grenzen reicht.

Die Pellagra im Trentino.

Don Dr. Guido von Probizer, t. t. Sanitatsrat in Rovereto.

Es ist keine medizinische Abhandlung, die ich bieten will — der Ceser möge nicht vorzeitig erschrecken — vielmehr soll eine volkswirtschaftliche Frage aufgerollt werden, deren Tragweite eben erst gewürdigt zu werden beginnt. Nicht nur Ärzte, sondern Nationalökonomen, Soziologen, ja denkende Menschen überhaupt können

einem so wichtigen Phanomen, wie es das geradezu verheerende Auftreten der Pellagra im Crentino ist, ihr Interesse nicht versagen.

Um mich dem Rahmen einer allgemeinen Rundschau anzupassen, beabsichtige ich, die Pathologie der Krankheit nur insoweit zu berühren, als zur Schaffung eines klaren Gesamtbildes erforderlich ist; hingegen erscheint es mir von Wichtigkeit, breitere Schichten des Publikums über die Grundursachen der Krankheit, ihre Atiologie, sowie ihre weitgreisenden sozialen Solgen aufzuklären. Ist es doch die eminent soziale Bedeutung dieser Krankheit, welche sie von allen anderen Gesundheitsstörungen unterscheidet und aus dem medizinischen Gesichtsfeld in das allgemein menschliche emporhebt.

Wer heutzutage an sozialen Problemen interesselos vorübergeht, ihre Entwicklung nicht verfolgt, seinen Geist nicht wenigstens subjektiv an deren Sösung versucht, von dem dürfen wir sagen, er verstehe seine Zeit nicht. Ebensowenig würde eine Regierung ihre Aufgabe erfüllen, welche nicht vorbauend die richtige Sösung solcher sozialen Probleme anzubahnen weiß, sondern erst vom Anschwellen der Slut sich abringen läßt, was rechtzeitig zu geben ihr oblag.

heute, wo die österreichische Regierung ihre Sürsorge in dankenswerter Weise einem der hilfsbedürftigsten Teile der großen Monarchie, dem Trentino, durch Schaffung des Pellagra-Gesetzes zugewendet hat, ist die Wichtigkeit einer Endemie, welche so erzeptionelle Mahnahmen zu ihrer Bekämpfung erheischt, gewissermaßen offiziell dokumentiert. In welchem Maße die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Pellagragebiete von dieser an dem Mark des Volkes zehrenden Krankheit tangiert werden, in welcher Weise Abwehr und hilfe möglich ist, möge mir vergönnt sein, hier darzulegen.

Dem Laien drängen sich folgende Fragen auf:

Wo und seit wann besteht die Pellagra und in welcher Volksklasse herrscht sie? Welche ist die Natur dieser hartnäckigen Krankheit, die selbst soziale Wirkungen auszuüben vermag?

In welcher Weise wurde sie bisher bekampft?

Wie erklärt es sich, daß, während es der Prophylagis und der hingiene gelingen konnte, die Verheerungen anderer Krankheiten einzudämmen, gerade Pellagra an Intensität und Verbreitung gewinnt?

* . *

Pellagra wurde zuerst in Spanien als endemische Krankheit erkannt und bekämpst. Man begegnet ihr ferner in Frankreich, Rumänien, den Donaustaaten, Griechenland, Mexiko. Sie herrscht in Nord- und Mittelitalien, während dessen südliche Provinzen ganz verschont geblieben sind.

Wir finden die Pellagrainfektion in Ungarn, Bukowina, Galizien, Görz; im Trentino erscheint sie gleichzeitig mit ihrem ersten Auftreten in Venezien. Begreif-licherweise waren durch Gleichheit der Rasse, des Klimas, der Volksnahrung

und der Cebensgewohnheiten die identischen Vorbedingungen für pellagröse Infektion geschaffen. Etwa um das Jahr 1750 läßt sich hier Pellagra bereits nachzweisen; als Todesursache findet man sie zuerst 1780 verzeichnet.

Die tückische Krankheit fordert im armen Bauernstande der ländlichen Bevölkerung ihre Opfer, wenngleich auch Wohlhabendere nicht verschont bleiben, vorausgesetzt, daß ihre hauptnahrung ausschließlich aus Mais bestehe.

Es darf angenommen werden, daß Pellagra nicht von ihrem ersten Auftreten an als solche diagnostiziert wurde, da die Verdauungsstörungen ihres Anfangsstadiums leicht mit ähnlichen chronischen Leiden verwechselt werden können. In ihrem zweiten Stadium zeigen sich zumeist Veränderungen im hautgewebe auf handrücken, Gesicht und hals, und eben diese sichtbaren — wenngleich setundären — Erscheinungen waren es, die der Krankheit den Namen "Pellagra" (der hauterkrankung bedeutet) gegeben haben. Im dritten Stadium erscheinen bereits zerebrospinale Somptome. Die Kranken sühlen einen Druck in Kopf und Nacken, halten sich mühsam aufrecht, ihr Gang wird schwankend. Sie haben die Empfindung nach vorne oder nach rückwärts gezogen zu werden. Auch Tetanus tritt mitunter auf. Gleichzeitig verliert die Psinche ihr Gleichzewicht, Melancholie ergreift die Kranken, ihr Ende ist pellagröser Marasmus, wenn sie nicht, wie so manche dieser Unglückslichen, ihre Tage in Irrenanstalten beschließen, oder durch Selbstmord ihren Qualen ein Ziel sehen.

Die soziale Bedeutung dieser, schon im einzelnen Individuum wahrhaft erschreckenden, pathologischen Erscheinungen erreicht jedoch erst durch die Catsachen ihren höhepunkt, daß in einer Samilie meist mehrere Mitglieder — wo nicht alle —, in einer Ortschaft nicht nur einzelne Samilien, sondern gewöhnlich die Mehrzahl derselben von der Krankheit ergriffen werden, daß die Kinder Pellagrakranker eine erhöhte Prädisposition für Pellagra besihen und der Krankheit nur in Ausnahmsfällen entrinnen.

über die Entstehungsursachen von Pellagra bestanden im Beginne die versschiedensten hypothesen, doch wurde ihr Auftreten bald mit der Maisnahrung in direkten Zusammenhang gebracht. Ein Edikt der Republik Venedig aus dem Jahre 1776 verbietet bereits "auch nur das geringste Quantum von verdorbenem oder übelriechendem Mais auf den Markt zu bringen".

Jedoch selbst nach dem allgemeinen Durchbruch der Erkenntnis, daß Pellagra eine Solge des Maisgenusses sei, vermochten die wahren Entstehungsursachen der Maisvergiftung noch lange Zeit hindurch nicht wissenschaftlich festgestellt zu werden. Die einen behaupteten, daß der Mais zu wenig Eiweißstoffe enthalte (während er deren so viel als Weizen und mehr als Reis ausweist), andere wieder suchten den Grund der Erkrankungen in der zu ausschließlichen Ernährung durch Mais (Theorie der Ernährung durch ein einziges Nahrungsmittel) ohne zu bedenken, daß Japaner, Chinesen, Inder gänzlich von Reis leben, ohne Pellagra zu kennen.

In neuerer Zeit wurde der Erkenntnis des Krankheitserregers durch bakterisologische Experimente näherzukommen gesucht, Combroso aber erst war es vors

behalten mit genialer Intuition die Ursache der Verderbnis des Mais in seinen Schimmelbildungen zu erkennen, wenngleich ihm die Unvollkommenheit der Untersuchungsmethoden die Auffindung der krankheitserregenden Mikroorganismen noch nicht gestattete. Allein die Entdedung, daß der Schimmel des Mais dessen vergiftende Substanz enthält, bleibt Combrosos unsterbliches Verdienst, erst auf solcher Grundlage konnten später verdienstvolle Forscher, wie: De Giaza, Paltauf, Neusser und andere die Atiologie der Pellagra aufbauen. Im Maisschimmel entdeckten endlich Gosio, Di Pietro und Ceni in den Sporen von Aspergillus fumigatus und Aspergillus flavescens die wahren Krankheitserreger, mittelst welcher sie auch in Tieren akute Maisvergiftungen zu erzeugen vermochten. Sämtliche Varianten dieser Untersuchungen führen auf die Verseuchung des Mais durch Aspergillus zurück, welchem diese Frucht günstigen Nährboden zu seiner Entwicklung bietet.

Übereinstimmend gilt demnach vor dem Forum der Wissenschaft der Mais als direkte und indirekte Entstehungsursache der Pellagra, dieser Krankheit des Elends, welche Polenta essende Arme ergreift, Brot essende Arme aber verschont. Das Maisgift infiziert, langsam wirkend, die menschlichen Organismen, ihren anfänglich energischen Widerstand mit stets zunehmender Leichtigkeit bezwingend, während die nachfolgende Generation, infolge ererbter Prädisposition, bei fortgesetzter, hier landeszüblicher Maisnahrung, einen Widerstand gegen den Seind kaum mehr auszubringen vermag und ihm kampflos ausgeliefert ist.

Genaue Beobachtungen haben ergeben, wie sehr gerade Mais der Schimmelbildung ausgesetzt ist. Gelangt er nicht zur vollen Reife, so begünstigt die ihm innewohnende, große Seuchtigkeitsmenge die Schimmelbildung, wird er, selbst ausgereift, in seuchten Lokalen verwahrt, so absorbiert er abermals leicht Seuchtigkeit und ist solchermaßen dem Verderben durch die Invasion von Schimmelpilzen besonders ausgesetzt.

Schließlich droht, bei dem stets zunehmenden Maisimport, dieser empfindlichen Frucht auch bei dem Cransport und der Verladung auf Schiff und Bahn die Gefahr des Naßwerdens und Verschimmelns. Italien importiert, infolge seiner Bevölkerungszunahme, heute schon enorme Quantitäten von Mais, und im Crentino wird fast der ganze Bedarf aus Ungarn, den Donaustaaten, Rumänien, ja sogar aus dem fernen Amerika eingeführt.

Die Kultur des Mais wurde im Trentino fast allerorts durch jene der Rebe ersetzt und, mit Ausnahme weniger Niederungen an der Etsch, nur auf höhen beschränkt, in denen er überhaupt niemals zur Reise gelangt. Demnach wird unsere arme Bevölkerung von jeglicher Seite her bedroht: sei es durch den Import von leicht schimmelndem Mais, sei es durch den Genuß der selbstgebauten, durch Unreise zur Schimmelbildung neigenden Frucht.

Angesichts dieser wissenschaftlichen Ergebnisse erschiene wohl dem in die Landesverhältnisse nicht Eingeweihten die Ausrottung des tiefsitzenden Abels an seiner Wurzel — der Maisnahrung — nicht nur als geboten, sondern auch als durchführbar. Wäre 1776 das einsichtige Editt der Republit Venedig befolgt worden, stünden wir sicherlich heute nicht vor so traurigen Tatsachen. Allein das Ausmerzen hundertjähriger Volksgewohnheiten, der Ersat einer allgemeinen Volksnahrung durch eine fremde, ungewohnte, hat sich stets als ungemein schwierig, ja fast uns durchführbar erwiesen. Polenta bietet zudem als Nahrungsmittel manche Vorteile, und ihre Verwendung als solches hat darum immer mehr an Verbreitung gewonnen. In einer halben Stunde mit wenig Feuerungsmaterial bereitet, genießen sie unsere frugal lebenden Bauern mit was immer für einer Zutat, häusig nur mit ein wenig Salz und Käse; sie verschafft aber dennoch durch ihr Volumen ihrem erweiterten Magen das Gefühl der Sättigung, welches ihnen Bedingung des Wohlbesindens ist. Überdies in Mehlsorm leicht selbst auf die Gipfel der Berge zu tragen, wo unsere Bauern Gras mähen oder holz fällen, um es zu Tal zu führen, bildet Polenta nicht nur das wohlseilste, sondern auch das denkbar bequemste Nahrungsmittel.

Der unwissende Bauer sträubt sich daran zu glauben, daß eine Nahrung, bei welcher seine Eltern hohes Alter erreichten, bei der er selbst aufgewachsen ist, schadenbringend sein könne und mit Theorien, wissenschaftlichen Beweisen ist ihm nicht beizukommen.

So erklärt es sich, daß die Bekämpfung der Pellagra sich dis auf unsere Tage zumeist auf die Pflege der Kranken beschränken mußte. Kaiser Josef II. begründete bereits 1784, auf Ansuchen des großen Rates des Herzogtums Mailand, zur Eindämmung der Pellagraendemie ein eigenes Spital für Pellagrakranke in Legnano. Sein Leiter wurde Gaetano Strambio, den wir den Dater der italienischen Pellagrologen nennen dürfen. Das Hospiz hatte leider kein langes Leben; schon 1788 wurde es geschlossen und die Kranken in Mailand im Ospedale maggiore untergebracht. In diesem Versuche, die Pellagrakranken in einem besonderen Hospiz zu pflegen, haben wir die erste offizielle Vorkehrung zur Bekämpfung der Pellagraund den Vorläufer der künftigen Pellagrosarien.

Die Gründe, welche in ihrer Wechselwirtung eine erfolgreiche Aktion gegen die Pellagra verhindern mußten, sind verschiedener Natur, und nur ihrem Zusammen-wirken war es möglich, die Konstatierung einer so schweren Endemie, wie jene des Trentino, durch lange Zeit hintanzuhalten. Wir teilen übrigens die Verantwortlich-keit für begangene Unterlassungssünden mit Italien, wo die Pellagraendemie räumlich weit ausgedehnter, wenngleich nicht intensiver ist als hierzulande und wo trotzem nur wenige Jahre vor uns eine spstematische Bekämpfung der Krankheit begann.

Dor allem war das Wesen der Krankheit nicht ergründet. Die Unkenntnis ihrer Ätiologie nicht minder als der gänzliche Mangel an Übereinstimmung zwischen den verschiedenen aufgestellten Theorien und hypothesen mußte jedes zielbewußte Vorgehen vereiteln und einen Erfolg der einzeln ergriffenen Maßregeln von allem Anfange an ausschließen. Subventionen an die Armen (ohne ihnen die Maisnahrung zu entziehen), Teuerungsbeiträge 2c. beweisen löbliche Absichten, waren jedoch nur

ein Cappen im Dunkeln und konnten dem wahren Seinde nicht beikommen. Wurde doch selbst die Macht dieses Seindes lange Zeit unterschätzt. Einerseits vermochten überhaupt nur wenige Krzte die Diagnose einer Krankheit aufzustellen, zu deren Studium ihnen auf deutschen Kliniken keine Gelegenheit geboten war, so daß die Symptome der Pellagra häusig von ihnen mit ähnlichen anderer Krankheiten verwechselt wurden. Anderseits bestand die ungeheure Schwierigkeit einer auch nur annähernd richtigen Zählung der Pellagrakranken behufs Konstatierung der Ausdehnung der Endemie. Wie wäre auch die Statistik einer Krankheit durchzusühren, die man nicht mit Sicherheit zu erkennen vermag? Zudem wird von den Kranken erst im zweiten Stadium der Pellagrainsektion, niemals aber im ersten, der Arzt zu Rate gezogen, welchem es meist nicht vor dem dritten Stadium gelingt, die Diagnose auf Pellagra zu stellen — vorausgesetzt, daß auch hier nicht eine Derwechslung mit andern Krankheitsformen unterläuft.

Unser Bauernstand erblickt leider immer noch in dieser Erkrankung eine Art von Schande für sich und die Seinen, weil durch sie gewissermaßen der hereditäre Makel psychischer Störungen der Familie aufgedrückt wird. Gelangt der Bauer einmal zur Erkenntnis, daß Pellagra seine Krankheit ist, so versucht er sofort mit allen Mitteln, den Verdacht von sich abzulenken, verbirgt, so gut er kann, deren äußere Symptome und ergibt sich in stummer Melancholie in sein trauriges Geschick, welches er nicht abwenden zu können vermeint.

Noch verdient in Betracht gezogen zu werden, daß die nicht anstedende Krankheit einen einzigen Stand ergreift, dessen Berührungspunkte mit den oberen Ständen notwendigerweise geringe sind. So waren eben bei Pellagra nicht, wie bei andern Krankheiten, durch die Gefährdung der gesamten Gesellschaft allgemeine Maßnahmen zu ihrem Schuke geboten, was den Eifer für ihre Erforschung und Bekämpfung erheblich abschwächen mußte.

Bei solchem Stande der Dinge wurde die Aufmerkamkeit unserer Regierung auf das Bestehen einer Endemie gelenkt, deren Umfang und Bedeutung sie weder kannte, noch zu kennen in der Lage war; doch wurde im Jahre 1888 eine Enquete über Pellagra in der Sorm einer Jählung der Pellagrafälle in Gradiska und im Crentino angeordnet. Sür Gradiska wurde auch ein Gesetz geschaffen, welches Staatssubventionen sür Assanierungen, Beschaffung von gesunden Nahrungsmitteln und Errichtung von Crockenösen für Mais gewährte.

Die Zentralregierung war demnach von der besten Absicht erfüllt, geeignete Dorkehrungen zu treffen, doch scheiterte die Aussührung der projektierten Maßnahmen an der allgemeinen Unterschätzung der Gesahr, an der totalen Interesselosigkeit, mit welcher Ärzte und andere kompetente Faktoren dieser hochwichtigen Angelegenheit gegenüberstanden. Die Jählung der Pellagrakranken wurde in oberssählichster Weise vorgenommen und ebenso fortgesetzt, so daß leider die Pellagra in Wirklichkeit stets zunahm, während sie in der Bezifferung abnahm! Diese scheindar paradoze Wahrnehmung entspricht nur zu sehr den Tatsachen.

Inzwischen war in dem angrenzenden Italien die Pellagraplage so akut geworden, daß Ärzte und Verwaltungsbeamte sich mit ihrer Abwehr befassen mußten. Der aus Italien zu uns herüberdringende Alarmruf bekräftigte meine persönliche Aberzeugung, daß die Sachlage im Crentino kaum eine weniger traurige sei und eiserte mich zum Studium des Problems an; 1896 publizierte ich meine erste Arbeit über Pellagra im Bezirke von Rovereto. Durch diese angeregt, richtete der Abgeordnete Baron Malfatti eine Interpellation an den Reichsrat, die wohlwollende Aufnahme fand. Konnte sich die Regierung bisher nicht in der Lage befinden, energische Mittel zur Abhilfe zu ergreisen, so legte sie den Weg, auf welchem unserem armen Lande endliche Erlösung kommen soll, von jeht an um so rascher zurück.

Bereits im Jahre 1898 entstand in Rovereto, dem Zentralpunkte der meistverseuchten Gemeinden, das erste, sehr bescheidene Pellagrosarium. Vor zwei Jahren
konnte auf meine Initiative das erste Projekt eines Gesehentwurses zur Bekämpfung
der Pellagra von einem vom k. k. Landessanitätsrate eingesehten Komitee durchberaten werden. Der modifizierte und verbesserte Entwurf wurde von der Regierung
dem Landtage vorgelegt und in diesem zum Geseh erhoben — einem Gesehe, dessen
Weitblick und breite ökonomische Grundlage auch von den Pellagrologen Italiens
anerkennend hervorgehoben werden.

heute ist der große, durchaus zwedentsprechende Neubau eines Pellagrosariums in Rovereto vollendet und von den Kranken bezogen, die Aktion zur Bekämpfung der Pellagra allerorts im Gange.

Das allseits erwachte Interesse an der Ausrottung der Krankheit gestattet auch der heutigen Statistik, einer richtigen Bezifferung der Kranken weit näher zu kommen: während zur Teit der ersten Enquete, im Jahre 1888, im Bezirke von Rovereto kaum 115 Kranke aufgezählt werden konnten, dürfen wir diese schon jetzt auf 4043 schaken.

Einem späteren Artitel sei es vorbehalten, auf die Mittel zur Betämpfung der Pellagra hinzuweisen, die bisher erzielten Erfolge namhaft zu machen. Heute möchte ich mit dem Hinweis auf die Wirkamkeit des Sanitätsdepartements im Ministerium des Innern sowie des gegenwärtigen Landessanitätschefs schlieken, welche weitblidend die Lage erfasten und der Bekämpfung unserer Landesgeißel ihre Einsicht widmeten. Nur wer die erzeptionellen Schwierigkeiten kennt, unter welchen unser Candtag arbeitet, kann auch der Überwindung derselben durch unsere beiden lekten Statthalter gerecht werden. War es dem Grafen Merveldt vergönnt, den Grundstein des Werkes zu legen, so blieb dem jekigen Statthalter, Baron Schwarkenau, die Krönung des Gebäudes vorbehalten. Graf Merveldt soll bei seinem Abgange aus Tirol geäußert haben: "Was wird man von mir sagen? Wohl, daß Graf Merveldt geht, die Pellagra aber bleibt!" — Die Pellagra wird jedoch nicht bleiben. In ihrem vollen Umfange erkannt, in ihrem Wesen ergründet, durch weise Gesetze und eifriges Zusammenwirken aller Berufenen Schritt für Schritt hartnäckig bekämpft, wird auf ben späten Enteln unserer ungläcklichen Generation ihr Jahrhunderte alter Sluch nicht mehr lasten.

Senza speranza.

Novelle von Anton Ohorn. (Fortsetung und Schlut.)

Still war es in den Straßen geworden und einsam, nur ihn trieb das Wogen seiner Gefühle noch rastlos umher, ehe er in die rauhe Wirklickleit wieder untertauchte und das sinstere Cor, vorüber an dem in seinem Mantel gehüllten Posten, in die Kaserne schritt. Auch hier alles still . ., in dem Korridor brannte müde eine Campe mit trübem Scheine; hart bei ihr lehnte er sich an die Wand, 30g die beiden Rosen hervor, betrachtete sie bei dem matten Schimmer mit einem seligen Cächeln und küßte sie abwechselnd, bald die weiße, bald die rote, schloß die Augen und meinte, es seien die weichen, dustigen Cippen der heimlich Geliebten.

Dann trug er seinen Schatz in das Mannschaftszimmer. Wie war der Raum so entsetzlich öde, wie brandete von diesen nackten Wänden, aus dieser dumpsen Luft, aus den schnarchenden Lauten der Schläfer die Woge der kalten, trostlosen Welt an ihn heran, aber heute empfand er es kaum. Er war ein anderer geworden, ein geseierter Mann, ein reicher Mann, ein glücklicher Mann, der morgen schon dieses Zimmer verließ mit den Abzeichen des Kadetten, mit der Anwartschaft, vielleicht zum Offizier besördert zu werden, und vor allem mit diesen beiden Rosen, die er nun sorgam in der Tiese seines Schrankes barg.

Demselben entnahm er ein Büchlein; es waren Byrons "Hebräische Melodien". Er hätte nicht schlafen können, ohne nicht einige Verse seines großen Lieblings gelesen zu haben. Geräuschlos schlich er noch einmal nach dem Korridor unter die elende Lampe, und wie er das erste der Lieder las, da trieb es ihn auch, die Abersetzung daneben zu schreiben:

Sie prangt in Schönheit, wie die Nacht, In ätherklarem Sternenlicht: Des Scattens und des Lichtes Pract Eint fich auf ihrem Angeficht. Aus bem ber milbe Schimmer lacht; Sie hat des Tages Helle nicht. Ein Schimmer fort, ein Schatten mehr, Derfcwunden wurd' die Anmut fein, Die aus den Loden duftig, schwer, Die Stirne front mit mildem Schein, Wo all' ihr Denten, lieb und hehr, Die Beimstatt hat, so traut und rein. Und auf der Stirn, dem Wangenpaar Erzählt von reinem Sinn und Mut In sanftem Reize, sonnig flar Des Cacelns Somud, der Sarbe Glut Don ihrem Gergen wunderbar, Wo Unfould neben Liebe ruht.

Don jener Zeit ab wurde hilscher ein anderer. In seine ernste Seele war ein Sonnenstrahl gefallen, und unter seinem Lichte blühte es wie im jungen Lenze. Freudigkeit und hoffen erfüllte ihn, und ab und zu überkam ihn eine traumhafte Seligkeit, wie die Ahnung eines großen, unbestimmten Glückes. Wenn er Marie Olmer auf der Straße sah, durfte er sie grüßen und sich ihres freundlich-milden Gegengrußes freuen, und auch dieser machte ihn froh. In seinem herzen sang und tönte es wie von schwingenden Seiten, und in sonnigen Liebesliedern klang sein Empssinden aus, die er wie ein heiligtum hütete, vielleicht in der stillen hoffnung, sie einst der heimlich und heiß Geliebten zu Süßen legen zu können.

Dann tam der Frühling und goß seinen Blütenschimmer durch das Cand und füllte mit seinem Zauber die Brust des jungen Dichters wie niemals zuvor. Herrlicher und leuchtender schienen ihm die häupter der Alpen, grüner und lachender der Wald, wärmer der Sonnenglanz und blühender jedes Cal. Und wie glücklich war er, wenn er auf einsamen Wegen in all die herrlichteiten hineinwandern konnte, allein und doch auch nicht allein, denn die Muse war sein Geleit, und sie schritt unsichtbar und dennoch fühlbar neben ihm unter dem Bilde Mariens.

An einem prächtigen Nachmittage war er, als die Sonne langsam zu sinken begann, in ein vor der Stadt liegendes anmutiges Waldtal gekommen. Der ganze Gottesfrieden der Schöpfung atmete um ihn her, der Duft des Cenzes schwellte ihm die Brust, die Vögel sangen, und der himmel lag wie eine blaue Glocke über der grünen Erde.

hier wußte er zwischen Seld und Wald ein freundlich verstecktes Plätzchen mit einer alten Steinbank, auf der er schon manchmal gesessen, geträumt und gedichtet hatte und wo er niemals vom Lärm des Tages gestört worden war. Seine Seele war voll von ungesungenen Liedern, und es drängte ihn, dort zu rasten, Einkehr bei sich selbst zu halten und niederzuschreiben, was ihn erfüllte.

Wie er durch die junggrünen Büsche herankam, schimmerte ihm von der Bank etwas Helles entgegen, wie ein Frauengewand. Es durchrieselte ihn wie ein ahnungs-voller Schauer, als sollte etwas Wunderbares geschehen in dieser Minute und geräuschlos näherte er sich. Da regte sich das Bild und hob das Haupt, und nun gab es für ihn keinen Zweisel mehr: es war Marie Olmer, die in einem kleinen Buche gelesen hatte und nun überrascht ihm entgegensah.

hilscher fühlte das laute Pochen seines herzens, ihm war selig und bange zugleich, aber der Gott, der diese Minute ihm geschenkt, würde ihm — so hoffte er — auch den Mut geben, sie auszunützen. So trat er an die Bank heran, grüßte und blieb vor der lieblichen Erscheinung stehen, ohne zu merken, daß ein Zug von Derlegenheit und leisem Unmut, gleich einem Schatten, über das schöne Antlitz huschte.

Seine Stimme bebte, als er sagte:

"Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein, wenn ich es wage, Sie anzusprechen. Ich möchte Ihnen heute erst meinen Dank sagen, den ich nach der Aufführung

meines Stückes nicht aussprechen konnte, für Ihre freundlichen Worte und für die beiden Rosen, die ich hüte wie ein Heiligtum. Sie wissen ja nicht, wie viel Sie an jenem Abend mir gegeben, wie Sie mich unendlich reich gemacht haben. . ."

"Ich habe mich an Ihrem schönen Werke erfreut und wünsche von herzen Ihrem reichen Calente die besten Erfolge," erwiderte das Mädchen, ohne sich zu erheben, mit ruhiger Freundlichkeit. Er aber sah die herrlichen Augen voll auf sich gerichtet, schaute das in dieser Minute lieblich gerötete Gesicht, umwoben von dem Glanze der jungen Frühlingspracht rings umher, und es überkam ihn wie ein seliger Rausch. In seiner Brust war ein Wogen und Drängen der Empsindungen, er fühlte, wie alles Blut ihm nach dem Herzen strömte, wie dann mit einem Male die ganze Welt um ihn her zu versinken schien und nichts übrig blieb als das süße, liebe Bild . . und dann kam es von seinen Cippen, wie ein hohes Cied der Ciebe, in stürmischen Dithyramben.

"O Dank, Dank . . und lassen Sie mich es aussprechen in dieser geweihten, lenzumstossenen Waldstille, was mir das arme herz zersprengen will. Ein einsamer Wanderer dim ich gewesen seit meinen Kindestagen und habe mit sehnenden Augen emporgeschaut nach den lichten höhen, auf denen die Glücklichen wohnen, und wo die Götterbilder stehen mit weißen, süßen, wunderbaren Menschengesichtern und Seligkeit geben. Und zu einem solchen Bilde habe ich ausgeschaut, und in dangen Sehnsuchtsnächten habe ich gehofft, ihm nahen zu dürsen, damit mein herzblut vor ihm ausströme. Und ich habe es erreicht . . . Sie sind das Bild, und ich habe Ihre hand in der meinen gefühlt und habe die Rosen, die an Ihrem herzen gelegen, auf dem meinen getragen, und ich bin seit jener Stunde ein glücklicher Mensch geworden. Eine neue Welt ist mir erstanden, fern von der lärmenden, kalten, großen Welt, die mich nicht versteht; eine Welt, die ich in mir selber trage, in der Sie allein leben, herrschen, Segen spenden, und in der ich anbetungsvoll vor Ihnen knie und mit heißen Cippen zu Ihnen emporstammle: "Ich hab' dich lieb — unsaussprechlich lieb . ."

Don heißer Glut übergossen war das Mädchen aufgesprungen; ein leises Zittern der Erregung rann durch ihren Leib, die hände streckte sie wie abwehrend aus, ihre Blide irrten beinahe wie Schutz suchend in die grüne Waldesdämmerung hinein, und die Lippen vermochten nur zu stammeln:

"Aber, um Gottes willen — herr hilscher . ."

Doch er hörte nicht, ihn überwältigte die Macht der Stunde; so kam sie nicht wieder, daß er so neben ihr stehen, sein brennendes Auge in ihr geliebtes Angesicht drängen und sein Herz ausstuten lassen konnte. Und wieder brach es von seinen Lippen:

"O stoßen Sie mich nicht weg — zürnen Sie mir nicht — was begehre ich benn? Ich verlange ja nicht, daß die Göttin niedersteigt von ihrem Chrone, um ein armes, vereinsamtes Menschenkind an ihr herz zu nehmen, nicht, daß sie den seligsüßen Weihetuß auf seine Lippen drücken soll; sie soll nur die in Bangen und

Seligkeit zitternde Seele schauen, nur wissen, daß es ein herz gibt, das zu ihr betet und, wenn es sein muß, für sie untergehen will, das aber einmal wenigstens im Leben die ganze unfaßbare Wonne empfinden möchte, von ihren Lippen das Wort zu hören: "Ich hab' dich lieb . . ."

"Cassen Sie mich gehen — Herr Hilscher — ich muß fort , stammelte der erbleichende Mädchenmund, er aber war wie in einem Caumel; er sant vor ihr auf das Knie, preste seinen glühenden Mund auf ihr Gewand und rief:

"O laß mich nur den Saum deines Kleides kussen und sage mir, daß du mir, du himmelsangesicht, nicht zurnst; kann ich denn dafür, wenn mein Empfinden mir die Brust zersprengen will, so daß es ausströmen muß in Liedern, die nur dein und einzig dein sind, und daß es mich niederzwingt zu deinen Süßen ..."

Und wiederum drückte er sein heißes Antlitz in die Salten ihres Gewandes und hielt sie daran fest, als sie sich entfernen wollte, da hörte er unmittelbar hinter sich eine barsche Stimme:

"Kadett hilscher, was heißt das?"

Wenn der himmel plözlich in Trümmer bricht, wenn die Posaune des Gerichts erklingt, kann es den armen Menschenkindern nicht fürchterlicher zu Mute sein, als es in diesem Augenblicke hilscher war. Er taumelte wie ein Trunkener empor und versuchte eine stramme militärische haltung einzunehmen, hart vor ihm aber stand mit zornig gerötetem Gesicht und sprühenden Augen der Oberleutnant Wendler.

Marie war fassungslos, einer Ohnmacht nahe, auf die Bank zurückgesunken, und durch die Stille des Waldes klang es scharf und schneidend:

"Das sind ja empörende Frechheiten. Daß Sie es mit den militärischen Vorschriften nicht genau nehmen, weiß ich, und dafür werden Sie sich verantworten, daß Sie aber schutzlose Damen insultieren . . ."

"herr Oberleutnant . . . ", bebte es von den Lippen hilschers, aus denen jeder Blutstropfen gewichen schien, aber der Offizier herrschte ihn an:

"Ruhig! — Sie haben keinen Laut zu sagen! Meinen Sie, weil Sie für einen Dersemacher und Dichter angesehen werden, und weil der und jener Ihrer Eitelkeit schweichelt, Sie wären über den Rod, den Sie tragen, herausgewachsen? Man wird Ihrem Dünkel wohl noch beikommen können. Für jeden Fall aber verbiete ich Ihnen strengstens, Ihre Unverschämtheiten auf meine Braut zu erstreden — haben Sie verstanden?"

Das eine Wort siel wie ein Keulenschlag auf hirn und herz des Unseligen, so daß er eine Sekunde taumelte, wie ein Schwertrunkener, dann aber stand er leichenblaß vor dem andern und sagte tonlos: "Zu Befehl!"

"Abtreten!"

Wie ein Automat ging er, ohne einen Blid auf das bleiche, zusammengesunkene Mädchen zu wenden, das die hände auf der Brust zusammenpreßte, hinein in das Waldesdickicht, dann schwankte er wie einer, der sich nicht auf den Süssen halten

kann, aber hier, so nahe bei den Beiden, wollte und durfte er nicht zusammenbrechen. Er schleppte sich weiter wie das weidwunde Wild die an eine versteckte Stelle, wo das Unterholz mit seinem lachenden Lenzgrün über ihm zusammenschlug und aus den Buchenzweigen das letzte Abendgold schimmerte. Wie war die ganze sonnige Frühlingswelt um ihn her so tottraurig geworden, wie klagend klang das Lied des einsamen Dogels zu seinen häupten, wie schwermütig-bang und stille zogen die kleinen, weißen Wolken am himmel — es konnte ja kein Glück mehr geben.

Er warf sich in das Moos, verhüllte sein Gesicht und weinte bitterlich. Eine Welt war ihm mit einem einzigen Worte in Scherben geschlagen, und er wußte, daß er sie nicht wieder aufbauen könne; ein Stern war von seinem himmel gesallen, der einzige, der ihn erhellt hatte, ein Con war verklungen in seiner Seele, der niemals wieder könen konnte. O, wie das schmerzte in seiner Brust und in seinem hirn; er hatte die Empsindung, als sei in dieser Stunde ihm ein Quell versiegt, der goldig und warm durch sein Inneres gestutet, als sei ein heiligenbild herabgezogen worden in den Staub der Straße durch eine dämonische hand, die er haßte, wie nichts auf der weiten Welt.

Allmählich dunkelten die Abendschatten herein; durch den Frühlingswald ging ein Schweigen, der Dogel war verstummt, nur fern verhallend klang eines Spechtes Pochen, und dem einsamen Manne wollte es dünken, als werde ein Cotenschrein irgendwo in der Natur zugenagelt, in dem sein Glück eingesargt war. Er erhob sich mühsam, und langsam, wie ein Kranker, suchte er seinen Weg.

Der Frühlingsabend war voll Duft und Glanz; die Blüten leuchteten durch die Dämmerung, und selbst der ärmste Dornstrauch stand im Schmuck — er sah und fühlte es nicht mehr; sein Frühling war tot.

Er wußte nicht, wie er in sein einsames Zimmer kam; ihn fröstelte, und auf einem Stuhle am Senster sant er nieber. Da saf er lange, ohne sich zu regen und starrte hinaus in die Nacht, endlich erhob er sich langsam und zundete ein Talglicht an, das einen ärmlichen Schimmer durch den Raum warf. Dann öffnete er eine Schublade und nahm ein Pädchen Papier heraus. Cange haftete sein Blid wehmutig darauf, denn was hier in seinen handen gitterte, war sein hochster Besit, war Blut von seinem Herzblut, Geist von seinem Geiste; es waren all die Lieder, die er gelungen in den Weibeltunden seiner Seele, mit denen er ihr Bild umrabmt hatte wie mit einem blühenden Kranze. Das Bild lag in Trümmern, was sollte ber Kranz! Schmerzlich zuckte es um seine Lippen, als er das erste Blatt nahm und es in das Licht hielt, als die Flamme lustig daran hinaufloderte, und als er das verglimmende Restchen in den Ofen warf. Er legte ein zweites und drittes darüber, und die gunten zuchten wieder auf, und wie kleine goldene Schlangen fraf die Glut daran weiter. Es war ein langfames, qualendes Opferfest der Vernichtung . . . in jener Frühlingsnacht hat ein trostloses, armes Dichterherz einen Raub an sich, an Mit- und Nachwelt begangen. Endlich verloderte das lette Blatt,

und in hilschers hand lag nur noch ein Manustript seines Crauerspiels, und da= zwischen waren hineingelegt zwei welte Rosen.

Und als er diese sah, übersam ihn eine unsägliche Rührung; er nahm sie vorsichtig heraus zwischen den Blättern, und während seine Augen überströmten, drückte er seine brennenden Lippen an die vergilbten Blumen, trug sie sorgfältig wieder nach dem Schubsach und barg sie in Byrons "Hebräischen Melodien", da wo er eben übersett hatte:

Du Stamm mit irrem Suß und müder Brust, Wann wirst Du eingehn in der Ruhe Lust? Die Caube hat ihr Nest, der Suchs die Schlust, Der Mensch die Heimat – Juda nur die Grust . . .

"Hilscher nur die Gruft!" stammelte er, und mit einer wilden Bewegung schleuberte er auch sein Trauerspiel in die noch schwelende Glut, und wie es aufloderte, ging ein roter Schimmer durch das Gemach und flatterte an den Wänden wie eine irre, gesagte arme Seele. Der Dichter aber fühlte in derselben Minute einen heißen, stechenden Schmerz in der Brust und sant ohnmächtig zusammen.

* _ 1

Es waren einige Jahre vergangen. Emanuel hilscher hatte keine Freude mehr am Dasein; sein Leib war mude und trug einen schlimmen Krankheitskeim, und sein Geist war trübe.

Selbst des Ärmsten schöne Freundin, die hoffnung, schritt nicht neben ihm her — worauf sollte er auch hoffen — und vergebens suchte die Muse heilend ihre hand auf das herz ihres Lieblings zu legen. Mismut und Verstimmung verbitterten ihm die Tage, Mangel an Anerkennung lähmten ihm die Schaffensfreudigkeit und das Selbstvertrauen, und nur an Byrons Werke klammerte sich noch seine Seele, und der große englische Dichter blieb sein liebster Freund und Gefährte.

Er war nach dem sonnigen, schönen Süden gekommen, zuerst mit seinem Regimente nach Bologna, später nach Mailand, aber die Sonne Italiens konnte ihm das tote herz nicht mehr erwärmen und lebendig machen. Durch die herrlichkeit einer wunderbaren Vegetation ging er wie ein Träumer, und wenn ein Ton aus seiner harfe klang, so war er nicht weich und süh, sondern herb und bitter.

Einer von den wenigen, die ihn verstanden, und die voll tiefen Mitgefühls ihm das einsame Dasein zu verschönern strebten, war der hauptmann Wilhelm von Marsano, ein geborener Prager, der bereits an der hochschule seiner Daterstadt philosophische Studien getrieben hatte, ehe er in den Tagen der Freiheitstriege als hähnrich in das 11. Infanterieregiment eintrat, die heldzüge gegen Frankreich mitmachte und 1821 auch an der Expedition nach Neapel teilnahm. Er hatte bereits sein Drama "Aurelia" veröffentlicht und seine Dichtung "Caura und Jaimor", als er hilscher kennen lernte, neidlos sein Talent schäfte und sein Freund wurde.

Auf Marsanos Deranlassung war hilscher als Sournier zum General-Quartiermeisterstabe nach Mailand gekommen, wo er keinen anstrengenden Dienst und ein gewisses Ansehen hatte; das ersehnte Offizierspatent vermochte ihm freilich der treue und wadere Freund nicht zu schaffen.

Marsano suchte den Menschenen oft auf; er saß mit dem einfachen Sourier zusammen, Stunden lang, lud ihn nach seiner Wohnung, las ihm seine eigenen Dichtungen vor, und suchte allgemach das verglimmte Seuer in der Brust des Verdüsterten wieder anzufachen. Die Bemühungen taten hilscher wohl, und bald hatte er kein Geheimnis vor Marsano, und dieser wußte auch um die unselige Leidenschaft, die dem Armen das herz zerrüttet hatte. Aber hier war schwer zu trösten, doppelt schwer, weil Oberleutnant Wendler sich ebenfalls in Mailand befand und hilscher manchmal Gelegenheit hatte, sein Weib zu sehen.

Als er zum ersten Male ihr begegnet war, hatte ihn ein Iittern überfallen, aber ehrerbietig hatte er gegrüßt, und mit einer trüben Freundlickeit — so schien es ihm — hatte sie seinen Gruß erwidert. Dann hatte er sie wieder gesehen, und sie schien ihm bleich und traurig — so sah das Glück nicht aus, und er hatte die Empfindung, als sollte sein totes Herz noch einmal aufschreien. Er redete mit Marsano, und von diesem erfuhr er, daß es ein offenes Geheimnis war, daß Marie von ihrem Gatten vernachlässigt wurde, daß dieser ein wüstes und ausschweisendes Leben führte, das bereits sein Avancement ungünstig beeinslußt hatte, und daß er das Vermögen, das sein Weib ihm zugebracht, in tollen Nächten verschwende.

Da erfaste ihn ein unsägliches Mitleid mit der Armen, und ein heißer, glühender haß gegen Wendler; das also war aus seinem Madonnenbilde, aus seiner Muse geworden, ein armseliges, elend gemachtes Weib! Die Perle war in den Schmutz getreten, das Götterbild besudelt! Er hätte hingehen und den Mann erwürgen können, der ihm das getan hatte. Und seit er dies wußte, zog es ihn wie mit geheimnisvollen Säden immer wieder vorüber an dem Hause, in welchem Marie wohnte. Es war eine kleine Villa, beinahe schon vor der Stadt, inmitten einer Baumanlage, und an dem Erkersenster im Erdgeschoß hatte er hinter den spiegelnden Scheiben manchmal schon das bleiche, traurige Gesicht gesehen, das ihm jedesmal freundlich zunickte, wenn er vorüberkam.

Das war für ihn ein Seiertag, und dann mochte es wohl geschen, daß er heimging und aus einem Papierumschlag, auf welchem in großen lateinischen Cettern »Senza speranza« geschrieben stand, zwei vergilbte Rosen emporhob und vorsichtig tüßte. Und eines Tages schrieb er auf den Umschlag die Verse:

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe, Zwar aufgegeben, doch vergessen nicht; Wie Wunsch und Hoffnung auch vergehe, Erinnrung bleibt ein liebliches Gedicht. Und es war ihm selber, als hätten diese Derse etwas in ihm erschlossen. Wie aus weiter Ferne her zitterte ein Klang durch seine Seele, erst unbestimmt, dann immer klarer und reiner... und die Lieder, die er einst gesungen in seliger hossnungsfroher Zeit, schienen wieder zu erwachen, wie Schläfer, die sich lange nicht geregt, und mit eigener Derwunderung lauschte er auf die Stimmen in seinem Innern, aber er mochte nicht seschalten, was sie ihm sagten — wozu auch? Das war vorbei und mußte vorbei sein, und elend und arm waren sie doch nun einmal alle Beide, er und das süsse, bleiche, traurige Weib in der kleinen Dilla draussen.

An einem Herbstabend saß er trübe in seinem Zimmer. Da kam Marsano im Zivilanzuge und sagte mit seiner gewohnten Herzlickkeit:

"Ich will Sie abholen, hilscher; die Einsamkeit ist nichts für Sie, Sie müssen einmal unter Menschen. Das ist gut für jeden, und der Dichter besonders braucht es, wenn er nicht die Sühlung mit allem verlieren will. Die Welt, in der wir leben, gibt uns nun einmal auch den Stoff, den wir verarbeiten. Bei Rusini ist heute eine große öffentliche Sestlichkeit mit Theater, Ball und sonstigen Vergnügungen — lassen Sie uns einmal untertauchen in dem Strome; auch in den Spielsaal will ich Sie führen, damit sie ein Bild menschlicher Leidenschaften schauen... Der Dichter kann nie genug Erfahrungen sammeln. Kommen Sie und legen Sie die Unisorm ab, damit wir uns zwangloser bewegen!"

hilscher ließ sich überreden und bald ging er neben Marsano in den weichen, trüben herbstabend hinein. Aber ihn ließ das Treiben bei Rusini gleichgültig. Er starrte von der Galerie auf die bewegten bunten Bilder unter sich, ein trüber Träumer, und auch das lustige Spiel auf der Bühne vermochte ihm kein Lächeln zu entloden.

Mit inniger Teilnahme blidte Marsano auf den trüben Freund, und umsonst versuchte er, mit scherzenden Worten ihn zu erheitern. Er merke, daß er hier kein Behagen fand und führte ihn fort. Er brachte ihn nach einem vornehmen Weinhause, setze sich mit ihm in eine stille Ede, die einen guten Aberblid gewährte über den hellerleuchteten und von heiteren Menschen erfüllten Raum, und hier, als der trefsliche Trank in den Gläsern funkelte, wurde hilscher gesprächiger.

Die Stunden vergingen und Marfano erhob sich.

"Und nun will ich Ihnen noch andere Bilder zeigen, welche Sie vielleicht noch nicht zu sehen Gelegenheit hatten. Wissen Sie, wie eine sogenannte Spielhölle aussieht?"

hilscher verneinte und folgte seinem Sührer. In den Gassen herrschte noch die stüdlich lustige Lebendigkeit und geleitete sie die an das einsamer liegende haus, das mit verhängten Senstern, hinter deren Scheiben matter Lichtglanz schimmerte, beinahe geheimnisvoll dreinschaute.

"Hier finden sich die Lebemänner Mailands zusammen, und mancher ist hier wohl elend geworden — elender wie Sie, Hilscher, denn er wurde es durch seine Schuld. Kommen Sie!" sagte Marsano, und seinen Begleiter überrann ein seltsamer

Schauer, da er in das reichgeschmückte Destibül eintrat, wo ein galonnierter Portier sie begrüßte. In den einzelnen Räumen, welche die beiden durchschritten, herrschte Curus und Raffinement. Übermäßig geputzte und geschminkte schamlose Weiber sasen inmitten seingekleideter Herren, lachend, schädernd, kosend, und eine schwüle Atmosphäre lagerte schwer um die widerlichen Bilder. Niemand kümmerte sich um Marsano und seinen Begleiter. Aus einem anderen Saale klang schrille, erregende Musik und bacchantisches Johlen, und in frechen Tänzen seierte die Zuchtlosigkeit hier ihre wilden Orgien, daß es Hilscher in tiesster Seele anwiderte. Zuletzt betraten die Beiden einen mäßig großen, hohen Raum mit Spiegeln an den Wänden, die ihn ins Unendliche zu erweitern schienen. Mit grünem Tuch überzogene Tische waren hier ausgestellt, und die Menschen, die um dieselben saßen, hatten erregte Gesichter. Hier herrschte ein beinahe unheimliches Schweigen; nur vereinzelte Ruse erklangen und das Klirren hingeworsenen Goldes. Hilscher saßte ein unbehagslicher Schauer.

Da siel sein Blid auf ein gerötetes Antlitz, aus dem die Augen mit leuchtender Gier hervortraten; er ergriff Marsanos Arm und machte ihn auf den Mann aufmerkam; dieser aber nickte sinster und sagte leise: "Er ist es schon! Hier verbringt er seine Nächte mit liederlichen Weibern und am Spieltisch, und hier verschwendet er seiner Frau Gut, Besitz und Ehre."

Ja, es war Wendler, der in Zivilkleidung an einem der Tische saß und hier die Bank zu halten schien, und mit unwiderstehlicher Gewalt zog es hilscher in seine Nähe. Sein herz schlug ihm zum Zerspringen, aber sein Gesicht war totenbleich; er hatte ein Empsinden, als müsse er den Verhaßten von seinem Sitze reißen und mit züßen treten. Marsano faßte ihn am Arm und so traten beide näher an den Spieltisch heran, an welchem noch einige Offiziere in Zivil saßen. Keiner kummerte sich um sie, alle Ausmerksamkeit war auf das Spiel gerichtet, bei welchem Wendler auffällig vom Glück begünstigt schien. Er zog die Karten ab, und sobald ein größerer Einsatz stand, schlug er für sich die höchsten Pointen.

Jett ließ Marsano den Arm seines Gefährten los, eine seltsame Spannung trat in seine Züge, die mit einmal bleicher wurden, und so stand er hart hinter dem Sitze Wendlers. Es lagen augenblicklich hohe Einsätze, die Spieler schienen den Atem anzuhalten, die Köpfe vorgeneigt, die Augen funkelnd vor Erwartung und Erregung, sahen sie nach dem Bankhalter, der anfangs zu zögern schien, unschlüssig die Karten in der hand hielt und dann mit einer raschen Bewegung das oberste Blatt abzuziehen schien. Er warf es auf den Tisch — es war ein Atz, aber in demselben Augenblicke legten sich einige Singer schwer auf das Blatt und eine ruhige Stimme sagte:

"Meine herren, hier wird falich gespielt!"

Eine Szene voll unbeschreiblicher Erregung folgte; alle sprangen auf und Wendler schleuberte zornig die Karten unter den Cisch und schrie: "Wer wagt das zu behaupten?"

Er hatte sich umgewendet, sah in das Gesicht Marsanos, und mit der früheren Ruhe sprach dieser:

"Ich, herr Oberleutnant . . . und ich mag nicht ansehen und dulden, daß dies an Kameraden geschieht!"

Wendler wollte sich mit geballter Saust gegen ihn stürzen, aber schon standen die anderen dazwischen; auch sie kannten Marsano, der als Mensch wie als Offizier die höchste Achtung genoß, und dieser sagte:

"Schade, daß das Spiel unter den Tisch geworfen wurde, um die eine Karte zu deden, die schon vordem siel; aber auch jetzt noch werden Sie sich überzeugen können, meine Herren, daß einzelne Karten gezeichnet sind. Bitte!"

Er nahm das auf dem Tische liegende Af und hielt es hart gegen das Licht. Es zeigte zwei ganz feine Lichtpunktichen.

"Ein alter Kniff und es braucht nur sensible Singerspitzen, um die unmertlichen Erhöhungen der Nadelstiche zu fühlen."

"Sie werden mir Genugtuung geben!" schrie Wendler, aber Marsano entgegnete mit talter Rube:

"Dazu werde ich nicht in der Cage sein, denn ich meine, Sie sind nicht mehr satisfaktionsfähig!"

Der Oberleutnant knickte totenbleich zusammen; die andern waren von ihm zurückgetreten, so daß er allein stand, und in das peinliche Schweigen klang noch einmal die Stimme Marsanos:

"Gute Nacht, meine herren!"

Dann ergriff der hauptmann den Arm hilschers und zog ihn mit sich hinaus. Dieser war noch immer wie betäubt, als schon der Nachtwind um seine heiße Stirn wehte und um seine schmerzende Brust; er stöhnte nur immer: "Der Elende! — Die Unglückliche, Arme!"

Marsano suchte ihn zu beruhigen und wollte ihn nach seiner Wohnung begleiten, er aber bat, ihn allein zu lassen; er könne noch nicht schlafen gehen in dieser Nacht und musse sich in der Natur den Frieden suchen.

Der hauptmann ging nach einem warmen, teilnahmsvollen handebruck, hilscher aber rannte durch die stiller gewordenen Straßen der Stadt mit siebernder Stirn und pochendem herzen; ihm war, als musse in dieser Nacht sich etwas Ungeheures ereignen.

Mit beinahe unheimlicher Gewalt 30g es ihn hinaus nach der kleinen Dilla, in welcher Marie wohnte; das Gefühl, als könne sie heute noch einen Freund brauchen, wollte ihn nicht verlassen. Dunkelheit webte ringsum ihre Schleier, nur aus dem Erkerfenster kam ein Lichtschimmer; dort wachte sie und wartete wohl auf den Gatten. Eine maßlose Sehnlucht, sie zu schanen, ergriff hillcher und ohne Besinnung überstieg er den eisernen Zaun. Ein alter Baum mit weit ausladenden kiten und dichtem Laudwert stand nicht sern von dem Seniter. Er erfaste im Sprunge einen Ait und 30g sich daran empor, dann barg er sich zwischen den

Zweigen und sah mit brennenden Augen in das Gemach. Marie saß am Spinett, die weißen hände lagen müde im Schoß, und das bleiche Gesicht redete von unsäglicher Craurigkeit, so daß es dem einsam lauschenden Manne das herz zerschneiden wollte. Unter den Singern kamen nun leise Cone hervor, einzeln wie fallende Cränens oder Blutstropfen, und allmählich ward eine Melodie daraus, die klang süß und trüb und todesbang, und endlich sang das Frauenbild da drüben.

hilscher hatte das Lied schon vordem gehört von denselben Lippen, aber damals klang es anders, wie ein übermütiges, sorgloses Spielen mit einem Leid, das nur geträumt und gedichtet war — heute weinte eine zerrissene, tranke Seele aus Worten und Tönen. »Senza speranza« — o, wie es dem Manne an das herz griff, wie es darin widerhallte, und wie er den ganzen Jammer nachempfand!

Da klirrte das Gittertor; mit raschen Schritten kam eine Männergestalt über den Kiesweg, der Schlüssel kreischte in der Haustür . . . und in dem Gemache brach das Lied ab. Die Frau sank müde in ihrem Sitze zurück und legte die Hände über die Augen, hilscher aber krampste in heftigster Erregung seine Singer fester um den Ast und lauschte angespannt mit allen Sinnen, was sich dort drüben begeben würde.

Er sah, wie Wendler eintrat und hut und Reitgerte auf den Tisch warf. Dann trat er an seine Frau heran und faßte sie an den Schultern, indes er zu ihr redete. Sie erhob sich und stand ihm, die hände auf die Cehne des Stuhles gestützt, gegenüber. Sein Gesicht glühte, die Augen brannten darin, das seines Weibes war marmorblaß.

Was dort gesprochen wurde, konnte der Lauscher nicht vernehmen, aber Gutes und Freundliches war es nicht.

"Nimm alles, was du hast an Geld und Juwelen, pade es schnell, wir mussen noch fort in dieser Nacht!" sagte der Mann erregt.

"Weshalb? Wohin?"

"Frage nicht. Du sollst alles erfahren, aber nun ist keine Zeit!"

"Und wenn ich nicht will?"

"Was heißt das? — Das Weib gehört zu dem Manne und muß sein Ge-

"Wenn es ehrenvoll ist. Das scheint mir nicht der Sall zu sein . . . "

"Reize mich nicht und sträube dich nicht - tomm!"

"Ich werde nicht kommen!"

Da trat er näher an sie heran und legte seine hände wieder auf ihre Schultern:

"Gieb mir die Schlüssel zu beinem Schrant!"

Sie machte sich los von ihm und antwortete fest:

"Nein! Hier ist etwas, was das Licht scheut — daran werde und will ich keinen Teil baben."

Da hob er zornig die Saust gegen sie, und ein lauterer Ruf kam wie Hilse heischend von den Lippen der Frau. Im nächsten Augenblicke krachte ein dröhnender Schlag gegen das Sensterkreuz; klirrend und splitternd sielen die Scheiben in das Zimmer, und durch die Öffnung, mitten in die Trümmer sprang ein Mann und und stellte sich zwischen die beiden Gatten, die unwillkürlich erschreckt zurückenichen.

Wendler erkannte ihn querst:

"Hilscher! Was wollen Sie hier?" herrschte er den Eingedrungenen zornig an. "Eine Unglückliche schützen gegen einen Wütenden."

"hinaus — hier ist mein haus — und für Frechheiten habe ich das da!"

Er riß die Reitpeitsche vom Tische und schwang sie, aber in dieser Minute fühlte hilscher Riesenkräfte. Hochaufgerichtet, mit flammenden Bliden siel er dem Offizier in den Arm und entriß ihm die Wasse, die er in der nächsten Sekunde über dessen haupt erhob.

Da schrie die bleiche grau entsetzt und angstvoll auf:

"Hilscher!" und der Mann warf die geschwungene Peitsche zu Boden und trat mit dem Suße darauf.

"Das werden Sie schwer zu bufen haben — das ist ein Angriff auf Ihren Dorgesetzten!"

"Der sind Sie nicht mehr — seit mehr als einer Stunde haben Sie das Recht verloren, des Kaisers Rod zu tragen!"

Wendler wurde leichenfahl, seine Knie schlotterten, er vermochte keinen Caut aus der Kehle hervorzubringen und taumelte hinaus; die Tür schlug hinter ihm zu.

In dem Gemache war es still. Die beiden Menschen selbst schienen den Atem anzuhalten und standen sche mit gesenkten Bliden einander gegenüber. Da fragte die Frau:

"Um Gottes willen, hilscher, was bedeutet das?"

Er sah sie mit einem unsäglich traurigen Blide an, bann sprach er tonlos:

"Morgen müssen sie es doch erfahren: Ihr Gatte ist als Salschspieler entlarvt worden . . ."

"Darum also wollte er fort in die Nacht, fliehen mit allem . . . "

"O gehen Sie nicht mit ihm!" flehte er.

"In die Schande niemals!" sagte sie, dann aber schlug sie die hände vor das Gesicht, und ein Schluchzen erschütterte ihren Leib. hilflos, verzagend stand er daneben, sein herzblut hätte er gegeben, um sie hinwegzutragen über diesen Jammer, und doch, er konnte nichts, gar nichts tun, als seine Lippen den weißen Singern nähern und sie in stummer Chrfurcht kussen.

Da sah die Frau aus tränenübersluteten Augen ihn an, und in seinem Antlitz mußte etwas geschrieben stehen, das sie überwältigte; sie schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte an seiner Brust. Er aber regte sich nicht und wagte nicht einmal, sie mit seiner Hand zu berühren. Was er in seinen kühnsten Träumen er-

sehnt hatte, da war es erfüllt. Er fühlte die Wärme ihrer süßen Glieder, er empfand den Pulsschlag ihres Herzens, er atmete den weichen, milden Dust ihres Haares — und doch lag eine Welt von Leid zwischen ihm und ihr. Er fand auch kein einziges Wort der Tröstung; alles, was er sagen wollte, schien ihm so nichtig und erbärmlich — das beste war, sie weinte sich an seiner Brust still aus, und hatte dabei das Gefühl, daß es die Brust eines Freundes sei.

Nach einigen Minuten richtete sie sich empor.

"haben Sie Dant, hilscher, und vergeben Sie meine Schwäche! Und nun gehen Sie — wenn er wiederkehrt, könnte es furchtbar werden."

"Er wird nicht wiedertehren, gnädige grau . . . "

In demselben Augenblicke erschütterte ein dumpfer Knall das Haus; erbleichend sahen die beiden sich an, sie wußten beide, was in dieser Minute geschehen war

Wie hilscher in dieser Nacht nach hause gekommen, hätte er niemandem sagen können, aber gegen Morgen brach ihm ein Blutstrom aus dem Munde, und als Marsano kam, ihn zu besuchen, fand er ihn im Sieber.

3wei Tage später im Abenddunkel begrub man an der Friedhofsmauer einen Selbstmörder, und wieder zwei Tage später kam ein junges, schönes, bleiches Weib in Trauer zu hilscher. Die heißen, hellen Augen glänzten noch mehr, da er sie sah, und seine Blicke hingen voll inniger Verehrung an der lieben Gestalt.

"Ich kann nicht aus Mailand gehen, zu meinem Vater, ohne Sie noch einmal gesehen und gesprochen zu haben", sagte sie.

"O, Sie sind so unendlich gut!" flüsterte er und zog ihre hand an seine brennenden Lippen, und hielt sie dann fest, ohne daß sie den Versuch machte, sie ihm zu entwinden.

"Regen Sie sich nicht auf, lieber Freund, damit Sie bald wieder genesen..." "Genesen?" Er lächelte unendlich trübe und flüsterte dann: "Senza speranza." "Sprechen Sie nicht so; Sie sollen erst anfangen zu leben...."

"Wissen Sie auch, was für mich "leben" heißt? — O, nur einmal kam es mir über die heißen Lippen und dann habe ich's begraben . . . "

"Und heute kann ich Ihnen sagen, daß ich den Frühlingsabend bei Laibach niemals vergessen habe . . . O glauben Sie mir, ich bin unendlich elend und unglücklich gewesen, und in meine trübsten Nächte klangen mir Ihre Worte hinein; ich habe Ihrer oft gedacht . . . "

"O dann bin ich glücklich und sterbe gern "

"Nein, nein — nicht sterben — leben, leben!" stammelte sie, und überwältigt von ihrem Empfinden beugte sie sich nieder, umfaßte mit ihren händen sein haupt, hob es empor und schmiegte ihre weichen Lippen auf seinen Mund. Er aber schlang die Arme um ihren Nachen und schloß die Augen voll Seligseit. Dann riß sie sich los, und ohne ein Wort weiter zu sprechen, entsernte sie sich leise. In dem Raume blieb wie ein sonniger Schimmer zurück, und er leuchtete auf dem Angesichte des

kranken, todgeweihten Mannes und in dem überirdischen Derklärungsglanze seiner Augen. Da war ja das Glüd doch noch zu ihm gekommen, und alles Leid seines Lebens war vergessen und vergeben. Er nahm ein Blättchen Papier, das auf dem Tischen vor seinem Bette lag und mit zitternder hand schrieb er darauf:

Und wenn ich schlafe in der engen Zelle, Tief unter Blumen, die im Winde wanken, Wo Efeuschlingen und Inpressen schwarten, Sern von des Tages freundlich-goldner Helle Und du einst nahst dem eingesunknen Hügel, Dann denke mein, doch nicht mit später Klage, Und nicht mit Reue an die frühern Tage . . .

Das war gegen Ende Oktober des Jahres 1837.

Am 2. November aber — am Allerseelentage — verschied er sanft im 31. Jahre seines Lebens. Auf dem Friedhofe San Giovanni vor der Porta Verialina wurde er begraben; seine Lieder sind verklungen, sein Name ist vergessen. Er ist durch das Dasein gegangen senza speranza. Mir aber ist, als sollte ich dem Dichter, mit dem ich die Heimatsscholle gemeinsam habe, auf seinen Hügel seine eigenen Verse niederlegen:

Ruh' fanft! Und naht vielleicht ein Cebensmüder, Naht ein Verwaister deinem Staube heut, So streu' er weinend Blumen auf dich nieder; Es sei soviel, als ob ich sie gestreut.

Chronit.

Lyrik.

In der Geschichte der deutschen Exrif in Osterreich wird es einmal heißen: das bedeutsamste Ereignis des Literatursahres 1903 auf 1904 war die Sammlung der "Ausgewählten Gedichte" Hugos v. Hofmannsthal, die im Spätherbst 1903 im Verlage der "Blätter für die Kunst" zu Berlin erschen. Und an diese Angabe wird sich die Charatteristit der Jugendslyrik v. Hofmannsthals und ihres Einslusses auf die österreichische Dichterjugend knüpfen.

Wir aber befigen diefe Gedichte nicht erft feit einem Jahre und beobachten ihre Wirtung icon viel langere Beit. Jedes der bier vereinigten Stude war icon vorber an weithin fichtbarer Stelle ericbienen, manche von ihnen find zweimal und öfter gedrudt. Man hatte fie im "Dan", in den "Blattern für die Kunft", jener allerdings nur für einen begrengten Kreis von Teilnehmern ericeinenden vornehmen Jeitfdrift berer um Stephan George, in ber "Infel", im "Ver sacrum" und in der "Wiener Rundicau" gelefen, und da die Gedichte v. hof. mannsthals nicht zu jenen gehoren, die man wieder vergißt, einige von ihnen fogar gum Gegenstand öffentlicher Distussionen gemacht wurden, blieb die Erinnerung an sie frisch und die Sammlung im Buch bot nur den einen Dorteil, daß man jett auch außerlich alles bequem beisammen hatte, was im Kopf und herzen der Kenner und Liebhaber moderner Inrifder Kunft icon langft fich gufammengefunden hatte.

Ja, die Freunde Hofmannsthalscher Poesie werden sogar manchen Liebling mit aufrichtigem Bedauern in der Sammlung vermißt haben; ich tönnte eine ganze Reihe solcher Stüde aufzählen. Gerade die innigsten und schlichtesten Sachen sind weggeblieben. Ein Künstler, der so wenig leichtfertig produziert wie v. Hofmannsthal, und der sich so zögernd zu Deröffentlichungen zu entschließen scheint, hat eigentlich gar nicht das Recht, "auszuwählen" und uns etwas vorzuenthalten, was er uns schon einmal geschentt hat.

Alles dies trug dazu bei, daß die Cagespresse über das schöne Buch, das zudem nur in einer kleinen Auflage und auf Substription erichienen war, mit fast allgemeinem Stillschweigen hinwegging. Hier aber, wo die Dinge von einer höheren Warte aus gesehen werden sollen, scheint es erfreulich, die Rundschau über den lyrischen Ertrag des verflossenen Literaturjahres gerade mit einer Besprechung der Lyrik Hugos v. Hofmannsthal beginnen zu dürfen.

I.

Das dichterische Wesen Hugos v. Hofmannsthal ruht mit so vielfältigen und weitverzweigten Wurzeln im Boden vergangener alter Kulturen wie jenes Stephan Georges, den er liebt und verehrt, für den er als erster unter den Deutschen mit einer Beredsamkeit ohnegleichen geworben hat.

Beide, der Ofterreicher wie der Rheinlander, ftammen aus Canbern alter, reifer Kultur. Das antife Sormenideal ift bei ihnen nichts Erlerntes, fondern etwas Eingeborenes. Romanifches Wefen ift beiden von früh auf vertraut; man weiß, daß Stephan George gemiffe fruhe Gedichte gugleich frangofifch und beutsch gefdrieben bat, und die hochfte Besonnenheit der hochften Ceidenschaft, die Bofmannsthals dichterischen Stil auszeichnet, hat er bei feinem Deutschen, eber bei Dittor hugo und Gabriele d'Annunzio gelernt - um nur zwei Namen zu nennen, benen er auch öffentlich gehuldigt bat. Jenes helle und Bestimmte, jenes Runde und Scharfgeprägte, das ben bichterischen Außerungen ber beiben bei aller Derschiedenheit im übrigen gemeinsam ift, stammt aus der romanischen Quelle. (Auch bei Platen und K. S. Meper wird man die gleichen Qualitaten auf die gleichen Urfprunge gurud. führen tonnen.)

Die Belabenheit mit alten Erinnerungen, mit den Geschiden uralter Dorzeiten, ist eine charafteristische Signatur dieser Dichtung, deren zurte, mädchenhaste Schultern manchmal unter der allzugroßen Last zu wanken scheinen.

> "Ganz vergessener Döller Mübigseiten Kann ich nicht abtun von meinen Eldern, Noch weghalten von der erschrochnen Seele Stummes Niedersallen serner Sterne."

So wirten seine Gedichte manchmal wie Bilder Sernand Khnopffs, der ja auch die Abbilder der frierenden und sehnenden Seelen in ein Pandamonium erlesener und geheimnisvoller Symbole toter Kulturen, untergegangener Gefühlswelten zu stellen liebt.

"Die Stunden! wo wir auf das helle Blauen Des Meeres starren und den Cod verstehn So leicht und seierlich und ohne Grauen,

Wie kleine Mädchen, die sehr blat aussehn, Mit großen Augen, und die immer frieren, An einem Abend stumm vor sich hinsehn

Und wissen, daß das Leben jeht aus ihren Schlaftrunken Gliebern fill hinüberslieht In Bäum' und Gras und sich matt lächelnd zieren, Wie eine heilige, die ihr Blut vergieht.

In diesen Terzinen* ist das beschriebene Gefühl und sein Bild real und gegenwärtig und jedem ohneweiters zugänglich; der Dichter hat aber sein Gedicht mit der Erinnerung an ein altes Kunstwert wie mit einer tostbaren Gemme schmüden wollen, und so können die wundervollen beiden Schlußverse nur auf den wirken, dem die Erinnerung das erforderte Bild (etwa eines alten kölnischen Meisters) mühelos substituiert.

Wenigstens ein Teil der unendlichen Dorausjezungen, aus deren üppigem Boden die schlanken
tönenden Gebilde dieser Poesie entsprossen sind,
muß in der Seele des Aufnehmenden lebendig
und tätig sein, wenn sie einen Resonanzboden
für jene bilden soll. Hier schimmert ein Klingersches Blatt vor, dort will eine Goethesche Gebärde
als solche erkannt werden; hier gleitet der ungeheure Schatten Jarathustras einen Augenblick
lang über die Seiten, dort erdröhnt der eherne
Schritt eines Danteschen Derses.

So liegen die "Erinnerungen aus der Kunst" wie ein zartes goldenes Net über den schönen Dersen, verschleiernd für den Uneingeweihten, doppelt versührerisch für alle, die das Leben auf gleichen Wegen emporgeführt hat. Aber auch sein Weltbild, die sinnlichen und geistigen Erschrungen, die er unmittelbar aus der Natur und dem Leben geholt hat, teilt dieser Dichter nur mit wenigen, und so wird er auch hier nur den Wanderern der gleichen Wege immer und unmittelbar verständlich sein. Nur einer, der mit den Augen der Maler sehen gelernt hat, tann die entzückende Bildlichteit solgender Verse (aus der "Gesellschaft") genießend würdigen:

"Und wie zwijden leichten Lichtern Slieget zwijden ben Gefichtern Schwaches Lachen bin und ber."

Und wie das nun wieder auch fürs Ohr gemalt ist! Wie schon der Klang der Verse den sinnlichen Eindrud des leichten Bin- und Widerspringens hervorruft! Aber auch für solche Seinheiten, deren das angeführte Gedicht voll ift, find noch nicht Allzuvielen die Ohren gewachsen.

Ober das Gedicht, worin die Erinnerungen an das Gesicht eines Mädchens und an eine Candichaft aufs wunderbarfte verflochten sind:

"Dein Antilig war mit Cräumen ganz beladen. Ich jewieg und jah dich an mit frummem Beben. Wie frieg das auf! daß ich mich einmal schon In frühern Udchten völlig hingegeben

Dem Mond und dem zuviel gestebten Cal, Wo auf den leeren hängen auseinander Die magern Bäume standen und dazwischen Die niedern fleinen Nebelwolsen gingen Und durch die Stille hin die immer frischen Und immer fremden fliberweisen Wasser Der Stuß hinrauschen ließ, wie stieg das auf!

Wie stieg das auf! Denn allen diesen Dingen Und ihrer Schönheit, die unsruchibar war, Hingab ich mich in großer Sehnsucht ganz Wie jest für das Anschaun von deinem Haar Und zwischen deinen Lidern diesen Glanz!

Es ift große Kunst, wie hier durch das Bild einer zauberhaften Mondlandschaft der Eindrud eines weiblichen Antliges gemalt wird, und der Eindrud des wunschlosen Staunens und Schauens; aber doch eben wieder nur für die paar Seelen, deren Erinnerung ihnen das Bild jener magischen Landschaft bergibt...

Die meisten Gedichte Hofmannsthals sind "Gedankenlyrit", wie das schreckliche Wort lautet, aber völlig in Musit und Bild aufgelöste "Gedankenlyrit". Stimmungen eines Kontemplativen, wie bei Nietzsche, wo man auch oft nicht weiß, wo der Aphorismus aufhört und das süße lyrische Gedicht anfängt.

Und ganz wundervoll und völlig sein Eigentum ist der Con dieser Derse, der spezifisch hofmannsthalsche Con: höcht aristotratisch, leidenschaftlich und tühl zugleich, manchmal bewußt lässig, manchmal heftig, dunkel und drohend, gern in einer langen, immer höher sich bäumenden Welle des Gefühls ausrollend.

Man gewinnt das Bild eines Jünglings, bessen schlante Gestalt die strengste Selbstzucht geschmeidigt hat, der sich von früh auf an die höchsten Maßstäbe gewöhnt hat, in dessen kugen das Leben seine verborgensten Wunden spiegeln ließ, den die andern hochmütig und selbstisch schen weil er anders ist als sie und der doch demütiger und frömmer und treuer ist als sie alle: dem Unersorschlichen und dem Geheimnis gegenüber, das ihn allgegenwärtig umgibt.

Shon um des Reizes des Kontrastes willen, sei neben die erste sprische Sammlung Hofmannsthals das erste Gedichtbuch Hans Müllers gestellt, das unter dem Titel "Die lodende Geige" im Verlag von Albert Langen (München 1904) erschienen ist. Es ist noch nicht lange her, daß dieser neue junge Lyrifer in die Literatur getreten ist, und die erste Sammlung seiner

^{*} Juerft im "Dan" ericienen.

Derse kommt entschieden etwas zu früh; jener andere, obwohl früh vom Ruhm verwöhnt, hat sich zehn Jahre damit Zeit gelassen. Und während wir dort wegen der allzu strengen Ruswahl mit dem Dichter rechten mußten, stehen hier reichlich ein Sünstel Gedichte zu viel in dem Buche. Es wimmelt darin von lyrischen Crivialitäten, ungeschauten Bildern, leeren Süllseln, affettierten Naivitäten und falschen Gesten aber es ist auch ein Duzend Gedichte darin, die uns einen neuen Dichter kennen lehren. Dieses Duzend wird bleiben, und wenn sich ihm im Cause der Jahre ein paar Geschwister von der gleichen edlen Art anreihen, so wird auch der Name ihres Dichters bleiben.

Don dem bewußten, hohen Künstlertum hofmannsthals hat Hans Müller nichts, aber doch auch nichts von dem lyrischen Naturburschentum Liliencrons, vor dessen Auswüchsen ihn eine angeborene österreichische Anmut glücklich behütet. Seine besten Sachen sind wirklich so, als ob sie ein Page erfunden hätte: voll blauen himmels und voller Jugend, leicht, sangbar, unbekümmert. Das deutsche Volkslied, heine, ein bischen Julius Wolff, Bierbaum, Salus sind seine Paten; vielleicht kommt die Zeit, wo er in der Schule Dehmels, hofmannsthals und vor allen Stephan schenens, hofmannsthals und vor allen Stephan schenens zu einer höheren und reicheren form und einem bedeutenderen Gehalt vordringt.

Wie reine Wirtungen ihm icon jett gelingen, dafür moge folgendes Gedicht zeugen:

Altes Gebetbud.

In meiner Mutter vergibtem Gebetbuch fanb Ich heut in einem schluchzenben Gebete Dies zärtliche Blatt von fremder Männerhand: "Geliebtes Mädchen, sei mir Rausch und Lethe!"

Auf leisen Slügeln schwebt, verträumt und lind, Der Mutter Antlitz her aus fernen Tagen: Am Sonntag nahm sie das heilige Buch vom Spind Und tät' es still zu St. Magdalena tragen.

Doch ach, der Liebe glutumhauchtes Blatt Derbrannte fast die liefnen rosigen Hände. Und wenn der greise Dater gepredigt hat Und geslieht, daß Jejus Schuld und Sünde wende,

Da hat sie zitternd ihr Büchlein aufgetan, Just an der heimlichen, an der verwegenen Stelle, Wie sieht die Mutter Gottes sie gütig an, Wie schweben die Engel selig in Dust und Helle!

"Gesiebtes Mädden, sei mir Rausch und Lethe . . " Wenn's nur der Dater nicht durch die Brille sieht! In die dunke Kirche schwebt, eine windverwehte, Weihe Blüte, das lächelnde Liebeslied.

In diesem schönen Gedicht ist etwas von der innigen Grazie Schuberts, bei anderen darf man an Mozart denken, dem hans Müller in zierlichen Dersen gehuldigt hat ("Mozart-Ouverture"). Wirklich, es ist spezisisch österreichische Musik in diesem neuen Dichter, und dies vor

allem macht ihn uns wertvoll. Wer ihn gleich von seiner besten Seite kennen lernen will, der schlage Gedichte auf wie das "Abendmärchen", dieses holde Nichts, aus Spinnwebsäden und leisen Klängen gewoben, oder das köstliche Bilden aus der Biedermeierzeit "Die-verliebte Stadt", das an die Zeichnungen Reinhold Max Cichlers gemacht, oder das "Lied der verliebten Manner", oder den "Umzug", oder den "Spruch von den Mädenherzen". Ich glaube den jungen Dichter am besten zu empsehlen und zu charakterisieren, wenn ich noch eines seiner Gedichte hieher seite.

Sebnindt

Das Wörtlein Sehnjucht läßt mich nicht. Ich schreib's in sebes sanfte Gedicht, Mein Traum ist tief in seinem Bann, Er trägt dies Wort als Talisman.

Sehnjucht, das ist: Ciefdunkler Wein, Weicher Damast und Kingelreihn, Ein Harfenlied, im Part verweht, Ein leuchtendes Beet, ein dustendes Beet.

Sprich nur das Wort recht 3drilich aus: Sehnjucht! Schon wölbt sich dir das Haus, Schon werden alle Räume weit: D Dank, o Ceid, o Seligteit...

II.

Nicht viel anders als Hofmannsthal und Hans Müller stehen Richard Schautal und Hugo Salus einander gegenüber, auf deren jüngste Deröffentlichungen die folgenden Zeilen aufmerkam machen möchten. Sie sind in diesen Wochen salt zugleich erschienen: ein Bändchen "Ausgewählte Gedichte" von Schaufal im Leipziger Insel-Verlag und eine neue (die sechste) Gedichtsammlung "Neue Garben" von Salus bei Langen in München.

Das Modern Artistische wird hier durch Schautal, die ältere, halb kassisische, halb tomantisch-volkstümliche Weise durch Salus vertreten. Jener knüpft an die ruhmvollsten Craditionen der älteren deutschen Cyrik an und ist vom modernen Ausland stark beeinflußt, dieser setzt die Linie heine-Geibel-heuse fort, mit einem starken Einschlag Liliencron.

Spezifisch moderne Lyrit gibt Salus nicht, die Kunst der Andeutung und des Erraten-lassen, die gebrochenen Sarben, das halblaute, der Kult der Nuance sind ihm fremd, er liebt vielmehr die volle Sarbe, die restlose Aussprache, das durchgebildete Motiv. Es ist nichts Nervoses, eher etwas Behagliches in seiner Art, die am meisten an jene Paul Henses erinnert — leider auch in einer gewissen Selbstgefälligkeit des langhaarigen, parfümierten "Poetentums". Aber dieser reichlich unangenehme Sug drängt sich nur auf, wenn wir seine dichterische Gesamterschung ins Auge sassen seine besten Ges

bichte find Gott sei Dank völlig frei davon. Und gerade die jüngste Sammlung seiner Eprik muß auch dem Doreingenommenen klarmachen, was wir an Salus besitzen, und daß er es auf einem allerdings beschränkten Gebiete zu einer runden und netten Eigenart gebracht hat.

Seine Grenzen sind deutlich: alles Pathos "liegt" ihm nicht, und wenn er nach hofmannsthalschen Wirkungen hinüberschielt wie in dem Gedicht "An die Schönheit", oder den prachtvollen casarischen Kommandoton K. S. Meyers nachahmt ("Schloß Ambras"), so klingt sein Versentsehlich falsch. Aber innerhalb seiner eigenen Grenzen: wie freundliche Blumen erzieht er da!

Nicht ohne inneren Grund drängt sich dies kleinbürgerliche Bild zur Charakterisierung seiner Enrik auf. Durchweg weben seine echten Gedichte in einer Region wohltemperierter Empsindungen, und am glüdlichten ist er in der Idnile, ob er sie nun aus dem "Chefrühling" zweier lieben jungen Menschenkinder (vgl. seine gleichnamige Inrisch-epische Sammlung, zu der das vorliegende Buch in dem hübschen Gedicht "Vorfrühling der Ehe" eine Ergänzung bringt) oder aus der talmudischen Eegende von den beiden frommen Schustern Chanina und Hosaja holt, die vom herrn der Heerscharen aus dem engen Buhlerinnengäßchen über alle Mitmenschen glanzvoll erhöht werden.

Don hier aus, von diesem herzlichen, traulichen Con aus, gelingt es ihm auch, in die Ciefe zu gehen. Wie schlicht sind die Voraussetzungen der ergreisenden Symbolit des Gedichts von der "Großmutter"!

"Großmutter, wie wir noch Kinder waren, War selbst schon ein Kind mit schneeweißen Haaren, Nur hatte sie gar keine Freude mehr Und bloß ihre Campe liebte sie sehr.

Mit der hat sie immersort was gesprochen, Und war kaum die Dämmerung angebrochen, Saß sie beim Tisch im Campenlicht Und wackelte mit dem Runzeigesicht.

Und wollten wir Schlimmen sie abends erschreden, Mugken blog die Köpfe zur Türe 'reinsteden, Dann meinte sie: "Macht doch die Türe zu, Laßt doch die arme Campe in Ruh!!

Und hob die Keinen, verschrumpelten Hande Und hielt sie vors Campiein wie eine Blende, Und meinte: "Aber, aber! Ihr Schlimmen! Kein, nein! Macht doch zu! Ihr laßt ja das Dunkel herein!"

Die warme und traurige Stimme solcher Gedichte scheint aus jener halbvergessenen Gegend unserer Seele zu dringen, wo neben den liebsten Kindheitserinnerungen Lenaus "Postillon" und Chamisson "Alte Waschfrau". Uhlands "Guter Kamerad" und Heines "Grenadiere" wohnen...

Sentimentalitäten? hatten wir nur mehr Dichter, die uns folche Sentimentalitäten ichreiben tonnen!

Bunte Bauernblumen im Senfter; ichneereiche beutsch-bohmische Weihnachten; ein Liebespaar in einer geräumigen alten Kutiche; die Eifersucht auf einen Cehnstuhl, in den sich das geliebte Madden wirft; ein Gartenfled mit "fommerhimmelblauen" Glodenblumen mitten zwischen den Großstadtmauern; eine hollandische Candicaft mit weibenden Küben, Windmublflügeln, stillen Kanalen und Segeln; zwei graue steinerne Heilige vor der Kirche, denen eine Schneenacht weiße Pelgmugen aufgesett bat bas sind so ein paar bezeichnende schlichte Motive diefer Eprit. Was Salus baraus zu machen weiß? Was macht er 3, B. aus den beiden heiligenstatuen? Das Gebicht mag selbst bie Antwort geben.

Die beiben Beiligen.

Dor der Kirche die beiden Heiligen aus grauem Stein, Caden mit schöner Gebarde in die Kirche ein; Können gar viele gute Menschen nicht widerstehn, Ju einem furzen Gebet in die stille Kirche zu gehn.

Aber heut Nacht hat der Schnee, der sicher an gar nichts glaubt, Sich mit den beiden Helligen einen Scherz erlaubt,

Sich mit den beiden Heiligen einen Scherz erlaubt, hat ihnen weiße Kronen aufs graue haupt gesetzt Und in hermelinmäntel hüllen die Ernsten sich jetzt.

Ihr braven heiligen Wächter vor dem Gotteshaus, Wie Knecht Ruprecht oder Rübezahl schaut ihr nun aus. Den Buben aus der Schule kommt das so recht zupah: Heut traun sie sich und höhnen euch. Das ist ein Spaß!

Da habt ihr Heiligen mir stumm euer Ceid gestagt Und habt mir gar ein nachdenklich Sprückein gesagt: Wer heilig will bleiben, darf nie ändern lassen sein Kleid, Muß sich gleichbelben heut, morgen und in Ewigteit!

Wie hubich und wie finnvoll bei aller scheinbaren Simplizität! Wer Salus noch nicht gekannt hat, der wird es schon an den beiden angeführten Proben begreifen gelernt haben, baf der Prager Dichter unter allen deutschöfterreichischen Enrifern ber Gegenwart (gumal im "Reich") ber popularfte ift. Seine Muse ift tein Königstind, das hinter Dornenheden schlummert, sie hat ein offenes Gesicht und schaut einem grad und flar in die Augen: wie willtommen muß sie einem Publitum sein, das fich über die Schwierigfeit und "Duntelheit" moderner Enrit zu beklagen liebt! So füllen benn die Gedichte von Salus die Jahrgange der "Jugend" und des "Simplizissimus", und seine fünf Sammlungen haben einen starten buchhandlerischen Erfolg gehabt; wer mochte ihn nicht auch der vorliegenden von Bergen gönnen!

Der Verleger hat ihr ein so apartes und shönes Kleid angezogen, daß es ungerecht wäre, davon zu schweigen; der Buchumschlag der "Neuen Garben" gehört zu den geschmackvollsten Leistungen des Langenschen Verlages auf diesem Gebiete. Blaues, rauhes Papier, darauf dunkelblaue stilisierte Kornblumen und Ähren in Golddrud: das Ganze von einer entzüdenden Delikatesse und Stilgerechtigkeit. —

Eines der frühesten Gedichte von Schautal heift:

Chronifa.

Sabbioneta tam von fernen Sahrten Bu feiner Gattin, die mit fühlen, zarten Derbrecherhanden ihm Williommen bot.

Er sah in ihre großen ahnungbangen Derbuhlten Augen — und im schwarzen langen Samtmantel neben ihr stand schon der Tod.

"Wie anders wirft" . . . Ja, das ist spezifisch "moderne" Eprit, und baneben freilich feben die Gedichte von Salus etwas altväterisch brein. hier ift bie außerfte Pragnang und Derdichtung der modernen Inrifden Phrafe, für die Rolletti in England, Verlaine und Mallarmé in Frantreich, George bei uns flassisch sind, hier ift der große sonore Dollklang fast eines jeden einzelnen Wortes, hier die raffinierte Ausnütung und Kultur ber Ausbrudsmög. lichfeiten ber finnlichen Klange, hier bas Dorwalten eines starten malerischen Elements. Keine balladenhafte, entwidelnde und steigernde Erzählung, wie fie bei Salus häufig ift, sondern eine bildmäßig festgehaltene Situation mit vagen Andeutungen des Dorher und Nachher, ein erftarrtes grandioses Gruppenbild. Und dies alles in zwei Dugend Worten . .

Der junge Schaufal (er stammt aus Mahren und lebt jest in Wien) ift ein "Moderner" par excellence. Seine Gedichte haben den undefinierbaren Duft der neuen Dittion, den reigenden und flugen Eigenfinn der neuen Metrit, die Kühnheit und Schlagfraft des neuen Epithetons, den inneren Rhnthmus der neuen Musit, die sie anfüllt, wie der fühle Duft den verschlossenen blanten Lilienteld, nach deren Weisen sie lieblich wanten wie schlante Grafer im Winde. Dergebens wird man die Seiten des Prager Enrifers (deffen sprodere Eigenart ich durch folde Gegenüberftellungen nicht berabfegen, fondern caratterifieren will) nach einem fo holdtonenden Gebilde durchfpaben, wie Schaufals "Morgen" es ift.

"Und aus der tiefen dunklen klacht, Beladen schwer mit Schweigen, Bin ich im großen Licht erwacht: Derwunden Traum und Schwüle. Die grünen Blätter schwanken In klarer Morgenkühle und taubeseligt neigen Die Rosen sich und danken. Die Weit steht hell in Gnaden. Kun fierz, tu ab dein Bangen: Sieh, rings auf allen Pfaden Bift du beglüdt empfangen."

Der "Morgen" ist der ersten, die "Chronita" ber zweiten Abteilung biefer "Ausgewählten Gedichte" entnommen; jene enthält reine Cprit und allerlei Spruchhaftes, diese vereinigt die lprifchepischen Gestaltungen. Nebenbei bemertt, macht diese Auswahl die älteren Sammlungen Schautals, aus benen fie zusammengestellt ift (vor allen "Meine Garten"), durchaus nicht überfluffig; der Kenner Schautalicher Eprik wird hier manchen alten Liebling vergebens juden, gegen den er mandes Aufgenommene gern in Kauf geben murbe. Der Mangel an Selbstfritit, der hier zutage tritt, zerstört dem Derfasser auch manches Gedicht, das sonft ohne Sehl wäre. Man traut seinen Augen nicht, wenn man 3. B. in den Derfen "Kleine Frau" auf folgende Dergleichung ftoft:

"Dein Mund, wenn er Alltagsbinge ergählt, 3ft ein Rothengit, der im Geschirr sich qualt" (!) S. S.

So ist denn auch sein Umformen älterer Gedichte, worin er sich nicht genug tun kann, durchaus nicht immer ein Bessern, und mancher Leser wird die früheren Sassungen den späteren vorziehen.

Nach der Seststellung dieser Dorbehalte fei versucht, den Inhalt der beiden Gedicht. abteilungen in aller Kurze zu umschreiben. Die reinen Eprika spiegeln alles, was irgend das heiße Herz der Jugend bewegt: eine Cand. fcaft, die fich ftill und tief in des Dichters Seele sentt; der schwellende Jubel des jungen roten Bluts; ariftofratifche Gebarben und hochmutige, narzifhafte Selbstbespiegelungen, und daneben wieder die unbedingte hingebung und Selbstaufopferung an die Geliebte ("Ich bin so sicher bein zu sein mit allem", schließt bas schöne Gedicht "Du"), tonende Leit- und Wahlfprüche, wildes Aufbäumen einer farbendurstigen Seele gegen die graue Monotonie des Cebens, und wieder dicht daneben die Berauschtheit von der Sulle des Daseins. Am rührendsten wirtt – bei einem so jungen Dichter – das Heimweh der Jugend nach der Kindheit. Aber wie früh hat auch unsere Jugend die Kindheit verloren!

Die Gedichte der zweiten Abteilung bewegen sich in den Seelen und Kostümen vergangener Zeiten: hier wird ein eleganter, leicht posierender Dan Dyd lebendig, dort tritt ein blutloser, schmächtiger Jüngling des Delasquez mit seinem schlanken hunde aus dem schweren Rahmen. Neben einer gepuderten, hochgemiederten Rososomarquise trippelt die liebenswürdige Grisette Gavarnis oder schreitet in klirrendem Schmud herodias einher. Aus dem Gedicht, das dieser leit Moreau, Ostar Wilde, Aubrey Beardslep und Couis Corinth wieder modern gewordenen biblischen Gestalt gewidmet ist, seien die drei letten Strophen als Probe hiehergesett:

"Iwölf nachte Madden, unter stellen Brusten Golbene Gurtel, ohne haar und Sehle, Die Arme hoch getreuzt vor Kinn und Kehle, Erschauerten vor Wünschen, die sie kuften.

Herodias, ein įpālitiges gerafftes Silberdurdwirtites grūnes Slorgewand Um breite Hüften, grūtie mit der Hand. Kein Leben rann durch ihr genußerfchlafftes

Schneebleiches Antlit mit gefärbten Elbern. Ihr matter Leib hob sich bei sebem Schritte Und furchtbar funkelte in Nabelmitte Der riesige Rubin vor ihren Gliedern.

Das ist wirklich "erzgetriebnes Bildwerk des Lieds", um mit Platen zu reden.

Und derfelbe Dichter, der hier die Worte wie Quadern turmt, weiß anderwarts flüglich Strichelden an Strichelden zu reihen, um bie zarte Pastellwirtung eines Rotofogemäldes zu erreichen. Es ist gang wunderbar, wie es ihm gelingt, das Pathos ganger historischer Epochen ober einzelner martanter Perfonlichfeiten gu reproduzieren: man bentt unwillfürlich an gewiffe, einft berühmte, jest mit Unrecht vergeffene Gedichte in der erften Inrifden Samm. lung Hermann Linggs. hier wie dort handelt es fich aber nicht etwa um Balladen ober Romangen, sondern um rein Inrifde, historifde Situations- und Stimmungsbilder. Bei Schaufal find es meift monologifierende Selbstdarat. teristifen, die einen sprechenden Jug an den andern fügen. Entgleisungen sind ihm leiber auch hier passiert, so erinnert sein bramarbafierender Gona an den in prablerifden Selbitcharafteristiken schwelgenden hebbelschen holofernes und deffen Nestroniche Parodie. Aber baneben ftehen ichlechthin vollendete Gedichte, wie das "Portrat eines spanischen Infanten von Diego Delasque3" ober >La Duchesse de . . . ober ber "Muffet". Am bezwingenoften und überzeugenoften gluden ihm die Geftalten und Geften des frangosischen XVIII. Jahrhunderts, man glaubt entzudende Stiche von Moreau le jeune, Eisen ober Marillier gu betrachten, wenn man fich über diefe Gedichte beugt; und ein Tropfen unschuldiger Frivolität ftort hier fo wenig wie bort.

Wer weiß, vielleicht sputt auch hier wieder einmal die teltische Aber im Ofterreichertum, die uns den Norddeutschen manchmal so fremd, dem Pariser aber verwandt und vertraut erscheinen läßt. Dr. hermann Ubell.

Besprechungen.

Bibliothet der Auftlärung: "Beantwortung der Frage: Was ist Auftlärung? Don Immanuel Kant. Mit einer Einleitung von Dr. Fr. Jodl, o. ö. Pro-

fessor an ber Universität Wien. Frantsturt a. M. Neuer Frantsurter Verlag. G. m. b. H.

Jum erstenmal erscheint die berühmte Abhandlung Kants einzeln im Buchhandel. Zuerft veröffentlicht ward sie im Dezemberheft ber "Berlinischen Monatsschrift" im Jahre 1784. Und heute ist sie teineswegs schon veraltet. Einen hohen Genuß bietet ichon der frifche, lebendige Stil, der sich von anderen Arbeiten Kants vorteilhaft unterscheidet. Aber auch die Gedanten und Wünsche, welche in diefer fnappen, aber gehaltvollen Abhandlung zur Darftellung gelangen, sind noch heute nicht nur interessant, sondern auch attuell. Gegenüber mancherlei Reattionarem im Ceben unferer Zeit, gegenüber einer nicht selten an ben Tag tretenben Derachtung nicht bloß der flachen, fondern der Aufflärung überhaupt, tonnen fo traftige, ent-Schiedene Worte, wie wir sie hier von dem in jeder Beziehung so besonnenen Philosophen vernehmen, nur Gutes wirten. Sur Kant bebeutet Auftlarung ber Geifter eine ethische Dflicht. Denn es ift des Menfchen unwürdig, bie eigene Verstandestraft, bas eigene Denten aus Tragheit ober Seigheit brachliegen gu laffen, und ebenfo ift es zu verurteilen, wenn die Freiheit des Selbstdenkens und der Publitation der Resultate tritifder Sorfdung unterbunden wird. "Das ware ein Derbrechen wider bie menichliche Natur, beren ursprüngliche Beftimmung gerade in diefem Sortichreiten besteht". Wer aber von der Freiheit des Geistes etwas für den Staat fürchtet, dem fei gefagt: "Die Menichen arbeiten fich von felbit nach und nach aus der Rohigfeit heraus, wenn man nur nicht absichtlich fünftelt, um fie darin gu erhalten." Die Menichen gu felbständigen, ihre Sreiheit vernünftig gebrauchenden Wefen gu erziehen, fich entwideln gu laffen, dies allein ift ber menichlichen Wurde angemeffen. - Die Einleitung von Projeffor Jobl erörtert das Wefen der Aufflärung, gibt einen turgen Aberblid über die Phafen der Aufflarungsbewegung und weist auf unsere Beit felbst bin, die der Aufflärung bringend bedarf, weil ber Wiberfpruch zwischen Glauben und Willen immer fcarfer geworden ift. "Aufflarer und Aufflarung muffen wieder Ehrennamen werben, wie sie es im XVIII. Jahrhundert gewesen."

Dr. Rubolf Eisler. Graf Josef Alexander von Hübner: Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851 bis 1859. Berlin, 1904. Gebr. Paetel. I. Bb. 274 S., II. Bd. 278 S., 8°.

Unter obigem Citel hat Seldmarfhalleutnant Graf Alez. Hübner das Cagebuch seines Vaters, des

ebemaligen Botichafters bei Napoleon III., Grafen Aler. Bubner (+ 1892), der Offentlichfeit übergeben und bamit nicht nur ein Wert ber Pietat gestiftet, fondern auch unferer vaterlandifden Gefdichtsforschung einen großen Dienst geleiftet. Denn, mahrend die außere Politif der übrigen Groß. staaten Europas in der zweiten hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch Berausgabe ber Quellen und burch instematische Darftellungen bereits eingehende Behandlung erfahren hat, ist für die Kenntnis der neueren auswärtigen Politit Ofterreichs noch fo gut wie nichts gefcheben. Der Grund hiefur liegt vielleicht nicht fo fehr darin, daß die außere Politik unferes Daterlandes gleich ber inneren in biefem Beitraum eine wenig erfolgreiche war, da es uns an weitblidenden, einsichtigen Staatsmannern gebrach, als vielmehr in der Unzuganglichfeit der Quellen, einem Mangel, dem hoffentlich die heuer begrundete "Gesellschaft für neuere Defdicte Ofterreichs" in Balbe abhelfen wirb. Es ist daber doppelt freudig zu begrüßen, daß wir um ein Wert jener Gattung bereichert worden find, die speziell für die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bedeutsam ift, die fic auf zumeift perfonlichen Einbruden aufbaut und vielfach darafteriftifche Details enthalt, welche der großen Offentlichfeit naturgemäß porenthalten sind und einen Kausalzusammenhang berftellen zwischen Ereignissen, die an und für fic unerflärlich erfceinen. 3m vorliegenben Salle handelt es fich überdies um die Aufzeichnungen eines Mannes, der als Dertreter einer ber alteften und machtigften Monarcien Europas in erster Linie berufen mar, die dazumal herrichende politische Cage zu tennen, burch beffen hande die hauptfaben ber europaifchen Politit laufen mußten. Die Cetture bes Buches lehrt uns aber auch die nicht gewöhnliche biplomatische Begabung hübners tennen, seine richtige Auffassung ber Derhaltniffe und nicht gulett eine große Menfchenfenntnis, die sich in der Beurteilung jener Dersonen widerspiegelt, die damals die Geschide Europas lentten und mit denen er in regen offiziellen und privaten Beziehungen ftand (Graf Buol, Sürst Schwarzenberg, Drounn de l'houns, Walewsty, Cowley, hatfeld, Palmeriton, Cavour u. a.). Insbesondere sind Napoleon III. und die Kaiferin Eugenie an zahlreichen Stellen trefflich carafterifiert, der Kaifer in feinem beftandigen Schwanken zwischen Reaktion und Konstitutionalismus, mit den immer wiederkebrenden repolutionären Anwandlungen; die Kaiferin wieder in ihrer Dorliebe, selbst Politik zu machen.

Der Wert der Aufzeichnungen über die diplomatischen Geschäfte wird noch erhöht durch die Anführung der bezüglichen Stellen aus dem Briefwechsel hübners mit seinem Chef Grafen Buol; von nun an erscheint der lettere in einem bedeutend bessern Lichte. Bisher glaubte man ihn allein für die Migerfolge der Politik Osterreichs in jener Epoche verantwortlich machen zu müssen, aber mit Unrecht: die versehlte innere Politik, die sich in Ungarn und der Lombardei nach der Unterdrüdung der Ausstände in blutigen Mahregeln und unnützen Grausamkeiten gesiel, war es vielmehr, die uns unserer Freunde im Auslande beraubte, Osterreich immer mehr isolierte und schließlich zu den Ereignissen von 1859 und 1866 führte.

Neben den geschichtlichen Ereignissen ift auch der Gefellicaft des zweiten Kaiferreichs ein breiter Teil ber Aufzeichnungen gewibmet; wir finden die eingehende Beschreibung der rauschenden Sefte in den Tuilerien, ein lebendiges Bild ber Menichen und Dinge, des Cebens und der Intriguen am hofe, lichtvolle Würdigung des Getriebes in der neuen bonapartiftischen und ber alten legitimiftischen Gefellicaft. Alle die glangenden Derfonlichfeiten, bie in ber politischen, parlamentarischen und sozialen Welt eine Rolle fpielten, gieben an unfern Augen vorüber, fo die Sürftinnen Lieven und Bagration - zwei vornehme Aberlebende aus dem erften Kaiferreich - Graf Molas, Senator unter Napoleon I., die Aristotratie des erften und zweiten Kalferreichs, die legiti-mistischen, noch immer streng tonservativen Samilien der Saubourgs uiw.

Dieser Teil der Aufzeichnungen ist auch nicht nur für den historiker, als insbesondere für den weiteren Leserkreis von Interesse, die Letture dieses Tagebuches kann somit Sachleuten wie Laien nicht genug empsohlen werden.

Die Aufzeichnungen schließen mit dem 4. Mai 1859, an welchem Tage Graf hübner, der tags zuvor von der französischen Regierung seine Passe verlangt hatte, mit seinem Personal Paris verließ, wohin er später nur mehr als Privatmann zurüdtehren und dort seinen Lebensabend verbringen sollte. Man stand am Vorabend des Krieges, der sich auf den Schlachtsseldern der Combardei zu ungunsten Österreichs entschied. Hugo R. v. Rittersfeld.

Julius Jener: Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil. (Slawische Romanbibliothet. I. Band. Prag, J. Otto, 1904).

Die "Slawische Roman-Bibliothet" ist das Unternehmen einer tschechischen Derlagssirma, durch welches das deutsche Publitum die slawischen Autoren tennen lernen soll. Da das deutsche Publitum Costoi, Dostojewski, Curgeniess, Gortij und Sienkiewicz gut kennt, wird die neue Bibliothek in erster Reihe den Interessen der

tichedischen Literatur dienen. Schon bas konnte genügen, dem Unternehmen eine Eriftengberechtigung zu geben. Die beutsche Ceserwelt tennt von der tichedischen Literatur faum mehr als die Namen weniger Dichter. Und doch ift die Citeratur bei uns in Bohmen jene Kulturfraft, burch welche bie nationale Wiedererwedung bewirft wurde! Es gibt zwar auch icon gute Uberfetungen der tichecifchen Dichter — die Anthologie des verftorbenen Professors E. Albert 3. B. war ein wertvoller Dersuch aber wer lieft denn heute noch Derfe? Die eigentlichen literarifden Eroberer ber fremden Cander sind heute nur die Romanschriftsteller und Dramatifer. Und von dem tichecifchen Roman weiß der deutsche Ceser so gut wie gar nichts. Ich will zwar teinen Cobgesang auf biefe Gattung ber tichechischen Literatur anftimmen, es muß im Gegenteil gesagt werben, das die tschechische Eprif in ideeller wie in tednisch-formaler hinficht die Prosa hinter sich laft. Tropbem tann ber tichecifche Roman eine stattliche Jahl von Werten aufweisen, die es verdienen, auch in anderen Sprachen gelefen zu werden, umsomehr, da man heute schon nicht weiß, womit den Beighunger des Publitums stillen, und wo jede fleine und erotische Citeratur ihre Dermittler und überfeger bat. -Die neue Bibliothet wird mit einem Werte eröffnet, das freilich wenig von dem speziellen Charatter des tichechischen Romans besagt. Es ift feine Beimattunft, diese phantaftifc romantifche, in practivoll tolorierter Sprace gefdriebene Geschichte von ben beiben frangosischen Rittern, beren Aventiuren eine unglaubliche Menge von mittelalterlichen Cegenben, frangofischen und provenzalischen Sagen, feltischen und nordischen Mythen berühren. Dieses Buch hat ein Dichter geschrieben, ber sich auf bem tichechischen Boben wie ein frembartiger Dogel mit erotischem Gefieder ausnimmt, und ber fich zu feinem beimatlichen Milieu niemals in ein freundschaftliches Derhältnis zu setzen wußte. Übrigens ist diesem Autor, welcher ber lette Romantiter und der erfte fünftlerische Aristofrat der tichecifchen Literatur mar, in bem Buche eine große Studie von Jaroslav Kamper gewidmet, die den deutschen Ceser über die Individualität Julius Zeners in genugender Weise informiert. Durch die Wahl dieses Wertes soll der deutschen Ceferwelt gefagt fein, daß die tichecifche Literatur gut europäisch ist und einen weiten tosmopolitischen horizont bat. Die Aufgabe ber folgenden Bande wird fein, ihr auch davon eine Dorstellung zu geben, was dem tichecischen Roman typisch nationale Züge verleiht. Die Aberjetzung des Zeperichen Romans, der als eine glangende Evolation des mittelalterlichen Beiftes und ber altfrangofifchen Sabuliftit ernste Beachtung verdient, hat die melodischen und koloristischen Reize des Originals treulich bewahrt. S. V. Krejes.

Francesco Petrarca: Sonette und Kanzonen. Die Auswahl, Abersehung und Einseitung dieser Ausgabe besorgte Bettina Jacobsen. Im Inselverlag zu Leipzig 1904.

5. E. Köhler-fauffen: Triumph ber Liebe. Dresben. E. Pierfon. 1904.

Detrarcas Eprif ist das Innerlichste, was ein Dichter je geschrieben bat. Die Wirklichkeit einer Welt ift eine so feine, zarte und luftige, daß sie der Stimmungs- und Bilderflut eines in beständiger Bewegung sich befindenden Craumlebens gleicht. Seine Worte, die im Prachtgewande einer mit himmlischen Sternen und leuchtenden Blumen geschmüdten Sprace wurdevoll und anmutig dahinfdweben, seine Bilder, die ihm aus der Natur und der lebendig geschauten Antite gustromen, seine Gedanten, die wie aus verschleierter Tiefe heraufleuchten, sie alle bleiben traumbaft in seiner Seele eingefcoloffen, foreien nicht in den lauten Tag binaus, so daß man sich, wenn man sich ihrem Zauber hingibt, wie mitten in der Seele des Dichters felbst befindet, mittraumend, mitschwelgend in dem Raufche feiner weltentrudten Empfindungen. Er ift tein Dichter der Tribune und fein Eprifer topilch empfundener Gefühle. Er fang nur fich und feiner Menge. Er hat es als erster großer Individualist flar empfunden, daß nicht der Mensch mit der Welt, sondern die Welt mit bem Menichen fich abgufinden bat.

Kann diefer Dichter überfest werden, überfest mit der gangen Innerlichkeit feiner Worte, die in der fremden Sprache, weil fie ihren Sinn, ihren Gedankengehalt wiedergeben möchte, uns wie der Seele beraubt anmuten? Es ift, als ob man Beethoven auf Indianerinstrumenten spielen wollte. Dieser Schwierigfeit einer Übertragung waren sich noch alle überseter Petrarcas bewußt. Kohler, der sich redlich bemuht, uns Petrarcas Schätze zu gewinnen, mählte baber ben Weg ber freien Nachbichtung, auf dem ihm aber, bei aller Anertennung feiner poetischen Ceiftungen, nicht viele Petrarcafreunde willig folgen werden. Ahnlich macht es Köhlerhauffen in feiner freien Bearbeitung des "Triumphes der Liebe", die etwa einer selbständigen Komposition nach angeschlagenen Attorden des Originals zu vergleichen ift. Diefe Bearbeitung zeigt aber so viel poetisches Calent, modernes Empfinden und Seingefühl für die Schönheiten ber Dichtung Petrarcas, daß sie unter den neueren deutschen Dersuchen, für den großen Eprifer weitere Kreise zu gewinnen, mit Ehren genannt werben muß.

Bettina Jacobsen versucht nun im Gegenfat zu Kohler und Köhler-hauffen eine wirtliche Abersetzung. Das ist wohl der beste und auch natürlichste Weg, für Petrarca bei uns gu wirten. Sie ist sich ber Ungulänglichteit einer jeden derartigen Bemühung wohl bewußt. Aber was Sleiß, Sormtalent, feines Nach-empfinden und Sichversenten in das Original leiften tann, hat sie getan. Einiges ift ihr prachtig und überraschend gut gelungen. Geradezu meisterhaft übersette sie bie unvergleichlich schone Sestine "Sur alle Wesen auf der weiten Erde - " (S. 39). Wo sie fehlgriff, mo sie die Ceichtigfeit, Seinheit und Klarheit des italienis ichen Textes matt ober bleischwer und oft auch buntel wiedergibt, hat fie es wohl felbft qualvoll empfunden. Unfere Sprace baumt fich wie ein nicht zu bandigendes Pferd gegen den 3wang biefer tunftvollen italienischen Sormen wie Sonett, Sestine, Kangone auf. Eine gewisse Einförmigfeit der Reime macht fich naturlicherweise in allen berartigen Ubersetzungen unangenehm bemertbar. Trog einzelner Unguläng. lichteiten tann aber Jacobsens übersetzung aufs warmste empfohlen werben. Eine Einleitung über Ceben und Schaffen Detrarcas, sowie zahlreiche wertvolle Anmertungen zu den eingelnen Studen, hauptfächlich nach bem Kommentar Carduccis und Serraris, erleichtern das Derftandnis des Dichters.

Camillo D. Sufan.

Kleine Mitteilungen.

Die Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Osterreich (1879 bis 1904). Es war einmal, da konnte man von einem hohen Verwaltungsbeamten die Behauptung hören, der Protestantismus in Österreich habe keine Geschichte, und von einem hervorragenden Gelehrten die Versicherung, sie sei bereits genügend erforscht.

Solche Entgleisungen sind durch die überschriftlich genannte Gesellschaft ausgeschlossen. Sie beging, infolge technischer hindernisse etwas verspätet, am 21. Jänner die Seier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Ihr Begründer und Dorsigender, Oberkirchenrat Dr. Wigs-Oberlin, gab einen Rüdblick, der Schreiber dieser Teilen, der herausgeber ihrer Zeitschrift während der letzten fünfzehn Jahre, einen Ausblick.

Die Seftidrift * enthalt außer einigen Ab-

""Jahrbuch ber Gefellichaft für die Geschichte des Protestantismus in Giterreich". 25. Jahrg., Wien, Manz. 434 S. mit 10 Lichtbrucktafeln. 10 K. Wig-Oberlin, "Rickbick". Coelche, "Die evangelischen Suftinnen im Hanse Habsburg". v. Höffen, "Numismatische Denkmannen, Die Protestantismus in Giterreich". Stalsty, dur Dorgeschichte der "evangelisch-theologischen Lehranstalt" in handlungen allgemeinen Charafters solche, die sich auf die einzelnen Kronländer Cisleithaniens beziehen; die mit allerhöchster Genehmigung geprägte, von hans Schaeser modellierte und von A. Krupp-Berndorf in Silber und Bronze vervielsätigte Denkmunze zeigt auf der Bildseite die Köpse der drei dem österreichschen Protestantismus huldvoll gesinnten Monarchen Mazimilian II., Josef II., Franz Josef I., auf der Schristiete außer dem Namen und Anlaß die alten und doch immer zu erneuernden Worte: Justitia regnorum fundamentum«.

Um die innerhalb und außerhalb der "Gesellschaft" herbeigeführten Stoffe zu vervollftandigen und einen möglichft ftattlichen Bau aufzuführen, ift von mir feit einigen Jahren mit einer Reihe von wiffenicaftlichen Gilfs. traften eine instematische, sowohl bibliographische als archivalifche Arbeit in Ofterreich und ben Ezulantenstädten in Angriff genommen worden. über die icon bisher gewonnenen Ergebniffe tann hier ebensowenig gesprochen werden, wie über die Bufunftsplane im einzelnen und die zu überwindenden Schwierigfeiten. Darüber unterrichtet die berührte Sestrede, die im Drud erscheint. Nur so viel: das Ziel ist ein Werk: »Monumenta Austriae evangelica«. Einem bibliographischen Band follen die alten beutschen und flawischen Kirchenordnungen und Agenden, vielleicht auch Matriten, folgen, bann Regesten nebst den wichtigften Urtunden und Atten, endlich eine gufammenfaffende Darftellung.* Neben der Kirchenpolitik und der innerkirch. lichen Entwidlung follen die wirtschaftlichen Bedingungen und die itonographischen Augerungen zu ihrem Rechte tommen.

Man wird fragen, ob die Protestantengeschichte Cisleithaniens so viel Arbeit lohnte?

Sie zeigt doch ein besonderes Gesicht. Sie hat freilich nicht die Reize ursprünglicher Themata, aber die mannigfaltiger Variationen. Nirgends sonst dies Gemisch der Nationen und Sprachen; nirgends sonst greift die orientalische Frage so unmittelbar ein in die otzidentalische tonfessionelle. Crop aller Berührungen und Ver-

Wien. Kod, "Streislichter zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich". Selle, "Eine Bekenntnissschischer Stadt Stenr" (1597). Strnadt, "Der Bauernfrieg in Oberösterreich". Coserth, "Jur Geschichte der Reformation und Gegenresormation in Innerösterreich". Arnold "Die Salzburger in Amerika". Cossche, "Jülertaler-Nachlese". Cossche, "Nathelana". Kvacala, "Comeniana". Stalsty, "Aus dem Amisleben des ersten mährlichschlichten Tolerany-Superiniendanten". Cossche, "Eine Denkschischt über die beabsichtigte Beschränkung der Freiheiten der galizischen Drotestanten" (1825). Polet, "Die Ausbreitung des Protestantismus in der Bukowina. Bosserting best Drotestantismus in der Bukowina. Bossert, "Die Liebestätigskei der evangelischen Kirche Würtrembergs für Gierreich". Cossche und Stalsty, "Bibliographische Rundschan".

**Russschlichter als in meinem nur als Dorläuser

* Ausführlicher als in meinem nur als Dorläufer geitenden Buch: "Geschichte des Protestantismus in Ofterreich". In Umrissen. 1902. 261 S. lettungen lebt jebes Kronland in uralter Begrenzung fein eigenes Leben.

Wir haben feine bahnbrechenden Reformatoren und tonnen Cariples "fjeroenreihe" nicht verlängern. Es ift auch eine Sage, daß Enther in Ofterreich gewesen fei; felbft Melanchthon war nur am Nordrande, obschon er mit seinen Briefen falt alle Teile der Monarchie erreichte. Immerbin verzeichnen wir tüchtige Manner: Paulus Speratus, ber auf ber Kangel von St. Stephan gegen den Drieftergolibat eiferte; Mar' II. Bofprediger Sebaftian Pfauser, der vor den beiden Königen in der Augustinerfirche den Paulinismus bezeugte; Christoph Reuter auf der Rosenburg, des gelehrten Rostoder Chytraus flugen und beredten Gehilfen; Jofua Opig, ber freilich mehr ein Schwertträger als ein Friedensbote war und daher troy aller Verwendung der Stände Wien verlassen mußte; Jeremias homberger in Grag, begabt und uneigennütig, ftets bereit, feiner Aberzeugung jedes Opfer gu bringen; Primus Truber, der Schöpfer der windifchen Schriftiprache.

Wir haben Joh. Mathesius, diesen ersten bes Namens würdigen Biographen Cuthers, einen der beredtesten Prediger der Zeit und Jahrhunderte hindurch trop seiner großen Solianten begehrten Erbauungsschriftsteller.

Wir haben die Saulen der "Unität der böhmiichen Brüder" und ihre Verleiblichung in Comenius, bem Padagogen von europäischer Berühmtheit.

Neben die Märtnrer-Bischöfe Cranmer von Canterburn, Carranza von Coledo, neben Italiens Occhino, Carnesecchi und Paleario stellen wir Johann von Casco und den Franzistanergeneral Cupatino; neben den Daldezschen Reform- und Dermittlertreis in Italien die hoftheologen Josefs II., die seine Coleranzpläne förderten.

Meben Coligny und den Oraniern tonnen sich wohl unsere Ungnad und Khevenhüller, haffenstein, Budowa und Bierotin feben laffen. Wir haben feinen Cromwell und "Großen Kurfürsten", entichlossene Dertreter protestantifcher Weltpolitit, aber auch teinen Philipp II. und Cubwig XIV., bafür die mertwürdigen Ericheinungen jener drei Kaifer, die ben Protestantismus im umgefehrten Derhaltnis gu ihrer perfonlicen Neigung begünftigen und eine Reibe von evangelischen Surftinnen im hause habs. burg, unter benen Maria Dorothea eine ber feltenften Ericheinungen in der Frauenwelt heißen darf. Wir betlagen feine Bartholomausnacht, fein Wuten ber Inquisition, aber Blutgerichte, Dragonaben, Verbannungen, gesperrte und gesprengte Kirchen.

Begeisterung und Martyrerfreudigkeit wechselt mit Phaakentum und fahnenflüchtiger Seigheit. Neben den helden in den Waldenfer Edlern Piemonts, der Cevennen und der église du désert, stehen die todesmutigen Banern Gberdsterreichs und jene trenen, geduldigen Alpler, die den Protestantismus durchwinterten, die der Cenz unter Josef das Eis schmolz.

Aus dem Protestantismus Osterreichs rangen sich keine weltbewegenden Schöpfungen los, wie Independentismus, Methodismus, Dietismus und Auflärung, obwohl wir an ihnen teilhaben dursten, aber wir rühmen uns jener "Unität", bie in den herrnhutern ausslang, jener einzigartigen Gemeinschaft mit ihrem Friedensstiftersinn, ihrem erhabenen sittlichen Ernst, ihrer sorgfältigen Jugenderziehung, ihrer unermüdlichen Reformarbeit.

Soll ich noch an die Exulantensproffen erinnern, um zu zeigen, welche geistigen Kräfte neben den materiellen die Gegenresormation abgestoßen hat, z. B. an die Gneisenau und Derfflinger, die tiegel und Schleiermacher?

Genug zum Beweise, daß die österreichische Protestantengeschichte des Schweißes wert ist. Freilich liegt die Frage nabe, ob unser konfessionelles Wetterglas zu so weiten Wanderungen ermutige? Allein ein besserer Barometerstand ist vorläusig nicht zu erhoffen. Man muß darauf vertrauen, daß es immer nüchterne und einsichtige Männer geben wird, die von Sanatismus und Strebertum unbessecht bleiben.

Unfere "Gefellschaft" öffnet ihre Core weit. Sie fragt nicht nach Nation und Konfession.

Jeder ist ihr als Sörderer und Mitarbeiter willfommen, sofern er nur die Eine Bedingung erfüllt, die Wirklichkeit erkennen zu wollen.

Möchten auch diese Zeilen bazu beitragen, ihr neue Freunde zuguführen!

Prof. Dr. Georg Coeiche. Ein großer arcaologischer Sund in Agnpten. herr Legrain, ber fich fcon lange mit Ausgrabungen und Restaurierungs. arbeiten in dem Ruinenfeld von Theben beschäftigt, hat fürglich in der Nabe des Ammontempels von Karnaf einen ebenso reichen, wie interessanten Sund gemacht. Er entdedte außerhalb der Tempelmauern eine große und tiefe Grube, welche mit abwechselnden Cagen von Erde und von Statuen angefüllt war. Die Statuen lagen, eine neben der anderen, magrecht, das Gesicht nach abwärts gefehrt. Darunter war eine Erdicicht, bann noch eine Reihe Statuen, wieder Erde, und fo fort, in vielen Etagen. Im ganzen wurden da 450 Statuen gefunden. Die Statuen sind mit Inichriften verseben, aus benen bervorgeht, daß sie Könige, hohe Würdentrager und fonft berühmte Leute ber 2. bis 26. agpptischen Dynastie barftellen. Nach den Untersuchungen von Cegrain ist die Anhäufung dieser Masse von Statuen in folgender Weise zustande gekommen. Zurzeit, als die Ceute lebten, welche in diesen Statuen dargestellt sind, stand der Ammontempel in hohem Ansehen. Damals herrichte der Brauch, Steinbilder von hervorragenden Mannern in diefem Tempel aufzustellen. In dem langen Zeitraum von 3500 Jahren, mahrenbbeffen diefer Brauch herrichte, wurde die Jahl diefer Statuen natürlich fehr groß. Bis jum Jahre 1000 v. Chr. war Theben eine blühende Stadt und der Ammontempel reich und hochgeehrt. Dann aber jolechte 3eiten berein. Die Priesterschaft wanderte aus und in 668 v. Ch. eroberten und plunderten die Affprier die Tempelstadt. Drei Jahrhunderte lang konnte sich Theben von diesem Schlage nicht erholen und erst im vierten Jahrhundert vor Christi gingen die Ptolemäer daran der Stadt wieder emporzuhelsen und den Tempel wieder herzustellen. Es konnte natürlich nicht daran gedacht werden, diesen in seiner ganzen Ausdehnung zu restaurieren. Nur ein Teil davon wurde dem Derfall entrissen und es entstand die Frage, was mit den allenthalben in den weitläussigen Tempelruinen vorhandenen Statuen geschehen solle. Um sie vor Zerstörung zu bewahren, wurden sie reihenweise in weiche Erde gebettet, in jener Grube ausbewahrt, in der Cergain sie nun gefunden hat.

A. S.

Seuilleton.

Die Plastik-Ausstellung der Sezession.

Es war bekanntlich die Wiener Sezession, die aus den Ergebnissen der modernen Kunftentwicklung für das Ausstellungswesen zuerst bie Konsequenzen 30g. Durch fein gestimmte Interieurs, durch die forgfältig erprobte Wirtung ber Bilber aufeinander und beren flug berechnete Jahl zeigte fie, daß fie die Bedeutung und Aufgabe des Bildes erkannt bat. Und so lebendig war diese Ertenntnis, daß die wechselnden Bilber Anregung zu immer neuen Raumgestaltungen gaben. Diesmal wurde ber Derjuch gemacht, nur Plaftit auszustellen, aber bem Raume fehlt, verrat er auch die geübten hande, das Aberzeugende der einzig möglichen, weil notwendigen Sorm. Ein Bild hing die Sezeffion so an die Wand, daß es für sich allein, aber auch als Glied einer beforativen harmonie fprach. Die Bildwerte bagegen sind wie in einem Mufeum aufgestellt, von allen Bujammenhangen gelöft, lediglich als artiftische Objette ber Besichtigung bargeboten. Sehlt hier bemnach das Wiffen um die Bedeutung und Aufgabe ber Plaftit? Ich fürchte, unfere gange Zeit hat tein rechtes Derhaltnis zu ihr.

Das Kunstichaffen der Dölfer läßt in zwei Arten sich sondern: in das kultische und das individuelle. Die griechische Plastit war während eines langen Zeitraumes kultisch. Das ganze Dolf schuf sie, nicht der einzelne. Undifferenziert wie die Anschauung des Cebens waren die kunstlerischen Mittel, den Konventionen der Kunst unterwarf man sich wie den vererbten Dorstellungen von der Gottheit. Die Kunst war eine öffentliche Angelegenheit, wie die Religion und Politik, alles Persönliche trat zurüd. Bei

dem Wertstättenbetrieb gab es nur felten Einzelruhm, niemals fünftlerifches Proletariat, weil jebe Kraft organisch ihre Verwendung fand. Solange eine einzige Ibee alle gleichmäßig umspannt halt, wie in der griechischen Kunft bis Prariteles, wie in der driftlichen Gotit, herricht die fultifche Kunft. Berfplittert biefe Ibee jedoch, erlifcht sie ober verbindet fich mit den betero. genften Sondereriftengen gu heterogenften Gebilden, dann beginnt die individuelle Kunft. Sie währt nun schon seit der Renaissance. Wie das Derhaltnis zum Ceben sind die Mittel bes Ausbrudes vielfältig geworben. Der Einzelne steht im Dordergrund, seine besondere Art, die niemand anderer teilt, verleiht ihm den Wert. Der Künstler entfernte sich aus dem Schupe des sozialen Derbandes und ist den glücklichen und tragifchen Möglichkeiten feines Berufes leichter ausgesett; neben ihn trat als Auftraggeber ber Macen. Es ift natürlich, daß fich in beiden Epochen die Kunfte verschieden entwidelten. Die griechischen Tempel und gotischen Kathedralen waren Riesenschöpfungen nationaler Krafte und Sehnsuchte, die in wunderbar geheimnisvoller Ordnung ihr Gewaltiges durch die Architettur, ihr Pathetifches burch die Plaftit, ihr Liebliches durch die Maltunft gu formen mußten. Der Busammenhang der Künste murde niemals gelöft, von der Architettur befamen Plaftit und Malerei mit neuen Aufgaben neue Blute. Seit den Tagen der Renaissance ist es anders geworden. Die monumentale Freste wurde vom fleinen Staffeleibild verbrangt, die Malerei um ihr fruchtbarftes Arbeitsfeld gebracht. Auf fic allein gestellt, fouf fie jedoch eine Welt unaussprech. licher Schönheit, gelangte zu einer Derfeinerung der Probleme und Mittel, die der Frestomalerei niemals gelungen mare. Derderblicher wurde der Plaftit die Trennung von der Architettur.

Sie suchte und erfüllte nicht ber Malerei gleich die neuen Gefete ihres Sonderdaseins und schaltete sich baburch aus bem großen Entwicklungs. strome aus. Etwas Entfrembetes, Kaltes ichlich fich in die allgemeine Dorftellung von der Plaftit, ber Durchschnitt ihrer Ceiftungen fant immer tiefer. Ingwischen murben auf bem Gebiete ber Malerei die siegreichen Kampfe um die neue Kunft gefchlagen, die fclieflich gum Impressionismus gelangte, den unfere Zeit ohne Uberhebung neben die Errungenichaften ber vergangenen stellen barf. Und wie um die Niederlage der Plastit gegen die Malerei vollends zu besiegeln, tam das Genie Rodins, trug diese der plastischen gerade entgegengesette Anichauung auch in die Bildhauerei und icuf die impressionistische Dlastit. welche die lette Erinnerung an die mutterliche Architettur abgestreift hat.

Mannigfach sind unter ben Bilbhauern bie Wüniche, Dersuche und Bestrebungen, ebenso verwirrt die Meinungen unter den Kunftfreunden. Diefe Unficherheit ftellt einer Plaftit-Ausstellung gunachft bie Aufgabe, durch Dorführung aller reprafentierenden Künftler über ben gegenwärtigen Stand der Dlaftit zu unterrichten. Es mare ungerecht, der Sezellion für bas Geleistete nicht zu banten, beweist sie ja aufs neue, daß sie allein das Wiener Kunftleben auf europaifcher hohe erhalt. Aber die Gerechtigfeit verlangt auch, jene Meifter gu nennen, die gu einem völlig treuen Bilbe fehlen. In der Gruppe der impressionistischen Plastit vermißt man ihren Schöpfer Robin, vermißt Medardo Roffo, der, über die Grengen der Plastit hinausgehend, die zerfließende Wachs-form nur noch von Licht und Schatten beftimmen läßt, vermißt Charpentier und den Norweger Digeland. Dafür ist Jules Desbois hier, der in einer Bufte Rodins alle Kunfte ber frangofischen Technit, in der "Quelle" die großen Stugen nicht unterbrochener Tradition zeigt; ist Emile Bourdelle hier, deffen virtuos gemachter "Beethoven" beutschem Empfinden taum gujagen burfte; ift Carabin, ber Kleinplastifer, hier und Ruth Milles. Serner tommen die Stilbestrebungen nicht gang gum Ausdruck. Man fieht Aristide Maillol nicht, die große hoffnung der Parifer, nicht Minne, der mit Bilfe ber Gotit gur Unperfonlichteit ber fultifchen Kunft beimtehren möchte. Aber Konstantin Meunier, ber burch ben Naturalismus bindurch zum heroischen Stil gelangte, ist mit einem "Bergarbeiter" vertreten, beffen tonigliche Wurde ein unvergefliches, bas ftarffte Erlebnis biefer Ausstellung ift, Abolf hilbebrand bat eine meisterliche Frauenbuste geschickt, Christian Behrens einen dramatifc tomponierten "Doipus", August Gaul seine prachtvollen Tiere, Franz Megner den befannten Kopf eines Greises, den die Prager moderne Galerie in Marmor ausführen ließ, hugo Cederer ein "Kauerndes Madden", bas neue Calente bes ploglich berühmt Gewordenen enthüllt, Bermann Cang eine florentinisch anmutende weibliche Bufte. Einzelne Künftler, die weniger burch eine Rich. tung als durch ihre Perfonlichfeit intereffant sind, fehlen: Genger, hahn, Tuaillon, Wrba, Frémiet, Bijl, Croubentoi fallen mir ein; andere wieder sind vorhanden: die Frangofen Bartholomé, Dalou, Dampt, Salguière, Gardet, ber Bruffeler Jules Lagae, ber das fabelhafte Konnen der belgischen Plastit hat, die Deutschen hubler, Siegwart, Tafchner und Wagner. Auffallend spärlich ift die Beteiligung der Wiener Bildhauer. Alfonso Canciani hat einen sehr guten "Steinwerfer" ba, ber vielverfprechende Josef Hanaf die Halbfigur eines Mädchens, Ivan Mestrović ein geistreiches Bildnis, Josef Müllner ein paar anmutige Gruppen. Mit der ernstesten Arbeit tommt auch diesmal Edmund Hellmer. Sein Brunnen der Caftalia ift in allem Plaftifchen meifterhaft, aber eine wenig gegludte Architettur ichwacht ben Einbrud.

Als ein Großer ift Mag Klinger bei seinem Eintritt in die Kunft begrüßt worben, fürftliches Chrengeprange begleitete viele Jahre feines Schaffens. Der begeisterte Jubel, den die Rabierungen wedten, blieb noch dem Maler treu, bampfte sich erft, als Klinger sich gang ber Plastif zuwandte. Und boch ift es allen, die sehen konnen, klar, daß er nicht etwa hinunterstieg, daß dieser Weg vielmehr zur hohe führt. Klingers ungeheures Ringen, die Uberfulle ber Gefichte, die fich in den Solgen rabierter Blatter ichildern, auf den Bildern in große Symbole faffen ließ, nun in die harte plaftiiche Sorm zu bannen, ift ein Schaufpiel von folcher Größe, daß es zum Schweigen jene zwingen mußte, die es als Juschauer erleben durfen. Anstatt beffen ift es beinahe Mobe geworben, im Klingerichen Wert allerhand Ungulänglichfeiten zu entbeden. Seine fritifche Geifter haben, um Sormprobleme bemuht, gewiffe Luden porsichtig angedeutet, naseweise Kunstplauderer tappisch auf fie hingewiesen, wie boshafte Schuljungen auf die zerrissene hose bes Cehrers. Aber es handelt fich beim "Drama" ebensowenig wie bei den früheren plastifchen Schöpfungen um Details, die leicht einem mittelmäßigen Bildhauer beffer gelingen, sondern um die großen Motive von wunderbarer Schönheit. Georg Creu, der Direttor des Dresdener Albertinums, in deffen Stulpturensammlung das "Drama" aufgestellt werden foll, hat die außere und innere Geschichte ber Gruppe ergahlt. Den erften Anftof gab der prachtvolle Körper des Athleten Raffo, des Modells für den nadten Riefen, der wie gum Kampf auf Tod und Ceben mit verzweifelter Anstrengung den Aft vom Baumftumpf bricht. Als Klinger fpater gebeten wurde, diesen Entwurf eines Athleten für die Dresdener Kunstausstellung von 1899 herzugeben, fügte er als Urjache des Kampfes in wenigen Tagen das liegende Weib hingu, das sich zum Tode verwundet an ben Selfen flammert; eine Zeitlang bachte er auch baran, die Worte: BELLI BOERORUM IMAGO als Deutung in den Sels zu meißeln. Umfang und Gestalt der Gruppe waren in ihrem ersten Entwurfe durch die schräggestellte Rechtedsform eines Marmorblods bedingt, ben Klinger während seiner griechischen Inselfahrten

auf Paros hatte liegen sehen. Die Dersuche, biesen Blod zu gewinnen, scheiterten jedoch und ber Künstler entschloß sich zur Derwendung von Tiroler Marmor. Ein glücklicher Kauf in Caas sicherte ihm einen schönen Blod, der die Gruppe nunmehr einem aufrechtstehenden Rechtede einzuordnen, die Gestalten um fünfzig Zentimeter zu heben gestattete und schließlich den Meister anregte, auf der Rückeite jene Mädchengestalt aus dem Stein wachsen zu lassen, die sich der Sterbenden zürtlich entgegenhebt.

Während der Strett um sein jüngstes Wert tobt, hat sich Klinger neuen Kämpfen, neuen Siegen zugewendet. Und man erinnert sich der lächelnden Worte Goethes: "Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt." hugo haberfeld.

Von der Woche.

- 14. Janner. Schluß des steiermartifchen Candtages.
- 15. Die philosophika-historikae Klasse ber Kaiserlichen Atademie der Wissenschaften in Wien verleiht den Grillparzer-Preis im Betrage von 5000 Kronen Gerhart hauptmann für sein Drama "Der arme heinrich". Eröffnung der Telephonlinie München—Wien.
- 16. Reichsratsabgeordneter Wenzel Sehnal (geb. 1856) in Großdorf bei Kojetiz †.
- 17. Franz Kossuth erklärt in einer Rede in Jaszberenn, "ein unabhängiges Ungarn, das mit den konföderierten Staaten Osterreichs in Personalunion sebe, blühe und gedeihe", als das Ideal seiner Partei.
- 18. Im Wahlbezirk Croppau wird handelsschulprofessor Dr. Sommer (freialldeutsch) mit 705 von 791 gültigen Stimmen zum Reichsratsabgeordneten gewählt. — Karl v. Hepperger (geb. 1833), Advokat und Candeshauptmannstellvertreter, in Bozen †.
- 19. Seierliche Übernahme des f. f. technologischen Gewerbemuseums in Wien in die Staatsverwaltung. Die Troppauer handels- und Gewerbefammer erklärt, an ihrem seit fünfzehn Jahren präzisierten Standpunkt, einen eigenen Abgeordneten in den Reichsrat entsenden zu dürsen, seitzuhalten und enthält sich daher der Wahl. Sürstprimas Kardinal Daszary erklärt in einem Schreiben an den erzbischssichen Ditar in Tyrnau, daß er es "tief bedauern und außerordentlich misbilligen" würde, wenn Geistliche in irgend einer Sorm eine "nicht auf ungarischer nationaler Grundlage beruhende, sogar ungarfeindliche" Parteipolitik unterstützen würden.
- 20. Julius Graf Szaparn (geb. 1832), gewesener ungarischer Ministerprasident, in

- Abbazia †. In einer Wählerversammlung in Prag erklärt der Reichsratsabgeordnete Candesgerichtsrat Dr. Pantucek, daß die Cscheen sich Dersuchen gegenüber, eine Derständigung zwischen den Cscheen und Deutschen herbeizusühren, "gewiß nicht ablehnend verhalten werden, vorausgeset, daß es sich um einen ehrlichen Frieden handelt, der keine programmatischen politischen Prinzipien verlett." Eine Dersammlung ruthenischer Dertrauensmänner in Czernowiz beschließt eine Resolution, wonach eine Sanierung der kricklichen Verhältnisse nur durch eine Teilung der Diözese in eine ruthenische und eine rumänische erfolgen könne.
- 21. 25jähriges Jubiläum der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Ofterreich. Erste Aufführung des Crauerspieles "Das gerettete Denedig" von Hugo v. Hofmannsthal im Berliner Cessing-Theater.

Der Grillparzer. Preis. Seit dreißig Jahren verwaltet die kaiserliche Akademie der Wissenschaften die Grillparzer Preisstiftung "zur hebung der deutschen dramatischen Produktion". In jedem deitten Jahre ist nach den Bestimmungen des Stiftbrieses ein Preis von fünfzehnhundert Gulden d. W. in Silber für das relativ beste deutsche dramatische Werk (ohne Unterschied der Gattung) zu verleißen, welches im Cause des letzen Trienniums auf einer namhasten deutschen Bühne zur Aufführung gelangt und nicht schon von anderer Seite durch einen Preis ausgezeichnet worden ist.

Bisher ift unter ben beutsch-öfterreichischen Dichtern nur Ludwig Anzengruber biese Chre guteil geworden, und zwar für feine Wiener Weihnachtstomodie "heimg'funden". Die übrigen Preisgefronten: Adolf Wilbrandt, Ernft von Wildenbruch, Gerhart hauptmann und Otto Erich hartleben gehören dem Deutschen Reich an. Gerhart hauptmann ift nun gum britten Male durch den Grillparger-Preis ausgezeichnet worden. Den Dichter in Ehren! Wir haben nicht zu untersuchen, ob fein "Armer heinrich" mit Recht oder Unrecht als das relativ beste bramatische Wert der letten drei Jahre erflart wurde; wir haben nur zu verzeichnen, daß von allen Seiten die Frage aufgeworfen murde, ob benn feinem öfterreichischen Dichter ein Anrecht auf jenen Preis zutame, der den Namen des größten deutschen Dichters trägt, der einer ber porgüglichften Ofterreicher gewesen ift. Auch wir stimmen dieser grage bei, benn es scheint uns, als hatte das Preisgericht vergessen, daß auch Ofterreich einige, und zwar gang vortreffliche Poeten nennen tonne. Entschuldigt tann biefer Gedachtnisfehler nur baburch werben, daß die Namen diefer dramatischen Dichter in Wien weniger geläufig sind als in Berlin, wo ihre Werte in Anwesenheit des Burgtheaterdirettors zuerft zur Darftellung gelangen. Diele wollen barin eine Ironie bes Schidsals erbliden. Aber im Grund ist es doch nur das Wohlwollen der Burgtheaterleitung, die nun einmal der Meinung ist, das Gute und somit auch bas "relativ Beste" tonne nur von Berlin fommen, daher muffe den heimischen Dichtern die vaterlandische Buhne so lange verschloffen bleiben, bis fie fich eine ehrenvolle Anertennung in Berlin errungen haben.

Abgesehen von dieser Surcht vor der heimatlichen Kunst, von der auch das Preisgericht der Grillparzer-Stiftung befallen zu fein icheint, fommt noch eine Bestimmung des Stiftbriefes in Betracht, der übrigens tein Meisterwert juriftischen Scharffinnes ift. Demnach follen jene Werte ausgeschlossen bleiben, die icon "von anderer Seite" durch einen Preis ausgezeichnet worden find. Nehmen wir nun den Sall, ein Theaterdirettor schreibt eine Preistonturrenz aus; er widmet für bas "relativ beste" Stud einen Betrag von 200 Kronen und gahlt ihn auch einem gludlichen Autor aus, beffen Wert dann allgemein als das beste einer Periode anerkannt wird. Da der Dichter bereits durch einen wenn auch noch fo geringen Preis geehrt wurde, bleibt ihm die wohlverdiente Auszeichnung durch ben Grillparger-Preis im Betrage von 5000 Kronen versagt.

Sreilich, zur Zeit, als biefer Stiftbrief errichtet wurde, gab es in Ofterreich keinen anderen Preis und es scheint diese Klausel in Betracht des gleich ehrenvollen Schiller-Preises eingefügt worden zu sein. Seither haben wir aber einen

Bauernfeld- und einen Raimund-Preis und außerdem Preistonkurrenzen einzelner Bühnen. Diese für die Dichter verhängnisvolle Klausel des Stiftbrieses mag die jüngste Preiszuertennung einigermaßen entschuldigen, die gewiß dem Willen Grillparzers nicht entspricht. Das Urteil der Preisrichter regt vielmehr zur Frage an, ob es nicht angezeigt wäre, die Dichter schrieben einen Preis für die "relativ besten" Preisrichter aus.

Siegfried Wagners breiaftige Oper "Der Kobolo" wurde im Jubilaumsstadt-theater aufgeführt. Die Direttion diefer Bühne erklärte, die Volksoper pflegen und huten zu wollen. Dolksoper, das kann doch nur eine volkstumliche Oper fein. Nach Sensationen luftern, ift die Bubne nun icon beim "Kobold" angelangt. Was foll bas Dolt mit einer Oper anfangen, die mit Abstrattionen und mit Sombolif pollgestopft, einem Repertorium der deutichen Sagen gleicht und felbst einem erfahrenen Literaturprofessor Kopfgerbrechen verursachen muß? Lieb Seelchen machft mir blauen Dunft! Und was fühlen wir, wenn ein Kobold behauptet, endlich erlöst zu sein? Als Siegfried Wagner den "Barenhäuter" schrieb, ift er wirklich volkstumlich gewesen — in der Dich-tung, in der Melodit, in der Suhrung des Ordefters. Seitbem ift ber Condicter, ber reigende Einfälle forglos und leicht verwendet hatte, ju einer ftrengen Große hinaufgeschmeichelt worden, daß er fich in fymbolifden Beziehungen, in Ceitmotiven, in orchestralen Kunften gar nicht genugtun tann. Ein anonymer Siegfried-Gelehrter hat 110 Ceitmotive im "Kobold" aufgespürt. Armes Dolf! Der Jauber einer anmutigen, frifchen Begabung ift durch Willens Macht, burch bie Afpirationen ber Cednit erftidt. Gleichwohl find die Bluten des Calents. mag ihr Duft auch verflogen fein, noch ertennbar. Der "Kobolo" enthalt noch manche rührende Melodie, in den Rüpelfgenen manche flotte, frohe, fraftige Weise. Dielleicht erholt fich bas fraftige Baumchen wieder. Aber es braucht Sonne, Licht, Freiheit. 3m Dunkel finnarmer Symbolit, in ber Enge bedrudender Technit wird es nicht gedeihen . . . In dem angeblich vollstumlichen hause herrichte dasselbe Dunkel wie im Texte. Es war in der Sinfternis unmöglich, auch nur einen Blid ins Tertbuch zu werfen. Gegen ben Unfug ber total verfinsterten Jusquauerraume sollte das Publitum endlich remonstrieren. Die Worte bleiben bei der jest üblichen musitalifchen Behandlung unverständlich - auch die Buhne ift zumeift im halbbuntel. Dollige Umneblung der

Sinne. Klassiker — da geht's noch. Die kennen wir. Aber man tann boch ein neues Wert nicht schon bei der Uraufführung im Kopfe haben! . . . Die Darftellung genügte faum beicheidenen Anspruchen, obwohl Alerander von Semlinsty für die Aufführung feine volle Kraft eingeset hatte. Es war schmerzlich, tief betrübend, den Sohn des Unfterblichen, der Bayreuth aufgerichtet hat, mit einem verfehlten Werte und mit teilweise unmöglichen Buhnentraften ben gewissen außeren Erfolg ertrogen gu feben. Die Sunde wider ben Dater murbe auch geahndet. Der alte, untilgbare Wagner-Bag, der fich feit dem Umschwunge der Zeiten nicht mehr öffentlich zeigen barf und in mitleidswürdigen Kreaturen fich vertapfelt hat, friecht jett wieder hervor und speit, was den Dater nicht mehr erreichen fann, nun mit emporender Behaglichteit gegen den Sohn.

r. h.

r.

Gastspiele. Eleonora Duse und Serdinand Bonn waren wieder in Wien und haben die Kritif wieder reichlich beschäftigt. Ihrem angeborenen Widerspruchsgeist tam der eine mit seinen Kapriolen geradeswegs entgegen, mabrend die andere fie zwang, jedes Oppositionsgeluste auszuschalten und Dariationen über ibr einmal angestimmtes Coblied zu singen. Bedentt man, daß grau Dufe, feitdem fie nicht mehr im Dienste D'Annungios frondet, reuig zu ihrem alten Rollenichat gurud. getehrt ift und daß fie damit zwei bis dreimal im Jahre zu uns tommt und bennoch immer wieder Referententarten ausschicht, ob fie nun die entsetliche Kameliendame, die schredliche Magda oder die auch nicht fehr angenehme Bedda Gabler spielt, so wird man begreifen, wenn die Cobesvariationen nach und nach in leerer Phraseologie sich verpuffen. Das stolze Bewußtsein, daß Frau Duse in Wien entbedt und diese Entdedung in gang Europa und Amerita bestätigt worden ift, verpflichtet nun einmal zur Aufrechthaltung des ersten Begeisterungstaumels. Was Wunder, wenn die Dithpramben in Ermanglung neuen fachlichen Substrats ichlieflich ungezügelte Sormen von bewußtlofen Quartalsraufden angunehmen beginnen. Bei einigem Befinnen mußte man allerbings merten, daß frau Duje uns faum noch etwas zu sagen hat, was sie uns nicht schon viel ursprünglicher gesagt hatte, und daß ihr pfocologifder Realismus heute an ber fcauspielerischen Altersgrenze steht, wo an die Stelle der bezwingenden Unmittelbarteit die Manier tritt und mit ihr die abstumpfende Monotonie. Dies wurde am deutlichften ertennbar in der Rolle der Mirandolina, die grau Duse nach vielen Jahren jest wieder in Wien gespielt hat. Was war das damals für ein lebensfrisches Ding gewesen, anguseben wie eine wilbe Rose, saftig wie eine Traube, listig wie eine Schlange und dabei doch ein naiv-tandelndes Kind voll füßer Begehrlichfeit, das in feiner landlich. treuherzigen Einfalt stets auf feine Frauenwurde bedacht ift. Jest fpielt grau Dufe die luftige Wirtsfrau mit gepubertem haar, als eine vornehme Dame, die mit den verrudten Mannern ihr fcelmifc Spiel treibt, rein nur, um einige Abwechslung in ihr blafiertes Dafein zu bringen. Ohne Zweifel, es war feinfte Kunft, was sie uns bot, und bewunderungswürdig war die abgeflarte Schalfhaftigfeit, womit sie ihre Derse pointierte. Allein Goldonis Mirandolina war es nicht, was sie spielte, es war auch nicht mehr die Duse von fruber. Und gar, wenn fie nach den Attidluffen mit müben Schritten vor die Rampe trat, um mit ichmerglichem Cacheln für den Beifall gu danten, da fühlte man: hier waltet außerer 3wang, nicht inneres Muffen. Durch eines erfreut aber die Dufe immer wieder, fo oft fie gu uns tommt, durch ihr beweistraftiges Beifpiel, daß auch ber Schauspieler, der gezwungen ift, auf Gaftspielreisen fein Beil gu fuchen, eine pornehme Künftlernatur bleiben fann. Wüßte man dies nicht aus ihrem Beispiel, herr Bonn zwänge uns, an die Unumitoflichfeit des Gegenteils gu glauben. Was bat der Mann zu werden perfprocen, als er hier mit feinem hamlet und feinem König Richard die junge Generation gegen das alte Burgtheater aufzumuhlen begann. Er fonnte sich gar nicht genug luftig machen über die Cradition der hofbuhne, und es war wirklich ultig anguseben und anguboren, wenn er in Privatfreifen die Sturmfgene aus "Konig Cear" topierte, wie sie von Sonnenthal, Robert und Cewinsty gespielt wurde. Man glaubte, ber Mann, der mit dem Stile der alten Schule so grundlich aufraumte und ihn so toftlich parobierte, werde die Schaufpielerei mit neuem tünstlerischen Geift erfüllen. Allein es war nur ein Sturm im Wafferglafe, von prablerifcher Selbstüberbebung in Szene gefett. Aus dem Burgtheater-Derachter murbe fein Mittermurger, tein Schaufpieler, ber uns ein tunftlerifches Innenleben zu offenbaren hat, nicht einmal ber "ibeale Affe" Mietsches, der feine Aufgabe in der getreuen außeren Wiedergabe von Charatteren sucht, sondern ein eitler Pfau, dem jede Rolle nur gerade dazu bient, um darin das Rad feiner technischen Aberrumpelungstniffe effektvoll aufzuschlagen. Was war das für ein fläglicher Meineidbauer, den Bonn uns diesmal verfette. Nicht ein echter Con tam aus feiner mit falfchen Theatralismen überlabenen Darbietung. Und dazu wollte er am felben Abend

